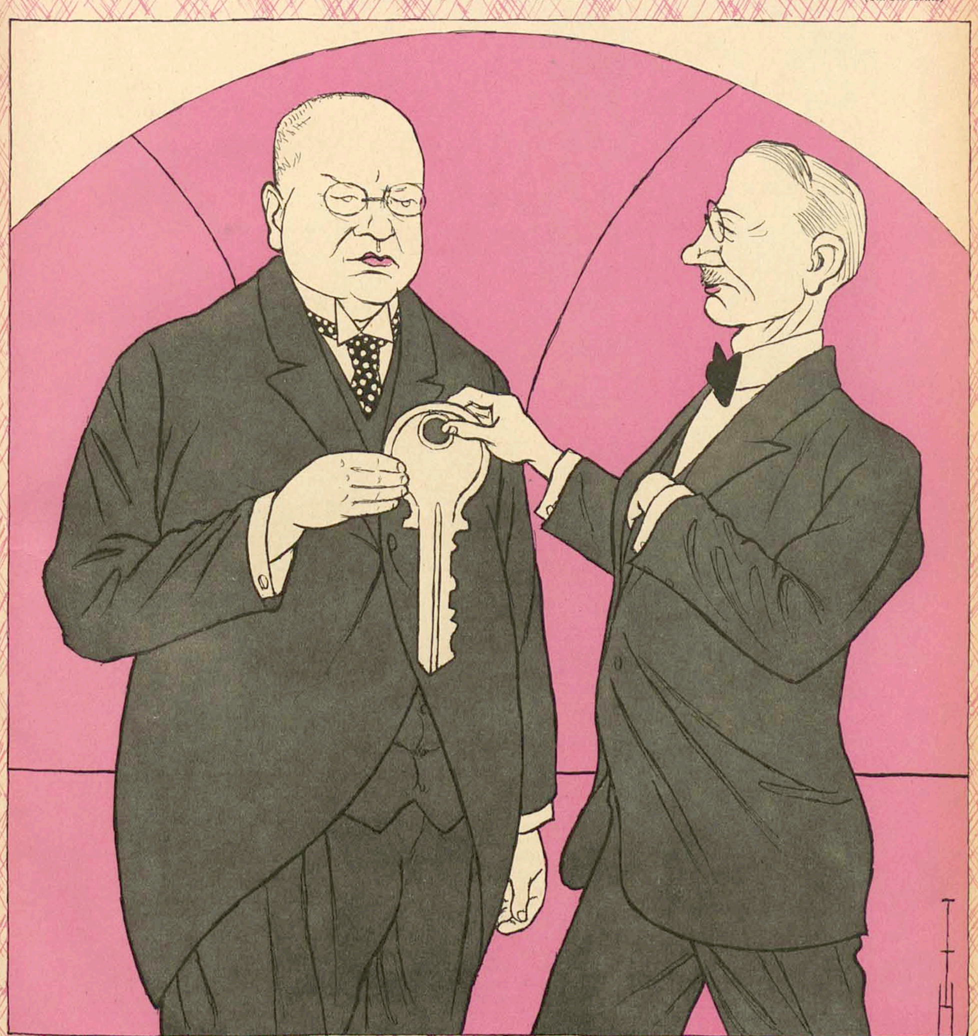
Stuttgart, 1. April 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Schachts Abschied

(Th. Th. Heine)



„Hier haben Sie den Schlüssel zur Reichsbankkasse, lieber Luther. Das große Geheimnis meiner politischen Begabung nehme ich mit mir!"

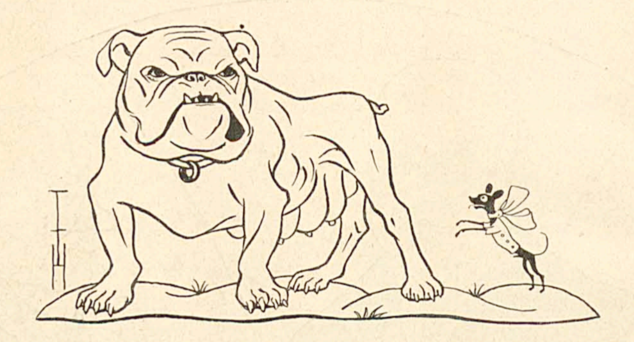
Dann ade ———

Wenn die Reichswehroffiziere
trotz der strammsten Treueschwüre
Hitlerpropaganda treiben —
Wenn die Reisen Nikolais
dunkel wie das Bild von Sais
und auch so verhüllt verbleiben —:
Dann ade, du gutes Stück
Republik!

Macht man nichts als Schutzgesetze
gegen dieser Brüder Hetze,
die sich immer dreister brüsten —
Läßt man sie getrost im stillen
Säbel schleifen, Bomben füllen
und zum großen Schlage rüsten —:
Dann ade, du gutes Stück
Republik!

Will sich hier kein Besen regen,
diesen Saustall auszufegen,
wo sich üble Dünste blähen —
Will man wie die guten Kälber
still und opfermutig selber
in des Metzgers Schlachthaus gehen —:
Dann ade, du doofes Stück
Republik!

Benedikt



Tristans Liebestod oder Tragödie der Verfeinerung

Eine Geschichte mit einer halben Tendenz von Willy Seidel

Es handelt sich um einen Hund. Eigentlich um zwei Hunde, von denen der eine weiblichen, der andere aber männlichen Geschlechts ist. Das letztere steht zunächst in peinlicher Frage. Denn an dieser Sexualunterscheidung hängt eine Art von Problem: das des Unharmonischen. — Sehen wir zu.

Wer besitzt diesen Hund? Eine alte, eine sehr alte Dame, jenseits der achtzig; und er wohnt in ihrem Muff. Es ist eine Kombination von Pompadour und Muff, wenn man so will; eine von außen weichbepelzte, innen seidenheimliche Angelegenheit . . . In diesem kleinen Lotterbett, diesem winzigen Lupanar, lebte er also, Gott befohlen. Er ist zehn Jahre alt geworden; zuweilen steckt er den Kopf aus der Öffnung, und sein spitzes Schnäuzlein nimmt eine Prise frischer Luft. Er hat mokkafarbene Kugelaugen und lebhafte Ohren; zuweilen sagt er sehr hoch und dünn (mit dänischem Akzent): „Wwà wwà . . .“; eine Äußerung, die wir als Bellen hingehen lassen wollen . . . Ein lächerliches und schrilles Geräusch übrigens, durchaus eindruckslos und unwirksam. Die alte Dame ist zwar sehr taub, sie hört es aber trotzdem; sie stopft seinen Kopf sanft in das Lupanar zurück, beugt sich etwas herab und murmelt: “What's the matter, Tristan dear? —“ Denn der kleine Hund heißt (Gott mag wissen warum) Tristan.

Die alte Dame ist Amerikanerin, und sie verlebt ihren Lebensabend in Europa, metallhaltiger Gewässer wegen, die ihre Verkalkung hintanhalten sollen. Das tun sie, denn die Greisin ist relativ rüstig bis auf kleine Behinderungen. So zum Beispiel gesellt sich ihrer fast völligen Taubheit ein getrübtes Gesicht hinzu, das sie mit grünlicher Hornbrille bekämpft. Sie läßt sich von Herrn Jodokus Hierlinger, einem stellenlosen Masseur, im Rollstuhl umherschieben, wohin immer ihre Altedamenlaune sie lockt. Ihr Organ ist tief rasselnd und tyrannisch. Wenn sie aber mit Tristan verhandelt, wird es seltsam weich und klingt wie eine Cellosaite. “What's the matter”, fragt sie, “Tristan dear?”

Sie hat es halb routinemäßig gefragt, denn sie weiß aus Erfahrung, daß beim bloßen Klang ihrer Stimme jenes kleine törichte Blaffen flugs aufhört, von einigen wegwerfenden Seufzerchen gefolgt. Sie weiß, daß Tristan ein fallendes Blatt gesehen hat, einen Kinderreifen, ein Vögelchen . . . Dann keift er los, das Dummerchen, halb aggressiv und halb erschreckt. Sieht es aber bald ein und muschelt sich wieder in sein Lotterpfühlchen zurecht. Wer kann auch wissen (denkt sie in ihrem nasalen Englisch), wie die Welt sich in so einem Köpfchen malt. (Hand aufs Herz! Auch du kannst's nicht wissen, lieber Leser, und bist doch sicher viel gescheiter als die gute alte Amerikanerin.) Diesmal jedoch geschieht etwas Ungewohntes, nie zuvor Erlebtes. Denn Tristan läßt sich nicht zurückstopfen; er läßt's nicht zu, nein! Er bohrt sich durch die klappigen Finger durch und schießt (das ist das Wort!) — schießt also vom Rollstuhl herab und ist nun auf einmal gar nicht mehr da, sondern irgendwo außerhalb, in unverantwortlicher Weise gewissermaßen die Zügel selbstherrlich und spielerisch an sich reißend . . .

“Oh God”, sagt die alte Dame und sinkt im Rollstuhl zurück.

Herr Hierlinger stoppt augenblicks und pfeift schrill durch die Finger. Er sieht die Katastrophe, und wiewohl er langsam denkt, begreift er doch, daß Tristan nicht in die freie Natur gehört, sondern mit allen Mitteln und schleunigst wieder eingefangen werden muß, ehe Schlimmeres passiert. Es ist ein Rehpinscher. Und zwar ist es ein Rehpinscher bis zur letzten vorstellbaren Grenze dessen gezüchtet, was man Rassereinheit nennt. Gefährliches Wort! Mengt sich nicht bereits in diesen Begriff etwas Anrüchiges? Und bei Tristan ist es in der Tat Degeneration, die sprunghaft dorthin führt, wo die Merkmale des Wesens sich tückisch zu zersetzen drohen, aufzulösen ins schwer Definierbare, fast Rattenhafte. Kann man diese zitterbeinige Kreatur, diese fröstelnde Andeutung eines Hundes, die eine blaue Seidenschleife trägt, groß wie ein Kinderwagenrad, die an dieser Schleife s c h l e p p t, noch Hund nennen? Und woher wissen wir, daß es ein männlicher Hund ist? (Die alte Dame, zu ihrer Ehre sei es gesagt, ist sich bis zu diesem Moment noch im unklaren gewesen, sie hat es uns also nicht verraten, und hätte sie es gewußt: wären gerade w i r die Vertrauensleute gewesen, um die peinliche Bestimmtheit solcher Wissenschaft entgegenzunehmen? Tristan s e l b s t ist es, der uns jeden Zweifel raubt.)

Irgendwo ist ein Herr vorübergegangen, ein Herrenreiter auf dem Weg zum Tattersall, ein unbekümmerter junger Mann, der sich Motion macht . . . Zu ihm gehört die breitgebaute, getigerte englische Bulldogge, die ihm in weitem Abstand folgt.

Lutherisches Glaubensbekenntnis

Unsren Reichsbanknoten-Kutter,
von Herrn Schacht befreit,
steuert jetzt der Doktor Luther
durch die Not der Zeit.
Wird er Auseinanderwickler
der Verwirrnis sein?
. . . Jedenfalls der Leitartikler
setzt sich für ihn ein:
Prima prima Eigenschaften
birgt der Mann in sich,
und er wird's bestimmt verkraften!
. . . Na denn hoffentlich,
nach dem Wonnemorgenrote
und dem Vorapplaus,
fällt einst auch die Abgangsnote
dementsprechend aus.

Ratatöskr

Lasten-Ausgleich

(E. Schilling)



„Angenommen ist der Young-Plan nun einmal. Jetzt kommt es nur noch darauf an, die Lasten so gerecht zu verteilen, daß der Besitz nicht darunter leidet!"

Sie folgt langsam, auf Umwegen und bereit, sich zerstreuen zu lassen. Prächtig entwickelte Zitzen, zwölf an der Zahl, schwappen an ihrem Bauch wie Glockenschwengel. Einem sonoren Zuruf jenes fernen Herrn entnehmen wir, daß sie Floppy heißt, — ein treffender Name. Floppy hat ein breites Gesicht und sabbert silbernen Gischt aus ihren rosa Lefzen, die schwarzgesprenkelt herabhängen, ein brutaler Vorhang von Fleisch vor einem entsetzlich wohlassortierten Gebiß. Ihr Brustkorb ist gewaltig und muskelstrotzend; so bewegt sie sich einher, die gekrümmten Vorderbeine weit auseinandergesetzt. Ihr ganzer Hinterleib wirkt wie ein bloßes Anhängsel, denn sie verjüngt sich rapid in der Taille, und so wird der Hinterkörper gleichsam nur aus Gründen der Balance mitgezogen. Denn fehlte er, so würde Floppy hilflos nach vorne kippen mit ihrem mächtigen Schädel, den wellig samtene Haut umhüllt. Silbergrau, kämpft sie sich vorwärts, mit schleimigem Rasseln aus verstopften Nüstern. Nun, sie ist undelikat genug, um uns fast zum Schweigen zu bringen. Ein stählern wippender Stummelschwanz sei noch erwähnt.

Und diese blendende Erscheinung ist's, die Tristan unwiderstehlich nach sich zieht. Er bellt nicht; er ist stumm und verbissen darauf aus, sie zu erreichen. Er kommt nicht allzuschnell vom Fleck, das macht die Kleinheit seiner Trippelschritte; doch für seine mikroskopischen Verhältnisse ist es das letzte, was er an Hast aus sich herausholt; behindert durch diese enorme blaue Seidenschleife, die wie ein Schmetterling mit den Flügeln wippt. Die Entfernung verringert sich. Er hört nicht das ächzende, in Ohnmacht ertrinkende: "Oh God" seiner Besitzerin; nicht den schrillen Lockpfiff des Mannes. Er sieht Floppy: er ist ihr Opfer.

Und nun erreicht er sie. Und nun geschieht etwas Gräßliches.

Floppy steht still. Sie steht wie ein Monument, asthmatisch keuchend. Sie dreht sich nicht um dabei. —

Sie merkt vielleicht nicht einmal die Kreatur hinter sich; spürt vielleicht (so grausam ist das Leben!) nicht einmal das kleine hauchzarte Geschnupper, das seidenfeine Rascheln, die kleine degenerierte Geschäftigkeit . . .: Sie gibt sich asthmatisch grunzend, träg und stur glotzend, ihrem Empfinden hin. Und als sie fertig ist, kratzt sie kolossal mit den Hinterklauen im Rasen, ins Ungefähr hinein, und merkt, daß ihr dabei ein Ding in die Quere kommt, das sie wegschleudert, das mit einem kleinen Plumps irgendwo hinter ihr, weit hinter ihr, landet.

Sie wendet sich, watschelt zurück und untersucht den Fall.
Es ist eine pitschnasse blaue Schleife, und darunter verzuckt, mit bebendem Gestrampel, ein Wesen, das sie irgendwie an eine Ratte erinnert. Sie hebt das Ganze auf einen Raffzahn: dann aber muß sie gähnen. Unabweislich gähnen. Sie öffnet ihre ungeheuerliche Zahnfleischpracht, und das Ding fällt ihr wieder aus dem Maul.
Sie begeifert es angewidert. — Es ist ein Anblick von einer maßlosen, einer unverantwortlichen Brutalität.
Schwamm darüber.

Dichter-Dämmerung

Die Berliner Theaterdirektoren stehen den Werken der Bühnendichter längst nicht mehr mit der früher üblichen Ehrfurcht gegenüber. Daß ein Stück unter dem vom Autor gewählten Titel herauskommt, gehört schon zu den größten Seltenheiten — meist wird sogar der hausgemachte und schon angekündigte Titel noch einmal umgeändert. Aber auch vom sonstigen Text bleibt oft wenig stehen — von dem verbesserten Aktschluß und dem völlig umgedrehten Ende nicht zu reden. Hier wirkte Piscator bahnbrechend. Als man Mehrings „Kaufmann von Berlin" probierte, kam ein Schauspieler atemlos zum Autor gerannt, der sich resignierend in das Konversationszimmer zurückgezogen hatte, und keuchte: „Mehring, Mehring, gehn Se rasch auf die Bühne —: gerade wird ein Wort von Ihnen gesprochen!!"
Ein anderer Dramatiker war neulich kurz vor seiner Premiere zum Tee geladen, und die Dame des Hauses fragte ihn, ob es ein ernstes Stück sei oder ein Lustspiel.
„Tja", achselzuckte der Arme, „das kann ich Ihnen leider nicht sagen, gnädige Frau: ich war heute nicht auf der Probe — — —"

Kaki

Nach dem „Tag des Buches"

(Wilhelm Schulz)



„Könnten Sie mir diesen Goetheband nicht doch lieber gegen ein Pfund Schweizerkäse umtauschen?"

Im fernen Land

Mister Egnock — John Oliver Egnock aus Chicago . . . Von Beruf . . .? Ich weiß nicht recht. Irgendsowas in Cornedbeef, glaub' ich . . . Aber kein Banause vielleicht. O nein — keine Spur! Im Gegenteil. Kommt alle zwei Jahre nach Europa herübergegondelt. Zwecks Bildung! Yes indeed! London. Paris. Berlin usw. Und München — Hofbräuhaus, Festspiele und so. Er findet München „the most interesting town of all the world" . . . Wir hatten uns im Frühjahr Sechsundzwanzig auf dem „Nockherberg" kennengelernt. Beim Salvator. Er gab mir seine Adresse. Wenn ich mal nach Chicago komme . . . Er war besoffen wie ein Loch . . .

Tatsächlich bin ich im vergangenen Sommer nach Chicago gekommen und hab' ihn aufgesucht. Wir saßen auf einer abendlichen Terrasse. Vor uns die milchweiße Riesenfläche des Michigansees. Mister Cornedbeef — will sagen Egnock — starrt elegisch einem abziehenden Dampfboot nach und pfeift ein paar Takte aus Lohengrin. Innig und falsch. Aber unverkennbar Lohengrin — Gralserzählung. Faktisch! Mitten am Michigansee!! Ich frage ihn: „Sie lieben Wagner?" Er strahlt mich aus seinen glasblauen Kinderaugen begeistert an. „O yes, I do! Ich sein eine große Verhehrer von die deutsche Romantik. Ich haben besucht in Ihre München alle historical places aus diese Wagneropera . . ." — „Historische Stätten? Aus Lohengrin . . .? Wo denn zum Beispiel. . .?" staunte ich. Mister John Oliver Egnock lächelte nachsichtig. „Oh — zum Beispiel diese — diese heilige Berg . . . you remember? Wo wir haben zusammen getrunken die viele, gute Bier . . . Wie heißt die Berg . . .? 'xcuse a moment . . .!"

Versunken pfeift er noch einmal die ersten Takte der Gralserzählung. Dann ruft er erleuchtet aus: "Oh — now I remember it . . . Mont Salvator!!!"

Caren

Lieber Simplicissimus!

Auf der großen Flottenabrüstungskonferenz kam das Lunchgespräch einmal auf frühere Kongresse, darunter auch den Wiener 1815. Macdonald meinte, es sei doch für das Fürsten- und Schranzenwesen bezeichnend, wie viele moralisch durchaus anfechtbare Menschen damals eine große Rolle gespielt hätten . . . „Wenn Männer wie Talleyrand, Fouché, Metternich usw. heute lebten . . ." — „dann säßen sie hier", unterbrach ihn Briand.

Trost in Tränen

(M. Frischmann)



„Sehn Se, Fräulein, nu können Se sich ruhig fünf Stunden lang überjeben und haben noch immer 'n halbes Stündchen Vorsprung vor der Eisenbahn!"

Geschichten vom Ruhm

Der Ruhm ist entschieden etwas Mysteriöses. Zum Beweis dessen erzählte mir einmal Friedrich Karinthy folgende Geschichten:

Lange Jahre pflegte er in Budapest, wo er zu Hause ist, in einer Delikatessen- (ließ: Feinkost-) Handlung regelmäßig einzukaufen. Dies änderte sich auch nicht, als er geheiratet hatte, gut geheiratet — die Tochter eines bekannten Warenhauses. Immer war er ein Kunde unter Kunden gewesen, aber eines Tages trat, ehrfürchtig lächelnd, der Chef auf ihn zu: „Verehrter Meister, verzeihen Sie, aber meine Frau wünscht seit langem Sie kennenzulernen, dürft ich . . . . . ." — „Mit Vergnügen", sagte gehoben der Meister, und schon trat eine dicke, freundliche Dame mit neugierigen Augen auf ihn zu. „Gestatte, liebe Amalia", der Chef sagte das schwungvoll, „gestatte, daß ich dir vorstelle . . . das ist der Schwiegersohn von Ignaz Böhm." —

Die zweite Geschichte ist aber ganz rätselhaft. Karinthy hat ihren Sinn nie ergründet. Vielleicht liegt es daran, daß die Psychologie des Beamten überhaupt zu schwierig ist.

Es war im Krieg. Man stand Schlange wegen irgendwelcher Karten, die auf Namen ausgefolgt wurden. Karinthy stand mitten drin. Trostlos. Der Beamte starrt in seine Liste, murmelt, stutzt plötzlich und sagt: „Friedrich Karinthy." Karinthy stürzt vor: „Hier." Der Beamte bezaubernd: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des berühmten Schriftstellers?" — „Nein" (endlich, endlich einmal hat man was davon, daß man ein geistiger Mensch ist, der zum Ruhme der Nation usw. — — —), „nein, der bin ich selber." Der Beamte sieht ihn streng und dienstlich an und sagt scharf: „Dann warten Sie, bis die Reihe an Sie kommt." — Aus!

E. P.

Die Berufsstörung

Ich betrat das „Romanische Café" und wurde gleich von einem jungen Mädchen, das ich flüchtig kannte, angerufen. Sie war in verzweifelter Stimmung; sie wußte sich nicht mehr zu helfen. Ausführlich klagte sie ihr Leid. Da hatte sie vor Tagen einen Mann kennengelernt, der sie brutal wie ein Pferdeknecht behandelte. Er mißachtete, kompromittierte und schlug sie sogar, wo, wie und wann er nur konnte. Und sie war darüber noch glücklich gewesen. „Nun", so sagte sie, „trotz allem Surrealismus, trotz aller neuen Sachlichkeit gehen dekadent masochistische Gedichte immer noch wunderbar." Und aus ihrem Zusammensein mit dem Manne war die herrliche erste Strophe des Gedichtes, das den Titel „Das Glück deiner Schläge" führte, entstanden.

„Na", sagte ich, „da geht es Ihnen ja gut. Da ist ja alles in Ordnung."

„Wo denken Sie hin", antwortete sie, „gestern kam ich wieder mit ihm zusammen — da war er so lieb und nett, so gut und zärtlich zu mir, wie man es sich von einem Mann nur immer erträumen könnte."

„Na", sagte ich, „da geht es Ihnen ja noch besser."

„Das glauben Sie", antwortete sie mir, „woher soll ich nun um's Himmels willen die zweite und dritte Strophe meines Gedichtes nehmen?!"

Hans Kafka

Standesgefühl

(Karl Holtz)



„Siehste, Willem, erwerbslos sein kann heute jeder, aber freiwillig uff Arbeet vazichten, det is Klasse!"

Das Erbarmen

Von J. K. Hesse

„Ich habe heute dem Notar dieses Testament übergeben:
Da ich fühle, daß sich mein Leben bald dem Abschluß nähern soll, habe ich den törichten Wunsch, gewissermaßen mit einer erläuternden Geste die Abreise anzutreten. Ich war immer einsam und trug mehr Verlangen nach Liebe, Güte und Wärme in mir, als ich mit Worten ausdrücken kann und mag. Unter meinesgleichen, den Königen von Dollars Gnaden, erfror mir die Seele und das Herz. Sie nannten mich den sentimentalen Geldsack. Ich wurde es müde, ein leeres Schlemmerleben zu führen und, ein armer Fürst, Sehnsucht und Wünsche nach Dingen zu haben, die man nicht durch Hingabe eines Schecks erwerben kann. Ich zog die Kleider der Armut an, ich wollte Menschen finden. Seit einem Jahr führe ich das Leben eines Bettlers. Ich glaube, es geht zu Ende. Ich fühle, es bleibt mir nicht mehr viel Zeit. Nicht lange mehr kann ich warten und suchen. Wenn ich sterbe, soll mein Besitz — Geld, Land, Häuser und Schätze — an den übergehen, unter dessen Dach ich das letzte Lager einnehme. Ich verschenke, das ist mein Wunsch und Wille, alles Gut an den Menschen, der sich, wenn der Bettler scheidet, in selbstlosem Erbarmen seiner annimmt — — —."

Der alte Mann, der den ganzen Nachmittag auf einer wackeligen Bank der städtischen Gartenanlagen gesessen hatte, klappte den Rockkragen hoch, faltete das beschriebene Papier zusammen, legte ein Stückchen blaue Pappe darum, schob ein Endchen Bleistift in die Westentasche und sagte: „Ich hätte früher beginnen sollen. Nun dunkelt es schon. Es wird kalt. Mich friert, mir ist wahrhaftig nicht gut."

Er stand auf, warf einen Blick auf den verdüsterten Himmel und schob sich müde vorwärts, mit gesenktem Kopf, den Blick auf die Stiefelspitzen gerichtet. Als er den Ausgang des Gartens erreicht hatte, blieb der Alte eine kleine Weile stehen, unschlüssig, welche Richtung und welche Straße er nehmen sollte. Er schüttelte den Kopf, fiel in ein kurzes, stoßendes Selbstgespräch, machte einige hilflose Bewegungen mit den Händen und schlug endlich den Weg ein, der zu beiden Seiten mit Akazien bepflanzt war und in eine breite Chaussee auslief, der Verbindung der Stadt mit den Dörfern und Vororten. Nach halbstündiger





Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**: das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Wanderung setzte sich der müde Mann ächzend auf den Rand des Chausseegrabens, lehnte sich rücklings an einen weißgekalkten Wegestein und schloß ermattet die Augen. Er atmete heftig, mit halboffenem Mund. Bisweilen zuckten seine Glieder wie von Schüttelfrost ergriffen. „Es ist noch zu früh im Jahr“, sagte der Alte und kroch mühsam auf die Straße zurück, „es ist noch zu früh. Mutter Erde wärmt mich noch nicht.“
In der Ferne erglänzten die gelbleuchtenden Fenster eines einsamen Hauses. Von rasch erwachten Wünschen getrieben wanderte der alte Mann den tröstlichen Lichtern entgegen. Er schleppte sich keuchend vorwärts, taumelte und fiel kraftlos zu Boden. Nach einer Weile erhob er sich wieder und versuchte seinen Weg fortzusetzen. Die Füße wollten ihn nicht tragen. Er schwankte wie ein Betrunkener. Manchmal umfaßte er haltsuchend die Bäume an den Wegseiten und verharrte, einen Baumstamm als einzigen Freund und Helfer, einige Minuten mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen. Als er endlich das Haus erreicht hatte, besaß er nur noch soviel Kraft, um die Klinke zu drücken und den Hausflur zu betreten. Er zitterte heftig, tastete nach den Wänden und fiel dröhnend auf den steingetäfelten Fußboden. Eine Stubentür wurde aufgerissen, und ein Mann und eine Frau erschienen im Türrahmen.
Die Frau schlug die Hände zusammen.
„Was will der Kerl?“ sagte sie. „Solch ein Lump. Ist betrunken und fällt in fremde Häuser!“
Der Mann beugte sich forschend über den Liegenden.
„Der ist nicht betrunken — der ist krank!“
„Schöne Geschichte!“
„Wohin mit ihm? Zum Arzt?“
„Willst du um den fremden Lumpen da stundenlang durch die kalte Nacht laufen? Und wer bezahlt?“
Das Ehepaar schwieg und sah sich böse und ratlos an. Nach einer dumpfen, gehässigen Pause sagte die Frau: „Ich will keinen Landstreicher in meinem Hause haben. Pack. Gesindel —“
„Faß zu. Raus mit ihm!“ sagte der Mann und schob seine Hände unter die Schultern des Liegenden. Die Frau faßte die Füße des Alten; für einen Augenblick schwebte der hagere Körper über dem Steinfußboden, der blaue Pappdeckel schob sich aus der Tasche, das weiße Papier flatterte ein wenig und raschelte hin.

„Warte“, sagte der Mann und ließ den Alten nieder, griff das Papier auf und las mit neugierig mißtrauischem Blick. Er las mit offenem Mund, seine Augen weiteten sich, die Brauen zogen sich hoch, fast bis an den Ansatz des Kopfhaares.
„Fass' zu“, sagte er hastig, „fass' zu! Rasch in die Stube. Auf das Sofa mit ihm!“ Die Frau schüttelte den Kopf. Kaum lag der Kranke im warmen Zimmer auf der Lagerstatt, riß sie mit gierigem Griff das seltsame Papier an sich.
„Das ist ein Testament“, flüsterte der Mann, „lies! Der drollige Kauz hat ein prächtiges Testament gemacht.“
Die Frau stierte wie behext auf die Buchstaben, faßte sich an den Kopf und brach los:
„Du — — —!“
„Na?“
„Du — ich glaube, ich werde verrückt!“
„Unsinn“, sagte der Mann, „lachen wirst du. Fühl' an, wie kalt die Hände sind. Warte nur, morgen — — —“
Die Frau kniff die Augen zusammen und überlegte. Dann sagte sie listig: „Steck' das Papier zurück. In seine Tasche. Wir dürfen nichts wissen. Wenn er wach werden sollte und das Testament bei uns entdeckt — — —?“
„Ja“, sagte der Mann, „du hast recht. Weg mit dem Papier. Hol' einen Schluck Wein aus dem Keller, es wird sich bezahlt machen!“
Die Frau klapperte die Stiegen abwärts; in der Küche knallte ein Pfropfen. Sie kam mit einem Glas Rotwein, faßte den Liegenden unter und flößte ihm vorsichtig den duftenden Trank ein. Der müde Wandersmann öffnete ein wenig die Augen und betrachtete mit leisem Verwundern den über ihn gebeugten Frauenkopf. Er erhob schwach die Hand, schluckte noch etwas Wein, lächelte und hauchte ganz zart: „Danke —“ Dann ließ er langsam die Hand sinken, schloß die Augen und blieb stumm.
Einige Wochen später, an einem Frühlingsabend, kam der Mann, der den Fremden unter seinem Dach beherbergt hatte, aus der Stadt zurück nach Hause. Schleuderte mit einem Fluch Hut und Stock in die Stubenecke und sagte grimmig: „Die behördlichen Ermittlungen haben ergeben, der Tote war ein wohnungsloser Schriftsteller, ein Bettelschmierant — — —!“
Die Frau umkrampfte mit beiden Händen die Tischkante: „Und — das Testament — — —?“
„Unsinn — eine angefangene Arbeit. Eine Erzählung.“
Die Frau brach in ein tolles, wütendes Lachen aus. Sie hob die Hand und schlug den Mann klatschend ins Gesicht. „Eine Erzählung“, schrie sie, „eine Erzählung! Und du Esel hast ihm unseren Wein zu saufen gegeben — — —“

Es liegt in der Luft — — —

Wo du hinsiehst, nichts als Krisen.
Alles splittert, wankt und kracht,
während draußen auf den Wiesen
sich der Frühling ruchbar macht.

In normalen Menschenbrüsten
regt sich neu der Liebestrieb —:
Hitlerknaben, Kommunisten
denken nur an Stich und Hieb.

Beide siehst nervös du rutschen
auf dem Stuhl mit den Popos:
beide möchten gerne putschen,
beide schlügen gerne los!

Leider lehrte die Erfahrung:
wer zuerst putscht, putscht vorbei —
und man hofft zwecks Blut-Einsparung,
daß der andre dümmer sei.

Drum muß man den Gegner kitzeln,
bis er wütend demonstriert
und gespornt von klugen Spitzeln
schließlich die Geduld verliert — — —

Darin stimmen logisch-praktisch
beide völlig überein:
Ruh und Frieden darf — rein taktisch —
keinesfalls im Lande sein.

Ja, es riecht nach Diktaturen —
— draußen riecht es auch nach Mist:
nur, daß jener auf den Fluren
produktiv und nützlich ist — — —

Karl Kinndt

Krisenstimmung in Berlin W

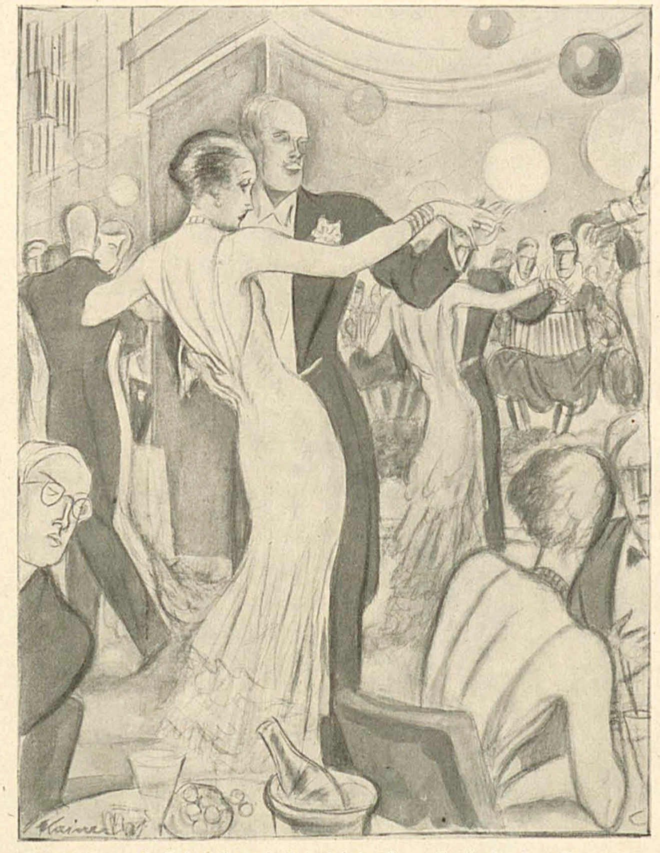
(Olaf Gulbransson)



„Legen Sie mir für alle Fälle ein Proletenkostüm zurecht, Jean, – vielleicht Frackanzug mit braunen Schuhen."

Chance

(L. Kainer)



„Finden Sie auch, lieber Freund, daß sich im Tanz die Seele einer Frau offenbart?" — „Ja, aber Gott sei Dank ist noch ein Körper darum herum!"

Beim Versicherungsagenten

„Fliegen Sie? Ich meine ... berufsmäßig ... Nein? Spalte achtzehn — setzen wir: nein ... Löwenjagden auch nicht ... gefährliche Filmaufnahmen — nein?"
„Nach welchen ... ich meine: wie machen Sie das, wie teilen Sie Ihre Kunden ein —?"
„Na, also wir nehmen keine direkt gefährlichen Berufe: Einbrecher oder Leute, von denen wir wissen, daß sie sich immer gleich totschießen, wenn bloß mal 'ne kleine Börsenbaisse ist ... Die scheiden überhaupt aus. Dann: die Arbeiter; ja, also da sind wir sehr vorsichtig. Lassen Sie mal 'n Streik kommen, 'ne kleine Demonstration ... schwupps, schießt die Polizei ... nein, da sind wir sehr vorsichtig. Das ist Gefahrenklasse sechs — wird gar nicht genommen oder so hohe Prämien ..."
„Und Gefahrenklasse fünf?"
„Polizeibeamte."
„Und: vier?"
„Nationalsozialistische Agitatoren. Das ist schon nicht so gefährlich — da ist ja viel Geschrei ... aber die versichern wir noch alle Tage. Kost' natürlich 'ne Kleinigkeit. Dann haben wir vier a, vier b, drei ... zwei — ja — zwei."
„Wer ist das? Ich etwa?"
„Nein, ich glaube nicht. Das sind die Leute, die von Berufs wegen auf bayrischen Bahnen fahren müssen. Also das ... hm."
„Und Gefahrenklasse eins — also die unterste?"
„Das ist für Jungens. Also — wenn da mal einer in Fürsorge kommt — wissen Se, wie heute schon die Fürsorge is ... nicha? Es werden ja 'n bißchen viel totgeschlagen ... das kost auch Zuschlag."
„Ja ... aber ... wenn nun alles Zuschlag kostet und alles eine besondere Gefahrenklasse ist ... wie ... wie um Gottes willen soll ich mich denn da versichern? Haben Sie denn gar nichts, was normal ist? Ich bin Kaufmann, eine ganz normale Versicherung —? Ohne Zuschlag —?"
„Ohne Zuschlag? Ohne Zuschlag?" (Hier stand der Versicherungsagent auf und sah mich an. Und sprach:) „Ohne Zuschlag? Da müssen Sie schon General werden! Das wär 'n Geschäft ...! Aber, lieber Herr, was wollen Sie? Die Leute lassen sich nicht versichern. Warum? Wenn einer General ist: das ist so gut wie 'ne Lebensversicherung —!"

Peter Panter

Was willst du von mir?

Möchtest du meine Frau werden,
Da meine Haare schon grau werden,
Schon größtenteils sind?
Möchtest du über mich lachen?
Soll ich dir Freude machen?
Oder ein Kind?

Willst du die Peitsche spüren?
Soll ich dich ausführen?
Brauchst du Geld oder einen Rat?
Willst du nur mit mir spielen?
Oder gefielen oder mißfielen
Dir Taten, die ich tat?

Warum bist du so still?
Soll ich dich beklagen?
Sag' doch einmal: „Ich will . . .“
Oder sonst ein deutliches Wort. —
Soll ich dich verjagen?
Ja. Geh zu!
Nein! — Du!
Bitte, bitte, geh nicht fort!

Joachim Ringelnatz

Lieber Simplicissimus!

Graf Keyserling hielt einen Vortrag über die Ehe. Danach hörte ich folgendes Gespräch: „Was halten Sie davon?“

„Ach“, seufzte der andere, „wissen Sie, ich wünschte, ich wüßte über diesen Punkt ebensowenig wie Keyserling!“

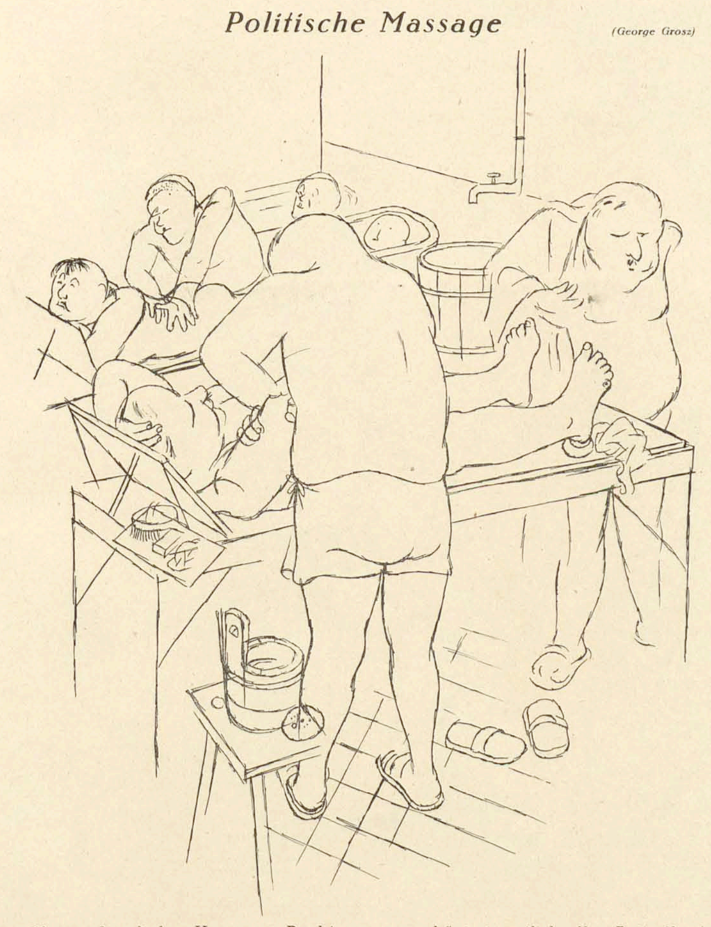
•

Heinz Müllers junge Frau muß auf dringenden ärztlichen Rat in ein Bad zur Kur reisen. Nachdem sie dem Dienstmädel Marie besonders die Versorgung des verlassenen Gatten ans Herz gelegt hat, reist sie ab. Als Heinz an diesem Abend — natürlich — sehr spät das gattinlose Heim betritt, findet er auf der Garderobe folgenden Zettel:

„Falls Sie noch irgend etwas brauchen:
ich bin im Bett,
Marie!“

Politische Massage

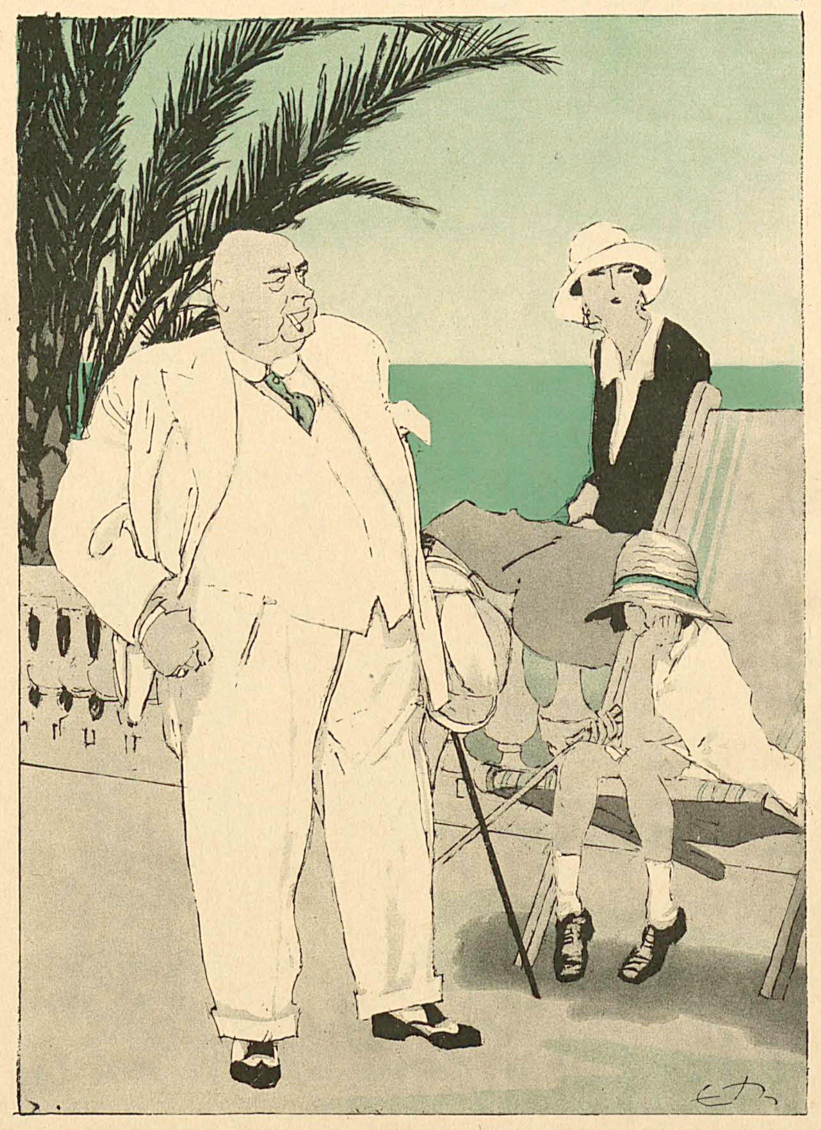
(George Grosz)



„Wissen Sie, lieber Herr, von Rechts wegen gehört eigentlich alles Fett allen!“

Aufopferung

(E. Thöny)



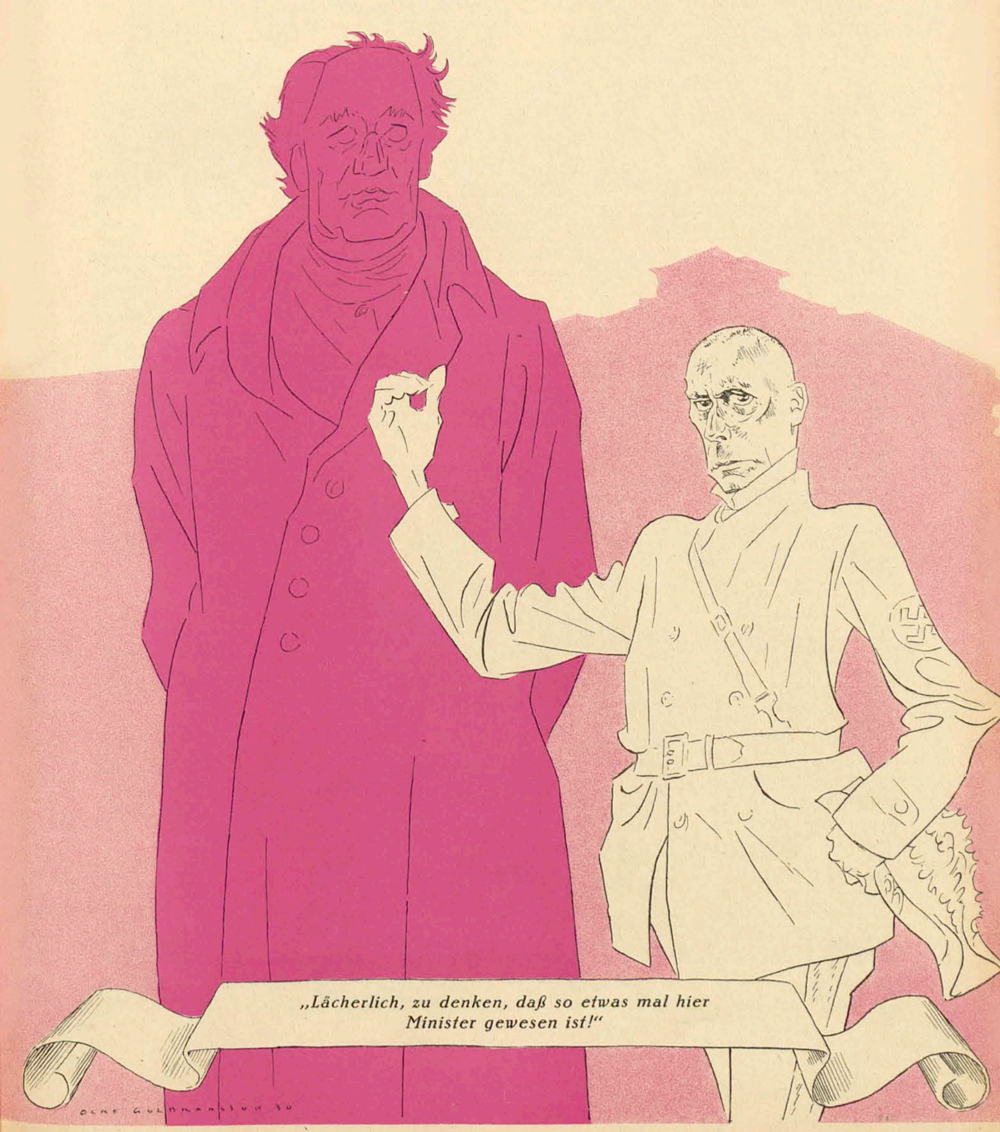
„Es ist geradezu patriotische Pflicht, unser Geld dem Vaterland zu erhalten, indem wir es ins Ausland bringen!“

Stuttgart, 7. April 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

Dr. Frick und der Geist von Weimar

(Olaf Gulbransson)



Neu-Weimar

In Weimar der Herr Doktor Frick
hat eine löbliche Fabrik
für wahres deutsches Wesen.
Und wer nicht denkt, wie's ihm gefällt,
und wer sich anderswie verhält,
wird auf dem Kraut gefressen.

Er schlachtet jeden lieben Tag
den tiefverhaßten Menschenschlag
der schnöd beschnitt'nen Rasse.
Zunächst mal erst per Theorie,
bis Gott ihm größ're Macht verlieh.
Sein Maul ist stets bei Kasse.

Herr Hitler, als sein Brudergeist,
ist alsbald zu Herrn Frick gereist
in frohem Einvernehmen.
Was werden jetzt für Xenien
dem Munde dieser Genien
erblühen und entströmen!

Sieh dich, verehrtes Publikum,
nach einem zweiten Rietschel um,
bewandert in Skulpturen.
Mit Goethe-Schiller ist's zu End'.
Schon dämmert auf ein Monument
der neuen Dioskuren!

Weh!! Kaum daß man sich heiß umpfing,
taucht auch schon auf der Severing
und schwingt mit bösem Grinsen
den Zaunpfahl, ach, der Republik . . .
Wie ist das jetzt, Herr Doktor Frick?
Wer geht nun in die Binsen?

Ratatöskr

Spuk im Hinterhof / Von Oskar Maria Graf

Bislang habe ich immer geglaubt, nur auf dem Lande, auf versteckten Einöden, in verfemten Häusern und uralten Tennen, in Sümpfen und einsamen Torfstichen würde so etwas wie Spuk vielleicht noch möglich sein. Voriges Jahr im Herbst aber habe ich ein ähnlich gruseliges Erlebnis auch in der Stadt gehabt. Das war in einer noch ziemlich lauen Oktobernacht. Am Himmel leuchtete zwar der Mond, aber er verschwand immer wieder hinter den dunklen, massigen Wolken, die der Wind dahintrieb. Ich saß vor meiner Schreibmaschine im Atelier, bei offenem Fenster, und arbeitete ungestört. Ab und zu hörte ich die Trambahn läuten und surren, entfernte Autos tuteten, langsam jedoch wurde es still und stiller, und schließlich weinte nur noch der Wind im Hof. Dieser Hof, in welchem sich die Werkstätten etlicher Gipsformatoren befinden, ist der hinterste und verborgenste. Man muß von ihm aus zuerst durch den Torgang des Mittelhauses und kommt in den Vorderhof. Hat man den durchschritten, muß man wiederum durch den Torgang des Vordergebäudes und gelangt endlich auf die Straße. Ich kann also sagen, daß ich hübsch versteckt wohne, keine Glocke führt zu mir, kein Brief- oder Telegraphenbote erreicht mich nachts, niemand. Mit diesem Hof habe ich übrigens vor Jahren einmal eine sehr nette Geschichte erlebt, und ich muß sie erzählen, weil sie mit dem Nachfolgenden ein ganz klein wenig etwas zu tun hat. Nämlich einmal — es befand sich damals in einer Gipsformatorenwerkstätte noch das Büro — hörte ich tief in der Nacht unter meinem Atelier Männerstimmen und leuchtete zum Fenster hinunter.

„Was ist denn los?" fragte ich, und die drei Männer antworteten, sie seien Angestellte des Büros, ob ich nicht so gut sein möchte, sie beim Haustor hinauszulassen, sie hätten bis jetzt an der Bilanz gearbeitet und keinen Schlüssel. „Ja, bitte! Warten Sie!" sagte ich, schlüpfte in eine Joppe, ging hinunter und ließ sie also aus dem Haus. Am andern Tag in der Frühe weckte mich ein aufgeregtes Gerede der Gipsformatoren. Ich horchte genauer und erfuhr dadurch, daß in der vergangenen Nacht in das Büro eingebrochen worden war. Dreihundert Mark, viele Brief- und Invalidenmarken hatten die Diebe erwischt und — ich hatte ihnen arglos das Haustor aufgeschlossen. Es läßt sich denken, daß ich seit dieser Zeit vorsichtiger war, wenngleich die Gipsformatoren ihr Büro kurz darauf in ihre Wohnung verlegten und von da ab eigentlich aus ihren Werkstätten und im Hof nichts mehr zu holen war. — —

In jener windigen Oktobernacht vorigen Jahres nun hörte ich auf einmal ein sehr verdächtiges, ratterndes Geräusch, das sich unregelmäßig wiederholte. Kurzerhand nahm ich die Zuglampe, ging ans offene Fenster und leuchtete hinab in den verlassenen Hof. Da plötzlich flog etwas großes Schwarzes kaum meterhoch über mich weg durch die dunkle Luft. Flog, gab einen seltsam schwirrenden Laut von sich und — sst — war es weg. In meiner Bestürzung wußte ich mir nicht gleich zu helfen, zitterte auch leicht, und jetzt, als ich endlich imstande war, in die Richtung zu leuchten, in welche das grausige Ding geflogen war, sah ich nichts mehr, hörte aber wiederum das Rattern. Es war fast so als steige jemand ganz hinten kratzend über die mannshohe Mauer. Ich besann mich kurz, dachte hin und her, rief etliche Male in das Dunkel, suchte mit meiner Lampe herum — still war es wieder, nichts entdeckte ich.

Ich überlegte: „Eine Katze kann es nicht gewesen sein. Die fliegt doch nicht. Für einen Vogel war das Ding viel zu groß . . . Und ein Mensch? . . . Dummes Zeug! Unsinn . . . Du hast dich geirrt, bist überreizt . . ." Trotzdem, ich konnte mir doch nicht ausreden, daß ich wirklich etwas gesehen hatte, fand keine einleuchtende Erklärung und — weiß Gott — es lief mir auf einmal kalt über den Rücken hinunter, ich schloß hastig das Fenster und schlug den Vorhang vor.

„Quatsch! Blödsinn!" schimpfte ich mich schließlich selber, ging abermals an die Schreibmaschine und arbeitete mit Gewalt weiter. Nach einer Weile war ich wieder ganz ruhig, nach etlichen Stunden hatte ich die Sache vergessen. Draußen heulte jetzt der Wind viel stürmischer. Ich nahm wie gewöhnlich meine Briefe und wollte sie zum Briefkasten bringen. Während ich über die Stiege hinunter ging, fiel mir auf einmal wieder das schwarze Ding ein, und da stieg mir ein leichtes Gruseln auf. Ich trat aus der Türe des Atelierhauses. Der Mond stand halb hinter den Wolken und entschälte sich langsam. Der Wind blies heftig kreisend, ich ging mit schnellen, großen Schritten auf das Tor des Mittelhauses zu, dessen einer Flügel weit offen stand, und da — entsetzlich — hörte ich plötzlich hinter mir wieder dieses Schwirren in der Luft, drehte mich jäh um, schaute auf und sah abermals das schwarze, grausige Ding direkt auf mich zufliegen. Ich jagte mit einem wilden Satz hinter den Torflügel, fäustete mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, meine Hände und blieb starr in meinem Versteck stehen. Mein Herz stockte und schlug alsdann wie trommelnd; ich zitterte wie Espenlaub und wagte kaum zu atmen. Das Schwirren kam näher, — ss—sss—ss! tat es, einen harten Schlag an die Außenwand des Torflügels hörte ich, dann ratterte es kratzend und war still. Ich stand wie gelähmt und konnte keinen Laut herausbringen, keine Bewegung machen. Meine Briefe waren mir aus der Hand gefallen, ich spürte Eisigkeit in allen meinen Gliedern und brauchte eine gute Weile bis zur nächsten Überlegung. Ich horchte und horchte. Still, grausig still war es. Ich ermannte mich endlich und schob mich ganz leise an den Rand des Torflügels, bog meinen Kopf über die Kante und — was glauben Sie, was ich sah?

Ein aufgespannter Regenschirm lag auf dem Boden und schaukelte leicht hin und her.

Die alte Garde (Karl Rössing)



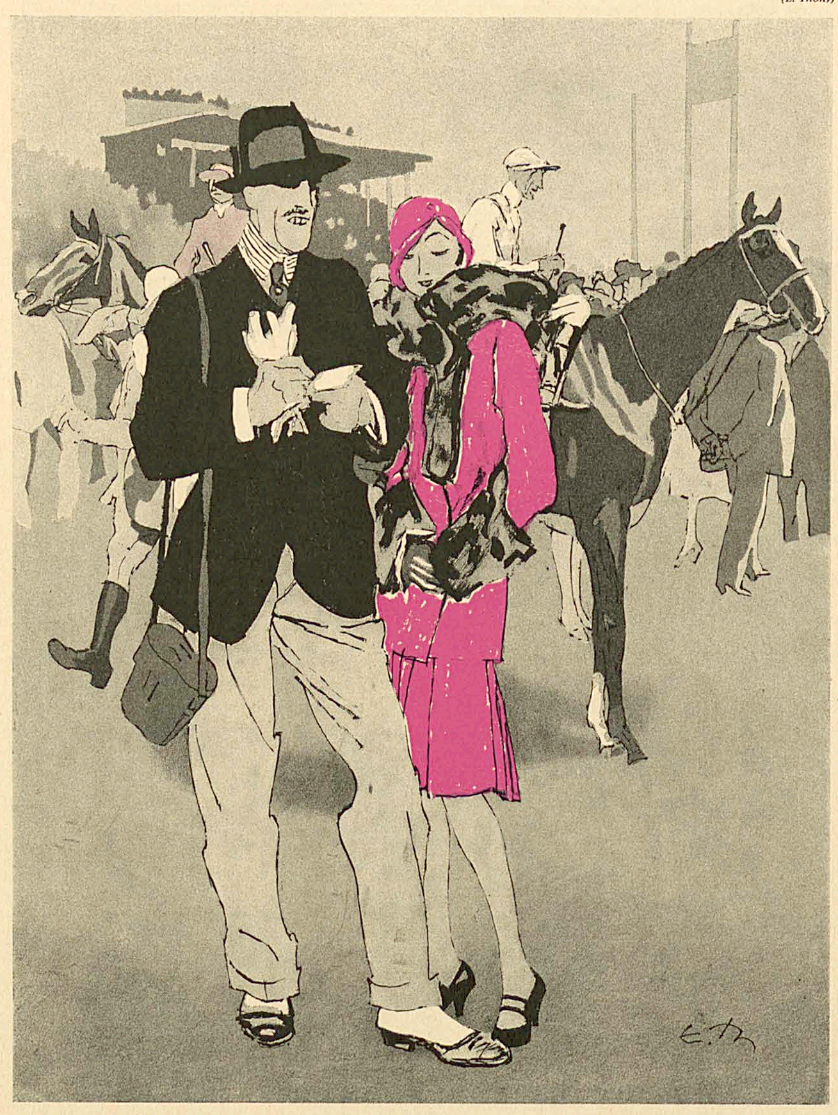
Max Reinhardt als deus ex machina auf der Berliner Staatsbühne (E. Schilling)



„Steig hernieder, göttlicher Max, und erlöse uns von dem Defizit!“ – „Tröstet Euch, ich bin auch so schon allgegenwärtig!“

Frühjahrsrennen

(E. Thöny)



„Hannibal zahlt fünfundzwanzig Mark — da können wir wieder etwas vom Auto abstottern!“

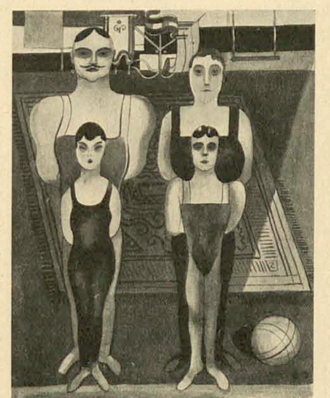
Amerikanisches Ereignis / Von Andreas Zeitler

Im Dezember 1923 war Ben Allan, der aus London stammte und mit seiner Truppe, den Allan Brothers, im Columbia-Zirkus von Boston auftrat, vierundzwanzig Stunden der berühmteste Drahtseilkünstler Amerikas. Sein Name, sein Bild und ein ausführlicher Bericht der atemraubenden Leistung, die er in der siebzehnten Abendvorstellung vollführte, fanden sich in allen Zeitungen des Ostens. Als der Westen sie brachte, war Allan bereits tot, sein Leichnam von der Bostoner Polizei beschlagnahmt und der Zirkus geschlossen, dessen Besitzer, einen brutalen, braunhäutigen Südländer, man wegen fahrlässiger Tötung verhaftet hatte.

Die Allan Brothers gehörten bis zu jenem Tage noch nicht zu den Sensationen der Programme. Sie leisteten saubere Arbeit, aber es war nichts, das sie von den übrigen Drahtseilkünstlern, die zahlreich genug die Vereinigten Staaten bereisten, besonders unterschied. Es schien auch nicht weiter gefährlich, was sie vorführten, nur Bens Leistung reizte das abgebrühte und kritische Publikum zu stärkerem Beifall. Ben war der Jüngste und der Beste der Truppe. Er war blond, untersetzt, aber sehr schmal und elastisch. Wenn er in einem grauen, enganliegenden Trikot, dessen zurückhaltende Einfachheit durch einen silbernen Gürtel mehr betont als verwischt wurde, mit langausholenden Armbewegungen katzenhaft gewandt auf die Plattform hangelte, die unter der Decke des Zirkus angebracht war, vermochte er schon den zwingenden Eindruck zu erwecken, durch den sich die Zuschauer für einen Artisten gewinnen lassen, noch ehe sie etwas von ihm gesehen haben. Sein Auftreten beschloß die Darbietungen der übrigen und dauerte nur wenige Minuten. Auf einem Reifen, ähnlich solchen, mit denen man Fässer umspannt, machte Ben, was bereits halsbrecherisch genug aussah, einen eleganten Handstand und rollte dann, wie andere auf einer gleitenden Kugel, auf dem in mäßiger Neigung unter der Kuppel der Arena gespannten Seil scheinbar ohne Anstrengung dahin, indem er sich mit den Händen langsam auf dem Reifen fortbewegte, bis dieser die sichere Plattform am anderen Ende erreicht hatte, wo er sich mit Hilfe eines seiner Brüder mit kurzem Schwung wieder auf beide Füße stellte. Sei es nun, daß das Publikum dieser Leistung, die sich hoch über seinen Köpfen vollzog, nur geringe Sympathie entgegenzubringen vermochte, sei es, daß die Sicherheit, mit der Ben sie ausführte, über ihre Gefährlichkeit hinwegtäuschte, der Beifall blieb immer spärlich, matt und leidenschaftslos, bis ihn der Zufall am Abend des siebzehnten Dezember in ganz ungewöhnlichem Maße entfesselte. Die Köpfe der Zuschauer waren steil emporgewandt, die Musik schwieg, nur die Trommel erzeugte einen gleichförmigen erregenden Wirbel. Ben befand sich, von sechs Scheinwerfern grell umspielt, ungefähr in der Mitte des Seils; mühelos, mit einer bestrickenden Sicherheit griff Hand vor Hand, als plötzlich und unvermittelt, ohne daß ein Blitzen, Flackern oder dergleichen das geringste Anzeichen gegeben hätte, das elektrische Licht aussetzte. Mit einem Schlage lag der riesige Raum in völligem Dunkel, denn der Zufall wollte es, daß auch die Notbeleuchtung, die über den Ausgängen und in den Treppenhäusern angebracht war, durch irgendeine Unregelmäßigkeit in Mitleidenschaft gezogen wurde und nicht funktionierte. Der Zuschauer bemächtigte sich eine heftige Panik, alles schrie und rief durcheinander, die Kinder besonders brachen in lautes schrilles Weinen aus, das die Erregung der Menge nur noch steigerte; man glaubte, es sei Feuer ausgebrochen, und fürchtete, die mächtige Kuppel, die sich, wie man wußte, beängstigend genug spannte, drohe einzustürzen und alles unter sich zu begraben, aber nur die wenigsten vermochten aus den engen Sitzreihen, wo sich alles lärmend verknäulte und verwirrte, nach den Ausgängen und von da über die stockdunklen Treppen ins Freie zu gelangen. Tief unten, am Eingang, durch den die Artisten in die Manege zu treten pflegten, sah man minutenlang den schmalen und kümmerlichen Kegel einer Taschenlaterne aufleuchten, ihr Schein erlosch aber gleich, und die Finsternis hielt weiter an, wohl eine Viertelstunde. Als aber weder die Kuppel niederbrach, noch irgendwo der Schein von Feuer oder der Geruch von Rauch zu bemerken waren, verminderte sich die Erregung der Menge, die Beherztesten nahmen die Situation von der heiteren Seite, man vernahm saftige Witze, das Geschrei und das Weinen der Frauen und Kinder ließ nach, und als jäh und erlösend nach einer Weile das elektrische Licht wieder ansprang, schallte das ganze Haus von herzhaftem, dröhnendem Gelächter. Aber es brach sogleich wieder ab; die Leute, die bereits wieder ihre Plätze eingenommen hatten, sprangen gestikulierend in die Höhe, ihre ausgestreckten Arme wiesen in einer Richtung, in die Mitte der Kuppel. Dort, im grellen Licht der Scheinwerfer, stand Ben, an den niemand mehr gedacht hatte, auf dem Seil, das leise zitterte, Ben über dem Reifen, auf dem er an dem Seil herabzugleiten im Begriffe gewesen. Die Dunkelheit war plötzlich auf ihn niedergestürzt, das zischende Verzucken des Lichts hatte seinen vibrierenden, mit der höchsten Nervenspannung geladenen Körper maßlos erschreckt, er drohte die Sicherheit und das Gleichgewicht zu verlieren, er fand sich in der gähnenden Schwärze nicht mehr zurecht, was war oben, was war unten, ein Zittern ergriff seine Muskeln, es setzte sich fort, glitt über den Rücken, die Schenkel hinab bis in die Spitzen der Füße, der zusammengekrampften Hände, die fast die Rundung des Reifens nicht mehr zu fühlen imstande waren. Vor seinen Augen füllte sich die Dunkelheit mit lohenden, auf und ab wabernden Farben, Grün, Rot, tiefes, giftiges Blau schienen ihn hin und her zu stoßen; er wollte schreien; helle, gepreßte Laute drangen über seine Lippen, Übelkeit ergriff ihn, er vermochte an nichts zu denken, aber er stand, er stürzte nicht, Ungeheuerliches geschah hoch oben in dem von Schwärze und Geschrei erfüllten Zirkus. Der Reifen, auf dem Ben balancierte, hatte sich währenddessen gedreht und quer zum Drahtseil gestellt, man sah es, als das Licht aufflammte, und unter dem atemlosen Zusehen des Publikums gelang es Ben, ihn wieder in seine alte Lage zu bringen und an dem Seil entlang zu laufen bis zu der gegenüberliegenden Plattform, als sei in den vorhergegangenen Minuten nichts Grauenhaftes und Entsetzliches geschehen. Frenetischer Beifall brach los, wie er müde und sichtlich erschlafft die Strickleiter herabstieg. Er verneigte sich, aber es war, als sei er taub und blind. Sein Gesicht verriet, daß er krank war, sein Gang die maßlose Erschöpfung. Eine Art Krampf mußte ihn befallen haben, erst nach Stunden löste er sich, Ben weinte. Man umstand ihn lachend, Ben war berühmt. Er las es in den Zeitungen.

Am nächsten Abend strömten Tausende, die von Ben gehört hatten, in den Zirkus, dessen Sensation er mit einem Schlage geworden war. Der Direktor witterte das Geschäft. Durch zwanzig Monteure ließ er noch am Nachmittag in flammender, mannshoher Laufschrift Bens Namen auf dem First der Kuppel anbringen. Er tat noch mehr. Er versuchte Ben zu überreden, das unfreiwillig gezeigte Kunststück in sein Programm aufzunehmen. Bei abgedunkelter Arena sollte sich Ben auf dem Reifen drehen. Aber Ben weigerte sich entschieden, ihm saß das Erlebnis noch zu stark in den Gliedern, er konnte es nicht, und es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung mit dem Direktor, der lärmend darauf hinwies, daß das Publikum den Trick von ihm verlangen oder ihn auspfeifen werde. Er sollte recht behalten. Als Ben am Abend langsam und sicher wie gewöhnlich am Seil herabglitt, das Licht aber immer noch nicht verlöschte, obwohl er schon fast mehr als zwei Drittel hinter sich gebracht hatte, brach, von den oberen Sitzreihen ausgehend, ein ohrenbetäubender Protest los. Die Menge sprang von den Sitzen auf, man schrie, man pfiff, man forderte sein Geld zurück, man bewarf den Direktor und seine Gehilfen, und nannte ihn und Ben gemeine Schwindler und Betrüger. Der Direktor wurde bleich; er sah, wie einzelne die Latten von den Brüstungen und Bänken losrissen und nach ihm herunterschleuderten; das Unternehmen stand auf dem Spiel; er sprang zurück, war mit drei Sätzen, die ihm den Atem nahmen und keuchen machten, in der Beleuchterloge und riß den Hebel herunter. Schwärze sprang augenblicklich in den dröhnenden Riesenraum, dann eine jähe, gepreßte Stille, die aber doch schon zu spät kam, um noch einen leichten, knabenhaft hellen Schrei und den dumpfen Aufschlag eines federnden Körpers hören zu lassen. Als der Direktor schweißtriefend den Schalthebel wieder nach oben drückte und sich aller Augen sofort auf das Seil richteten, war es leer. Ben Allan lag mit gebrochenem Genick am Boden der Manege.

Empfehlung *(Burger-Mühlfeld)*



„Meine Herrschaften! Wenn ooch unsere deutschen Staatsmänner mehr Akrobatik trieben, hätten wa bessere Erfolge in der Politik!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Wüstenliteratur *(M. Frischmann)*



„Soll ick nu selber 'ne ‚Wüstendurchquerung' erfinden oder 'n Buch gegen den schreiben, der se ooch nich durchquert hat?"

Lieber Simplicissimus!

Ein Berliner Schriftstellerklub, der seinerzeit als der deutscheste galt, der zu haben war, hatte in seinen Räumen auffallend viel Napoleonbilder aufgehängt, kleine Kunstwerke, Stahlstiche, die den Triumphweg des Imperators über alle Schlachtfelder Europas zeigten. Ein prominenter auswärtiger Gast sah sich das mit Verwunderung an und fragte die anwesenden Klubmitglieder, wie es käme, daß ein deutscher Schriftstellerklub Napoleon so verherrliche. Da räkelte sich Stephan von Kotze in seinem Sessel und antwortete dem fragenden Gast: „Akt der Pietät! Napoleon war der erste, der einen Verleger totschießen ließ!"

•

Wenn nicht alles trügt, wird Österreich bald das sittlichste Land der Welt sein. Wenigstens sind alle Anzeichen dafür vorhanden. Bei den Aktaufnahmen hat es angefangen, und bei den nackten Bildern in den Museen wird es enden. Wenn nicht noch weiter: bei dem „überreizten" Geschlechtsgefühl der Jugend überhaupt.
Der Unvoreingenommene muß die begeisterte Mitarbeit der bodenständigen Österreicher bei dem Reinigungswerk bewundern.
Stehe ich da neulich vor der Auslage einer medizinischen Buchhandlung in der Spitalgasse und betrachte die ausgestellten Neuerscheinungen. Plötzlich legt sich mir eine Hand schwer auf die Schulter.
Neben mir steht ein hundertprozentiger Weaner. Seine Hand weist gegen ein in der Auslage befindliches Buch, das „Lehrbuch der Urologie".
„Sö, Herr, was is dös?"
Ich gebe ihm Bescheid. Enttäuscht wendet er sich zum Gehen: „I hab' g'mant, dös is wieder so a neuche jüdische Schweinerei."
Später habe ich erfahren, daß der Held als Prüfer bei der Zensur fungiert.

•

Eine größere Provinzzeitung zahlt für Schnellmeldungen ihrer Abonnenten zehn Mark. Ein Leser sendet mit der ersten Morgenpost eine Lokalnachricht ein, die besagt, daß ein Dachdecker bei Ausübung seines Berufes verunglückte und auf einem Gartenzaun gespießt wurde. Der Bestätigung des Eingangs dieser Meldung lagen die gedruckten Formularworte bei: „Photographische Aufnahmen der Ereignisse würden für unseren Leserkreis von großem Interesse sein."

•

Der literarische Weltruhm ist doch kein leerer Wahn! Im Schaufenster eines Prager Konfektionsgeschäftes prangt ein Plakat:

> In Westen nichts Neues . . .
> . . . aber getragene Anzüge
> in reicher Auswahl auf Lager!

•

In der „Deutschen Bodensee-Zeitung", Konstanz, finde ich die folgende bemerkenswerte Notiz unter der Überschrift

Eine Erfindung

Der hochw. Herr Pfarrer a. D. Hagmann, früher in Hoppetenzell, zuletzt in Dogern, hat eine Brevieruhr erfunden, die jeden Priester interessieren dürfte. Rund um das Zifferblatt stehen die Anfangsbuchstaben der einzelnen Brevierteile. Ist ein Teil persolviert, drückt man auf einen Hebel, und der Priester weiß nachher genau, wo er im Brevier stehen geblieben ist, was schon gebetet und was noch zu beten ist. Man wird vielleicht während des Breviergebetes zum Versehen oder zu einer Besprechung gerufen. Nach der Rückkehr zeigt der Uhrenzeiger genau an, wo man weiter zu machen hat. In der Mitte des Zifferblattes stehen die schönen Worte: „Memento Dei — Memento Tui" — „Denk' an Gott — denk' an dich".

Desinteressement (Karl Holtz)



„*Hast' gehört, Schorschl, an Tunnel wolln s' von Frankreich auf England hintri bau'n.*" – „*Bals net oan von Preißen nach München abi bau'n, braucha mir koa Angst net z' hab'n!*"

Eine Frau denkt über die Romanbeilage nach

Von Anton Schnack

An einem Tisch von Wachstuch bespannt
Sitzt die Gattin Sophie Dahinten und liest den Roman „Falsche Papiere" benannt.
Das ist der Augenblick, wo tausend Frauen sich selig erlösen
Vom Tageseinerlei, von Krämerschulden und Schlafzimmerdösen;
Der Augenblick, wo der beginnende Altersbauch von Joseph Dahinten aus Sophies Bewußtsein geht,
Und wo sie statt dessen mit dem bezwingenden Künstler Norbert Hermanek auf einer Terrasse steht;
Oder mit dem eleganten Vierziger Baron Carolus bei Sekt in der Dianabar soupiert —
(„Mutter, Mutter", nagt es dazwischen, „schau doch, wie mich das süße Schleifchen ziert!")
Aber Mutter ist jetzt im wirbelnden Glanze der großen Welt
Und wird sich selbst zur Heldin, die die Autorin Anny von Panhuys folgendermaßen hinstellt:
„Sie besaß eine hochelegante, champagnerfarbene Robe aus hauchfeiner Seide,
Köstliche Stickereien durchbrachen sie unauffällig, dazu trug sie altes Familiengeschmeide."
Frau von Lichberg (die ist doch etwas anderes, dachte Sophie, wie die gewöhnliche Frau Schlittig)
Bewunderte Charlotte (im Augenblick Sophie Dahinten selbst) entzückt und aufrichtig:
„Charlotte, Sie werden auf der Kurterrasse viele Neiderinnen finden,
Und jede andere Frau wird vor Ihrer anmutigen Schönheit und Grazie verschwinden.
Und Norbert Hermanek (der Charlotte verließ) muß schon eine besondere Geliebte mitbringen,
Die sich in Ihrer Nähe behaupten kann; ich glaube, sein Herz wird vor Ärger zerspringen",
Charlotte lachte, aber das Lachen kam aus einem wehen Herzen und verwundeter Liebe —
(Auch Sophie reißt es aus ihrer Illusion; denn „Mutti", schreit Mädi, „der Kurt gibt mir Hiebe!")

•

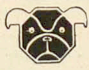
Da wird es in der Frauenseele hell und licht, und Sophie (leicht erbittert) spricht:
„Der Roman in der Zeitung befreit vom Kartoffelschälen und von der Wascherei mit Persil,
Der Roman ist für uns Gelangweilte und Vertrocknende das einzige Lustventil!
O berückendes Leben darin, voll Baronen, Promenaden, Soupers und Terrassen,
Wir aber spülen von Tellern das Fett, machen die Betten, hantieren mit Eimern und Tassen.
Dort wird geliebt, geflirtet, geküßt, geschworen, geschmückt,
Während uns kein Mann mehr vergöttert und Küsse auf Hände und Lippen drückt!
Alle Romanmänner sind schlank, rassig, lächeln verführend, sind Flieger und Kavaliere,
Nur unsere Männer sind dick, schwerfällig, vermiest, verkalkt vom Sitzen und Biere." —

•

„Aus Dampf und Küchendreck,
Von nassen Kinderbetten, Tränen, ungeputzten Schuhn,
Zu Abendpromenaden, die wir niemals tun,
Zu Frauen, die an Smokingschultern ruhn,
Zu Wein und Sekt, zu Eis, glasiertem Huhn
Führt der Roman uns weg!"

•

„O Rausch, o Illusion:
Er führt uns weg zu sonnenheißen Küsten,
Zu Marmorschlössern mit laubversteckten Büsten,
Zu Abenteuern und zu heißen Lüsten,
Zu schönen Männern, toll nach unsren Brüsten!
Er führt uns weg von unsrem Schmidt, Dahinten, Schulz und Cohn,
O Viertelstundenrausch, o kurze Illusion!"

IN KÜRZE ERSCHEINT
der zweite

Halbjahrsband
XXXIV. Jahrgang

Oktober 1929 – März 1930
in Ganzleinen gebunden RM. 16.50

Ferner

Einband-Decke

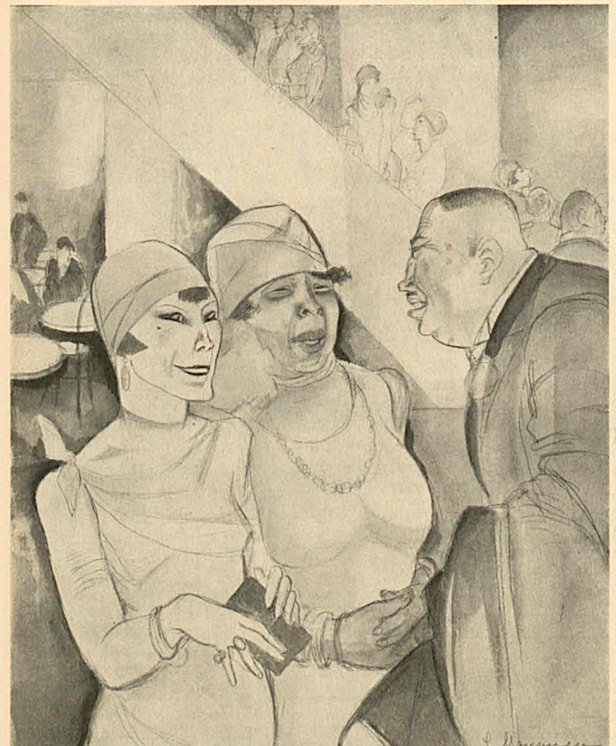
mit Inhaltsverzeichnis zum II. Halbjahr
Oktober 1929 – März 1930. Ganzleinen RM. 2.50

In Originaldecke gebundene „Simplicissimus"-Jahrgänge im Preise bedeutend herabgesetzt

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Termin

(Jeanne Mammen)



„Meine Tochter ist eben noch ein Kind." — „Das ist über dem gesetzlichen Alter sehr reizvoll."

Das Märchen von Mister Brown

Es war einmal ein Mann namens Brown.
Er stammte zwar aus Amerika, hatte sich aber seiner Geschäfte wegen in einem freundlichen Städtchen Süddeutschlands niedergelassen. Hier lebte er um so mehr in völliger Zufriedenheit, als er seine Frau, Ethel Brown, die drüben in Philadelphia geblieben war, in der Obhut seines besten Freundes wohlgeborgen wußte.
Nach einigen Jahren übermannte ihn jedoch die Sehnsucht nach seinem Weibe, und er beschloß, auf schnellstem Wege in die Staaten zurückzukehren. Die Gelegenheit fand sich bald. Gerade in diesen Tagen sollte der neuerbaute Luftkreuzer „George Washington" seine erste Ozeanfahrt antreten; Mister Brown belegte einen Kabinenplatz. Durch Ehrenwort und Unterschrift verpflichtete er sich, den Anordnungen der Fahrtleitung Folge zu leisten.
Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Dann kam die Landung auf Lakehurst-Field.
Ethel stand dort, jünger und schöner als je. Neben ihr der treue Freund. Und die Wiedervereinten lagen sich in den Armen.
„Jack, my dear, warst du luftkrank?" fragte Ethel.
„Na, old chap, was habt ihr für 'ne Überfahrt gehabt?" fragte der Freund.
Schon wollte Mister Brown antworten, da erschien im Kabinenfenster der Kapitän und legte ernsten Blickes den Finger vor den Mund. Und Mister Brown gedachte des Ehrenwortes und schwieg.
„Sag' doch, dear, warst du sehr luftkrank?" fragte Ethel noch einmal. Aber Mister Brown schwieg.
„Der arme Jack wird müde sein!" sagte Ethel mitleidig, und sie fuhren zu dritt nach Haus.
(Denn Scherereien mit Paß- und Zollbeamten gibt's im Märchen nicht.)
Mister Brown schlief. Aber am nächsten Tage war er ebenso schweigsam wie zuvor. Ethel fragte ihn, der Freund fragte ihn, alle Bekannten fragten ihn, er gab keine Antwort. Unheimlich war dieses düstere Schweigen.
Am dritten Tage sagte Ethel zu dem Freunde: „Jim, ich weiß, warum er so stumm ist: Er hat erfahren, daß wir . . ."
„Du hast recht, darling. Welcher Schuft mag uns verraten haben?"
„Ich weiß nicht. Aber ich fürchte mich vor ihm. Was sollen wir tun?"
„Wir werden ihn töten."
Und sie töteten ihn.
Als Jim und Ethel die Leiche aufhoben, um sie ins Auto zu tragen und irgendwo im Fluß zu versenken, fiel ein Papier aus der inneren Rocktasche. Jim entfaltete es und las: Ich, Mister Brown, verpflichte mich, vor Ablauf von acht Tagen keinerlei Mitteilung über meine Fahrt auf dem „George Washington" irgendeiner Person zukommen zu lassen, auch nicht meinen nächsten Angehörigen, um das von der Omni-scient Press erworbene Monopol nicht zu durchbrechen . . .
Da weinten Ethel und Jim bitterlich, weil sie einen Unschuldigen getötet hatten, und sie veranstalteten für den armen Mister Brown ein prächtiges Leichenbegängnis. Auf den Grabstein ließen sie in Goldbuchstaben setzen: Gefallen als ein Mann, der sein Ehrenwort hielt.
Nach Ablauf der üblichen Trauerzeit heirateten sie.

hase

Gaudeamus!

Nun wollen wir wieder fröhlicher werden,
sorglos-beflügelt und glückhaft-durchsonnt:
es ist doch eigentlich schön auf Erden
bei 5% Reichsbank-Diskont!

Rings hört man nur Trällern, Frohlocken und Lachen
ob dieses unverhofften Gewinns:
nun kann man doch wieder Schulden machen
und ohne Angst vor dem Zins!

Nun werden die Leute das Haus dir einrennen,
gewährst du den Gläubigern 6%!
Man wird nicht genug Geld aufnehmen können,
weil's jedem jetzt in der Tasche brennt!

Nun werden die Stotter-Geschäfte verblühen:
man pumpt sich den Zaster und zahlt in bar
und läßt sich noch 10% Skonto abziehen —
und das langt für die Zinsen für fast zwei Jahr — — —

Karl Kinndt

Zusammenbruch

Von Jenö Wallesz

Der Textilfabrikant lief in die Bank und suchte dort einen der Direktoren auf, der ein alter guter Freund von ihm war.

„Ich habe heute von der Bank einen Brief bekommen, worin man mir meinen Wechselkredit kündigt. Ich verstehe dieses Vorgehen nicht."

„Die Direktion hat es so beschlossen."

„Ich weiß . . . Aber warum?"

„Über deine materiellen Verhältnisse sind eigentümliche Gerüchte im Umlauf."

„Das kann nur von meinen Feinden verbreitet worden sein."

„Du irrst . . . Die Bank hat ihre Informationen von einer sehr vertrauenswürdigen Seite bekommen."

„Wenn ich aber sage, daß mein Unternehmen heute ebenso gefestigt dasteht wie in seiner besten Zeit."

„Dem widersprechen gewisse Anzeichen."

„Und zwar . . ."

„Du hattest eine Freundin, für die du riesige Summen ausgegeben hast . . . Die Diva mit den roten Haaren . . ."

„Das stimmt."

„Die Diva hat dich verlassen, und wen eine Diva verläßt, in dessen materiellen Verhältnissen sind ernste Verwicklungen eingetreten."

„Woher wisset ihr denn aber, daß mich die Diva verlassen hat?"

„Man hat dich vorgestern abend im Hotel Raggione mit deiner Frau soupieren gesehen."

(Aus dem Ungarischen übertragen von Maurus Mezei)

Chaplin tonfilmt!

(Karl Arnold)



„Wenn schon Töne und Geräusche sein müssen – ich selber bleibe stumm!"

Differenzierung

(M. Frischmann)



„Sehen Sie, Herr Kollege, das ist der grundlegende Unterschied: den Patienten erster Klasse dient die ärztliche Wissenschaft, und die Patienten dritter Klasse dienen der ärztlichen Wissenschaft."

Liebe tut Wunder

Doktor Termehr zeigte mir seine Anstalt. Ein sauberer Bau, hell, freundlich und frisch. Auf den Fensterborden nickten Blumen im Wind. Zarte Blütenstengel rankten sich um die Eisengitterstäbe, die die kleinen Fenster nach außen hin sicherten. Im Garten gingen etliche kranke Frauen spazieren. Wärter und Wärterinnen in weißen Kitteln standen auf den Wegen und plauschten. In der Mitte der Anlagen sprudelte eine Wasserkunst, und ein feiner Silberregen schwebte durch die Luft. Auf dem Beckenrand des Brunnens saß ein Mädchen und tauchte den rechten Fuß in das klare Wässerchen.

„Immer taucht das Mädchen den Fuß in den Brunnen", sagte Doktor Termehr. „Wenn man es fragt, weshalb es das tut, dann legt das Mädchen den Finger auf den Mund und lächelt. Es ist ein großes Geheimnis!"

Einige Schritte weiter, auf einer Steinbank, saß eine Alte. Das graue, dünne Zottelhaar zu einem Krönchen gedreht, blickte sie mit innigstem Entzücken auf eine winzige Wachspuppe, die in ihrem Schoß ruhte. Wir lächelten die Alte an. Der Weg schlängelte sich durch schöne Rasenflächen und nahm sein Ende in einer Laube, von Kletterrosen überwuchert. Unter den roten Blüten stand eine junge Frau. Sie sah uns mit großen, schimmernden Augen an. Sie sah uns nicht an. Sie sah über uns hinweg oder besser, sie sah durch uns hindurch, als wären wir Glasscheiben.

„Das ist die Träumende!" sagte Doktor Termehr. „Sie sieht niemanden. Menschen sind Luft. Nichts kann ihren Blick, der immer in eine uns unbekannte Ferne gerichtet ist, auf sich ziehen. Sie ist eine ewige Tagnachtwandlerin."

„Doktor —!" rief ich, „Doktor — ist die Frau schön!"

„Ja", sagte der Doktor, „sie ist schön. Ich will Ihnen eine kleine Geschichte von der schönen Frau erzählen. Nehmen Sie eine Zigarette?" Wir rauchten. „Eines Tages", berichtete der Doktor, „wurde unser Haus, wie man so reizend sagt, renoviert. Von innen und von außen. Ein großes Holzgerüst umklammerte unser Gebäude, und die Anstreicher- und Malerleute wimmelten mit ihren Farbtöpfen und Pinseln auf den Brettern und Leitern umher. Einmal rückte einer der Gesellen, ein großer starker Kerl, mit seinem Gerät vor das Fenster der schönen Kranken. Die Frau stand in ihrem Zimmer vor dem Gitter. Der lange Anstreicher ließ seinen Öltopf unberührt und hockte wie gelähmt auf dem Gerüst. An den folgenden Tagen saß er wieder vor dem Fenster der Träumerin, bewegte wohl sein Handwerkszeug, aber die Arbeit wollte nicht recht vorangehen. Der Bursche fiel mir auf, und ich beobachtete sein Benehmen mit großem Interesse. Einige Zeit später, man ging schon daran, das große Gerüst wieder abzubrechen, einige Zeit später hörte ich, wie die Kollegen den langen Anstreicher hänselten. Ich hörte, wie sie ihn nach dem Befinden seiner gecken Braut fragten. Der Mann wurde weiß wie Schnee und gab einem der hämischen Frager einen Stoß vor die Brust, der den Schwätzer in den Kies warf. — ‚Ruhe — meine Herren', sagte ich, ‚was gibt's?' — Die Anstreicher zerstreuten sich, verlegen grinsend. Den langen Burschen hielt ich fest und forderte ihn freundlich auf: ‚Erzählen Sie mir Ihre Sache, wenn Sie wollen!' — Der Mann aber sprach kein Wort, druckste und quälte sich, drehte sich rasch auf den Hacken und war verschwunden. Nur einen Blick hatte ich auffangen können, der, ohne daß vielleicht der Mann es gewollt, in das Fenster der schönen Kranken geflogen war. Am nächsten Sonntag ließ sich der Anstreicher bei mir melden. Er trug einen guten Anzug und sah sehr sauber und nett aus. ‚Ich möchte den Herrn Doktor bitten, ob der Herr Doktor gestatten, einmal am Sonntag in jeder Woche herkommen zu dürfen?' — Als ich ihn fragte, ob es wegen der Frau wäre, senkte er den Kopf wie ein Schuljunge. — ‚Nein', sagte ich, ‚das geht nicht. Was wollen Sie? Sie quälen sich nur. Die Frau ist ja krank. Wenn Sie auch tausend Jahre lang betteln, Sie werden nicht einmal einen Blick von ihr bekommen können!' — — — Der lange Mensch wurde nach meiner Rede noch größer. Mit gläubig-naivem Pathos sagte er: ‚Herr Doktor — Liebe tut Wunder!'"

Wir traten nun durch ein efeuumsponnenes verstecktes Mauerpförtchen.

„Die Männerabteilung!" sagte Doktor Termehr.

„Was geschah weiter mit dem Anstreicher?" fragte ich.

Der Doktor zeigte auf einen Mann, der in seiner gestreiften Krankenkleidung regungslos an einem Baum lehnte. „Liebe tut Wunder", sagte der Doktor, „da steht er — — —!"

J. K. H.

Östliche Geschichten

Solches hat sich in einem kleinen russischen Städtchen zugetragen: Zwei Juden, die eine geschäftliche Transaktion beabsichtigen, deponieren bei dem Rabbi des Ortes sechstausend Rubel, die er nur dann aushändigen darf, wenn sie beide zusammen den Betrag wieder von ihm anfordern. Nach einiger Zeit erscheint der eine von beiden und verlangt die sechstausend. Der Rabbi weigert sich. Er dürfe nur zahlen, wenn beide zusammen vor ihm erscheinen. Hoch und heilig versichert jener, der andere stehe unten und der Rabbi möge es ihm ruhig geben. Schön — der Rabbi läßt sich überreden und gibt dem anderen das Geld, der sich inklusive Familie spornstreichs auf den nächsten Weg nach Amerika macht und nicht mehr gesehen ward.
Die Sache kommt vor Gericht, und der Richter fragt den Rabbi: „Verhält sich das alles wirklich so?" — „Ja." — „Dann durftet Ihr das fremde Geld doch nicht dem geben, der allein ohne den andern zu Euch kam?" — „Wie haißt fremdes Geld? Ich hab' ihm gegeben mein eigenes gutes Kapital! Und wenn jenner wird wieder kommen zu mir, zusammen mit dem da, der, Gott soll ihm verzeihen, mich bei Euch verklagt hat, werd ich herauszahlen die sechstausend Rubel bis auf die letzte Kopeke."

•

Es gab einmal in Charkow — es war noch zur Zeit des seligen Zarismus — einen äußerst tüchtigen jüdischen Versicherungsagenten, der auch unter den christlichen Russen erfolgreich arbeitete. Diese russische Kundschaft fand es am Ende sogar für richtig, einen so tüchtigen Mann dem griechisch-orthodoxen Glauben zuzuführen. Man gewann für den Plan den Archimandriten, der durch seine Rednergabe berühmt war und nun den Versicherungsagenten zum Christentum bekehren sollte. Beide schlossen sich im Arbeitszimmer des Geistlichen ein. Lange und eifrig hörte man sie dort aufeinander einsprechen. Endlich ging die Zimmertür auf, und die ungeduldig Wartenden drängten sich heran, um das Ergebnis zu erfahren.
„Er hat mich versichert", sagte der Archimandrit.

Frohe, sich besinnende Stunde

Mein Magen knurrt
Wie Ferngewitter grollen.
Die Katze schnurrt.
Was wohl solche Geräusche wollen?

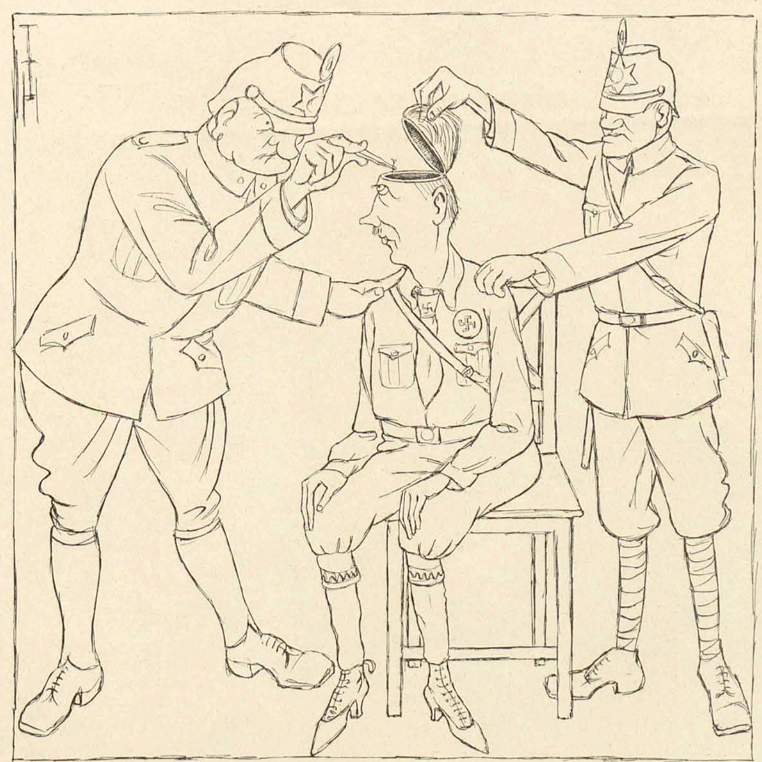
Ich habe Geld. Ich habe Appetit.
Ich bin gesund und hab die Lust im Herzen,
Mit meiner Frau ganz kindisch dumm zu scherzen,
Auch wenn die seriöse Welt zusieht.

Ich brauche kein Klistier.
Und was mir Freunde tun und sagen — — —
Oh, ist Gott gut zu mir!
Wie soll ich das ertragen?

Joachim Ringelnatz

Ergebnislose Haussuchung bei Hitler

(Th. Th. Heine)



„Merkwürdig, mit wie geringen Mitteln sich viel Unheil anrichten läßt!"

Frühlingsboten in Schleswig-Holstein

(Wilhelm Schulz)



„Sieh mal, Mutter, der Frühling kommt! – Da liegt schon die erste Höllenmaschine!“

München, 14. April 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

Der Stahlhelm und Hindenburg

(Karl Arnold)



„Wir könnten dem Alten ja unsere Ehrenmitgliedschaft aberkennen – aber wir wollen keinen Märtyrer aus ihm machen!"

M o r i t u r u s —

Immer wieder neue Kanzler,
immer neue Kabinette —
doch umsonst harrt man des Manns, der
irgend was zu sagen hätte — — —

Mal entnimmt man ihn der Rechten,
mal der Mitte, mal der Linken —:
jeden sieht man mit geschwächten
Nerven wieder still versinken —

Meistens kennt nur ein Bestreben,
wer zu diesem Amt ermächtigt:
an dem Stühlchen festzukleben,
bis er pensionsberechtigt.

Müller hat trotz böser Sterne
seine Zeit brav durchgehalten
und verschwindet nun wohl gerne
aus den vordren Zeitungsspalten.

Doch um meinen Landsmann Brüning
ist mir diesbetreffs sehr bange:
diesem blüht kein zweiter Frühling —
dieser macht es nicht so lange — — —

Benedikt

Die schöne Handschuhverkäuferin / Von Georg Britting

Die Frau, von der hier die Rede sein wird, die Frau, deren Augen braun waren wie ihr Haar, braun wie ihr kastanienbraunes Haar, diese Frau trug den Namen Lina Esprester und war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie zu dem Herrn des Hauses ging, zu dem Herrn des versteckten Hauses unten am Strom, und ihm ihre Dienste anbot. Ohne Befangenheit löste sie die Haken ihres Kleides, stand wie Eva einst da, und sah ihr Bild in vielen goldgerahmten Spiegeln aufgefangen. Weil sie genügend gefiel, wurde sie in die Schar der Mädchen aufgenommen.
Im Zimmer mit den roten Plüschmöbeln verbrachte sie nun die Abende. Das goldfarbene Kleid ließ ihre wirklich schön geformten Schultern frei, und wenn sie sich mit den schmalen Händen das hochgesteckte Haar zurechtschob, denn die Frauen jener Tage trugen das Haar noch nicht wie Knaben kurz geschnitten, flammte verführerisch der braune Flaum ihrer Achselhöhlen.
Mit Alma und den andern Mädchen kam sie gut aus. Wenn es Sekt gab, trank sie mäßig und sparte mit den Zigaretten. Mit kleiner Stimme sang sie Lieder zur Laute, schlichte und ein wenig rührselige Lieder, aber auch freche sang sie, sogar ein wenig abscheuliche, wenn man es verlangte. Die schlimmen Worte sprangen von ihren Lippen, und sie lächelte kindlich.
Wenn ein Gast mit ihr nach oben zu gehen wünschte, schritt sie ihm rasch voraus. Der erste Kunde, mit dem sie den Gang antrat, war ein ruhiger Herr in mittleren Jahren, der nicht sehr erstaunt war, als sie zwar seinen Zwanzigmarkschein mit gelassener Hand in ihr schwarzes Ledertäschchen senkte, aber ihn dann mit leiser Stimme bat, nichts zu fordern, was ihre Ehre verletzen würde. Er blieb eine halbe Stunde bei ihr, plauderte von diesem und jenem und ging dann in Freundlichkeit.
Der Arbeiter, dessen zerknitterter Schein als nächster in ihr Täschchen wanderte, brauste zuerst auf und sprach von Betrug, als sie sich ihm verweigerte. Auch ihn entwaffnete ihre Sanftmut, und er verließ sie mit dem Gefühl, an einer Ungehörigkeit verhindert worden zu sein.
So gelang es ihr mit allen. Von jedem nahm sie Geld, und keinem gewährte sie mehr als den guten Glanz ihrer Augen und ein Streicheln mit leichter Hand.
Es war verwunderlich, daß die Männer sich fügten, ohne Lärm zu schlagen. Und wenn sie wiederkamen, wandten sie sich zwar an andre Mädchen, aber nie verrieten sie mit einem Ton, wie es ihnen mit ihr ergangen war.
Immer an Samstagabenden erschien ein schwarzer, kleiner Herr, mit dem sie die Nacht verbrachte. Es war ihr Bräutigam, ein Buchdruckergehilfe, der sich mit dem Plan trug, einen Papierladen zu eröffnen. Die dazu notwendige kleine Summe rasch zu beschaffen, war Lina in das Haus eingetreten. Er glaubte ihr, daß sie sich nichts vergab, und seine Neigung half ihr, die Unannehmlichkeiten ihrer ungewöhnlichen Lage mit Anstand zu ertragen.
Einmal kam ein junger Mensch aus guter Familie, ein Sechzehnjähriger, ein Schüler noch, wie sich zeigte, der vor Begierde zitterte wie der Pfeil vor dem Flug. Seine Teilnahme galt unverkennbar Linas schönen Schultern. Sie gingen nach oben, Lina voran, und sie fühlte, wie sein Willen an ihren Kleidern riß. Er legte das Geld auf den Tisch, und seine heißen Augen brannten ihr Löcher in das Fleisch. Sie begann das alte Spiel und bat ihn sie zu schonen. Die Qual des ungelöschten Verlangens warf ihn zu Boden. Er drückte das Gesicht fest gegen den Teppich, fest, als könne er es dort wie in Sand einwühlen. Ihre tröstenden Worte erreichten ihn nicht. Da zog sie sich aus und nahm ihn mütterlich an die Brust. Seine wilden Tränen näßten ihren Leib, der ihn schmerzte und beglückte. Aber sie gab sich ihm nicht, obwohl das Mitleid sie weich und unsicher gemacht hatte.
Als er gegangen war, überkam zum erstenmal und mit zwingender Heftigkeit sie das Gefühl des Unrechts, des vielfach und vorsätzlich zugefügten Unrechts, das sie an jedem Tage neu beging. Sogar zu denken wagte sie (aber sie vertrieb den Gedanken schleunig wieder), daß es von einer anderen Seite her betrachtet (und daß jedes Ding zwei Seiten hat, sie wußte es lange), daß von dieser anderen Seite her betrachtet es menschlicher, edler, schlichthin, daß es ehrlicher gehandelt wäre, sich den Männern nicht zu entziehen, wenn sie schon das Geld der Männer nahm.
Nun, sie würde nicht mehr lange im Hause bleiben. Die Summe, die zu ersparen sie sich vorgenommen hatte, war fast voll. Sie würde heiraten, ihren Buchdrucker heiraten, den Papierhandel beginnen, in einer anderen Stadt, versteht sich, und in einer glücklichen Ehe bald alle Abscheulichkeiten vergessen, denen sie so lange ausgesetzt gewesen war.
Ich weiß, daß das bisher Erzählte sehr unwahrscheinlich klingt. Zu meiner Entschuldigung könnte ich anführen, daß wir es ja auch nur mit einer erfundenen Geschichte zu tun haben. Auch ich glaube nicht an eine Frau, die aus freiem Entschluß so handelte und die Stärke hätte, so zu handeln. Aber es ist angenehm, es sich vorzustellen.
Sie machten ihren Papierladen auf, Lina und ihr schwarzhaariger Buchdrucker, und hatten Glück mit ihm. Das Geschäft ging gut, und alles wäre in schönster Ordnung gewesen, wenn Lina nicht nach einiger Zeit hätte merken müssen, daß ihr Mann ein sonderbares Benehmen ihr gegenüber zur Schau trug. War er anfangs die liebevollste Zärtlichkeit selbst, wurde er bald scheu, wortkarg, ja mürrisch, geriet in Wut, wenn sie ein falsches Wort sagte, und schüttete auf den weißen Fleck einer freundlichen Stunde, die immer seltener kam, gleich wieder die Tinte seiner galligen Laune. Er quälte sie wegen jeder Kleinigkeit, mißtraute jedem ihrer Schritte und war ein zorniger Kläger, wenn ihre Unschuld klar zutage lag. Lina, die keine Ursache finden konnte für das Verhalten ihres Mannes, weinte lange Stunden und war nur immer sanftmütiger bemüht, ihn zu versöhnen, je unschuldiger sie sich fühlte. Bis sie erkannte, daß Eifersucht ihren Mann zermarterte, wilde und schreckliche Eifersucht, die durch nichts zu erlösen war, weil sie aus Vergangenem Nahrung und Triebkraft sich holte. Das halbe Jahr, das sie in jenem Haus zugebracht hatte, jeder Tag und jede Stunde dieses halben Jahres lag für ihn hinter Schleiern, die Fürchterliches verhüllten. Seine Verblendung ließ ihn Bilder sehen, die ihm die Augäpfel aus den Höhlen trieben. Er raste, wenn er an Umarmungen dachte, die ihn schändeten, an ein Lächeln ihres Mundes, das ihn zum Narren machte. Er rieb sich auf, er warf sich gegen Steinwände und zerbrach sich die Knochen. Er konnte nicht mehr Herr über sich werden. Er sah nur mehr höhnische Masken und konnte kein Gesicht darunter erkennen. Das Gift, das er sich unbedacht selbst eingeflößt hatte, zerfraß ihn. Der Teufel ließ ihn nicht mehr los. Der Kampf war ungleich, und er mußte unterliegen.
Als er sie schlug und wieder schlug und das böse Wort „Hure“ sagte, verließ sie ihn. Sie zerbrach nicht. Sie war wohl von der Art, die nicht hart genug ist, um zerbrochen werden zu können, die sich nur bückt und beugt und duldet. Der Gedanke ging ihr durch den Sinn, das Opfer jenes halben Jahres sei vergeblich gewesen, weil sie sich nicht selbst dargebracht hatte. Aber sie hätte sich gar nicht selber darbringen können, ihre Wesensart hätte das nicht erlaubt, und so hatte sie andre gezwungen zu opfern, für sie zu opfern, und nun stellte es sich heraus, daß das keine guten Folgen hatte. So dachte sie und sah den jungen Menschen wieder verkrampft am Boden liegen. Aber sie gab das Grübeln gleich wieder auf. Sie mußte Arbeit suchen, um leben zu können, und fand eine Anstellung in der Handschuhabteilung eines Warenhauses der Landeshauptstadt.
Und als einmal, ein halbes Jahr nach ihrer Flucht, an einem braunen Septembernachmittag vor ihrem Verkaufspult eben der junge Mann stand, an dem sie damals im Haus nicht wie eine Bajadere, sondern wie eine blasse Nonne getan hatte — nun trug er eine Studentenmütze —, schlug sie ihm ein Stelldichein nicht ab.
Sie sah ihn dann noch öfter und sah ihn noch oft und lehnte den braunäugigen, braunhaarigen Kopf, den Kopf einer nun Fünfundzwanzigjährigen an seine Schulter, an die Schulter des nun neunzehnjährigen Studenten und wurde seine Freundin und blieb ein halbes Jahr lang seine Freundin.
Und als der Winter verging und das Frühjahr kam, mußte der Freund, dem Wunsch seiner Eltern sich fügend, nach Berlin übersiedeln. Sie blieb im Warenhaus, und später söhnte sie sich auch mit ihrem Mann wieder aus, der inzwischen das Papiergeschäft hatte aufgeben müssen, vielleicht weil sie ihm fehlte, vielleicht aus anderen Gründen, und nun wieder hinter einer Setzmaschine saß, hinter der Setzmaschine der hauptstädtischen Zeitung, wie ehedem.
Sie lebten, ein gefrorenes Ehepaar, still zusammen. Ihre Stellung verließ sie nicht. Die Demut ihrer Bewegungen lockte viele Kunden an, und in der ganzen Stadt war sie bekannt unter dem Namen der schönen Handschuhverkäuferin.

Deutsche Männer, deutsche Treue

Wir sind der Block, wir sind national,
Sind deutsch aus- und inwendig.
Wir sind hundertzwanzigprozentig.
Wir warten bloß auf ein Sturmsignal.
Was nachher kommt, das ist uns egal;
wir werden schon nicht verderben.
Und der Heldentod ist doch so schön,
wenn ihn die anderen sterben.
Wir haben unser Herz beim Kommiß verloren.
Unterm Stahlhelm klingt es leer.
Wir rasseln sogar im Bett mit den Sporen
und träumen vom Schießgewehr.
Wir hassen den Staat
und lieben sein Geld
über alles in der Welt.
Und ein Schuft, wer anders denkt als wir,
wer bei den anderen steht!
— — — — — — — — — — — — — —
Kameraden, Stahlhelm ab zum Gebet:
Wir achten nur den Feldmarschall.
Potz Schwertgeklirr und Wogenprall!
Heil Sturmgebraus und Donnerhall!
Ran an den Feind! Hurra!
Doch wenn er für die † † † Republik
als Präsident zum Volke spricht —
dann spucken wir ihm ins Gesicht.
Hurra!

hs.

Dernier cri

(E. Schilling)



„Religion hat man wieder, wenn man kein Bolschewist ist. Wir lassen unsere Hausbar abbrechen und einen Hausaltar dafür einbauen."

Ruf der Zeit

Stehst du da mit finstrer Miene,
halb verärgert, halb erschreckt —?
Freundchen, deine Hirnmaschine
scheint veraltet und defekt!

Wirf sie fort zum alten Eisen,
wo schon deine Seele ruht:
mit Gedanken-Ballast reisen
ist in dieser Zeit nicht gut!

Konzentrier die Energien
auf ein besseres Organ —:
so nur kann dein Weizen blühen,
und man schaut dich freundlich an!

Leib-Kultur der alten Griechen
blühet auf in Bett und Sport —
statt am Geiste hinzusiechen,
brich den Sexual-Rekord!

Sieh, wie auch in Kunstbezirken
frisch sich neues Leben rührt:
Emil Ludwig siehst du wirken,
der Verstorbne produziert.

Dienst du sozial der Masse,
kriegst du Kaviar aufs Brot:
voll ist die Theaterkasse,
zeigst du Hunger, Elend, Not.

Notzucht, Kuppelei, Inzeste
sind das Ideal der Zeit:
greif ins Leben — aber feste!
und studier den Liebes-Freud!

Und für einen komplizierten
Mord nach Fortsetzungen-Weis
zahlen alle „Illustrierten"
einen kaum erträumten Preis!

Raff dich auf und geh aufs Ganze,
werde klug und schreibe Mist,
weil das für die Zaster-Pflanze
der gegebne Dünger ist!

Karl Kinndt

„Ja, Kunstmaler, das ist ganz was anderes!“

(Wilhelm Schulz)



„Ihr Bauern habt's gut! Eure Produktion ist durch Einfuhrzölle geschützt!“

Der Knecht / Von Hans Gstettner

Über den flachen Höhenrand des Tales taucht ein Gespann großer Rosse empor.
Es pflügt den Hang herab, langsam, als ob die Ewigkeit vor ihm läge.
Im Herzen des Knechtes ist nicht mehr diese Geduld.
Er reißt mit heftig zuckender Hand am Pflug.
Mit mürrischem Gesicht schaut er ins Tal hinab.
Da unten wohnt sie, die Feine! Er weiß das Haus.
Mit klatschendem Zügel treibt er die Pferde an.
Seine weitausgreifenden Beine sind unruhig und möchten schneller gehen.
Nein laufen möchten sie! Und lang!
Herrgott und müde liegen bleiben vor diesem Häusl, so müd, daß er schliefe, und daß er nicht sähe, wie sie lächelt über seinen ungeschlachten eckigen Körper!
Er ist ja nicht vom Markt daheim, sondern von der Einöd dort überm Rand! Die große Geduld dieser Hänge hat nicht Macht über den hingewehten Hof tief unten — „Ehgaden" hieß er und war schnell von einem gebaut, der heiraten wollte.
Er wendet die Rosse und klimmt wieder hinauf, kreuzt die gedankenfeine Länge des Talrandes, und vom andern Talrand sieht man ihn stückweise untergehen in der hellen Ferne.
Er bringt Pflug und Rosse in den Hof zurück, obgleich es hellichter Tag ist, sagt nichts zum Bauern und geht.
Seine feste Joppe hat er an und all sein Geld in der hinteren Hosentasche beim Messer.
Wie er in den Markt kommt, sieht er in dem gläsernen Photokasten an der Apotheke ihr Bild.
Das größte ist es, in der Mitten, ein Büstenausschnitt in zartem Braun. Seine Blicke packen diese feinen Arme hart und straff wie seine Hände die Zügel fassen.
Er muß das Bild haben! Aber wie?
Von ihr bekommt er's nicht — und daß man es so nicht kaufen kann, das weiß er.
Sinnierend geht er quer über den Marktplatz der Brücke zu.
Ein Dutzend Männer fischen schimmerndes Eis aus dem Fluß. Dunkle Tauchentlein rudern hurtig über das Wasser. Eiliger noch haben es die kühlen Lichter auf den kleinen Wellen.
Da faßt ihn wieder die Ungeduld, die kurzwelligzitternde Ungeduld — er horcht, wie die Eisenhacken in die schwimmenden Eisschollen picken! Es muß gehandelt sein! Er hat keine Zeit zu verlieren! — Wozu? — Um ein anderer zu werden! Ein Feiner, der viel Geld verdient. —
Es wird bald sein! Er will sich das Leben schon zwingen! —
Als was? und wie? Es ist nicht so leicht auszudenken.—Wenn es doch länger herginge?... Lang?
Nein, er muß sich selber zuvorkommen! —
Aber was will er denn?
Da fällt ihm wie zum Spott der Photographenkasten wieder ein.
Eine bübische Freude frohlockt aus seinem finsteren Gesicht: „'s Glas schwimmt nicht wie dies Eis . . . man könnte ihr Bild vorher herausnehmen . . ." Er schaut in das schwarze Wasser hinab: „Will warten, bis es Nacht ist", sagt er sich und geht dem andern Talrand zu.
In einem nahen Dorfe trinkt und spielt er, bis es dämmert. Das braune Bier ist gut, und die Karten sind ihm hold. Mit einer seltsamen Siegerlust verläßt er das fast leere Wirtshaus.
Die Straße zum Markt zurück geht durch die Föhren.
Die Scheinwerfer von Autos und Motorrädern blenden ihn.
Da geht er einen Waldweg, der neben der Straße läuft, und begegnet ihr. Sie erschrickt, wie sie ihn sieht, den baumlangen Kerl, und schmiegt sich an den Mann, der sie am Arme führt.
Da reißt es den Knecht mit einem Ruck, so wie er heut morgen den Pflug gerissen hatte, daß die Pferde bebten und standen.
Er war stehen geblieben, jetzt war er das Roß, erschrocken vor dem Schlag des tödlichen Hasses.
Schweigen kocht heiß zum Zerplatzen.
„Gute Nacht, Hias!" sagt der Lehrer, dessen Braut sie ist, und will vorübergehen.
Da jubelt es in der Brust des Knechts eilig auf: „Jetzt! Jetzt muß etwas geschehen!" und er vertritt ihnen breit den Weg. „Guate Nacht a!" sagt er und glotzt sie an — „bist halt a gar so schöns Weiberleut", lacht er dann breit und streckt seine langen Arme nach ihr aus, als wär' der andere gar nicht dabei.
Der stößt ihn an die Schulter: „Was fällt dir denn ein, bist b'soffen?" — „Entschuldigen der Herr Lehrer, indem daß . . .", spottet der Hias und umarmt die aufschreiende Frau.
Da rennt ihm der Lehrer mit der Faust eine an den Schädel.
Das kümmert den Hias nicht, er zwängt die Frau an sich. „Hat heut d' Sunn g'scheint!" keucht er und küßt sie ab; doch der Lehrer hat ihn an der Gurgel, und er muß sich nun wehren! Das macht ihm nun mehr Arbeit, als er geglaubt hatte. Und das fliehende Weib schreit so erbärmlich auf der Straße! — Es hat Eile — wenn ein Auto käme!
„Laß los", würgt der Hias hervor, „es ist besser!"
Doch die Hände des Lehrers verkrampfen sich immer mehr. Da begreift der Hias, daß der da auch ein Blut hat und daß es aufs Ganze geht.
Mit einem Ruck seiner mächtigen Tatze greift er zum Messer und sticht zu. Sakra! Wie schnell er sich frei fühlt! Wie das röchelt! Er flieht.

Wie lange sich der Hias im Wald und in den Scheunen, auf Lastautos und in großen Städten herumgetrieben hat, weiß ich nicht. Man erfuhr es nie. An der Straße zwischen den Föhren stand das Marterl für den Lehrer schon über zehn Jahr.
Da kam an die Gemeindekanzlei des Marktes ein französischer Brief, den ich entziffern und übersetzen mußte.
Er teilte auf wiederholte Nachforschungen mit, daß der Brigadier der Fremdenlegion Mathias Hilchinger auf einem Fluchtversuch erschossen worden sei.
Als die Zeitungen diese Nachricht brachten, lagen Schneeflecken wie zusammengerollte Lämmlein an den geduldigen Talhängen, der spitze Schieferhelm des mächtigen Kirchturmes bezeichnete die große Bläue zwischen ihnen mit einem zarten Kreuz, und oben auf dem Feld trieb einer die langsamen Rosse.

Frühling

Jetzt greifen alle Dichter nach der Feder,
Jetzt produzieren alle gleichen Mist,
Jetzt dichtet über Sonne, Duft und Köter
Und über Schmetterlinge wieder jeder,
Weil wieder einmal Frühlingsanfang ist.
Es singt die Diva aus der Belle-Etage
Viel lauter jetzt als alle andre Zeit,
Der ält'ste Hund gerät in wilde Rage,
Es wächst und duftet jede Kohlplantage,
Man merkt ganz allgemein: es ist soweit!

Die ganze Landschaft riecht nach frischem Dünger;
Der Mond glotzt ganz erstaunt vom Himmel her.
Die Großmamas fühl'n sich bedeutend jünger;
Die Mädchen spielen mit dem kleinen Finger;
Die ganze Menschheit läuft im Tran umher.
Nur an der Ecke stehn zwei Arbeitslose.
Der eine hat seit Tagen nichts im Bauch,
Der andre eine ganz zerfetzte Hose.
Da frag' ich mich ganz still und ohne Pose:
Spürn die den Frühling auch?

Georg W. Manfred

Anstrengung *(Otto Nückel)*



„Sixt, Schnauzel, und so muaßt jetzt im Staatsdienst den ganzen Tag balancier'n, balst avancier'n wuist!"

Geschichten aus Österreich

In Österreich spricht man jetzt sehr viel über das Problem des Doppelverdienertums. Und da brachte neulich ein Morgenblatt die Meldung, daß sogar der Bürgermeister der Stadt Wien, der früher bekanntlich Volksschullehrer war, noch heute nebst dem Bürgermeistergehalt auch die Lehrerpension beziehe.
Zwei Tage später folgte natürlich das usuelle Dementi:
„Es ist unwahr, daß ich seit Jahren die Lehrerpension im Betrage von . . . S monatlich beziehe. Wahr ist vielmehr, daß ich überhaupt keine Lehrerpension beziehe.
Im Auftrag des Bürgermeisters
Dr. Arnold Eisler, Rechtsanwalt."
Dies war das allererste Dementi in Österreich, dem man unbedingt Glauben schenken durfte. Denn der Rechtsanwalt Dr. Eisler bezieht bestimmt keine Lehrerpension.

•

Vom Präsidium eines österreichischen Volksbildungshauses wurde ein Name für eine neu herauszugebende Monatsschrift gesucht. (Um einem dringenden Bedürfnis entgegen zu eilen!) Einsendungen sind mehr als genug da, und man bespricht Vorschlag für Vorschlag mit allem Für und Wider bis spät in den Abend hinein. Der Präsident verliest einen neuen Vorschlag: „Das Stundenglas" (wie hierzulande die Sanduhr genannt wird) und bittet um Stellungnahme. Minutenlanges Schweigen. Da streckt sich endlich in seinem Sessel der alte sabbernde Volkssternwartenvorstand Sengsbratl und meint: „Stundenglas, no ja, aber weil halt das Blattl doch monatlich erscheint, so mußt ma's scho Monatsglas nennen."

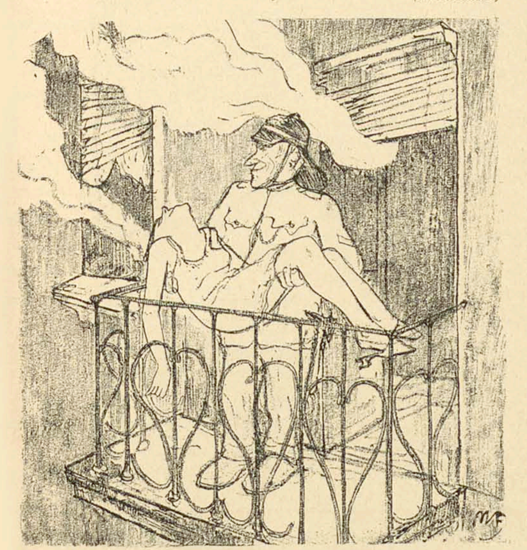
Biochemie, vierstimmig

Daß der Deutsche vereinsweise auftritt, ist heutzutage ein Gemeingut der Völkerkunde. So gibt es denn auch den „Biochemischen Bund Deutschlands, Reichsbund der Vereine für Mineralstofflehre E. V., mit über vierhundert Vereinen in neunzehn Landesverbänden". Die Biochemischen geben selbstverständlich eine Zeitschrift heraus, die „Zeitschrift für Biochemie", deren Titelkopf in jeder Folge mit dem Bildnis eines würdig-bärtigen Herrn geschmückt wird; es ist dies, wie wir aus dem daruntergesetzten Text sofort erfahren, „der Gründer der Mineralstofflehre, Dr. med. W. Schüßler". Nun, der unorganisierte Laie hat sich füglich jeglicher Äußerung über Leistung und Verdienste sowohl des Herrn Dr. Schüßler als auch der Mineralstoffkunde zu enthalten. Aber wohl darf er mitteilen, daß er in Nummer drei des neunundzwanzigsten Jahrganges der genannten Zeitschrift, vom März 1930, ein prächtiges Lied gefunden hat. Es ist betitelt „Schüßler-Gruß", und es wurde „dem Biochemischen Bund Deutschlands gewidmet vom Doppelquartett Kalteich, Hildesheim". Unter einem eindrucksvollen Notenbild steht folgender Text:
„Dem Schüßler gilt heut' unser Gruß — und seiner Therapie. — Mög wachsen, blühen und gedeihen — sein Werk Biochemie! (Erster und zweiter Baß:) Bioheil! (Erster und zweiter Tenor:) Bioheil!"
So gehen in Deutschland Wissenschaft und Dichtkunst Hand in Hand, — ein Volk der Denker und der Dichter.

Kat.

Zweifel

(M. Frischmann)



„Stöhnt se nu aus Angst, oder jloobt se, ick wär' ihr Bräut'jam?"

Eine Spitzenleistung / Von Ossip Dymow

Sämtliche amerikanischen Zeitungen begannen eines Tages von Blanchie Black zu sprechen. Innerhalb von zwei — drei Stunden durchflog ihr Name alle Städte und Ortschaften des Riesenlandes, rauschte in den Prärien, in Wäldern, über Flüssen auf, und wurde vermittelst des wundertätigen Radio über Meere und Ozeane getragen, damit auch die fernen Kontinente von der heroischen Tat der jungen Blanchie erfahren möchten.

Die gestern noch von niemandem gekannte, bescheidene Stenotypistin irgendeiner Feuerversicherungsgesellschaft wurde nun die Heldin des Tages. Ihr Bild erschien in allen Blättern. Millionen lasen ihren Lebenslauf. Die wichtigsten Probleme des Landes — nicht nur des Landes, sondern des ganzen Erdballs! — wurden auf kurze Zeit vergessen. Im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand Blanchie Black, die kleine Stenotypistin einer Versicherungsgesellschaft.

Einer der bekanntesten Journalisten, Mitarbeiter der verbreitetsten Zeitung Amerikas, nannte sie „einen neuen Heldentyp, die Heronie des Busineß und der Industrie." Ihre Tat bestand darin, daß während ein Riesenlager von Seide, Tuchen und Pelzen im neunzehnten Stockwerk brannte, Blanchie, die sich im einundzwanzigsten Stock befand, ihre Arbeit unbeirrt fortsetzte. Die erstickenden Rauchschwaden drangen bereits ins Kontor ein, alle Angestellten waren geflohen, das Telephon schrillte ohne aufzuhören, von der Straße her stieg das Brüllen der Menge auf. Blanchie aber saß da und klapperte auf ihrer Schreibmaschine. Ganz allein, im riesengroßen Wolkenkratzer.

„Der Direktor hatte mir an jenem Morgen eingeschärft, nicht eher meinen Platz zu verlassen, als bis ich meine Arbeit beendet habe", erklärte den Reportern, mit köstlicher Naivität, dieses sonderbare Mädchen. „Es gelang mir noch, eine wichtige Unterschrift des Generaldirektors zu bekommen, in dem Augenblick, als er in den Fahrstuhl sprang."

Alle waren davongelaufen: die Direktoren, die Vizedirektoren, die Prokuristen, die Abteilungschefs, die Buchhalter. Auch die zwanzigste Etage fing Feuer. Aber Blanchie führte ihre Arbeit gewissenhaft bis zu Ende aus, hatte gerade noch Zeit, die letzte Adresse auf das Kuvert zu tippen, den Brief zu schließen, eine Marke heraussuchen und draufzukleben. Dann erst verließ sie das Gebäude durch den Notausgang. Sie trat auf die Straße hinaus und warf ihre Post in den Briefkasten.

(Schluß auf Seite 32)

(Schluß von Seite 31)

„Sie hat das Tempo des Lebens überflügelt", schrieb von ihr eine andere einflußreiche Zeitung. Und die Abendausgaben brachten bereits neue Einzelheiten und neue Photographien von ihr, indem sie sie nicht mehr mit ihrem Namen nannten, sondern sie nur noch mit dem Schlagwort bezeichneten: „Das Mädchen, das das Lebenstempo überholt hat."

Jedermann wußte, wer damit gemeint war. Abends sang man in zweihundert Kabaretts Lieder und Couplets, ihr zu Ehren.

Das Seiden-, Pelz- und Tuchlager in der neunzehnten Etage brannte zum größten Teil aus, der Rest wurde durch Wasser verdorben. Der Schaden war enorm. Das Feuer glomm langsam die ganze Nacht hindurch, erstickende Dünste um sich verbreitend. Am nächsten Tag kam Blanchie nicht ins Büro, von der Aufregung, vom Rauch und der Reklame etwas angegriffen. Aber am dritten Tag hatte sie sich erholt und erschien, als ob nichts geschehen wäre, wieder an ihrer Arbeitsstätte. Bescheiden begab sie sich an ihren Platz an der Schreibmaschine. Sie wurde vom ganzen Personal mit stürmischer Begeisterung empfangen.

„Der Generaldirektor läßt Sie zu sich bitten. Alle Direktoren sind bei ihm versammelt. Man erwartet Sie. Sie sollen gefeiert werden", teilte man ihr, atemlos vor Eifer, mit.

Blanchie trat verlegen in das Zimmer des Generaldirektors. Der gesamte Vorstand der Gesellschaft und sogar ein paar Aktionäre waren anwesend und erhoben sich bei ihrem Erscheinen von ihren Sitzen. Der älteste Aktionär überreichte ihr einen Strauß weißer Rosen und hielt eine Ansprache, in der er ausführte, wie stolz es ihn mache, ein Aktionär der Gesellschaft zu sein, bei der sie, Blanchie, angestellt ist. Zwei Vizedirektoren behaupteten das gleiche, und alle drückten ihr die Hand. Von einer Gehaltszulage war nicht die Rede, aber das verstand sich wohl von selbst. Das Präsidium wollte anscheinend aus Zartgefühl die Feierlichkeit des Augenblicks mit allzu prosaischen Gesprächen nicht stören.

Blanchie war sehr befangen, bedankte sich schüchtern und wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Den Blumenstrauß in Händen, verbeugte sie sich linkisch, gab sich Mühe zu lächeln und wandte sich schließlich zum Gehen. Der Generaldirektor trat an sie heran und sagte mit gedämpfter Stimme: „Übrigens, meine Liebe! Ich übergab Ihnen zur Ausfertigung die Versicherungspolice jener Firma im neunzehnten Stockwerk, die vorgestern abgebrannt ist. Bitte geben Sie sie mir gleich zurück!"

Das Mädchen sah ihn verwundert an.

„Aber das war ja gerade, was mich so aufgehalten hatte. Ich habe die Police noch fertiggestellt und an die Adresse des Empfängers abgesandt."

„Sie ist aber doch von mir noch nicht unterschrieben worden!" rief der Direktor aus.

„Doch. Ich gab sie Ihnen im letzten Moment zur Unterschrift im Lift. Seien Sie ganz unbesorgt, Herr Direktor! Es ist alles in Ordnung."

Statt jeder Antwort riß der leichenblaß gewordene oberste Leiter der Feuerversicherungsgesellschaft den soeben von den Aktionären überreichten wundervollen Strauß aus den Händen der „Heroine des Business und der Industrie" und schrie mit dröhnender Stimme: „Hinaus mit Ihnen! Wagen Sie nicht, dieses Haus je wieder zu betreten! . . . Verfluch—te Heldin . . .!"

(Autorisierte Übersetzung von O. Gabrielli)

Zwei Generationen (*J. Mammen*)



„Sei vorsichtig im Umgang mit Männern, liebes Kind!" — „Meinste det nu seelisch oder technisch?"

Ladenmädchen-Monolog

Ich weiß nicht, jetzt muß wohl der Frühling anfangen —
Da muß ich die Ballschuh färben lassen —
Und die Anni kneift mich wieder öfter in die Wangen . . .
Die ist manchmal direkt scharf, mit mir zu spaßen.

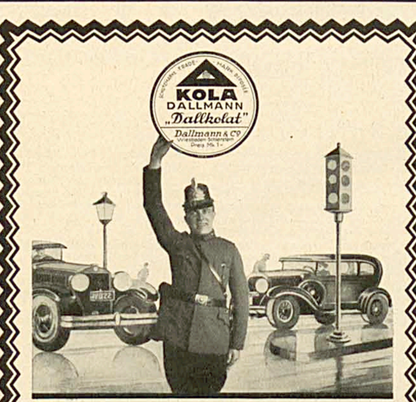
Meine Mutter schimpft, ich soll nicht kokett sein,
Sonst nimmt sie mir die Lippenschminke fort . . .
Mein Chef ist gar nicht übel. Bloß er müßte nicht so fett sein,
Doch er legt das „Magazin" auf den Abort.

Gestern war ein neuer Filmstar drin photographiert.
Die ist auch nicht hübscher als ich . . .
Wenn der Chef mir so weiter auf die Beine stiert — — —
Na, vielleicht revanchiert er sich.

Ich bräuchte recht nötig ein neues Kostüm.
Und sonst: woher nehmen, wenn nicht stehlen!
Er tut zwar mit der Direktrice so intim —
Und was soll ich auch zu Hause erzählen?

Ach, da fällt mir schon irgendeine Sache ein! —
Wann werde ich denn endlich majorenn?
Zu Ostern will ich gut angezogen sein,
Wenn der Chef — etcetera — ja: wenn!

Lierke



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7 gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Mars und Venus

(Th. Th. Heine)



„Mögen sie noch so viele neue Planeten entdecken – unser beider Macht bleibt doch unerschüttert!"

Sonderbares Erlebnis

Bei einem Besuch im Münchner Vivarium stoße ich auf eine Gruppe von Braunhemden; sie versperren den schmalen Gang, und an ein Durchkommen ist nicht zu denken. Am Aquarium steht ein Führer, der Erklärungen über zoologische Details gibt, ein schlichter Mann ohne Hakenkreuz, ein Zivilist; er scheint den jungen Helden nicht viel Interesse einzuflößen. Einer von ihnen steht gelangweilt und ein wenig gereizt abseits; er muß irgend etwas gegen den stillen Gelehrten haben.
Am Durchschreiten des Ganges ohnehin gehindert, bleibe ich stehen und höre zu, was der Mann am Aquarium zu erzählen hat. Mein ungeniertes Verweilen und Zuhören bringt das abseits grollende Braunhemd noch mehr in Unruhe. Nun höre ich: „Das hier ist der Maulbrüter, ein hochinteressantes Unikum . . ."
Das Braunhemd neben mir stutzt, horcht auf.
„Er verteidigt sich und seine Jungen mit dem Maul . . ."
Das Gesicht des Braunhemd rötet sich verdachtgeschwollen.
„Wenn nämlich Gefahr im Verzug ist, tut er nichts anderes, als daß er jedesmal sofort alle seine Jungen ins Maul nimmt . . ."
„Heil Hitler!" brüllt das Braunhemd neben mir; der Trupp fällt ein, rottet sich zusammen und verläßt unter Absingung des Faschistenliedes das Vivarium. Teha

Pluto

Ein neuer Planet, der sich Pluto schreibt,
ist dem Sonnensystem jetzt einverleibt.
Ein Amerikaner hat ihn entdeckt
und gleich auch den Namen ihm ausgeheckt.
Natürlich haben die Astrologen
auch ihrerseits schon seine Wirkung erwogen.
Aber sie halten damit noch zurück:
Stiftet er Unheil? Bringt er Glück?
. . . Ich denke mir (und nicht unbegründet):
Wenn Amerika sich mit dem Himmel verbündet,
und wenn erst der neue Planet regiert,
sind wir anderen alle hübsch angeschmiert.
Warum? – Dann haben wir oben wie
auch unten nämlich die Plutokratie.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

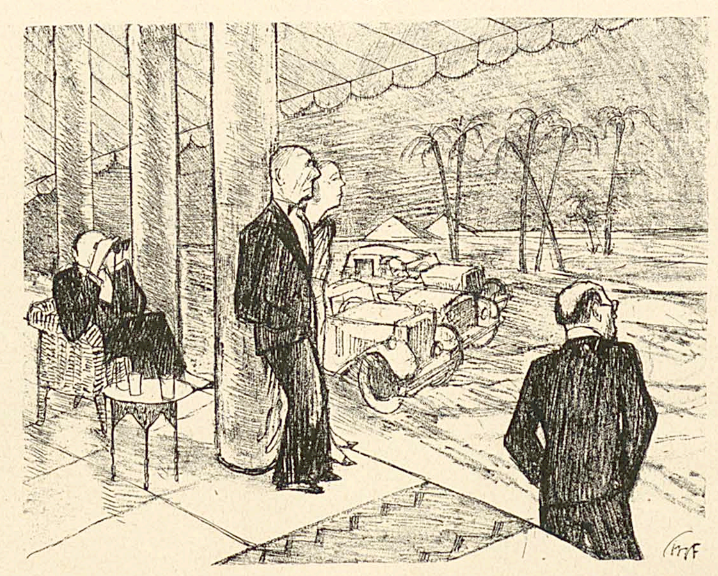
Einer der Brüder Ullstein hatte den Plan gefaßt, auch in München eine Großstadtzeitung nach Berliner Muster ins Leben zu rufen. Zu diesem Zweck begab er sich in die bajuvarische Metropole. Gleich am ersten Abend bestieg er eine Elektrische. Neben ihm saß ein Mann, der harmlos die Morgenzeitung las.
An der nächsten Haltestelle stürzte Ullstein aus der Elektrischen, nahm ein Auto, sauste zum Bahnhof und fuhr entsetzt mit dem Nachtzug nach Berlin zurück. Hier erklärte er: „In einer Stadt, wo am Abend die Morgenzeitung gelesen wird, kann man keine Großstadtzeitung ins Leben rufen!" Und so behielt München seine Presse!

•

Schauplatz: Münchner Trambahn. Personen: eine umfangreiche, offenbar zugereiste Dame. Ein wohlwollender Schaffner. „Sagen Sie, Schaffner, wo ist die alte Pinakothek?" — „Da müss'n S' in der Barerstraße aussteig'n!" — „Danke — und wo ist die neue Pinakothek?" — „Die ist gegenüber der alten!" — „Sagense mal, Schaffner, welche is'n die bessere?" — „I' moan, die san' alle zwoa ganz guat!"

In Ägypten

(M. Frischmann)



„Denke dir, Otto, Jahrtausende blicken hier auf uns hernieder!" — „Für diese Hotelpreise noch viel zu wenig."

Unter einer Palme

Heute ging ich mit Lady Sarah Goshen
Über Mittag spazieren.
Unmögliche Zeit.
Im Hotel standen sie Kopf.
Der Lord und sie
Haben sich zwischen Tür und Angel verdroschen.
Aber wie!
Eine Aloe strotzte in einem Majolikatopf.

Sie betrachtet öfter ihre Hand.
„Sie sind gefallen, Lady Sarah?
Verstaucht?" — „In der Tat, bei Allah!" —
„Stecken Sie sie in den Sand."

In die Weißhitze geschichtet
Hoch hinauf, trauern die Häuser — alle platt.
Doch immer noch nach Preisen gesichtet.
Wie kühl die Palme zwischen ihrer und meiner Hand!
Sie steht, ich steh und weiß nicht, was ich vermisse.

Der Mittag, ein Hengst in Hitze,
(„Vorsicht, Lady Sarah!") springt auf die Stadt.
Nun verharrt er so, als Denkmal der Glut.
Und alle Häuser sind matt.
Ein paar haben Löcher und Risse.
Ich zeige es Lady Sarah.
Sie guckt. „In der Tat, bei Allah!"
Die Hand wird, scheint's, nicht besser.

Es stinkt aus der Hölle — der Hafen.
Die Masten recken sich und leuchten wie Glas.
Lichtschärfen an den Spitzen sind wie gezückte Messer.
Ich frage Lady Sarah:
„Finden Sie nicht beides übertrieben?
Auch daß die Farben der Schiffe
Ihr Innerstes blutig nach außen schieben?"...

„Sie blicken so verträumt, Lady Sarah!...
Sie haben Löwen gejagt. Wo bleibt Ihr Mut?"
Sie fragt:
„Meinen Sie? Eben war er noch da. Weiß nicht, was er jetzt tut?"
Ruhig betrachtet sie mich, darauf die verstauchte Hand.
Sie sagt:
„Man sehnt sich nach Sturm und Regen und Riffen."
Sie sagt, und ihr Fuß knirscht zornig im Sand:
„Man denkt auch nach Haus — an seine Lieben."
Und als letztes: „Afrika scheint mir ein wildes Land!"

René Schickele

Das Land der Träume

Von Hans Seiffert

One — — —

Eins — wozu sagst denn du das jetzt, damned fool, he? Jetzt, mitten in der Nacht. Denkst du, ich habe es nicht schlagen hören von allen Türmen? Ha, wie das dröhnt! Wie mein Kopf dröhnt! Wie Blei liegt mir's in den Gliedern. Draußen ist es stockdunkel, man sieht nicht die Hand vor den Augen. Schlafen will ich. Bloß schlafen . . .

Two — — —

Jawoll, zwei Whisky, Boß! Zwei! Frag nicht so dämlich, alter Gauner! Einen für die rote Nelly und einen für mich. Was, du willst keinen Whisky rausrücken, du Aas? Ich soll erst meine alten Schulden bezahlen? Lumpige zwei Dollars . . .

Three — — —

Meinetwegen drei. Da, nimm, du dreckiger Hafenbudiker! Eine Fünfdollarnote. Meine erste Börse. Jim Wembleys erste Börse. Und ihr anderen haltet gefälligst die Schnauze, sonst schlage ich euch allen die Knochen im Leibe kaputt, wie dem Nigger gestern abend in Blythebournes Garden, dem baumlangen Jefferson . . .

Four — — —

Natürlich. Vier Runden, dann war er erledigt und fiel um wie ein Sack. In vier Runden total zusammengehauen. Gejohlt und gepfiffen haben sie, als er hinausgetragen wurde, ganz fahl und blutig im Gesicht. Da, hört ihr? Sie pfeifen noch. Aber das ist doch gar nicht möglich. Das war doch schon gestern abend. Und was brüllen sie denn da? Aufstehn, Wembley, aufste—e—ehn! Wo bin ich denn? Laßt mich doch . . .

Five — — —

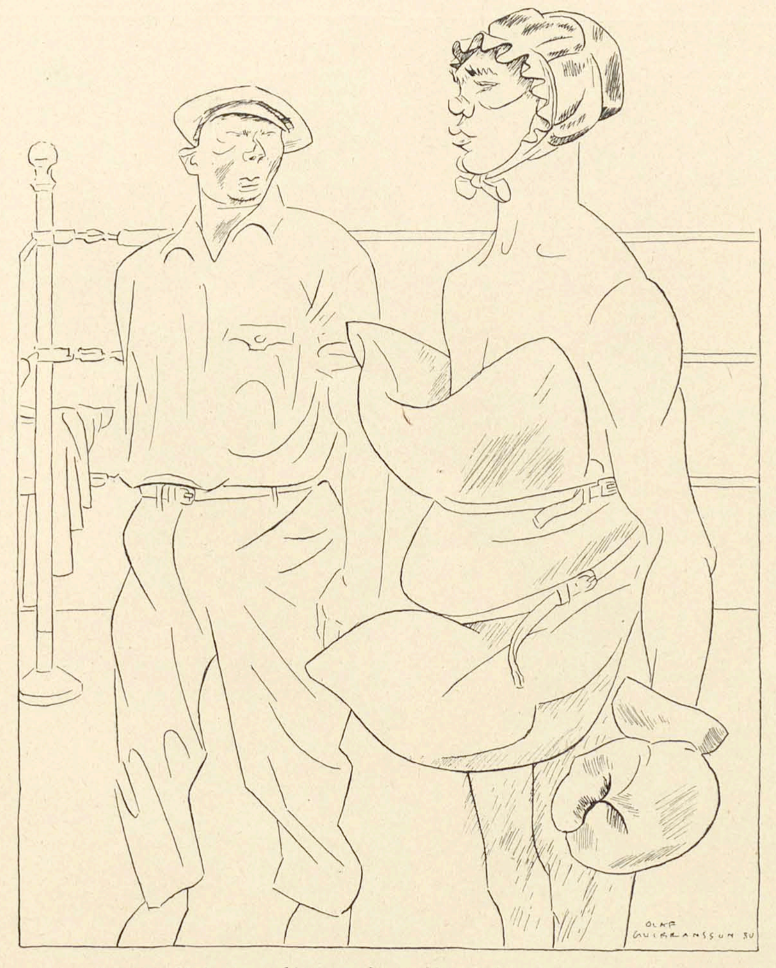
Wieviel? Fünf Weiber sind wieder da, Sam? Was sind es denn für welche, Sam? Die Frau vom Konservenbüchsenkönig wieder dabei, ja? Und die Filmkatze? Und die kleine Fünfzehnjährige aus dem College, die Milliardärstochter? Laß sie alle warten, Sam! Schmeiß sie raus, Sam! Sage ihnen, Jim Wembley verzichtet. Jim Wembley hat jetzt etwas Besseres, er hat eine richtige Prinzessin zur Geliebten, eine von drüben, aus Juhröp, aus Germany oder Austria oder wie das Ding heißt. Ein Weib . . .

Six — — —

Sechs? Schon sechs Uhr? Ach, ich bin ja so müde! Und nun wieder raus, stunden-

Schmelings Schaukämpfe

(Olaf Gulbransson)



„Im Ring brauchen Sie ja nur markieren — aber nachher an der Kasse, wenn die Leute ihr Geld wieder haben wollen, müssen Sie Ernst machen!"

lang trainieren. Was ist das bloß für ein Geschrei da draußen im Garten? Ah, die Journalisten! Meine Herren, Sie sehen mich in harter Trainingsarbeit für den Weltmeisterschaftskampf. Laufen, Schwimmen, Reiten, Arbeit am Ball, Arbeit im Ring mit den Sparringspartnern . . .

Seven — — —

Sieben sagen Sie, Blackwell? Für schäbige siebenhunderttausend soll ich kämpfen? Das wagen Sie mir zu bieten? Sie sind der gemeinste Hund von einem Manager in den Staaten. Ein Blutsauger sind Sie, Blackwell. Sie machen bei dem Kampf gut Ihre drei Millionen, und mir wollen Sie — nee, mein Junge, da wird nichts draus . . .

Eight — — —

Nein, auch nicht für acht. Wissen Sie, Blackwell, daß mir Hawthorne gestern per Kabel eine Million zweihundert geboten hat, wenn ich in Soldiers Field mit Mahonny kämpfe? Der weiß, was Jim Wembley wert ist. Was soll bloß immerzu dieses blödsinnige Gebrüll, Blackwell . . .

Nine ! ! ! ! !

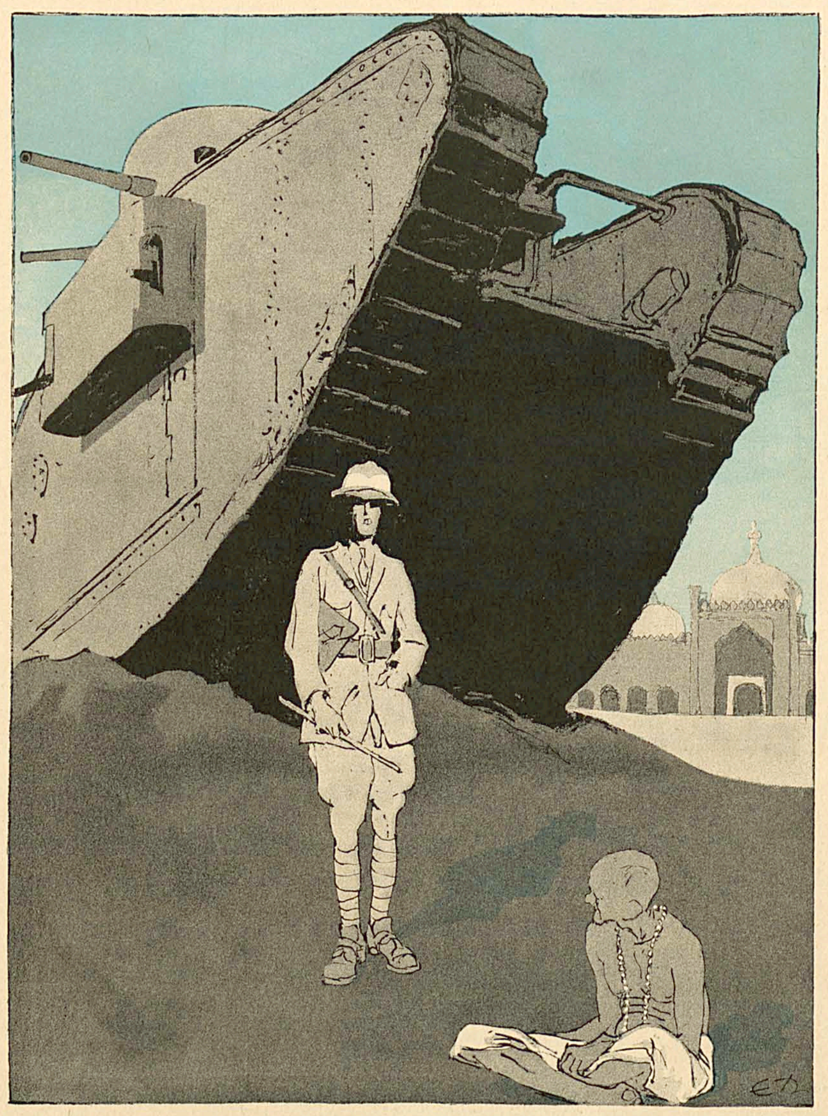
— — — — — — — — — — — — — —

Jim Wembley kam langsam zu sich. Er war k. o. geschlagen.

Ex-Weltmeister . . .

Indien

(E. Thöny)



„Unsere Waffen sind verschieden, Mr. Gandhi, – aber einer von uns muß ja schließlich siegen!"

Stuttgart, 21. April 1930 | Preis 60 Pfennig | 35. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS

Die neue Regierung

(E. Schilling)



„Sieh mal, Großpapa, soviel schwarze Eier!" – „Sonderbar! Aber der Hase war rot."

Zum Einstand

Soll man sich an den neuen
Regierungsmännern freuen?
Sie kamen auf Lätare –
sind sie nun auch die „Wahre'"?

Was führt der wundermilde,
der Doktor Wirth im Schilde?
Er wird doch nicht an Fricken
ein Liebesbrieflein schicken?...

Ums Haar galt es, den bösen,
den Reichstag aufzulösen.
Da kam es zum Damasko
durch Hugenbergs Fiasko . . .

Wird Brüning vorwärts zielen
und Schiele niemals schielen?
Versagt sich Treviranus
dem „Manum lavat manus"?

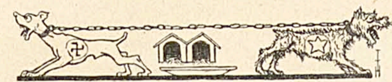
Schon sahen wir die Sozen
auf ihren Bänken trotzen
und Naz- und Kommunisten
sich brüderlich entrüsten.

So laßt uns denn auf Ostern
das Kabinett beprostern,
vom ält'sten bis zum jüngsten! . . .
Vielleicht hält's über Pfingsten.

Ratatöskr

Geburt / Von Max Barthel

Der Mann hieß Schreivogel und trieb sich Jahrzehnte auf den europäischen Landstraßen herum. Siebzehn Jahre lebte er, Sohn eines Gärtners, animalisch und still in einem Dorfe nahe am Rhein, aber da nahm der Vater einen neuen Gehilfen ins Haus. Das war ein Sonderling. Er kannte die Welt. Und an den Feierabenden, wenn die Hände von der schweren Arbeit verrasteten, erzählte der Fremde von seinen Wanderschaften. Er hatte hell-



Überall Fusionen der Konkurrenzfirmen — nun auch bei Kommunisten und Nationalsozialisten.

blaue, flimmernde Augen. Wie ein rundes Schild stand über ihnen die schöne Stirn.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", begann er an einem schwermütigen Abend, als die Sonne über den Vogesen langsam in das blaue Nichts der Täler sank, „nein, er lebt nicht vom Brote allein. Auch vom Wind, der über die Wiesen weht, vom Meer, vom Vogelgezwitscher. Auch von den Blumen leben wir."

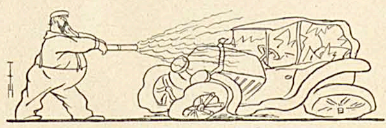
„Ja", antwortete der Jüngling mit der Weisheit seiner siebzehn Jahre, „wir leben auch vom Anblick der Sonne. Aber sagen Sie mir: warum lebt der Mensch? Nur um da zu sein?"

„Wir leben, um uns zu berauschen, um mitzurauschen, um mitzusingen im Singsang der Welt", sagte der Fremde, „wir leben, um uns abzuschleifen, um rund und harmonisch zu werden."

Er schwieg und sah dem fernen Sonnenuntergang zu, dem Verlöschen des Lichts, dem blauen Rauch kühler Täler. Als das letzte Rot verlöschte, erzählte er weiter.

„Der Mensch lebt, um rund und harmonisch zu werden, mein Junge, aber wie lebt der Mensch heute? Er ist verkümmert. Warum? Der Mensch ist verkümmert, weil er sich zu ernst nimmt. Ein Baum fragt nicht nach dem Sinn des Lebens. Auch das Tier nicht. Sie leben, sie erfüllen das Gesetz. Wir werden geboren, getauft, registriert, geimpft, eingeschult und verpfuscht. Die Arbeit ist keine Freude mehr, ist nur Geldverdienstmaschine, ist Quälerei . . . Aber mitzufließen im Strome der Welt, mitzurauschen, überzufließen, siehst du, das ist die Erlösung. Das ist die ewige Geburt!"

Der junge Schreivogel erlebte viele solcher Gespräche, die im Grunde weiter nichts als ein großes, unterbrochenes Gespräch um den Sinn der Welt waren. Der Fremde blieb drei Monate in dem kleinen Dorf, dann ging er ohne Gruß und Abschied fort. Er hatte nichts zurückgelassen, als die große Sehnsucht seines Herzens, die nun den Jüngling überfiel, quälte und beseligte. Am tiefsten hatte ihn der Gedanke an die ewige Geburt aufgewühlt, an das Fließen und Überfließen aller Dinge, der Gedanke an die Mündung in den Strom der Welt, zu dem auch der Tod nur ein



Zeileis heilt ein krankes Automobil.

nachtschwarzes, dunkelschimmerndes Tor ist. Und diese Vorstellung riß ihn bald aus aller Erdgebundenheit und hob ihn in die Flugrichtung der Wolken und der Wandergänse. Im Frühling verließ er ebenso heimlich wie der Fremde sein kleines Dorf und ging auf die Landstraße.

Viele Jahre streifte er durch viele Länder. Nicht immer schwebte er in Hochgefühlen. Er hat gehungert und gefroren, gebettelt und gefiebert, an manchen Tagen auch verfluchte er seine voreilige Flucht. Aber wenn ihm ganz elend zumute war, brauchte er nur an den fremden Gast zurückzudenken, und da füllte neuer Mut sein Herz aus. Er kam nicht wieder nach Hause. Die Eltern starben, ein Bruder erbte die Gärtnerei, aber der junge Schreivogel hatte die ganze Welt.

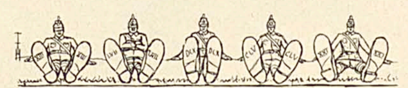
Die ganze Welt haben, das heißt, ihren Sinn begreifen, ihren Herzschlag verstehen, ihre großen Atemzüge, ihren leichten Schlummer, ihre Schwermut und auch ihr Lächeln. Die ganze Welt verstehen, das heißt die Quelle suchen, aus der alles Dasein bricht: die mütterliche Frau. Den Sinn der Welt begreifen, heißt auch, immer und immer wieder aus allem Jammer aufzusteigen und das Herz mehr zu lieben als den Bauch.

Der junge Schreivogel wurde der alte Schreivogel, er war ein Vagabund, und doch haben viele Frauen seinen Weg gekreuzt. Ihr lichtes Lächeln hat oft seine Einsamkeit erhellt. Er liebte die strahlenden Augen einer Frau und die Landschaft der menschlichen Gesichter ebensosehr wie das donnernde Meer. Er hatte viele Frauen lächeln und weinen gesehen, er war ein Mann, und in Rom sah er die Madonna, die Mutter mit dem Kind.

Der Tag war regnerisch. Weihnachten war vorüber, der Jubelrausch des Volkes, die wilde Fastnacht mit den Umzügen und blühenden Zweigen, die heidnischen Umzüge mit den bacchantischen Schreien „Geburt! Geburt!" Das alles war nun vorüber, und auch er hatte „Geburt" gerufen wie das aufgewiegelte, römische Volk.

Der Frühling rötete schon die schwarze Campagna und verlockte die Landstreicher zu neuen Vagabundagen, auch Schreivogel wollte weiter, aber am letzten Abend besuchte er ein billiges Vorstadttheater. Er saß auf einer harten Bank inmitten einer gläsern schleifenden Woge der Erwartung. Die Musikanten prüften ihre Instrumente, und dann flog der purpurne Vorhang auseinander. Ein junges Mädchen mit flatterhaftem Kleidchen sprang als erste auf die Bühne.

Sie war als erste mit schlauer Berechnung in das grelle Licht geschickt worden, um die Brücke zu den Zuschauern zu schlagen, die goldne Brücke für die kleinen Leute, die leuchtende Dinge erleben wollten. Das junge Ding beendete ihr Chanson mit einer frechen Zote und entblätterte dabei ihr Kleidchen, daß die Leute



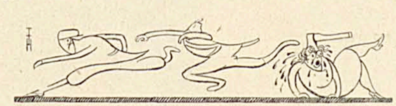
Numerierung der Polizei — aber zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten nur auf den Sohlen und in römischen Ziffern.

jauchzten. Die Brücke war geschlagen, auf ihr wandelte die große Begierde des Volkes nach neuen Abenteuern.

Dann erschien eine neue Sängerin, aber sie war alt und viel zuviel geschminkt. Sie lebte eigentlich nur von der Gnade der Zuschauer, die das junge Mädchen verzaubert hatte. Zauberkünstler folgten. Dressierte Hunde sprangen durch brennende Reifen, und ein Bauchredner erschütterte mit seiner Puppe und mit den lächerlichen und gespensterhaften Gesprächen das kleine Theater. Die Brücke, die das junge Ding gebaut hatte, stand mit hundert Pfeilern im Herzgrund der Leute. Die Erhebung aus dem Alltag war da. Dann rissen drei Gongschläge den Vorhang herunter, und als die Pause beendet war, standen japanische Artisten im Licht und verbeugten sich.

Wie in den Köpfen schöner Tiere bewegten sich in ihren gelben Gesichtern die schräggeschlitzten, schwarzen Augen. Auch ihre Kunst war tierhaft schön, war Zauberspiel in unerhörtem Rhythmus, war Springen und Werfen der Leiber, wie man es vielleicht sonst nur im indischen Dschungel bei den großen Tigerkatzen erleben kann. Die Japaner arbeiteten ohne Musik. Sie brauchten keine Musik. Das Miteinander und Ineinander der schönen Körper war Musik genug.

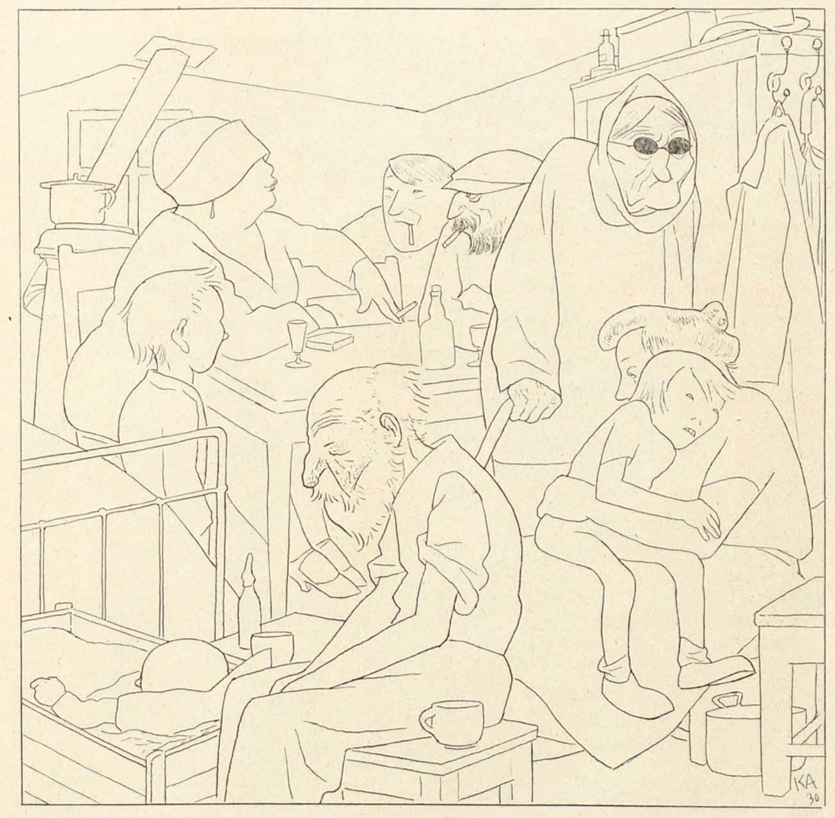
Nach den Japanern, die das Herz schneller schlagen machten, setzte wieder das Orchester ein. Und im schrillen Schrei der Instrumente kam mit schamlosen Schritten eine Frau auf die Bühne, eine Frau, ein großer, halbnackter Fleischberg. Sie begann zu tanzen, sang ein Lied und wiegte sich im Rhythmus einer grausigen Melodie, wie sie eigentlich nur ausgedacht, aber niemals gesungen werden darf. Vielleicht haben die Sirenen so gesungen, die unfruchtbaren Weiber, die am Strande lagen und die Fischer, die Schiffer anlockten. Schreivogel sah im Geist jene Weiber mit den vom Licht triefenden Brüsten. Er sah auch



Unseren täglichen Mord gib uns heute.

Wohnungs-Luxussteuer?

(Karl Arnold)



„Das wäre endlich einmal eine Steuer, die nicht uns trifft!"

den goldnen Flaum über dem schneeweißen, kühlen Fleisch. Und die Frau auf der Bühne tanzte und sang.
Sie warf ihren Leib wollüstig in den Lichtschaum der Lampen. Es war, als würfe sie sich über die Rampe mitten unter die vielen Männer, die versteinert auf den harten Bänken saßen. Das Blut stieg aus ihren Herzen und stand wie eine rosige Wolke über ihnen. Schreivogel lächelte. Er sah wohl die Blutwolke, aber er sah durch sie wie durch Glas. Plötzlich schmerzte sein Herz in der Brust. Er erblickte die Madonna, die Mutter mit dem Kind.
Sie saß in der ersten Reihe des Saals und hatte mit unbeschreiblichem Lächeln dem kleinen Fräulein zugehört, die jene goldne Brücke baute. Sie hatte der verlebten Sängerin gedankt und ihre Bitterkeit verstanden. Auch die Japaner liebte sie. Sie war wie eine Arbeiterin gekleidet und hatte das schwarze Umschlagtuch der italienischen Frauen über die Schultern gelegt. Unter diesem Tuche lag trinkend und schlafend ein kleines Kind.
Als die Frau mit dem grauenhaften Liede begann, hatte die Mutter das Kindlein zart zugedeckt, als wolle sie es behüten vor dem frechen Lärm der Welt. Ihr liebliches Gesicht verfinsterte sich, als sie die Blutwolke über den Männern sah. Auch ihre Augen wurden dunkel. Und dann krümmte der Schmerz ihre schönen Lippen. In der weißen Stirn stand eine steile Falte. Schreivogel sah es genau, und auch das sah er, wie diese Frau plötzlich aufstand und ruhig und behutsam mit dem Kinde das Theater verließ.
Unruhe fiel in den Saal, die Sängerin stockte, und dann barst die Brücke, die jenes junge Mädchen gebaut hatte, die goldne Brücke, über die jetzt die wüste Sängerin tanzte. Ein Pfeiler hatte sich empört, war aus dem Herzen gerissen, trug nicht mehr, verweigerte sich. Und als die Brücke brach, fiel auch die Tänzerin. Ja, sie tanzte noch einige beklemmende Sekunden in der Luft, sie taumelte wie an einem Abgrund hin, aber sie hatte keine Gewalt mehr über die Männer. Die Blutwolke verfiel. Matt und kalt wurden die Lieder der Frau, hilflos ihre Schritte. Mit weinerlichem Schrei schloß sie ihren Sang. Keine Hand und auch kein Herz rührte sich, als sie mit erstarrtem und wie abgeschminktem Gesicht hinter die Kulissen flüchtete.
Auch Schreivogel hatte keine Ruhe mehr.
„Die Madonna", dachte er und erinnerte sich des Fremden, der ihm den Sinn der Welt erklären wollte, „die Madonna, die Mutter mit dem Kind, der große Protest des Lebens gegen den Tod. Protest der Fülle gegen die Form. Geburt", dachte er, „Geburt! Die ewige Geburt!"
Er verließ das Theater, lief in jener Nacht lange durch das schlafende Rom, verkroch sich im Colosseum und träumte von der Mutter mit dem Kind. Von jener Zeit an lebten für ihn die mystischen Bilder und Statuen, in denen die alten und die neuen Völker das ewige Wunder von der Mutter mit dem Kinde darstellten.
Am anderen Tage verließ er die Stadt und wanderte nach dem Norden. Von dieser Wanderschaft wäre viel zu erzählen, von den erbitterten Kämpfen um den Bissen Brot, vom Kampfe um das Dasein, von der endlichen Verwurzelung des Mannes und seiner Befreiung, aber diese Geschichte soll nur das große Erlebnis aufdecken, das ihn von der Landstraße erlöste.

Nach den Grundstückschiebungen am Alexanderplatz

(E. Thöny)



Berliner Stadträte auf dem Wege zur Magistratssitzung.

Ostereier

Von Achille Campanile

Ausgerechnet heute hätte ich eine Menge glänzender Einfälle, aber zu meinem Bedauern darf ich von ihnen keinen Gebrauch machen. Heute habe ich mich an ein aktuelles Thema zu halten: das Osterfest.

Es gäbe zwei Möglichkeiten, sich aus dieser Affäre zu ziehen, das heißt zwei Arten, die traditionelle Ostererzählung zu beginnen. Entweder man schreibt: es war Ostersonntag, die Sonne lachte, und die Vöglein jubilierten usw., oder: obzwar Ostern im Kalender stand, war die Sonne hinter dichten Wolken verborgen, und ein trübseliger Regen ging nieder usw., so daß gewiegte Leser bereits aus diesem ersten Satze das Ende der Erzählung zu erraten imstande sind. Aber ich will hier nicht meine Zuflucht zu billigen Auskunftsmitteln nehmen, sondern meine lieben Leser und schönen Leserinnen mit einem richtigen Osterei bedenken.

Was übrigens diese Sitte betrifft, so begreife ich nicht, warum man sich noch immer nicht entschlossen hat, sich ihrer zu entledigen. Man empfindet sie durchaus als lästig. Ich habe noch niemanden getroffen, der etwa gesagt hätte: „Endlich Ostern! Ich freue mich schon auf die schönen Ostereier, die ich bekommen werde!", sondern ich hörte stets nur: „Schrecklich — diese Ostern haben mir gerade noch gefehlt! Jetzt kann ich wieder soundso vielen Leuten Ostereier schenken; was das wieder kosten wird!"

Die Auslagefenster der Zuckerbäcker sind in diesen Tagen ausschließlich mit Ostereiern, Häschen und ähnlichen sinnigen Leckereien dekoriert. Alles spricht nur vom Schenken, und binnen kurzem werden diese Dinge aus dem Verkehr verschwunden sein; aber niemand versteigt sich zu der Andeutung, etwas davon bekommen zu haben.

Wo kommen diese Schokolade- und Zuckereier eigentlich hin? Wer sind die vom Glück Bevorzugten, die sie erhalten? Es muß sich um Leute handeln, die man für gewöhnlich nicht zu Gesicht bekommt, offenbar um Misanthropen, die eifersüchtig über dem Geheimnis des erhaltenen Geschenkes wachen, aus Angst, dasselbe teilen zu müssen.

Ich kann mir diese Egoisten sehr gut vorstellen, die in diesen Tagen ängstlich zu Hause bleiben, um ihre Geschenke an bunten oder Schokoladeeiern persönlich in Empfang zu nehmen. Es läutet draußen; jemand gibt ein Paketchen ab, für einen Glücklichen aus der Kategorie derer, die Geschenke bekommen. „Was ist da drin?" fragen die Familienmitglieder. „Nichts — ein Aufsitzer!" Und der Egoist sperrt sich in sein Zimmer ein, wo er gierig die Ostereier verschlingt, ohne daß jemand etwas davon erfährt. Hol' ihn der Teufel!

Für uns, die wir zu schenken haben, werden diese Ostereier zu einem wahren Albdruck. Ich träume regelmäßig während der Karwoche von nichts anderem und wache entsetzt und schweißgebadet auf, wenn mich ein meterdickes Ei zu zerquetschen droht. Aber jetzt habe ich einen Ausweg gefunden. Ich mache bei meinen Freunden die Osterbesuche und halte beim Betreten des Salons eine Hand auf dem Rücken.

Sind meine Glückwünsche entgegengenommen und erwidert, dann hole ich meine Hand langsam hervor und sage: „So — und hier habe ich mir erlaubt, Ihnen ein kleines Osterei mitzubringen."

„Aber Sie Verschwender!" lächelt die Dame des Hauses verbindlich, „wie oft habe ich Ihnen das verboten! Es genügt mir doch, daß Sie sich meiner erinnern." Dabei streckt sie schon die Hand aus.

„Das wußte ich, gnädige Frau", erwidere ich, „und darum habe ich Ihnen auch gar nichts mitgebracht."

Worauf die Dame ein etwas merkwürdiges Gesicht macht, während ich vergnügt auf dem Sofa Platz nehme.

(Aus dem Italienischen übertragen von E. v. Csala)

Okkultismus

(Karl Holtz)



„— — und über den langen Weg steht Ihnen 'n Kind ins Haus, Fräulein!" — „Hoffen wir, daß mir vorher noch über'n kurzen Weg 'n Arzt ins Haus steht!"

Aufregendes Hasardspiel

Als der Oberlehrer P. (Fach: Naturwissenschaften) zu etwas vorgerückter Stunde seine Stammkneipe verlassen wollte, sah er, daß in einer Ecke ein paar seiner Bekannten noch „Einundzwanzig" spielten. Er stellte sich noch zu ihnen hin und brummte: „Mir könnt ihr mit eurem Glücksspiel nicht imponieren. Ich weiß, was das heißt."

„Nanu?" fragten die andern. „Sie, der korrekte Herr Oberlehrer?" — „Tagtäglich mache ich das mit, tagtäglich", schrie er jetzt heraus. Offenbar handelte es sich hier um ein Maß Bier zuviel.

Aber nein, er erklärte ausführlich: „Sehen Sie, meine Herren, mein Beruf ist nicht einfach. Ich muß doch die Jungen aus meinen Klassen ununterbrochen prüfen, nicht wahr, das ist doch zum mindesten meine Hauptaufgabe. Und ich spüre es, wenn einer nichts gelernt hat. Totsicher spüre ich es. Und nun kommt das Unglück: die Prüfungszeit, die auf den einzelnen kommt, reicht höchstens für drei Fragen."

„Wir verstehen noch immer kein Wort", erklärten die andern.

„Also passen Sie auf. Da ist ein junger Mann in einer meiner Klassen, von dem ich sicher weiß, daß er die Botanik nicht lernt. Nicht im geringsten. Außerdem gefällt er mir nicht; aber das ist eine eigene Sache. Ich warte also schon jahrelang darauf, ihn endlich zu erwischen. Neulich war wieder dazu die beste Gelegenheit. Neulich war die letzte große Prüfung in Botanik. Ich rufe ihn auf. Da steht er vor mir, und ich muß ihm drei Fragen stellen. Verstehen Sie, meine Herren: nur drei Fragen. Und nun kommt die große Entscheidung: Welche drei Fragen? Man muß auf diese Fragen wie ein Spieler setzen. Trifft man gerade die drei, auf die sich der Schüler präpariert hat — und der schlechteste Schüler hat wenigstens drei Antworten bereit —, ja, dann hat man leider sein Spiel verloren. Er steht also vor mir. Ich habe umsichtig, wie ein alter Spieler, die Fragen gewählt: Orchideen; ein verteufeltes Kapitel — aber er gibt eine fließende Antwort. ‚Gigko bilobs'; ein sehr komplizierter Baum — und er bleibt mir keine Auskunft schuldig. ‚Der Sonnentau'; eine fleischfressende Pflanze — er weiß darüber Bescheid. Alle drei Fragen, meine Herren! Es war direkt eine Tragödie: ich mußte ihm eine gute Note geben."

Der Oberlehrer wischte sich den Schweiß von der Stirne und fuhr fort: „Heute nach der Zeugnisverteilung kommt er zu mir und sagt: ‚Sie sind ein schlechter Spieler, Herr Oberlehrer. Sie verstehen noch nicht zu bluffen. Daß Sie mir die drei schwersten Fragen vorlegen würden, konnte ich

voraussehen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß es die drei einzigen sind, auf die ich vorbereitet war. Nach dem Einfachsten hätten Sie mich fragen müssen. Das wäre Bluff gewesen. Zum Beispiel davon hätte ich nicht die geringste Ahnung gehabt.‘ — Und er legte einen kleinen Strauß Maßliebchen vor mich hin und ging. Der Schuldirektor, dem ich natürlich von der ganzen Geschichte nichts erzählte, war sehr gerührt darüber, daß ein abgehender Schüler mir Blumen gebracht hatte.“

H. K

Vorsorge *(E. v. Kreibig)*



„Jeben Se mir noch um 'nen Jroschen Bonbons, ick möchte mir for den nächsten Schulstreik eindecken!“

Die besiegte Zeit

Grauenhaft, immer drei Stunden hinter der Zeit herzuhinken. Was in der Frühe geschieht, erfährst du erst im Mittagsblatt, und was sich am Tage ereignet, in der Abendzeitung. Zwischen Ereignis und Publizität klaffen, fürchterlich, immer ein paar Stunden. Wie schnell auch die Rotationswalzen rollen: sie holen nie das Rad der Zeit ein. Und wie fix auch die Journalisten hinter jeder Neuigkeit, jeder Sensation herjagen, — das Neue selbst ist längst schon alt, wenn es mit Druckerschwärze aufs Papier kommt.

Es steht also fest, daß die Zeitung längst nicht mehr den Ansprüchen unserer Zeit entspricht. Dem Amerikaner Harrison Blixton war es vorbehalten, jene epochale Erfindung zu machen, die eine völlige Umwälzung des gesamten Zeitungswesens zur Folge haben sollte. Mr. Harrison Blixton ging nämlich von folgender Erwägung aus: die Zeit läuft beständig, ohne Intervalle, in lückenloser Folge. Soll die Zeitung wirklich ein Spiegelbild der Zeit sein, so muß auch sie ohne Unterbrechung, im gleichen Tempo mit der Zeit abrollen.

Zu diesem Zweck konstruierte Mr. Harrison Blixton Röhren, die es jedem Abonnenten ermöglichten, seine Zeitung als laufendes Band zu beziehen. Ganz nach Belieben werden diese Zeitungsbänder überall in die Wohnungen und Büros hingeleitet und laufen hier ununterbrochen hinter einer Glasscheibe ab. Jedes Ereignis — ob Börsenkrach, neuer Weltrekord, Transozeanflug oder Massenmord — wird sofort auf die Walze gesetzt und rollt eine Viertelstunde später über den Schreibtisch des glücklichen Abonnenten. Erst jetzt wird jeder Mensch im eigentlichen Sinn des Wortes „Zeitgenosse“ seiner Zeit, und das Problem des Journalismus ist endgültig gelöst: die Publizität hat das Ereignis, die Zeitung die Zeit eingeholt!

Als aber Mr. Harrison Blixton seine Erfindung patentamtlich geschützt und in sämtlichen Staaten des Erdballes eingeführt hatte, und Millionen Abonnenten glückstrahlend auf das laufende Band ihrer Zeitung starrten, — geschah das Unglaubliche: es geschah nichts! Kein Mensch rührte sich: alle verschlangen das vor ihren Augen abrollende Band. Aber auf dem Band stand nichts. Denn die Zeit, von der Zeitung eingeholt, gab das Rennen auf: sie stand einfach still.

K. Murre

Die 6 Original Brown Brodway Band

Von Jo Hanns Rösler

Die 6 Original Brown Brodway Band macht das Rennen.
Die 6 Original Brown Brodway Band ist die Sensation des Tages.
Die Burschen spielen nicht.
Die Burschen singen nicht.
Die Burschen tanzen nicht.
Die 6 Original Brown Brodway Band ist nur eine Band.

Wieso geht das?
Warum geht das?
Weshalb wird da nicht eingeschritten?
Ganz einfach: Man hat genug von den Bands.
Genug gerevellert, genug gejazzt, genug getrommelt und gepfiffen!
Macht etwas Neues!
Die 6 Original Brown Brodway Band macht es.
Was?

Die 6 Original Brown Brodway Band macht nichts. Einfach nichts.
Sie ist da. Wird dick gedruckt. Verlangt hohe Preise.
Aber sie macht nichts.
Sie tritt auf und sagt: „Was erwarten Sie von uns?"
Man ruft: „Singen Sie."
„Das können wir nicht."
„Tanzen Sie."
„Das können wir nicht."
„Pfeifen, trommeln und trompeten Sie."
„Das können wir nicht."
„Was können Sie denn?"
Da antwortet die 6 Original Brown Brodway Band: „Nichts."

„Meine sehr verehrten Damen und Herren", beginnt jetzt der Sprecher nach dem großen Nichts, „unsere Original Brown Brodway Band hat sich vorgenommen, nichts zu können und nichts zu machen. Sie sind zu uns gekommen, Sie haben teures Geld für den Eintritt gezahlt, Sie zahlen noch teureres Geld für die Getränke, für die Garderobe und für das Programm. Die Spesen haben Sie gehabt. Dafür bekommen Sie hier nichts. Sie können uns prügeln, treten, würgen, kneten und töten, es ist nichts zu machen. Wir können nichts. Ihr Geld ist unbedingt verloren! Aber wollen Sie allein die Dummen sein? Hier ist eine Möglichkeit, doch wieder zu Ihrem Geld zu kommen. Erzählen Sie allen Leuten, wie unerhört die Sache war. Wie originell die 6 Original Brown Brodway Band ist! Erzählen Sie von der großen Überraschung, aber verraten Sie sie nicht. Man wird hingehen, uns sehen und genau so hereinfallen, wie Sie hereingefallen sind. Sie werden Ihren Spaß am nächsten Morgen erleben, wenn man bei Ihnen anruft, wenn man Sie auf der Straße trifft, Sie werden Ihre faule Verwandtschaft los werden und Ihre langweiligen Bekannten! Ist das nicht das heutige Geld wert? Sie werden sehen, Sie kommen auf Ihre Kosten, und es war viel netter, als wenn wir Ihnen zum zehnten Male die oft gehörten zehn Songs gesungen hätten. Meine Damen und Herren — unser Programm ist hiermit zu Ende — wir danken Ihnen für Ihren Besuch — bitte empfehlen Sie uns weiter!"

Die 6 Original Brown Brodway Band ist jeden Abend ausverkauft.
Ganz New York spricht davon.
Die 6 Original Brown Brodway Band ist das beste Geschäft des Tages.

Geschäftliche Notizen

Tier und Pflanze in der Karikatur. Von Hofrat Dr. Klima.
„Tier und Pflanze in der Karikatur" erschließt ein Teilgebiet des ungemein reichhaltigen Stoffes Karikatur. Unter diesem lapidaren Titel verbirgt sich der wohlgelungene und von anderer Seite noch nicht unternommene Versuch einer Darstellung, in welcher Weise das moderne naturwissenschaftliche Denken auf das so vielgestaltige Gebiet der Karikatur der Neuzeit eingewirkt hat. Es ist nämlich das Material der Welt-Karikatur bisher noch niemals auf seinen naturwissenschaftlichen Inhalt untersucht worden.
Neben Tier und Pflanze haben auch andere Naturobjekte, vor allem aber der naturwissenschaftliche Gedanke selbst, der im 19. Jahrhundert auf fast allen Gebieten menschlichen Denkens zur Geltung gelangt ist, die bildliche Satire dieses Säkulums in nachhaltiger Weise beeinflußt. Erklärlicher Weise sind natürlich Tier und Pflanze in der Darstellung, wie auch im Bildmaterial am meisten vertreten. Die Abbildungen sind übrigens, von einigen Ausnahmen abgesehen, noch in keinem anderen Sammelwerk enthalten, was den Wert des Klima'schen Werkes erhöht.
Des Verfassers textliche Ausführungen zeigen, daß dieser auf dem Gebiete einer monographischen Behandlung karikaturistischen Stoffes schon anderweitig erfolgreiche Autor das gewiß nicht leicht zu behandelnde Thema erschöpfend richtig behandelt hat.
Der Versuch, das Karikatur-Material nach seiner naturwissenschaftlichen Seite zu erfassen und zu verarbeiten, darf als glücklich gelungen bezeichnet werden.
Das Buch wird darum gewiß allen denen, die für das Literaturgebiet der Karikatur Interesse haben, viel Freude bereiten! B.







Die verehrlichen Leser werden gebeten, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**: das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Enttäuschung *(Dugo)*



„Nee, mein Liebling, da wette ich ja schon fast lieber auf den Bestand der neuen Regierung, als auf 'n Rennpferd!"

Bekehrung vom Frühling

Ich hatte eigentlich in ein Kino gehen wollen, um mir mal die Garbo anzusehen. Denn es war gerade ein schöner Frühlingsabend — und da wollte ich was für mich tun. Aber leider kam es nicht dazu. Wie ich nämlich so nichtsahnend durch eine ziemlich dustere Gegend pilgere, fällt mein Blick auf ein Mädchen, das einsam vor mir her durch den Abend geht. Ich weiß nicht warum — aber vereinzelte Mädchen stimmen mich immer so weich. Besonders im Frühling! Sie haben in ihrer Verlassenheit direkt etwas Ergreifendes für mich. Sofort verspüre ich einen unbezähmbaren Drang, mich ihrer anzunehmen. Und diese da gefiel mir besonders. Sie hatte so eine ehrbare Silhouette. Ja, das glauben Sie vielleicht nicht — aber ich fliege ein bißchen auf das Doofe! Das scheint bei uns in der Familie zu liegen. Diese beinlose Mode jetzt — die Pelerinchen und diese netten, artigen Schutenhütchen, direkt wie aus dem Sacré Cœur . . .! Also mit einem Wort, das Solide, das hat so einen besonders pikanten Reiz für mich. Besonders aus der Entfernung. Und was ich so von hinten sehen konnte . . . Denn ich bin außerdem ein wenig kurzsichtig . . .

An einer sturmfreien Straßenecke bleibt mein Schutenhütchen stehen und sichert scheu nach rückwärts. Ich pirsche mich an sie heran und frage sie schlicht, ob ich mitgehen darf. Ja, in solchen Fällen bin ich durchaus für die neue Sachlichkeit! Und sie offenbar auch. Denn sie machte gar keine Sperenzien, sondern entgegnete freundlich und prompt: „Ja, kommen Sie nur! Es ist gleich um die Ecke!"

Sie hatte etwas ausgesprochen Mildes im Ton. Aber offengestanden war ich nun doch ein bißchen bestürzt von ihrer spontanen Willigkeit. Unlogisch, wie Männer ja überhaupt in ihren amourösen Forderungen sind. Aber sie ließ mir gar keine Zeit mehr, mich zu sammeln. Sie hatte es anscheinend furchtbar eilig, mich unter Dach und Fach zu bringen. Mit flatterndem Pelerinchen lotst sie mich durch allerhand freudlose Gassen. Dirigiert mich stumm und beharrlich durch einen stockdusteren Hausflur. Eine lebensgefährliche Hühnerstiege hinauf. Und drängt mich mit sanftem Puff in irgendeine Tür . . .

Ich stolpere geblendet in spitze Helle. Gesang wirft sich mir entgegen — dreistimmig — mit Posaunenbegleitung: „Komm her zu mir, beladnes Herz . . ." Auf die Melodie vom „treuen Husaren". Die kenn' ich noch vom Fasching her. Das heimelt mich gleich an und gibt mir wieder Mut. Schon will sich mein Mund zu einer Frage runden. Da kriegt mich mein Schutenhütchen beim Ärmel zu fassen und zerrt mich energisch nach dem Vordergrund. Ein ganzes Rudel anderer Schutenhütchen in allen Preislagen stürzt sich alsbald auf mich. Umzingelt mich mit allen Gebärden freudiger Verzückung. Und drückt mich mit vereinten Kräften auf ein schmales Bänkchen nieder, wo ich ratlos und betäubt zusammensacke. Sämtliche Anwesenden sind offenbar hochentzückt über meine Ankunft. Warum, weiß ich nicht. Und ein uniformierter Herr auf einem Podest nickt mir anerkennend zu und bricht in die Worte aus: „Schon wieder eine Seele, die zum Herrn gekommen ist!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Greta Garbo hab' ich an jenem Abend nicht mehr zu sehen bekommen . . .
Dafür bin ich jetzt Mitglied bei der Heilsarmee . . .
Ich spreche mein Lebtag kein Schutenhütchen mehr an!

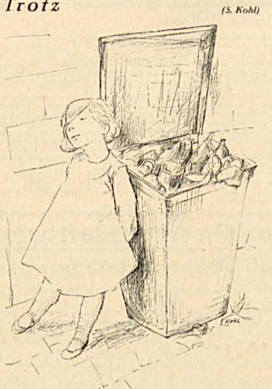
Care

Ostern im Heim

Laßt auch diesmal wieder Ostern werden
Und den Hasen zoologisch anormal!
Fahret hin auf hmzig Motorpferden —
So ihr welche habt — durch Berg und Tal!
Andrerseits könnt ihr daheim verbleiben.
Denn beweist es etwa nicht Gemüt,
Wenn man innerhalb der Fensterscheiben
Sich im Kreise seiner Lieben sieht!?
Eure Gattin Anna buk den Kuchen,
Sprößling Max fraß die Rosinen raus.
Immer wieder muß man so verbuchen:
Wie im Leben ist es auch zu Haus.
Tante Emma klatscht drei volle Stunden,
Weil sie ohne Schuld geschieden ist
Und der Reiz ihrer schon nicht mehr runden
Formen vom Verkehr gemieden ist.
Dahingegen eure Tochter Magda,
Die verschwindet nachmittags um vier;
Morgen sei sie ja den ganzen Tag da —
Willy Stomps spiele so gut Klavier,
Und zwar heut . . . Um fünf erscheint Amanda,
Schwägerin und ledige Direktrice.
Bei dem Sommerfest — auf der Veranda —
Schien es euch, als ob sie manches ließe.
Leider kommt sie diesmal nicht in Schwung.
Bruder Ferdinand — er kam um sieben —
Stört das kleine bißchen Abwechslung.
Soll man ewig seine Gattin lieben?
Na dann zu! Um zehn Uhr wird gegähnt.
Endlich gehn sie, die verehrten Gäste.
„Magda noch nicht da?", wird spitz erwähnt,
„Ausgerechnet heut zum Osterfeste?"
Und das arme Ding kommt elf Uhr drei,
Und ihr haut ihr rechts und links eins aus dem vollen,
Weil sie nicht mehr eure Tochter sei —
Mit Amanda war heut nichts zu wollen.
Aber durch den trauten Ampelschimmer
Und das Doppelbett wird das erledigt . . .
Magda flennt nicht mehr in ihrem Zimmer,
Denn sie hat sich präventiv entschädigt.

Lierke

Trotz *(S. Kohl)*



„Und wenn ick von heute an Mutter nich mehr mit meinen Alimenten ernähre — wat macht se dann?"

Die Himmelsleiter

(Olaf Gulbransson)



„Die Eisenbahntarife steigen ins Blaue – da kommen wir armen Sterblichen nicht mehr mit!"

Frühlingsahnung

(M. Frischmann)



„Die Natur verjüngt sich von alleene, nur der Mensch braucht ooch noch Mä'chens dazu."

Drei Dialoge an der Isar

I.

Jetzt, im April, ist's schön an der Isar, wo die Bänke stehn und die Möven fliegen. Ist's schön, so nachmittags um vier Uhr herum.
Und auf einer Bank sitzen zwei junge Männer, wohl Handarbeiter, der Kleidung nach, wohl Erwerbslose, weil sie auf einer Bank an der Isar sitzen, so nachmittags um vier Uhr herum.
Ich bleibe stehn, betrachte träumerisch den blauen Himmel, und höre ihren Dialog.
„Morgen fang i an, als Koboi!" sagte der Erste.
„Is aweil besser als stempeln gehn", antwortet der Andre, „aweil no besser an Koboi machen."
Der Erste wieder: „A bissel scheniern tu i mi ja scho, als Koboi!"
Was mag das sein, ein Koboi?
„No ja, mei, was tuat der Mensch net alls", tröstet der Andre.
„So a saudumme Maschkerade!" entrüstet sich der Erste. „Den ganzen Tag so am Eingang stehn und Programm verkaffa! Im Paradekino! ‚Die Indianerbraut' heißt der Film. Scheniern tu i mi ja scho!"
„Mußt net", fängt der Andre wieder zu trösten an.
Ich gehe weiter. „Koboi!" hör' ich den unglücklichen Cowboy-Kino-Zettel-Verkäufer noch murren, so nachmittags um vier Uhr herum, an der Isar.

II.

Die Möven fliegen und schreien, die Sonne scheint.
Auf der nächsten Bank sitzen zwei alte Weiblein.
Ich bleibe stehen, betrachte träumerisch den blauen Himmel, und höre ihren Dialog.
„Schön warm ist d' Sonn!" sagt die Ältere der Alten.
„Schön warm", bestätigte die Jüngere der Alten.
„Jetzt paßt eahna der Hindenburg a nimma", fängt die Ältere zu politisieren an, „jetzt wolln s' den Hindenburg absetzen, hob i ghört, sauber schimpfen s' in der Zeitung über eahm!"
„War schad", sagt die Jüngere.
„Dös is no aner von vorm Krieg, um den war freili schad. Aber was kannst machen, wennsn absetzen?" fragt die Ältere.
„Nix kannst machen", sagt traurig die Jüngere. „Man kann überhaupt gar nix machen. — Aber schön warm scheint heit d' Sonn!"
„Ja", gibt die Ältere zu und dreht ihre Hand auf den Knien, „schön warm, aber net so warm wie vor dem Krieg!"
So sagt die Ältere, und die Jüngere nickt, und die Möven schrein, und ich geh weiter, in der Sonne, so nachmittags um vier Uhr herum.

III.

Und wieder auf der nächsten Bank sitzt ein Paar, ein Liebespaar, Arm in Arm, zärtlich, und betrachtet den Flug der Möven.
Und ich bleibe stehn, und betrachte träumerisch auch den Flug der Möven und den blauen Himmel, und höre den Dialog der Verliebten.
„Ach, die schönen Möffen", sagt sie. Sie spricht deutlich ff!
„Man sagt nicht Möffen", belehrt er sie, „man sagt Möwen, mit w, Möwen, das kommt aus dem Französischen, und da spricht man v wie w."
Bewundernd blickt sie, stolzgeschwellt, auf den gelehrten Bräutigam. „Du weißt doch alles."
Und mit neuer Begeisterung, denn jetzt weiß sie die richtige Aussprache, wiederholt sie: „Ach, die schönen Möwen!"
Und die Möffen und die Möwen und die Möven fliegen im Sonnenschein an der Isar, jetzt im April, so nachmittags um vier Uhr herum.

Agilolf

Berliner Frühlingsbrief

Der diesjährige Frühling steht, der Länge der Damenkleider entsprechend, im Zeichen strenger Moral. Man trägt wieder mit Vorliebe den eigenen Mann, gibt sich mütterlich-vollschlank, tanzt äußerst dezent und mit kaum fühlbarem Hüftenspiel und verabscheut gesprächsweise alle Erotik von Grund aus. Der alte Schlager: „Ach, ich habe sie nur auf die Schulter geküßt —" im neueinstudierten „Bettelstudenten" wird schon als pikante Frivolität empfunden. Wenn nicht alles täuscht, dürfte der Schrei nach dem Kinde der letzte Schrei dieses Sommers werden.
In Kreisen freilich, die nicht streng mit der Mode gehen, ist dieser Schrei weniger en vogue, und bei Piscator stimmt nun allabendlich das ganze Wallner-Theater für Beseitigung des Abtreibungs-Paragraphen. Da dem Beherrscher des laufenden Bandes nunmehr keine Geldgeber mehr zur Seite stehen, die es ihm ermöglichen, zunächst sich selbst eine Monatsrente von sechstausend Mark zu sichern, bezahlt er jetzt nicht nur die Statisten und kleinen Schauspieler schlecht, sondern alle gar nicht und spielt rein proletarisch auf Teilung. Auf einer viel zu kleinen Leinwand erscheint einzig ein rachitisches Kind, der Wortlaut des § 218 und ein Brief in Projektion, und wenn der dreckige, kalkbeschmierte Vorhang aus rohem Leinen beiseite gezogen wird, zeigt sich nur e i n e powre Dekoration ohne laufendes Band und sonstige Maschinen. Und siehe da: nun ist es ein echtes proletarisches Theater geworden, das zehnmal mehr wirkt als all der frühere, westlichen Smokings vorgespielte Klamauk!
Von den letzten Grundstücks-Schiebungen hört man nichts Neues. Wie die Sklarek-Akten schon Barmat-Dimensionen angenommen haben, wird wohl auch hier so lange „erhoben", bis sich kein Schwein mehr auskennt. Oder sollte die Angelegenheit so

Dramatische Technik

(J. Mammen)



„Haste gehört, Van de Velde hat 'n Drama geschrieben?" – „Na, bessere Aktschlüsse als in der ‚Vollkommenen Ehe' wird er auch nicht mehr gefunden haben."

weite Kreise gezogen haben, daß der Arm des Staatsanwalts nicht mehr ausreicht?
In diesem Zusammenhang erscheint es begreiflich, daß die neu eingeführten Dirt-Trak-, auf deutsch Dreck-Bahn-Rennen, nicht den erhofften Publikumserfolg gehabt haben —: es wird bei uns schon sowieso so viel Schmutz aufgewirbelt, daß wenige ihr gutes Geld ausgeben wollen, um dies noch einmal—künstlich hervorgerufen—zu sehen.
Bezüglich des neuen Jannings-Films „Blauer Engel" sind die Meinungen geteilt: die Hersteller selbst sind in ihrer Presse der Meinung, man habe aus dem schlechten Roman Heinrich Manns einen guten Film gemacht, während andere genau der gegenteiligen Ansicht sind. Da aber Jannings wieder mal à la Letzter Mann endet, ist der Publikums-Erfolg, gestützt auf Marlene Dietrichs Beine und Oberschenkel, gesichert.

Dagegen ist Meyerhold trotz aller Berliner Begeisterung für Moskauisches hier ziemlich abgestunken, und auch Kortner hat Neumanns „Haus Danieli" trotz grundlegender Umarbeitung nicht zu halten vermocht. („Autor werden ist nicht schwer, Autor bleiben aber sehr —" „Dem kollektiven Gedanken gehört die Zukunft!")
Im übrigen geht das Leben seinen normalen und geregelten Gang weiter: allnächtlich werden mehrere Autos gestohlen, der Asphalt ist glitschriger als je, lebenslängliche Zuchthäusler können unbehelligt ausbrechen, ein Berliner Magistratsrat entpuppt sich nach zehnjähriger ehrenamtlicher Tätigkeit als Franzose, im Kampfviertel Neukölln streiken die Schulkinder, Hugenbergs Anhänger werden immer weniger, die Pleite wächst, und es wird endlich — endlich Winter.

Kaki

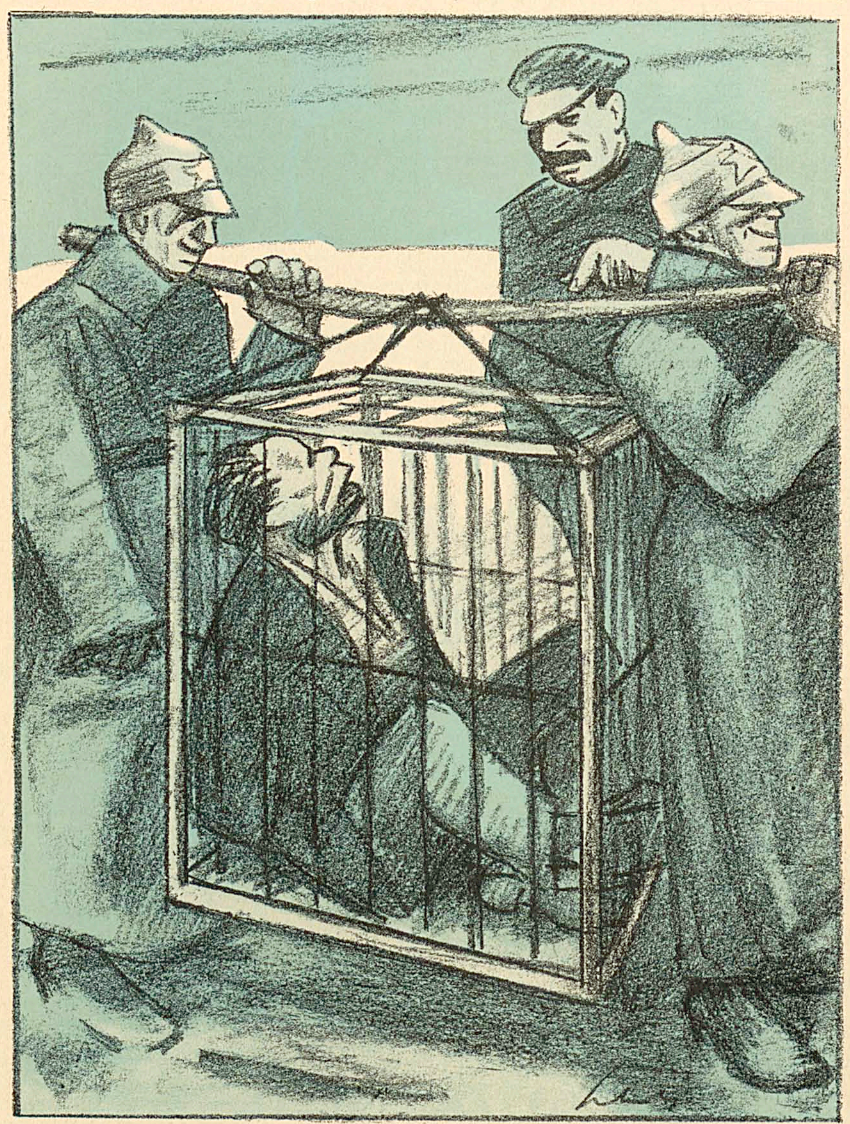
Nationales Klagelied

Die wir tief im Herzen trugen,
unsre Hoffnung muß verblassen:
Adolf Hitler hat den Hugen-
berg, und zwar im Zorn verlassen!
Kaum, daß das Germanentum mal
dioskurenhaft entbrennet,
macht der eine einen Umfall,
den der andre „schamlos" nennet —
Hindenburg ward zum Verräter —
Hugenberg brach das Genick sich —:
beugt nun früher oder später
Adolf auch der Republik sich??
Wenn auch der aus dem Extrem fiel
und versucht's mit Politik,
gibt's nur eines noch: zu Emil,
unsrem Ludendorff, zurück!

Benedikt

Kutjepow bei Stalin?

(Wilhelm Schulz)



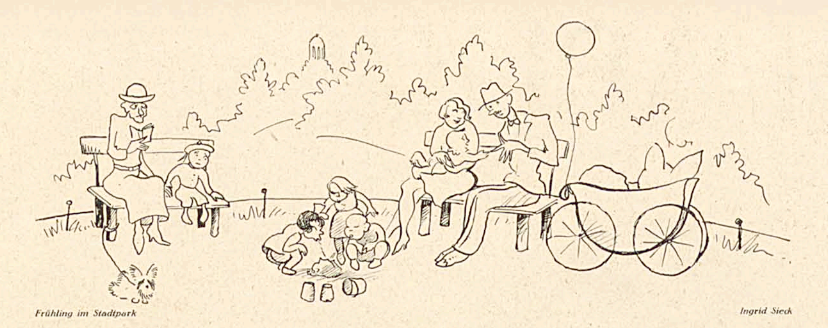
„Keine Angst, General! Ich habe Sie nur stehlen lassen, um Ihnen das Kommando bei dem strategischen Rückzug meiner Politik zu übertragen!“

Stuttgart, 28. April 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Der junge Parlamentarismus

Kaum erblüht – schon naht der vernichtende § 48!



Frühling im Stadtpark — *Ingrid Sieck*

Bier heißt der bayrische Belang!

„Bier ist ein Hauptbestandteil der Ernährung
in Bayern!" kündet dessen Volkspartei,
weswegen jegliche Konsum-Erschwerung
durch neue Steuern Mord am Volke sei!

Mit leeren Krügen kann man nichts als hauen —:
bei vollen löst im Wort sich aller Groll —
Man kann mit Fässern Barrikaden bauen,
doch tut man's nicht, solange diese voll.

Und ich vermisse nur bei der Erklärung
den noch viel ausschlaggebenderen Punkt:
es dient das Bier doch auch der Volksvermehrung,
weil es mit Liebeskraft das Herz durchfunkt:

Entfällt die Produktion von Starkbier-Kindern
im Frühling und auf dem Oktoberfest,
muß die Geburtenzahl sich stark vermindern,
was rein statistisch sich beweisen läßt!

Das Land verödet — es erlischt das Leben,
entbehrt die Liebe ihres tiefen Sinns —:
Fremd-Invasionen hilflos preisgegeben,
wird Bayern bald zur preußischen Provinz — — —

Benedikt

Paul betrügt die Firma / Von Rudolf Steiner

„Fräulein Hoffmann, Sie solln zum Diktat kommen, der Alte hat schon nach Ihnen gemeckert." — Paul, Stift Nr. 14 des großen Warenhauses, steht in der Mitte des Büros und grinst. Fräulein Hoffmann, die große Blondine, mit dem sommersprossigen Gesicht, nimmt Stenogrammblock und Bleistift und verschwindet im Zimmer des Chefs. Paul setzt sich an seinen Tisch und registriert. Und außerdem verzehrt er seine Frühstücksstulle, denn jetzt um neun Uhr kann er die Arbeit noch warten lassen. Durch die riesigen Glasfenster, die vom Boden bis zur Decke reichen, scheint die Frühlingssonne, und der Himmel ist blau und riesengroß. Der Lehrling Paul träumt. Erst wie die zweite Bürokraft, Fräulein Kind, auf der Bildfläche erscheint und ihn ruft, erwacht er. „Sie müssen zur Bank und diesen Scheck einlösen." — „Angenehm", sagt Paul und klappt die Hacken zusammen. „'n Spaziergang in der Frühlingssonne kann mir gar nicht schaden; ich bin sowieso blutarm, wissen Se." — „Schon gut, machen Sie nur fix, Paul, daß Sie wieder bald zurück sind", sagt Fräulein Kind und gibt ihm den Scheck.

Über der großen Stadt liegt der Frühling. Man merkt eigentlich, genau besehen, noch wenig — aber das Gefühl liegt in der Luft — die Menschen sind geladen mit Unternehmungslust, und ihre Gesichter scheinen sorglos und freudig erregt. Wenigstens findet das Paul, der, statt mit der Untergrundbahn zu fahren, den Weg zur Bank zu Fuß macht. Paul träumt wieder, aber diesmal laut: „Paul, Mensch, wenn de nu nich mehr müßtest, wenn de so janz einfach abhauen könntst, direktemang in Frühling rin... so mit Zaster und was dazu jehört . . ." — „Kommt jar nich in Frage", antwortet ihm sein Gewissen, „du hast noch zwei Jahre auf deinen Büroschemel zu hocken, bis deine Zeit um is." — „Quatsch mit Soße", denkt Paul weiter, „die könn' mich ja nich zwingen, wenn ich einfach nich will." — Unter solchen moralischen Zwiegesprächen ist er zur Friedrichstraße gekommen. Da fällt ihm noch ein, daß er Briefmarken kaufen muß, und er geht zur Post. In seiner Brieftasche hat er den Scheck und hundert Mark Portogeld. Jetzt nimmt er den Scheck und sieht ihn sich an. Er lautet auf 1000 Mark, in Worten: Eintausend Mark. Paul betrachtet aufmerksam das Papier.

„Eintausend Mark", sagt er ganz laut zu sich. Er überlegt. „Quatsch!" — Er geht zum Schalter und kauft seine Briefmarken. Den Scheck hält er immer noch in der Hand. Er sieht ihn sich noch mal an. Und der Gedanke von vorhin ist wieder da. Stärker, eindringlicher, klarer. Eintausend Mark. „Mensch — Mensch — Paul, biste doof?" Nee, Paul is nich doof. Paul is intellijent. Paul is jerissen. Paul is aus Neukölln. Paul wird 'n Ding drehn — klar. Und Paul, der Stift des großen Warenhauses, fünfzehn Jahre alt, holt sich einen Federhalter, begibt sich in die Telephonzelle und verwandelt den Scheck über eintausend in einen Scheck über elftausend Mark.

Erste Abteilung: der Plan: in der zweiten Abteilung sehen Sie die Tat. Und in der dritten . . . Hier verläßt Paul seine Keßheit, einen Augenblick wird er blaß, ängstlich, geduckt. Blitzschnell denkt er: „Wenn's die Mutter erfährt, wird sie heulen. Und der Alte . . . Mensch . . . quatsch, er soll mich . . ."

Paul zündet sich eine Zigarette an. „Wenn die zu Ende ist, geh ich zur Kasse." Es ist zehn Uhr. Das Bankhaus liegt in einer Seitenstraße, die still und verlassen ist. Paul wird es unheimlich. „Wenn ich der einzige Kunde bin . . . tja, das is nu die Frage: Is das ne Changse oder isses keene." Plötzlich fällt ihm ein, daß er ja keine Wahl mehr hat. Der Scheck ist ja schon gefälscht. Die Zigarette ist zu Ende. Paul betritt den Kassenraum, der tatsächlich leer ist. Er ist der einzige Kunde. Er nimmt den Hut, denn er muß irgend etwas tun. „Wenn's ein junger is, denn . . . denn." Paul stellt sich auf die Zehenspitzen und rekognosziert. „Tatsächlich . . . Mensch . . ." Der Beamte nimmt den Scheck und prüft ihn. In diesen Sekunden denkt Paul nichts. Dann hält er ein Papier in seiner Hand, auf dem eine Nummer steht. Er setzt sich in einen Korbsessel und wartet. Er hat wahnsinnigen Durst und Hunger und Fieber, und es friert ihn, und er ist blaß, und seine Hände schwitzen. Er wartet. Jetzt ruft der Beamte seine Nummer. „Wie wünschen Sie das Geld?" — „Mensch, is d e r doof", denkt Paul, „in Tausendmarkscheinen natürlich", sagt er keß und zieht seine Brieftasche . . . „Sieben, acht, neun, zehn, elf . . . danke sehr." Paul klappt die Hacken zusammen, Rechtswendung, kehrt, weggetreten . . .

Draußen scheint die Sonne. In der Sonne gehen die Menschen. Paul geht mit ihnen. Paul hat jetzt zehntausend Mark. „Ich hau' nich ab; nee. Jetzt grade nich." Er nimmt die zehn Tausendmarkscheine, geht in einen Hausgang und steckt die Scheine in die Socke seines linken Schuhes. Dann fährt er mit der Untergrundbahn zurück ins Geschäft.

„Schönes Wetter, heute, Paul, was?" — „Heute isses schön, ja", sagt Paul treuherzig und legt seinen Tausendmarkschein auf den Tisch. „Sie haben wohl gar nich mehr Lust gehabt heut' zu arbeiten?" fragt Fräulein Kind weiter. „Nee", antwortet Paul und ißt den Rest seiner Frühstücksstulle auf. Dann setzt er sich an seinen Tisch, registriert und legt Fakturen ab.

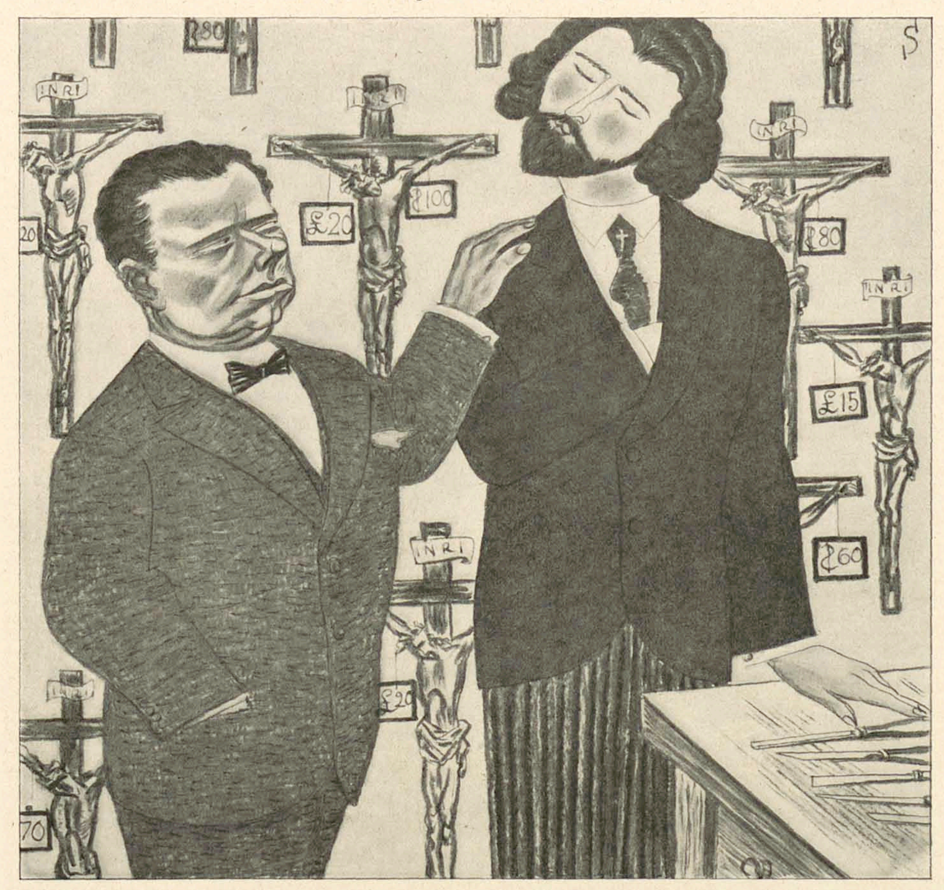
„'ne Uhr muß ich mir auch anschaffen. Das is sogar die Hauptsache. Koffer brauch ich keinen. Wäsche, wenn ick ankomme. Anzug später. Mensch . . ." — „Sie sind ja heut' so still, Paul?" Paul sagt nichts. Paul arbeitet. Um vier Uhr geht er in die Kantine, trinkt Kaffee und ißt ein Stück Kuchen. Paul arbeitet. Noch zwei Stunden. Es läutet plötzlich. „Sie sollen zum Chef kommen", sagt Fräulein Kind. Paul zittert. Aber es ist nichts. „Sie haben morgen Frühdienst, verstanden?" — „Jawoll, Herr Direktor." Er geht wieder an seine Arbeit. Er ist jetzt nervös. „Verdammt noch mal, nimmt der Tag heute überhaupt kein Ende . . . Endlich: Halb sieben. Noch eine halbe Stunde." Um acht sitzt er im Zug. Das weiß er. Um dreiviertel sieben läutet das Telephon. Paul kümmert sich nicht darum. Es läutet. „Sie sollen zum Chef", sagt Fräulein Kind wieder. Fräulein Hoffmann wird auch reingerufen. Paul gibt alles zu. „Und das Geld?" fragt der Alte . . . Paul zieht die Tausendmarkscheine aus der Socke seines linken Schuhs. „Na, sagen Sie mal, was wollten Sie eigentlich mit dem Geld machen?" — „Verreisen", antwortet Paul trotzig. Und weiter ist aus ihm nichts rauszukriegen. Das übrige geht schnell. In einer Viertelstunde hat er seine Papiere und ist entlassen. „Sie werden von uns noch hören", versichert ihm der Chef zum Schluß.

— — — — — — — — — — — —

„Fräulein Hoffmann, Sie sollen zum Diktat, der Chef wartet." — „Was Paul jetzt machen wird, möcht' ich wissen", sagt Fräulein Hoffmann zu Fräulein Kind und nimmt Stenogrammblock und Bleistift. „Eigentlich schade drum, war so 'n intelligenter Junge." — „So was gehört in die Fürsorge und nicht in einen anständigen Betrieb", antwortet Fräulein Kind, während sie ihren Bleistift spitzt, eine Arbeit, die sonst immer Paul für sie erledigt hat.

An Gottes Segen ist alles gelegen!

(E. Schilling)



„Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre Theaterdirektor . . . aber wie machen Sie das eigentlich hier in Oberammergau: eine Bühne ohne Defizit?" – „Sehr einfach, lieber Reinhardt, wir haben unser Festspielhaus durch einen Erzbischof einweihen lassen!"

In Sachen Gemütlichkeit / Von Peter Scher

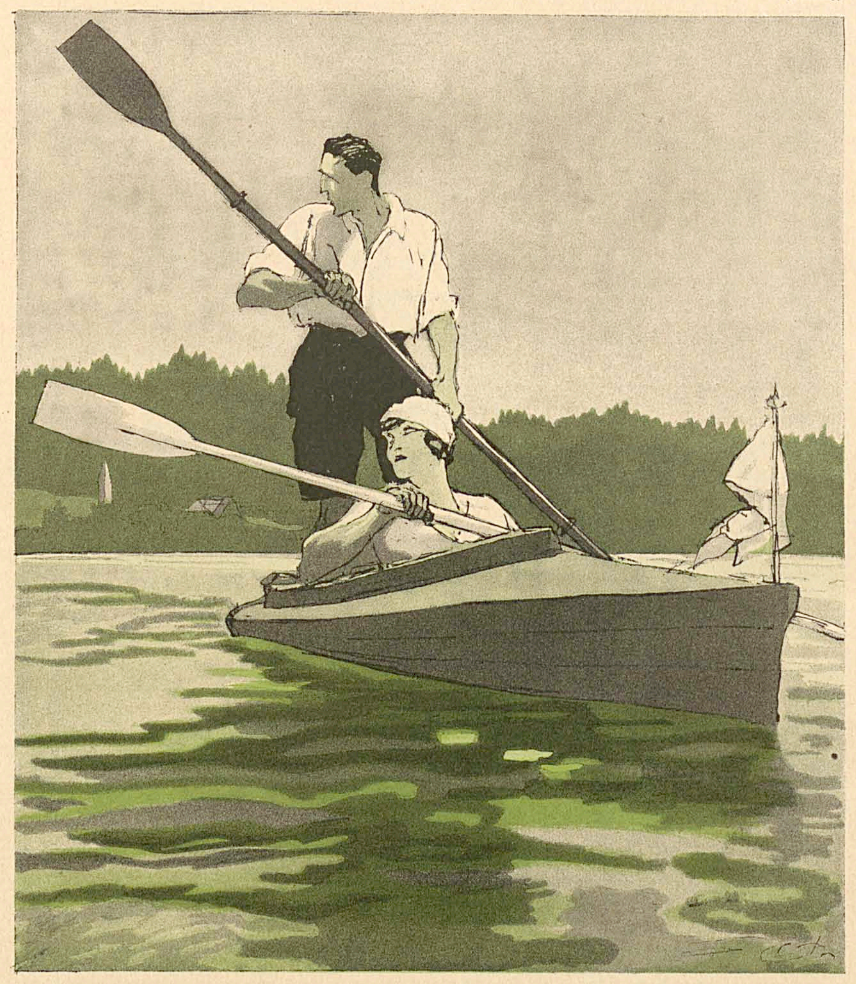
So wahr ich mit dem lieben Gott die besten Beziehungen unterhalte — ein unermüdlicher Staatsanwalt der alten Schule klagte mich eines Tages wegen Gotteslästerung an.
Also schön — Gotteslästerung hatte mir in meiner Sammlung noch gefehlt.
Der Staatsanwalt war ein finsterer württembergischer Protestant, der Münchner Untersuchungsrichter dagegen ein Mann von heller katholischer Weltauffassung.
Als ich zur Vorvernehmung auf dem Gericht in der Au erschien, schüttelten wir uns die Hände und sagten uns freundlich: „Grüß Gott", und nachdem wir uns in ruhiger und netter Weise über den Fall unterhalten hatten, verabschiedeten wir uns mit einem ans Herzliche streifenden „Pfüat Eahna Good".
Ich denke, der liebe Gott, der natürlich auch diesen Vorgang beobachtete, wird sich dabei nicht schlecht unterhalten haben. Wahrscheinlich war es auch seiner Initiative zuzuschreiben, daß das Landgericht es ablehnte, in eine Verhandlung einzutreten. Da überdies die Kosten dem Staat auferlegt wurden, kann man den Ausgang der Angelegenheit geradezu als eine erzieherische Maßnahme auffassen.
Der liebe Gott wollte wohl zum Ausdruck bringen, daß er keinen Wert darauf lege, vor Leuten geschützt zu werden, denen das „Grüß Gott" genau so geläufig ist wie dem Staatsanwalt sein „Im Namen des Buchstabens".

•

Wie man einer Stadt, über deren Mangel an Betrieb so viel geklagt wird, schließlich doch die Note großzügigen Zeitgebrauses verleihen kann — das habe ich eben in München erlebt.
Bevor ich die Stadt vor Monaten verließ, sah ich mir die imponierenden Vorarbeiten zu einem gewaltigen Großhaus an, wie ich kein anderes im weitesten Umkreis erlebt habe.
Als ich wiederkam, war der mächtige Bau schon so weit vorgeschritten, daß ich über dem zweiten Stockwerk die Inschrift einer großen Tafel bemerken konnte: Städtisches Central-Leihamt.
Wie ich höre, ist unter anderm ein Aufbewahrungsraum für dreitausend Pelze vorgesehen.
Na also, sagte ich erfreut — mag sein, daß der Betrieb auf allen anderen Gebieten ein bißchen darniederliegt —: wenn sich erst einmal das neue Groß-Leihamt als ein repräsentativer Prachtbau hier erhebt, kann man hoffen, daß auch der Betrieb darin, ähnlich wie in Wien, in amerikanischem Tempo floriert: Täglich geöffnet bis zwölf Uhr nachts.

Frommer Wunsch

(E. Thöny)



„Verdammt, immer fährt dein Mann um uns herum!“ – „Warum hast du auch statt 'nem Paddelboot nicht lieber ein Unterseeboot gekauft!“

Ich saß in einer Münchner Weinstube und dachte so vor mich hin, da hörte ich plötzlich vom Stammtisch her ein Wort, das man an Münchner Stammtischen öfter zu hören meint; aber es schien mir einen neuen Klang zu offenbaren.

„Archilochus“ sagte ein älterer Herr, der sich durch Bildung als Studienrat legitimierte; er sagte es in einer breiten un-münchnerischen Aussprache, die zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte.

Ich hörte hin und bereicherte meinen Wissensschatz: Archilochus, der älteste griechische Lyriker, geboren zu Paros im siebenten Jahrhundert v. Chr.

Dankbar nahm ich es zur Notiz: man kann nie wissen, wozu es gut ist.

Nicht so ein dicker Mann am Nebentisch, in Gesellschaft zweier Damen, an deren gepflegten Wurstfingerchen dicke Brillanten befestigt waren. Mit gerümpfter Braue, die Stirn in Falten, sah der dicke Mann unruhig nach dem Stammtisch, und als das nach seiner Meinung unbändige Wort, breit und mehr sächsisch als bayrisch ausgesprochen, zum dritten- und viertenmal erklang, erhob er sich gewichtig, schritt zum Sprecher hin, dem das Wort im Munde erstarb, und sagte leicht erregt, doch mit Würde:

„Sie, Herr, tean S' Ihnen fei' etwas mäßigen — Sie sehn doch, daß i mit zwoa besseren Damen dasitz'!“

Trotzdem wäre es garnicht so schlimm gewesen / Groteske von Karl Kinndt

„Chemiker sind böse Menschen!" sagte ich zu meiner Frau, „wir wollen die Einladung bei Professor Bunsenbrenner lieber nicht annehmen —"

„Böse Menschen? Unsinn. Selbstverständlich gehen wir hin", erwiderte meine Frau.

„Bedenk doch, wie diese Leute sich während des Krieges benommen haben! Nicht nur Sprengstoffe und Giftgase haben sie erfunden, sondern — weit schlimmer — den ‚Fleisch-Extrakt-Ersatz', das ‚Trocken-Ei' und die ‚Kuh in der Tüte'! Das allein müßte sie aller Welt verhaßt machen, und genügen, die Chemie als Beruf einfach zu verbieten! Nein, ich gehe nicht hin. Denn außerdem ist dieser Professor Bunsenbrenner immer noch in dich verliebt!"

„Aha!" sagte meine Frau, „daher weht der Wind — — —! Erstens habe ich dir selbst erzählt, daß Professor Bunsenbrenner vor zwei Jahren um meine Hand angehalten hat und ich ihn abgewiesen habe, was ich nicht getan hätte, wenn ich mich irgendwie zu ihm hingezogen fühlte; denn er war eine bessere Partie als du. Und zweitens will ich unbedingt wissen, was mit seinem neuen Verjüngungsmittel los ist, von dem neulich in der Zeitung stand!"

„Aber Henny", sagte ich zärtlich, „du bist doch erst siebenundzwanzig und brauchst an solche Mittel . . ."

„Ich?!" schrie Henny empört, „ich??!" Ihr Blick wurde grausam hart: „Diese Antwort sollte dich überzeugen, daß du es verflucht nötig hast! Kurz und gut: ich gehe hin. Wenn du aber nicht willst . . ."

Ich schwieg, denn es war nicht meine erste Ehe. Heimlich aber wünschte ich, man erfände ein Mittel mit durchaus entgegengesetzter Wirkung, damit ein Mann von Geist und Humor wie ich still und unangefochten seinen Weg gehen könne — — — Wir erschienen pünktlich bei Professor Bunsenbrenner zum Abendessen. Man konnte ja mal sehen — — — Immerhin war es besser, irgendein Pülverchen zu schlucken, als sich einer Operation bei Professor Voronoff zu unterziehen. Das hatte ich strikt abgelehnt, denn ich fürchtete, daß mein oft schon sich bemerkbar machender Trieb, die Wände hoch zu gehen, sich dadurch katastrophal steigern könne.

Eine garstige magere Person mit stechenden Augen öffnete uns. Die typische Junggesellen-Gelehrten-Xantippe. Ihr Anblick ließ mir das Verheiratetsein wieder in etwas milderem Licht erscheinen. Ich erwartete ein dementsprechend scheußliches Essen, wurde aber sehr angenehm enttäuscht — es gab als Vorspeise sogar mein Lieblingsgericht: gebackene Austern! Dann eine vorzügliche Schildkrötensuppe, und darauf sollte ein mit Trüffeln gefüllter Kapaun folgen, der jedoch — wie Professor Bunsenbrenner entschuldigend bemerkte — noch nicht ganz fertig war.

Meine Frau hatte das Gespräch natürlich sehr rasch — und ihrer Meinung nach unauffällig — auf das neue Verjüngungsmittel gebracht, und Professor Bunsenbrenner erbot sich, uns in der durch die Unachtsamkeit der Köchin entstandenen Pause sein Laboratorium zu zeigen. Du lieber Gott — es war das traurig-nichtssagende Bild, das man aus Aufklärungsfilmen kennt! Lauter Käfige mit Ratten, Affen und Kaninchen. Dort lauter alte, müde, halbkahle — und hier lauter quicklebendige. Und die quicklebendigen sollten — wie Professor Bunsenbrenner versicherte — früher genau so trist wie die alten, müden, halbkahlen ausgesehen, aber inzwischen das neue Mittel gefressen haben. Merkwürdigerweise aber saß da unter den programmatisch-quicklebendigen und zu tausend neckischen Liebesspielen aufgelegten Tieren in einsamem Käfig eine alte Ratte, die einen bemitleidenswert traurigen Eindruck machte.

„Ein verunglücktes Experiment —?" fragte ich scherzhaft.

„Nein", sagte Professor Bunsenbrenner. „Ich habe bei den Versuchen, die zu der Erfindung meines neuen Verjüngungsmittels führten, zufällig noch eine andere — allerdings kaum verwertbare Entdeckung gemacht —: das Mittel, ein klein wenig anders dosiert, wirkt absolut entgegengesetzt!"

„Na, da hast du ja, was du willst!" zischte meine Frau mir wie eine Schlange ins Ohr. Professor Bunsenbrenner schien es gehört zu haben — er lächelte und sah meine Frau an. Es war scheinbar ein mild-verstehendes Lächeln — aber es erschreckte mich tief. Eine satanische Freude lag darin — und als ich jetzt wieder zu meiner Frau hinsah, glaubte ich dasselbe Lächeln bei ihr zu entdecken — — — Ein seltsames Gefühl der Beklemmung ergriff mich.

Die Köchin kam und verkündete, der Kapaun sei serviert. Wir gingen ins Eßzimmer zurück. Jetzt erst kam es mir zum Bewußtsein, wie seltsam es doch war, daß Professor Bunsenbrenner uns beide allein zum Abendessen geladen hatte! Er hatte zwar etwas gemurmelt, daß zwei andere befreundete Ehepaare in letzter Stunde abgesagt hätten — aber in diesem Augenblick schien mir das gänzlich unglaubhaft. Und dann dieser Blick zwischen ihr und ihm — — —!

Das Gefühl der Beklommenheit wich nicht — es steigerte sich vielmehr zu ausgesprochener Übelkeit. Als ich mich zu Tisch setzte, fühlte ich, wie mir der kalte Schweiß ausbrach. Der Gedanke: „vergiftet" wuchs auf — ich riß den müde herabsinkenden Kopf in die Höhe —: da sah ich die Augen Professor Bunsenbrenners und Hennys starr und groß auf mich gerichtet — so wie man einen Sterbenden ansieht — — — und die Augen wurden immer größer und schwärzer und glühender — — —

Ich weiß nur noch, daß ich aufsprang und hinauslief, denn eine entsetzliche Übelkeit stieg würgend in mir auf. Von da ab sind meine Erinnerungen lückenhaft. Vermutlich bin ich durch den Küchenausgang entwischt und in ein Auto gestiegen. In der Verwirrung muß ich dem Chauffeur die Adresse meiner früheren Junggesellenwohnung genannt haben, die ich bei meiner Verheiratung einem Freund überlassen hatte.

Es war sehr dunkel um mich. Irgendwoher fiel ein bißchen blaues Mondlicht durch die Vorhänge, aber kein Gegenstand war erkennbar. Müde tappte ich umher, den Lichtschalter zu suchen — — — als ich plötzlich den Hörer des Telephons zu fassen bekam. Eine tiefe, krächzende Stimme fragte: „Hier Wohnung von Professor Bunsenbrenner. Was wünschen Sie?" Das war die häßliche Hexe, die uns geöffnet hatte! Und ehe ich noch etwas sagen konnte, fuhr sie fort: „Herr Professor sind soeben mit seiner jungen Frau in die neue Wohnung gegangen. Ja, Herr Professor wohnen jetzt Derfflinger Straße 37." Ein Zittern ergriff mich —: das war meine eigene Wohnung! „Ja", fuhr die Stimme fort — und sie klang heiser wie von unterdrücktem hämischen Lachen: „Herr Professor haben heute Ihre Witwe geheiratet!" Dann knackte es in der Leitung —: das Weib hatte einfach den Hörer eingehängt — — —

Inzwischen war es hell geworden — vielleicht bin ich auch ohnmächtig geworden — ich weiß das nicht mehr. Verzweifelt griff ich an meinen Kopf — und erstarrte: ich griff mit den Händen in einen langen struppigen Bart! Und nun sah ich dort von der Wand einen verhutzelten Greis mit weißgrauem Bart mich anstarren — aber es war weder ein Fremder noch ein Bild: ein Spiegel hing dort, in dem ich mein Bild erblickte — — — eine dürftige, tiefgebeugte Gestalt, ein verwelktes, von Gramfurchen zerrissenes Gesicht, wüste Tränensäcke unter grau erloschenen Augen — — —

Und während ich vergeblich diese furchtbare Verwandlung zu begreifen suchte, tauchte plötzlich das Bild der alten kahlen Ratte vor mir auf, die Professor Bunsenbrenner unter den verjüngten Tieren hielt — — —: und alles war grausam klar! Kein Zweifel mehr: der Schuft hatte mir dies andere Mittel ins Essen gemischt — — — Mit wüstem Fluch wollte ich aufspringen — aber nur ein dünnes Meckern rang sich aus der Kehle — — — und dann sank ich kraftlos auf die Holzbank im Stadtpark zurück.

Es war ein so schöner warmsonniger Frühlingstag —: ganz wie geschaffen für einen alten Mann.

Stadtpark im Frühling

Freilich ragen dürre Bäume,
schwarze, graue, bräunlich-gelbe,
in das himmlische Gewölbe;
freilich ist's noch nicht so weit;
aber unsere liebsten Träume
träumen wir in dieser Zeit . . .

Weiches, laues Windgesäusel.
Auf dem Boden liegen Bretter.
Und das Barometerhäusel
zeigt schon allseits warmes Wetter . . .

Rings die Erde umgegraben,
rings die Bänke schon besetzt,
um den Teich, — denn gestern haben
sie die Schwäne ausgesetzt.

Der gemeine Frühlingskrokus
blüht schon emsig an den Wegen, —
und ein frisch gestrichener locus
blickt uns freundlicher entgegen . . .

Zarte, frühe Stadtparkzeit, —
da wir in den Bänken lehnen,
da wir, bürgerlich und breit,
in die liebe Sonne gähnen
und die greisen, rüstigen Tauben
wieder, — etwas irritiert
von dem festlich goldenen Fluten, —
höflich füttern, — hoffen, glauben
und uns prophezein, wir Guten,
daß es wieder Frühling wird.

Konrad Paulis

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

der hübsch eingemummelt sich in der ersten Sonne wärmt. Junge Liebespaare gingen vorüber — aber sie hatten alle keine fröhlichen Gesichter. Die einen scheu und von Angst gehetzt — die anderen wild-erregt aufeinander einredend — einmal weinte ein Mädchen, während der Mann gelangweilt-überlegen dozierte — ein andermal blickte der Mann finster vor sich hin, während sie kühl lächelte — — —
Die meisten zankten sich — — —
„— Ja — ja — ja —", meckerte ich stillvergnügt vor mich hin, „die Liebe — die Jugend —: keine reine Freude — ! Schade, daß ich das Bunsenbrennersche Mittelchen nicht schon zwanzig Jahre früher gekannt habe —: wieviel Ärger hätte ich mir ersparen können!" Und blinzelte zwinkernd in die schöne warme Frühlingssonne.
— — — Da hörte ich eine Türe gehen und sah meine Frau mit einem jungen Mann eintreten — — — Nein, das war doch die Höhe der Unverschämtheit! Professor Bunsenbrenner hatte sich verjüngt, daß er aussah wie ein kaum Dreißigjähriger! Und wagte es, mit meiner Frau einfach an mein Bett zu treten! Warte — ! dachte ich und stellte mich schlafend. Als er jetzt aber meine Bettdecke zurückschlug, zog ich schnell den rechten Fuß an und trat ihm mit voller Kraft in den Bauch! Meine Frau kreischte schrill auf — und Professor Bunsenbrenner war trotz aller Verjüngungsmittel bis an die Tür geflogen.
„Sind das Krämpfe —?" fragte meine Frau entsetzt, „oder gar der Todeskampf —?!"
„Kaum, gnädige Frau", sagte unser junger Hausarzt, sich den Bauch reibend, „Ihr Herr Gemahl scheint wieder bei Kräften zu sein und die Austernvergiftung überwunden zu haben — — —"
Langsam dämmerte es. Schluchzend vor Freude — Frauen weinen ja immer, wenn sie eigentlich lachen sollten, und lachen, wo sie weinen müßten — warf sich meine Frau über mich und schwor, mir nie wieder widersprechen zu wollen. Das ist nun knapp zwei Wochen her —: aber wenn jede Zuwiderhandlung als Meineid bestraft würde, müßte sie bis zu ihrem Lebensende im Zuchthaus sitzen — — —

Lieber Simplicissimus!

Der Mann mit der Hornbrille ist Stammgast im „Romanischen Café". Stammgast. Und eine Landplage. Den jeden, der ihm über den Weg läuft, pumpt er an.
Da sagte neulich einmal Roda Roda zu ihm: „Na, hören Sie, ich habe Sie da vorhin mit — äh, wie heißt doch der Lauseker! — mit Schipowsky gesehen! Sicherlich haben Sie ihn wieder angepumpt?"
„Ja", gab der Mann mit der Hornbrille leise weinend zu.
„Wie können Sie! Der Mann ist ja ein Hochstapler, Zuchthäusler von reinstem Wasser!"
„Was wollen Sie", erwiderte der Mann mit der Hornbrille. „Man muß manchmal vor Leuten die Hand aufhalten, denen man sie nie reichen würde . . ."
Roda Roda lud den Mann mit der Hornbrille für dieses Wort zu einem Kaffee ein.

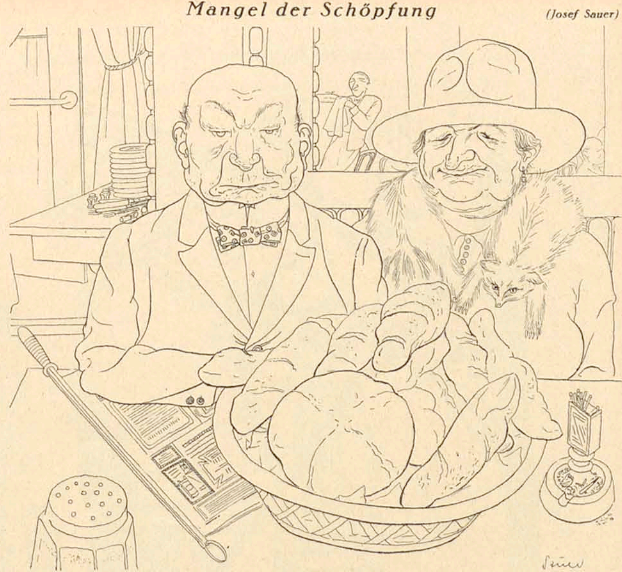
Was ist Ruhm?

Die Frau Ludwig Thomas fuhr einmal auf einem Starnberger-See-Dampfer. Munter hüpfte sie überall herum. Sie stieg auch auf die Kommandobrücke zum Kapitän.
„Gnädige Frau", sagte der, „hier dürfen Sie sich nicht aufhalten."
„Und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Frau des größten bayrischen Dichters bin?"
„Auch dann nicht, Frau Ganghofer!" sprach der Kapitän.

Das Honorar / Von Bruno Manuel

Der Arzt (bohrt in den Hals des Selbstmörders einen Gummischlauch): „Wenn es nicht hilft, dann wird man wohl gleich einen Sarg bestellen können."
Der Selbstmörder (leblos): „— — — — —"
Der Arzt (zieht den Gummischlauch heraus): „Na, nun bin ich aber wirklich gespannt."
Der Selbstmörder (schlägt die Augen auf): „Mnbrrrhua!"
Der Arzt: „Hab' ich's nicht gesagt? Natürlich: meine Methode!"
Der Selbstmörder (ganz benommen): „Wie?"
Der Arzt (wischt sich den Schweiß von der Stirn): „Mensch, wissen Sie denn, was Sie angestellt haben? Wie kann man sich bloß so unterkriegen lassen! Um ein Haar waren Sie erledigt."
Der Selbstmörder (gleichgültig): „So?"
Der Arzt: „Na, jedenfalls haben Sie nochmal Schwein gehabt. Danken Sie Gott." (Macht ihm eine Kampferspritze.) „Passen Sie auf, es wird schon wieder werden."
Der Selbstmörder (nicht sonderlich begeistert): „Ich lege keinen Wert darauf."
Der Arzt (fühlt ihm den Puls): „Sie können sich direkt gratulieren. Ich gehe jede Wette ein: morgen wissen Sie nichts mehr davon." (Zieht einen Zettel aus der Tasche und liquidiert: eine Wiederbelebung inklusive Magenausheben und Kampfer-Injektion — Mark 15.—) „Darf ich mir erlauben?" (Er legt die Rechnung aufs Bett.)
Der Selbstmörder (verdutzt): „Was soll das?"
Der Arzt: „Für meine Bemühungen."
Der Selbstmörder: „Wollen Sie damit sagen, daß ich Ihnen das schuldig bin?"
Der Arzt (verblüfft): „Allerdings! Die ortsübliche Taxe."
Der Selbstmörder (bestimmt): „Das schlagen Sie sich nur aus dem Kopf. Sie denken doch nicht im Ernst, ich drehe den Gashahn auf, damit ich Ihnen fünfzehn Mark bezahle? Das wäre ja gelacht. Wer hat Sie eigentlich bestellt?"
Der Arzt (packt seine Instrumente ein): „Darauf kommt es schließlich nicht an. Unsereiner hat die moralische Pflicht, Selbstmorde zu verhindern."
Der Selbstmörder: „Wo steht das geschrieben? Da es weder verboten noch rechtswidrig ist, sich das Leben zu nehmen, darf man es auch ohne weiteres tun."
Der Arzt: „Das widerspricht den sittlichen Anschauungen."
Der Selbstmörder (erregt): „Es widerspricht manches den sittlichen Anschauungen. Jedenfalls haben Sie nicht in meinem Einverständnis gehandelt. Sehen Sie also zu, woher Sie Ihr Geld bekommen." (Wirft die Rechnung auf den Boden.)
Der Arzt (legt sie auf den Tisch): „De facto besteht die Gepflogenheit, daß die Patienten ihre Rechnungen selber bezahlen und nicht andere. Ich ersuche Sie darum."
Der Selbstmörder (lächelnd): „Wenn Sie also ein Baby an Masern behandeln, dann schicken Sie auch dem Baby die Rechnung? Ist ja komisch!"
Der Arzt (ungehalten): „Reden Sie keinen Unsinn. Es kümmert mich den Teufel, ob meine Wiederbelebungsversuche Ihrer Absicht entsprachen. Meinetwegen können Sie sich morgen wieder das Leben nehmen — vorausgesetzt, daß Sie vorher bezahlen."
Der Selbstmörder (dreht sich nach der Wand): „Verklagen Sie mich."
Der Arzt (endgültig): „Das werde ich auch tun. Da können Sie Gift drauf nehmen."
Der Selbstmörder (erfreut): „Was ich wahrscheinlich machen werde."
Am Abend läutet beim Arzt das Telephon.
Der Arzt: „Hallo?"
Der Selbstmörder (liebenswürdig): „Herr Doktor, ich habe mir die Sache anders überlegt. Würden Sie sich im Laufe des morgigen Tages nochmal herbemühen?"
Der Arzt (reserviert): „Ich bin zwar kein Kassenbote. Aber schön, meinetwegen."
Die Entreetür des Selbstmörders ist einen Spalt offen.
Der Arzt (mißtrauisch): „Nanu?" (Tritt zögernd ein.)
Der Selbstmörder (hat seinen Geist längst aufgegeben): „— — — — —"
Der Arzt (enttäuscht): „Also doch!"
Auf dem Tisch liegt ein Reclamheft: Goethes „Götz von Berlichingen". Daneben die Arztrechnung. Auf der Rechnung prangt der Hinweis: „Siehe Seite 23!"
Der Arzt (aufs äußerste empört): „So ein verfluchter Schweinekerl!" (Ruft pflichtschuldig das Schauhaus an.)
Der Leichenbeschauer (wirft einen scheelen Blick auf die Rechnung, dann überrascht): „Seite 23? Wenn det man nischt zu bedeuten hat!" (Schlägt besagte Seite auf und findet dort einen gefalteten Zwanzigmarkschein.)
Der Leichenbeschauer (tätschelt dem Selbstmörder die Wange): „Det nenn' ick 'ne noble Leiche!" (Steckt das Geld ein.)

Mangel der Schöpfung *(Josef Sauer)*



„Was, Fritz, ist doch 'ne rechte Gottesgabe so 'n Brot!" — „Tja, aber das Agrarprogramm von Schiele hat er eben doch nicht vorausgesehen!"

Zwei Welten

Ein ökumenisches Konzil,
so lesen wir befriedigt, will
(nebst andern vorgefaßten Taten)
Mariä Himmelfahrt beraten.
Das ist doch wieder ein Problem,
wo sich der Geist dem Erdenlehm,
dem schweren, klebrigen, entwindet
und heim in licht're Sphären findet.
Wie roh dagegen, wie banal,
wie irdisch sind und seelenkahl
die ökonomischen Konzile
des Landwirtschaftsministers Schiele!
Hier handelt sich's mit einem Wort
um das Agrarprogramm „Sofort",
um's ganz Gemein-Materielle,
um Schweine, Mais und Roggenzölle.
Und doch lauscht ihm der Bauersmann
gespannter als dem Vatikan.
Sein Werktag scheint sich aufzuklaren.
— Man kann ja Sonntags himmelfahren!

Ratatöskr

Vergnügungsreise

(Anton Leidl)



„Und wer von uns drei morgen dös falsche Holzbein anzieg'n muß, dös werd fei ausg'lost!"

Heimatklänge im Riviera-Bus

Von Werner Illing

Ich fahre von St. Raphael nach Cannes im Autobus. Der Wagen ist stark besetzt. Unter Provenzalen bin ich der einzige Fremde. Im letzten Augenblick bricht aus dem Bahnhof stockschwingend ein bärtiger Teutone. Sein Weib und der zehnjährige Sohn keuchen hinter ihm drein. Sie werden mit Preßluft neben mich gerammt. Schon geht's los.

„Baba, frache ma den Schoffär, wielange er bis Gann' neinmacht . . ."

„Präg dir den roten Felsen ins Gedächtnis, mein Junge", sagt der Alte aus der wohlgewärmten Stimmkiste, „das ist das Esterelgebirge, schreib's auf!"

Der Kleine schreibt in ein vielgebrauchtes Wachstuchbüchlein, bleibt aber sonst bei der Stange: „Baba, frache ma den Schoffär . . ."

Der Vater blickt düster um sich, beugt sich zum Wagenführer, der quer vor uns sitzt, und fragt: „Mossjö, kombiäng dör allewu schüska Gann?"

Ich kenne den Tonfall, das wäre gelacht. Sieben Jahre lang habe ich diese Sprache gelernt und gehofft, es sei Französisch.

Der Schofför lauscht, sinnt, hebt den Finger an den Mützenrand und lächelt. „Merci, m'sieur!" Vielleicht glaubt er, der rotblonde Fremdling habe ihm ein Trinkgeld versprochen.

„Der Mann ist beschäftigt, mein Junge, er kann jetzt keine Auskunft geben. Beachte die gefährlichen Kurven . . ."

„Er hat 'ch wohl nich verstann', Vater?" (Diese Ferienreise geht über vulkanische Seelengründe.)

„Da frache doch ma den Mann näm mir . . ."

Der Sohn sticht seinen kleinen Daumen in die Luft und deutet nach meiner Magengrube.

„Der Herr ist — scheint's — ein Engländer", meint der Vater halblaut und verweisend.

„Ch dänge, du gannst ooch Englisch, Baba?"

„Ja doch, aber nicht hier. Was du da drüben über dem Meer in nordöstlicher Richtung siehst . . ."

Das Ablenkungsmanöver ist allzu plump. Der Knabe Fritz schabt mit dem Sohlenrand der dauerhaften Stiefel am Sitzleder des Schofförs, wobei er hämisch grinst: „Du gannst's doch ma bei den Engländer versuchen, Baba!"

Fritz hält was von mir, das ist klar, aber der Vater wittert wie ein altes erfahrenes Tier ungünstigen Wind. Er wendet sich seiner Ehehälfte zu, die zufrieden vor sich hin döselt. „Eine herrliche Fahrt!" sagt er und macht aus diesen Worten ein silbernes Becken, in das sie ihre Zustimmung wie eine Elfenbeinkugel hineinfallen lassen soll.

Sie schaut sehr nett, sehr menschlich zu ihm auf. „Es zieht 'n bißchen", sagt sie, aber es liegt viel rührende Nachsicht darin.

„Baba, vielleicht is 'r gar kee Engländer, vielleicht is 'r ä Schwede, er hat so 'n butzchen Gopp!"

Nanu, hab' ich wirklich . . .

„Vergiß nicht, Fritz, daß die Iren auch Engländer sind . . ." Das sitzt, der Alte ist doch ein raffinierter Schulfuchs. Fritz blickt mir unverhohlen bis auf den Grund der Goldplomben . . . ein Ire, soso. Ich nehm's auf mich und gönne dem Vater die Ruhepause. In der Schlucht vor uns Théoule, drüben die Promenade von Cannes, es lohnt schon das Hinausschauen.

Fritz hat sich an mir gesättigt. Er sucht sich ein neues Opfer.

„Baba, frache doch ma den Mann näm den Schoffär . . . den midn Schlabbhut!"

Jetzt, denke ich, klatscht's und Fritz zählt sich an den fünf väterlichen Fingern auf seiner Backe ab, wie weit es noch bis Cannes ist.

Hingegen — der Vater erblaßt nur, schließt einen Moment die Augen — ein geschundener Sebastian —, sammelt sich und tippt entschlossen dem Mann mit dem Schlapphut auf die Schulter. Es ist ein würdiger alter Herr, der dem Frager freundlich sein Ohr neigt und nicht ungeduldig wird, denselben Satz dreimal in gesteigerter Eindringlichkeit anzuhören. Auch er sinnt, dann nickt er verstehend, schaut zum azurnen Himmel auf und schwenkt mit der Hand eine zugleich verneinende und beruhigende Geste. „Nein, machen Sie sich keine Sorgen, mein Herr, es wird ganz bestimmt nicht regnen . . ."

Fritz heftet seinen Blick interessiert auf die Landstraße vor uns. Jeder religiöse Maler würde ihn in dieser Haltung zum Modell eines Engels wählen.

Der Vater wischt sich den Schweiß von der Stirn. Sein Gesicht ist zerklüftet wie das Gebirge, das nun hinter uns liegt. Seine Freude ist dahin.

Kurz bevor wir in die große Allee von Cannes einbiegen, knufft er seine Frau mit dem Ellenbogen wach.

„'s is wohl nich mehr weit, Baba?" fragt sie bescheiden und fühlt nach dem Rucksack zwischen ihren Beinen.

Er verzichtet auf eine direkte Antwort. Während er die Uhr zieht und das Zifferblatt fixiert, zischt er voller Tücke: „Ungefällig sind diese Franzosen — im höchsten Maße — und ihre Aussprache — sie sollten sich schämen!" Er setzt sich kerzengerade, umschließt die Uhr mit der Faust, als wollte er sie zerquetschen, wirft einen kurzen unsicheren Blick auf Fritz und mich, wendet sich scharf zu seiner Gemahlin, funkelt sie furchtlos unter gerunzelten Brauen an und sagt fest und laut: „Die wünschte ich mir in den Unterricht!"

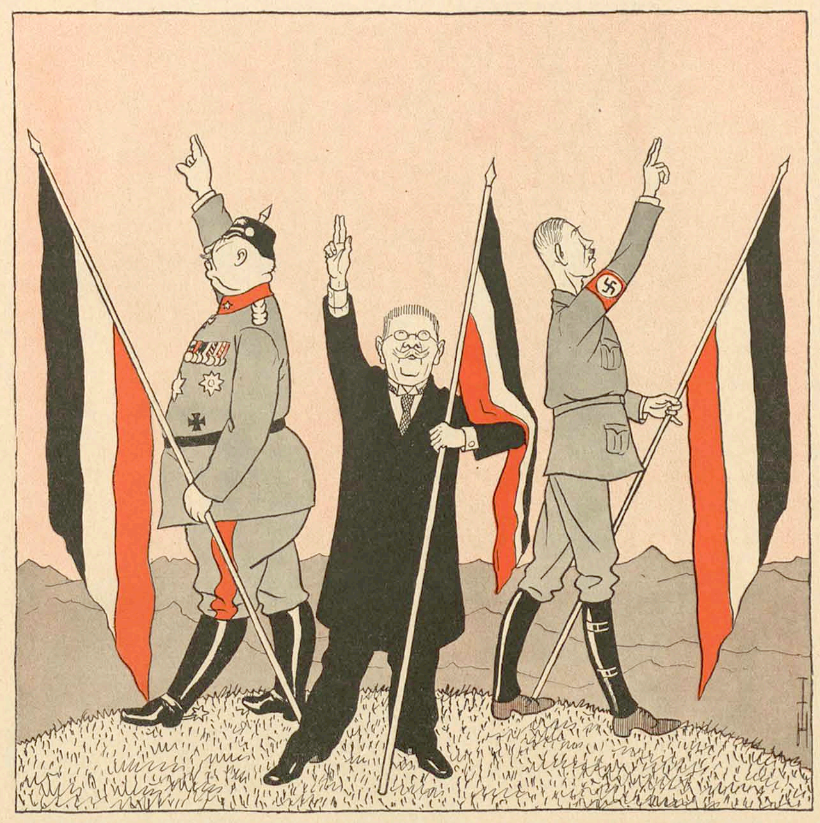
Melancholie

(J. Mammen)



„Noch vor kaum zehn Jahren war ich hier im Süden den Männern in den Naturgenuß mit inbegriffen!"

Hugenberg, Hitler, Ludendorff – auch ein Rütlischwur! *(Th. Th. Heine)*



„Wir wollen sein ein feindlich Volk von Brüdern – In jeder Not uns trennen und Gefahr!"

Lieber Simplicissimus!

Einem Chemiker, der die Schrecken des Gaskriegs mit einem Achselzucken für relativ unerheblich erklärt, zeige ich eine eindrucksvolle Zeichnung „Gasangriff", wo dicke Gasschwaden durch die Großstadtstraßen ziehen und auf dem Asphalt Mann und Frau und Kind unter den weißen Schleiern des Gases hinsinken . . .
Was sagt er, der Fachmann?
„Da siehste wieder, wie leichtfertig diese Zeichner drauf loskleien! Alles bloß mit der Phantasie! Natürlich Nonsens, so 'n Bild! Das Gas sieht man nämlich gar nich. Ist völlig unsichtbar."

•

Beifolgendes schier unglaublich anmutende Geschichtchen habe ich dieser Tage selbst erlebt:

Eine Mutter entläßt ihren Abcschützen zum ersten Schulgang und spickt ihn vor Abmarsch mit unerläßlichen guten Ermahnungen und Verhaltungsmaßregeln. Zum Schlusse heißt es: „Und dann noch eins, mein Liebling: schließe nicht gleich Freundschaft mit all und jedem, sondern halte dich nur an die, die in derselben Gehaltsklasse sind wie dein Vater."

•

Bekanntlich handelt es sich in dem Streit zwischen Trotzki und Stalin darum, ob man in einem Lande die kommunistische Ordnung durchführen kann, bevor es in allen anderen zur Weltrevolution gekommen ist.
Diese Frage wurde auch dem Rabbiner in Schitomir vorgelegt. Nach langem Überlegen fiel das salomonische Urteil. Es lautete: „Ob man eine kommunistische Ordnung in einem Lande vor der Weltrevolution machen kann? Machen kann man sie, aber dort leben kann man nicht."

•

Am Werkplatz stehen zwei Arbeiter im Gespräch. Der eine schickt sich an, mit seinem Feuerzeug eine Zigarette anzuzünden, worauf der andere eilfertig eine Streichholzschachtel hervorzieht und dem Kameraden Feuer geben will. Der Wind bläst ein Streichholz nach dem andern aus. Schließlich reibt der eine Arbeiter doch sein Feuerzeug an; nachdem er die Zigarette angezündet, bemerkt er belehrend zu seinem Kameraden: „Spare in der Zeit, so hast du's in der Not!"
Worauf dieser: „Hab' ka Zeit."

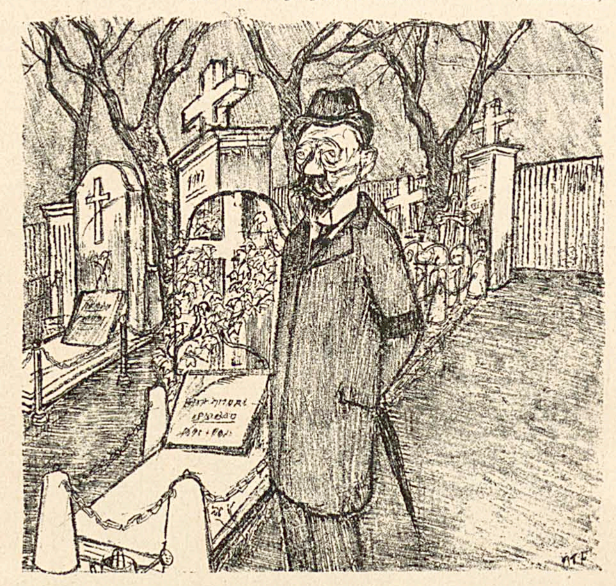
•

In einem württembergischen Lokalblatt finde ich in dem Bericht über eine Gemeinderatssitzung in Waiblingen folgenden bezeichnenden Passus:

„In Anbetracht der ungünstigen finanziellen Lage der Stadtgemeinde sollen auf dem Gebiete der Lernmittelfreiheit Sparmaßnahmen im Benehmen mit der Lehrerschaft eingeführt werden. Die Einführung von Gummiknüppeln für die Schutzmannschaft wurde genehmigt."

„Frühlingsgedanken“

(M. Frischmann)



„Wie alles nach oben drängt! — — Vielleicht hätte ich für meine selige Frau doch eine schwerere Grabplatte nehmen sollen!“

Der Regenschirm

Am Morgen war ich bei Hermann, um meinen Zylinder zu holen, den ich ihm geliehen hatte. Hermann war sehr erstaunt, mich in Schwarz zu sehen. Ich klärte ihn auf und sagte, der alte Bickefeld wäre tot, er hätte mir eine Anzeige geschickt, und ich müßte nun anstandshalber mit zur Beerdigung. Wir saßen so und erzählten uns noch manches. Als ich aufbrechen mußte, war der Himmel ganz düster. Und dabei war es vorher so schön gewesen, kein Lüftchen, kein Wölkchen am Himmel. „Verflucht“, sagte ich, „es wird Regen geben, und ich habe weder Mantel noch Schirm!“

Hermann dachte nach, holte aus einer Ecke ein ziemlich schweres Stück von Regenschirm, es war etwas angestaubt, und sagte: „Diesen kannst du haben. Aber bring ihn gleich wieder her — Regenschirme sind rar!“ Ich ging.

Bald klatschten die ersten dicken Tropfen. Ich wollte meinen Schirm öffnen, aber das war eine Sache, für die man wohl Erfahrung haben mußte. Ich drückte und schob, stemmte mich mit dem Bauch dagegen, die Spitze auf die Erde gestellt, es nutzte alles nichts. Als ich an der Straßenbahnhaltestelle stand, bemerkte eine dicke Gemüsefrau, wer bei strömendem Regen mit geschlossenem Schirm herumlaufe, habe bestimmt Krümel im Gehirn.

Ich kam gerade noch rechtzeitig zur Trauerfeier. Pastor Bleimann setzte mit der Rede ein. Der Himmel weinte heftig, und alle Herren einschließlich Ehrwürden spannten die Schirme auf. Welch eine Schmach. Alle sahen mich vorwurfsvoll an. Ich stand da mit meiner schwarzen Keule und war machtlos. Wasser sammelte sich auf meiner Zylinderkrempe, und bei jeder Kopfbewegung stürzten die Kaskaden zu Tal. Hauptlehrer Knibonius zuckte nervös mit den Schultern; endlich konnte er es nicht mehr ertragen. Er stieß mich in die Seite und raunte: „Machen Sie doch Ihren Schirm auf! Sie sind wohl nicht ganz bei Groschen?“ Ich flüsterte ingrimmig und verzweifelt: „Kümmern Sie sich um Ihren eigenen Dreck!“ — „Was hat er gesagt?“ fragte Knibonius. Der Bäckermeister Stoltefuß, der neben ihm stand, sagte es ihm ins Ohr. Knibonius zischte: „Sie Flegel. Nur die Achtung vor dem armen, alten toten Bickefeld hindert mich, Ihnen ein paar Ohrfeigen zu geben!“ Pastor Bleimann wandte sich um, mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit machte er: „Pscht!!“ Als er mich nassen Sack mit meinem riesigen Bengel von Schirm erblickte, da ließ er sekundenlang sein Auge groß und voll und streng auf mir ruhen. Pastor Bleimanns Blick ist tief und forschend wie der des Küsters in den Klingelbeutel. Ein Windstoß heulte auf, und der offene Himmel schleuderte verheerende Wassermassen. Biegen oder brechen — dachte ich und stach mit meinem Apparat hoch in die Luft, fühlte plötzlich ein Knöpfchen und drückte drauf. Mein Schirmdach puffte los wie eine Rakete. Hauptlehrer Knibonius zuckte schrecklich zusammen, er glaubte, ich wollte ihn erschießen. Alle reckten die Hälse, einen solchen Knall hatte man selten von einem Regenschirm gehört. Flupp! — machte das Schirmdach und entfaltete sich prächtig, riesengroß. Gleichzeitig — o Hermann! — fielen aus dem offenen Gehäuse des Schirmes eine Herrensocke, eine ganz alte Zahnbürste und ein Stückchen Seife. Dieses alles träufelte auf den alten Bickefeld. Die ganze Andacht und Weihestimmung war zum Teufel. Pastor Bleimann bewegte stumm und monoton die farblosen Lippen. Er konnte nicht mehr Amen sagen. Knibonius ächzte, und der Bäckermeister weinte Freudentränen. Nur der alte Bickefeld blieb teilnahmslos. Ich fühlte instinktiv, daß es Zeit für mich war, nach Hause zu gehen.

Über ein halbes Jahr ist seit diesen Ereignissen vorbeigerauscht. Sieben gute Bekannte sind inzwischen verblichen, aber niemand schickte mir eine Anzeige. Die Leute vermeiden die Einladung zur Beerdigung, denn sie fürchten, ich möchte wieder mit meinem Regenschirm antreten. Kahe

Vergiß es nicht!

Vergiß es nicht, daß du verfallen bist
Von Anfang an des Knochenmannes List!
Dehnst du am Morgen froh im Bette dich,
Umschleicht er dich und freuet sich.
Du Ahnungsloser fühlst dich jung und frisch
Am Frühstückstisch.

Genießt du froh und selig die Natur,
So folgt er heimlich grinsend deiner Spur,
Zählt jeden Schritt, den du so fürbaß machst,
Und meckert mit dir, wenn du singst und lachst.
Unhörbar fragt er: „Hast du mich vergessen?“
Beim Mittagessen.

Des Tages Arbeitslast liegt hinter dir,
Dein Zimmer schmückt geliebter Hände Zier,
Und du genießt des Schicksals holde Gunst
An einem Buche, einem Werk der Kunst.
Ach, hinter deinem Stuhle feixt der Tod
Beim Abendbrot.

Voll sel'ger Stimmung legst du dich zu Bett,
Wie war der Tag so lustig und so nett,
Wie schmeckte dir so gut die Flasche Wein,
Voll neuer Hoffnung schläfst du friedlich ein:
Da – schwuppdiewupp – hat er dich umgebracht
In stiller Nacht.

Carl Georg von Maassen

Luther-Ausstellung in Koburg

(Olaf Gulbransson)



„Wunderbar sind Gottes Wege! Schließlich muß selbst ein Ketzer zur Hebung des bayerischen Fremdenverkehrs dienen!"

Kommunistischer Schulstreik

(Wilhelm Schulz)



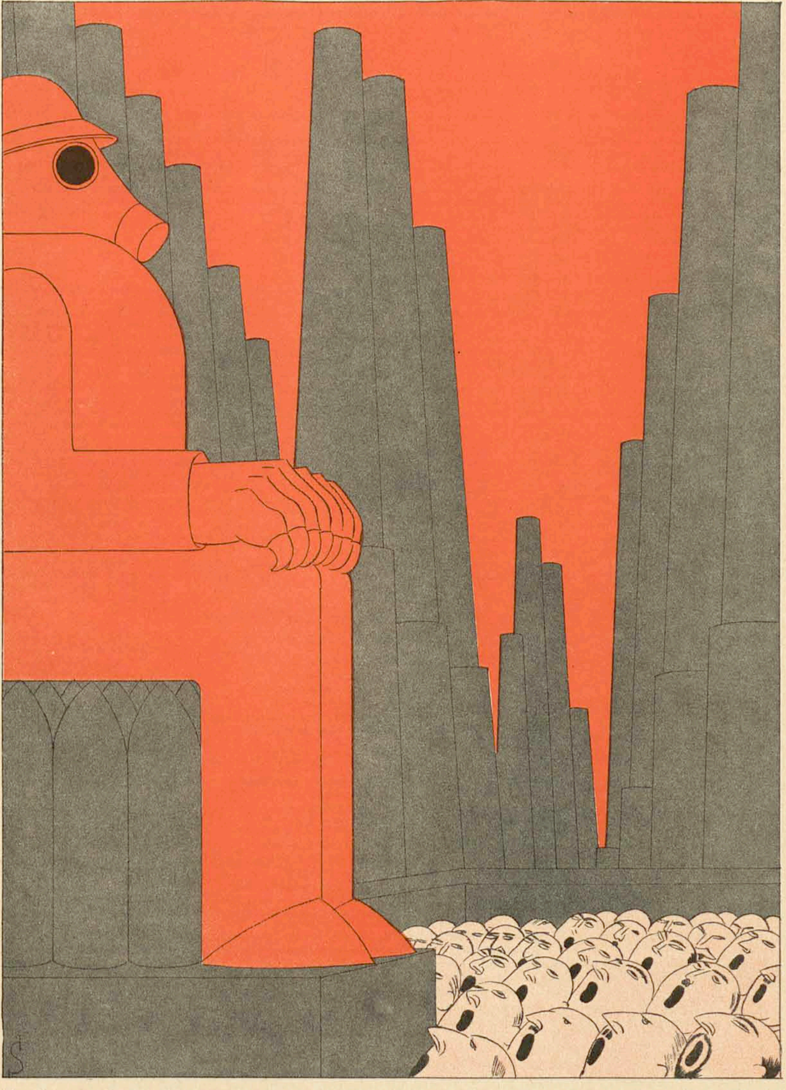
„Nieder mit dem kapitalistischen Einmaleins! – Es lebe die Weltrevolution!“

Stuttgart, 5. Mai 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Te deum laudamus!

(E. Schilling)



Dankgottesdienst der internationalen Rüstungsindustrie nach Beendigung der Londoner Konferenz.

Sie haben keine Schuld daran — —

Wenn auch mit entsprechend teuren Eiern
konnten wir doch fröhlich Ostern feiern:
unter Dach sind alle neuen Steuern,
und der Reichstag bleibt so, wie er war!
Brüning knackte alle harten Nüsse —
nur der Hugenberg zeigt ein'ge Risse
und ist leicht entstellt durch Kompromisse
seiner nicht mehr hündisch treuen
Schar — —

Und wem danken wir die hehren Taten?
Einzig den sozialen Demokraten,
die so klug aus der Regierung traten,
als der große Steuer-Kampf begann!
Muß nun auch den fetten Extra-Happen,
den die großen Grundbesitzer
schnappen,
wieder mal der kleine Mann berappen —:
offiziell sind sie nicht schuld daran — —

Leert nun das Finanzamt auch mit raschen
Griffen ihrer treuen Wähler Taschen,
wer'n in Unschuld sie die Hände waschen,
weil dagegen man gewesen sei —
Wenn die Wähler morgen Hunger spüren,
wird man herzhaft schimpfend oppo-
nieren,
das ist produktiver als regieren — —:
wenigstens für die Partei — —

Benedikt

Das erste Erwachen / Von Maxim Brunowski

Die ganze Nacht hindurch hatte es geregnet. Am Morgen des Sonntags war der letzte Schnee verschwunden. Die Wiesen waren grün, und um die waldigen Hügel am Rand des Tales hing ein leichter bläulicher Nebel.

Winde brachten hoch am Himmel graue Wolken und schütteten Regen aus ihnen. Manchmal schien die Sonne dazwischen, dann fielen wieder Regen, und die fernen Hügel verschwanden fast im Grau der strömenden Wasser.

Der Knabe kam von der Nachmittagsandacht, legte sein Gebetbuch auf das Bücherbrett, trat an das Fenster und öffnete es. Der Regen rauschte vor dem Haus, bald schwoll das Rauschen an, bald verstummte es fast. Die Zweige des Apfelbaumes, der dicht vor seinem Fenster stand, tropften.

Voll seltsamer Sehnsucht nach einsamer Traurigkeit hatte der Knabe heute abend die Kirche verlassen. Ein Mädchen war neben ihm gekniet, und er hatte ein Gefühl, das der Angst ähnlich war, in seinem Leibe gespürt, jedesmal wenn er das Mädchen ansah. Der Wunsch, das Mädchen nackt zu sehen, so nackt wie die braunhäutigen Teufel am Altarbild, war erwacht in ihm, daß er nicht mehr beten konnte. Die braunen Teufel, die eine dicke, halbnackte Frau hinab in die Hölle zogen, hatten angefangen ihm zu gefallen, und er hatte mit einer bangen Lust an sie gedacht. Im Hochsommer wollte er dann einmal hinausgehen in den Wald, an den Hang, wo weißrote, giftige Blumen zwischen einzelnen Föhren aus heißem Boden wuchsen, und sich dort nackt auf das rauhe Heidekraut legen, vielleicht daß die Teufel kommen würden und ihn quälten, mit ihren Zangen in sein Fleisch zwickten.

Beim Segen gelang es ihm kaum, diese unheiligen Gedanken zu verdrängen, und er hatte sich, als die Andacht aus war, schroff von seinen Freunden getrennt.

Es fing an langsam zu dunkeln. Der Knabe saß am Fensterbrett. Bauern mit Regenschirmen gingen auf den schmalen Wegen den Höfen zu, deren Fenster oben von den dunklen Hügeln leuchteten. Die Frauen hatten die weiten Röcke über den Kopf gezogen. Alle gingen ganz still und lautlos, „wie Gebüsche, die gehen können", dachte der Knabe. Dann kamen zwei; der Bursche war der Mechaniker, der neulich die Tischlampe eingerichtet und dabei einen Witz erzählt hatte, den der Knabe kaum zu verstehen wagte. Das Mädchen kannte er nicht. Die beiden sahen den Knaben nicht, der im unbeleuchteten Zimmer auf dem Fensterbrett saß. Der Mechaniker zog die Frau plötzlich an sich, und sie blieben lange auf dem Weg stehen. Dann verschwanden sie im Dunkeln.

Der Knabe aber fühlte in dem leeren Abend und in dem eintönigen Rauschen des Regens doppelt seine Einsamkeit. Er begann leise zu weinen, und seltsame Gedanken kamen ihm. Er wollte ganz da oben am Hügel stehen, die ganze Nacht, nichts mehr wissen von der Schule, von Latein und Griechisch und der Mathematik, die er haßte, ganz allein im Regen, bis die Sonne kam; dann wieder wollte er bei einer dicken, häßlichen Frau sein, die nackt über ihm lag und schwer, daß er kaum atmen konnte, wenn er nur ihr warmes Blut spürte und ihren weißen, schweren Körper und ihre Brüste, die ihn fast erstickten.

Er sah Bilder wieder, die ihm einmal Kameraden gezeigt hatten, Photographien von Körpern, die ihm so fremd erschienen waren und ganz unirdisch, daß er sich fast vor ihnen gefürchtet hatte; er erinnerte sich an die Stelle des achten Buches der Odyssee, die er vor einigen Tagen zufällig in der Übersetzung gelesen hatte, ohne daß sie ihn damals ergriffen hatte, wo Ares und Aphrodite in Liebe sündigten. Heute war ihm alles das nah und vertraut, und er sehnte sich zu fallen und zu sündigen.

Der Knabe fing an seine Eltern zu hassen, weil sie ihn so voll Gier nach Sünde geboren hatten, mit so viel unerlöster Sehnsucht nach Liebe. Er klagte sie an und war froh, daß er sie heute nicht mehr zu sehen brauchte, daß sie erst spät nachts heimkamen.

Er spürte plötzlich die Kühle des Abends im Zimmer. Der Regen hatte nachgelassen, und ein kalter Wind kam von den Hügeln. Der Knabe schloß das Fenster. Er zog den Vorhang zu, der aus einfachem Leinen war und dessen rote Rosen schon verblaßt waren. Es war ganz still im Hause. Nur die Uhr tickte. Das gelbe Licht der Tischlampe ließ das Zimmer in einem braunmatten Halbdunkel.

Der Knabe fühlte sich wohl in seinem Zimmer, das ihm seit frühester Kindheit vertraut war. Er hatte es einmal in den großen Ferien selbst ausgemalt. Das Diplom seines Schülerfußballklubs „für wackere Verteidigung" und verdorrte Eichenkränze vom Maiturnfest hingen über dem kleinen Ofen, Szenen aus dem Fußball und homerische Kämpfer hatte seine ungeschickte Hand an die Wände gemalt.

Draußen klopfte wieder Regen an das Fenster, und ein Hund bellte in der Nähe. Im Wirtshaus drüben sangen die Burschen, die aus den umliegenden Dörfern am Sonntag in die Kleinstadt kamen. Die Uhr tickte langsam. Der Knabe ging im Zimmer leise auf und ab. Er dachte an das Mädchen, das er heute in der Kirche gesehen hatte, dessen Füße neben den seinigen gekniet waren. Den Mantel hatten die Brüste oben auseinandergezogen. Wenn dieses Mädchen plötzlich zur Türe hereinkäme . . . „Ich habe deine Sehnsucht nach mir gefühlt. Du darfst alles mit mir tun, was du willst. Küsse mich!" Der Knabe hörte diese Worte fast. Er würde sie dann langsam auf das Bett tragen und andächtig küssen, den ganzen Körper, ihre Knie, ihre Hände. Ganz zart.

Wieder spürte er das bange Gefühl in seinem Leib. Er mußte sich ausziehen. Er ging nackt vor den Spiegel, und er sah, daß er schön war. Seine Beine waren gerade und schlank, sein Leib hatte eine bräunliche Färbung. Er war froh, daß sein Mund rot war, daß seine Augen lebendig glänzten. Er strich seine hellen Haare zurück und wurde wieder traurig.

Ein Mensch sollte bei ihm sein, der ihn küßte, ein Mensch mit warmem Körper. Der Knabe legte sich auf sein Bett, fuhr mit den Händen über seinen Körper, fühlte jede Muskel und erschauderte vor Leidenschaft und war traurig wegen seiner Einsamkeit.

Die Regen rauschten. Der Knabe in den Kissen wurde müde. Die Tränen, die sein frühes Leid aus den Augen gepreßt, trockneten, und er wußte nicht mehr, als er einschlief, ob er weinte aus seiner trauervollen Sehnsucht nach einer Frau oder weil draußen Winde gingen und der Regen in der Nacht an die Fenster rauschte.

Scharfe Erklärung eines bayrischen Thüringers an einen thüringischen Bayern

Wenn ich Sie, Frick, betrachte, mein guter Frick,
dann hab' ich Sie physiognomisch zunächst einmal dick,
aber ich zwinge es nieder und durchforsche Ihren Geist
oder wie man das auf völkisch in Gottes Namen heißt.
Da kann ich nur sagen: Ehre dem Köpfchen, es sei mit Lorbeer bekränzt,
weil sein Inhalt so weithin sichtbar durch Abwesenheit glänzt!

Gestatte mir übrigens — Sie kennen mich noch nicht —:
Ich bin ein Thüringer, Sie zugereistes bayrisches Licht.
Es ist ja die alte Geschichte im lieben deutschen Vaterland:
Immer revidieren die Zugereisten den Bestand;
niemals haben sie an der eigenen Bedürftigkeit genug,
immer belästigen sie die andern und scheißen klug.

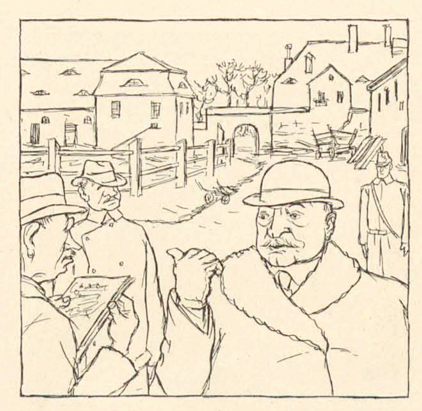
Aber natürlich trifft das nur die Juden und die von links —
völkische Mannen lösen selbstverständlich alle Rätsel der großen Sphinx.
Reinigen Sie also, bitte, nur Stadt, Feld und Flur
in meinem thüringischen Vaterländle von Jazz und Unkultur,
aber das sage ich Ihnen, Frick, ich revanchiere mich rabiat
an ihrer bayrischen Heimat durch eine gleichgeartete Tat.

Ich wirk' auf die hohe Geistlichkeit, die manchmal ähnlich doof war, ein,
sie möchte doch künftig erleuchteter als ein Nationalsozi sein:
Tänzerinnen, ganz schwarze, soll sie fröhlich protegier'n
und sich in die Gedankengänge moderner Dichter verlier'n —
alles das muß sie tun, damit es in Thüringen heißt:
Das haben wir von dem Frick — und in Bayern zerplatzen sie vor Geist!

Peter Scher

Berliner Busch-Kleppereien

(Th. Th. Heine)



Busch am Ort der Tat

„Was mich am meisten überrascht, ist, daß die Grundstücke tatsächlich existieren!"



Rationalisierung der Landwirtschaft bei Berlin

„Lassen Sie die veralteten landwirtschaftlichen Methoden! – Nur durch Zwischenhandel wird der Boden ertragreich!"



Am Alexanderplatz

„Lehn' dich nich zu fest an, Maxe, det Haus will der Majistrat koofen, det wird jeden Momang verschoben!"



Und was sagt Böß dazu?

„Merkwürdig! Je mehr sich die Skandale häufen, um so mehr verläßt mich mein Gedächtnis!"

Leitartikel . . .

Eine Fachzeitschrift veröffentlichte in der Rubrik „Nachdruckskontrolle" einen politischen Leitartikel, von dem sie annahm, daß er in verschiedenen Zeitungen nachgedruckt worden war, und dessen Verfasser sich zum Empfang des Nachdruckshonorars melden sollte.
Um sicher zu gehen, daß der Nachdruck trotz veränderter Überschrift vom Autor erkannt würde, gab sie eine kurze Inhaltsübersicht des Artikels in Stichworten: „Dämonen des Hasses untergraben die Seele des Volkes . . . Wir taumeln am Rande des Abgrunds . . . Wenn die Abstimmung nicht noch in letzter Minute . . . Bricht das Chaos herein . . . Schluß: Aufruf zur Volksgemeinschaft."
147 Leitartikler meldeten sich als Verfasser.

Teha

Vom Tage

Karfreitagsnummer des „Bayerischen Kurier". Fette Schlagzeile über die erste Spalte:

Das Leiden Christi,

darunter vierfach fette Schlagzeile jubilierend über zwei Spalten verteilt:

Reichskabinett für Panzerkreuzer B!

Und damit das Satyrspiel nicht fehle, in der Beilage eine donnernde Anklage gegen die deutschen Kulturbünde, die es nicht als „Blasphemie", sondern als berechtigte Satire empfinden, daß George Grosz in einer antimilitaristischen Zeichnung Christus mit der Gasmaske dargestellt hat.
Nach der Titelseite des „Bayerischen Kurier" vom Karfreitag 1930 müßte er allerdings eher mit einem Panzerschiffe dargestellt werden.

•

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" fand sich folgende merkwürdige Anzeige:

Frl., 24 Jhr., sucht in Hotel Stellung bis 1. Mai als Beilagerin.

Es lebe die neue Sachlichkeit!

Berufswahl

(Wilhelm Schulz)



Da der Andrang zum Boxerberuf sich auch übermäßig gesteigert hat, wird jetzt von den Anwärtern das humanistische Abitur verlangt.

Deutsche . . .!

Deutsche, eßt deutsche Eier,
Deutsche, kauft Roggenbrot,
wovon die deutsche Scheuer
langsam zu bersten droht!

Deutsche, die Hähne springen
zwanzigmal mehr aufs Huhn,
wenn deutsche Lieder klingen,
preisend des Hahnes Tun!

Deutsche, die Hühner legen
öfter und zielbewußt –
Deutsche, der Roggensegen
schwellt euch die Hühnerbrust!

Deutsche, zahlt deutsche Preise,
ob auch die Roggenklei',
ob auch die Eierspeise
zehnfach verteuert sei!

Deutsche, gebt deutschen Zöllen
Groschen um Groschen ab . . .
Deutsche, streut Immortellen
aufs deutsche Hungergrab!

Weh.

Unsere heiligen Belange

Wenn es so weitergeht, wird in wenigen Jahren auch der letzte Rest unserer altehrwürdigen bayerischen Belange vom Geist (oder besser gesagt: Ungeist) des preußischen Unitarismus vernichtet sein. Es war daher höchste Zeit, daß sich ein Ausschuß treubayerischer Männer „zur Erhaltung der Eigenstaatlichkeit Bayerns" zusammengetan hat. Bei einer kürzlich im Löwenbräu tagenden Versammlung sind, wie wir hören, fürs erste folgende Richtlinien zum Schutz unserer Belange festgesetzt worden:

1. Obligatorischer Trachtenzwang für jeden waschechten Bayer. Wer ab 1. Oktober keine krachlederne Hose oder kein garantiert echtes bayerisches Dirndlkleid trägt, muß hundert Mark Fremdensteuer zahlen. Wer nicht zahlt, wird als lästiger Schlawiner ausgewiesen.
2. Verbot jedes fremdländischen Tanzes: Shimmy, Foxtrott, Tango, Charleston usw. Wiedereinführung des Schuhplattlers als obligatorischen, nationalbayerischen Volkstanz. Um diesen einzig schönen Tanz wieder populär zu machen, hat sich das Ministerkabinett bereit erklärt, unter Führung des Ministerpräsidenten Held zum Oktoberfest vor der Bavaria öffentlich schuhzuplatteln.
3. Verbot jedes fremdländischen, unbayerischen Gesanges und allgemeine Jodelpflicht für jeden bayerischen Staatsbürger. Obligatorischer Jodelunterricht in allen Schulen. Wer ab 1. Oktober nicht perfekt jodeln kann, wird ausgewiesen.
4. Obligatorischer Biergenuß von sechs Maß täglich für jeden volljährigen Bayer zur Hebung des daniederliegenden Kunstbetriebes und zur Förderung der allgemeinen Gehirntätigkeit. Wer nicht seine sechs Maß in einem Zug leeren und zwei Dutzend Weißwürste verschlingen kann, wird von allen höheren Ämtern ausgeschlossen.
5. Erhebung des altehrwürdigen „Kammerfensterlns" zum obligatorischen, national-bayerischen Volksbrauch. Wer nicht den Nachweis dreimaligen erfolgreichen Kammerfensterlns bringen kann, wird nicht getraut.

Das Ministerkabinett hat einstimmig diese Richtlinien angenommen und den Justizminister beauftragt, ein entsprechendes Gesetz zum Schutz der bayerischen Belange auszuarbeiten, unter der Losung: „Bayern, wahrt die heiligsten Güter eurer Nation!"

K. Murre

Ansprüche

(Josef Sauer)

„Wat, bloß 'n jewöhnlicher Raubmord? Nee, der jebildete Mensch hat heutzutage höchstens noch for'n Lustmord Interesse!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Reflexion

(Werner Paul Schmidt)



„Die Summe, die ich hier an einem einzigen Abend verspiele, unterschlage ich ja in Berlin in kaum einer Woche!"

Erlebnis in Halle

Von Hans Reimann

Und es machte sich auf ein großer Wind in Gestalt des Direktors Ferry Rosen vom Modernen Theater in Halle und verschlug mich für vierzehn Tage an den Strand der Saale. Dieses geschah im März 1930.

Es war ein Morgen wie jeder andere, nebenan schrie ein Kind, ich wachte aus süßen Träumen auf und drehte mich in meinem Bett um hundertachtzig Grad. Aber es war nicht das Kind gewesen, was mich munter gemacht hatte, sondern die Flurklingel, und nachdem ich mich um neunzig Grad zurückgedreht hatte, hörte ich draußen die Wirtin sagen: „Duhn Sie das jaaa nich. Dähr is imschdannde unn schmeißt Ihn was anndn Gobb!" Nach diesen tröstlichen Worten schlummerte ich wieder ein. Zwei Stunden später verriet mir die Wirtin, ein Herr von der Behörde habe nach mir gefragt.

Am Nachmittag kam er wieder, doch ich war nicht zu Hause.

Am nächsten Morgen kam er abermals wieder; die besorgte Wirtin komplimentierte ihn hinaus, ich aber sprang aus den Federn und rief ihn zurück.

Ins Zimmer trat ein ältlicher, von Würde umspülter Mann und sagte, er komme von der Gesundheitspolizei und müsse mich sprechen. Es sei etwas sehr, sehr Unangenehmes. Und nachdem er mir eine mysteriöse Messingmarke vor die Nase gehalten hatte, rückte er mit der Sprache heraus.

„Herr Reimann", begann er, „Sie hahm die arme Frau fürs janze Lähm unjlicklich jemacht."

Ich zuckte zusammen, sank auf einen Stuhl und ließ mir einen Akt in die Hand drücken, den er aus seiner Tasche kramte.

Scharf von ihm beobachtet, las ich, daß der Saxophonist Eduard Reimann im Dezember 1927 infolge Behaftung mit einer ansteckenden Krankheit...

Ich schaute den Mann an und bat ihn, Platz zu nehmen. Dann las ich die scheußliche Novelle zu Ende.

„Das wird wohl ein unanjenähmes Nachspiel fier Sie hahm", sagte der düstere Mann und fixierte mich mitleidslos.

„Ich kann aber gar nicht Saxophon blasen", erwiderte ich.

„Die arme Frau hat die janze Zeit im Spital jelähjn!" beteuerte der düstere Mann.

„Tut mir leid. Ich bin zum erstenmal in meinem Leben in Halle."

„Unn denn hat das ja noch andere Folljn. Dähr Mann hat sich von seiner Frau scheiden lassn."

„Da wird Eduard eine Heirat in Erwägung ziehen müssen."

„Seit drei Jahren schleppt se sich nuh so hin."

„Hm, das alles ist ja sehr betrüblich, aber erstens, wie gesagt, kann ich nicht Saxophon; zweitens bin ich diesen Monat nachweislich zum erstenmal in Halle; und drittens heiße ich nicht Eduard, sondern Hans."

Da sagte der Mann die zwei Worte: „Ich weiß."

Da sagte ich die sechs Worte: „Und da wagen Sie sich hierher?"

Da sagte der Mann: „Ich hahwe schon viel von Ihn jelähsn. Sie schreim immr so lusdje Sachn. Auch im Radjoh hamm mihr Sie schon öffdrsch jeheerd."

Jetzt packte mich der Zorn, und ich schmetterte ihm ins Gesicht, daß es eine Dreistigkeit sei, mich mit dem Saxophonisten Eduard zu verwechseln.

„Nähm Se mihrsch nur nich iewl", stöhnte der düstere Mann, riß den Akt an sich, erhob sich und suchte die Klinke: „ahwr de Welt is heutzutage so schlecht, daß mr alle Ehfendualidähdn in Betracht ziehn muß."

Und war mit einer höflichen Verbeugung zur Tür hinaus.

Literarische Schwerarbeit / Von Weare Holbrook, New York

Der erste literarische Schwerarbeiter, den ich in meinem Leben begegnete, war Elias Smurk aus Parkersburg. Er schrieb ein kurzes Gedicht in freien Rhythmen, das ungefähr folgendermaßen lautete:

> FIRST NATIONAL BANK
> Zahlet
> An die Ordre
> Elias Smurk
> Vierhundertzwanzig
> Dollars.

Das Gedicht unterzeichnete er mit dem Namen Q. A. Birdsong, eines der wohlhabendsten Bürger von Parkersburg. Diese literarische Finte machte Smurk sehr bekannt. Der Bankkassier erkannte bald die literarischen Fähigkeiten des begabten Anfängers, und eine Zeitlang riß man sich im ganzen Lande um den unauffindbaren Autor. Er lebt jetzt auf Staatskosten in Zurückgezogenheit — aber sein Name wird zweifellos in die Geschichte eingehen.

Geraume Zeit später lernte ich A. Wilburg Niblick, einen literarischen Schwerarbeiter ganz anderer Art, kennen. Er war Redakteur eines Magazins, das sich mit der Veröffentlichung von „Bekenntnissen" beschäftigte, und konnte sich in einer Nummer seiner Zeitschrift in eine unverstandene Frau, eine verführte Filmstatistin, einen liebeskranken Viehhändler, ein Tanzgirl und in einen reuigen Raubmörder verwandeln. Man muß nämlich wissen, daß für Bekenntnisse gebesserter Verbrecher ein besonders guter Markt besteht. Offenbar geht auch heute ein jeder Verbrecher nach begangener Tat unmittelbar in ein Maschinenschreibbüro, um seine Bekenntnisse zu diktieren.

Aber am besten konnte sich Wilburn in Frauen verwandeln. Er war Spezialist für Erinnerungen „überflüssiger Frauen", launischer Backfische und bekehrter Buhlerinnen. Seine literarischen Erzeugnisse wurden gierig von Millionen Lesern verschlungen, sie wurden aufs gründlichste studiert, gehörten doch die meisten seiner Leser zu jenem Menschenschlag, der bei der Lektüre die Lippen bewegt.

Er leitete auch eine Spalte „Vertrauliche Plaudereien mit Tante Emma", in der er Verliebten Ratschläge erteilte. Wenn er also nicht gerade selbst Bekenntnisse schrieb, so beschäftigte er sich mit den Bekenntnissen seiner Leser. So wurde sein Leben eine ununterbrochene Kette von Bekenntnissen. Gebrochene Herzen und bittere Tränen gehörten zu seinem täglichen Brot, und es darf daher nicht überraschen, daß er unter solch anstrengender Beschäftigung schließlich zusammenbrach.

Als ich ihn das letztemal besuchte, fand ich ihn völlig geändert. Er trug einen tragischen Gesichtsausdruck zur Schau. Er sprang von seinem Schreibtisch auf, wich einen Schritt vor mir zurück, raufte sich die Haare wie Lilian Gish und rief: „Bist du es, Ronald?"

„Nein, nicht Ronald", versicherte ich ihm. „Erinnerst du dich nicht. Wir trafen uns . . ."

„Ach, nun erinnere ich mich", stammelte er, „es war eine wunderbare Juninacht, und wir trafen uns auf einsamem Gartenpfad. Oh, wie berauscht war mein Blut! Mir schien, als sängen die Sterne am Himmel ihr ewiges Lied . . . Dann gingst du von mir . . ."

„Aber nein, das ist eine Verwechslung. Es war doch im Winter . . ."

„Ja, es war eine Kneipe, weit draußen in der Vorstadt", fuhr er fort, „ich war ein kleines Dancing-Girl, und du warst ein von der Menschheit aus ihren Reihen Ausgestoßener . . ."

„Wieder falsch", unterbrach ich ihn, „wir trafen uns zuletzt im Atelier des Malers Gassenstein. Du hast dir damals fünf Dollars von mir ausgeliehen, um nach Hause fahren zu können. Erinnerst du dich nicht . . .?"

Ich hatte nicht beabsichtigt, die Anleihe aufs Tapet zu bringen; aber schließlich war es das beste Mittel, um sein Gedächtnis aufzufrischen. Es wirkte! Langsam schien das Licht der Erkenntnis in ihm zu dämmern. Er runzelte seine Stirne und blickte mich wortlos eine Weile an.

„So kommst du also", sagte er mit leiser, schmerzbewegter Stimme, „so kommst du also doch zu mir zurück! Dachtest du nie daran, daß ich hier einsam harrte, hoffte, flehte, Nacht für Nacht, während du mit fröhlichen Gesellen tanztest und zechtest? So dachtest du also kein einziges Mal an mich? Nun aber, da deine leichtfertigen Freunde dich verlassen haben, jetzt findest du den Weg zu mir? Gebrochen, gnadeflehend nahst du und erwartest, daß ich alles Leid vergessen habe. Aber ich mußte für deinen Wankelmut büßen, ich, die ich die Bürde der Armut und der Einsamkeit getragen habe!"

Und A. Wilbur stieß ein bitteres Lachen aus. „Nein, Herbert, meiner Seele sind Wunden geschlagen worden, die nicht einmal die Zeit heilen kann. Unsere Wege müssen sich trennen für jetzt und immerdar. So gehe", fuhr er fort, indem er sich erhob und auf die Tür wies, „gehe und störe meine Ruhe nicht!"

„Nun gut", antwortete ich, „wenn du dich so aus der Affäre ziehen willst . . ." Doch kaum machte ich Miene, das Büro zu verlassen, als sich sein Verhalten plötzlich änderte.

„Bleib bei mir!" schrie er und erwischte mich beim Rockkragen. „Du darfst mich nicht verlassen!"

„Was soll das ums Himmels willen bedeuten?" entgegnete ich verzweifelt, „erst heißt du mich gehen und dann wieder bleiben. Bist du ein Verkehrspolizist?"

„Alfred!" beharrte er mit tragischer Betonung, „du kannst mich jetzt nicht verlassen!"

„Und warum nicht?"

Wilbur zögerte. „Verstehst du mich wirklich nicht?"

„Nein", antwortete ich.

„Nun . . . ich . . . mir sind die Zigaretten ausgegangen."

Ich bot ihm eine an. „Danke", sagte er, „und hast du vielleicht auch Feuer?"

Nachdem ich ihm meine Streichholzschachtel gegeben hatte, schüttelte er mir kräftig die Hand und drängte mich zur Türe. „Grüß dich, alter Bursche", murmelte er mit gerührter Stimme. „Mich wirst du wohl nicht mehr brauchen können. Manche feine Sachen haben wir zusammen ausbaldowert . . . Kasseneinbrüche und so . . . Und du warst immer ein anständiger Partner . . . Das vergeß ich dir nie . . . Leb wohl, alter Bursche, und viel Glück!"

Und als er sanft die Türe schloß, waren Tränen auf seinem ehrlichen faltigen Antlitz.

Meine fünf Dollars bekam ich nie wieder, und ich glaube, daß ich sie auch nicht bekommen werde. Denn kurze Zeit später war Wilbur gezwungen, seinen Beruf aufzugeben. Das Schreiben von Bekenntnissen war zu aufreibend. Seine eigene Persönlichkeit ging so sehr in der seiner Helden und Heldinnen auf, daß er hysterische Anfälle bekam, wenn er sich an den Schreibtisch setzte. Er mußte schließlich interniert werden, weil er sich für eine verlassene Filmstatistin hielt und nicht aufhörte, die Bestrafung seines Verführers zu verlangen.

(Übertragen von Leo Korten)

Frauen im Frühling

Im Frühling sind die Frauen wie Magnete,
Sie ziehen an (das heißt: sie ziehn mehr aus).
Die Augen tragen heimliche Gebete,
und ihre Schritte flehen um Applaus.

Man wirbt um ihre Liebe, glutdurchdrungen,
und tut romantisch oder sachlich dreist,
und sehnt sich sehr nach süßen Dämmerungen,
wenn, was man wünscht, ein Lippenpaar verheißt.

Man hat noch einen Rest von Idealen
in sich. Den schenkt man fort, betört und weich.
Denn später muß man ohnehin bezahlen,
ob legitim, ob nicht – das bleibt sich gleich.

Herbert Strutz

Moderne Schiffahrt

(M. Frischmann)



„Wat ham' wa schon davon, wenn wa den Schnelligkeitsrekord brechen und et kommt nich mal in die Presse?"

In der Seefischküche

Da schwang ein brauner Brutzelduft,
und mir befahl mein Magen,
mich aus der Straßen Hungerluft
in das Lokal zu wagen.

Da sah ich auf dem Marmortisch
Schellfische, Stör und Quappen,
Steinbeißer, Hummer, Katzenfisch
still durcheinander schnappen.

Das roch nach See, das roch nach Salz,
nach silbergrauen Weiten.
Und weiterhin roch es nach Schmalz,
nach Mahlzeit und Bereiten.

Des Koches rotbesterntes Weiß
sah ich den Fang durchklauben,
und was er griff, das war soweit
und mußte daran glauben.

Und ging befreit von der Beschwer
des Eingeweids von hinnen
ein in das heiße Dunkelmeer,
davon die Alten spinnen.

Da schwammen sie im Siedeschmant,
die Dorsche und Makrelen.
„Ist das", sprach ich zum Koch gewandt,
„der Himmel ihrer Seelen?"

Der Koch hob seiner Mütze Dom:
Ob ich ihn uzen wolle?
Und wies mich in den Gästestrom,
wo ich bestellen solle.

Als ich dann vor dem Teller saß
und die gesottnen Teile
vom Leiterspiel der Gräten aß,
da war mir eine Weile,

als sei in mir die tiefe See
von Island bis Kap Landsend,
und all der Fische Lust und Weh
drin auf und nieder tanzend.

Mein Herz inmitten ungestüm,
halb Haifisch und halb Flunder,
halb Lilie, halb Ungetüm,
ein staunenswertes Wunder.

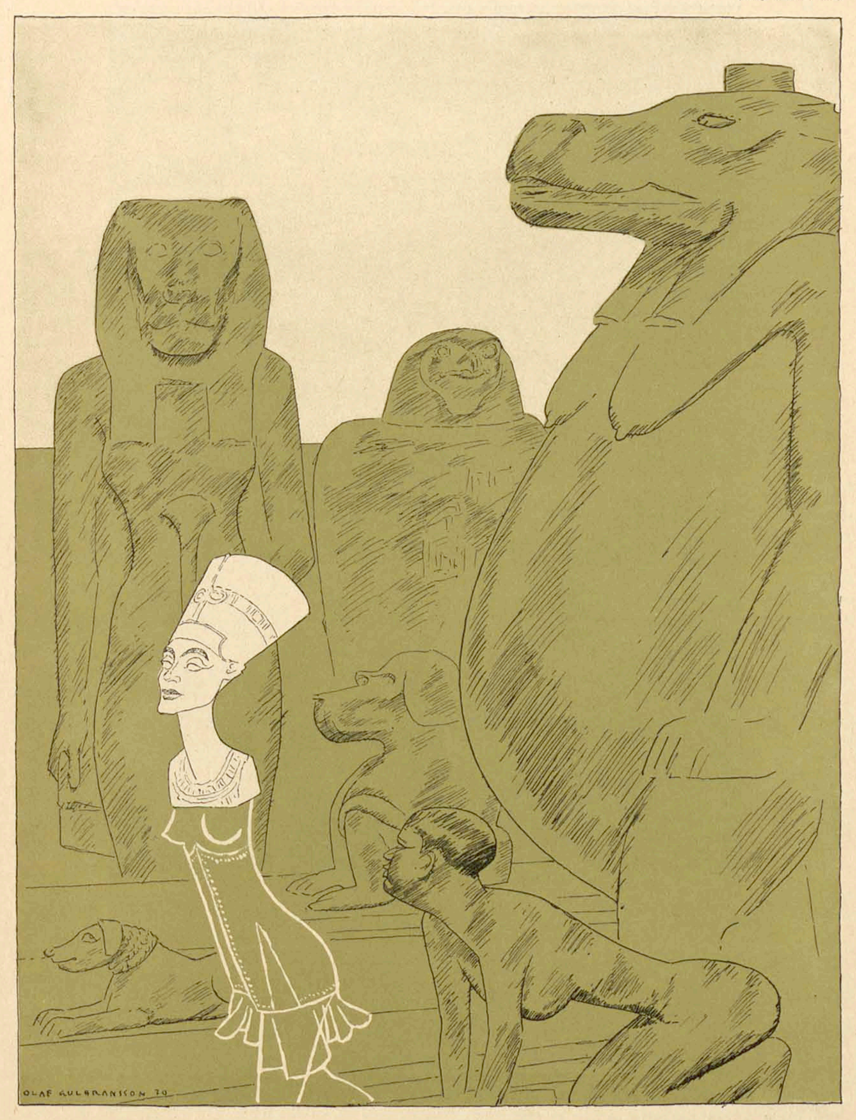
Und einmal warf ein Kutter prompt
sein Netz und fischte schneller
und fing mein Herz. Und wie es kommt,
es kam auf meinen Teller.

Da packte ich die Gabel fest,
verflixtes Hirngefunke,
und deckte meines Herzens Rest
mit Senf und Lorbeertunke.

Hans Leip

Heimkehr der verlorenen Tochter

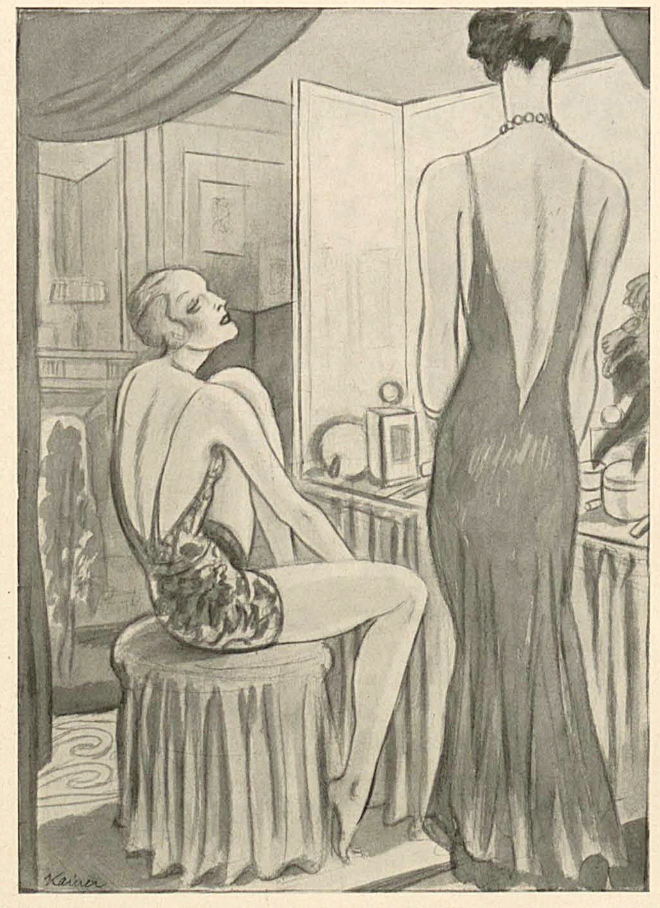
(Olaf Gulbransson)



„Wie geschminkt die Nefretete aussieht! Man merkt, daß sie solange in Berlin gewesen ist!"

Vorteil

(L. Kainer)



„Stell dir vor, mein Mann will ein Kind von mir haben!" — „Der meine hat, Gott sei Dank, den guten Willen nur mehr theoretisch!"

Lieber Simplicissimus!

Als ich neulich mein Töchterchen in ein Institut für Höhensonne brachte, fiel mir dort ein niedlicher, aber schwächlich aussehender Knabe auf. Ich kam mit ihm ins Gespräch und erfuhr, daß er sieben Jahre alt sei.
Ich: „Hast du auch Geschwister?"
Hänschen: „Ja, fünf."
Ich: „Wie alt sind die denn?"
Hänschen: „So zwischen fünfunddreißig und fünfundvierzig."
Ich: „Und du bist erst sieben? Wie alt sind denn deine Eltern?"
Hänschen: „Vati ist fünfundsiebzig und Mutti achtundsechzig."
Ich: „Und du bist sieben! Sag' mal, Hänschen, da stimmt doch was nicht?"
Hänschen: „Das stimmt wohl! Mich hat doch meine Schwester gekriegt!"

Aufruf

Ist das nicht zum Gottserbarmen?
Allerorten werden Farmen
aufgetan und eingerichtet,
wo man Silberfüchse züchtet,
Ratten aus dem Ausland, Biber
und dergleichen Ungezieber.
Und wozu? Um ihnen dann,
wenn sie ihre Pflicht getan,
ohne daß sie dies begreifen,
flugs die Pelze abzustreifen,
was auch hier, wie überall,
mit sich bringt den Sterbefall.
Ach, wie oft steht doch die Mode
in Verbindung mit dem Tode!
Wäre es nicht angemessen,
wenn der Züchtungstrieb statt dessen
auf das Leben sich besänne
und Entsprechendes begänne?
Schon seit langem ist der Storch
hier in Deutschland unten dorch.
Nur noch selten sieht man einen,
und man möchte beinah weinen;
denn natürlich immer tiefer
sank auch die Geburtenziffer . . .
Wie? Darf diese unbesehn
weiter so nach unten gehn?
Nein fürwahr! Drum, Staat und Kerche,
steht zusammen, züchtet Störche!

Ratatöskr

Modellmarkt

(M. Frischmann)



„Nur Vertrauen, Mä'chens, wenn euch auch der liebe Jott schwer verzeichnet hat, wir korrigieren ihm eueren Akt schon!"

Vereinfachung der Justiz

Immer wenn man eine Geschichte aus der guten alten Zeit erzählt, ist die Versuchung groß, festzustellen, daß es vielleicht in den alten Zeiten — wenn auch nicht besser — so doch ein wenig vernünftiger zuging. Während man sich gerade in diesen Tagen über verschiedene Justizirrtümer entrüstet . . . Aber, erzählen wir:

In einem Dorf in der Nähe Wiens gab es so um 1870 eine Leidenschaft: Die Bauern fuhren in die Stadt hinein . . . und kauften sich moderne Bilder jener Zeit — Bilder mit phantastischen Tieren. Unter den Bildern standen die Namen: Ichthyosaurier, Plesiosaurier und so weiter.

Es war nicht allein Liebe zur Kunst — die Bauern hatten andere Gründe. Zu Hause setzten sie sich vor das neuerworbene Bild . . . und lernten die Namen der Fabeltiere auswendig. Das war gewiß nicht leicht, aber es gelang doch, weil die Liebe dahinter war.

Und wenn dann die Bauern im Wirtshaus zusammenkamen — wenn die Stimmung und die Rauflust stiegen, dann begannen sie, sich gegenseitig mit den Namen der Fabeltiere zu verletzen. Die Folge: Ehrenbeleidigungsklagen an allen Ecken und Enden.

Der Richter in jenem Dorf, ein vernünftiger, loyaler Mann, dessen einziger Freund eine riesige Dogge war, raufte sich die Haare. Doch die Untätigkeit schafft keine Auswege, und so unterhielt er sich schließlich mit seinem Freund, der Dogge, über den damals und heute gültigen Bagatellparagraphen. Ehrenbeleidigungsklagen fielen darunter . . . wenn Kläger oder Beklagter nicht erschienen, war die Sache erledigt.

Und an jedem Verhandlungstag band der loyale Richter in Zukunft in der Nähe der Tür seine Riesendogge fest. Dann stellte er sich hinter den Verhandlungstisch und rief: „Oberbauer gegen Moorbauer!"

Zwei Menschen wollten in das Zimmer hinein, aber die riesige Dogge an der Tür fletschte die Zähne . . . und so gingen die Menschen wieder zurück.

Hinter dem Verhandlungstisch aber stellte der Richter fest: „Erscheinen nicht — Sache erledigt!" Und dann rief er wieder: „Ackermann gegen Milchbauer!" . . . und nach einer Pause: „Erscheinen nicht — Sache erledigt!"

Ehrenbeleidigungsklagen starben im Dorf aus — bis auf den heutigen Tag ist auch von der Notwendigkeit eines Wiederaufnahmeverfahrens nichts bekannt geworden.

Erich Rohde

Die Zeitung

Die mit großem Trara und laufenden Zuschüssen aufgemachte Parteizeitung wollte Berlin erobern.

Aber der Erfolg blieb aus.

„Wissen Sie das Neuste", kam der Verleger zu Marcus, „ich habe gestern für meine Zeitung ein Haus auf dem Kurfürstendamm gekauft."

Meinte Marcus: „So? Brauchen Sie für die Wohnungen Ihrer Abonnenten das ganze Haus?"

J. H. R.

Frühling

Nun kannst du deinen Pelz ins Pfandhaus tragen,
um deiner Freundin einen Hut zu kaufen,
beziehungsweise eine zu erjagen
und, schlägt es fehl, dich maßlos zu besaufen.

Die Frauen haben furchtbar feuchte Blicke,
die unzweideutig tief in deine tauchen —
und selbst die Mädchen mit dem Schwulheits-Ticke
sind jetzt auch anderweitig zu gebrauchen.

Das Telephon erklingt nun unaufhörlich,
weil alte Lieben deiner neu gedenken,
und wird es manchmal auch direkt beschwerlich:
man kann sie doch als Kavalier nicht kränken!

Sieh, wie sich die Motorrad-Klammeraffen
hingebungsvoll an ihre Fahrer schmiegen,
um rasch das Glück der Liebe zu erraffen,
wenn auch die Kleider grüne Flecken kriegen —!

Nachts auf den Straßen stehen Limusinen
bewegungslos — obwohl durchaus intakte —
und Menschen ringen mit dem Raum in ihnen,
weil sie der Frühling unversehens packte — — —

Und findest du dann schließlich eine Frau,
die außer Beinen was wie Seele hat,
bist du verliebt und tänzelst wie ein Pfau
und ißt dich lediglich an Eiern satt — — —

Karl Kinndt

Reitinstruktion

(E. Thöny)



„Und merken Sie sich, Gnädigste, zu Pferde sieht man Fußgängern nicht nach, sondern bedauert sie bloß!"

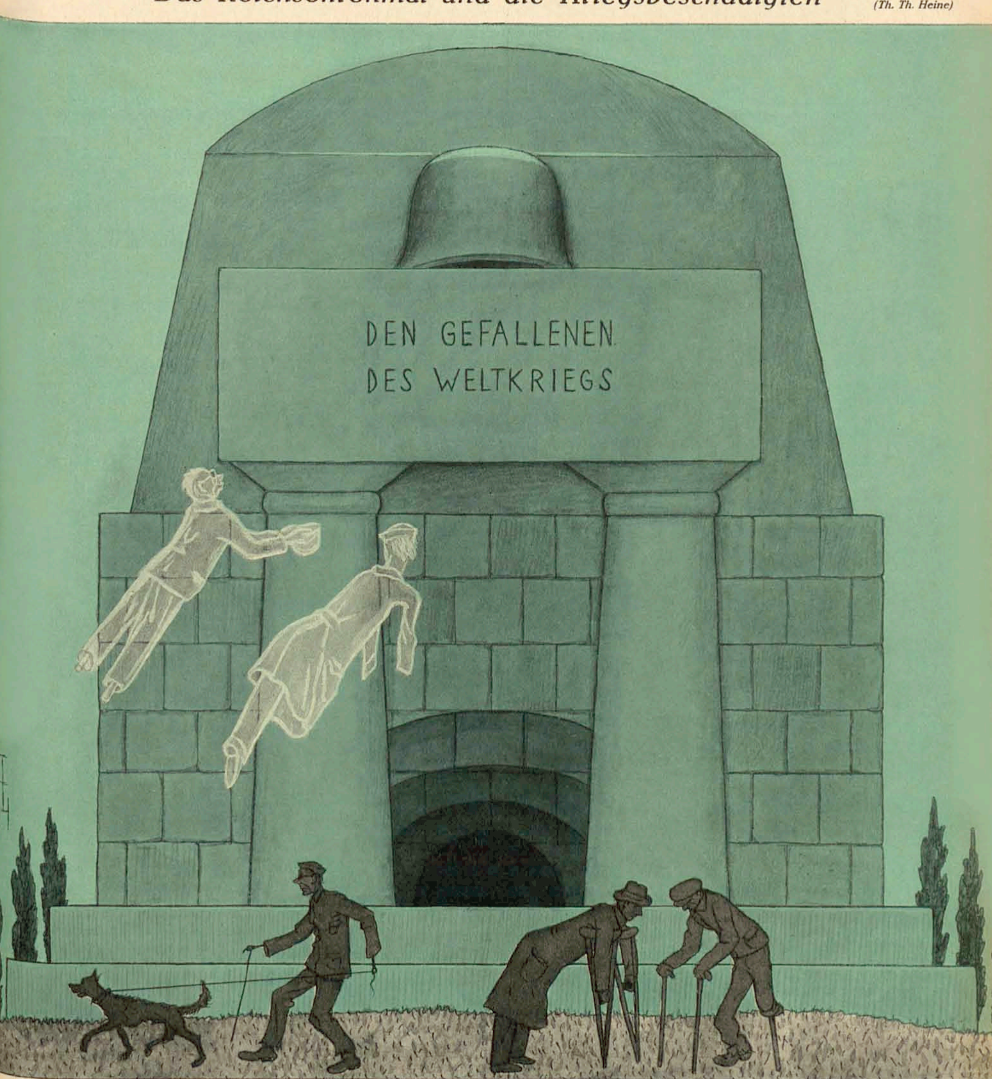
Stuttgart, 12. Mai 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Das Reichsehrenmal und die Kriegsbeschädigten

(Th. Th. Heine)



„Für uns ist das Denkmal nicht – wir verhungern bloß!"

Schwarzer Maibock

Hörst du den Maibock wiehern?
Nun wird es Tag
bei den Gehaltsbeziehern
vom alten Schlag.

Schon siehst du in den Gärten
den Maßkrug blühn
und über Seehundsbärten
die Nasen glühn.

Im irdischen Gebrause
ist kein Verlaß,
da ist nur eine Pause:
Noch eine Maß!

Der Mensch in unsern Tagen
braucht einen Halt.
ein Zentrum sozusagen
mit Reichsgewalt.

Die solln noch einmal schauen,
die in Berlin,
dem Brüning kann man trauen,
der macht sie hin.

Der kommt vom heiligen Vater,
was wolln wir mehr;
der schaut wie unser Pater
im Beichtstuhl her.

Dem Preuß, dem tat er stinken,
der wird schon weich;
wir wolln noch einen trinken
aufs schwarze Reich.

Peter Scher

Die gerettete Familie / Von Ödön Horváth

Am 7. August 1922 war ich sehr verliebt, und zwar in eine gewisse Frau Elisabeth Tomaschek aus dem VIII. Bezirk. Der Herr Tomaschek war damals gerade verreist, und so stand meinen Gefühlen fast nichts mehr im Wege. Ich geb's heut gerne zu, daß das moralisch nicht schön von mir war, aber von einem natürlichen Standpunkt aus betrachtet, war's doch auch wieder nicht unschön. Die Natur ist halt mal ungerecht, und obendrein war ich damals noch ziemlich hemmungslos, der Krieg war ja auch noch kaum vorbei.

Am 12. November 1928 kam nun der Herr Tomaschek, den ich inzwischen schätzen gelernt hatte, unerwartet zu mir. Er war seltsam erregt und sagte: „Ich hab' grad eine Karambolage hinter mir!" Und dann setzte er mir auseinander, daß diese Karambolage mit einem scharfen Wortwechsel zwischen ihm und seiner Gemahlin begann, und zwar über das Thema, ob der Bubi humanistisch gebildet werden müßte oder ob er in die Oberrealschule gehen sollte. Die Frau war absolut für die Oberrealschule, weil diese ganz in der Nähe lag, aber er hatte eine Schwäche für das Unpraktische. Energisch verteidigte er den Wert des humanistischen Bildungsideals, und dabei entschlüpfte ihm leider Gottes ein ordinäres Schimpfwort. Die Frau schimpfte natürlich zurück, das ging so her und hin, bis die Frau (und für sie dürfte diese ganze Debatte wahrscheinlich nur ein Anlaß gewesen sein, um einem seit 1920 aufgestapelten Groll das Ventil zu öffnen) — „und jetzt kommt die Karambolage!" schrie mich der Tomaschek an, „sagt das Luder nicht, daß sie am 7. August 1922 etwas mit dir gehabt hätte!"

„So", sagte ich, „also das find ich unerhört!"

„Ich möcht halt jetzt nur klar sehen", fuhr der Tomaschek fort, „ob das nämlich stimmt, denn wenn das nämlich stimmt, laß ich mich nämlich scheiden, das kann mir niemand zumuten, daß ich mit einer zusammenleb', die sich mit dir eingelassen hat! Sag's mir nur ruhig, das wird unsere Freundschaft nicht stören! Ich bin dir nicht bös, denn du kannst ja nichts dafür. Meiner Seel, das Weib ist halt mal so ein Grundübel, die personifizierte Sünd, das Laster in persona!"

Während er so sprach, überlegte ich krampfhaft, wie ich vorgehen sollte. Also eine Familie wollte ich nicht zerstören, denn das wäre gegen meine Prinzipien gewesen. Aber eigentlich wollt' ich auch den braven Tomaschek nicht täuschen, ich hatte ein direkt miserables Gefühl bei dem Gedanken, daß ich sein verständnisvolles Vertrauen mißbrauchen sollte — schließlich siegte mein Altruismus: zwei Menschen, die das Schicksal gesetzlich zusammengetrieben hat, sagte ich mir, dürften nicht voneinandergejagt werden, und solches erst recht nicht, weil dann der herzige Bubi auseinandergerissene Eltern hätt' —, und so antwortete ich dem Tomaschek: „Also ich find das von deiner lieben Gemahlin schon ziemlich legere, daß sie mich da in ein Drama hineinziehen möcht, bloß um dich aufzuregen. Natürlich ist das alles erlogen!"

Mein Tonfall beruhigte ihn, und er gab mir seine klebrige Hand. „Ich muß jetzt noch ins Continental", sagte er. „Also du glaubst mir?" fragte ich. „Ich glaub' alles", sagte er, und es lag eine gewisse Resignation in seiner Stimme.

Kaum war er weg, rannte ich zu seiner Frau. „Elisabeth!" fuhr ich sie an. „Der Viktor war grad bei mir und hat sich erkundigt —" — „Ich weiß schon!" unterbrach sie mich. „Einen Schmarrn weißt du!" brüllte ich, und das war alles programmgemäß. „Ich hab' ihm natürlich gebeichtet, daß ich was mit dir gehabt hab', weil er mich an meiner Ehre gepackt hat! Und jetzt will er sich partout scheiden lassen!" — „Also endlich!" sagte sie und setzte sich.

Das hatte ich nicht erwartet, denn ich wollte ja gerade das Gegenteil. Ich dachte sie durch mein erfundenes Geständnis einzuschüchtern, aber jetzt mußte ich mitansehen, daß sie direkt erleichtert tat. Momentan wußte ich gar nicht, was ich sagen sollte. „Du kannst es ja gar nicht wissen", unterbrach sie plötzlich die Stille und sah mich lang an. „Was denn?" erkundigte ich mich kleinlaut. „Wie gut daß er und ich zusammenpassen", sagte sie und betrachtete spöttisch meine modernen Schuhe. „Ich hätt' mich ja mit dir nie eingelassen", fuhr sie fort, „wenn ich nicht gewußt hätt', daß er sich bereits mit allerhand Menschern abgibt." Nun stand sie am Fenster, und das sah aus, als wollte sie überall hinaus. Auch aus sich hinaus.

„Und der Bubi?" fragte ich plötzlich scheinbar nebenbei, denn nun kam mein letzter Trumpf. „Wenn sich der Viktor jetzt scheiden läßt, bist natürlich du der schuldige Teil, und den Bubi kriegt natürlich der Viktor." Das riß sie aber sehr zusammen! „Was sind das für unnatürliche Gesetze!" schrie sie und war fürchterlich verzweifelt. Eine Mutter muß man eben bei ihrem Bubi packen, wenn man was bei ihr erreichen will.

In diesem Augenblick trat abermals unerwartet der Tomaschek ein. „Was machst denn du da?" fragte er mich mißtrauisch, aber sie ließ mich nicht antworten, sondern stürzte sich weinend auf ihn, umklammerte ihn und jammerte grauenhaft. Immer wieder bat sie ihn unartikuliert um Verzeihung und küßte ihm sogar die Hand. Er sah mich fragend an. „Ich hab ihr nur grad vorgehalten", sagte ich, „wie sie nur so was behaupten kann, daß ich was mit ihr gehabt hätt', wo das doch gar nicht wahr ist."

Also eine solche Wirkung haben meine Worte noch kaum gehabt. Sie taumelte direkt vom Tomaschek zurück und zitterte wie ein verprügeltes Tier. Und dann blickte sie mich an, und das war derart unheimlich gehässig, daß es mir eiskalt hinunterlief. Aber der Tomaschek machte bloß eine wegwerfende Geste. „Sie ist halt blöd, das arme Hascherl!" sagte er.

So rettete ich eine Familie vor dem Verfall.

Das Frickscthe Schulgebet

Von Karl Kinndt

HERR, ich glaube an DICH und DEINE himmlische Huld!
(und an den uralt-echten germanischen Wotans-Kult).
Stets will ich Vater und Mutter ehren als guter Christ
(falls nicht einer von ihnen mosaischer Abkunft ist).
Lieben will ich meinen Nächsten, und nie will ich töten
(abgesehen von Erbfeinden, Juden und roten Proleten).
Allen Widersachern will ich ihre Schuld vergeben
(und nur einzig dem Wunsch nach dem großen Revanchekrieg leben).
Feurige Kohlen nur will ich auf ihre Häupter sammeln!
(bis sie beim nächsten Putsch an den Laternen bammeln).
Heilig sei mir der Eid, geschworen den Staatsgewalten!
(an den Verfassungseid der November-Verbrecher braucht man sich nicht zu halten).

Ferne sei mir, was Rost und Motte frißt, je zu erstreben —
(aber ich möchte doch gern so gut wie Adolf, der Hitler, leben).
Hilf mir, o Gott, die Wahrheit zu lieben durch dünn und dick
(und laß mich doch Minister werden wie unseren Frick)
und daß ich, was ich tue, nur tu' gegen Gotteslohn —
(und gegen Zusicherung einer auskömmlich hohen Pension).
Mach mich demütig-fromm! (und erhöre mein Rache-Geheul!)
Deutschland erwache! Amen. Heil!

Für Polen ist der Weltkrieg noch nicht zu Ende!

(E. Thöny)



„Ihr fragt noch, warum ihr in Bromberg verurteilt seid? Deutscher zu sein, ist in Polen Verbrechen genug!“

Lieber Simplicissimus!

Der Arbeitslose Pepi Haberleitner hat den Protestaufmarsch der Gewerbetreibenden gegen den roten Steuerdiktator von A bis Z mitgemacht. Und da seine gellenden Empörungsschreie „Nieder mitn Breitner! Darr Breitner richtet uns Kaufleut' zugrund!“ gar so echt und vom Herzen kommend geklungen hatten, wollten die Heimwehren diese wertvolle Schreikraft auch für ihre nächsten Provinzaufmärsche gewinnen.

„Jo, jo, in vierzehn Täg' mach i gern wieder mit“, sagte der Haberleitner und strich die wohlverdiente „Mitwirkungstaxe“ — zehn Schilling — ein, „aber am näxt'n Sunntag geht's leider net, weul da hab' i scho an Angaschmah bei dö Sozi!“

•

In der städtischen Rotunde in der M.-L.-Straße zu Berlin-Schöneberg, die sich durch besonders angenehme, aus der Unterwelt hervordringende Düfte auszeichnet, findet sich, offenbar inspiriert durch den „genius loci“, die Inschrift

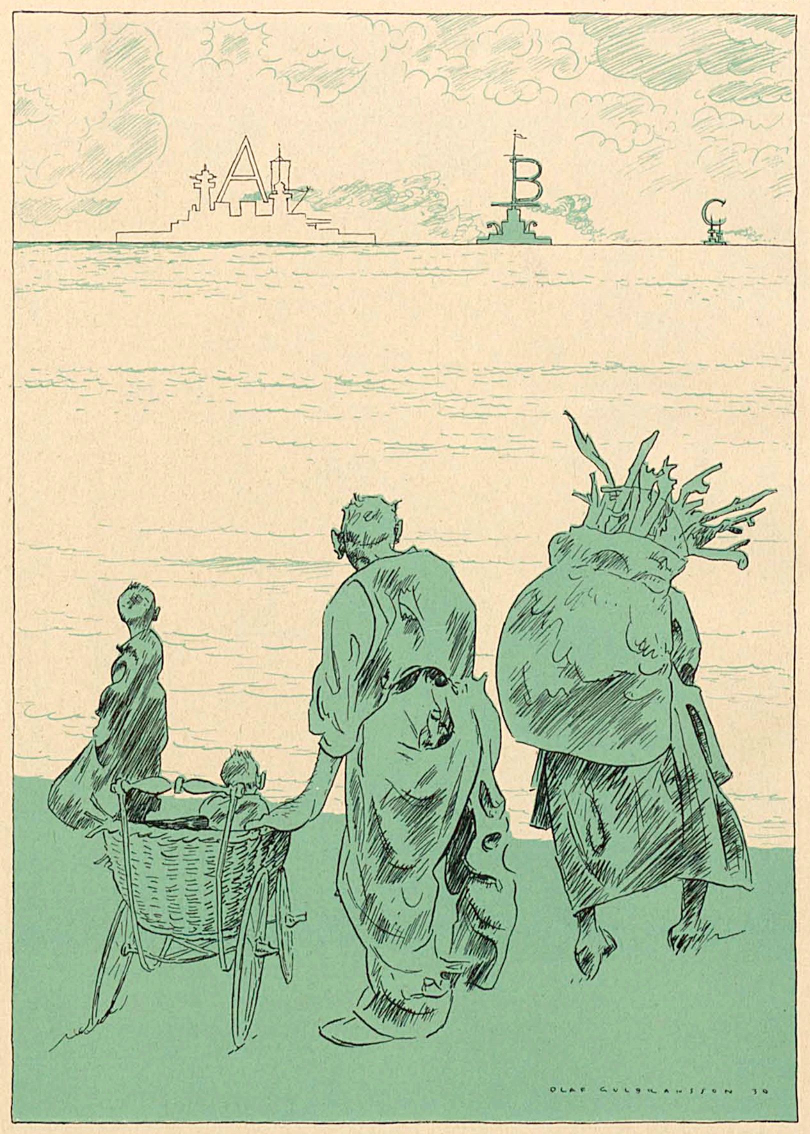
„Juden raus!“

rechts und links mit je einem Hakenkreuz verziert.

Darunter aber die sachgemäße Antwort:

„Hakenkreuzler drinbleiben!“

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ (Olaf Gulbransson)



„Seht ihr, Kinder, wenn wir beim Panzerkreuzer Z angelangt sind, kriegt Papa auch eine neue Hose vom Wohlfahrtsamt!“

Wettlauf / Von Hugo Engelbrecht

Es war eine schlichte Einäscherung III. Klasse mit Bartuch und Harmoniumspiel, während der Sarg durch die Versenkung verschwand. Aber das hatte ich gar nicht bemerkt, denn ich dachte eben krampfhaft nach, warum der Organist in seinem Fugenthema immer wieder denselben Fehler machte. Plötzlich riß das Harmoniumspiel ab. Ich war ganz allein, auch mein toter Freund Jeremias Kassecker hatte mich verlassen, nicht endgültig zwar, denn die Kapsel mit der Asche mußte ich acht Tage später abholen, und da kein Geld da war, eine Urne zu kaufen und eine Nische zu mieten, so nahm ich eben die Blechhülse mit nach Hause — und seither ist Jeremias immer um mich, was ich mir niemals hätte träumen lassen.

Jetzt bin ich schon daran gewöhnt, diese graue Blechdose auf dem Bücherregal stehen zu sehen; aber die erste Zeit mußte ich immer an den armen Kerl denken, der ein schönes Leben und einen miserablen Tod hatte. Daran war vielleicht der Name Jeremias schuld, aber die Ärzte sagen, er sei erblich belastet gewesen, woran gewiß etwas war, denn sein Vater starb an Krebs und sein Großvater ebenfalls. Immerhin war es aufreizend, wie schnell der Krebs das Rennen gemacht hatte. Und daß es am Ende ein Wettlauf war, in dem der arme Jeremias unterlag, konnte ich aus nächster Nähe beobachten. Denn damals hatte er sich mir wieder angeschlossen, der ich ihn seit den Jugendtagen kannte, aber nicht eigentlich mit ihm verkehrte, denn er war viel älter als ich und eine Art Lebemann und Genie. Freilich nur in Graz, wo ein alleinstehender Dreißiger, der eine Rente hat und Gedichte macht, leicht in solchen Ruf kommen kann. Jeremias war zweifellos begabt, denn er vermied schon damals banale Verse, und aus seinen Gedichten klang ein Ton, der namentlich uns Junge traf und das Geheimnis unserer knabenhaften Erotik rücksichtslos enthüllte. Jeremias schrieb auch kleine Novellen und Skizzen von seltsam phantastischem Inhalt und in einer naturalistischen Manier, die der damaligen Zeit angemessen war, aber er übertraf in der Kraft des Ausdrucks seine Zeitgenossen, er war seit Goethe der erste, der in einer seiner Erzählungen das kühne Wort mit den vier Buchstaben ohne Umschweife, so wie es geschrieben wird, klar und deutlich anwendete. Und das vor dem Kriege, im Zeitalter Franz Josephs!

Jeremias lebte damals in Wien, er schrieb unter seinem gut bürgerlichen Namen, daher wußte jeder Kellner und Schutzmann, daß er jener Mann sei, der das verpönte Wort hatte drucken lassen, und das gab ihm eine Art trauriger Berühmtheit in der Kaiserstadt, die ihn bestimmt ausgestoßen hätte, wenn er nicht Empfänger einer Leibrente gewesen wäre. So genoß er nun eine mit Abscheu gemischte Hochachtung und eine anrüchige Popularität, die er, schamlos genug, zur Deckung seines enormen Bedarfs an Frauengunst ausnützte. Da er von Natur aus faul war, schrieb er immer weniger und sparte die Begabung für das Meisterwerk, das er im Sinne hatte, für das er aber die Zeit noch nicht gekommen erachtete.

So floß sein Leben in angenehmster Abwechslung zwischen dem Literaturkaffeehaus in der Herrengasse und einem diskreten Appartement im Diplomatenviertel dahin, bis der Krieg ihn aus seiner friedlichen Umgebung in einen Kasernenhof riß. Er war gesund und tauglich. So wurde er gedrillt, verlor seinen Bauch und hätte die Offiziersprüfung bestanden, wenn . . . ja wenn er vor Jahren nicht jenes ominöse Wort hätte drucken lassen. Das wurde der Kommission gesteckt und Jeremias für unwürdig befunden, das goldene Portepee zu tragen, was zu seinem Glück, wenn auch nicht zu seinem Ruhm ausschlug. Denn dergestalt in die Sphäre des gemeinen Mannes gedrückt, kaufte er, unberührt von dem Begriff der großen Zeit, von einem Feldwebel um fünfzig Kronen, einen Perserteppich und dreihundert Trabucozigarren eine Schreiberstelle bei einem Landsturmsammelkommando in Wien und um weitere zehn Kronen einen Leitfaden für zur Front Unabkömmliche, der zugleich einige Anweisungen für Schleich- und Kettenhandel mit staatlich bewirtschafteten Lebensmitteln enthielt. Sein Bauch war wieder stattlich geworden, seine Faulheit nicht minder, und seine im Hinterland gesicherte Existenz verleitete ihn zu einer Lebensauffassung, in der irgendwelche Voraussicht nicht mehr enthalten war. So traf ihn später die Inflationskatastrophe ziemlich unvorbereitet, und eines Tages war die Leibrente verschwunden.

Die Not trieb ihn nun zur Arbeit, und da war es wieder jenes ominöse Wort, das in den Redaktionsstuben unvergessen war und ihm jetzt zu einem mindestens auskömmlichen Leben verhalf. Denn als er seinen Willen, zu schreiben kundtat, riß man sich um seine Mitarbeit. Einen solchen Kerl, der schon vor dem Krieg kein Blatt vor den Mund genommen hatte, konnte man jetzt brauchen. Und Jeremias enttäuschte weder Redaktionen noch Leser. Sein Stil war saftig, vom Zeitgeruch gesättigt, erbaulich zum Kotzen . . . Auch ausländische Zeitungen bestellten Beiträge, er ächzte unter seiner Beliebtheit, und je weniger Zeit er hatte, desto intensiver wuchs sein Verlangen, endlich sein Meisterwerk niederzuschreiben.

Damals fing es an mit seinem Leiden. Er hatte keinen Appetit, der Bauch schwand allmählich dahin, er ermüdete leicht. Wenn er seine vertraglich festgelegte Arbeit vollbracht hatte, war er erschöpft; das Meisterwerk wollte nicht wachsen. Plötzlich fiel ihm ein, daß es bei seinem Vater ähnlich angefangen hatte. Jetzt empfand er denselben dumpfen Schmerz, der auch seinen Erzeuger geplagt hatte. Er begann zu rechnen und stellte fest, daß ihm längstens sechs Monate zur Verfügung standen. Der Wettlauf begann. Er löste seine Verträge, verkaufte seine Wohnung, seine Einrichtung, kurz alles bis auf ein paar Bücher, Kleider und Wäsche und zog in dieselbe Pension, die ich bewohnte. So erneuerten wir unsere Bekanntschaft. Der Altersunterschied war durch die Jahre verwischt, die Weiber hatte er aufgegeben, niemand kümmerte sich um ihn, so widmete ich ihm meine freie Zeit, was er dankbar annahm. Aber seine Arbeit gestaltete sich nur in seinem Kopf. Zum Niederschreiben kam es nicht. Ich gab ihm den Rat, zu diktieren. Aber davon hielt ihn eine absonderliche Scham ab. Das Meisterwerk sollte ein Roman sein, in dem er die letzten Dinge über Mann und Weib sagen wollte, in seinem saftigen Stil, gesättigt vom Zeitgeruch, zum Kotzen erbaulich . . . Diktieren?! Nein, kein Schreibgirl hätte das ausgehalten, und vor allem er selbst hätte nicht aussprechen können, was er dachte. Wenn ich abends zu ihm kam und er mir, im Zimmer umherschleichend, den Aufbau seines Werkes andeutungsweise vortrug, zwangen ihn oft seine Schmerzen, zu unterbrechen. „Der verdammte A. . . .!" rief er dann gequält aus, aber er sprach das ominöse Wort nicht aus. Er hatte Angst davor. Dem Krebs war das egal, er fraß den Darm des armen Jeremias an, und ehe drei Monate um waren, lag alles, was von meinem Freund übrig geblieben war, in dieser Blechschachtel da oben auf meinem Regal . . .

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart





Träumerei (M. Frischmann)



„Wenn et ooch in der Liebe 'ne Rücktrittbremse jäbe, wäre ick vielleicht heute noch fast 'ne Jungfrau."

Lyrik

Ich hab' einen guten Bekannten, der ist Buchhändler.
Bücher werden heut wenig gekauft, wie man weiß.
Das paßt aber meinem guten Bekannten, der Buchhändler ist, nicht, das paßt ihm sogar ganz und gar nicht.
„Reklame, Reklame", sagt er, „man muß Reklame machen!"
Und stellte Gedichtbücher in sein Schaufenster, und ein Plakat vor die Gedichtbücher, auf dem stand in grellroten Buchstaben: Man liest wieder Lyrik!
Vier Männer betraten nacheinander den Laden.
Der erste hatte lange Haare und sagte: „Man liest wieder Lyrik? Wollen Sie nicht auch meinen Versband ‚Unter wandernden Wolken', bei mir im Selbstverlag erschienen, dazustellen?"
Der zweite hatte einen Stapel Bücher unterm Arm und sagte: „Man liest wieder Lyrik? Darf ich Ihnen antiquarisch diese Gedichtbände billig anbieten?"
Der dritte kaufte eine Fahrradkarte der Umgebung Münchens und sagte: „Man liest wieder Lyrik? Sonderbare Menschen gibt's!"
Der vierte war ein Stammkunde des Geschäfts und ein Wahrheitsfanatiker und sagte: „Schämen Sie sich, so zu lügen!"
Da nahm mein Freund, der Buchhändler, die Gedichtbücher und das Plakat wieder fort und stellte Detektivromane ins Schaufenster.
Davon verkaufte er auch wirklich binnen drei Tagen ein Stück.

Agilolf

Von den Bühnen

Das Wiener Burgtheater hatte Alfred Savoirs Komödie „Er" zur österreichischen Uraufführung angenommen. Doch schon bei der Rollenbesetzung gab's schreckliche Schwierigkeiten. Denn zwei Prominente, Raoul Aslan und Ulrich Bettac, wollten durchaus die Titelrolle spielen, bekanntlich einen Verrückten, der sich einbildet, der liebe Gott zu sein.
„Die Rolle ist für mich wie geschaffen!" schmetterte Aslan, „diese Rolle darf kein anderer spielen als ich!"
„Mir müssen Sie die Rolle geben, lieber Direktor!" drängte Bettac, „sie ist mir direkt auf den Leib geschrieben!"
„Aber, meine Herren", sprach Herterich versöhnlich, „mit derselben Berechtigung wie Sie könnte unser letzter Statist diese Rolle für sich reklamieren. Denn — nicht wahr — schließlich hält sich doch jeder Burgschauspieler für den lieben Herrgott!"

Salpeter

•

Eine Stettiner Zeitung brachte kürzlich folgendes Inserat des dortigen Bellevue-Theaters:

Bellevue-Theater
Telephon 20165 Abends 8¼ Uhr
Totentanz
von August Strindberg
Tanzabend
bis 4 Uhr früh
Der große Betrieb!!!

— Tod, wo ist dein Stachel? Strindberg entfesselt das Tanzbein, und der „Totentanz" mit happy end animiert zum Foxtrott.

Divergierende Kräfte *(Karl Holtz)*



„Wie soll nu schließlich so 'ne Kugel wissen, wohin se rollen muß, wenn jeder seine Willenskraft auf 'ne andere Zahl konzentriert?"



Mein Browning / Von Heinz Proskauer

Ich war zum ersten Male in Venedig, knapp nach dem Krieg. Und trieb mich stundenlang durch all die engen, alten Gassen. Da fand ich, ganz versteckt beim alten Arsenal, einen kleinen Waffenladen. Neue Waffen gab es da nicht, auch keine Jagdgewehre. Nur Mordwerkzeuge, und scheinbar war auch jedes Stück bereits ein Mörder. Ich stand eine Stunde vor dem schmutzigen Fenster. Die Dinger ließen mich nicht los. Bis ich vergessen hatte, daß einmal ein großer Krieg war, bis ich nur ein Verlangen hatte: einen Browning zu besitzen.

Ich trat in den Laden. Die Atmosphäre dieses Raumes lastete zentnerschwer auf meiner Brust. Was ich da sah, war — Weltkrieg. Entlang den Wänden hingen deutsche Flinten schußbereit den englischen gegenüber, amerikanische Trommelrevolver drohten österreichischen Bajonetten, deutsche Pickelhauben stießen hart an hart an Tommymützen, und blutbefleckte Kongomesser schlitzten Honveduniformen. Und aller andern Länder Heere Uniformen, verdreckt und durchlöchert, hingen und lagen umher.

Da trat durch eine kleine Hintertür ein Mann. Er mag so gegen Siebzig gewesen sein, grau und verhutzelt. Er kam ganz vor und musterte mich lange. Ich sah ihm einen Augenblick in seine Augen: sie hatten etwas unsagbar Gütiges. Da sprach er mich an: deutsch!

„Sie wollen einen Browning kaufen, junger Mann?!"

„Ja, aber . . ."

„Nicht doch, nicht doch. Ich beobachte Sie schon fast eine Stunde. Ich kenne Sie jetzt. Sie sollen die Waffe haben."

Wir wurden schnell einig. Ich wählte einen kleinen, zierlichen Browning. Er schien noch fast neu. Dazu ließ ich mir sieben scharfe Kugeln geben, füllte das Magazin, zog den Hahn und sicherte den Abzug.

Dann schrieb ich meinen Namen in ein altes Buch und nahm den Browning.

„Das Leben ist sehr schön, junger Mann! Und das Leben hat jeder nur einmal! Sie haben jetzt sieben Menschenleben in Ihrer Gewalt . . . Denken Sie immer daran, daß es nur einen einzigen Richter gibt: Gott! . . . Und sehen Sie sich noch einmal um, bevor Sie hier hinausgehen . . . All dieses Morden hat eine Kugel verschuldet, genau so eine wie Ihre sieben . . . Denken Sie daran! . . . Das Leben ist immer schön . . . Leben Sie wohl!"

Als ich aus dem Laden trat und mir die Sonne ins Gesicht lachte, da — schämte ich mich.

•

Bis vorgestern trug ich meinen Browning immer mit mir. Er gab mir eine unerhörte Sicherheit. In allem. Ich war durch viele Länder gereist und hab' mich in unzählige Gefahren begeben. Doch niemals bin ich dazu gekommen, von meiner Waffe irgendwie Gebrauch zu machen. Sie war bei mir, und das genügte. — Ich wagte auch sonst die tollsten Dinge. Sie gelangen. Ich wußte, ein kleiner Druck — und ich war nur dem einen Gott verantwortlich. Auch hierzu kam es nicht. — Ich trug die Waffe jahrelang mit mir herum. Bis vorgestern.

Vorgestern fuhr ein Auto in ein Pferd. Das arme Tier war unrettbar verloren und schrie vor Schmerzen, daß die Straße widergellte. Kein Schutzmann in der Nähe, der eine Gnadenkugel für das Tier geopfert hätte. Da trat ich aus der gaffenden Menge, zog meinen Browning aus der Tasche und setzte ihn dem armen Pferd an die Stirn. Hier durfte ich getrost den ersten Schuß abfeuern. Ich drückte ab. Kein Schuß. Ich drückte nochmals, nochmals . . . nochmals . . . Nichts!

Nur das Gejohle und Gelächter einer Menge war die Antwort.

•

Zu Hause besah ich die Waffe. Sieben scharfe Patronen steckten hinter dem Lauf. Der Hahn war immer noch gespannt. Da sah ich mir den Drücker näher an. Der funktionierte auch.

Nur stand der Drücker mit dem Hahn nicht in Verbindung.

•

Wie wäre es, meine Herren Waffenfabrikanten, wenn Ihr für Eure nächste „Produktion" auch diesen kleinen Trick verwenden würdet . . .?

Technischer Frühling

Mein Motorrad grast froh am Rain . . .
Der Frühling kommt. Die Stoppuhr schlägt.
Ich sehe, wie ein Bäuerlein
den Dampfpflug flott geschultert trägt.

Halb schüchtern naht ein Hanomag
Und küßt mein Rad auf beide Pneus.
Die Platte trillert Lerchenschlag.
(Gespielt von den Jack Hylton-Boys . . .)

Die Schwalben hocken in der Luft,
Der Telegraphendraht ist fort.
Lautsprecher nach dem Weibchen ruft.
Die Schnecken treiben Schnellkriechsport.

Im Himmel sitzt zur Stunde wohl
Der liebe Gott, so sanft und nett,
Im sternbesäten Overall
Vor seinem großen Schalterbrett.

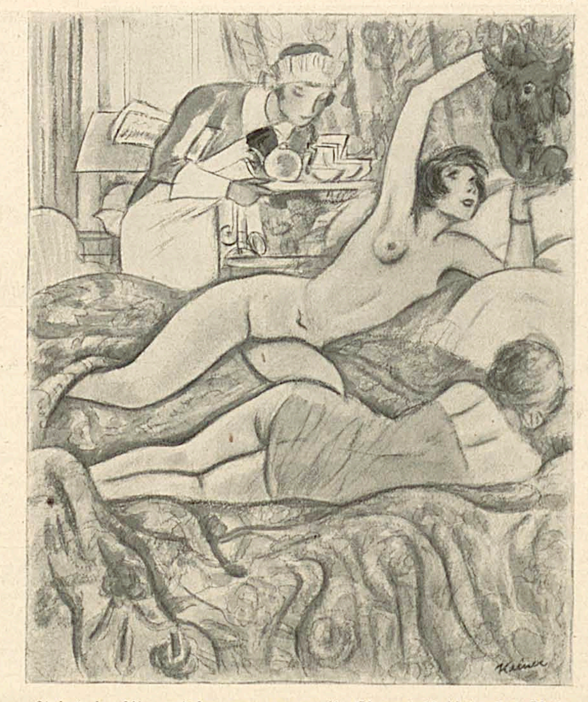
Wir wollen fröhlich tun und spieln
Mit Wellen, Tönen, Strahl und Stahl.
Wenn wir uns dann verzweifelt fühln,
So hilft er uns wohl noch einmal . . .

Peter Mahr





Letzte Zuflucht *(L. Kainer)*



„Siehst du, Mia, seitdem nun sogar die Glanzstoff-Aktionäre Pleite machen, sage ich mir, es gibt auch noch die Seele des Mannes!"

Politiker-Anekdoten

Als Stresemann nach Locarno fuhr, grüßten ihn die Freunde: „Ganz Deutschland ist auf Ihrer Seite."
Stresemann erwiderte ernst: „Ich bin es, der auf der Seite von ganz Deutschland ist. Das ist, glauben Sie mir, ein gewaltiger Unterschied."

•

Vor Stresemann fiel einmal das Wort: „Zeit ist Geld."
Stresemann lächelte und sagte: „Das stimmt nicht ganz. Zeit ist mehr als Geld. Zeit ist Zeit."

•

Man sprach über Briand.
Einer erzählte: „Ich traf ihn 1911 im Bois de Boulogne. Es war ein früher Morgen, und wissen Sie, was Briand tat? Er suchte die Vogelschlingen auf, deren Unwesen damals besonders stark grassierte, und befreite empört die gefangenen Vögel. Das ist wohl einer der treffendsten Charakterzüge für Briand."
„Gewiß", erwiderte Clémenceau, „er befreite die armen Vögel, aber niemals hat er auch nur eine der Schlingen zerstört."

•

Nichts ist Briand so verhaßt wie hohe Reden von der Tribüne um unwesentliche Kleinigkeiten. Als eines Tages der junge Abgeordnete Durand mit stolzer Gebärde das Wort ergriff, flüsterte Briand zu seinem Nachbar: „Passen Sie auf, er deckt wieder ein ganzes Tischtuch auf, um eine Nuß zu essen."

Die Abrüstung marschiert

Ein von einem „Robot" — einem Maschinenmenschen — gesteuertes Bombenflugzeug führte bei Luftmanövern in Kalifornien einen 20 Minuten langen Flug über San Franzisko aus und kehrte dann mit 180 Kilometer Stundengeschwindigkeit nach dem Flughafen Sacramento zurück, wo der Robot seine Maschine glatt landete.
— Sacramento! „Hannibal ante portas" ist gar kein Wort mehr. „Robot über der City!" das ist der Knieschnackelkriegsruf der Zukunft.
Der Held des kommenden Kriegs wird übrigens den Vorzug haben, daß er sich nach beendigtem Krieg als Denkmalsfigur verwenden läßt. Auf einen Granitsockel gesetzt, wird er in eigener Person für sich und seine Taten zeugen. Die Frage ist nur, ob noch einer da ist, der ihn hinaufheben kann. Teha

Gedeckt

(J. Mammen)



„Wenn das Pferd aus dem Stall Rothschild das Rennen macht, kann ich tausend Mark gewinnen – und wenn es versagt, habe ich für zehn Mark Einsatz wieder mal den Beweis jüdischen Blutwuchers."

Lieber Simplicissimus!

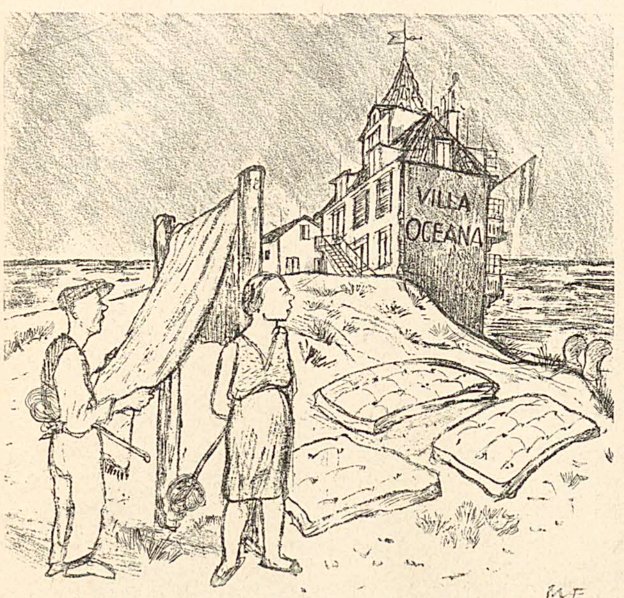
In einem Werbeheft für den Reitsport „1930 Das Jahr des Pferdes" legt der Verfasser allen Freunden des Reitsports nahe, „das Pferd, das mit der deutschen Kultur, mit deutscher Art und deutscher Sitte so eng verbunden ist, noch mehr einzuführen in das Bewußtsein des ganzen Volkes"; besonders die Presse, die Behörden, die Lehrkörper, die Angestellten und Arbeiter müßten für den Reitsport interessiert werden. Die Ärzte sollen das Reiten als Heilmittel gegen Hypochondrie empfehlen. „Jeder kann sich dem Pferd gegenüber unsterblich machen", heißt es in dem Hymnus, „wie das Pferd sich für unsere ganze Kultur, für unsere Wirtschaft, unser Volkstum, unsere Sitten und Gebräuche unsterblich gemacht hat." Er schließt: „Möchten viele deutsche Väter mit ihren Söhnen zusammen in einer täglichen Reitstunde sich die Spannkraft schaffen für den Kampf um Deutschlands Zukunft!"

— Die Lehrkörper, die Hypochonder, Väter und Söhne auf dem Rücken des Pferdes: jetzt zweifeln wir nicht mehr, daß das Pferd zum baldigen Aussterben verdammt ist.

T.

Schwierige Kalkulation

(M. Frischmann)



„Wat machen wa nu dieset Jahr: Malen wa besser 'n Hakenkreuz uff det Hotel, oder 'ne Anzeije, daß koscher jekocht wird?"

Première 1931 / Von Marcel Achard

An einem unserer größten Theater findet demnächst eine Première statt, die endlich der Reklame den ihr gebührenden Platz zuweist.

Erster und einziger Akt

Robert (tritt ein): Ist Madame zu Hause, Emilie?
Emilie: Natürlich, Monsieur. Wer wird denn noch ausgehen, wenn die eigene Wohnung so herrlich von der Firma Lorenz eingerichtet ist?
Robert: Da nehmen Sie meinen Stetsonhut von Leon und meinen Überrock von Barclay. Bitte geben Sie recht acht, denn ich habe nie etwas Eleganteres besessen.
Emilie: Seien Sie ganz unbesorgt, Monsieur, ich werde beides auf den Kleiderhaken „Taky" hängen. (Robert tritt in Suzannes Zimmer.)
Robert: Welch berauschendes Parfüm!
Suzanne: „Mon cœur est a toi."
Robert: Gelten diese Worte mir?
Suzanne: Nein, „mon cœur est a toi" ist das beste Parfüm. Es ist von Chady.
Robert: Darf ich auf diesen entzückenden Kissen von Weill Platz nehmen?
Suzanne: Selbstverständlich. (Schweigen.)
Robert: Woran denken Sie?
Suzanne: Ihre Krawatte ist überwältigend.
Robert: Natürlich von Ahetze.
Suzanne: Ich liebe Sie!
Robert: Ich würde Sie so gerne küssen, aber — wenn jetzt Ihr Mann hereinkommt . . .
Suzanne: Emilie hat den Auftrag, den Riegel „Securitas" vorzuschieben. (Lange Umarmung.)
Robert (in Verzückung): Welch süßer Kuß!
Suzanne: Natürlich, beziehe ich doch mein Rouge von Orsay. (Dumpfes Schweigen.)
Robert: Suzanne — dein Körper — dein Körper —
Suzanne: Die Kleider von Jenny sind am raschesten abzulegen. (Sie tut es.)
Robert: Diese Hemdkombination aus den Galeries Lafayette bringt die Gestalt wirklich aufs vorteilhafteste zur Geltung.
Suzanne (anscheinend ohne besonderen Anlaß): Die lästigen Haare sind alle durch den Creme „Heureka" entfernt worden. (Unendlich langes Schweigen.)
Suzanne (hat ein verdächtiges Geräusch gehört): Um Himmels willen! Mein Mann, den mir die „Agence internationale" verschafft hat, kommt!
Joseph (tritt ein): Ha, Ihr glaubtet euch in Sicherheit! Aber der Schlüssel „Thomson-Hauston" öffnet sogar den Riegel „Securitas".
Suzanne: Ich bin verloren. (Sie sinkt ohnmächtig um, glücklicherweise auf einen weichen Teppich vom Printemps.)
Joseph: Stirb, Kanaille! (Er schießt auf Robert, Robert fällt.) Der Revolver „Gastinet-Renette" hat noch niemals sein Ziel verfehlt.
Robert: Eins nur tröstet mich: Ich bekomme ein Begräbnis I. Klasse von Roblot. (Er stirbt.)

(Autorisierte Übersetzung von Rosa Breuer-Lucka)

Notwendige Neuerung

Wer lachte nicht über einen Menschen, der noch mit der Petroleumlampe hantieren wollte? So wird man bald über jeden Raucher lachen — mit seinem Nudelchen im Mundwinkel.

Mit fließendem Wasser, mit elektrischem Licht ist die ganze Welt längst versorgt. Mit Tabaksqualm ist die Welt bisher nicht genügend versorgt.

Gibt es ein Café, überhaupt irgendein Etablissement, das nicht seine Zentralheizung hätte? Seine Zentralverräucherung wird es nächstens bekommen.

Weshalb soll man dem Gast nicht die Mühe abnehmen, durch heftiges Saugen an gerollten oder zerhackten glimmenden Blättern blaugraue Schwaden schwerfällig zu erzeugen?

Man vereinfacht und rationiert das Verfahren; in einem „Glimmraum" läßt man Tabak veraschen und leitet das Gewonnene durch Röhren ins Lokal. Montags: Brasilwolke; Dienstags: Türkischer Dunst; Mittwochs: Virginiagewaber, und so fort.

Obendrein kann man so die Verqualmung der Welt billiger schaffen als bisher. Die Tabake brauchen in keine mundgerechte Form mehr gebracht zu werden; dadurch allein sind große Kosten eingespart.

Und die Verräucherung kann vor allem intensiver, kann schier schlagartig stattfinden — in einer Weise, wie sie der Raucher bei besten Absichten und unermüdlichem Eifer doch niemals zustandebringen wird.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen: die Mechanisierung des Rauchens wird sich eines Tages, wenn die Menschheit reif und einsichtig genug geworden ist, durchsetzen — wie sich noch jede Mechanisierung durchgesetzt hat.

A. M. Frey

Trost im Leid

Wenn sich die Blümelein erneuern,
die man mit Recht so gerne hat,
dann findet oft auch bei den Steuern
ein angeregtes Wachstum statt.

Die erstern kann man billig pflücken
und steckt sie in ein Wasserglas.
Um letztre sich herumzudrücken,
erfordert gutes Augenmaß.

Sie abzuwenden, umzulegen,
das ist, weiß Gott, nicht leicht zumeist.
. . . Nun ja, so wirkt der Steuersegen
erregend auf den Menschengeist.

Die intellektuellen Kräfte
vermehren und entfalten sich
und insofern auch die Geschäfte
— bloß leider Gottes nicht für mich.

Ratatöskr

Schwarz-rot-gold-Käppchen und der Wehrwolf *(Wilhelm Schulz)*



„Warum hast du ein so großes Maul?" — „Damit ich besser Bomben spucken kann!"

Meyerhold in Berlin

(E. Schilling)



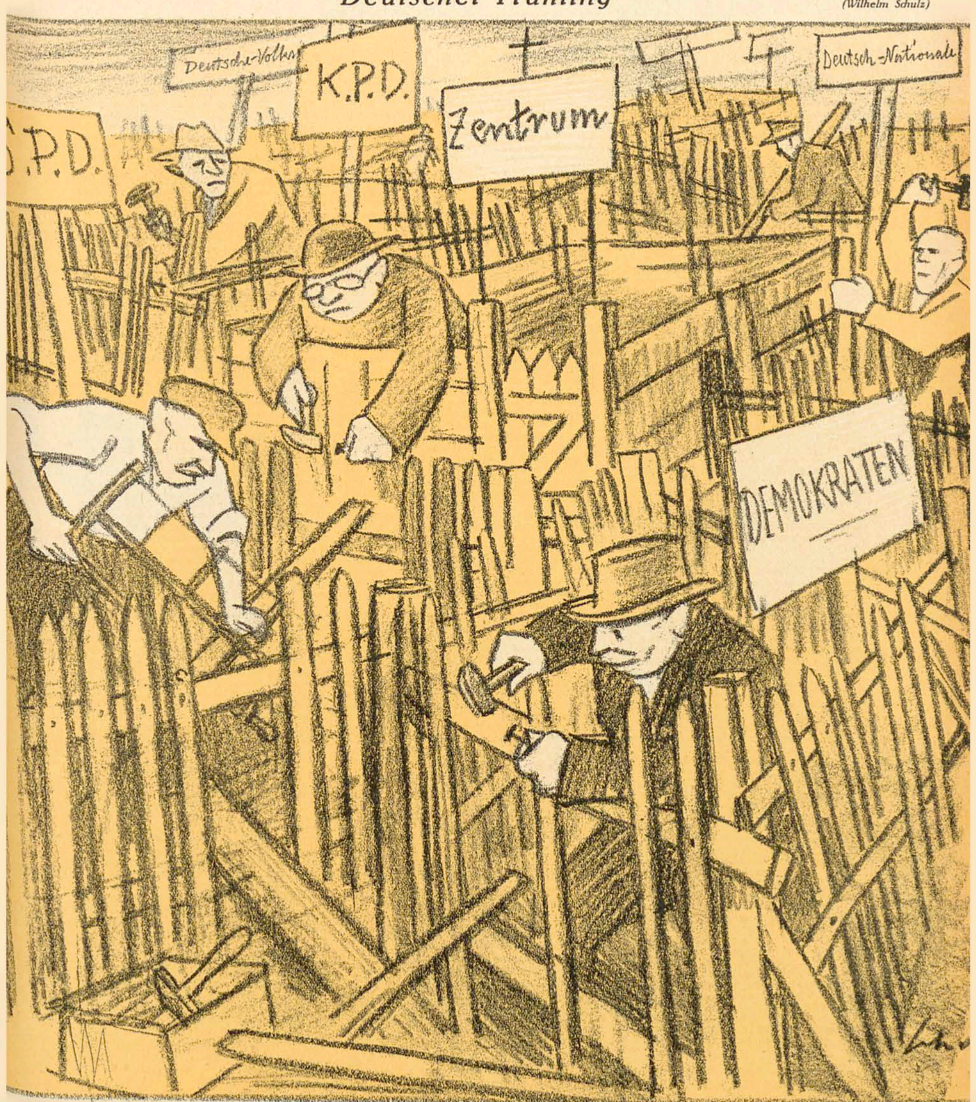
„Da sieht man's: die russische Bühnenkunst ist passé. Ein richtig revolutionäres Theater wie bei uns setzt konservative Gesinnung und gut zahlendes Publikum voraus!"

Stuttgart, 19. Mai 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

Deutscher Frühling

(Wilhelm Schulz)



Wenn auch sonst in den Partei-Gärten nichts gedeiht – wenigstens gibt es immer wieder neue Zäune!

I m M a i

*Einst hieß er Wonnemond,
in längst versunk'nen Zeiten.
Die Wonne ist entthront;
man liest nur noch von Pleiten.*

*Was sonst der Kuckuck tat
im Hinblick auf die Eier,
besorgt jetzt früh und spat
Kollega Pleitegeier.*

*Kein Mensch mehr schlürft beglückt
die Lenzpoëten-Zeile.
Man blättert gramgebückt
im Bank- und Börsenteile.*

*Die Bäume sind derweil
dem Knospendrang ergeben.
Man freute für sein Teil
sich gleichfalls gern am Leben*

*und fühlt nichtsdestotrotz:
auch dir geht's an den Kragen . . .
Es ist wahrhaft'gen Gotts,
um selber auszuschlagen!*

Dr. Owlglaß

Delikt eines Apothekers / Von Eberhard Kuhlmann

Eine Dame, die um Glyzerin kam, erinnerte den Apotheker Maffei an das junge Mädchen, das vor neunundzwanzig Jahren seine Gattin wurde. Sie könnte es sein, verjüngt und freundlich, dachte der Apotheker, dieselben vollen Lippen, den schönen Hals und die Spitzen über der Brust, wie sie schon damals modern waren. Seltsam, ich weiß, am Hinterausgang wartet die Frau, denn ich mache jetzt Tischzeit, und sie holt mich ab, und hier vor mir das junge Ebenbild, und ich zwischen beiden. Als er die Flasche überreichte, blickte er die Dame so zuneigungsvoll an, daß sie sich unwillkürlich gezwungen sah, erstaunt lächelnd den Kopf zu schütteln, etwa: ich weiß nicht, was Sie von mir wollen. Dann aber beim Zahlen sah sie ihm in die Augen. Maffei senkte den Blick erregt, er hätte gern etwas gesagt, meinte, es könne nicht als etwas Unerlaubtes gelten, denn diese Ähnlichkeit — aber: ich habe sowas meine dreißig Dienstjahre nicht getan, und die Kollegen ringsum haben immer offne Ohren. Die Dame verließ die Apotheke. Die Spitzen über der Brust, dachte Maffei, über der Brust sehr rund und jung. Er sah seine Frau, nahezu fünfzig, kränklich, mit schlaffen Formen, wozu da Spitzen über der Brust? Er hielt seine Zeit für gekommen, vertauschte im dunklen Vorraum die Dienstjacke mit dem Straßenrock. Und draußen steht sie und wartet im Schatten auf mich, sie verträgt keine Sonne.

Erna Cimander, die Dame mit dem Glyzerin, betrat die lichtlosen, verschmutzten Korridore des Arbeitsamts. Vor dem Zimmer A—F holte sie die blaue Stempelkarte hervor, öffnete und stellte sich an, die zwölfte in der Reihe. Ein Kinoplakat, das Erwerbslosen Preisermäßigung versprach, eine abgemagerte Frau, die unter ihrem Tuch ein Kind hielt und regungslos auf der Bank saß, und über ihr eine Warnung an Geschlechtskranke beschäftigten die Wartende. Gehet ohne Verzug zum Arzt! Zum Arzt gehn und stempeln gehn, denkt sie, wie schön wäre das Leben ohne das, ich bin seit drei Monaten ohne Stellung; Kontoristinnen über dreißig sind nicht gesucht. Nutzt alles nichts, auch wenn man wie zwanzig aussieht. Gehet ohne Verzug zum Arzt! Elfriede ist auf die Straße gegangen, aber gleich hat ein Herr sie mitgenommen; Sie sind zu schade, Fräulein; konnt er sich leisten, so 'n reicher Junggeselle, jetzt führt sie ihm den Haushalt. Gehet ohne Verzug auf die Straße, müßt's heißen, die Chancen sind größer. — Unter Hallo trat jetzt Clausewitz ein, bekannte Erscheinung auf dem Stempelamt, Operettenbuffo, Gelegenheitspoet und Witzereißer. „Dicke Luft", stöhnte er und stellte sich in die Reihe hinter die Cimander. Er hat es auf mich abgesehen, das wußte sie längst, sie wußte, was ihr bevorstand, kannte seine Anreden und Angebote, aber er war ihr widerlich. Ich höre gar nicht hin, dachte sie, mag er so unverschämt werden, wie er will. Sie zog die Arme eng an den Leib, spannte die Schulterblätter auseinander, wie zum Schutz. Clausewitz, dicht hinter ihr, flüsterte „holde Fee" und preßte seine Hände an ihre Hüften. Sie konnte ihn nicht abschütteln.

Nach dem Essen ging Maffei nicht, wie sein tägliches Programm vorschrieb, in das Schlafzimmer, um sich einem kurzen Erholungsschlaf hinzugeben, Maffei ging in den Salon. Die Frau, beim Tischabräumen stutzig innehaltend, hörte die Spiegelschranktür knarren; wie kommt er dazu, in meiner Ordnung herumzukramen, dachte sie gekränkt, erst beim Mittag kein Wort zu sprechen, mich abzuweisen, wie ich ihm nahekommen will, zerstreut zu sein und nun nach dem anstrengenden Dienst nicht zu liegen und ohne mich zu fragen an den Spiegelschrank zu gehen? Als sie den Salon betrat, saß er im Fauteuil neben der Stechpalme, auf den Knien das Album mit den Familienphotographien. Sie blickte ihm über die Schulter, sah sich selbst, links als Mädchen, rechts als Braut im Spitzenkleide. Unbeweglich saß der Mann vor den Bildern. Ein warmer Strom durchfloß sie; Albert, Lieber, wollte sie rufen, aber die Unerklärlichkeit des Ereignisses hieß sie sich zurückzuhalten. Dann aber, glücklich über diesen unvermuteten Liebesbeweis des Mannes, was sollte es anderes sein, ordnete sie vor dem Spiegel das Haar, band die Schürze ab, befeuchtete die Lippen mit der Zunge, und leise auf Zehenspitzen trat sie an ihn heran. Überraschend warf sie die Arme um ihn und küßte ihn wild auf Stirn und Ohr und wohin es traf, „mein geliebter Albert!" Als sie nun begehrlich strebte, ihre Lippen auf die seinen zu pressen, fühlte sie Widerstand. Der Mann bog den Kopf zur Seite, entzog sich ihr, und als sie flüsternd nach dem Lippenkuß verlangte, ihn beschwor und anbettelte, erhob er sich; das Album glitt zur Erde, die Frau am leeren Sessel fassungslos hielt sich kaum auf den Beinen. „Nimm dich zusammen", sagte er kurz, als er den Salon verließ, „es ist keine Zeit mehr!" Im Schlafzimmer spülte er sich den Mund, Ekel und Abneigung vor der Frau von sich gebend. Dann verriegelte er sich auf dem Abort und schrieb auf ein leeres Blatt: „Ich muß Sie sprechen, bitte läuten Sie Freitag abend an der Dienstglocke, ich habe Nachtdienst und erwarte Sie ab neun Uhr!" Er steckte das Papier in die Westentasche, um es immer parat zu haben, denn: einmal wird sie ja wieder kommen.

Am Nachmittag probiert die Kontoristin das neue Schönheitsmittel: Glyzerin. Glyzerin, hat ihre Wirtin Frau Ambos gesagt, hält geschmeidig und jung. Und Jungaussehn, denkt die Cimander, als sie die Achselbänder abstreift und den Oberkörper einzufetten beginnt, Jungaussehn ist für eine Frau so wichtig wie guter Ruf oder gute Zeugnisse; mit Jungaussehn find' ich zwar keine Stellung mehr, aber vielleicht doch 'n Mann, und der sieht auf was andres als auf Papiere, 'n Mann sieht mich so. Sie prüft ihr Spiegelbild. Ich will mal die Ambos rufen, die kann mir Bescheid sagen. Die Ambos kommt und lacht über die dumme Furcht vor dem Altwerden: „wie Sie gebaut sind, Fräulein, und noch so glatt und faltenlos; zehn Männer könn' Sie auf der Stelle haben, prima Männer, überhaupt, wo Sie doch Glyzerin nehmen!"

Zehn prima Männer? Die Cimander nimmt die Parade ihrer Bewerber ab: alles gemeine Kerle ohne reelle Absichten, der Briefträger, der Mann im Papierladen, einer von der Annoncenexpedition und die Brüder vom Stempelamt; vom Stempelamt hole ich mir bestimmt keinen; bleibt der Apotheker, nicht mehr jung, aber in guter Stellung; wenn er sich den Schnurrbart abschneiden ließe; jeses, wieviel Glyzerin ich verbraucht habe, ich muß mir sofort neues kaufen. Sorgfältig kleidet sie sich an, die Bluse mit dem tiefen Ausschnitt, damit die Spitzen am Hemd, es ist ihr bestes, gut zur Geltung kommen.

Der Kauf der zweiten Flasche Glyzerin vollzog sich ähnlich wie am Vormittag. Sie spürte wieder den tiefen Blick, fand aber seinen Bart gar nicht so altmodisch und gab, obwohl sie kleines Geld hatte, ihren einzigen Zehnmarkschein in Zahlung. Er, neben der Freude des Wiedersehens — an diesem Tage hatte er es nicht mehr erwartet — bemerkte an ihr die neue Bluse, auch daß die Lippen geschminkt waren, die Spitzen über der Brust, deren gefällige Form ihm entzückend schien. Aber den Heimweg trat sie enttäuscht an; er hätte ein Wort sprechen können, wenn ihm was an mir liegt, freilich, Blickeschmeißen ist ungefährlicher, als den Mund aufmachen, der Chef könnt's ja hören, mein Gott, feige sind die Männer. Bis zur Dämmerung saß sie im Englischen Garten; die Scharen der Spaziergänger, Kinderwagen mit ihren Fräuleins, Hunde mit ihren Herren, Radfahrer zogen an ihr vorbei, es wurde still. Als die ersten abendlichen Besucher einzogen, meist zu zweit Arm in Arm, fand sie das Alleinsein bedrückend; warum nicht auch einmal ein kleines Abenteuer riskieren? Schon am Musikpavillon trat der Versucher heran, lüftete den Hut, höflich, galant: Clausewitz. Sie kannte ihn bisher nur als trostloses Milieustück des Arbeitsamtes, als Stempelbruder; hier aber, das mußte sie zugeben, im Getriebe der lustwandelnden Menge wirkte er wie der beste Kavalier; ja, sein Benehmen war nicht wiederzuerkennen, und er sprach vernünftig und lud sie ein, mit ihm auf der Terrasse der Gaststätte Platz zu nehmen. Beide wußten, was sie wollten; seine Absicht ging dahin, noch diesen Abend ans Ziel zu kommen; sie aber sagte sich, der Abend wird nett, doch eins ist gewiß, vor der Haustür: Adieu, Herr Clausewitz. Er zeigte großes Interesse für ihr Glyzerinrezept, sprach von seinen glänzenden Aussichten und, ganz im Vertrauen, von Angeboten aus Amerika. Als sie ihn für kurze Zeit allein ließ, studierte er die Reklame auf der Verpackung der Glyzerinflasche; er mußte das Papier auseinanderwickeln, um besser lesen zu können (Apts Haartinktur gegen drohenden Haarausfall), und dabei fiel ihm ein schmaler Zettel in die Hand, der Zettel des Apothekers. Clausewitz riß die Augen auf, Donnerwetter, eine unbezahlbare Entdeckung, ein unbezahlbarer Trumpf! Doch ihr gegenüber schwieg er davon, begann vielmehr wieder mit seinen Anträgen eindeutigster Art und meinte, niemand würde etwas dabei finden, wenn sie ihn jetzt zu einem gemütlichen Kaffee in ihr Zimmer mitnähme. Da sie aber selbst etwas dabei fand, fragte er, ob er wohl der erste nächtliche Besucher wäre. Sie dachte, nun soll er mich nur noch „holde Fee" nennen, dann werde ich wie eine Fee verschwinden. Dieses Kosewort ließ nicht lange auf sich warten, sie stand auf, nahm ihre Sachen und war ohne Gruß davon. Als sie zu Hause war, das Gas entzündete und im trüben Zimmer ihr trübes Dasein vor Augen hatte, sich gottverlassen fand, verfiel sie in ein jäm-

Parteien-Dämmerung

*Verdächtig raunt's und mieselt's.
Die Disziplin wird schlapp.
In den Parteien kriselt's.
Die Splitter springen ab.*

*Zwar gibt es noch Gebilde,
wo man sich sicher glaubt,
und wo die Greisengilde
nicht merkt, wie sie verstaubt.*

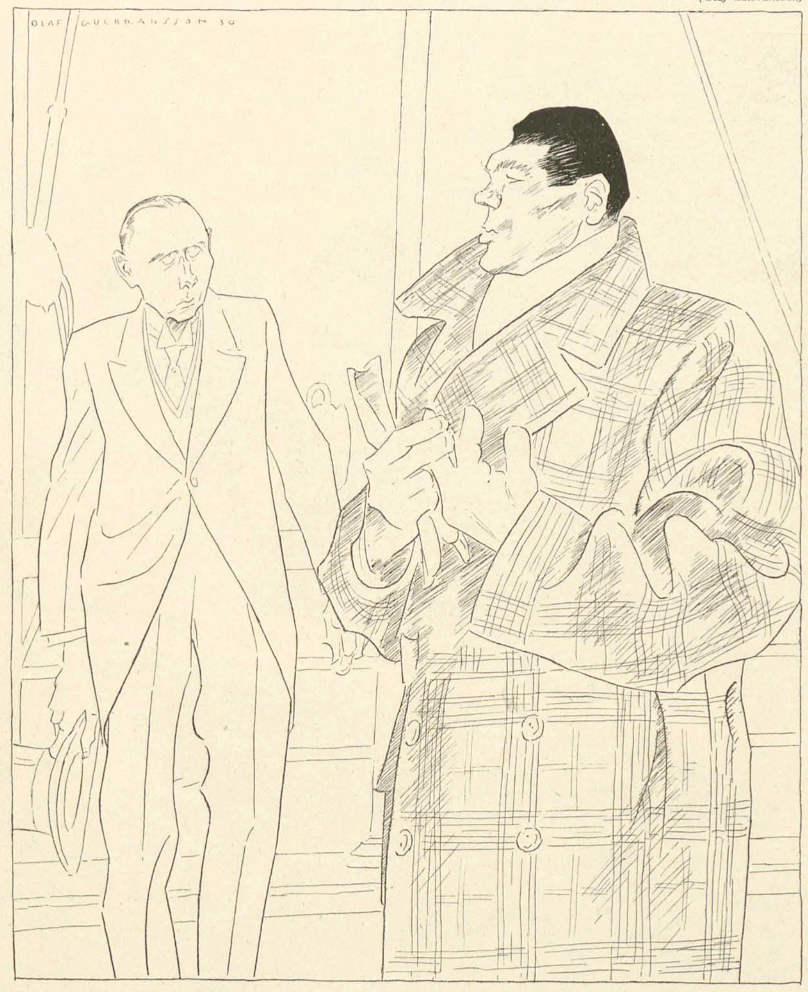
*Man fühlt sich nicht getroffen,
man gibt sich stramm und fix
und freut sich selbstbesoffen
des fremden Mißgeschicks . . .*

*So geht's, wenn wir verkalken:
wir sehn den Splitter zwar
beim andern – den eigenen Balken,
den werden wir nicht gewahr.*

Ratatöskr

Schmelings Empfang in New York

(Olaf Gulbransson)



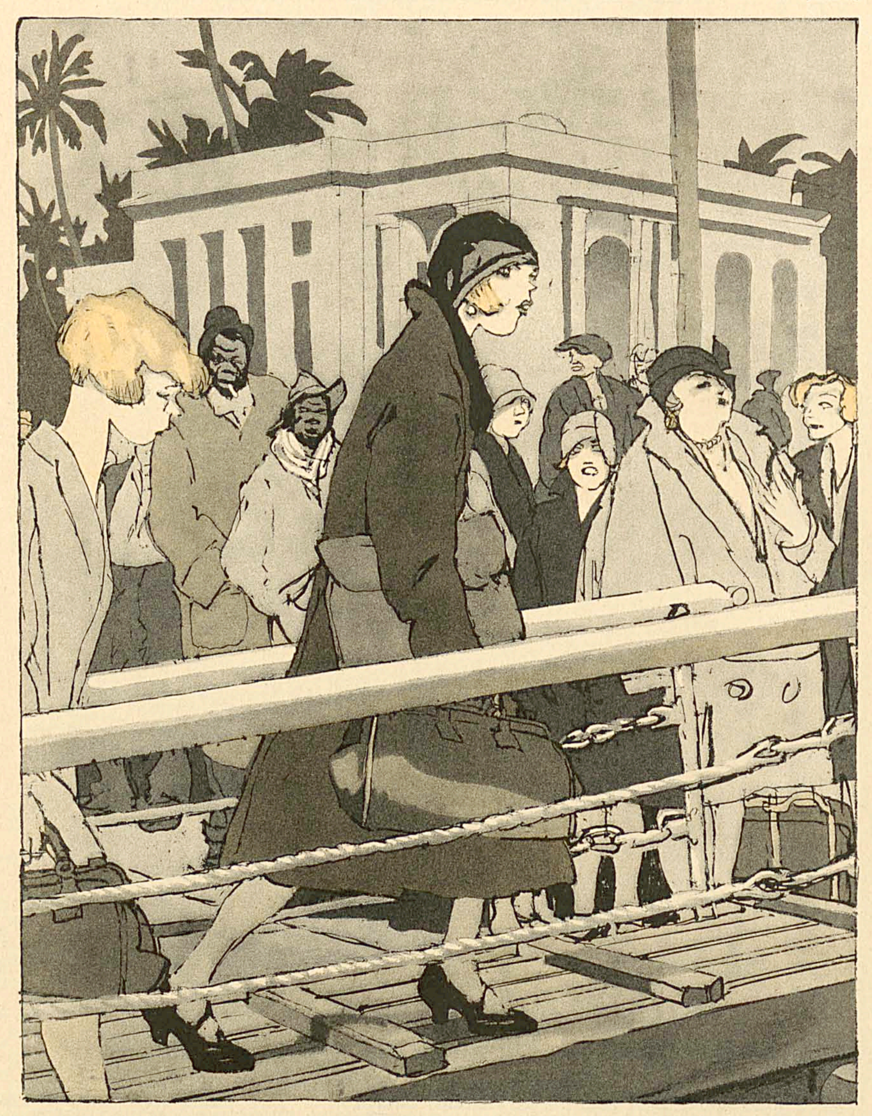
„Seien Sie sich Ihrer hohen Aufgabe im Dienst der Völkerversöhnung bewußt! Die Weltgeltung der deutschen Kultur ist in Ihre Fäuste gelegt!"

merliches Schluchzen; alle Männer sind Nieten, heulte sie. Plötzlich aber hielt sie inne, vom Schluchzen war ein Schritt zum Kichern, denn da lag der Zettel des Apothekers; also doch, das hätte ich nicht gedacht, Freitag abend ist morgen abend, warum soll ich nicht an der Dienstglocke läuten? Sie schlief die Nacht besser als sonst und erinnerte sich am Morgen, von einem Großfeuer im Arbeitsamt geträumt zu haben, was, wie die der Traumdeuterei kundige Wirtin erklärte, „Freudiges Ereignis" und „Glück ohne Ende" in Aussicht stellte.

Es ist zwecklos, über die Möglichkeit eines beständigen Verhältnisses zwischen dem Apotheker und der Kontoristin nachzudenken oder Vermutungen auszusprechen. Es kam nicht dazu. An dem besagten Freitagabend etwa gegen elf Uhr betrat unerwartet der Besitzer der Apotheke, von unbekannter Seite auf die Spur gewiesen, das Nachtdienstzimmer. Von der Straße sah Clausewitz die Lichter im Hause angehen, spürte Bewegung hinter den verhangenen Fenstern, und es fiel ihm schwer, nicht selbst in Aktion treten zu können. Bald darauf stand ein Polizeiauto vor der Tür — er hatte die Kontoristin als eine „Gewerbsmäßige" angegeben. Er sah noch, wie sie herausgeführt wurde, dann ging er eiligen Schrittes, um seinen Stammtischbrüdern das empörende Delikt eines Apothekers zu verkünden.

Export von „Tischdamen“ nach Südamerika

(E. Thöny)



„Gegen die Übervölkerung Deutschlands muß etwas geschehen – und im übrigen: gentlemen prefer blondes!“

Der Kettenbrief

Von Bruno Manuel

Claudia eröffnete ein Büro für Schreibmaschinenarbeiten und teilte uns die Tatsache ihrer Etablierung mit. Sie empfahl sich für Diktate und Abschriften. Sie behauptete, eine Quartseite mit dreißig und den Durchschlag mit zehn Pfennig berechnen zu wollen.

Es bestand für uns keine zwingende Notwendigkeit, Claudia in Nahrung zu setzen. Abschriften waren ungefähr das letzte, was wir brauchten. Nur unter ungewöhnlichen Umständen hatte Claudia mit unseren Aufträgen zu rechnen. Wir versprachen, uns dann an sie zu wenden.

Eines Morgens beehrte mich die Post mit einem Brief, der in der Behauptung gipfelte, ich müsse ihn neunmal abschreiben und an neun gute Bekannte schicken, die ihn ebenfalls an je neun gute Bekannte schicken müßten. In dem Brief wurde des längeren gesagt, welcher Gefahr man sich aussetzt, wenn man die Forderung nicht erfüllt. Uns würde vom neunten Tage ab unsagbares Pech widerfahren. Meine Einkünfte, die mir ohnehin zu schaffen machten, würden vollends versanden. Auch gesundheitlich würde es mit mir bergab gehen. Und was noch schlimmer war: der Zustand grenzenloser Verelendung würde gar kein Ende nehmen.

Es war ein Kettenbrief, nehmt alles nur in allem.

Ich begab mich zu Claudia — denn keinesfalls wollte ich durch eigene Schuld Unglück und Armut auf mein Haupt laden. Ich sagte zu Claudia, ich sei in der ungewöhnlichen Lage, ihr einen Brief zu diktieren. Und zwar einen mit neun Durchschlägen.

„Einen Kettenbrief", fügte ich nachdrücklich hinzu.

Claudia bat, einen Augenblick zu warten. Ein Herr diktiere gerade einen Brief, der keinen Aufschub dulde.

Ich blieb in der Diele und hörte jedes Wort. Der Brief, der keinen Aufschub duldete, gipfelte in der Behauptung, daß sein Empfänger ihn neunmal abschreiben und an neun gute Bekannte schicken müsse, die ihn ebenfalls an neun gute Bekannte schicken müßten. Auch wurde darin des längeren gesagt, welche Gefahr man heraufbeschwöre, wenn man die Kette unterbräche.

Dann kam ich an die Reihe. Ich diktierte ruhig und mit feierlichem Ernst. Claudia schrieb flink und voll Hingebung. Zwischendurch klingelte es. Claudia öffnete. Ich hörte, wie sie einen Herrn bat, in der Diele Platz zu nehmen. Ihr würde gerade ein Brief diktiert, der keinen Aufschub dulde.

Dann schrieb sie weiter.

Ich hatte kaum einen Satz gesprochen — da tat sich die Tür auf, und Egon stand im Zimmer.

„Ich habe doch gleich gehört, daß du das bist", sagte er. „Dauert es bei dir noch lange?"

„Nein", sagte ich. „Hast du etwa auch einen Brief, der keinen Aufschub duldet?"

„Und ob. Sogar einen mit neun Durchschlägen. Der letzte ist für dich bestimmt."

„Egon", bat ich, so freundlich ich konnte, „ich bin bereits versehen. Du kannst dir deine Mühe sparen!" Ich zückte meinen Kettenbrief.

Dann zückte Egon seinen.

Dann mußten wir Claudia aufs Sofa legen und mit Wasser beträufeln. Sie kam erst zu sich, nachdem wir feierlich gelobt hatten, keinen Strafantrag zu stellen.

Dann gaben wir ihr die Adressen unserer sämtlichen Feinde.

Trübe Lebenserfahrung

(J. Mommen)



„Komisch – wenn eener eene versetzt, meint er et immer noch beeser mit eener, als eener, der eene nich versetzt."

Leerlauf der Gefühle

Man spricht sich an. Man hat sich kaum gesehen.
Man hat am nächsten Tag ein Rendezvous.
Man läßt die erste laufen und die zweite stehen,
um mit der dritten gleich ins Bett zu gehen.
Sie fragt nicht lang: wozu?

Man geht ins Bett. Was soll man sonst auch machen?!
Man kennt sich nicht. Und das ist interessant.
Man sagt sich „Sie" und noch ganz andere Sachen.
Man denkt auch an die Eltern und muß lachen:
Die lieben sich noch heute. Allerhand!

Man ging ins Bett. Das will noch nichts bedeuten.
Am nächsten Tag ist man sich wieder fremd.
Man grüßt sich wie mit allen Leuten.
Man trifft sich wie mit andern Bräuten.
Man ließ sich frei, und man ist ungehemmt.

Man spricht sich an. Man hat sich kaum gesehen.
Man hofft vergebens, daß es einmal anders geht.
Man läßt die Liebe laufen. Und das Herz bleibt stehen.
Man möcht am liebsten gleich ins Wasser gehen . . .
Doch man geht tanzen. Und kein Mensch versteht:
Warum man traurig ist, wenn man zum Tanzen geht.

Max Kolpe

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Das Märchen

(Forrai)



„Also höre, Junge, da lebte einmal vor langer Zeit ein Mann, der war so reich—" — „Dividenden, Unterschlagung oder Grundbesitz, Großväterchen?"

Zwei- bis Viergroschen-Posse

oder Der Kollektivismus in der Kunst

Da man noch immer nicht genau wußte, was „Kollektivismus" in der Kunst besagen will, hat die „Wiener Allgemeine Zeitung" dankenswert und aufklärend in die Debatte eingegriffen. In Wien wird ein Stadion gebaut; und die genannte Zeitung berichtet darüber:

„Es hat sich in den letzten Tagen ... ein Komitee gebildet, dem die namhaftesten Künstler aller Richtungen angehören, um einen sportlichen Triumphbogen zu schaffen. Alle Sparten des Sports sollen dargestellt werden. Der Plan ist so gedacht, daß ein gemeinsamer Gesamtentwurf hergestellt werden soll und im Rahmen dieses Entwurfes jeder Künstler ein bestimmtes Gebiet zur freien Schaffung zugewiesen bekommt. Die Arbeit selbst ist ähnlich wie bei den gotischen Kirchenbauten gedacht. Das heißt, es wird nicht der gesamte Bau auf einmal durchgeführt werden, sondern mit der Zeit soll ein Stück nach dem anderen entstehen ... Die Länge soll nach den derzeitigen Plänen etwa 500 Meter betragen ... Es haben sich — man höre und staune — sämtliche Wiener bildenden Künstler aller Richtungen zusammengetan, um gemeinsam dieses Projekt durchzuführen. Es ist dies das erstemal, daß der leidige Streit der Kunstrichtungen zurückgestellt wurde, um gemeinsam zu schaffen ... Die finanziellen Mittel für den Bau selbst werden auf folgende Weise aufgebracht. Bei jeder sportlichen Veranstaltung wird auf jede Karte ein Aufschlag von etwa zwei bis vier Groschen eingehoben ..."

Jetzt ist also die Öffentlichkeit ohnehin schon informiert, jetzt ist es schon gleichgültig, wenn wir auch das Weitere verraten. Nun, bei dem Kollektivwerk der bildenden Künstler, die in leidige Richtungen zerfallen und sich endlich zum gemeinsamen Schaffen fanden, wird es nicht bleiben. Es hat sich in den letzten Tagen ein Komitee gebildet, dem die namhaftesten Schriftsteller aller Richtungen angehören, um einen literarischen Triumphbogen herzustellen. Der Plan ist so gedacht, daß ein gemeinsamer Gesamtentwurf hergestellt werden soll und im Rahmen dieses Entwurfes jeder Künstler ein bestimmtes Gebiet zur freien Schaffung zugewiesen bekommt. Die Prosa wird dann von Erich Maria Wassermann geschrieben, der Dialog von Gerhart Zuckmaier, die kriegerischen Schilderungen von Arnold Jünger, die amourösen Details von Hanns Heinz Pitigrilli, die soziologischen Aperçus von Peter Martin Roda-Roda, die Milieureportage steuert Egon Erwin Hauptmann bei und das Vorwort Thomas Lampl. Der Einbandentwurf für das Buch, dessen Länge nach den bisherigen Plänen etwa 500 Meter betragen soll, verspricht nicht minder interessant zu werden: Die darauf befindlichen Männerköpfe zeichnet George Grosz, die Körper sind von Max Liebermann, die Damentoiletten von Vertès, die Gesichtsausdrücke von Gulbransson, die Gliedmaßen von Th. Th. Heine, der Hintergrund von Picasso, die Tiere von Dolbin und die sonstigen Details von prominenten Mitgliedern der Akademie, wobei insbesondere an Kokoschka, Kubin und Klee gedacht wird. Die Mittel für das Werk selbst werden auf folgende Weise aufgebracht. Bei jedem Besuch jener Häuschen, in denen man sich den Aufenthalt allgemein mit Lektüre zu verkürzen pflegt, wird auf jede Eintrittskarte ein Aufschlag von etwa zwei bis vier Groschen eingehoben.

Kat.

Das Menuett des Negers Brad / Von Walter Anatole Persich

Der Neger Brad, müßt ihr wissen, wurde unter kalifornischen Pflanzern groß — das sind die musikalischsten Kerle der ganzen Welt. Sie singen, daß jeder Ton ein Spaß ist oder eine Trauer, sie tanzen — und jeder Takt ist eine Welt, denn die Urtänze ihrer Vorfahren einen sich mit den Modeschöpfungen des amerikanischen Kontinents. Und Brad war derjenige, den sie am wenigsten gern als Tramp über Land gehen ließen. Wenn er sich entschloß zu tanzen, hatte ganz Ippletown, wie das Nest hieß, auf dem Marktplatz unabkömmlich zu tun . . .

Brad also fuhr auf und unter den Puffern des Pazifik, sprang auf Güterwagen und kam — denn ihr wißt ja schon, daß er ein Teufelskerl war — nach Chicago. Genug und gut, ein Gastspiel in den Schlachthäusern, wo er mit aufgekrempelten Ärmeln die breiten Lendenteile der Ochsen in einen Kessel zu werfen hatte, setzte ihn in Besitz hübscher Geldmittel. Unser Brad wurde ein Gentleman in grauem Sakko, gelbem Hemd, weißem Kragen, grüner Krawatte und beigefarbenen Schuhen.

Der Junge seiner Wirtin besorgte ihm eine Rangkarte für das Theater „Revue and Varieté of Chicago". Brad putzt seine Schuhe besonders blank und läßt sich von einem Policeman erzählen, wo das Haus ist. Er findet eine Tür, steigt Treppen empor und wundert sich, keinen Menschen zu treffen. Schließlich hat er sich in einem Gewirr von Gängen, die zwischen Bretterwänden und Türen hindurchführen, so verirrt, daß er sich auf eine Kiste hockt und lange nachdenkt.

Was ist zu tun? Er ist wohl in ein falsches Haus geraten. Woher soll Brad wissen, wie ein Theater aussieht! Lesen kann er nicht. Spielerisch macht er sich nach einer Weile an die Kiste, wahrhaftig, sie ist unverschlossen, Farben und Gold geben sich ein Stelldichein des Triumphes in seinen Augen — es sind alte Bühnenkostüme — und er kann es nicht lassen, er muß, muß die Sachen anziehen, die herrlichsten natürlich nur.

Lustig ist — rotweiß mit Goldlitzen — der Anzug: seidene Schuhe mit zwei blitzenden Steinen, ein spitzer Hut mit Rüschen darauf. Wohlgefällig bleckt Brad seinem braunschwarzen Abbild im Taschenspiegel die Zähne entgegen. Er erschrickt: Waren das nicht Stimmen? Er horcht, und angsterfüllt greift er seinen Anzug, seine Schuhe, seinen Filzhut und jagt den Weg zurück, den er gekommen zu sein glaubt. Immer schneller rasen seine Füße. Eine eiserne Treppe öffnet sich, und dort hört er die Menschen lauter reden. Er hetzt hinunter, drei Stufen, vier Stufen. Wieder öffnet sich ein Gang, aber hier brennen mehr Lampen, eine Glocke schrillt. Eine Tür klappt fern, und eine Frau in hellblauer Seide tänzelt hinaus, jener zarten Melodie entgegen, die Brad nun vernimmt. Mit den Ohren, mit allen Sinnen, mit den Füßen. Es ist eine Melodie von zarter Rhythmik, die seinen Körper sofort in sich hineinspannt. Ob er will oder nicht, seine Füße tänzeln, hüpfen vorwärts, der Frau in Hellblau nach. Die Melodik wird stärker und stärker. An erstaunten Leuten vorbei tanzt er durch bemalte Pappwände. Scheinwerferlicht blendet einen Augenblick. Aber die Melodie führt ihn, er kommt vorwärts, neben und hinter der Frau, die erschrocken tanzt.

Der Neger Brad steht auf der Bühne und weiß es nicht, er ist hingerissen — im Rausch aus Klang, Rhythmik und gefundenem Kostüm tänzelt er mit rasender Schnelligkeit auf den Zehenspitzen rund um die Bühne, ein schwarzer Pierrot, immer noch das erstaunliche Bündel seiner Kleider unter seinem Arm: ein graues Jackett, ein gelbes Hemd, ein Paar beigefarbener Schuhe, und über seinem Handgelenk flattern die grüne Krawatte und der weiße Kragen.

Dann setzt das Orchester aus, ein seltsames, immer stärker anschwellendes Geräusch prasselt aus dem dunstigen Viereck vor dem Neger Brad. Die Tänzerin verbeugt sich, das Klatschen setzt aus, und viele Stimmen brüllen, kreischen, toben: „Der Neger — der Neger!" Da geht die weiße Frau auf ihn zu, packt seine schwarze Hand und zerrt ihn zwischen den fallenden und sich hebenden Vorhang. Er lernt in einer Minute sich verbeugen und läßt das Abenteuer und sein Schicksal mit sich machen, was sie wollen . . .

Ja, es wird ein da capo nötig —, nachher hat ihm ein Herr im Smoking hinter dem Prospekt der Bühne seine Hand gedrückt und ihn um seine Bedingungen gebeten. Der Herr sagte ehrfürchtig: „Sie haben das Menuett herrlich getanzt. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Neger Mozart tanzen könnte . . ." Brad, der keine Ahnung von Mozart hat, bleckt die Zähne und lacht gutmütig. Diesen Augenblick nimmt der anwesende Reporter der „Chicago Tribune" wahr, um den neuen Star zu knipsen, und er hat dann ein Interview mit Brad, das dem Reporter das Lob seiner Redaktion einträgt. Acht Tage später sieht man Brads, des Negers, Bild in allen illustrierten Blättern der Staaten. Die Geschichte seiner Entdeckung nimmt märchenhafte Formen an: Man bedenke, ein „coloured man" aus Ippletown kommt als Tramp nach Chicago, wird plötzlich ein großer Tänzer und kommt wohl noch in diesem Jahre — wie er mir zähnebleckend sagte — zu einem Gastspiel nach Europa.

Die Tänzerin, durch seinen Erfolg verärgert und ihm gegenüber sehr boshaft, wird auf demselben Dampfer in Begleitung ihres Ehegatten und ihres Söhnchens nach Europa reisen. Sie spricht allerdings kein Wort mit Brad. Niemals wäre Evelyne sonst nach dem alten Kontinent gekommen. Daß sie einem Neger, der ihr gegenüber immer höflich bleibt, den Welterfolg verdankt —, den sie allein nicht hatte, — macht sie sehr böse — aber man will doch leben, nicht wahr? Sie bleibt Brads Partnerin in der Nummer: Der schwarze Pierrot!

Mißverständnis

(J. Fenneker)



„Und wovor fürchtest du dich denn, Kindchen?" — „Ich habe seit acht Tagen den Mutterkomplex."

Zuspruch

(M. Frischmann)



„Nur Jeduld, Käthe, nach der nächsten Steuersenkung können wa uns vielleicht ooch noch 'n viertes Würstchen leisten!"

Der Song vom Grips und Suppentopf

von Peter Scher

Da sind zwei Verbrecher, zwei Brüder –
o verflucht, o verflucht –
die werden von Zeit zu Zeit wieder
zu erwischen gesucht,
und wenn man sie faßt und verhört sie,
dann sind sie ganz ernst im Gesicht,
und ihr innrer Humor, der stört sie
auch auf dem Präsidium nicht.

Kaum haste sie besehn
im Arm der Polizei,
sind sie mit einem Been
schon wieder frei.

Die sind so intelljent,
die jehn nich hopp,
die ham ja woll Patent
auf Grips im Kopp.

Wir haben Minister mit Köpfchen –
o verdammt, o verdammt –
die kochen die Suppe im Töpfchen,
worunter kein Flämmchen nicht flammt,
und wenn sich das Volk an den Kopf faßt
und hofft auf den Suppengewinn,
denn sieht's, wie Er ernst in den Topf faßt,
der kalt ist und nischt drin.

Tja, der wird freilich satt,
der hat Gehalt im Bauch,
und Überzeugung hat
er meistens auch.

Doch Unterschied muß sein,
geehrtes Publikum,
hier geht es andersrum
als bei den Zwei'n.

Erst wenn er 'n Grips vergißt
bis auf den Rest,
der für ihn nötig ist –
dann sitzt er fest.

Lieber Simplicissimus!

Der kleine Seppl hat — wie man im feindlichen Preußen gemütlos sagt — einen mit dem Topflappen aufs Hirn bekommen. Eines Tages, nach gründlicher Verpatzung eines schlichten Auftrags, sagt der Onkel Pfarrer mißmutig: „Du bist ja so saudumm, Seppl — was soll nur einmal aus dir werden?"
„A Pfarrer!" piepst der kleine Seppl in unbekümmerter Gelassenheit.
Der geistliche Herr runzelt die Stirn und erwidert sarkastisch: „Warum nicht gleich Papst?"
„Später!" sagt der kleine Seppl.

•

Das Söhnchen des Politikers K. ist wißbegierig.
„Papa, was ist ein Verräter?" fragt das Söhnchen.
Der Vater, erfreut ob des Lerneifers, gibt bereitwillig Auskunft: „Ein Verräter ist ein Mann, der unsere Partei verläßt und zu einer anderen übergeht."
„Oh!" macht das Söhnchen. „Und wie nennt man einen Mann, der eine andere Partei verläßt und zu eurer übergeht?"
„Einen Bekehrten, mein Junge", erklärt der Vater.

Konkurrenz für Oberammergau!

(Th. Th. Heine)



Um den unlauteren Wettbewerb der jüdischen Religionsmythen zu bekämpfen, läßt Ludendorff altgermanische Göttersagen von seinen rein arischen Anhängern aufführen.

Auerhahnbalz

(Alfred Kubin)



Die wundertätige Reklame

Die Menschheit macht ohne Zweifel Fortschritte. Sogar die katholische Kirche hat sich zur reformatorischen Tendenz entschlossen, und demnächst wird der Heilige Vater seinen ersten Radiovortrag an seine Gläubigen in der ganzen Welt halten. Über ein kleines und er macht seinen ersten Rundflug über Europa. Warum sollten da nicht auch die Oberammergauer Passionsspieler und ihre Organisatoren sich dem Geist der neuen Zeit anpassen? „Wo bleiben Sie? Wollen Sie Ihre Zukunft ohne Erbauung verbringen?" lauten die Fragen des Oberammergauer Werbeprospekts an das amerikanische Publikum. Aber es wird noch toller, man weiß, mit wem man es drüben, jenseits des Ozeans, zu tun hat. Oberammergau verkündet: „Unterkunft bei den verschiedenen Aposteln gegen geringe Sondergebühr. Unterredung mit Christus!" — „237 509 zahlende Besucher haben sich an den letzten Oberammergauer Festspielen erbaut!"

Aber das ist noch gar nichts. Bei der nächsten Wiederholung im Jahre des Jubiläums werden die amerikanischen Weltblätter in Riesenlettern und das Radio verkünden: „Kommen Sie, kommen Sie! Der Papst aus Rom ist bei unserm Herrn Christus in Oberammergau abgestiegen! Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, Ihm ins Angesicht zu sehen!"

W. H.

Zauberei auf dem Balkan

Hadschi Murti, der berühmteste Zauberkünstler der Welt, gastierte auf dem Balkan. Dort war zum erstenmal während der ganzen Zeit seiner Karriere der Beifall lau. Hadschi Murti zeigte, wie immer, innerhalb einer Minute sechzig Kartenkunststücke. Er ließ Menschen vom Erdboden verschwinden. Er verwandelte Dinge, die ihm das Publikum reichte, in ganz andere Dinge. Es war verblüffend. Das Publikum aber sah sich die Sache an, stand auf und ging, wie es schien, geärgert nach Hause.

Hadschi Murti ging auch nach Hause. Auf dem Weg traf er noch einen Stand mit herrlich reifem Obst. Er kaufte zwei Pfund

griechischer Äpfel, die rot und gelb weithin leuchteten und das Aroma eines ganzen gesegneten Herbstes ausströmten. Die Verkäuferin nahm sie einzeln heraus und drehte sie nach allen Seiten: sie waren vollkommen. Als er dann im Hotel anlangte, fiel ihm ein, daß er sich noch umziehen müsse, falls er im großen Speisesaal essen wolle. Er hatte aber zu wenig Wäsche. So kaufte er in dem Laden, den das Hotel selbst führte und der die ganze Nacht offen war, sechs Paar schwarze Seidenstrümpfe von auserlesener Qualität. Er zahlte, da er kein Kleingeld mehr hatte, mit einer größeren Note, überprüfte den Rest sorgfältig und steckte ihn in die Brusttasche. Oben in seinem Zimmer angelangt, zog er die Alltagsschuhe aus, um sich die Abendschuhe anzuziehen, und stellte sie gleich vor die Türe. Da er mißtrauisch war, klingelte er dem Hausknecht, damit dieser die Schuhe gleich an sich nehme.

Der Hausknecht kam. „Die Schuhe", sagte Hadschi Murti. Der Hausknecht sah zu Boden und erwiderte: „Hier sind keine Schuhe." — „Was?" rief der Zauberer und stockte sofort: die Schuhe waren wie vom Erdboden verschwunden. „Das kann vorkommen", meinte der Hausknecht. Kopfschüttelnd ging Hadschi Murti in sein Zimmer zurück. Als er die sechs Paar Seidenstrümpfe nahm, die er eben gekauft hatte, schrie er auf: sie hatten sich in fünf Paar gewöhnlichster Wollstrümpfe verwandelt. Das Wechselgeld in seiner Brusttasche war, wie er gleich danach bemerkte, um ein Viertel zusammengeschrumpft. Dann war er plötzlich sprachlos vor Überraschung: Obwohl die Verkäuferin alle die schönen Äpfel nach allen Seiten hin gedreht hatte, waren sie alle auf einer Seite faul.

Spät abends saß Hadschi Murti noch im Speisesaal des Hotels und spielte Karten mit etlichen Gentlemen aus diesem Lande. Er verlor; er merkte, daß er betrogen wurde. Nun reizte ihn aber erst die Sache. Nun nahm er sich das Recht, selbst falsch zu spielen, schlug Volten, daß es eine Art hatte, markierte die Karten beim Mischen und ließ jene, die er nicht gebrauchen konnte, kurzerhand verschwinden. Aber er verlor immer wieder. Er hatte seine Meister gefunden.

„Und was erst das Verschwinden eines Menschen in diesem Lande anbetrifft —", sagte dann einer zu ihm. Und fuhr fort: „Von Karten, die den Platz wechseln, vom spurlosen Verschwinden der Dinge und Menschen — wollen Sie uns etwas erzählen? Wenn Sie wollen, Herr Künstler, daß Ihnen unser dankbares Balkanvolk die Kassen stürmt — dann zeigen Sie uns in ihrer neuen Zaubervorstellung lieber eine Welt, in der solche Zauberkunststücke nicht möglich sind!"

Hans Kafka

Potsdämmerung — —

Von Karl Kinndt

Einst galt uns Potsdam als die Feste,
wo trutzig man und kampfbereit
verteidigte die letzten Reste
der alten deutschen Herrlichkeit!

Dort herrschte Ordnung, Zucht und Sitte,
dort trug man noch den Damenrock
verschämt bis an des Beines Mitte
und flocht zum Dutt das Haargelock!

In diesen hochfeudalen Kreisen
war keiner von der Zeit verseucht,
und die Moral war wie aus Eisen,
und Kinder wurden gern erzeucht!

Weh uns, daß diese letzte Säule
nun auch schon wankt und brüchig ward
und innen eine üble Fäule
dem Bürgerauge offenbart —!

Schon einmal gab es ein Gezeter
von wegen Gräfin Bothmers Fall —
und dann die Momm — und nun die Röther —:
es braust ein Ruf wie Donnerhall!

Wer mag noch mit dem Schweife wedeln
vor Titel, Rang und Wappenschild,
wenn bei den Edelsten der Edeln
nicht mal das Strafgesetzbuch gilt —?

Stehn ein'ge auch noch heut voll Trotz stramm,
von keiner Schweinerei berührt —:
man hätte doch vom Geist von Potsdam
gern einen bess'ren Hauch verspürt — — —

Ein Kämpfer †

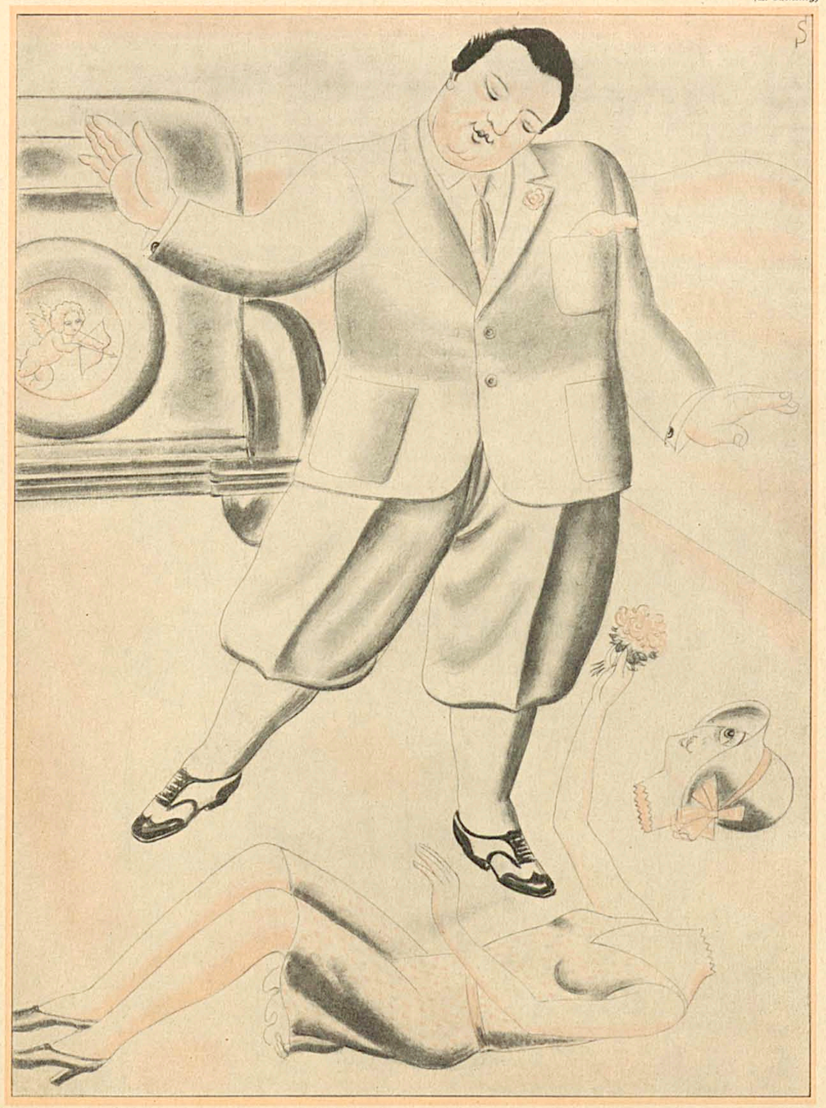
(Karl Arnold)



„Schad um eam — er hätt' so gern noch den nächsten Krieg erlebt!"

Glück im Auto-Unglück

(E. Schilling)



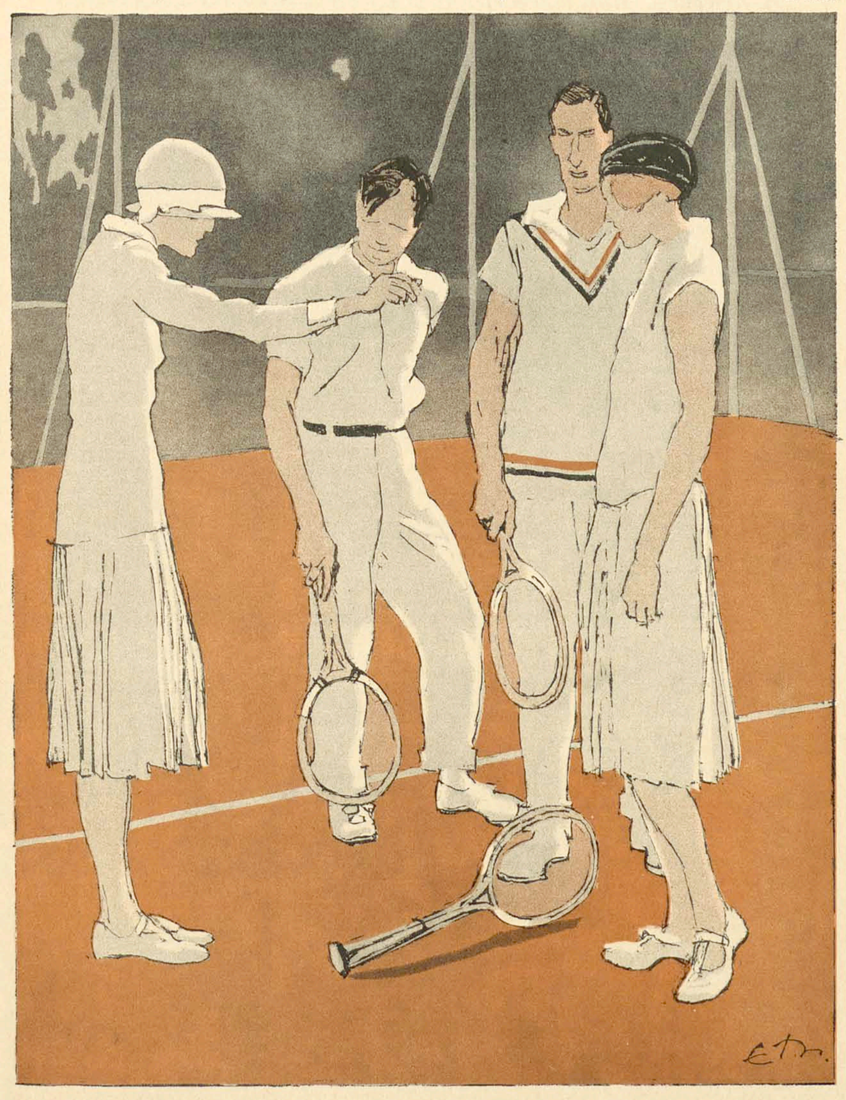
„Tauber?!? – – Welch süßer Tod!!"

Stuttgart, 26. Mai 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

Moderne Zeitersparnis

(E. Thöny)



„Seht ihr, Kinder, auf diese Weise knoble ich gleichzeitig aus, wer den Aufschlag hat, und ob ich wahrhaft geliebt werde!"

Bitte ohne Foto!

Beschlossen haben Preußens Staatsminister
Und es verkündet laut den Fotografen:
Knipst uns — naja! Doch beim Bankett, nee, wißter,
So, Kinder, solltet ihr uns nicht bestrafen!
Dem Würdenträger ist die Würde Motto;
Darum beim Essen — bitte keine Foto!

Das Essen ist so 'n Ding, das hat zwei Seiten:
Der eine schmatzt — der andere sieht's im Bilde;
Da läßt sich über die Geschmäcker streiten;
Dem schmeckt es bitter, was uns süß und milde.
Nein, beim Bankett, da sind wir furchtbar kitzlicht;
Drum bitte: eine Stunde ohne Blitzlicht!

Es kommt hinzu, daß unterm Bratenfette
Der Ernst des Mundes oft bedenklich leidet
Und im entscheidenden Moment die Serviette
Am Barte klebt — was uns nicht immer kleidet.
Man ißt, man trinkt und fühlt sich „pars pro toto";
Kein günst'ger Augenblick für eine Foto!

Die Seele schmilzt — nicht jeder mag das zeigen —
Vor Hecht glasiert und Perlhuhn in Sauterne,
Von Bowle, Sekt, Likören ganz zu schweigen;
Wer zeigt sich so in Illustrierten gerne?
Auf der Tribüne: „Notprogramm" — — dann Blitzlicht!
Doch nicht im Carlton, bitte, und im Ritz nicht!

Teha

Das große Erlebnis / Von Rudolf Nutt

Oswald Demut war als Dichter nicht ganz so bekannt wie als glücklicher Ehemann. Wenn er „in seinen Kreisen" bei kleinen Tees und Vortragsabenden spärlichen Unbekannten als „Herr Dichter Demut" vorgestellt wurde, ergriff die anwesenden bekannten Frauen ein aus sichtbarer Trauer und unsichtbarem Neid gemischtes Gefühl. Der erste Bestandteil bezog sich auf ihre eigenen Männer, der zweite auf Oswalds glückliche Gattin Agatha. Nach siebenjähriger Ehe waren die beiden noch immer ein Liebespaar.
Die Männer packte das Grausen. Hier war ein Beispiel, das nicht einem Roman oder der Phantasie entnommen war, sondern in tageheller Wirklichkeit allen sichtbar herumwandelte. „Sieh dir die beiden an, so möchte ich's auch haben, du hast aber auch schon gar keine Spur von Romantik mehr an dir." Beispiele mögen in Schulaufsätzen am Platze sein, aber die Didaktik im Munde der Frauen hat für Männer etwas Abschreckendes an sich.
Als Angriffsfläche bot sich nur die armselige Tatsache, daß Agatha ins Büro ging. Agatha opferte sich auf, während Oswald ohne jeden Steuerabzug dichtete. Aber er stand jeden Morgen um sieben auf, brachte seine Frau ins Büro und holte sie um vier wieder ab, Tag für Tag, Jahr für Jahr, sieben Jahre lang. Außerdem schrieb er noch im sechsten Jahre Liebesbriefe. Er steckte sie ihr ins Handtäschchen, und Agatha fand sie in der Frühstückspause und war glücklich wie ein Kind, das noch an Osterhasen glaubt.
Aber eines Tages begann Oswald merkwürdige Reden zu führen. „Als Idee ist die Monogamie ewig und unvergänglich, in der realen Welt jedoch . . ." Und schließlich stand es fest, daß Oswald ein großes Erlebnis brauchte, um sein Dichtertum anzukurbeln. Er schrieb einen Artikel: „Das Weib als Mutter." Aber hier war die Realität bereits der Idee vorausgegangen.
Paula stammte aus einer gutsituierten Bürgerfamilie. Der Goldschnitt an dem Heineband, den sie mit siebzehn Jahren zum Geburtstag erhalten hatte, war schon lange verblaßt, aber sie hatte von diesem Buch eine geheime Schwäche für Reime behalten. In ihrem Leben hatte sich nichts gereimt. Auf diese Weise ist es leicht, dreißig Jahre alt zu werden. Schwer jedoch ist es, einem Vater, der Geheimrat ist, klarzumachen, daß der Umgang mit Literatur aus einem Mädchen nicht immer einen Blaustrumpf machen muß.
Agatha war es, als Oswald ihr mit blitzenden Augen die Öffnung seiner dichterischen Schleusen offenbarte, als ob ihr Mann in der Eskimosprache mit ihr redete. Sie brauchte Wochen, um den einfachen Hergang zu begreifen.
Dann begann die große Gerichtsverhandlung vor dem gemeinsamen Bekanntenkreis. Zeugen waren Oswald und Agatha. Nach dem alten Rechtsgrundsatz wurde immer auch der andere Teil gehört. Oswald ging zur Tür heraus, Agatha kam herein. Es mußte Partei ergriffen werden, für und wider. Aus einem Behälter, in dem reiner Blütenhonig aufgespeichert zu sein schien, spritzten wahre Dreckfontänen hervor. Agatha fauchte Haß, während der verstoßene Oswald mit gewaltiger Stimm- und Schreibkraft Agatha als den erhabensten Frauencharakter aller Zeiten hinstellte.
Es folgte noch eine bittere Enthüllung. Agatha saß eines Abends einsam und verlassen in ihrem Zimmer und trank mit Tränen gesalzenen Tee. Es schellte. Draußen vor der Tür stand eine junge Dame, die erst im Zimmer eine stockende Sprache gewann.
„Ich habe von dieser Sache gehört, Frau Demut, und möchte einmal mit Ihnen reden. Hat Oswald Ihnen nie von mir erzählt? Ich war seine Freundin."
„Sie waren . . ."
„Ich habe zur Legitimation die Briefe mitgebracht, die er mir in den letzten zwei Jahren geschrieben hat. Hier sind sie."
Nach einer Stunde des Staunens saßen die beiden Verlassenen zusammen auf dem Sofa und verglichen sachlich und exakt Daten und Inhalt. Manche Briefe, die beide am selben Tag erhalten hatten, stimmten wörtlich überein. Man konnte sich entsetzen, aber nicht abstreiten, daß sie schwungvoll waren. Es stellte sich heraus, daß Lila eine Halbtagsstellung innehatte, und daß Oswald die Morgen bei ihr zugebracht und ihr den fundamentalen Unterschied zwischen einer Ehefrau und einer Geliebten auseinandergesetzt hatte.
Das Brechen von Herzen wird am besten durch Herzensausbrüche verhindert. Lila erlangte sogleich Generalabsolution, und die gemeinsame Front gegen die Dritte war hergestellt.
Inzwischen hatte der Geheimrat seine Tochter Paula mit hundert Mark monatlich in einen Vorort verbannt. Dort saß sie und wartete der Dinge, die da kommen sollten.
In Oswalds Innerem stand Vulkan an der Esse. Er erwachte jeden Morgen auf fremden Ottomanen mit einer Aktivität und Energie, die er nie an sich gekannt hatte. Er nannte die berühmten sieben Jahre seinen „latenten Zustand". Das große Erlebnis war weit zurückgetreten, das größere Erlebnis war jetzt die Erfahrung, was handeln heißt.
Unter diesen Begriff des Handelns fiel auch, daß er eines Nachts um eins seine Frau herausschellte.
„Mach auf, ich muß dich sprechen, ich muß dich unbedingt sprechen", rief er zu ihr hinauf.
Agatha öffnete, und es wurde sofort Kaffee gekocht.
„Agatha", sagte er mit prächtigem Zeusgrollen, „du mußt dein Niveau halten. Du darfst vor dir selbst nicht klein werden. Ich ertrüge das nicht. Erinnere dich, daß es eine Pflicht gibt. Denke an die herrlichen Stunden, in denen ich dir Kant erklärte. Und du hast jetzt nur eine Pflicht, nämlich dich scheiden zu lassen und dadurch Paula zu rehabilitieren."
Agatha, stets schwach in Logik, begriff nicht ganz die Folgerichtigkeit dieser Ausführungen.
„Unsere Beziehungen werden dadurch auf eine neue, auf eine grandiose Grundlage gestellt. Bis jetzt waren sie juristischer Natur, von nun an sind sie rein menschlich. Von nun an bindet uns kein Fetzen Papier mehr, sondern ein gewaltiger seelischer Aufschwung, ein gemeinsamer Flug in die lichten Höhen freiwilliger Aufopferung."
Nach vier Wochen war Agatha so weit, daß sie bereit war, den Flug in die lichten Höhen unter der Bedingung baldiger Rückkehr zum Fetzen Papier anzutreten. Agatha würde sich also scheiden lassen, Oswald würde Paula heiraten, worauf er sich von Paula scheiden lassen und Agatha wiederheiraten würde. So wurde es bestimmt und genaue Einhaltung feierlich von allen Seiten versprochen.
Es zeigte sich, daß Lila durchaus nicht das verletzende Gefühl der Überflüssigkeit zu haben brauchte. Sie wurde dringend als Corpus delicti benötigt. Der Apparat arbeitete präzis und schnell. Alle Beteiligten fühlten sich tatsächlich in lichte ethische Höhen gehoben, es war eine Aufopferung der Lebenden für noch nicht geborene Menschheit.
Es ergab sich nur eine Schwierigkeit, die aber nicht geistiger, sondern sehr materieller Art war und deshalb als Bagatelle behandelt wurde. Der Geheimrat grollte noch immer und wollte nicht über hundert Mark hinausgehen. Agatha und Lila kasteiten sich deshalb zwei Monate und bezahlten gemeinsam die Scheidungskosten.
Als das magische Kind die Augen aufgeschlagen hatte, empfand die neue Frau Demut es als eine unerhörte Zumutung, daß sie ihren schwer errungenen Mann wieder hergeben sollte. Sie war durchaus für juristische Bindungen. Das Bollwerk der geheimrätlichen Starrköpfigkeit war inzwischen von Verwandten und Bekannten mit Flatterminen belegt worden, die ein unerwarteter Besuch Oswalds plötzlich aufspringen ließ. Er erweckte in seinem Schwiegervater die dumpfe Angst, in zukünftigen Jahrhunderten als Rabenvater durch eine Dichterbiographie gezerrt zu werden. Es folgten acht Tage Überlegung, und dann kam ein feierlicher, unvergeßlicher Augenblick.
„Sie sind zwar der Mann meiner Tochter", begann der Geheimrat, „aber vorerst nicht imstande, einen eigenen Hausstand zu gründen. Ich bin deshalb zu dem Entschluß gekommen, Ihnen ein Reisestipendium für zwei Jahre zu gewähren. Weiten Sie Ihren Blick, beweisen Sie, daß Sie das Zeug zu erfolgreichem Schaffen in sich haben, dann will ich Sie als Schwiegersohn annehmen."
Vorerst nahm Oswald ernst und gefaßt die gestellte Bedingung an. Paula rang mit Tränen und klagte ihren Vater der Grausamkeit an, aber Oswald überzeugte sie bald, daß ein solcher Vater nicht zum zweitenmal auf der Welt zu finden sei. Schwieriger war es, Agatha und Lila die neue Wendung der Dinge beizubringen, aber er warf beide zerschmettert in die Nichtigkeit ihres Eigennutzes zurück.

Dieser und jener —

Ob die Welt dem Untergang geweiht ist,
weil sie gänzlich anders ist als früh'r — ?
Fest steht, daß es eine andere Zeit ist
als z. B. unter Rhamses IV.

Aber ob die Mädchenbeine grader,
ob die Politik nicht so gemein,
und die Ehen fester oder fader,
wird nicht leicht zu eruieren sein!

Jedenfalls hat Li-Tai-Po gesoffen
— teils vergnügt und teils tief deprimiert —
Und es bleibt sogar die Frage offen,
ob sich Goethe würdig aufgeführt!

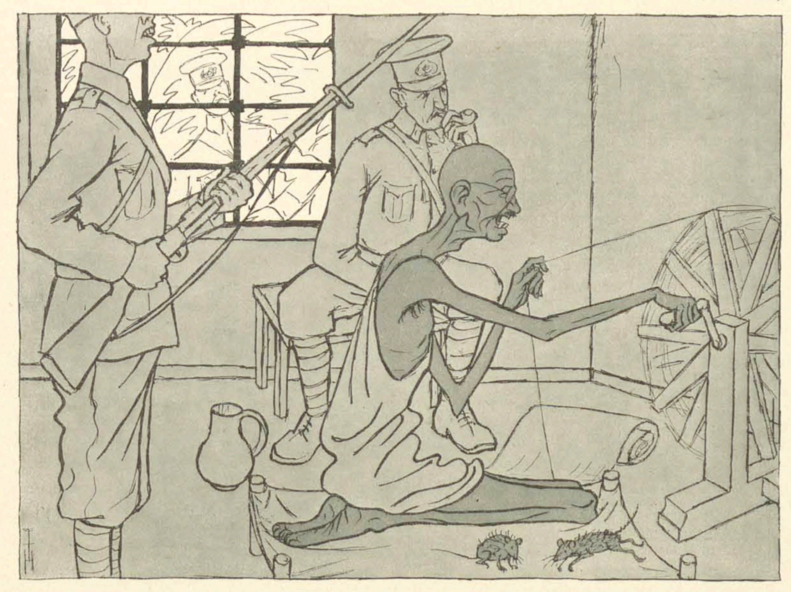
Daß das Leben höchstens rela-tief ist
und nur „sei-es-wie-es-wolle-schön",
hat wohl jeder, dessen Blick nicht schief ist,
lachend oder weinend eingeseh'n.

Dieser findet es so unerfreulich,
daß er schleunigst Cyankali ißt — ;
jener wied'rum hat es nicht so eilig —
und wird Weltmann oder Humorist.

Karl Kinndt

Gandhi im Gefängnis

(Th. Th. Heine)



Er hat England mitten ins Herz getroffen – wo die Baumwolle sitzt!

„Wer opfert sich?" donnerte er. „Ich! Ich verlasse für zwei Jahre alles, was mir lieb und teuer ist. Heimatlos wandere ich in die Welt hinaus, und ihr denkt an eure kleinen Schmerzen! Agatha, sollen deine sieben und deine zwei glücklichen Jahre, Lila, schwelender Qualm für mich sein, oder sollen sie mir bei meiner Heimkehr entgegenblinken wie ein festlich beleuchtetes Gestade?"
Nach dumpfen Zweifeln wählten beide die festliche Beleuchtung. Sie saßen, als Oswald schon längst auf Capri fernen Herrscherträumen nachsann, oft zusammen und lasen seine begeisterten Briefe, und in ihren Herzen tauchte die bange Sorge auf, wovon er wohl leben mochte, denn die geheimrätliche Großmut war ihnen weislich vorenthalten worden. Unglückliche Frauen sind oft die besten Privatsekretärinnen, und deshalb hatten die beiden in der Gehaltsaufbesserung mehr Glück als in der Liebe. Der Monatswechsel, den sie ihm zusandten, war zwar nicht bedeutend, aber sie taten, was sie konnten.
Agatha erwarb in ihrem alten Bekanntenkreise den ehrenden Beinamen Penelope, obschon sie den berückenden Worten der spärlichen Freier immer williger lauschte. Lila erwies sich als die Personifikation der Treue. Sie gab einem schüchternen Bewerber mit stolz zurückgeworfenem Kopf die tödliche Antwort: „Ich habe mit Dichtern verkehrt."
Oswald hatte inzwischen sein größtes Erlebnis: die Begegnung mit der weiten Welt. Er hatte vor, den Winter unter den Pyramiden zuzubringen. Er sprach, auf das abendliche Meer hinaussehend, zu sich selbst die stolzen Worte:
„Ich habe Verse formen wollen, aber ich habe Leben geformt. Ich w e r d e Leben formen."
Und so stand er nahe vor der großen kritischen Wende, an der bedeutende Männer geneigt sind, mit gelassener Gebärde zu sagen:
„Mein Werk ist mein Leben."

Berliner Brief

Der Berliner Zeitungen fangen an langweilig zu werden. In fetten Lettern schreien sie als „Sensationen" Dinge in die Welt, die doch alle Tage passieren, wie: „Bekannter Berliner Rechtsanwalt und Notar verübt nach Riesenunterschlagungen Selbstmord!" — „Millionenbetrug an Reichsbahn und Post!" — „Auch Stadtrat Soundso der Bestechung verdächtig!" — „Tanzpalast ‚Homo' in Zahlungsschwierigkeiten!" — — —: als ob man damit jemand den kalten Groschen aus der warmen Manteltasche locken könnte! Man sollte diese Dinge schlicht und einfach unter der Rubrik „Der tägliche Skandal" bringen wie die täglichen Autodiebstähle und Selbstmorde. Die Zeit dürfte nicht fern sein, wo man auf Provinzjahrmärkten statt des inzwischen verstorbenen „letzten Azteken" den „letzten ehrlichen Berliner" zeigt, der natürlich — genau so wie der „letzte Aztek" kein Aztek war — weder ehrlich noch Berliner ist.
Andererseits scheint der gegen unsere Stadtväter und andere an Skandalen beteiligte Herren gerichtete Vorwurf, daß sie sich „gesund gemacht hätten", unberechtigt zu sein, denn wir erleben das seltene Phänomen, daß sie in der Mehrzahl haftunfähig sind. Wo — symbolisch genommen — eine „Eiterbeule aufgestochen" wird, muß an dem Betroffenen sofort — diesmal real — eine Operation vorgenommen werden. Und nie sind „Nervenzusammenbrüche" so prompt erfolgt wie im letzten Jahr. Es handelt sich jedenfalls nur um weich-gesottene Verbrecher.
Auch Willy Sklarek mußte aus der Haft entlassen werden. Der durch die ungerechte Verschleuderung seines Besitzes völlig Verarmte hat die geforderte Kaution von fünfzigtausend Mark binnen wenigen Tagen zusammengebracht, wodurch die verleumderische Unterstellung böswilliger Zungen, die Sklareks hätten irgendwo im Ausland noch ein Schäfchen im Trockenen, als widerlegt gelten kann, denn Freunde in der Not findet bekanntlich niemand leichter als ein völlig Verarmter.
Einem längst gefühlten Bedürfnis entsprechend, hat sich unter der Ägide von Frau Katharina v. Kardorff-Oheimb ein „Frauenklub" gebildet. Zweck des Unternehmens ist „Pflege strengster Exklusivität in demokratisch-sozialen Grenzen unter Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte". Jede deutsche Frau, deren Mann ein Monatseinkommen von nur fünftausend Mark nachweisen kann, und die wöchentlich über ein neues Abendkleid verfügt, kann ohne weiteres ihren Beitritt anmelden. Die Ehemänner sind begeistert und möchten es zum Reichsgesetz erhoben wissen, daß jede Frau über vierzig ihre Abende von acht bis ein Uhr im Klub zu verbringen hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dadurch die Ehefreudigkeit gerade in begüterten Kreisen eine starke Steigerung erfahren würde!
Da jede Fahrt im Taxi jetzt zwanzig Pfennige mehr kostet und auch bei längeren Fahrten im eigenen Auto die Benzinsteuer eine ähnlich hohe Verteuerung mit sich bringt, haben die Ärzte beschlossen, die Taxe für einen Krankenbesuch um eine bis zehn Mark zu erhöhen. Ausgenommen natürlich die Kassenärzte, für die die Verteuerung der öffentlichen Verkehrsmittel ja höchstens fünf Prozent ihres Honorars, nämlich fünf Pfennige, ausmacht.
In Berlin erweist es sich zur Zeit, daß die „Selbstverwaltung" der Städte ein absolut richtiges Prinzip ist: kein Oberbürgermeister und nur noch wenig amtierende Stadträte. Es geht auch so. Und wo kein Stadtrat ist, hat das Disziplinarverfahren sein Recht verloren!
Die Völkerversöhnung machte mit dem Fußballmatch England—Deutschland 3:3 erhebliche Fortschritte. Im Rundfunk nichts Neues.

Kakl

Die Reichsgesandtschaft in München Anno Domini 1930

(Wilhelm Schulz)



„Der Bote von Berlin war da — Sie sollen erst künftig wegfallen, Exzellenz!"

Gedanken über Reisekoffer

Von Achille Campanile

Wenn ich den Koffer packe, so treffe ich, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe. Nämlich alles das, was in Papier eingeschlagen werden soll, wickle ich nicht etwa in altes Zeitungspapier ein, das nur das Gewicht vermehren und Platz rauben würde, sondern in die Dokumente und Manuskripte, die ich mitnehmen will. Auf diese Weise nehme ich weder Platz für alte Zeitungen und altes Papier in Anspruch, noch brauche ich im Koffer einen Extraplatz für die wichtigen Papiere freizuhalten. —

Ein Freund von mir, der ebenso erfinderisch wie sparsam war, hatte einen Koffer auf Rollen erdacht: wenn man auf einen Knopf drückte, so kamen vier Rollen zum Vorschein, wodurch der Reisende den Gepäckträger sparte, denn der Koffer brauchte nicht mehr getragen zu werden. Diese nützliche Einrichtung kam ihm etwa auf vier- oder fünftausend Lire zu stehen, so daß er durch die Ersparnis des Gepäckträgers auf vier- oder fünftausend Reisen diesen Kostenaufwand wieder einbrachte, mit dem Gewinn, daß jede weitere Reise für ihn die Ersparnis einer Lire bedeutete.

Ich kannte ferner einen Kauz, der durch die vielen Diebstähle, die auf den Bahnhöfen verübt werden, auf den Gedanken kam, regelmäßig seinen schweren Koffer stehlen zu lassen. Er setzte den Koffer auf den Boden und markierte den Zerstreuten, während er de facto sein Gepäckstück nicht aus den Augen ließ. Manchmal setzte er sich sogar auf eine Bank und stellte sich schlafend. Nach einiger Zeit tauchte auch richtig der Dieb auf. Er blickte sich vorsichtig um, und da er den Eigentümer des Koffers schlafen sah, hob er diesen auf, und um keinen Verdacht beim Bahnhofspersonal zu erwecken, schritt er zwangslos und ungeniert dem Ausgang zu. Dem Eigentümer war es indessen gar nicht schwer, ihm auf den Fersen zu folgen. Draußen angelangt, klopfte er dem Dieb leicht auf die Schulter und sagte: „Freundchen, lassen Sie den Koffer los, sonst rufe ich den Schutzmann.“

Der Dieb mußte dann immer das gestohlene Gut wiedergeben, und durch dieses System gelang es meinem Bekannten, stets die Ausgabe für den Gepäckträger zu sparen. Mit der Zeit wurde er, was die Bahnhofsdiebe anbelangt, so bewandert und erfahren, daß er sich immer in der Zone schlafend stellte, wo ein übler Bruder arbeitete, der in seiner Gegend wohnte. Der Reisende ließ ihn ungehindert die ganze Stadt durchqueren und sich erst dann den Koffer mit der schweren Last wiedergeben, wenn er vor seiner Haustür angelangt war. Auf diese Weise sparte er auch die Ausgabe für den Wagen.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß der üble Kunde, wenn er mit dem dicken Koffer durch die Straßen der Stadt ging, manchmal den Verdacht irgendeines allzu eifrigen Schutzmannes erweckte. In diesen Fällen mußte der „Beraubte“ sich förmlich die Augen verrenken, um den Schutzmann zu bewegen, den Dieb ungestört weitergehen zu lassen.

(Einzig autorisierte Übersetzung von A. L. Erné)

An Millet den Jüngeren

(Sehr frei nach R. Dehmel).

Der Großpapa mit Pinselkraft
verherrlichte die Landwirtschaft.
Male, Millet, male!

Die Bilder stehn, wie jeder weiß,
bei allen Kennern hoch im Preis.
Male, Millet, male!

Es gibt ein goldnes Erntefeld,
das reicht bis an den Rand der Welt.
Male, Millet, male!

Wohl dir, daß du sein Enkel bist
und Cazeau fandest als Kopist!
Male, Millet, male!

So ging dein Vorrat niemals aus,
und immer strömte Geld ins Haus.
Male, Millet, male!

Und war's mal nicht vom Großpapa,
tat's auch Corot, Monet, Degas.
Male, Millet, male!

— Herrjeh, auf einmal gibt's Verdruß:
Justitia läutet Angelus . . .
Zahle, Millet, zahle!

Ratatöskr

Wonnen

Von Karel und Josef Capek

Augenblickswonnen sind gleich Tropfen, die glitzernd niedersprühen und dann in einer breiten Wasserfläche untergehen. Diese Fläche ist weit und grau, und deshalb verlieren sich die Wonnen in ihr genau so vergeblich, so vergeblich wie Tränen. Die übermäßige Flüchtigkeit dieser Wonnen hat Heiligen und Weltleuten manchen Anlaß zu Gedanken über die Eitelkeit des Lebens und aller Freuden gegeben.

Stellen wir uns jedoch vor, daß jemand ein Maschinchen erfände, mittels dessen man die Wonnen der Augenblicke verlängern könnte. Das wäre ein ganz kleines Taschenpatent, und namentlich die Damenapparate wären miniaturhaft, beiderseits fein graviert und verziert.

Reiche Leute würden sich gewiß Apparate von amerikanischer oder schweizerischer Arbeit anschaffen, herrliche Chronometer, die drei- bis fünffach die Wonnen der Augenblicke verlängern. Und da würden dann die Reichen in ihren Lehnstühlen sitzen und seufzend harren, daß irgendeine Wonne sich ihrer bemächtige; und dann würden sie sie so sehr dehnen und verlängern, bis die Wonne in die Brüche ginge und gleich einer überspannten Feder zusammenschrumpfte, und dann hätten die Reichen wiederum nichts.

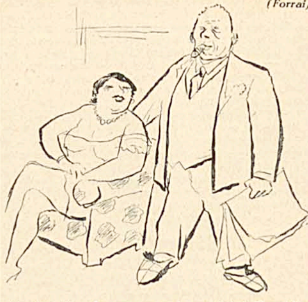
Demgegenüber säßen zwei arme Liebende nebeneinander auf einer Bank und hätten alles in allem bloß einen billigen Apparat, der die Wonne nur um die Hälfte verlängern würde, übrigens ohne Garantie; einen schwerfälligen Nickelapparat. Sie aber säßen freudig da, und während der eine spräche, besondere Zärtlichkeiten ersinnend, hielte der andere den vernickelten, von den Händen erwärmten Apparat umfaßt; auch beim Küssen würden sie ihn einander leihen.

Diese billigen, volkstümlichen Apparate würden hin und wieder unter der Feuchtigkeit und moralischen Skrupeln leiden; bloß die teuersten Maschinen, durch einen goldenen Doppelmantel geschützt, würden niemals sittliche Störungen erfahren.

(Übertragen von Cäcilie Tandler)

Material für das Familienarchiv

(Forrai)



„Denke dir, Emma, man kann jetzt Herztöne auf Schallplatten übertragen!" — „Det mußte nu künftig zur späteren Erinnerung vor jeder Unterschlagung machen!"

Herr Hecht und einunddreißig Dichter

Von Sent M'ahesa

Herrn Hecht war es plötzlich zu dumm geworden. Ihm schien, als vertrüge er auf einmal nicht mehr den Staub der Jahrhunderte, von dem er doch sozusagen gelebt hatte. Dreißig Jahre lang hatte er ihn den Gegenständen, die er verkaufte, je nach Bedarf aufgetragen oder abgewischt.

Aber man lebt nur einmal! Eines Tages werden daher die Gitter vor „Meyer & Hecht, Antiquitäten", nicht wieder aufgezogen: das Personal ist entlassen, Herr Hecht auf Reisen gegangen.

Als er zurückkommt, sieht er etwas verknüllt aus, und vielleicht ist er wirklich ein wenig kleiner als früher. Mit kürzeren Schritten geht er in sein Café.

Er hat nämlich den Eindruck mitgebracht, daß die Eingänge zur Zukunft überall auf der Welt schon besetzt sind. Und auch die Tür zur Vergangenheit, die er so heftig ins Schloß warf, ist nun ein für allemal für ihn zu. Was bleibt? Politik? Das widert ihn an. Stammtisch? Kegelklub? — Gegenwartsbagatellen! Hecht braucht Zukunft!

Schließlich hört er, daß der deutsche Sprachverein für kommende Jahrhunderte allerlei vorhat und daß dort noch Sitze mit angeschlossenem Tätigkeitsfeld bereitstehen. Er macht einen Bierabend mit, sieht sich unter Studienräten, die nicht ohne Humor sind, und die es sogar mit ungedruckten Worten wagen, die Presse beim Ohr zu nehmen. Das gefällt ihm: er wird Mitglied.

Bald steht er inmitten blühender Vereinstätigkeit. Durch ihn werden Pensionsinhaberinnen schriftlich ersucht, ihre Betriebe „Fremdenheime" zu nennen, und wenn das nicht hilft, sucht er sie persönlich auf; Parfümerien bittet er inständig, sich als „Duftei" zu bezeichnen; abends nach dem sechsten Glas Bier beschwört er den Schatten Freiligraths und flucht ihm, als dem ersten, der das Fremdwortunwesen sogar in Versbereiche habe emporwuchern lassen; und zu noch etwas späterer Stunde ist er ab und zu in der Lage, dem Filialleiter der Deutschen Bank zu beweisen, daß man nach zehn Jahren ein völlig natürliches Bankdeutsch schreiben wird; etwa so: „Liebe Bank! Bitte schick 10000 (zehntausend) Mark deinem dich liebenden Hermann Hecht."

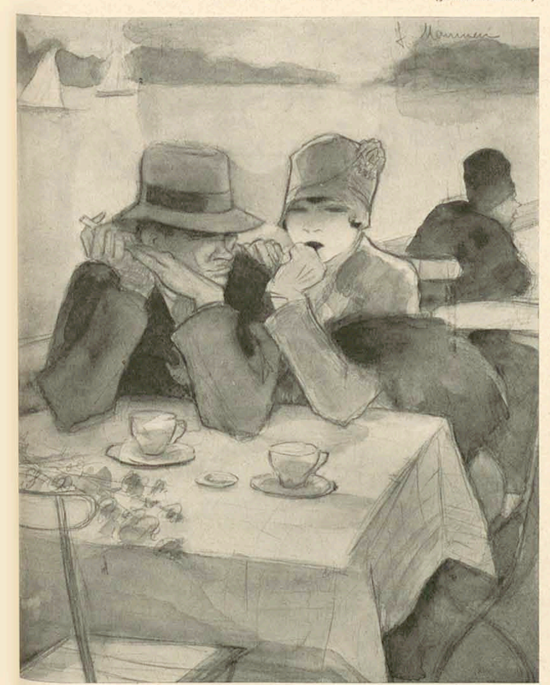
Den Aufwand für die Beweisführung bezahlt er am nächsten Vormittag mit der Überzeugung, daß es kultürlich (kulturell ist falsch) rings herum verzweifelt stehe und daß der Deutsche Sprachverein nur Arm in Arm mit den Behörden das Rennen machen könne.

Diese Institutionen (deutsch: Einrichtungen) sind ihm nachgerade sympathisch geworden. Behörden, merkt er jetzt, sind gar nicht so stolz, wie sie tun. Bitten sie doch den Deutschen Sprachverein um Wort- und Satzverbesserung ihrer Verbote und Vorschriften! (Wo kennt man sonst etwa Fälle behördlicher Demut?!) Zusammen mit Studienräten darf man in rote Tinte tauchen und entscheidend in den Wortlaut neuer Gesetze eingreifen, wobei es nachweislich in einem einzigen Fall zu einhundertundelf (sage und schreibe: 111) Fehlerverbesserungen gekommen ist — — —

(Schluß auf Seite 103)

Unschuld

(Jeanne Mammen)



„Und du hast also noch nie was mit einem Mann gehabt?“ — „Naa, aber heut' hab' i ganz zufällig a Zahnbürschtel eing'steckt.“

(Schluß von Seite 102)

Wahrhaft freundliche Gedanken widmet Hecht täglich der Eisenbahn. Ließ sie nicht unumstößliche Tatsache werden, daß kommende Jahrhunderte von Abteil, Bahnsteig, Fahrkarte sprechen werden, statt von Coupé, Perron, Billett?! Noch wogt allerdings der Kampf um den Fernsprecher — aber, na, wird schon noch werden! Hecht vertraut fest auf die Post!

Aber er sieht auch weite Lebensgebiete, wo Tafeln mit amtlichen Vorschriften leider nicht angebracht werden können. Wie, fragt er, sollen jene Fremdwörter ausgemerzt werden, auf die eine Behörde keinen Einfluß hat, weil sie nie in die Lage kommt, sie zu benutzen? Ohne behördlichen Beistand kann man nicht „Emporpflegling“ sagen, wenn man „Kulturmensch“ meint; und wer will durchsetzen, daß wir zum „Barter“ gehen statt zum Friseur?

Auf dem Umweg über die Académie Française gedenkt Hecht schließlich der deutschen Dichterakademie. Sollte es wohl dieser Behörde vorbehalten sein, weite Gebiete deutschen Lebens vom Fremdwort zu erlösen?

Am nächsten Vereinsabend beantragt er ein Bündnis zwischen ihr und dem Sprachverein; aber der Antrag wird abgelehnt, obwohl Hecht sich heiser redet. — Er beschließt, die Angelegenheit vom anderen Ende her zu betreiben, und steht nach einigen Tagen im Sitzungssaal der Dichterakademie. Hier muß er leider erfahren, daß sie, obwohl eine Behörde, doch nicht wirklich staatlich sei; daß ihre Mitglieder weder Gehalt in Händen, noch Pension am Horizont hätten und die Donnerkeile staatlicher Verbote und Vorschriften nicht auszuteilen vermöchten. Der Nachdruck sei auf „Dichter“ zu legen. Daher auch hätte das Beisammensein am grünen Tisch den Nebenzweck, den Akademikern die „produktive Pause“ im Dichten sozusagen automatisch zu sichern — — —

Hecht zieht sich zurück. Aus Zorn und Mitleid befreit ihn bewußter Sündenfall ins Fremdwort.

„Dichtervitrine“ stellt er fest.

Und er weiß: ein einziger Dichter, der unter einem Apfelbaum faulenzt, wäre ihm lieber als deren einunddreißig in einem Sitzungssaal. Aber auch jede echte rechte Behörde ist ihm viel.

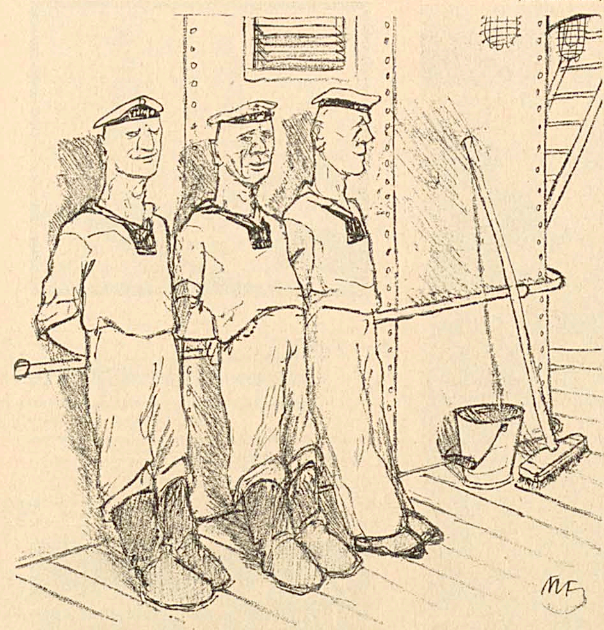
Am nächsten Tage treibt es ihn zum Kultusminister; und nach sechs Monaten hat Deutschland eine Dichterakademie, die Hechten ganz nach dem Herzen ist. Ihre Machtbefugnisse sind so groß, daß sie „begradigend“ jedem Staatsminister in den Wortschatz eingreifen darf; Straßenjungen, die das neue Jahrbuch der Akademie nicht in die „la mäng“ nehmen wollten, erhalten bis zu einem Monat Gefängnis bei Entwelschungsbuch, Wasser und Brot. In der Hauptkanzlei sitzen und schwitzen einunddreißig Dichterakademiker täglich von neun bis eins und drei bis sechs, beziehen Gehalt (bei Pensionsberechtigung), befehligen ein Beamtenheer! Eine gewaltige Kartothek sperrt jedes Wort in Einzelhaft so lange, bis seine deutsche Unschuld an den Tag kommt; andere Abteilungen dienen der Erzüchtung neuer Wörter und der Herstellung des Impfstoffes gegen Sprachseuche und Fremdwortpest. Spätestens jeden ersten März muß der Erwerb des neuen Jahrbuches im Paß des Staatsbürgers vermerkt sein; andernfalls erfolgt Maulkorbzwang. (Wieder mehr Lehrlinge im Sattlergewerbe!)

Und was treibt Hecht?

Vorschrift und Erlaß würzt, Medaille und Verdienstkreuz verschönt sein Leben; seine Büste steht im Kanzleihof und trägt erzenen Strahlenkranz. Zu Neujahr wechselt er mit Mussolini herzliche Grüße, und nur selten, sehr selten noch schweift er als Alpdruck durch eines Dichters Traum.

Mittelmeerfahrt der deutschen Flotte

(M. Frischmann)



„Det kostet das Reich nu wieder 'ne janze Stange Jold, daß ick hier vor den Völkerfrieden Propaganda mache!"

Das letzte Kapitel

Von Erich Kästner

Am 12. Juli des Jahres 2003
lief folgender Funkspruch rund um die Erde:
daß ein Bombengeschwader der Luftpolizei
die gesamte Menschheit ausrotten werde.

Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,
daß der Plan, endgültig Frieden zu stiften,
sich gar nicht anders verwirklichen läßt,
als alle Beteiligten zu vergiften.

Zu fliehen, wurde erklärt, habe keinen Zweck.
Nicht eine Seele dürfe am Leben bleiben.
Das neue Giftgas kriecht in jedes Versteck.
Und es sei nicht einmal nötig, sich selbst zu entleiben.

Am 13. Juli flogen von Boston eintausend
mit Gas und Bazillen beladene Flugzeuge fort
und vollbrachten, rund um den Globus sausend,
den von der Weltregierung befohlenen Mord.

Die Menschen krochen winselnd unter die Betten,
sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.
Das Gift hing gelb wie Wolken über den Städten.
Millionen Leichen lagen auf dem Asphalt.

Jeder dachte, er könne dem Tod entgehen.
Keiner entging dem Tod, und die Welt wurde leer.
Das Gift war überall. Es schlich wie auf Zehen.
Es lief die Wüsten entlang. Und es schwamm übers Meer.

Die Menschen lagen gebündelt wie faulende Garben.
Andre hingen wie Puppen zum Fenster heraus.
Die Tiere im Zoo schrien schrecklich, bevor sie starben.
Und langsam löschten die großen Hochöfen aus.

Dampfer schwankten im Meer, beladen mit Toten.
Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt.
Die Flugzeuge irrten, mit tausend toten Piloten,
unter dem Himmel und sanken brennend ins Feld.

Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht, was sie wollte.
Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.

Pazifismus

Man sprach vom Pazifismus. Ludendorff war dagegen.

„Ich habe meinen einzigen Sohn im Krieg verloren", klagte Frau von Freytag, „ist das nicht entsetzlich?"

„Gewiß", erwiderte Ludendorff, „der Tod eines einzelnen ist immer eine furchtbare Tatsache, aber hunderttausend Tote, das ist schon eine schöne Statistik."

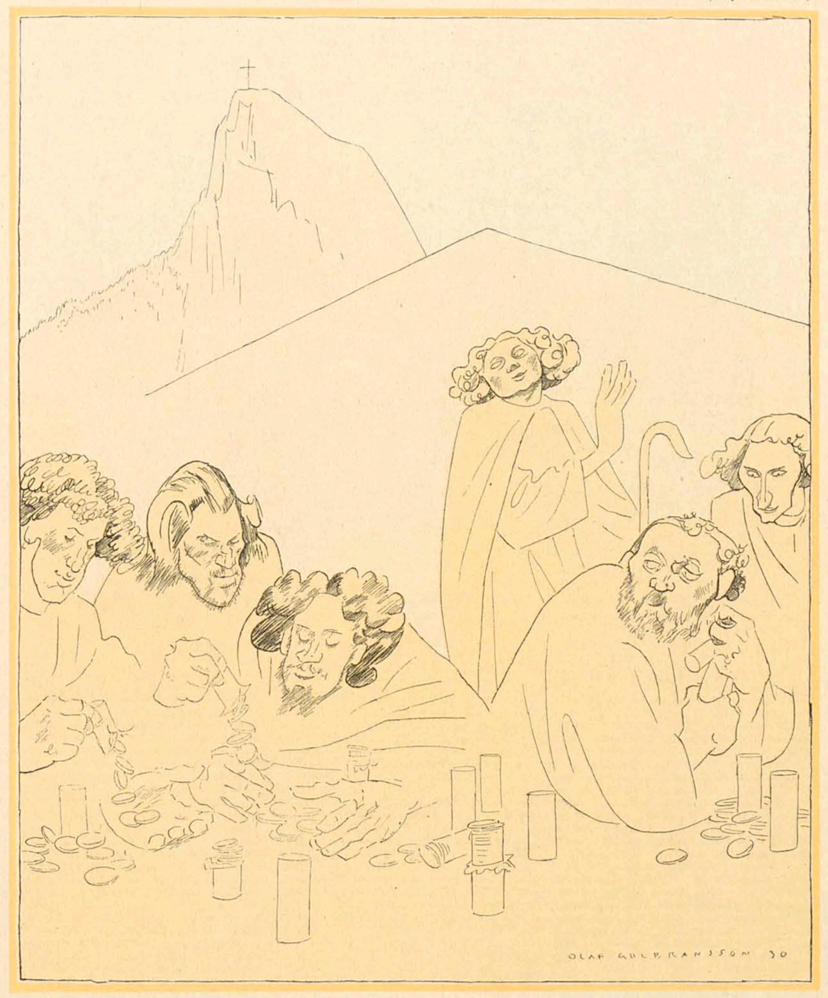
J. H. R.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Oberammergau

(Olaf Gulbransson)



Die Darsteller beim Rollenstudium

Lieber Simplicissimus!

Eine Münchner Zeitung bringt zu dem Thema „Beim Figaro von Oberammergau" folgende überraschende Offenbarungen:
Der Friseur, Herr Josef Mederer, hat schon bei den vorigen Passionsspielen den Haarschnitt überwacht. Der Berichterstatter fragte ihn, ob die Locken des Christusdarstellers gebrannt seien? „Aber wo denken Sie hin? Herr Lang läßt sich alle drei Wochen die Haare ein wenig schneiden, sonst geschieht aber nichts. Im Gegenteil, er ist besorgt, daß die Locken sich nicht zu sehr kräuseln. Jede Nacht setzt er eine Haube auf, damit die Haare bis zum Morgen wieder glatt liegen."
— Herrgöttle von Oberammergau, deine Sorgen möchte ein anderer haben! Wenn er so mit der Haube im Bett liegt und von seinem Gethsemane träumt: da mag ihm der Schweiß ausbrechen bei dem Gedanken, ob auch seine Haare glatt liegen werden.

T.

Der Liebling

Wohltätigkeitsakademie im Wiener Konzerthaussaal. Der Burgschauspieler B. hatte seine Vorträge kaum beendet, als er schon von einer begeisterten Verehrerschar — zumeist ziemlich männlichen Geschlechtes — umringt war.
„Da siehst du's wieder", sagte Leo Slezak zu einem Kollegen, „dieser B. hat einen ausgesprochenen homosex appeal!"

Spt.

Lokaltermin

(M. Frischmann)



„Ihr schlechtes Gewissen spricht nur zu deutlich aus dem guten Gewissen, das Sie aus schlechtem Gewissen geflissentlich zur Schau tragen!"

Der Mann, der mich ins Jenseits beförderte / Von André Poltzer

Der Mann, der mich, Oktavian Bulbach, ehemaligen Magistratsschreiber, ins Jenseits beförderte, hieß Struwik. Martin Struwik, Schuhmachermeister. Seine Werkstatt befand sich in der Dreifaltigkeitsgasse in einem kleinen Kellergewölbe. Dort hatte ich auch Struwik zum ersten Male erblickt. Ich war noch ein kleiner Junge, und meine selige Mutter — Gott segne ihr Andenken, sie hatte mir verziehen — schickte mich mit ihren Sonntagsschuhen, die sie beim Tode meines Vaters hatte anfertigen lassen, zur Witwe Wronack. Meister Wronack war kürzlich gestorben. An Lungenschwindsucht. Ich fand den neuen Gesellen an seiner Stelle. Martin war zu jener Zeit ein junger Bursche und seine Riesengestalt noch aufrecht. Er summte ein kleines Liedchen, das ich von wandernden Handwerksburschen schon gehört hatte und welches endete: „Und wir ziehen durchs Land, tiralala! Und hab'n einen lustigen Stand, tiralaho!"
Er griff nach den Schuhen meiner Mutter, und ich erschrak plötzlich heftig, denn ich hatte seine Hände erblickt. Hände, wie ich sie noch niemals gesehen. Erst später sah ich mal was Ähnliches. Es war eine Abbildung in einem dicken Buch des Schulmeisters. „Elefantiasis!" stand unter dem Bilde, glaub' ich.
Nie wieder brachte man mich dazu, das düstere Kellergewölbe der Witwe Wronack zu betreten. Traf ich manchmal unverhofft Struwik, wich ich ihm im weiten Bogen aus. Doch noch in der dritten Straße hörte ich ihn trällern: „Und hab'n einen lustigen Stand, tiralaho!"

Dann kam eine Zeit, wo niemand mehr den Schuhmacher singen hörte, das war von jenem merkwürdigen Tag an, wo Meister Struwik — er hatte inzwischen die Witwe Wronack geheiratet — nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen beim Morgengrauen heimkehrte. Er roch stark nach Branntwein und zählte mehrere nagelneue Banknoten in die Hand der verängstigten Meisterin. Sie mußte aus der nahen Destille einen halben Liter Schnaps holen, den Struwik gierig verschlang, um sich dann sofort auf das Bett zu werfen, wo er einen Tag und eine Nacht liegen blieb, verkrochen unter der grauen Wolldecke, denn die Daunen mit dem roten Überzug hatte er mit Grauen fortgeschleudert.
Die Frau hatte in dieser Zeit das große Bündel, das Struwik mit auf die Reise genommen hatte, geöffnet und den darin befindlichen Anzug gereinigt. Ja, mit dem ersten Mann ist Struwik nur schwer fertig geworden und hatte sich stark beschmutzt: töten ist eben nicht leicht. Das sage ich aus Erfahrung, denn auch meine Finger hat Menschenblut befleckt . . .
Die Kunden des Schuhmachers wurden jetzt immer seltener; man ging lieber eine Gasse weiter zu Huzulak, denn Meister Struwik war grimmig und bärbeißig geworden. Trotzdem zog die Not nicht in den Keller ein. Struwik verschwand mehrere Male im Jahre mit seinem großen Bündel, kehrte in wenigen Tagen zurück, und so roch es jeden Sonntag nach Schweinebraten in der kleinen Kellerwohnung.
Über meinen Gebeinen, getrennt von dem Schädel durch Meister Struwik, wuchs schon seit zwölf Jahren Unkraut, als jemand den Schuhmacher wieder singen hörte. Wenn auch noch schüchtern, doch ganz deutlich: „Und ziehen durchs Land, tiralala . . ." Er verstummte erst, als er sich beobachtet fühlte. Seine geheimnisvollen Reisen hatten jetzt aufgehört, er kaufte sich mit seinen Ersparnissen außerhalb der Stadt ein Häuschen mit einem kleinen Garten, wo man ihn während des Tages walten sah. Er kam nur selten in die Stadt, so an jedem Monatsanfang, um seine Rente zu holen. Denn er bekam eine kleine Pension, wie es einem Manne geziemte, der während fünfundzwanzig Jahren zu voller Befriedigung des Landesherren und der hohen Justiz das Amt eines Scharfrichters ausgeübt hatte.

Rückblick

Ich sehe hinter dem Grau heute Blau,
Und ich bin milder geworden.
Ich bin nicht mehr der junge Radau
Und wehe nicht mehr aus Norden.

Es kommen die Jüngsten auch mal dahin,
Wenn sie streng Zauderndes wagen,
Und fragen nach jedem „Wie ist . . .?"
dann: „Wie bin . . .?"
Und werden still Danke sagen.

Joachim Ringelnatz

Schnuller in allen Parteifarben vorrätig

In Sowjetrußland hat man einen Feldzug gegen das augenblicklich noch verbreitete Spielzeug eröffnet, das höchstens dazu tauge, gute Mütter und Väter im Sinne der Bourgeois heranzuziehen. Das Sowjetspielzeug müsse mit den Problemen des revolutionären Kampfes in Verbindung gebracht werden. Als Puppen solle man Karikaturen von Zaren, Kapitalisten, Priestern und Faschisten schenken. Auf jeden Fall soll das Kinderspielzeug politisch werden.

Wenn, wie es den Anschein hat, die Politik die Kinderstube erobert, wird die Spielzeugindustrie gut tun, sich rasch auf den neuen Bedarf umzustellen. Der kommende Katalog der Branche wird etwa so aussehen:

Unser reichhaltiges Lager ist allen fraktionellen Ansprüchen gewachsen. — Schnuller, Klappern und Hampelmänner in riesiger Auswahl und sämtlichen Parteifarben soeben eingetroffen.

Für Hakenkreuzkinder empfehlen wir unsere Weckrufe „Deutschland, erwache!" Ganz einfache, reizende und aufreizende Instrumente; können von jedem Kindermund mühelos geblasen werden, besondere Vorkenntnisse nicht nötig. Ludendorffe als Nußknacker, sehr beliebt; im Dutzend billiger. Rassen-Mischquartett à la Hitler: lehrreiches und lustiges Gesellschaftsspiel. Handgranaten mit starker Knallwirkung, beinahe geruchlos, für unsere Achtjährigen.

Für die kommunistische Kinderstube liefern wir billigst sozialdemokratische Polizeipräsidenten, garantiert zerreißbar. Gutgehender Artikel, auch bürgerblockseitig verwendbar.

Youngplan-Scheiterhaufen für deutschnationale Kinder, neu und effektvoll, starke Flammenwirkung, garantiert nicht feuergefährlich. Für gleiche Zwecke stachlige Hugenberge mit großem Mundstück; sofort lieferbar, hat drei Reden auf der Walze.

Die wohlerzogenen Kinder der guten alten Nationalliberalen spielen am liebsten mit der Drehscheibe; selbige gewährt ein hübsches, komfortables Weltbild.

Massive Zollmauern, stets erhöhbar, lassen kein polnisches Schwein durch; sehr unterhaltsam für die Großagrarierjugend.

Starker Mann aus Kautschuk, zum Aufblasen, sehr dehnbar, wird von den P. T. Eltern der Rechtskreise gern gekauft.

Für Stahlhelmkinder empfehlen wir das eiserne Würfelspiel in schwarzweißroter Ausführung.

Parteilose Nörglerkinder (schwer erziehbar) vertreiben sich die Zeit mit unserem wohltönenden Patentbrummkreisel.

Großes Abrüstungswettspiel, unverwüstlich, für unsere kleinen Paneuropäer, mit grenzen-loser Einheitslandkarte.

So, liebe Kinder, und nun könnt ihr schön artig spielen.

Nek

Europa und ihre Kinder

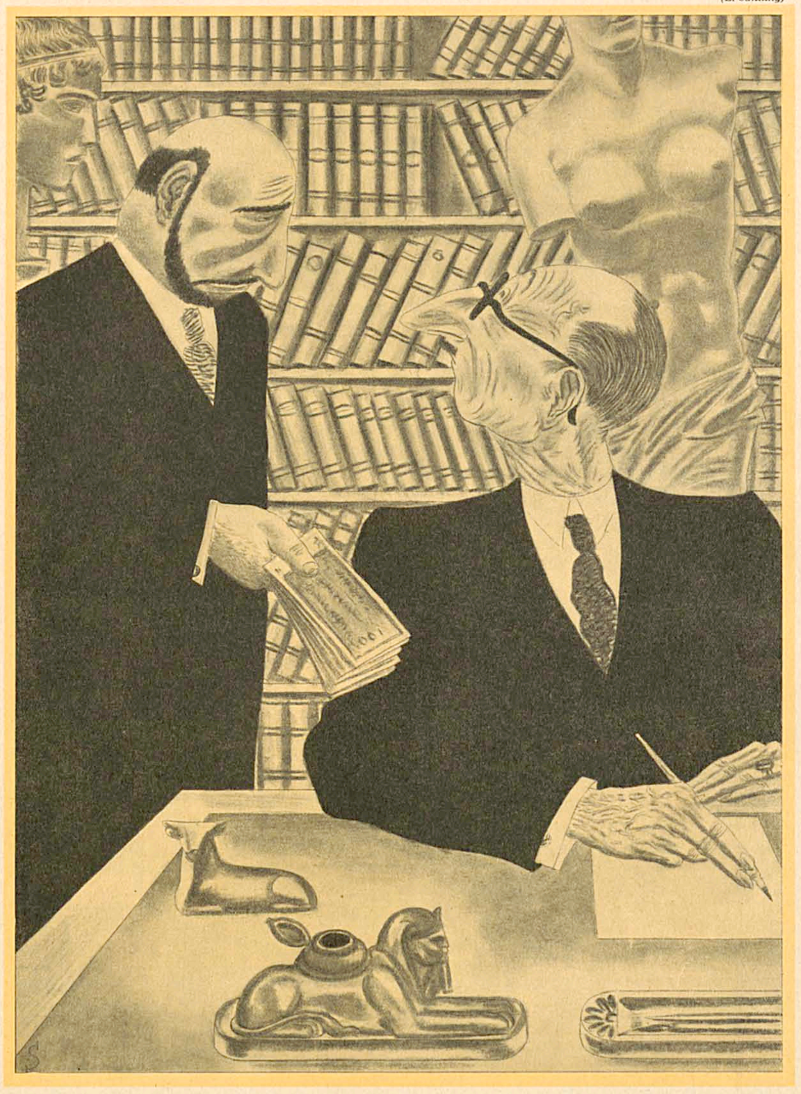
(Karl Arnold)



„So, Onkel Briand, der kleine Michel hat Ihren paneuropäischen Fragebogen schon ausgefüllt – die andern sind noch beim Soldatenspielen."

Nach den Pariser Bilderfälschungen

(E. Schilling)

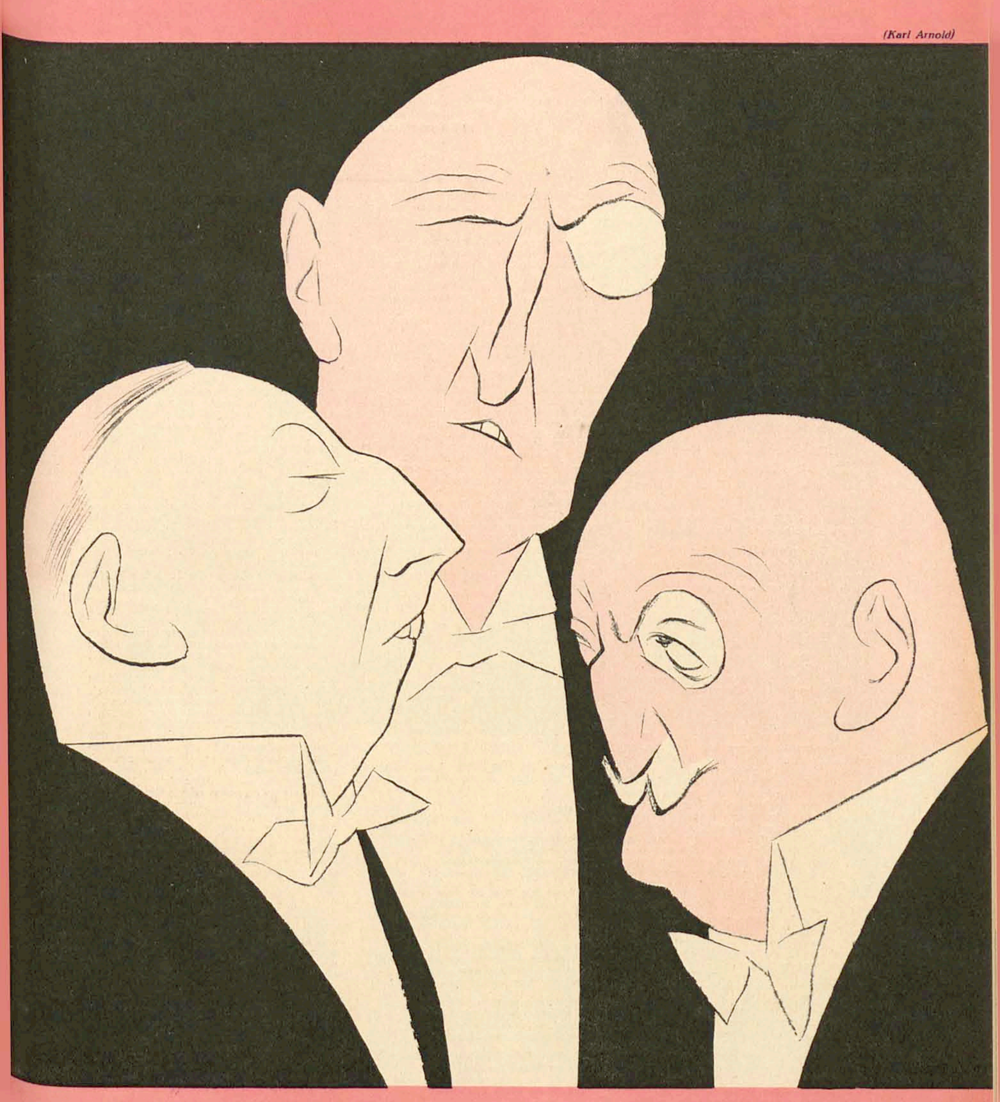


„Ich habe hier ein paar Tausendmarkscheine, Herr Professor, – geben Sie mir zur Sicherheit doch eine Expertise, daß sie echt sind!“

München, 2. Juni 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

(Karl Arnold)



Deutsche Diplomatie

„... nee, der kommt nicht als Botschafter in Frage — ein bürgerlicher Name schädigt das Ansehen der Republik!“

D e m o k r a t i e

*Seht ihr sie mit Filzpantoffeln
in der Sonne gehn?
Kinder, ist da nichts zu hoffeln,
kann da nichts geschehn?*

*Daß sie nicht so traurig latsche,
sondern fröhlich sei,
unsre deutsche demokratsche —
sagen wir Partei?*

*Daß sie nicht nur Bonbons lutsche
und im Nasloch bohr?
The'dor Wolff war jüngst beim Dutsche.
Psch — da geht was vor.*

*Ein Rezept hat er bekommen,
Theodor von Ben,
Eindruck hat er mitgenommen,
Druck bemerkt' er keen'.*

*Demokratisch sei und bleib er,
sprach Er — ungefähr —
aber eben nur betreib er
es „autoritär".*

*Wolff (im Schafspelz) hört' ihn flöten,
liebliches Geneck;
demokratisches Erröten,
Spucke blieb ihm weg.*

*Sinnend ist er heimgegangen,
doch nicht fröhlicher;
demokratischen Belangen
eint sich solches schwer.*

*Mit dem Auto rast der Dutsche —
tiefer Sinn, Humor! —
demokratisch schleicht die Kutsche
mit dem Pferd davor.*

Trim

Wie wir den tierischen Ernst bekämpften / Von Peter Scher

Ansprache an den Leser

Wissen Sie, was tierischer Ernst ist? Es ist die Fähigkeit der Mehrzahl aller Menschen, die Dinge ohne Belichtung zu sehn, das sture Vorsichhinrüsseln in eine von Heiterkeitsbakterien angefüllte Atmosphäre. Ein Beispiel: Wenn Sie in dieser Zeit einen Mann, der den Vollbart äußerlich nicht mehr zu tragen wagt, denselben vor aller Öffentlichkeit innerlich auskämmen und überdies die Forderung an die Umwelt erheben sehen — und sei es nur mit einem Blick —: Erkennt meine Würde an, denn ich bin Mitglied des Parlaments — — und nichts ist in Ihnen, das dieser Forderung den Ansatz eines Schmunzelns entgegenzubringen den Mut hat, dann haben Sie den tierischen Ernst.
Hunde, die sich in der Sonne flöhen, Katzen, die, von Eros überwältigt, auf Gartenzäunen musizieren, haben das. Aber stärker noch tritt der tierische Ernst — kurz T. E. genannt — bei Menschen in Aktion.
Wie wir, Big Plum und ich, diese greuliche Erscheinung mit Erfolg bekämpft haben, das soll hier zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes, das von den Auswüchsen des T. E. so viel zu leiden hat, an einigen Beispielen erläutert werden.

Der gesellige Abend

Fabrikant Mutzenbecher hatte uns eingeladen. Der Mutzenbechersche Kreis war uns bekannt, aber wir konnten nicht nein sagen, wir mußten hin. Die Villa, in jener englischen Gotik, deren bloßer Anblick Magenverstimmungen nach sich ziehen kann, war wegen ihrer Geselligkeit berühmt. Es gab gute Weine bei Mutzenbechers, man war musikalisch, Literatur wurde auch nicht abgelehnt; einmal im Jahr kaufte Mutzenbecher sogar ein billiges Bildchen, man muß das anerkennen.
Eine Stunde hatten wir hinter uns. Professor Knese hatte uns mit Teremins interessantem Versuch, Musik aus der Luft zu greifen, bekannt gemacht; man hatte von Negermusik gesprochen und wollte schließlich doch lieber bei der Neunten bleiben, die, man sage was man wolle, auch für Fabrikanten unumstößlich bleibe.
Ein anderer Professor, der schon lange auf der Lauer gelegen hatte, benutzte eine Pause, um sein Thema anzubringen. Er hatte, obgleich vermögend und nicht schlecht bezahlt, auf Kosten der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft eine Studienreise nach Japan gemacht und packte nun aus.
Eine ältliche Malerin, abenteuersüchtig und leicht mit Basedow behaftet, aber sonst von üppiger Daseinsfreude, riß ihm das Wort vom Munde. Der Phantasiearmut des Professors war es gegeben, die abenteuerlichsten Möglichkeiten durch knatternde Trockenheit der Schilderung aufreizend unwirksam zu gestalten. Die Gesellschaft assessoraler Männer und leicht mondäner Damen nahm die Blümlein aus dem Herbarium des Vortragenden mit gebührender Achtung entgegen.
Big Plum und ich hatten uns mit einer Pastorstochter, die wie ein Südseemädchen aussah und entsprechend tanzte, in einer benachbarten Ecke etabliert. Lili Mutzenbecher, die aus der Art geschlagene Tochter des Gastgebers, leitete energische Sektzufuhr in die Wege und setzte sich zu uns. Eine Weile hörten wir dem Geräusch der Geselligkeit von der anderen Seite noch zu, aber da knirschte Big Plum auf einmal mit den Zähnen, es war unverkennbar, daß er mit einem Kinnbackenkrampf kämpfte.
Wir sahen uns entschlossen an.
Als drüben eben wieder ein totgeborenes Abenteuer unter den Tisch fiel, begann ich mit resolutem Anlauf: „Weißt du noch, Big Plum, wie du in der 47. Straße den kleinen Gang mit dem Chinesen hattest?" — „Schweig", sagte Big Plum, aber seine Augen leuchteten auf, „erinnere mich nicht an die 47. Straße, Charlie!"
„Wie, Sie waren drüben — beide?" fuhr die Pastorstochter hoch — „erzählen Sie, bitte, bitte!"
Ich erzählte die Geschichte mit dem Chinesen. Eines Morgens, Big Plum war noch ganz grün in Amerika, kam wie üblich der Chinese Chang ins Zimmer gehuscht, um die Wäsche abzuholen; ich war nicht da. Big Plum sieht den Chinesen das Köfferchen nehmen und wie ein Tierchen hinauswitschen; er fährt mit Gebrüll auf, reißt sein Schießeisen aus der Tasche, stürzt hinterher und knallt los. Wir fanden den armen Chang wie ein Sieb durchlöchert — nichts mehr zu machen.
„Um Gottes willen!" schrie die Pastorstochter, von angenehmen Schauern überwältigt — „mehr, mehr!" Ihre Blicke auf Big Plum versprachen allerlei, aber er tat, als ob er ungehalten sei, daß ich ihn in die Lage gebracht hatte, solche Dinge preiszugeben.
„Daß du immer davon anfangen mußt!" sagte er schroff. „Wenn sie mehr hören wollen — erzähl' du!"
„Die Geschichte mit den Zigarrenkisten?" fragte ich scheinbar arglos. Big Plum fuhr auf: „Laß das, Charlie — ich will nichts davon hören, außerdem — —" Blick auf die Damen.
„Bitte, bitte, bitte!" flehte nun auch Lili Mutzenbecher, und wir sahen mit Genugtuung, daß der Kreis um den Professor, der unermüdlich weiter sein trockenes Stroh drosch, locker zu werden begann. Einige traten schon verstohlen zu uns über.
Ich sagte zu Big Plum: „Sei nicht so zimperlich, Alter! Heute können wir doch ruhig zugeben, daß wir drüben ein etwas rauhes Leben hatten. Die Sache ist nämlich die —", ich sah mich prüfend um, stockte, fuhr dann aber entschlossen fort — „eine Zeitlang saßen wir so auf dem Trocknen, daß wir von Whiskyschmuggel lebten — bis Big Plum seinen Beinschuß bekam — an der kanadischen Grenze —"
„Nun aber genug, ich will nicht, daß du davon sprichst!" Big Plum gebärdete sich so rabiat, daß die Damen ihm zureden mußten. Ich zuckte die Achseln: „Da kann ich höchstens die Geschichte mit der Negerin — —"
„Nein!" brüllte Big Plum, „die erst recht nicht."
„Bitte, bitte, bitte!" riefen nun auch die Herren beschwörend. Ich wollte nicht recht, da sprang Big Plum ein. „Gut", sagte er, „wenn es denn sein soll, will ich selbst erzählen — du warst immer etwas feig, Charlie.
Also wir hatten eines Tages wieder mal nichts zu beißen. Wir wohnten damals nahe am East River, auf der Straße lagen tote Katzen wochenlang herum, eine schöne Gegend. Als Bootlegger waren wir jämmerlich gescheitert — was tun! Wir wohnten bei einem gräulichen, alten Negerweib, einer Engelmacherin —"
„Wie bitte", fragte die Pastorstochter — „Engel —?"
„Das ist eine Dame, die beruflich Kinder tötet. Unsere Brotgeberin tat es mit ihnen, als sie noch so klein waren."
Big Plum hielt seine Hände etwa dreißig Zentimeter voneinander entfernt.
Die Zuhörer schüttelte kaltes Grauen. Sie betrachteten uns mit gesträubtem Haar; die Pastorstochter sah Big Plum mit einem rätselhaften Blick gierig an.
„Und Sie wußten das? Und was taten Sie?" fragte jemand mit bebender Stimme.
„Wir taten sie in Zigarrenkisten und warfen sie nachts in den River. Mein Gott, sie waren ja schon tot", sagte Big Plum.
Pause. Von drüben das Geplätscher des Professors, um den es sich bedeutend gelichtet hatte, wogegen wir schon ziemlich eingekeilt saßen.
„Entsetzlich!" sagte jemand.
„Wir verdienten ganz gut damit", fuhr Big Plum kaltblütig fort, „aber wir hatten zu wenig Zigarrenkisten und da — — o du Esel!" schrie er mit phosphoreszierenden Blicken auf mich dazwischen, „wenn ich daran denke, könnte ich dich heute noch ohrfeigen — da kommt dieser Mensch auf die Idee, ein Zigarrengeschäft zu eröffnen —"
„Wie denn?" fragte ein offenbar geschäftskundiger Herr, „bloß um mehr Zigarrenkisten für die — äh — für die Engel — —?"
„Bloß dafür!" schrie Big Plum wütend — „es rentierte sich nicht mehr, die Spesen waren zu hoch, das Zigarrengeschäft hat uns ruiniert."
Ich bat ihn, sich zu mäßigen; es sei ja doch alles längst vorbei. Da gab er mir versöhnlich die Hand, und wir sprachen eine Zeitlang von anderen Dingen.
Die Gesellschaft sah uns mit merkwürdigen Blicken an. Wir waren ihr nicht direkt sympathisch, das merkten wir wohl, aber sie konnte dennoch nicht von uns lassen. Die Pastorstochter und Lili hatten hektische Bäckchen; sie wollten, daß wir noch ein bißchen erzählen sollten.
Der Professor drüben hatte nur noch die

Vorzüge der Korruption

***Menschen, die geschäftlich tätig,
setzen leider zu der Ethik
und dem Paragraphenbuch
häufig sich in Widerspruch.***

***Nimmt der Staat sie dann am Wickel,
so entstehn die Leitartikel,
die man gern und schaudernd liest,
weil man selbst moralisch ist.***

***Wie denn jedes Fäulniszeichen
(Notzucht, Lustmord und dergleichen),
breit gewalzt und unverkürzt,
uns den Morgenkaffee würzt.***

***Ist drum einerseits natürlich
Korruption höchst ungebührlich,
wirkt sie doch auch andrerseits
auf uns selbst als Doppelreiz:***

***Erstens gibt sie unsrer Ethik
steten Anlaß zur Athletik;
zweitens — was vielleicht suspekt —
schafft sie einen Lustaffekt.***

Ratatöskr

Korruptionitis

(E. Schilling)

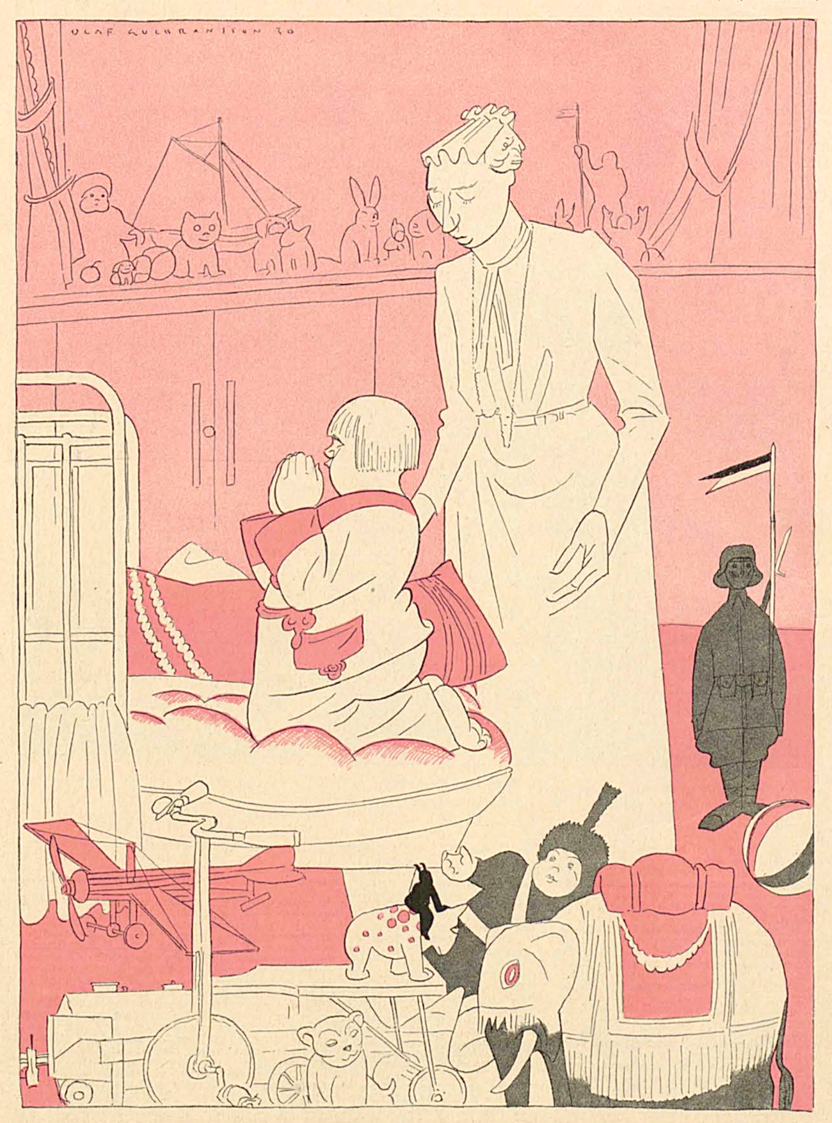


„Du tust auch gar nichts für deine Familie. Ein Mann in deiner Stellung – und noch nicht mal ein paar lumpige hunderttausend Mark beiseitegebracht!“

ältliche Malerin mit dem Basedow: er war gekränkt und warf grünliche Blicke nach unserer Ecke.
Big Plum und ich sahen uns an. Der Höhepunkt war doch wohl noch nicht erreicht; wir mußten noch einmal ins Geschirr.
Ich begann: „Erinnerst du dich an den alten Low Rice?“
„Der alte Low Rice —“, erwiderte Big Plum sinnend, mit einem in sich gekehrten Blick.
„Erzählen, erzählen!“ schrie die Gesellschaft.
„Soll ich die Geschichte mit der Locke —?“ fragte ich.
Big Plum sagte finster: „Untersteh dich — wir sind hier in — du weißt wohl nicht, wo du bist —!“
Aber da wollten alle keineswegs zimperlich und vornehm sein.
„Sie befinden sich unter Menschen, die alles verstehen“, sagte ein fetter alter Herr, dem das Wasser aus den Mundwinkeln troff.
„Bitte, bitte, bitte!“ riefen die Damen.
„Erzähl du, old boy“, sagte ich.
„Nein du — du hast angefangen“, zierte sich er.
Nun denn, so erzählten wir abwechselnd, bald einander ergänzend, bald zögernd, die Geschichte vom alten Low Rice und der schönen Mabel, die eine Locke ihr eigen nannte, deren Farbenpracht unbeschreiblich war.
Ich hatte den alten Low Rice in einem Spielklub kennengelernt, hatte ihn gründlich gerupft und dadurch sein Vertrauen gewonnen. Er beauftragte mich, Mabel die bewußte Locke zu rauben. Die Belohnung sollte fürstlich sein. Wieder waren wir einmal ganz auf dem Hund, Big Plum und ich, wir gingen mit Todesverachtung an die Sache, es war eine glorreiche Angelegenheit.
Wie wir Mabel verfolgten, wie wir ihren Chauffeur mit der Maske chloroformierten, wie wir Mabel in einen Chinesenkeller verschleppten — das alles im einzelnen zu erzählen, würde zu weit führen. Genug, wir hatten sie im Keller. Big Plum stand mit der Schere bereit, Mabel schäumte vor Zorn, Big Plum wollte, ich solle den verhängnisvollen Schnitt tun; ich weigerte mich feige und schob die Tat ihm zu, da entschloß er sich — die hohe Belohnung des alten Low Rice ließ jedes Bedenken schwinden, er trat auf Mabel zu, die Schere klappte, ein Schrei aus Mabels Mund: „Verflucht, mein Bein!“
Hier stockte die Erzählung.
Die Pastorstochter hielt den Atem an und jemand fragte bestürzt: „Bein —?!“
„Ja, das waren merkwürdige Dinge, die man nicht nach dem heutigen Moralbegriff beurteilen darf“, fiel Big Plum mit fester Stimme rasch ein, „wie man's auch nimmt, Amerika ist ein rauhes Land.“
Die Gesellschaft war nachdenklich geworden. Die Erzählung unseres Konkurrenten von der anderen Seite war nun ganz versickert. Irgend etwas schien nicht zu stimmen. Man trennte sich nach einiger Zeit mit betretenen Mienen. Fabrikant Mutzenbecher untersagte Lili jeden weiteren Verkehr mit uns. Big Plum erhielt leidenschaftliche Zuschriften von der Pastorstochter, und es entwickelte sich Erfreuliches daraus.
Bei Mutzenbechers wurden wir nicht wieder eingeladen.

Vaterunser

(Olaf Gulbransson)



„... denn den Reichen ist die Macht und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.“

Von Trunkenheit und Trinkern

Mancher wird schon nach drei Gläsern laut,
die ihm mächtig aus dem Halse brüllen,
und fängt an zu wüten oder weinen.
Diesen muß man möglichst randvoll füllen,
bis er überfließt und deliriert und um sich haut.
Darauf übergibt man ihn den Seinen.

Jenen dahingegen, welcher schluckzessive aus der Flasche trinkt,
kettenraucht und sanft verglast in sich hineinhört,
bis er plötzlich wegsackt und versinkt:
Jenen, sag' ich, muß man gut verstecken
und ihn ungestört
rülpsen lassen und die Galle schmecken.

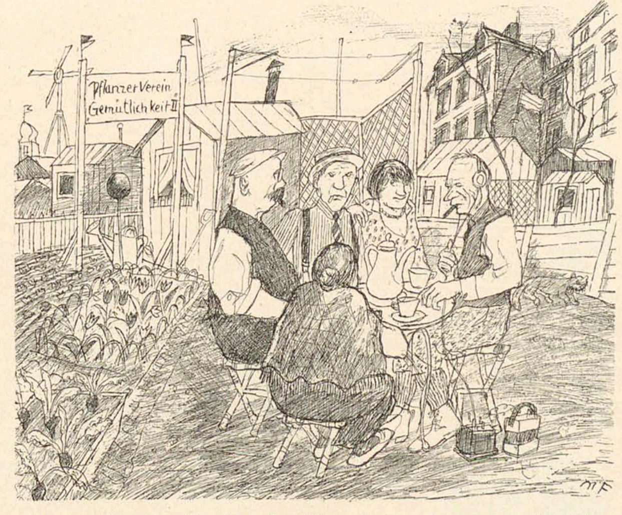
Wieder andre gibt es, die sich ihres Selbst entkleiden:
von der Krawatte übern Sockenhalter bis aufs Hemd.
Es ist wohl so, daß sie an Wickelschnurkomplexen leiden:
sie fühlen sich in ihrem bürgerlichen Anzug fremd!

Aber solche, sehn Sie, gibt es selten:
brüderliche Trinker, die einander gelten
lassen mit viel Liebe, aber ohne Sprüche, ohne Sauerkohl.
Die an einem Tisch mit Bruder Alkohol
hin und wieder rote Nächte morgenwärts durchfeuchten,
bis die Würmer sachte krabbeln im Gehirn und die heißen Stirnen leuchten!

Alfred Pabst

Volksbildung auf Anteile

(M. Frischmann)



„So, meen ‚Kurs der Säuglingspflege' is zu Ende, und wen von euch trifft nu heute die Märchentante?"

Besuch in der Laubenkolonie

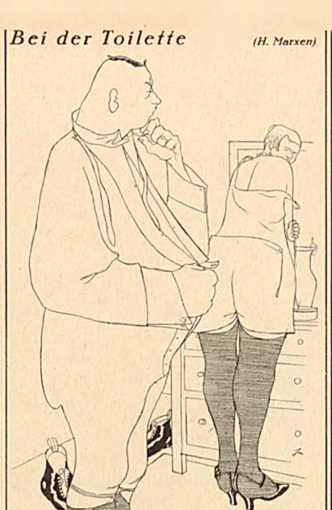
Von Max Marschall

Anfang Mai war es, als ich mit einem riesigen Paket, das meine Frau zusammengestellt hatte, eine Reise nach Berlin N zur Laubenkolonie Nordkap antreten mußte, Vater Schinkemann zu besuchen.
Vater Schinkemann, unser früherer Portier, damals schon hoher Sechziger, jetzt Rentenempfänger von Beruf, erwartete von seiner jungen Frau das zweite Kind und hatte einen diesbezüglichen vertraulichen Brief an meine Frau geschrieben. Ich war einigermaßen neugierig, Schinkemann in seiner Eigenschaft als jungen Ehemann und Vater zu sehen; seine erste Frau war kaum ein Jahr tot, als wir hörten, daß er sich nochmals eine neue und sogar ganz jugendliche Gemahlin zugelegt hatte.
Am Eingang der Laubenkolonie, die mit Fahnen und Papiergirlanden festlich geschmückt war, stand ein ungefähr sechzehn Jahr alter, etwas vermickert aussehender Jüngling mit Sweater und Sportmütze.
„Soll ick Ihn det Paket 'n bißken traren?" fragte er mich, „ick bin jrade sehr empfänglich forn paar Jroschen."
„Nanu?" fragte ich, „gestern erst Lohntag und schon wieder klamm?"
„Wissen Se, wenn ma Mutta za Hause det Kostjeld abjeknöppt hat, bleibt jrade so ville, det man sich mal orndlich vollsaufen kann."
„Aber, junger Mann, in Ihrem Alter sollten Sie lieber schlafen, statt saufen."
„Mensch, det isset ja jrade. Sie jloben janich, wie fein ick schlafe, wenn ick so richtig voll bin, denn, Finger in'n Hals, orndlich ausjekotzt, un denn rin in de Penne, ick sare Ihn, denn schlafe ick wie von de Amme jekitzelt."
Ich verließ das Thema: „Wo wohnt denn Vater Schinkemann?" fragte ich.
„Ach, der junge Vater mit den weißen Lockenkopp?, komm Se man, der jeht mit sein Justav-Adolf spazieren, na det is erst ne Nummer, sar ick Ihn, Wasserkopp un O-Beene, det so'n kleener Hanemag durchfahren kann."
Nach einer kurzen Wanderung stießen wir auf Vater Schinkemann und seinen Gustav-Adolf. Frisch und munter, mit weißgelocktem Kopf und vergnügt lächelnden Äuglein im rosigen Gesicht empfing mich der rüstige Greis. Mit dem Wasserkopf hatte der Jüngling etwas übertrieben, aber die O-Beine von Gustav-Adolf übertrafen tatsächlich auch die hochgespanntesten Erwartungen. Wie das Kind mit diesen Beinen überhaupt laufen konnte, war mir ein Rätsel; aber es lief.
Vater Schinkemann war eben dabei, einen Lobgesang auf dies erste Produkt seiner neuen Ehe anzustimmen, als zwei junge Frauen auf der Bildfläche erschienen, beide mit wundervoll ondulierten Bubiköpfen, beide anscheinend gleichaltrig und beide im Stadium eines hochgradigen Verheiratetseins. Ich blickte ziemlich ratlos, da sprang Vater Schinkemann ein.
„Die Braune da det is meine Emilie, und die Blonde is meine Dochter von meine erste."
„Auch verheiratet?" fragte ich mit einem Blick auf die Damen.
„Det nu jrade nich, aber so jut wie valobt, nich, Lotte?"
Jetzt legte die blonde Lotte los.
„Jawoll, valobt, Pustekuchen, der Lausekerl hat sich ooch wieder dinne jemacht, det is nu det zweetemal, det ick uff den Zimt rinjefallen bin. Ick frare Ihn bloß, vaehrter Herr, wie soll en Mächen heutzudage anständig bleiben, man kennt so'n Mann kaum drei Dage, jleich will a seine Ordnung haben, un is et denn so weit, denn heidi, türmt er. Ick habe jetzt de Neese pleng von de Männer, mir soll bloß noch eener kommen von wejen un so, denn stoßt er aber bei mir uff Stacheldraht wie bei de eiserne Jungfrau von Orlejang, det kann 'k Ihn flüstern."
Lotte verschwand hierauf in der Laube. —
„Na ja", sagte Vater Schinkemann, „Pech hat ja nu det Mächen."
„Wie alt sind Sie denn eigentlich?" fragte ich Vater Schinkemann.
„Siebzig jeworden, jeehrter Herr."
„Na", sagte ich, „da sollten Sie doch auch mal Schluß machen."
„Aber, jeehrter Herr, wer kann vor seine Jefühle? Un sehn Se mal, jeehrter Herr, is det nich eijentlich sehr scheen, so mit det eene Been steh ick so beinah schon im Jrabe, un mit det andere schenk ich dem Leben neues Leben."
Er vollführte zur Veranschaulichung dieses geradezu grandiosen Bildes einige Tanzbewegungen. Mir blieb sozusagen einfach die Spucke weg, ich konnte Vater Schinkemann nur noch stumm die Hand schütteln und mich auf den Heimweg machen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**: das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Bei der Toilette

(H. Marxen)



„Du, Emma, eben habe ich meinen Kragenknopf verschluckt!" — „Na, denn weißte wenigstens endlich mal, wo er ist!"

Dichter

Emil Ludwig und André Maurois haben sich nach langen Verhandlungen geeinigt. Da es sich bei dieser Einigung um internationale Rohstoffverteilung handelt, hat bei diesem Handel Loucheur die Hand im Spiele gehabt. Der Inhalt der vorläufig auf zehn Jahre in Aussicht genommenen Verständigung zwischen den großen Heroendarstellern diesseits und jenseits des Rheins ist folgender: André hat Emil jedesmal, ehe er einem berühmten Verstorbenen das Maß nehmen will, und Emil hat André, sooft er sich anschickt, seinen Stoffsaugern einen Helden zur Rohbearbeitung zu übergeben, das Vorfabrikationsrecht anzubieten.

Derzeit nimmt Emil schon auf Grund des neuen Vertrages zu Mohammed, André zu Dschinghiskhan Stellung. Wenn Emil ablehnt, fällt Mohammed an André, wenn André ablehnt, Dschinghiskhan an Emil zurück. Wenn in Verletzung des geschlossenen Vertrages dennoch beide Dichter denselben Stoff fertigstellen, ohne sich vorher verständigt zu haben oder trotz erfolgter Ablehnung, so hat ein Schiedsrichter (Loucheur) darüber zu entscheiden, wessen Bearbeitung und unter welchem der beiden Namen sie zu erscheinen habe.

Die Notwendigkeit für die beiden Meister, sich über die Zuteilung der dem andern ebenso ausgelieferten Helden der Literatur und Geschichte aller Zeiten und Länder zu einigen, hatte sich schon vor einiger Zeit dringend herausgestellt. Noch war seinerzeit André damit befaßt, in einer zweibändigen Arbeit den Ruhm des Erlösers weiteren Kreisen zu vermitteln, als eines Tages, und zwar unmittelbar nach der ersten Ankündigung, der Menschensohn von Emil Werdegang und Bedeutung dieser historischen Figur vorzeitig bekanntmachte. Racheschnaubend wandte sich André der Erscheinung Disraelis zu, in seiner Seele ahnend, daß Emil unmöglich an dieser werde vorbeigehen können. Er legte im Handumdrehen das Buch „Disraeli" allen Sortimenten Englands, Deutschlands und Frankreichs auf den Tisch. Tatsächlich war es ihm diesmal durch größere Fixigkeit und Zuvorkommen gelungen, Emilen, der Disraeli erst für das Frühjahr 1932 vorgemerkt hatte, diesen wegzuschnappen. Da aber die Rache Emils nun drohte, da es André unvermeidlich dünkte, der raschere Emil würde sich, ehe viel Zeit vergeht, an dem längst fälligen und durch Edschmid nur unvollkommen konsumierten Byron vergreifen, so entschloß er sich, durch Fühlungnahme mit dem Rivalen die Interessensphären für die Zukunft im vorhinein abzugrenzen. (Schluß auf Seite 115)

(Schluß von Seite 114)

Die Formel der Einigung war nicht leicht zu finden. Loucheur hatte angeregt, die Teilung nach Kulturkreisen und Zeitaltern vorzunehmen. Auf das Altertum schien André anfangs keinen besondern Wert zu legen. Aber keiner der beiden Interessenten wollte ganz auf das Mittelalter verzichten. Der Grenzfall Kolumbus war um die Zeit der Verhandlungen noch nicht durch die allerdings jeder rechtlichen Grundlage entbehrende Besitzergreifung Jakob Wassermanns gegenstandslos geworden. Emil wollte auch nicht zugeben, daß das Dazwischenliegen der Völkerwanderung den von seinem Büro schon skizzierten Justinian aus dem ihm vorbehaltenen Altertum herauseskamotiere. Er verlangte compensando Rudolf von Habsburg, indem er bereit war, Numa Pompilius seinem Vertragsgegner herauszugeben. Man kam nicht vorwärts. Alexander der Große mußte aus den Verhandlungen ausgeschieden werden. Auch hinsichtlich Jehovas und Heinrich Heines kam man zu keiner Einigung.
Loucheur steckte um. Er fand die Einigungsgrundlage der wechselseitigen Option nach dem Muster des deutsch-französischen Stickstoffabkommens. Lebendige unterliegen einem besonderen Verfahren. Mussolini entscheidet selbst, welchem der beiden Meister sein Porträt anheimfällt.

Walther Rode

Lieber Simplicissimus!

Endlich ist auch die Konfektion zur neuen Sachlichkeit übergegangen. Sie verwendet jetzt zum Dienst am Kunden die naturgetreu nachgebildeten, markanten Gestalten berühmter Männer, die im Schaufenster dem geschätzten Publikum den guten Sitz der Sakkos, Fracks und Mäntel vorzuführen haben. Kürzlich trat mir aus einer Spiegelscheibe, erschreckend ähnlich und die großen Goetheaugen weit aufgerissen, Gerhart Hauptmann in funkelnagelneuen Knickerbockers entgegen. Und in der Hand trug er ein Pappschild: „Billig, aber unverwüstlich!"

Kriegsmaske

(J. Fenneker)



„Nein, lieber Mann, in das Gesicht müssen Sie mehr Gefühlsleben und in die Frisur mehr Leidenschaft hineinarbeiten!"

Heißer Dank an eene scheene Seele von een armet Aas

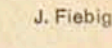
Als ick jrad in meene Kammer
dachte, wat et doch for 'n Jammer
mit det Menschendasein is —
kam, ach Jotte, wie een Engel,
halt dir fest, du fällst vom Stengel,
jemand, der det Pulver brachte.
Ach, durch meenen Montagsschiß
jing's partout jleich wie een Riß,
der mir uff die Beene brachte!

Mensch, da war 'k so war ick lebe,
in's Jemiete janz jeriehrt.
Honorar for nischt und jarnischt
is mir, Jott, noch nie passiert.

Sowat bin ick nicht jeweent.
Meerschtens arbeit' man zeitlebens,
und denn is et doch vajebens,
und du hast's so jut jemeent!!!

Nee, wat hebt son warmer Fraß
det Jemiet bei 'n armet Aas!
Und ooch for det Seelenleben
kann et koom wat Besseres jeben.
Uff meen Wort — ick war Kommuniste!
Anders is jedoch die Kiste,
fiehl ick mir mit Kapital!

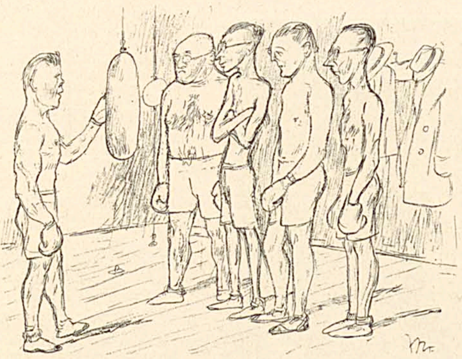
Sei bedankt, jeliebtet Wesen,
für die rasch vafreßnen Spesen.
Bin ick später mal beriehmt,
dann verewig 'k unvabliehmt
deine scheene Seele, Kind — — —
Doch wat biste bloß forn Rind!!!!
Wiedakriegen tuste heechstens,
wenn mir 'ne Idee erfaßt,
die zu scheenem Wort verdichtet,
von Kollejen nich vernichtet
in det Sonntagsblatt erscheent,
so jemietvoll, dat man weent . . .
Dann, Jeliebte, siehste wieda
baret Jeld und keene Lieda!!



J. Fiebig

Ansprache

(M. Frischmann)



„Meine Herrn, mir jilt ooch der jeistige Arbeiter als Mensch, wenn er bloß 'nen richtigen Kinnhaken zu landen versteht!“

Phantom Foster / Von Maré Stahl

Immer stehen eine Menge Menschen um den Schacht des Untergrundbahnbaues. Sie starren gebannt durch das Balkengewirr wie durch das Gerippe eines Riesenwales in die gähnende Tiefe, wo zehn Männer Eisenschienen und Eisenträger schleppen, wie zehn Ameisen hintereinander an einer Riesenraupe.

Einige der Zuschauer rücken im Takt die dürren Schulterblätter mit, wenn die da unten Hei — ho! schreien, wenn sie die Last abwerfen. Und so etwas gibt es: sie beneiden die andern um das Schleppen der schweren Träger. Sie stehen da, ohne Hut, den zerrissenen Rock über der nackten Brust zugeknöpft, und sehen mit hungrigen und neidischen Augen die Schinderei der Kameraden an.

Ja, es ist ein großes Glück, Eisenträger schleppen zu dürfen. Man braucht dazu kräftige Schultern und kräftige Arme. Eine Nase braucht man dazu nicht. Was sollte man wohl damit? Gase riechen oder Abwasser?

Foster hat keine Nase. Er, der letzte der zehn menschlichen Ameisen da unten, hält den Kopf nie zum Publikum, sondern stets in die Tiefe des Schachtes gewendet.

Foster hat keine Nase. Er hat auch keine Augen und keinen Mund, wenigstens nichts, was man mit diesen Worten bezeichnen könnte. Da sind nur Löcher, einfach Löcher. Zwei Sehschlitze, zwei Riechschlitze und ein Freßschlitz. Alles, was einst Fosters Gesicht ausmachte, hat eine französische Granate wegrasiert.

Foster lebt unter der Erde. Er lebt wie ein Kaninchen im Bau, nein, wie eine Ratte, er wühlt in der Erde und kennt nur Nacht. Er schläft in irgendeinem Loch, weiß Gott, wo er ißt. Er könnte es sich leisten, zu essen und zu schlafen, ein Luxus, den nicht jeder kennt. Aber so ist es eben, er kann von diesem Luxus keinen Gebrauch machen.

Er ist der letzte Mann in der Reihe, keiner der anderen dreht sich nach ihm um.

Ein junger Ingenieur hat Foster engagiert. Er hatte selbst nur einen Arm und reihte Foster unter die andern ein. Ohne daß Foster etwas sagte, steckte er ihn in das dunkelste Dunkel; aber der Bau wächst, und allmählich steigen die menschlichen Maulwürfe ans Licht.

Die Leute sehen gebannt in das Labyrinth von Trägern und Balken, Rammen, Kränen und Gebläsen. Eine weise Kraft hat das alles geordnet. Aber manchmal versagt die weise Kraft, die Hunderte von Tonnen auf Lagern von Handtellergröße balanciert. Dann rutscht eine Wand, kippt ein Träger, und einige zappelnde Menschenameisen liegen da, zerquetscht und plattgedrückt. Das nennt man dann ein Bauunglück, und da das täglich passiert, kann man kein großes Aufheben davon machen. Mörtel muß scheinbar mit Menschenblut angerührt werden, damit er fester hält. Im Mittelalter mauerte man deshalb neugeborene Kinder in Tore und Türme.

Das tut man natürlich heute nicht mehr, denn wir leben in einer humanen Zeit.

Aber eines Tages ist der junge Ingenieur fort, und an seine Stelle kommt ein forscher Herr, der zuerst einmal eine Neuordnung aller Dinge einführen muß. Der Bau ist nicht zur Zeit fertig geworden, das lag an der Schlamperei und dem Humanitätsdusel des Jungen. Hier darf eben das Material nicht geschont werden, denn der Bau muß fertig werden. Das Material sind die Ameisen.

Zuerst wird jeder mal an seinen richtigen Platz gestellt, und Foster wird herausgeholt, da der forsche Herr hört, daß er einmal Maschinenbauer gewesen ist. Foster hat etwas darauf geantwortet, aber er bewegte nur die Zunge hinter den Zähnen, das kann man nämlich sehen, und der joviale Herr hat ein wenig mit Foster gescherzt. Man kann nicht sagen, was Foster dazu sagte, denn es ist unmöglich festzustellen, ob Foster weint, lacht, traurig oder böse ist.

Foster bekommt höheren Lohn, braucht nur auf eine Kurbel zu drücken und den plumpen Kran hin und her zu dirigieren.

Er steht auf dem Kran in der grellen Sonne. Es ist eine leichte Arbeit.

Die Leute stehen in dichten Scharen und starren auf den Greifer, der herabstößt, seine furchtbaren Kiefer in den Kiesberg schlägt und sich vollkröpft. Es ist sehr interessant, zuzusehen, wie er dann, noch schwankend von der Wollust des Fressens, heraufgetaumelt und sein Maulvoll in einen Lastwagen speit.

Heute sieht niemand auf den Kran. Aller Augen hängen an Fosters Fratze, die aus der Luke des Kranhäuschens starrt.

Niemand kann sagen, ob Foster sie sieht; wer kann seine Augen kontrollieren?

Ab und zu schleicht einer weg aus der Menge, und ein neuer tritt an seinen Platz und starrt auf Foster, wie das Kind auf die Schlange.

Foster steht und bewegt sich nicht.

Er arbeitet präzise und genau, wie der forsche Herr es sich gedacht hat. Es ist ja leichte Arbeit für ihn als Fachmann.

Der Kran bewegt sich, die Trossen rasseln, der Greifer stürzt los, macht eine Vierteldrehung und speit den Inhalt aus. Das dauert jedesmal zwei Minuten.

Das geht so unaufhörlich. Die Menschen starren, der Kran stöhnt, zittert vor Gier, frißt sich voll und entschwebt.

Aber niemand folgt ihm mit den Augen. Alle Blicke haben sich an Fosters Scheußlichkeit festgesaugt. Grauen und Abscheu steht in allen Gesichtern und eine wilde Sensationsgier. Großer Gott, so etwas Ekelhaftes sieht man nicht alle Tage.

So geht es stundenlang.

Aber auf einmal brüllt etwas auf. Gellende Schreie antworten, Kreischen in Todesnot.

Der Kran hat seine Richtung geändert. Der furchtbare Greifer ist in die Menge gestürzt wie eine wilde Bestie, die aus dem Kerker bricht.

Der Kran steht still.

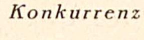
Fosters Gesicht starrt aus dem Kranhaus. Niemand kann sagen, wohin er blickt.

Österreichs Welterfolg

(Wilhelm Schulz)



„Der Jazz ist tot – es lebe der Straußsche Walzer!“



(Josef Sauer)



„Sixt, Frau, da müassat ja i glatt no zwoa Athleten ei'stell'n, bal i bei die Amerikanerinnen gegen Oberammergau aufkemma wollt!"

Zirkuswagen

Sechs Wagen rollen an. Und eines Abends
wieder ab.
Manchmal hört dieser oder jener einen Schrei.
Rein atmosphärisch gleichen alle einem Grab.
In sechs Wagen schläft man ein und aus und bei.

Viele Bilder ehemaliger Kollegen
hängen an den Wänden und verstauben
neben primitiv gerahmten Gottessegen.
Keinem kam noch die Idee, an Gott zu glauben.

Aus dem einen Wagen ist vor kurzer Zeit
die jugendliche, blonde Tänzerin entwichen.
Sechs Wagen wissen mancherlei um Lust und Leid
und sind von außen alle rosa angestrichen.

Erich Ruschkewitz

Kleine Geschichte

Der schöne Kurt war im achten Semester von Göttingen nach Leipzig gekommen. Er fand eine Bude in der Mozartstraße bei der jungverwitweten Frau Dagmar Schmidt, geborenen Erikson aus Dalarne in Schweden.
Nach drei Tagen war Kurt verliebt bis zur Tollheit. Doch gegen alle historische und Leipziger Tradition widerstand Brunhilde auch den stürmischsten Werbungen des blonden Siegfried.
Da kam ein Maienmorgen mit allem verführerischen Zubehör. Kurt lehnte am Schreibtisch, und ihm war, er wußte nicht wie. Es klopfte. Frau Dagmar, weiß und rot und blütenfrisch, brachte den Morgenkaffee. Mit drei Schritten stand er neben ihr und überströmte sie mit einer Flut zärtlicher Worte. —
Da fing sie an zu zittern, setzte das Kaffeebrett auf den Tisch und ließ die Arme sinken. „Versprichst du, daß du nichts Schlechtes von mir verlangen willst?"
Er versprach es.
„Und machst du es wahr?"
„Ja!!"
„Dann schwöre."
Flink hob Kurt die Finger. Da atmete sie tief und hielt seinen Arm mit beiden Händen fest: „Schwöre lieber nicht — — — schwören ist Sünde . . ."

neztoh

Der Genießer

(Kurt Werth)



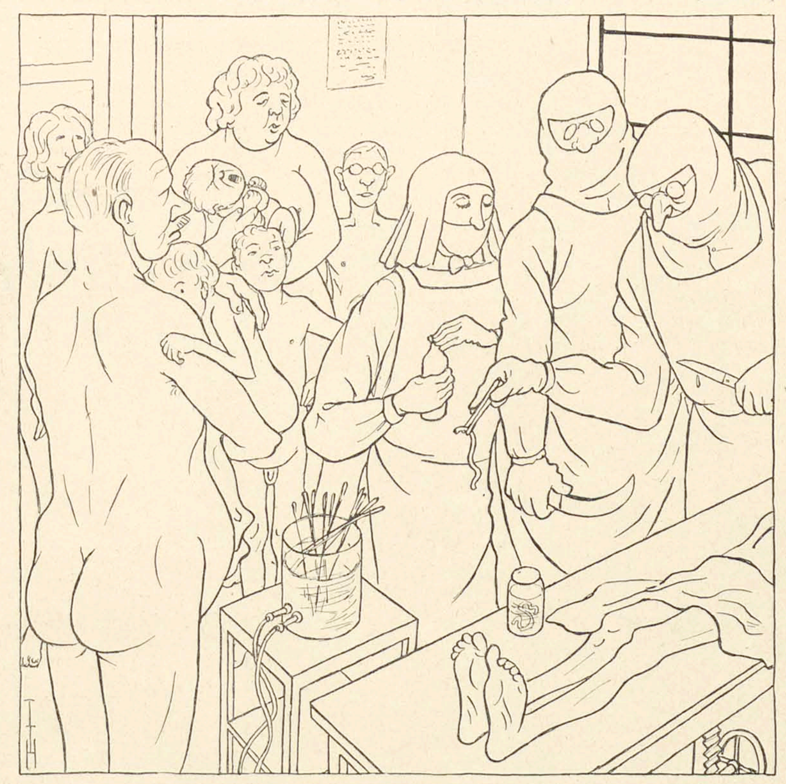
„Willste vielleicht mal'ne Nackttänzerin sehen, Dickerchen?" – „Nee, denn schon lieber 'n Mächen, det ooch nackt is und nich tanzt."

Der Patient / Von Alfred Wolfenstein

Ins Zimmer eines Nervenarztes, des Herrn Dr. Feuer, trat mit leisem Schritt ein Mann und sagte:
„Herr Doktor, sie müssen mir helfen, Sie sind ein berühmter Arzt, und ich kann mir nicht denken, daß mein Fall nicht heilbar sei.
Aber täglich fühle ich, wie das Grundwasser in mir versiegt, ich bin schon ärmer als ein leer hinwartender Blinder.
Ich habe keinen bestimmten Anlaß, das Leben zu verabscheuen, und doch riechen mir seine Blumen insgesamt immer übler.
Ich kann die Menschen nicht mehr ansehn, ohne vor Ekel zu lächeln, sie lachen dann ihrerseits noch häßlicher, geschmeichelt.
Morgens weiß ich nicht, weshalb ich überhaupt noch aufstehn soll, aber ich fürchte meine eigne Seele zu sehr, um liegen zu bleiben.
Die ganze sausende Welt scheint stillzustehen, wenn ich mich rege, und ich stehe still, wenn ich andre gehen sehe:
Wohin? denke ich, überall lauert die Enttäuschung, und meine Nerven schwirren wie Saiten, über das Loch der Sinnlosigkeit gespannt."
Er schwieg. Der Arzt betrachtete noch einmal das längliche, weiße, wie ein Ei mit zerbrochenen Schalen herumrollende Gesicht —
„Mein Herr", sagte er dann, „wie war doch Ihr Name — ich möchte Sie ausnahmsweise nicht selbst behandeln.
Ich könnte zwar im neuesten Taucheranzug meiner Wissenschaft durch jedes dunkle Wrack in jeder Tiefe Ihrer Seele waten —
Statt solcher geistreicher Unterhaltungen rate ich etwas andres. Es wird Sie verblüffen. Fahren Sie noch heute abend in das Varieté Riri, dort tritt auf der große Clown Debureau, ein überwältigender Excentric.
Selbstverständlich werden Sie zunächst nicht mitlachen wollen, aber ich garantiere Ihnen, Ihre Muskeln laufen Ihnen davon.
Ist der Bann gebrochen und wohnen Sie der Nummer des genialen Komikers regelmäßig bei, dann sitzen Sie bald so heiter wie irgendeiner unter den Menschen."
Der Mann erhob sich und nahm seinen Hut. An der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte:
„Herr Doktor, ich danke Ihnen. Schicken Sie mir Ihre Rechnung. Jetzt weiß ich, daß ich verloren bin. Ich bin Debureau."

Der Ärzte-Tarif wird erhöht!

(Th. Th. Heine)



Der sparsame Hausvater läßt sich und die Seinen noch rasch auf Vorrat am Blinddarm operieren.

Der Strick / Von Fritzut

In einer Stadt im fernen Osten wurde einst ein Prozeß geführt um einen Strick. Als Objekt eines Prozesses ist ein Strick selbst im fernen Osten ungewöhnlich; aber es war kein gewöhnlicher Strick, sondern der Strick, mit dem sich ein unglücklicher Ehemann eines Tages am Fensterkreuz seines Zimmers erhängt hatte. Nicht weil er sich etwas hatte zuschulden kommen lassen, auch nicht, weil ihn Geldsorgen drückten — er lebte in bescheidenen, aber geordneten Verhältnissen —, sondern aus Lebensüberdruß, weil er eine Frau hatte, die ihm das Leben zur Hölle machte. Alle Versuche des braven und fleißigen Mannes, mit seiner Frau doch wenigstens zu einem erträglichen Verhältnis zu gelangen, waren an dem zänkischen Wesen der furchtbaren Xanthippe gescheitert. In seiner Verzweiflung wußte sich der Unglückliche keinen besseren Rat, als seinem Leben durch Erhängen ein Ende zu machen.

Als die Frau das Zimmer betrat und den Lebensgefährten am Fensterkreuz hängen sah, zeigte sie eine wahrhaft heldenhafte Haltung. Sie beschleunigte nicht einen ihrer Schritte, sie schrie nicht wild auf, wie andere Frauen im gleichen Falle wohl getan haben würden: langsam und lautlos näherte sie sich dem Fenster, und erst nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ihr Mann wirklich tot war, holte sie ein Messer und durchschnitt den Strick. Ihres Gatten letzten Willen zu durchkreuzen, indem sie ihn vorzeitig abschnitt und so dem Leben zurückgab, hätte sie nicht übers Herz gebracht. Sie begrub den Mann klaglos, den Strick aber verwahrte sie wie ein kostbares Kleinod im untersten Fache ihrer größten Truhe.

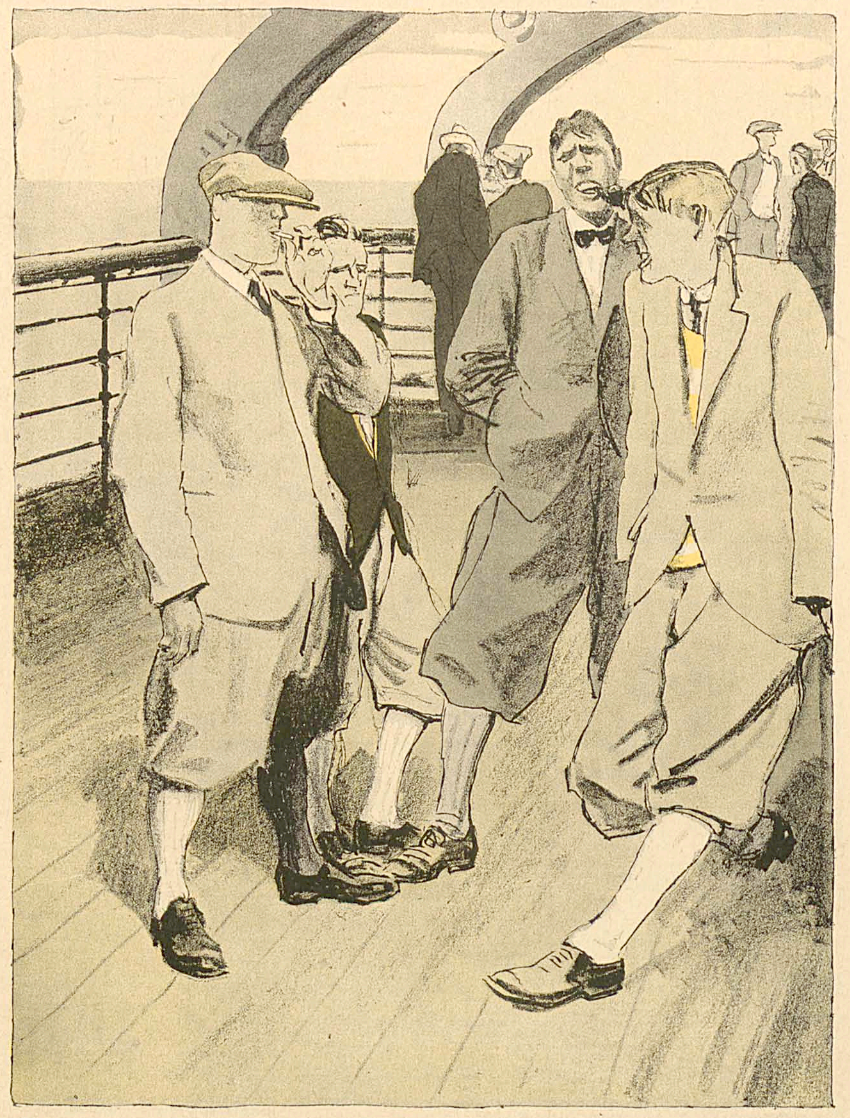
Und siehe: der Strick des gehängten Gatten brachte der Witwe Glück. Alles, was sie unternahm, gelang ihr fortan, der Basar ihres Mannes blühte wie nie zuvor, und ein Lotterielos, das sie, im Grunde widerwillig, gekauft hatte, brachte ihr den Hauptgewinn. Kein Zweifel: die Quelle des Glücks war der Strick, mit dem sich ihr Gatte erhängt hatte.

Der Frau wurden die Verhältnisse der kleinen Stadt, in der sie lebte und keine Freunde besaß, während ihr Mann viele Freunde hatte, zu eng. Sie beschloß daher, in die Hauptstadt des Landes zu übersiedeln. Sie übergab ihre Möbel einem Spediteur, damit er sie in die Hauptstadt überführe. Und nun geschah das Entsetzliche: unterwegs auf dem Transport kam der kostbare Strick abhanden. Die Witwe suchte fieberhaft in allen Truhen und anderen Möbeln, der Strick war und blieb verloren. Darauf strengte die Witwe eine Klage gegen den Spediteur an und verlangte hohen Schadenersatz.

Natürlich wurden ihre Ansprüche abgewiesen, worüber sich die Witwe untröstlich zeigte. Der Verlust ihres Mannes hatte sie nicht gerührt, aber der Verlust des Stricks, mit dem sich der Gatte erhängt hatte, brach ihr fast das Herz. Der Richter aber war ein Menschenkenner, er wußte Rat. Er fragte die Witwe, ob sie denn wirklich an die glückbringende Kraft des Stricks ihres gehängten Gatten glaube, und als sie die Frage aus vollstem Herzen lebhaft bejahte, gab ihr der Richter den wohlwollenden Rat: „Heiraten Sie wieder!“

Heimkehr der englischen Fußballmannschaft vom Länderspiel

(E. Thöny)



„Schade, daß nicht der Völkerbund als Schiedsrichter fungiert hat – da hätten die Deutschen nichts zu lachen gehabt!"

Stuttgart, 9. Juni 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Das Reichskabinett wartet auf ein Pfingstwunder

(E. Thöny)



„Mit Zungenreden allein ist das Arbeitslosenproblem doch nicht zu lösen – wir können nur auf die Eingebung des heiligen Geistes hoffen!"

Holleradiödulíöjuhu!!: / Von Peter Scher

In Bayern, wenn die alten Knaben
viel Zeit – und darum Zeitlang haben,
behängen sie sich gern mit Putz
und gründen einen Heimatschutz.

Dem Escherich im Austragsstübel
ist wieder mal vorm Umsturz übel,
indem es ihn schon lang verdrießt,
daß man nichts mehr vom Escherich liest.

Die Rentner schüttelt ein Gelüsten
nach Stammtischruhm, nach Heldenbrüsten
und unentwegtem Mannestritt –
die „Neu'sten" machen immer mit.

Wen seh ich da das Beinchen schmeißen
und wieder einmal Richtung weisen,
gar stolz und männlich anzusehn?
Natürlich den Professor Behn.

Dahinter all die alten Knaben,
die auch ein leeres Knopfloch haben;
das watschelt fröhlich im Verein –
bei denen wird die Zukunft sein.

Die werden es dem Umsturz geben –
der soll mal bloß sein Haupt erheben!
Wenn er die sieht, dann wird ihm schlecht,
und das geschieht dem Umsturz recht.

Der Schuß im Tiergarten / Von Josef Breitbach

In der Nacht vom Samstag auf Sonntag wurde, zugleich mit einigen Strichjungen, der elternlose, achtzehnjährige Ernst Drewer im Tiergarten verhaftet. Die Polizei behielt ihn bis morgens in Gewahrsam. Dann mußte sie ihn entlassen. Es lag nichts gegen ihn vor. Die Beamten kannten ihn seit langem. Er war jetzt das vierzigstemal festgenommen und entlassen worden. Drewer machte sich nicht viel daraus. Er hatte eine leichte Ader, wie er es auch nicht allzu schwer nahm, daß er dreihundert Tage des Jahres ohne Arbeit herumlief. Meistens war der Lohn sowieso zu gering, nur auf seiner letzten Arbeitsstelle wäre er gerne geblieben. Da hatte er ganz gut verdient. Aber Pech muß der Mensch haben. Pech muß auch der Ernst Drewer haben. Zwanzig Mann hoch arbeiteten sie auf der Baustelle, ausgerechnet ihm muß ein Gerüstbalken die linke Hand zerquetschen. Wenn es wenigstens etwas Schlimmeres gewesen wäre, dann hätte er sich ein paar gute Wochen im Krankenhaus machen können.
Ernst Drewer hatte nun nichts mehr zu tun, als einmal in der Woche eine winzige Unterstützung abzuholen. Von dieser Rente können nicht einmal die größten Rechenkünstler leben, wie erst sollte es Ernst Drewer anstellen, mit so wenig Geld so viel freie Zeit totzuschlagen. Er ging also wieder regelmäßig in den Tiergarten spazieren, abends, um die Zeit, wenn merkwürdige Herren dort auf und ab promenieren und die Jungens um Feuer ansprechen oder sonstwie ein Gespräch einleiten. Er ging auf den Strich, was immer noch besser und weniger aufregend ist als Diebstahl und Einbruch. Lästig sind nur die Polizeistreifen, die dann und wann plötzlich auftauchen und die Jungens ohne Ansehen der Person auf die Wache bringen. Gestern hatten sie ihn, obwohl er den Beamten gut bekannt war, zum vierzigstenmal verhaftet, und eben verläßt er zum vierzigstenmal in bescheinigter Unschuld das Polizeigebäude. Er hat nichts auf dem Kerbholz. Er hat nichts gestohlen, keinen Einbruch verübt, er hat niemanden betrogen, keinen Kavalier erpreßt, alles ist in Ordnung, und wenn er jetzt etwas mehr Geld in der Tasche hätte, wer würde sich ein feines Frühstück leisten?! Der Ernst Drewer. Aber es langt nur für ein paar Schrippen, und die sind heute am Sonntag trocken.
Wie lang und wie langweilig ist dieser Sonntagmorgen! Die Straßen sind leer, nirgends passiert etwas, die wenigen Zigaretten hat er verraucht. Seine Schlafstelle kann er nicht aufsuchen; er hat der Wirtin am Samstag die Miete nicht bezahlt. Hoffentlich gelingt es heute abend, etwas Geld aufzutreiben. Er verbringt den Tag im Wartesaal eines Bahnhofs. Es ist das reinste Fegfeuer: Ununterbrochen strömen die Reisenden an das Büfett: „Zehn a sechs", „Ein Schinkenbrot", „Ein Helles", „Eine Wurst mit Kartoffelsalat", „Zwei Zigarren", „Eine Tafel Schokolade", „Einen Kognak"!! Das muß er sich anhören.
Drewer bettelt nicht. Er bettelt ganz einfach nicht, er bittet nicht einmal die dicke Bäuerin an dem Tisch gegenüber, ihm eines von ihren belegten Broten abzugeben. Dabei schaut sie ihn so gutmütig und mütterlich an, wie ihm seine Wirtin niemals einen Blick gönnen wird.
Von den Kollegen ist auch keiner zu erblicken. Er könnte ja in den Kneipen nachsehen, aber jetzt sitzt er einmal fest und sieht der Bäuerin zu, wie sie kaut und schmatzt, sieht Hunderte ein- und ausgehen, erkennt Dutzende von Zigarettenmarken, die in seiner Nachbarschaft geraucht werden, hört das fortwährende Geklapper aus der Spülküche hinter dem Büfett und die Züge auf den Bahnsteigen ein- und auslaufen, bis es dunkel wird. Jetzt macht er sich auf den Weg. Er muß Geld herbeischaffen. Die Wirtin weist ihn von der Tür, wenn er heute nichts mitbringt . . .
Es sind nur ein paar Schritte bis zum Tiergarten. Er biegt sofort in einen der gewohnten Seitenpfade ein. Nach einer halben Stunde hat er den ersten Kavalier gefunden. Es ist ein Unbekannter. Im allgemeinen hält er auf Stammkundschaft. Heute wird nicht lange gefragt. Der Herr scheint Geld zu haben. Am Hauptweg hält er ein Taxi an: „Fahren Sie bitte langsam", erklärt er dem Chauffeur. — — — Und sie fahren langsam durch den Tiergarten.
Nach einer Stunde kommt Drewer zu Fuß an seinen Platz zurück. Jetzt fehlen ihm nur noch zwei Mark für die Miete. Bei dem Herren hatte er sich zwar verrechnet. Er hatte mit dem Preis heruntergehen müssen. Zum Glück herrscht großer Betrieb. Die Kollegen sind auch alle schon zum zweitenmal da . . . Bald spricht ihn ein Herr an. Er lädt Drewer sogar in eine Wirtschaft ein.

•

Gegen Mitternacht zieht ein junger Mann torkelnd und singend zu dem Treffpunkt im Tiergarten. Drewer hat zuviel getrunken, er klimpert mit dem Geld in der Tasche und belästigt die Passanten mit ausgelassenen Redensarten. Er ist in bester Stimmung. Jetzt wird er mit den Kollegen noch ein Glas Bier ausgeben. Der zweite Herr war ein Kavalier vom Scheitel bis zur Fußsohle. Das muß man ihm lassen.

Lied der Arbeitslosen

Abteilung „Geistige Berufe"

Wir machen Verse à la Ringelnatz,
Wir mischen uns in jedes Preisausschreiben,
Und trotz des Stempelngehns ist immer so viel Platz
In unserm Tag, durch den wir ziellos treiben –

Wir lesen Bücher, rennen durch die Straßen,
Uns selbst, daß wir noch leben, zu bekunden,
Wir dreschen mit den letzten Kräften Phrasen
Im Café. Denn nur so vergehn die Stunden.

Wir suchen Arbeit, jeden grauen Morgen.
Das Telephon beruhigt das Gewissen.
Die letzten Groschen rein. Wir werden borgen,
Das Leben ist ja sowieso – – –

Wir müssen
Uns dennoch mühen, weil wir sonst verrosten
Und reiben unsre Nerven systematisch auf.
„Durchs Arbeitsamt ein jeder auf den Posten."
Wir hoffen immer noch —
Und warten drauf.

Wir sind so müde —
Schlafen, schlafen, schlafen —
In unsern Zimmern ist uns gräßlich kalt.
Wir zählen zwanzig, höchstens dreißig Jahre,
Und sind so furchtbar,
Ach, so furchtbar alt.

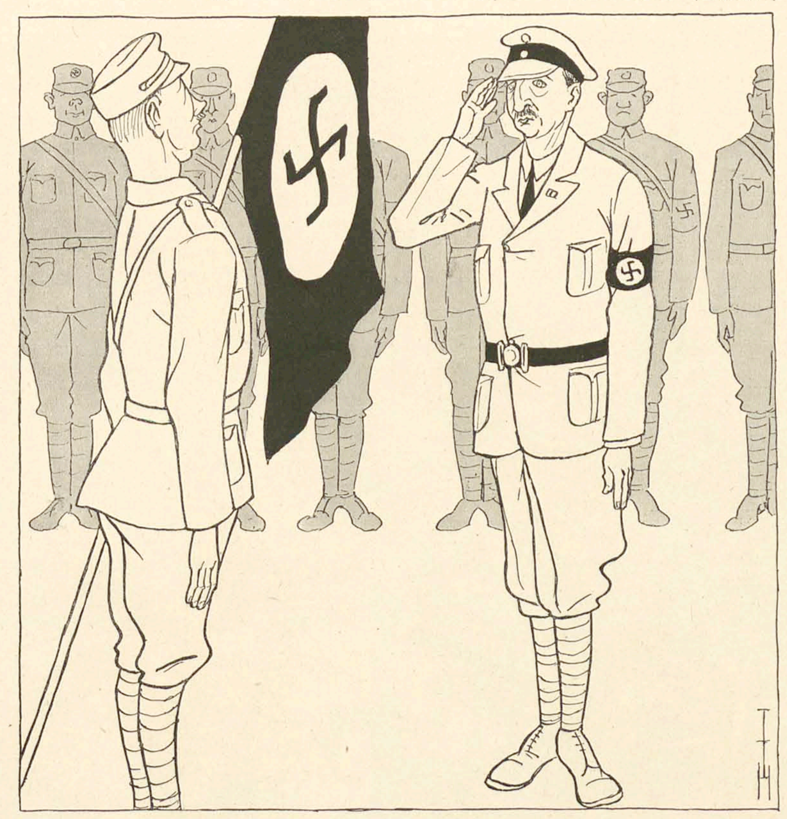
Anneliese Dieffenbach

„Nicht wahr, Fräulein", ruft er einem Mädchen, das mit einem jungen Mann vorüberkommt, zu, „alles, was recht ist, Kavalier bleibt Kavalier, zehn Mark."
In demselben Augenblick erhält er einen Schlag ins Gesicht. Ehe er zur Besinnung kommt, schlägt ihn diese Faust zum zweitenmal, während das Mädchen nach der Polizei schreit. — Drewer liegt noch am Boden, als die Beamten kommen. Sie helfen ihm nicht auf die Beine, sie knüppeln ihn in das Polizeiauto hinein. Dann fesseln sie ihm mit Bindfaden die Hände.
Drewer ist auf einmal vollkommen nüchtern. Er unterbricht den Beamten, der die Namen des Pärchens feststellen will, mit lauten Zurufen. Man glaubt ihm nicht. „Wir werden Ihnen Mißverständnis geben", droht der Polizist, „Sie haben der Dame doch zehn Mark angeboten, wenn sie mit Ihnen ginge." Er läßt Drewer nicht zu Wort kommen und schwingt sich zu ihm auf das Auto. Drewer kennt die Richtung, die der Wagen einschlägt. Nein, heute geht er nicht mit. Er hat die letzte Nacht dort verbracht. Er weiß auch, wie man ihm dort den Mund stopfen wird, nichts wird man ihm glauben, aber ein paar Wochen werden sie ihm aufbrummen. Und er hat seine Miete so schön beisammen! Bis jetzt hat er den Beamten, wenn sie ihn mitnahmen, nie Schwierigkeiten gemacht; sie kennen ihn auch alle. Deswegen wohl hat man ihm keine Handschellen angelegt, sondern mit einem dünnen Bindfaden der Form genügt. Den Faden könnte er sicher zerbeißen, wenn der Begleitbeamte sich noch ein Stück Weges länger so wenig um ihn kümmert und in seinem Notizbuch studiert.
Drewer ist der Dümmste nicht. „Herr Wachtmeister, putzen Sie mir bitte die Nase", fängt er an, „in der linken Tasche ist das Taschentuch." — „Wisch sie dir doch am Ärmel ab", brummte der Beamte, ohne aufzusehen.
Drewer schwitzt vor Aufregung, während er sich die Nase wischt und den Bindfaden durchbeißt. Dann spielt sich alles blitzschnell ab.
Drewer gibt dem Beamten einen Stoß, springt ab und rennt nach dem Tiergarten zurück. Eine halbe Minute nach ihm springt der Wachtmeister aus dem fahrenden Wagen, jagt ihm nach, er ist schneller und kräftiger als der unterernährte und durch Ausschweifungen geschwächte Drewer, holt ihn ein, packt ihn und wirft ihn unter sich. Die beiden wälzen sich in einem ungleichen Kampf auf dem Boden. Drewer versucht hochzukommen, wird aber wieder niedergeboxt. Passanten laufen hinzu, betrachten diesen beinahe erheiternden Kampf, ohne einzugreifen. Es kann sich ja nicht um etwas allzu Ernsthaftes handeln, sonst hätte der Beamte um Hilfe gepfiffen oder gerufen. — da ertönt plötzlich ein Knall, ein zweiter, der Polizist hat den Drewer ins Herz geschossen. Mit so viel Geld in der Tasche hat er sterben müssen.

•

Der Polizeibericht, den die Zeitungen in der Nacht und am anderen Tag in großer Aufmachung brachten, besagte, daß es einer Polizeistreife gelungen sei, des lange gesuchten Schwerverbrechers Ernst Drewer im Tiergarten habhaft zu werden. Es sei ein Kampf auf Leben und Tod gewesen, und Drewer habe bei seinem tätlichen Widerstand gegen die Beamten den Tod gefunden.
Dies geschah am 13. Januar 1929 in Berlin.

Prinz August Wilhelm – ein neuer Hitlerrekrut (Th. Th. Heine)



„Keine Sorge, Königliche Hoheit, die Nationalsozialistische Arbeiterpartei' hat mit dem Sozialismus nicht mehr zu tun als Sie mit 'nem Arbeiter!"

Österreichische Komödie

Am Montag veröffentlichte das „Wiener Morgenblatt" eine Mitteilung seines Linzer Korrespondenten I. F., derzufolge die Heimwehren am kommenden Sonntag in der oberösterreichischen Gemeinde Achtstätten aufzumarschieren beabsichtigten.
Bereits am Dienstag suchte der sozialdemokratische Schutzbund beim Landeshauptmann von Oberösterreich um die Bewilligung an, am kommenden Sonntag eine Gegendemonstration in Achtstätten veranstalten zu dürfen.
Die unabhängigen Zeitungen sprachen sich gegen die gleichzeitige Abhaltung der beiden Kundgebungen aus, zitierten das Sprüchlein von der Notwendigkeit einer inneren Befriedung und erhoben wieder die Forderung nach einem generellen Aufmarschverbot.
Die Kaufleute und Gewerbetreibenden sprachen beim Bundeskanzler vor, um gegen diese neuerliche Gefährdung der österreichischen Wirtschaft zu protestieren. Worauf der Landeshauptmann von Oberösterreich am Mittwoch die sozialdemokratische Gegendemonstration verbot, da sie später angemeldet worden sei als die Kundgebung der Heimwehren.
Die rote Presse tobte. „Auf nach Achtstätten!" kündeten riesige Schlagzeilen. „Gleiches Recht für alle! Wir lassen uns vom Landeshauptmann nichts verbieten!"
Am Freitag kündigte der Bundeskanzler im Nationalrat an, er werde zum Schutze der Ordnung 10 000 Gendarmen und 18 000 Soldaten am Sonntag nach Achtstätten dirigieren.
Ganz Österreich harrte in banger Erwartung des Achtstättner Aufmarschsonntags.
Der Samstag aber brachte eine geradezu ungeheuerliche Sensation: indem der Wiener Geographieprofessor Dr. Matthias Rebensteiner in einem Aufsehen erregenden Zeitungsartikel nachwies, daß es in der ganzen Republik Österreich, somit auch im Bundesland Oberösterreich einen Ort namens Achtstätten überhaupt nicht gäbe.
Nun mußte auch der Linzer Korrespondent des „Morgenblattes" zugeben, daß er seine damalige Meldung nur um des Honorars willen frei erfunden habe, da er natürlich annehmen mußte, daß eine Überprüfung einer derartigen Bagatellnachricht nicht zu befürchten sei.
Heimwehr und Schutzbund entschlossen sich daraufhin nolens volens, ihre Achtstättner Demonstrationen abzusagen. Und der innere Friede in Österreich ist bis auf weiteres wiederum gesichert.

Salpeter

Dr. Ritters Galapagos-Insel wird amerikanischer Flottenstützpunkt

(Wilhelm Schulz)



„Der alte Robinson hat es doch noch einsamer gehabt!“

Krankenkassenpatient verliebt sich / Von L. Rhan

Man muß bedenken, daß einem Krankenkassenpatienten das Kranksein gewissermaßen geschenkt wird. Auch genießt der Vertrauensarzt, wie der Name sagt, bereits das Vertrauen der Kasse und hat es daher nicht nötig, sich wie seine Kollegen um das des Patienten zu bemühen. Obwohl ich all das wußte, erschrak ich doch vor dem Autoritätsdonner der ärztlichen Stimme. „Ziehn Sie sich aus!" Dieser Satz, obwohl er zu den Utensilien des Arztes gehört, erregt jedesmal in mir eine leise Opposition. Besonders aber bei diesem Mann, bei dem das „Ziehn Sie sich aus!" genau so klingt wie das „Leg dich über!" meines ersten Dorfschullehrers. Was bleibt einem kleinen Dorfschüler anderes übrig, als sich überzulegen? Obwohl er weiß, daß er bei einer anständigen Rauferei den kleinen Lehrer bestimmt k. o. schlagen würde. Was bleibt einem Patienten anderes übrig, als sich auszuziehen?

Nach kurzer Untersuchung schickt mich der Vertrauensfeldwebel in das Röntgenlaboratorium. Allem Anschein nach ist die Krankenkasse die einzige Institution, in der es keine Klassenunterschiede gibt. Hier im Wartezimmer unterhält sich ein junger Mann mit dem Sowjetstern am Mantelkragen freundschaftlich mit einem ältlichen, ausgesprochen kleinbürgerlichen Wesen, das, wie sich im Laufe des Gespräches herausstellt, weiblichen Geschlechts und von Beruf Telephonistin ist. Auch ein zierlicher Mann mit künstlich breiten Schultern, dessen Stimme an vorbildliche Warenhausbedienung erinnert, mischt sich ins Gespräch.

Aber ihm gegenüber sitzt ein Mädchen, das nicht hierher paßt. Ihre Beine sind langgestreckt und schlank wie für eine Seidenstrumpfreklame. Ihr Blick, mit dem sie die jämmerlichen Gestalten um sich herum betrachtet, erinnert mich an den irgendeines blassen Gesichts, das ich im Theater sah, während es auf dem dritten Rang ein Stück von Toller erlebte.

Jetzt, wie sie sich über das Haar streicht, hat man das Gefühl, als sei diese Bewegung ein resignierter Ersatz für eine fremde Liebkosung, die auf sich warten läßt.

Übrigens hat sie mich flüchtig angesehen. Wenn man eine Stunde lang in diesem Raum gemeinsam gewartet hat, müßte man das Recht haben, zu ihr hinzugehen, ihr über den Kopf zu streichen und sie zu fragen, ob man ihr helfen kann.

Während ich diese Möglichkeit erwäge, werden wir aufgerufen. Zwei Männer, die ältliche Telephonistin und das Mädchen. In dem Behandlungszimmer stehen nur zwei Möbel. Das eine sieht aus wie ein Folterbett, das andere, an dem die Aufnahme gemacht wird, wie ein Reck. Zwei ältliche Damen bemühen sich um uns mit der Geste von Kindergärtnerinnen. Aber sollte es unter Krankenkassenpatienten keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern geben? Es sind nämlich nur zwei Zellen zum Ausziehen im Zimmer. Mit mathematischer Geschicklichkeit wird das Problem gelöst. Wir werden in die Zellen geschickt, und die Frauen ziehen sich im Zimmer aus. Die Zelle ist eingerichtet wie eine Badezelle, mit Spiegel und Fußbank. Man bekommt unwillkürlich Lust, zu pfeifen und an die Nebenzelle zu klopfen wie in der Badeanstalt. Aber dies ist nicht die Badeanstalt, sondern die Krankenkasse. Man muß sich beherrschen. Außerdem habe ich genug damit zu tun, die Unterweisungen des jungen Mädchens zu hören, die die Kindergärtnerin mit lauter Stimme gibt. „So, Kopf hoch bitte, schönen langen Hals haben Sie. Nun tief einatmen — grade stehen bitte; Sie werden ja ganz schief, wenn Sie immer so stehen. Anlage dazu haben Sie übrigens." — Ich sehe die verlegenen und vorwurfsvollen Augen des Mädchens vor mir und habe plötzlich eine tiefe Abneigung gegen die Kindergärtnerin. Der Mann neben mir will die Tür aufklinken. „Halt — warten Sie doch! Es hat Sie niemand gerufen", sagt die Kindergärtnerin scharf. Diesmal gebe ich ihr recht. Im Interesse des Mädchens natürlich. Vielleicht hat der Mann — es ist der mit den vorgetäuschten Schultern — eine Absicht gehabt. Vielleicht das Mädchen zu sehen, wie es an dem Röntgenreck die Atemübungen macht. Jedenfalls hätte er dadurch die bisher bestehende Solidarität der Krankenkassenpatienten zerrissen, daß er die Räumlichkeit ausnutzt. —

So. Der Nächste bin ich. Die Kindergärtnerin scheint zu spüren, daß ich sie nicht mag. „Machen Sie den Oberkörper frei!" sagt sie in demselben Ton wie der Vertrauensarzt. „Lassen Sie die Hosenträger runter. Aber halten Sie die Hose fest!" Diese pedantische Ermahnung ärgert mich mehr als notwendig. Sehe ich aus wie ein Exhibitionist? Na also —.

Aber es wird noch schlimmer. Das Mädchen hat sich inzwischen fertig angezogen und geht. Es war doch schon vollkommen klar, daß ich mit ihr gehen würde. Oder zum mindesten sehen, wohin sie geht. Sie hat mich doch angesehen. Und ganz anders als das blasse Kind und die übrigen Wartenden. Ich bin überzeugt, daß wir uns ganz außergewöhnlich gut verstanden hätten. Ich ziehe meine Jacke an und stürze zur Tür. „Halt, Sie bleiben noch hier!" — Wirklich — ich gehorche der Kindergärtnerin. Ich will nicht. Aber ich muß stehen bleiben. Das sind die Sklavenkomplexe, die man nie loswird. Wie in der Schule, wenn man unbändige Lust hatte, einem Hund nachzulaufen, und in der Reihe blieb, nur weil der Lehrer schreiend befahl, in der Reihe zu bleiben. Und beim Militär, wenn man mit hölzernen Knien und blinden Augen nichts sah als den marschierenden Vordermann. Obwohl man an jeder Ecke am liebsten davongelaufen wäre. In einen Bäckerladen. Oder zu irgendeiner winkenden Frau. Nur fort aus dem betäubenden Rhythmus. Aber man blieb.

Das Mädchen ist fort. Ein fremdes Mädchen wie tausend andere vielleicht. Oder nein. Warum soll man nicht einmal einer Selbsttäuschung, die vielleicht gar keine ist, glauben dürfen? Ein ganz besonderes Mädchen — wirklich. Schon wie sie die Armseligkeit dieser fremden Kranken mitempfand, ist etwas Besonderes. Und ich stehe hier, lasse sie gehen und antworte der Kindergärtnerin, die mich zum soundso vielten Male nach meinem Alter fragt.

Dafür habe ich aber nun mit Entsetzen und Erleichterung zugleich erfahren, daß ich — krank sein darf. — — —

Die „exakten" Wissenschaften

Dem Herren Professor Lazarus
mißfällt die Galspacher Heil-Weis,
weshalb er als Kurpfuscher brandmarken muß
den Wunder-Heiland Zeileis.

Doch kaum ist das große Anklagewort
des Wissenschaftlers verklungen,
als die Kunde vom Lübecker Kindermord
in unsere Ohren gedrungen — — —

Viel wehrlose Säuglinge hat man da
mit Rinder-Tuberkeln gefüttert —;
und das hat, weil's durch richtige Ärzte geschah,
auch den Lazarus-Glauben erschüttert —

Ich ziehe persönlich die Konsequenz,
mit den Wissenschaften beiden,
der Medizin und der Jurisprudenz
Berührungen tunlichst zu meiden — — —

Benedikt

Von der Literaturbörse

Das Café Herrenhof ist die Wiener Literaturbörse. Die Hände, mit denen man dort spricht, tasten am Puls der Zeit; wie man in jenen Kreisen so sagt. Im Café Herrenhof also sitzen zwei Literaturauguren beim Mokka. Fragt der eine: „Und was halten Sie von der Projektion des kosmischen Ethos in die Literatur?" — „Wie meinen Sie das?" entgegnet der andere mißtrauisch. „Meinen Sie das geschäftlich oder nur so?!"

•

Man tätigt im Café Herrenhof nicht nur Literaturabschlüsse, man spielt dort auch gerne und ambitioniert Tarock. „Herr X.", sagt der Schriftsteller Y. eines Abends zu seinem Partner, „Herr X., Sie spielen ebenso gut Tarock wie Sie schreiben." — „Sie Trottel", entgegnet Herr X. erbost, „so gut Tarock spielen wie Sie kann ich noch immer!"

•

Im Café Herrenhof wird erregt über das Neue debattiert, das sich im Bereiche der Kunst nebelhaft vorbereitet. „Und ich sage Ihnen, meine Herren", ruft ein Eiferer aus, „das Weltanschauliche wird wieder gesucht werden. Weltanschauung wird wieder Trumpf!" — „Da können Sie recht haben", murmelt sein Tischnachbar versonnen, „aber wenn man nur wüßt', welche?" Und sie einigten sich, daß die Schriftsteller es schwer haben.

•

Ein junger Geistbeflissener, der noch nicht lange das Café Herrenhof besucht, hört am Nebentisch sprechen: „Was den Verlegern fehlt, ist Verantwortungsgefühl, Zuverlässigkeit und Ernst." Von sittlichem Protest und Anschlußbedürfnis getrieben, mengt sich der junge Mann ein: „Jawohl, die Herren Verleger vergessen, daß sie eigentlich dem Geist zu dienen haben!" Da ward ihm die unwillige Antwort: „Wer redt' von Geist, junger Mann? Wir reden vom Honorar." Kat

Unter Fachleuten

„Was sagen Sie zu Galsworthys letztem Roman?" wurde Cocteau gefragt.
„Gefiel mir besser als alle anderen."
„Aber wie ist denn das möglich?"
„Sehr einfach", erwiderte Jean Cocteau, „ich habe ihn nicht gelesen."

Berliner Lehrmittel-Industrie

(Gedö)



„Weshalb heulste denn so, Junge?“ – „Vater hat mein deutsches Lesebuch mit det Klosettpapier verwechselt.“

Rückkehr zur Kindheit / Von Weare Holbrook

Das Baby des Ehepaares Smith erblickte just zu einer Zeit das Licht der Welt, wo neben anderen Absonderlichkeiten biblische Namen die große Mode waren. Also wurde das Baby Abner genannt.

Sofort nach Abners Geburt schaffte sein Vater ein dickes Buch über Kinderpsychologie an; denn er nahm das Vatersein sehr ernst. Für den kleinen Abner war keine Theorie zu gut. Insbesondere war Mr. Smith erfreut, zu erfahren, daß jedes Kind von Geburt an eine Psyche besitzt und ebendieselbe sein ganzes Leben hindurch behält. Die Psyche war faktisch so ziemlich das einzige an einem Kind, das nicht täglich zumindest viermal gewechselt werden muß.

In Übereinstimmung mit den Belehrungen, die in dem Kapitel „Entwicklung der Tatkraft“ ausgesprochen waren, befaßte sich Mr. Smith systematisch damit, die Energie Klein-Abners zu vermehren. Als in einer denkwürdigen Nacht Abner neunundsiebzigmal die Decke von sich warf, sah sich Mr. Smith veranlaßt, ein Tagebuch anzulegen, aus dem hier nur zwei kurze Eintragungen wiedergegeben seien:

„Neunundsechzigster Tag: Abner warf heute Mrs. Crests Augenglas zu Boden, als sie versuchte, ihn zu küssen. Bei weiteren Fortschritten seiner Tatkraft ist zu erwarten, daß er sie in solchen Fällen auf die Nase schlagen wird.

Hunderteinundachtzigster Tag: Abner schlug wild um sich, während ich das Wiegenlied sang. Schließlich, als ich gerade die erprobte Stelle, welche ‚Luh . . . de . . . duh . . . de . . . dumb‘ lautet, zum neunten Male erreichte, ergriff er das gußeiserne Pferdchen, welches in seiner Wiege lag, und warf es mir an den Kopf. Er traf mich an der Stirne. Seine Mutter sagt, das sei das erste wirkliche Zeichen von Energie, das unser Liebling gegeben habe, während ich eher glaube, daß hier Mangel an Selbstbeherrschung vorliegt. Aber jedenfalls hat unser Kind nun eine festumrissene Individualität und muß demgemäß behandelt werden.“

Als Klein-Abner in sein drittes Lebensjahr eintrat, war Mr. Smith ein besonderer Spezialist für Karotten und ein leidenschaftlicher Spinatesser geworden. „Oh, schau, Abner!“ konnte er ausrufen. „Was glaubst du wohl, daß Mutti uns jetzt bringen wird?“ Dann, als ob seine kühnsten Hoffnungen in Erfüllung gegangen wären: „Es sind Erbsen! Schau, Abner! Hübsche kleine Erbsen! Abner bindet sich jetzt das Tüchlein um, und dann wird Abner die kleinen Erbsen aufessen!“ (Aus einem nur Eltern bewußten Grunde sprach Mr. Smith mit seinem Sohn stets in einer Art, wie sie sonst nur bei Indianern' in Knabenbüchern üblich ist.) „Papa bindet sich jetzt das Tüchlein um und ißt auch von den kleinen Erbsen. Schau her, wie Papa es macht!“ Und nach solcher Einleitung pflegte Mr. Smith mit gut gespieltem Appetit ungeheure Mengen von Gemüse zu verzehren, indem er nur ab und zu ein wenig innehielt, sich die Lippen leckte und stöhnte „Mmm — gut!“, während sich Klein-Abner die Vorstellung mit Würde und Gelassenheit ansah. Immer besorgt wegen der Nachahmungsinstinkte seines Sohnes, hörte Mr. Smith auf zu rauchen und Karten zu spielen, und wenn er eine Zeitung in die Hand bekam, so las er nicht darin, sondern betrachtete nur die Bilder, zeigte mit dem Finger darauf und rief mit dem Ausdrucke tiefster Überzeugung „Mann! Pferdchen! Wauwau!“

Offenbar war es sein übergroßer Eifer beim Haferschleimessen, der Mr. Smiths Niedergang herbeiführte. Er muß ihm zu Kopf gestiegen sein. Während sein Sohn älter wurde, schien er immer jünger zu werden. Seine Geschäftsfreunde wurden auf die Veränderung, die mit ihm vorging, zum ersten Male aufmerksam, als die Bump & Co., Handels-Aktiengesellschaft von ihm einen Brief erhielt, der sich auf eine Lieferung von Prima-Asbest-Pfeifenfutteralen Nummer 34 bezog und also lautete:

„Liebstes Bummchen! Betreffend deine Anfrage vom 18. ds. teilt Klein-Smith dir mit, daß er gerne hübsche kleine Futterale Nummer 34 möchte. Er pielt so gern damit. Wirst du so dut sein, sechstausend Tück zu ssicken? Bitte, bitte, sei so dut! Klein-Smithy wird sich sehr freuen!“

Und als Mr. Smith zu einer Besprechung mit seinen Geschäftsfreunden einen blauen Luftballon und einen Gummilutscher mitbrachte, waren alle der Meinung, daß für ihn nun die Zeit gekommen sei, sich vom Geschäft zurückzuziehen. So verbringt er jetzt seine Tage in der Kinderstube, spielt mit den Quasten an den Vorhängen und rollt eine leere Puderschachtel auf dem Boden geschäftig hin und her.

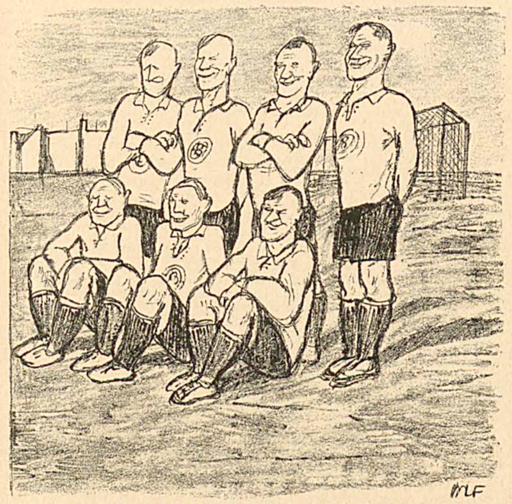
(Aus dem Amerikanischen übertragen von Leo Korten)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**: das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Fußballsport

(M. Frischmann)



„Haben wa nich ooch die vafluchte Ehrenpflicht, die vier Leichen von unsern unverjeßlichen siegreichen Stürmern mit uff det Foto zu bringen?"

Steigende Konjunktur für Kinder

Ein knapper Wirtschaftsbericht

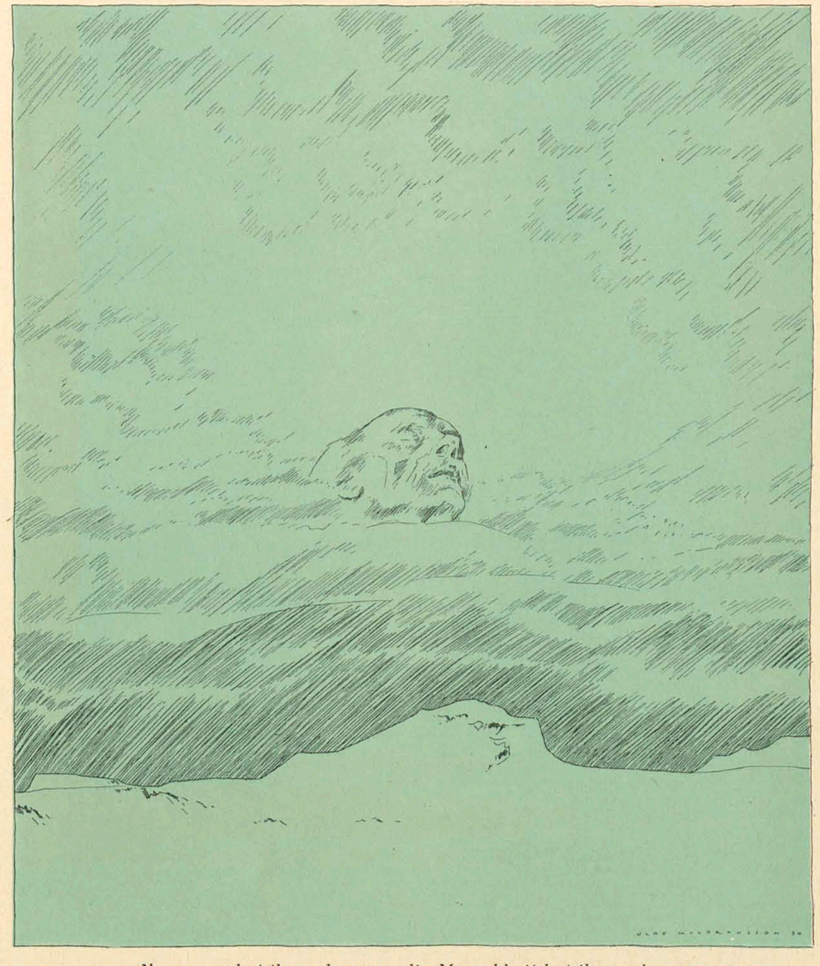
Durch den deutschen Kinderschutzverband wird bekannt, daß sich die Adoptionen in Deutschland mehren. Kinderlose Ehepaare nehmen denen, die zuviel haben, das eine oder andre ab. An sich schon eine erfreuliche Tatsache! Sie wird dadurch noch erfreulicher, daß durch diese Bewegung der an sich so zähe Fluß unsrer Wirtschaft eine gewisse Belebung erfährt. Die wirtschaftlich schwächeren Schichten profitieren nämlich von ihrer Stärke im Kinderkriegen, indem sie ihren Überschuß gegen Summen, die zum Teil nicht unnamhaft sind, an Reichere abgeben. Für Handel, Wirtschaft und Konjunkturforschung ist dabei gleicherweise interessant, daß durch die Einführung und Ausbreitung des Systems der Ratenzahlungen die Bereitschaft zum Kinderverkauf stark zugenommen hat. An den Fälligkeitsterminen von Ratenzahlungen ist die Wirtschaftslage vieler Familien besonders prekär, und man greift dann um so lieber auf ein Kind zurück, als dies doch nur in den meisten Fällen ein allzu belastendes Anhängsel ist. So verkaufte z. B. kürzlich ein Mann in Breslau, der für 1000 Mark Möbel angeschafft hatte und die Raten von der zweiten an nicht mehr bezahlen konnte, ein dreijähriges Söhnchen für genau 1000 Mark.

Es liegt auf der Hand, daß hier die Umrisse neuer, gewaltiger Wirtschaftszusammenhänge dämmern, die den Horizont der Zukunft von Grund aus umwälzen können. Der kluge Geschäftsmann wird die Tatsache ins Auge fassen — mag sie ihm nun vom moralischen Standpunkt aus erfreulich oder minder erfreulich erschei-

(Schluß auf Seite 129)

Der tote Nansen

(Olaf Gulbransson)



Norwegen hat ihn geboren – die Menschheit hat ihn verloren.

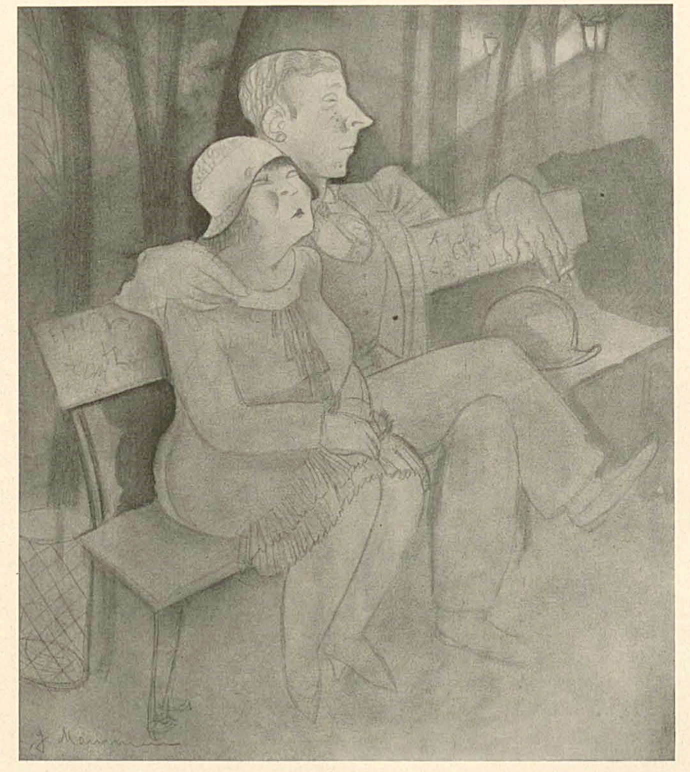
(Schluß von Seite 128)

nen — und Nutzen daraus zu ziehen versuchen. Es wäre schon jetzt zu erwägen, ob nicht auf den oben skizzierten Umständen ein neues, kombiniertes „Raten-Kinder-System" zu errichten wäre. Die Natur erleichtert dem kleinen Manne das Vorwärtskommen in weit erfreulicherem Maße als etwa Ford mit seinem bekannten System. Vater werden ist bekanntlich nach einem schönen Spruch unsres allseitig beliebten Wilhelm Busch nicht schwer. Vielleicht, daß man einmal probeweise, vor allem in der billigen „Einheitspreis"-Praxis, die ja vornehmlich der ärmeren Bevölkerung zugute kommt, zu einem neunmonatlichen Ratensystem übergeht? Ein gewisses Entgegenkommen würde etwa noch die zehnmonatliche Ratenzahlung bedeuten. Auch sollten die Vertriebsfachleute einmal Berechnungen darüber anstellen, inwieweit es möglich wäre, bei Ratenzahlungen eventuell den Passus vorzusehen, „Kinder werden in Zahlung genommen (zu 33 1/3 %, bei besonders absatzfähigen Exemplaren bis zu 50% des Kaufpreises)". Es wäre doch anzunehmen, daß der Verkauf der Kinder durch gewiegte Geschäftsleute erheblichere Gewinne abzuwerfen verspricht als durch die geschäftsuntüchtige Masse.

Teha

Naturfreude

(J. Mammen)



„Weißte, Emil, det is der jrößte Zauber des Sommers: Man is in der Liebe nich mehr uf Herren anjewiesen, die sturmfrei wohnen!"

Warum mein Kontoauszug neulich einen Fehler hatte / Von Peter Panter

Damit einer liebe, ist es nicht nötig, daß viel Zeit verstreiche, daß er Überlegung anstelle und eine Wahl treffe, sondern nur, daß bei jenem ersten und alleinigen Anblick eine gewisse Übereinstimmung gegenseitig zusammentreffe oder das, was wir hier im gemeinen Leben eine Sympathie des Blutes zu nennen pflegen ... Demgemäß ist auch der Verlust der Geliebten durch einen Nebenbuhler für den leidenschaftlich Liebenden ein Schmerz, der jeden andern übersteigt.

Schopenhauer

„... bei der Sortenkasse anfragen, ob er da noch was hat ... Nein, da hat er ja nichts ... Paske, Parmel, Panter ... 2645, dann gehen die 500 ab, aha! da ist ja noch ein Eingang, dann schuldet er uns also gar nichts. Doch: 78 Mark — die stehn noch offen. 78 ... 78 ... 78 ... Siebzig, siebzig, siebzig ... was sich neckt, das liebt sich ... Formular! Also:

Ihnen anliegend den Auszug Ihrer werten Rechnung bei uns zu überreichen, abschließend mit einem Saldo von — Es widerspricht ihrer Moral, sagt sie. Na, so ein Zimt! Moral! Moral! Als ob Liebe was mit Moral zu tun hat! Himmelherrgottdonnerwetter — das wär' mal eine Frau gewesen! Gibt's das alle Tage? Nein, das gibt's nicht alle Tage. Eine wirklich vernünftige Person und lustig und frisch wie ein junges Mädchen und in puncto puncti ... na, lassen wir das. Wie die hier alle stehn und rechnen — also von den Kollegen versteht ja das Mädel keiner. Keiner. Saldo von ... Gleich das erstemal, wie ich sie gesehen habe ... also das war wie ein Blitz. Ich hab's ihr auch gesagt. Doch, man muß das sagen. Und was sagt sie da? Ihre Moral —! Wirklich, ich habe ein Pech ... Kommt schon mal 'ne leere Droschke, dann sitzt einer drin! Und das wäre ja alles noch zu ertragen, aber das Gemeinste an der Sache ist: sie liebt ja. Sie ist ja gar nicht so. Sie liebt. Aber verdammt noch mal: einen andern.

Und das hat sie mir auch noch erzählt! Mit allem Komfort hat sie mir das erzählt! Nein! Fragen Sie oben in der Registratur! Ich hab' ihn nicht. Affe! Ja ... alles hat sie erzählt. Raffinement? Glaub' ich nicht. Nö, raffiniert ist die nicht, dazu ist sie wohl zu raffiniert. Aber ... sie liebt. Doch — ja. Ich habe ganz frech gefragt: Wo denn? Ich sage: Wo denn? Wenn Mama so aufpaßt? Sie sagt: Gottes Natur ist groß. So, sage ich. Na, kurz und klein: ich habe dann manches aus ihr rausgekriegt. Saldo von ... der Teufel soll diesen Panter holen und das ganze Kontokorrent! Ich hab' es alles rausgekriegt. Und jetzt bin ich seit drei Tagen reine wie besoffen — ich werde das Bild nicht los, ich ... werde das nicht mehr los.
Ich seh sie immerzu, mit dem. Ein schöner Kerl wird das sein — wahrscheinlich irgend so ein Sportfatzke. Blond, groß ... oder klein, vermiekert ... hähä ... nein, das liebt sie nicht ... das kann nicht sein. Blond, groß ... Wo hab' ich denn meinen Spiegel? Ich seh heute gar nicht gut aus ... sonst seh ich ganz gut aus ... aber heute ... kein Wunder. Das Mädel geht mir nicht aus dem Kopf. Und immerzu das, immerzu das

Bild. Die gehen Hand in Hand zusammen in den Wald . . . dann schlenkern sie so mit den Armen dabei, tralala — verflucht, verflucht . . . und diese Tannen, ganz dunkelgrün, ganz dicht . . . und sie —
Ich glaube das nicht. Ich glaube das einfach nicht. Das tut sie nicht. Doch, das tut sie doch. Der Kerl ist ja gar nicht da — im Augenblick ist er mal nicht da — also daran ist kein Zweifel, vorläufig bin i c h mal da! Aber das nützt mir nichts . . . das nützt mir gar nichts. Er ist nicht da! Aber er wird da sein. März, April . . . Mai . . . noch zwei Monate. Nein, ich fahre weg. Nein, also dann will ich nicht hier sein! Nee — ich nehme dann meinen Urlaub. Dann könnt' ich ja gar nicht arbeiten, wenn der da ist . . . Gehen in den Wald und lachen und —. Der Bursche wird ja gar nicht richtig küssen können. Kann er ja gar nicht. Und überhaupt: bei ihm empfindet sie bestimmt nichts. Sicher nichts. Sicher nicht. Das ist unmöglich. Was ist schon dabei . . . laß sie doch . . .! Das ist eine leere Formalität. Sie wird ihn über kriegen, und dann komme ich. Dann komme ich. Und dann wird sie sagen: Vor dir habe ich nicht gewußt, was Liebe ist. Sicher. Und dann bleiben wir zusammen. Das Telephon? Vielleicht ruft sie an? . . . Ist gar nicht für mich . . . äh — Und immer wieder die beiden . . . Das ist, glaube ich, Psychoanalyse, ich habe da neulich einen Vortrag drüber gehört . . . Das wird ja eine fixe Idee, wenn das so weitergeht . . . Donnerschlag, ich bin doch sonst nicht so, aber diesmal hat's getroffen. Saldo . . . zu seinen Gunsten? Nein, zu unseren Gunsten . . . muß noch mal nachsehen . . . Aber das ist mal sicher:
Von der nichts zu bekommen, ist immer noch hübscher als mit einer andern zu schlafen!

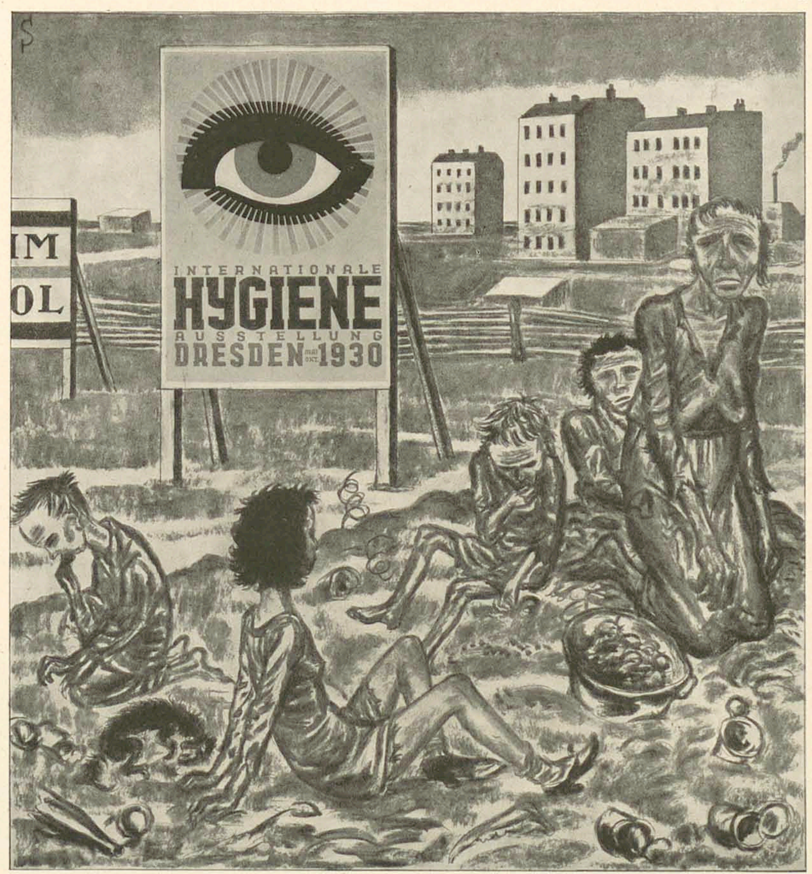
Mit einem Saldo von
RM 780.— zu unsern Gunsten, welcher auf neue Rechnung vorgetragen worden ist."

•

„Hat angeklingelt und noch einen Brief geschrieben und sich beschwert . . . Stornieren Sie das! 780 Mark zu unseren Gunsten! Es ist ein Skandal! Das ist jetzt schon das zweitemal! Wie kommt denn das? Was machen Sie denn?"
„Ich weiß es nicht, Herr Direktor. Ich kann es mir nicht erklären. Ich weiß es nicht —."

Die andere Seite

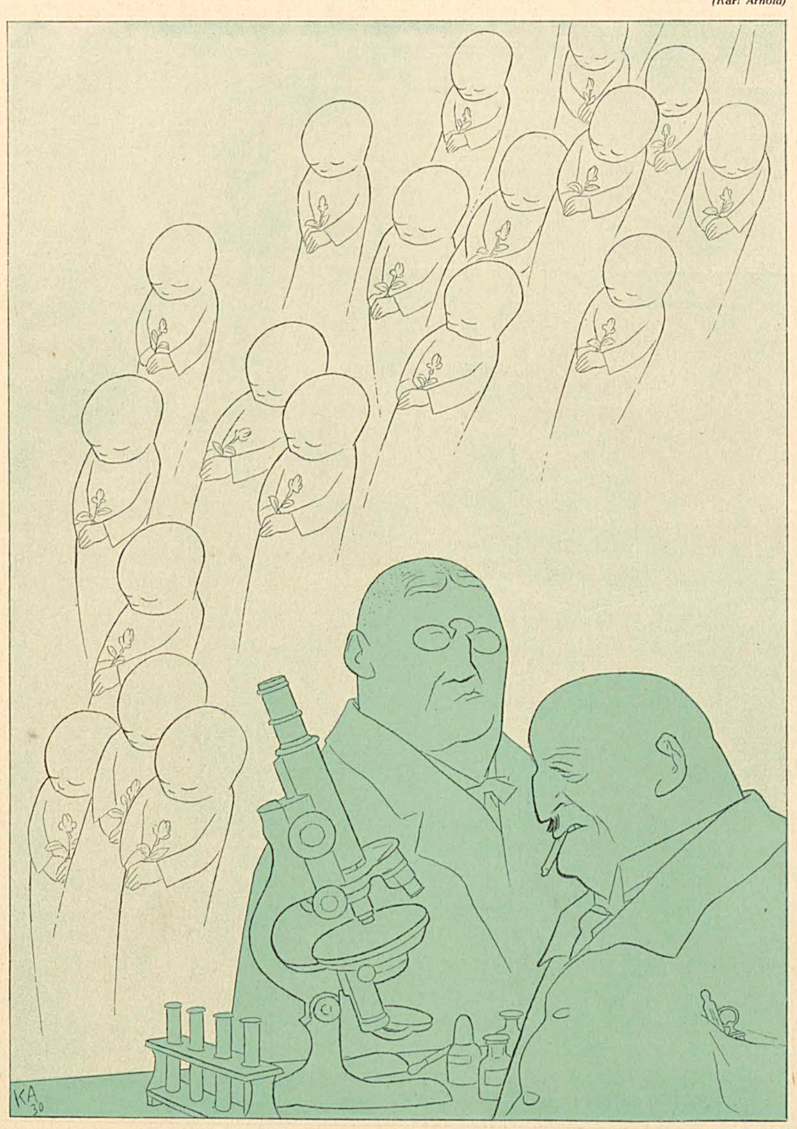
(E. Schilling)



„Mutta, wat iss'n det: Hygiene?"

Calmette-Verfahren gegen Lübecker Kinder

(Karl Arnold)

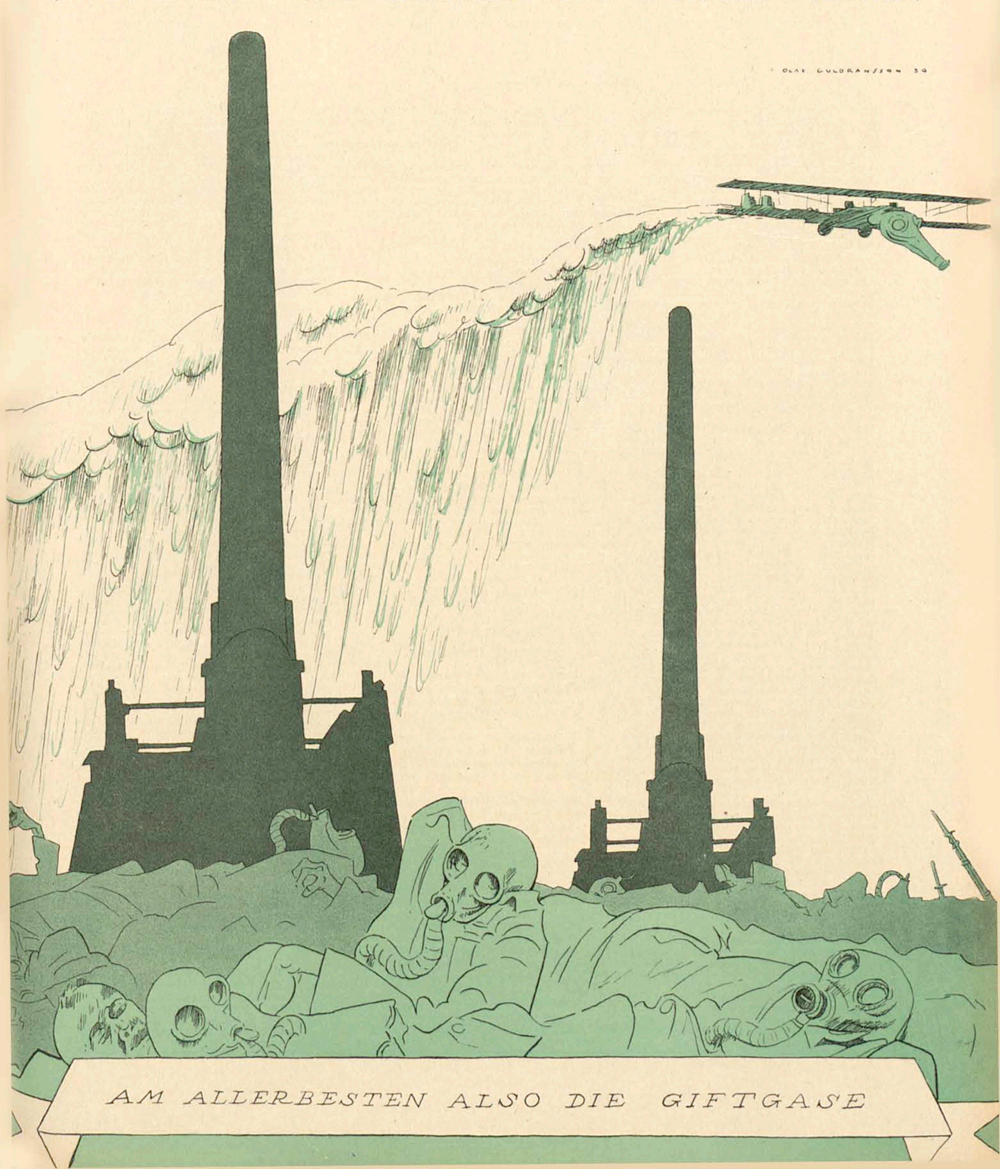


„Der schlimmste Kunstfehler bei der ganzen Sache ist, daß so etwas publik werden konnte!"

Stuttgart, 16. Juni 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 12

SIMPLICISSIMUS

„KANONEN SIND BESSER ALS WORTE" (MUSSOLINI)



AM ALLERBESTEN ALSO DIE GIFTGASE

Rassenlegende / Von Peter Scher

Der Esel ging spazieren
im braunen Hemd,
er rügte an allen Tieren,
sie seien rassefremd.

Das Maultier sei asthmatisch
und jüdisch klug,
das Pferd zu demokratisch,
der Ochs nicht stur genug.

Es müsse etwas geschehen
auf Eselsart,
der Braunschwanz müsse wehen
über der Gegenwart.

Des Tierreichs Glück und Frieden,
kurz und gut
alles hänge hinieden
am reinen Eselsblut.

Doch wie er sucht' und grollte –
kein Vierbein war
so rein wie er es wollte
gegen die große Gefahr.

Ein Zweibein kam gegangen,
das blickte so doof, so rein –
Der Esel sprach gefangen:
Wir müssen Brüder sein!

In menschlichen Bezirken
da ist noch Rasse und Art,
wir wollen gemeinsam wirken –
Gott selbst hat uns gepaart!

Das Erlebnis des Generaldirektors Krause / Von Sebaldus Nothanker

Durch die sternhelle Sommernacht surrte der offene Maybachwagen.
Tief in die Polster gebohrt, schnaubte von Zeit zu Zeit Generaldirektor Krause die Zufriedenheit seiner Innenwände dem sirrenden Zugwind entgegen.
Gottstrammbach! Das war mal wieder ne Generalversammlung gewesen! Ein Geräufe! Zwomal Frontwechsel. Hernach Flankenangriff à la Napoleon, daß Mandelbaum die Crayonspitze im Protokoll abknickte. Bliff, Blaff, Bluff, der Krause aus dem Busch! Nix Pardon! — Bilanz des Tages: Die Aktienmehrheit der Konkurrenz unwiederbringlich im Portefeuille.
Angenehm kühl sauste der Sommerwind an den immer noch ein wenig überhitzten Ohrläppchen des Industriestrategen entlang. Und die Sterne egal drüber weg.
„Apropos, Sterne: Mechanisch rotierende Weltkörper? — Nee, mir machste nischt vor! Die da droben, die haben ein Verstehmich", protestierte das selig Bewegte in Krause gegen die kalt konstatierende Stimme des Generaldirektors in seinem Busen und gegen ihren Versuch, die Poesie sich mitfreuender Himmelswesen zu leugnen.
„Und ob se vielleicht n i c h t blinzeln, die kleinen Kanaillen da droben?! Die freuen sich ja schlankweg mit unsereinem, die — — —"
Hopp, hopp, hopp! Soeben flog die scheinwerferbestrahlte Gemeindetafel eines Dorfeinganges am Kraftwagen vorüber, da —: Krrrrsch! Pschdpfffff!! — Panne.
„Bedaure. Höchstens zehn Minuten, Herr Generaldirektor", meldete der Chauffeur.
„Verdammter Trödel!" brauste der Generaldirektor auf. „Soll ich meine Zeit von der Landstraße aufklauben?!"
Außerdem wartete Lissy jetzt schon an zwohalb Stunden über Durchspruch. Die war imstande und ließ vor Ärger den Sekt warm werden. Jedoch, Krause war gewohnt, sich durch Unabänderliches die gute Laune niemals über Fluchfrist vermiesen zu lassen. Und die Hauptsache: das Portefeuille stak ihm unterm Arm. Er stieg also aus und bummelte, im Duftkreis einer Aufsichtsratsimporte, beglückend gedankenleer die Dorfgasse entlang.
„Sonderbar, solch ein schlafendes Kaff. Geradezu hartnäckig geräuschlos. Traumstill, möchte man sprechen, hä —?"
Traulich überhängende Dächer. Ganz selten ein verdeckter Lichtschein aus zeitverlorenem Schweigen. Sorglos offene Zäune. Bröckelnder Lehmverputz aus Urgroßvätertagen. Garantiert nirgends ein Safe dahinter.
Und alle diese Gäßlein und Gossen, alle wie selbstverständlich auf irgendeinen Mittelpunkt hin bezogen. Merkwürdig: ordentlich zum Spüren, wie das zwang, von überall her zur Dorfmitte hin, zur Gluckhenne, zur Kirche. Da schob sich's auch schon aus der Nacht: Schwarz aufragendes Gewände mit einmal. Unangenehm mächtig. Massig wuchs ein Turm ins Dunkle hinauf, unabsehbar in gestirnten Himmel gehüllt: Das Ewige im Land. Jahraus, jahrein. Heute, wie immer —:
Eigentlich, sozusagen, großartig. Ganz einfach. Ruhig. Unerschütterlich. Über der rinnenden, kaum noch hörbar plätschernden Zeit. Heißt das, nicht die Zeit natürlich, aber ein Wasser schwätzte da in der Nacht. Ein Brunnen. Silbriges Sprudeln fiel aus Traum in Traum . . .
Und über allem, tja, über allem diese verhältnismäßig gleichfalls ewigen Sterne — — —.
Dumpfe Klänge, abgeschwächt durch dicke Luft und dicke Mauern, drangen nun zum Ohr des Generaldirektors.
Aha, dort, hinter matt strahlenden Lichttafeln hervor.
Drinnen, undeutlich zu sehen wegen der angelaufenen, halb verblindeten Scheiben: Dirnen und Burschen. Zither- und Klampfenklang. Zuruf, dumpfes Lachgescholler. Dann: Gesang, wattig, wie von weit, von ganz weit her sich wiegend mit weichen Akkorden:

— — — stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb einen Schein . . .

Krause ließ die Importe sinken und verglimmen. Lauschte.
Krause lauschte, schlichtweg verhext. Langsam verschwamm ihm das scharfe Denken:
„— Und sowas gibt's noch! Spinnstubenarrangements, glatt aus der Völkerschau entsprungen! Kunkelnacht im Dorf, wie zur seligen Steinzeit oder so!"
Ganz fern, über sacht von Hügeln durchschnittenem Horizont, ging jetzt hochbogig und lautlos eine Sternschnuppe in den Wald hinab.
Ganz fern, wie aus einer anderen Welt herüber, sangen Mädchenstimmen im Chor:

Setz dich ein klein Weil nieder,
Nur nieder,
Mein Schatz . . .

Am liebsten hätte sich Krause an Ort und Stelle niedergesetzt, wenn hier bloß etwas Komfortableres als eine massige Düngerstätte im Bereich seiner hinteren Leibesrundung gewesen wäre —: so fremd, so wundersam ergriffen ward ihm miteins zumute.
Also, was war das nun? — Gewerbemuseum mit Gesang? — Nee, nee, noch was anderes war da beigemixt: So 'n Aroma . . . so 'n Schuß von . . . von . . . Weltabgeschiedenheit? — Ja! Jetzt hatte das Kind seinen Namen! — Weltabgeschiedenheit!
Nackterdings also: Hier begab sich Poesie. Glatt und ohne Umschweife: Die leibhaftige Poesie!
Mit einemmal stand dem Generaldirektor das Herz weit offen. Wie durch Zauberschlag, mußte er bei sich konstatieren. Aber irgendwie hatte sich das schon vorhin angekündigt: Als die Sternlein gelächelt hatten über dem Auto . . .
Grundgütiger Himmel, was für eine Nacht! Wie in der Oper. Nur ohne . . . ohne . . . Rätselhaft. Also doch ganz anders — — —.
Jetzt . . . bschscht . . .:

Rosenstock, Holderblüh,
Wenn i mei Dirndl sieh . . .

Melodische Schreie dazwischen: Jodler vermutlich. Immer neue Offenbarungen der Weltabgeschiedenheit! — Hernach, aus langer, banger Stille hervor:

Es blüht eine Linde im tiefen Tal,
ist oben breit und unten schmal — — —
. . . Gott grüß dich, du schönes Jungfräulein — — —!

Die lange Pause hatte den Generaldirektor schon ein ganz klein wenig zu sich selber kommen lassen. Die Stimme im Busen setzte hämisch an: „Na, ooch nicht wesentlich geistvoller, mhä, als unsere neuesten Schlager. Zudem: unten breit und oben schmal is mir Lissy jedenfalls lieber."
Aber betrunken von Poesie, wehrte das Selige in ihm den Generaldirektor entrüstet ab: „Maul halten, Krause! Hier! Hier rauschen sie: Die deutschen Quellen! — Die ewigen Quellen! — O unerhörter Zauber der Sommernacht im schlafenden Land . . . weit draußen . . . unter dunkel rauschenden Apfelbäumen . . ."
„Sonderbar: Was Mandelbaum is, der ärgert sich jetzt apfelgrün. Und ich? — Ich wandle zur selben Zeit unter Holderblüh und sowas —! Möcht ich Mandelbaums Gesicht sehen! — — — In der Mitteldeutschen Montan A. G. werden sie morgen früh einem schwer verknurrten Tag unter die Wimpern blicken . . .
Weit — unwahrscheinlich weit — wie weit weg ist das alles! — Wo —? Wo ist das überhaupt noch —? Unheimlich: Kampf um die Mehrheit . . . aufs Messer . . . in der rieselnden Sommernacht —!"
Ein Schluchz, ein Lachen gluckste ihm im Kehlkopf, töricht, wie das eines Idioten. Er flüsterte gefaßt: „Was du hier mitgemacht hast heute nacht, das ist ein Erlebnis! Krause, merk es dir! — Von einer Tiefe ist das . . . von einer Tiefe —: selbst Lissy würde es nicht kapieren —."
Der Generaldirektor schlürfte das Wort: „Erlebnis" mehrmals in sich hinein, bei geschlossenen Augen, wie frische Austern.
„Welches Erlebnis! Welches Erlebnis!" sabberte er im Schreiten, schon erleichtert, vor sich hin, und erreichte dank dieser Coué-Übung, leidlich ernüchtert, den fahrbereiten Wagen.
Kaum war er eingestiegen und der Wagen in Fahrt, so schlief er auch schon mit gesättigt blasenden Organen.

•

Die Wintersaison hat begonnen. In der Villa Krause ist großer Empfang. Übrigens, was heißt: Villa Krause? Man spricht seit diesem Herbst: Palais Krause.
Die Herren bei Kaffee und Likör. Geheimer Kommerzienrat Rosenstock referiert

Fememörderlein will amnestiert werden

Wer and're Menschen massakriert,
Wird selbst auch gern mal amnestiert.
Es ehrt des Jungen stolze Brust,
Daß ihm die Freiheit höchste Lust.

Was hat man sich auch aufgeregt?
Zwei Männlein wurden umgelegt,
Ein anderes nur sanft gekillt,
Wie man als Kindchen eben spielt.

Und dafür ins Gefängnis gehn?
Mit nasser Hose Ecke stehn?
Nun ja, es schwindet rasch die Zeit,
Ein Jahr ist keine Ewigkeit.

„Husch, husch, das letzte Paar hervor!"
Bald öffnet sich des Kerkers Tor.
Dann laßt uns wieder ringelreihn,
„Vom Schneider den Revolver leihn!"

Im „Guck-guck"-Spiel sind wir, ei, ei,
Weit besser als die Polizei.
Hingegen hat im „Schau nicht um!"
Die Schupo einen größ'ren Ruhm.

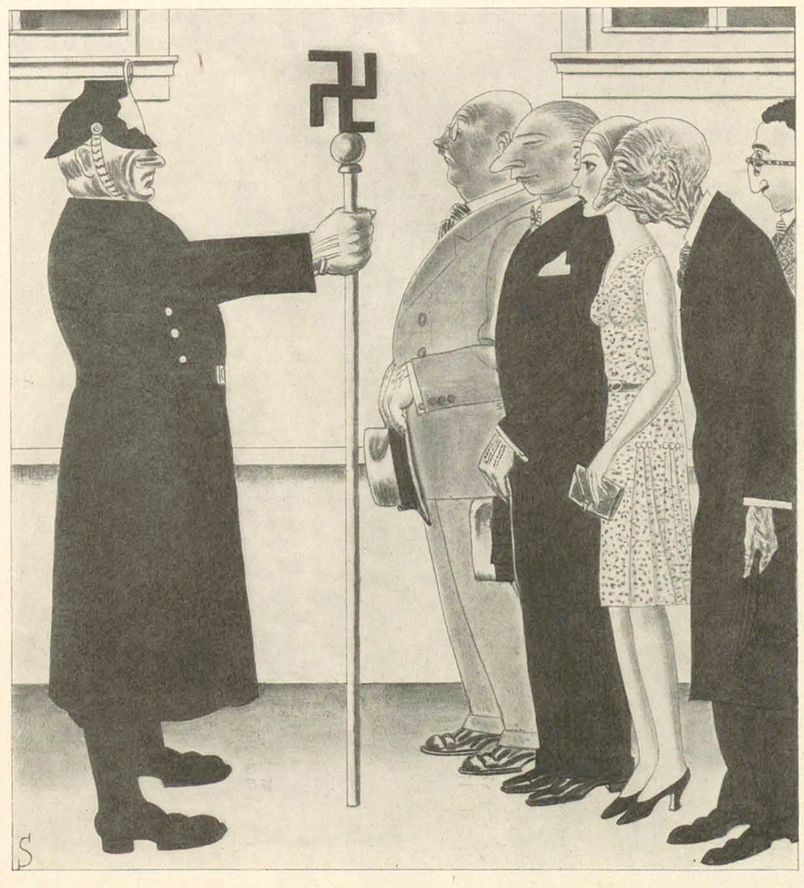
— — — — — — — — — — — — — — —

Ach Dott, ach Dott, wer tommt denn da?
Ein Fememörderlein, ach ja!
Froh springt es aus dem Kerkerhaus,
Grüß Gott, tritt aus, bring' Glück heraus!

Jonas

Frick-Polizei in Weimar

(E. Schilling)



„Hut ab zum völkischen Gebet!"

mit seiner weinerlichen Stimme die letzten New Yorker Kurse.

„Rosenstock . . .", möchte ihn da Krause mit irgendwas unterbrechen, glotzt plötzlich dem Geheimrat geistesabwesend ins Gesicht, lächelt dann verloren in die blaue Havannaluft und summelt:

„. . . Roosensto-h-ock, Holderblü-h-ü - - -"

„Was is? Was wollen Se sagen —?" fragt Rosenstock mit hochgezogenen Brauen.

„Nichts, nichts", wehrt der Hausherr mit lässigem Finger ab, „bloß ein Erlebnis, meine Herren, ein kleines Erlebnis wacht in mir auf. — — — Allerdings schon das . . . mhä . . . son . . . der . . . barste Erlebnis, möchte ich versichern — — —."

„Erzählen!!" schnauft's und meckert's von allen Seiten.

Der Generaldirektor schaut in verquollene, verblinzelte Schwimmaugen, sein Blick haftet auf geilen Nasen, gleitet über scharf lauernde, lutschende, gekniffene, züngelnde Gesichter hin —: und wird rot bis in die feisten Ohrläppchen vor plötzlicher Unsicherheit.

„Nee", prickelt ihm das Gewissen, „was nuschelste da von einem Erlebnis? — Quatsch mit Tunke! Blamiere dir bloß nich unsterblich, Krause! — Panne im Dreck: und sowas nennste Erlebnis? Aber so beginnt wohl Arterienverkalkung?!"

„Roo—sensto . . . h . . . ock, Hol . . . de- . . . herblüh . . .", scharwerkt es mechanisch im Generaldirektor weiter, daß ihm der Schweiß im Nacken Knospen treibt: „Wenn de nu mit so was hier losgequasselt hättest . . ."

Mit einem Ruck wirft sich der Generaldirektor in seinem Sessel herum: „Tja, was ich doch sagen wollte, meine Herren, Mitteldeutsche Montan A. G. werden fusionieren, hör ich, wie?"

„Wa — a —? Was?! Fusionieren?! — Mit wem? — Mit Ihnen?!! — — —"

Generaldirektor Krause lächelt leise, lächelt befreit vor sich hin.

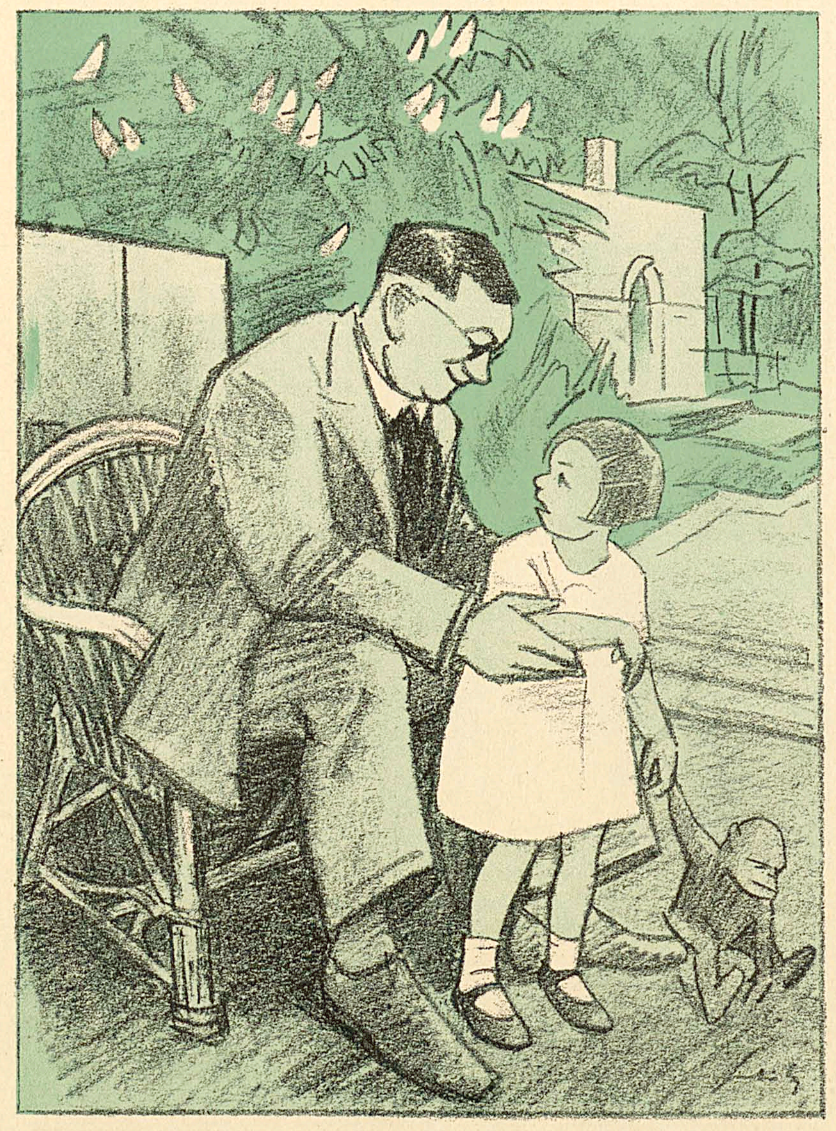
‚Das nenn ich mer freilich ‚Erlebnis'!" hüstelt Rosenstock.

Augen, Nasen, Mäuler schnellen in Berufshaltung zurück, tuscheln: „Ein ‚son—der—bar—es' hat er gesagt? Da hat er alles in der Tasche!"

Laut räuspert sich eine belegte Stimme: „Und sowas von Sache wirft Krause schlicht lächelnd in die Debatte mit den Worten: ‚Bloß ein kleines Erlebnis' — — —!!"

Frenzel-Komplex

(Wilhelm Schulz)



„Bitte keinen Kuß, Papa! Wenn es der Staatsanwalt erfährt, kannst du die größten Unannehmlichkeiten bekommen!"

Der Löwe ist los

Von Ludwig Nagy

Die Menagerie traf Vorbereitungen, die Stadt zu verlassen, in eine andere Stadt zu ziehen, um auf einem anderen Gelände die Eisenkäfige aufzustellen, und damit in der vom Geruch der Tiere erfüllten Luft der einen Rohrstock schwingende Ausrufer neuen gaffenden Zuschauern verkünde: Hier sind zu sehen der Jaguar, der Februar, der März . . . und sämtliche wilden Tiere.

Auf dem Güterbahnhof wurden nacheinander die Käfige in die Waggons verladen. Alles ging in schönster Ordnung, nur mit dem Löwen ereignete sich ein Unglück. Die eine Kante seines Käfigs ruhte bereits auf der Schwelle des Waggons, es wurde eben die zweite Kante gehoben, damit dann die ganze Schwere der Last hineingeschoben werden könne, — als der Käfig zurückglitt und während des Sturzes die Tür aufflog. Aber nicht nur die Tür flog auf, sondern auch der Löwe flog durch die offene Tür aus dem Käfig.

„Verdammt!", dachte der Löwe mit jener plötzlichen Wut, von der jedes Lebewesen gepackt wird, wenn es stürzt.

„Verdammt!", dachte der Löwe nochmals, da seine plötzliche Gereiztheit verflogen war. Und unvermittelt preßte Furcht sein Herz zusammen, jenes Herz, von dem die Araber und Neger annehmen, daß jener, der davon gegessen habe, das Gefühl Furcht nicht mehr kenne.

„Heiliger Gott, das wird übel ausgehen. Ja, es bedeutet wahrscheinlich mein Ende!", stellte der Löwe fest.

Denn der Käfig war umgefallen, und zwar derart, daß die Tür auf der Erde lag. Es war für den Löwen unmöglich, in den Käfig zurückzugelangen. Der Löwe war los!

Der Löwe stand da, begann zu zittern und blickte sich, um Gnade flehend, um. Aber es gab nirgends Gnade, denn die mit ihm beschäftigten Arbeiter flohen bereits wie von Sinnen in alle Richtungen der Windrose. Von hier und von dort wurden drohend erschrockene Rufe laut. Vorsicht! Flieht! Der Löwe ist los! Alle Ausgänge schließen! He, nicht dorthin! Jesus Maria, Siegfried!

Der Löwe stand da, sah um sich und zitterte. Aus dieser Situation dürfte er kaum mit dem Leben davonkommen! Dennoch, was könnte er tun? Denn in der höchsten Gefahr versucht man alles, beziehungsweise klammert sich ein ertrinkender Löwe auch an einen Strohhalm. Er nahm nochmals den umgefallenen Käfig in Augenschein. Vergeblich, dorthin gab es keine Rückkehr. Dann dachte er daran, sich hinzulegen, die Augen zu schließen und reglos zu verharren. Doch wäre auch dies zwecklos. Unvermittelt fiel ihm ein Möbelladen ein, den er einmal irgendwo gesehen hatte, als er durch die Stadt transportiert wurde, selbstverständlich im Käfig. Wie gut wäre es, in einen solchen Laden zu fliehen und sich im Schaufenster als Teppich hinzulegen. Vielleicht würde ihm auf diese Weise gelingen . . .

Doch konnte er nicht weiter überlegen, denn auf einige hundert Schritte entfernt tauchten Menschen auf, Messer, Revolver, Gewehre in den Händen, berieten, und starrten dann zu ihm hinüber. Irgendwo in einem Stockwerk wurde ein Fenster aufgestoßen, jemand schoß ein Gewehr ab, ein gewaltiges Dröhnen, man konnte den Rauch des Schießpulvers sehen.

Das ist nichts weniger als ein Scherz, von hier muß er fliehen. Er wandte sich jählings um und begann in die Richtung des offenen Geleises zu zotteln. Doch blickte er sich nochmals um, ob die Menschen sich die Sache nicht überlegt haben und nicht eine weiße Fahne schwenken. Wahrlich nicht. Im Gegenteil. Sie näherten sich ihm bereits laufend, halali, ihm nach, er darf nicht ausreißen, schlagt ihn tot — brüllten sie, und weitere Schüsse krachten. Der Löwe begann mit riesigen Sätzen zu rennen. Die außerhalb des Güterbahnhofes beschäftigten Arbeiter sprangen auf die leerstehenden Waggons, manche versteckten sich zwischen den Rädern, andere wiederum kletterten aufs Dach, und es gab auch einige, die die Abteiltür hinter sich verschlossen. Manche traten, sobald sie sich in Sicherheit glaubten, sofort als Angreifer auf: durch die Waggonfenster flogen Hammer, Kohlenstücke, offene Messer nach dem Löwen, den etwas mit solcher Wucht in die Flanke traf, daß er vor Schmerz aufbrüllte:

„Hohoho — ho—o—o—o!"

Aber er brüllte nur einmal, ganz kurz, seine Stimme erstarb sofort, als ob er selbst das, was er gesagt hatte, bedauern würde und er gerne vor die Arbeiter hingekniet wäre, um sie, den Kopf auf die Erde legend, seiner friedlichen Absicht zu versichern. Aber vergeblich, das wäre der reinste Selbstmord. Deshalb nahm er sich zusammen, tat einen riesigen Satz und wollte weiterrennen, geradeaus, nach einem unbekannten Ziel. Doch erblickte er sich gegenüber einen neuen Menschentrupp, mit Knüppeln und Flinten bewaffnet. Er bog seitwärts ab, sprang über den Bretterzaun. Er plumpste in eine bevölkerte Straße, wurde beinahe von der Straßenbahn überfahren, doch gelang es dem Wagenführer im letzten Augenblick, zu bremsen, recht ungeschickt freilich, weswegen er auch keine Gehaltsaufbesserung bekommen wird.

Selbstverständlich entstand in der Straße ein riesiges Entsetzen (die Abendblätter schrieben von einer Panik). Der ausgebrochene Löwe wäre jetzt gar nicht mehr imstande gewesen, auf einem Fleck stehen zu bleiben, er mußte weiterlaufen. Soll er nach rechts, soll er nach links laufen? — da er nun einmal ins äußerste Unglück gestürzt, war nichts natürlicher, als daß er ziellos nach der Innenstadt zu galoppieren begann. Überall: Menschen, Fahrzeuge, Flucht, Brüllen und Entsetzensschreie. Die Flucht des Löwen steigerte sich zu sinnraubender Aufregung, er sah nichts mehr außer einer wild durcheinanderwogenden bunten Masse. Als letzte Offenbarung seines Lebensinstinktes wollte er ein schwerfällig watschelndes rundliches Frauchen mit einem unwiderlegbaren Argument davon überzeugen, daß er niemand etwas zuleide tun wolle, daß er nur leben möchte, man vor ihm keine Angst zu haben, nicht zu fliehen, den Schreck nicht zu steigern und zu verbreiten brauche, — er stürzte sich auf die Frau, warf sie zu Boden und hielt sie mit den beiden Vorderpfoten fest, damit sie endlich Ruhe gebe und sich nicht rühre.

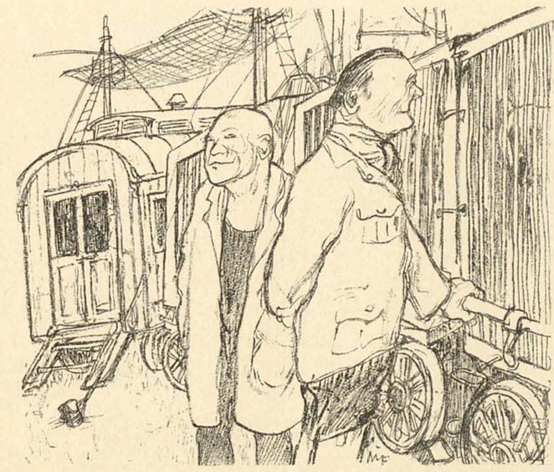
Aber selbst mit diesem letzten Manöver hatte er kein Glück, denn das arme Mütterchen war auf der Stelle tot, teils aus Schreck, teils infolge der von den taktlosen Berührungen verursachten tödlichen Verletzungen.

Gerade rechtzeitig wurde der Löwe von zwei Polizisten zu Rad eingeholt, die ihn mit Revolverschüssen niederstreckten. Seine letzte Vorstellung war: er steht vor einem schönen, neuen Käfig mit offener Tür, springt in den Käfig, und eine geschickte und gütige Menschenhand schlägt hinter ihm rasch die Tür zu und versperrt sie.

(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein)

Betrachtung

(M. Frischmann)



„Die Biester sind Jott sei Dank jenau wie die Menschen. Wenn se nischt zu fressen kriejen, sind se zu schlapp zum Beißen, und wenn se zu fressen haben, zu faul."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Besorgnis

(H. Aufseeser)



„Nur nicht Harakiri, Heinrich, ich habe gerade erst das Parkett abziehen lassen!"

Wahre Geschichte

Eine sehr angesehene Tageszeitung veröffentlicht auf einer ihrer Seiten Beiträge von gelegentlichen Mitarbeitern aus ihrem Leserkreis, die sich zu irgendeiner Frage von Interesse äußern.
Kommt da neulich ein Professor auf der Durchreise in die Redaktion, bringt eigenhändig ein Manuskript — natürlich handgeschrieben — zur Prüfung. Als er den papierüberschwemmten Schreibtisch sieht, wird ihm etwas bange; er bittet eindringlich, seine kostbare Arbeit so aufzuheben, daß sie nicht unter Minderwertiges oder am Ende gar in Verlust geraten könne.
Der sehr beschäftigte junge Redakteur bemüht sich, ihn zu beruhigen: „Nein, Herr Professor, gerade für Beiträge dieser Art haben wir eigene Mappen mit bestimmten Aufschriften! Irrtümer und Verwechslungen sind ganz ausgeschlossen." Das Manuskript wird vor den Augen des Besuchers in eine offene Mappe gelegt; der Professor verabschiedet sich dankbar und geht.
An der Türe fällt ihm noch etwas Wichtiges ein. Er kehrt um, die Mappe liegt jetzt geschlossen da. Mit der Aufschrift: „Quatsch aus der Provinz."

Lieber Simplicissimus!

Die Vertreter der nunmehr auch glücklich organisierten Wiener Claqueure sprachen unlängst beim Direktorenverband vor und verlangten eine zwanzigprozentige Erhöhung ihrer Bezüge.
Die Direktoren lehnten ab. Die Zeiten seien schlecht, sagten sie, und überhaupt sei diese plötzliche Forderung der Claque durchaus unbegründet und unberechtigt.
„Pardon! das ist nicht richtig!" nahm da der Führer der Claqueure das Wort, „Sie dürfen nicht vergessen, meine Herrn, daß die Qualität der derzeitigen Repertoirestücke uns die pflichtgemäße Ausübung unseres Berufes bedeutend erschwert!"

•

Der Schriftsteller Egon D. betrat das Café Herrenhof. Genialisch ungewaschen und verdreckt wie immer.
Dutzende Nasen schnellten, peinlich berührt, in die Höhe. Da meinte einer der Journalisten: „Man sollte den Kerl einmal nach dem neuen Preßgesetz belangen, wegen Verbreitung beunruhigender Gerüche!"

Unmoderne Unsachlichkeit

Ein Mädchen spricht:

Ich möchte schrecklich gerne Gretchen werden!
Ein Gretchentyp inmitten Girltyp-Herden!
Da hätt ich Sex appeal, doch ohne „Sex".
Vor meiner Seele wär ein Gitterpförtlein,
Zum Weekend wär ich bei Frau Marthe Schwerdtlein,
Die Unschuld wär mir Selbstzweck, statt Komplex.

Maßliebchen müßten vor dem Fenster stehen
Und Tausendschönchen. Leider sind's Kakteen
In einem Holzgestell mit rotem Lack.
Im Gärtchen müßt ein weißes Zicklein grasen,
Und gackern müßten brave Osterhasen
Statt eines anbezahlten Hanomag!

Dann käme er! Und wäre so vermessen.
Es ging' sein Blick mit hunderten PSen
Durch meiner Seele weißen Waterproof...
Dann schlüg' mein Herz als wie ein Teppichklopfer
Und jauchzend brächt ich Opfer über Opfer,
Mich selbst, den Führerschein, den guten Ruf.

Für ihn ließ ich des Nachts ein Kerzlein flimmern,
Wie wollt' ich nachher meine Schuld bewimmern!
Doch ein Betschemel ist kein Punching-Ball...
Und schließlich ging ich, stumm und schmachbeladen,
Mit flottem Startsprung gleich auf ewig baden,
In einem grauen Sünderoverall...

Ich bin so unmodern. Das laßt euch klagen!
Die Sachlichkeit darf alles heut benagen.
Man kommerzialisiert den Kindesmord!
Man weiß von vornherein schon alles besser
Und, geht schon mal ein Mädchen ins Gewässer,
So wird es wiederum ein Schwimmrekord...

Peter Mahr

Der vielseitige Heilige

Diese Geschichte ist ausnahmsweise wahr. So wahr, daß sogar Roda Roda sie erzählen könnte...

Nämlich — ich besitze in Chicago eine Art entfernter Kusine, die sich bei ihrem diesjährigen Trip durch Deutschland meiner erinnert hat. Die Dame hat nur eine Leidenschaft — das Pokerspiel. Und nur einen Glauben — den Aberglauben. Wenn sie am Spieltisch sitzt, fallen ihr aus sämtlichen Öffnungen Glasmurmeln, Elefantenhaare, abgerissene Handschuhknöpfe und andere Talismänner heraus. Ungelogen...!

Gestern hab' ich mit ihr im Anschluß an Oberammergau das Ettaler Kloster besichtigt. Sofort konzentrierte sich ihr ganzes Interesse auf die im Klosterhof aufgeschlagenen Reliquienverkaufsstände, wo fromme Patres den landfremden Pilgern garantiert handgeweihte Reiseandenken feilzubieten pflegen.

Meine Begleiterin war von der Bude gar nicht mehr wegzukriegen. Wie hypnotisiert verlor sich ihr Blick in einer Kollektion von kleinen silbernen Amuletten, deren jedes irgendeinen Heiligen darstellte. Und plötzlich wandte sie sich mit originalamerikanischer Sachlichkeit an einen vertrauenerweckenden Benediktinermönch: „'g your pardon, sir-uas for eine Heiliger ist gut for die Pokerspiel?"

Einen Augenblick war der gute Pater ratlos. Auf eine derartige Frage schien er denn doch nicht vorbereitet. Aber nur einen Augenblick. Dann verklärte sich sein rosiges Epikureergesicht zu einem opportunistischen Lächeln. Und mit vertraulichem Augenzwinkern reichte er der Lady ein hübsches, getriebenes Silberplättchen und sagte tiefgründig: „Einen Spezialisten ha'm wir leider keinen. Aber nehmen S' halt derweil 'n heiligen Antonius. Der is' für alles...!"

Caren

Verschwommene Grenzen

(J. Fenneker)

„Siehst du, so ist es: Die Männer gehen immer gleich aufs Ganze!" — „Natürlich, aber wo fängt das ‚Ganze' eigentlich an?"

Satella gleitet / Von Rudolf Schneider-Schelde

„Meinen Sie, mir gibt's der Herr im Schlaf?" schreit Rechtsanwalt Satella und wirft das Wirtschaftsbuch auf den Tisch. Dann stiert er vor sich hin und sagt freundlicher: „Na ja, lassen Sie mich jetzt allein."
Die Wirtschafterin geht. Seit einem Jahr hat Satella sie, seit seine Mutter tot ist. — Das waren Zeiten, denkt er, was die Mutter gute Kuchen backen konnte! — Die Kuchen sind ihm das Symbol friedlicher Sorglosigkeit, er wird ganz wehmütig.
Bezahlen, bezahlen, bezahlen! denkt er nach einer Weile wieder, das Frauenzimmer braucht auch viel zu viel. Er rechnet grimmig nach und findet: So schlimm ist es zwar nicht. Nur: man müßte mehr verdienen.
Gut, werden wir, entscheidet er schonungslos. Was andre können, können wir auch. Er setzt sich aufrecht an den Schreibtisch und macht einen Überschlag. Zahlen fliegen aufs Papier, Endsumme: 18 000 Mark. „Achtzehntausend brauche ich pro Jahr", sagt Satella laut, in schneidigem Ton: „wenn ich die hereinbringe, hat die Not ein Ende."
Nun erst wirft er einen schiefen Blick auf ein kleines Heft, in dem seine Einnahmen verzeichnet sind. 8700 Mark bringt er fürs vergangene Jahr heraus, mehr wird es nicht. „Also?" fragt er nochmals, „wird es gehen?"
Natürlich geht es. Satellas Miene wird ganz straff, er hält Ausschau nach Verdienst und findet, daß er eine Menge Kleinigkeiten nicht mitgenommen hat. Den Fall Tischler beispielsweise hat er sich auch entgehen lassen, dabei war das noch nicht einmal eine Kleinigkeit. Und warum? Einfach, weil der Kerl ihm unsympathisch war, weil er log, weil er sicherlich schuldig war trotz oder wegen seinem Geschrei. Ha! Jetzt beschimpft Satella sich: Bist du ein Rechtsanwalt oder ein Baron? Plötzlich legt er einen Finger an die Stirn und fragt, was moralischer ist: Wenn man einen Fall mitnimmt, bei dem man ein Auge zudrücken muß, oder wenn man Schulden macht? — „Was ist moralischer?" schreit er schon wieder laut; „was ist das für ein verdammtes Leben?"
Soll ich vielleicht in zerrissenen Schuhen herumlaufen? überlegt er eine Weile später. Ich bin 36 Jahre alt, unverehelicht, gut, aber soll ich leben wie ein Mönch? Soll ich dem einzigen Menschen, den ich liebe, keine Freude machen dürfen? Satella lügt nicht einmal, seit drei Jahren lebt er mit einem Mädchen, das er nur noch nicht geheiratet hat, weil die Frage noch nie zwingend war. — Aber auf das Auto könnte ich verzichten, gibt er sich zu.
Recht und schön, doch das Auto stärkt seinen Ruf. Man könnte es sogar auf Repräsentationskonto buchen, fällt ihm ein. Zeit spart es auch. — Spart es wirklich Zeit? Er bewirft sich selbst mit einem geringschätzigen Blick: Frage!
Satella ist kein Lump. Das Problem, was moralischer sei, entschwindet nur in ein Gedächtnisfach, weil es aufdringlichere Sorgen gibt, vielleicht auch lösbarere: die der Geldbeschaffung. Denn Geld muß her, nur einmal lebt der Mensch, und ein Mann von Stellung darf so leben, soll so leben, wie es ihm vorschwebt; gut! Aber auf dem Untergrund seines Wesens schwält das Problem und versucht ab und zu Vorstöße in die Wirklichkeit.
Drei Tage später schüttelt sich Rechtsanwalt Satella, nachdem jemand bei ihm war, der einen andern hineinlegen will auf Grund eines Vertrags. So eine Lumperei! sagt Satella zu sich. Es bleibt unklar, was er damit meint, denn er hat die Vertretung des Falles übernommen. Bin ich Richter? fragt er trotzig, nein; Anwalt bin ich, Schluß! Und dann denkt er mehr an die 1100 Mark Honorar, die der Fall einbringen wird.
Trotzdem wurmt ihn etwas, doch er gibt nicht nach, er befiehlt: Trösten wir uns! Abends speist er mit seiner Freundin irgendwo, wo es fein und teuer ist. „Spesen", lächelt er, als sie erstaunt fragt, welches Fest gefeiert wird, „Gewissenskonto sozusagen."
Die Kanzlei entwickelt sich. Wer will, kann: nach einem Jahr sind die 18 000 beinahe da, nur, es reicht nicht ganz, auch die Schuldenlast hat sich mitvergrößert. — Himmeldonnerwetter! flucht Satella eines stillen Abends, wie geht das zu? Wozu schaukele ich die Sache dann; bin ich Sklave oder Herr? Er vergleicht und findet, daß das Konto für Vergnügen übermäßig angewachsen ist. Immer Feste! Jeden Tag, so scheint es, wurmt ihn etwas, und das ist kein Wunder; denn das unerledigte Problem, was moralischer sei, schwelt mehr und mehr. — „Die Welt ist nun einmal schlecht", sagt Satella laut, doch gleich stellt er richtig: „Unsinn, ich bin schlecht, was bin ich eigentlich? Ein Anwalt oder ein Gaunerknecht?"
Rechtsanwalt Satella will ein Ende machen, so paßt es ihm nicht. Es ist nicht hübsch, nur nach ein paar Gläsern Sekt sich selbst von Angesicht zu Angesicht betrachten zu wollen, dazu lebt der Mensch nicht, nein. Schränken wir uns also ein!
„Her mit dem Gewissenswurm!" verlangt Satella, „Sauberkeit sei Trumpf."
Doch zunächst äußert sich das so, daß er keine dunklen Fälle mehr nimmt. Das tut gut, oh, nur: die Kanzlei geht zurück. Die Kollegen wispern schon, eine von den Schreibdamen sitzt bloß noch herum. Bauen wir ab? Daß die ganze Welt lacht: Satella vom Teufel geholt! — Vom lieben Gott, bitte sehr! — Von wem, darnach fragt kein Mensch, gesteht Satella sich ein.
Rechnungen werden präsentiert, und das Geld ist knapp; nicht auf der ganzen Welt, doch bei dem, der die Redlichkeit sucht. — Gut, gut, gut, sagt Satella sich, Übergangszeiten sind immer schwer; nehmen wir eine kleine Anleihe auf, in Zukunft wird ja gespart.
Seine Freundin kommt in die Kanzlei, sie möchte etwas, einen Mantel, einen Pelz: „Weißt du, den . . ."
„Hm", Satella überlegt, er weiß nur nicht genau, was. Auf dem Tisch liegt Geld, jemand hat es eingezahlt, es gehört nicht ihm, er ist Treuhänder dafür. „Bitte, hier", sagt er und denkt: Geld ist Geld; ob ich diesen Schein oder einen andern abliefere, ist egal. Doch an diesem Tage macht es sich nicht recht, aber das ist schließlich gleichfalls einerlei. Ob heute oder morgen, darnach kräht kein Hahn.
Dann wird in der nächsten Woche wieder etwas eingezahlt, und jetzt kann der frühere Posten glücklich überwiesen werden. Nur: dafür hängt der neue. Rechtsanwalt Satella jongliert; warum auch nicht? Damit schadet man keiner Seele. „Ehrenwort!" sagt er laut, als es wieder einmal in ihm schwelt, weil der Fehlbetrag langsam größer wird, „die Verbindlichkeiten werden erfüllt. Ich stehe gerade dafür." Nur ein größerer Fall müßte kommen, der einen fetten Brocken abwirft, setzt er leise hinzu und hält düster Ausschau.
Langsam gleitet Satella dahin, das Problem, was moralischer sei, wird dabei riesengroß. Mühselig fischt er einiges heran, vor dem man beide Augen zudrücken muß, abends fließt Sekt auf Gewissenskonto, die Freude ist klein. Wieder ein Jahr, wieder ruft er nach dem Gewissenswurm, kurzes Glück; jetzt gehen schon Wechsel hinaus, ob Satella wohl selbst noch an sich glaubt?
Ach, Satella, Sohn begüterter Eltern, begabtes Kind, grübelnder Jüngling, froher Student, Satella, zärtlicher Liebhaber, herzlicher Freund, du ehrlicher Kerl, reicher Mann, armer Mensch und gehetztes Wild, was wird jetzt aus dir?

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Flugzeugtempo

(L. Kainer)



„Hast du auf der Reise auch an mich gedacht, Liebling?" – „Ach nee, bis ich daran denken konnte an dich zu denken, war ich schon gelandet."

Sommer / Von Jacobus Schnellpfeffer

Jeder Frühling geht vorüber,
Und auch dieser ging vorbei.
Ach, die hübschen Liebeslieder
Flöten wir ja bloß im Mai.

Knospen, Blüten, Samenfädchen:
Schau, die Frucht ist da im Nu!
Ja, die Blüten und die Mädchen
Eilen der Vollendung zu.

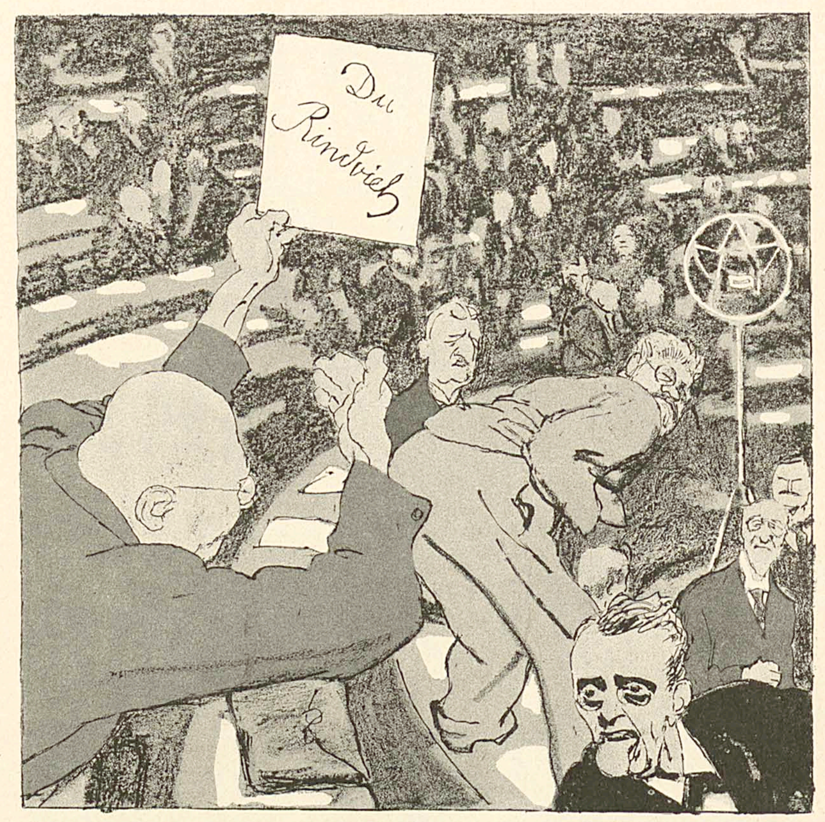
Alle Knöspchen schon entschwunden,
Blatt wie Hüfte ladet breit,
Selbst der Busen, erdgebunden,
Kündet uns die Reifezeit.

Mit der Nase in der Blüte,
Mit der Zunge an die Frucht!
Neid' es keinem, Freund, und hüte
Dich vor jeder Eifersucht.

Selbst der Sommer geht vorüber.
Alle Sinne halt bereit!
Und dem Winter erst, mein Lieber,
Widme deine Geistigkeit.

Reichstagsdebatten im Rundfunk

(E. Thöny)



Während der Übertragung dürfen persönliche Bemerkungen nur durch Zeichensprache geäußert werden!

Leipziger Jugenderinnerung / Von Th. Th. Heine

Ich kam mit meinem Bruder Emil von der Schule nach Hause. Da sahen wir viele Menschen vor unserem Haus in der Gustav-Adolf-Straße stehen, so daß wir kaum hinein konnten.

„Was is denn los?" fragte Emil eine alte Frau.

„De Schutzmänner sin gegomm un holen den Tischler Kretzschmar, er hat seine Dochter vergewaltcht, un nu werd er eingeschberrt." — „Wieso denn vergewaltcht?" Auf die Frage hin sah die Frau uns erst genauer an, bemerkte wohl, daß wir nur sieben und acht Jahre alt waren und antwortete: „Nu ja, du Lausejunge, er hat se ähm gehauen." Schon brachten die Schutzmänner Kretzschmarn, er hielt den Kopf gebeugt und ging schwankend, als er durch die scheu zurückweichende Menge geführt wurde. Wir liefen natürlich hintendrein. Darüber war es etwas spät geworden, und als wir hinauf in unsere Wohnung kamen, saßen die Eltern schon lange beim Mittagessen. „Wo habt ihr euch wieder herumgetrieben?" hauchte uns der Vater an. Emil, voll der großen Neuigkeit, gab sie sofort von sich: „Herrn Kretzschmar hamm se geholt, er hat seine Dochter vergewaltcht, un da hamm mer zugesähn un da hamm mer uns ähm ä bißchen verspätcht." Der Vater stand auf, streng aber gerecht gab er mir eine Ohrfeige, und Emiln führte er in die Besenkammer, wo der Ausklopfer hing. Bis ins Eßzimmer hörte ich das Erziehungswerk schallen. Das Mittagessen schmeckte uns nicht mehr.

Nachher nahm mich Emil bei der Hand und sprach: „So, nu hat mich der Babba ooch vergewaltcht, un nu gähmer uff de Bolizei un zeichen 'n an. Gomm nur mit." Er führte mich in die Stadt, in das düstere alte Polizeigebäude am Naschmarkt. Durch lange dunkle Gänge fragte er sich durch und klopfte schließlich an eine der vielen Türen. Ein barsches Herein antwortete. „Warte hier auf mich, Gleener", flüsterte er, ging hinein und machte die Tür hinter sich zu.

Ich konnte nicht hören, was drin gesprochen wurde. Es schien mir furchtbar lang zu dauern, und ich hatte schon Angst, die Schutzmänner würden gleich mitkommen und unsern guten Vater holen, der doch immer so nett mit uns spielte und uns bei den Schulaufgaben half.

Gerade fing ich an zu heulen, da ging die Tür auf und Emil kam heraus — allein.

„Na, wie warsch?" fragte ich. „Nischt warsch, gelacht hamm se un en Appel hamm se mir gegähm. Da hast 'n."

Still schlichen wir fort, und ich aß auf der Straße den Apfel. Emil versprach mir eine seltene Briefmarke, wenn ich niemandem was erzählte. Bis heute habe ich geschwiegen.

Lieber Simplicissimus!

Während ich meinen reichsdeutschen Freund durch die Straßen unserer derzeit gar nicht so gemütlichen Donaustadt führte, begegneten wir wiederholt diversen uniformierten Trupps.

Auf seine Frage, ob das Rote oder Antimarxisten seien, mußte ich meine laienhafte Unwissenheit eingestehen.

Mein „zugereister" Freund war sehr erstaunt: „Gibt's denn gar keine Möglichkeit, herauszukriegen, was die Leute eigentlich vorstellen?"

„O doch!" sagte ich, „du brauchst nur ‚Nieder mit der Republik!' schreien: schreien sie mit, dann sind sie von der Heimwehr, erschlagen sie dich, dann sind sie vom Schutzbund, und kümmern sie sich überhaupt um nichts, dann sind sie vom Bundesheer!"

•

Dankbarkeit ist eine schöne Sache, aber man sollte sie nicht übertreiben. Die Gemeinde K. in Niederschlesien besitzt ein Kriegerdenkmal, auf dem steht zu lesen:

Die Helden tot —
Und das Volk in Not.
Die dankbare Gemeinde K.

Goebbels contra Hindenburg

Er wär so gern ein Märtyrer geworden,
er dürstete nach Kerker und Verließ,
weil das ihm bei den wilden Hitlerhorden
die höchste Popularität verhieß —

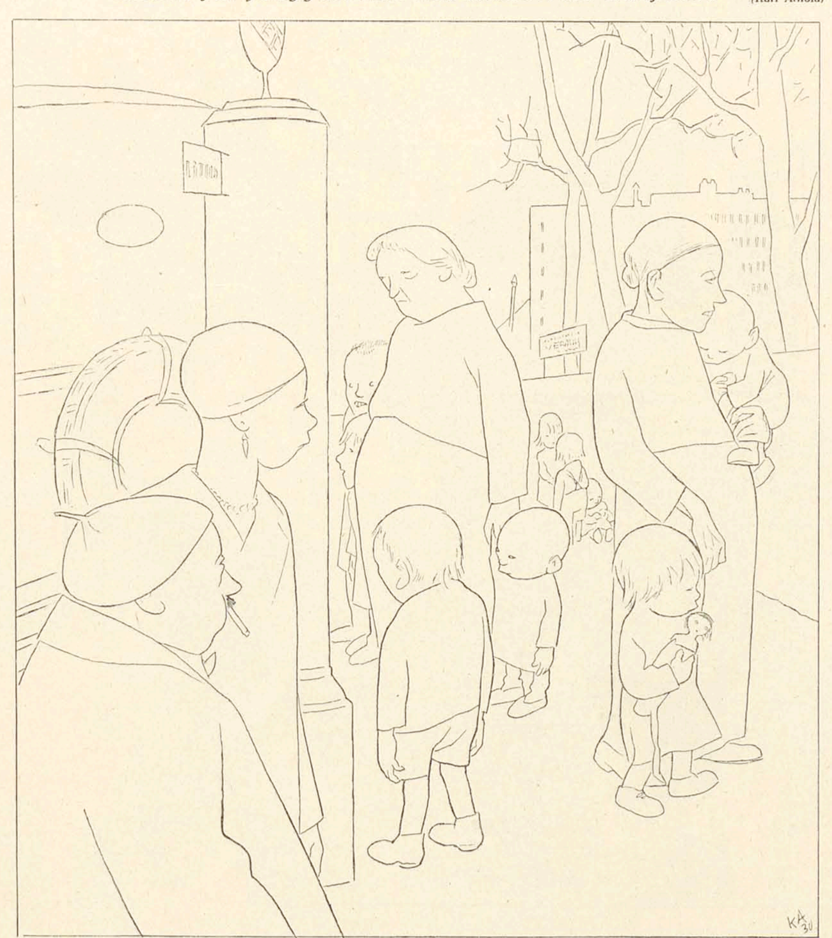
Er wäre mehr als Adolf selbst gewesen,
es wäre ihm der große Wurf geglückt,
hätt' das Gericht ihm statt geringer Spesen
die Dornenkrone auf das Haupt gedrückt!

Es ist kein Ruhm, achthundert Mark zu blechen —
und außerdem bezahlt sie die Partei —:
ich fürchte fast, er wird sich furchtbar rächen
für diese Juden-Richter-Schweinerei — — —

Benedikt

Steuer für Junggesellen und kinderlose Ehepaare

(Karl Arnold)



„Die Bande macht bloß Kinder, um sich vor der Steuer zu drücken!"

Kommunale Sparmaßnahmen

(Th. Th. Heine)



„Dös is unser Gmoandedepp, den ham'mer zum Bürgermoaster gemacht, weil mer ihn so schon derhalten müssen."

Stuttgart, 23. Juni 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

Beamtenabbau – Gehaltskürzung?

(E. Schilling)



Nach dem Vorbild des Erzvaters Abraham schickt sich Moldenhauer zu einer schmerzlichen Opferung an, in der Hoffnung, daß ihm ein Engel rechtzeitig in den Arm fällt.

Die Uniform / Von Peter Scher

Ob man sie auch verbietet,
sie ist dem deutschen Mann
am Podex festgenietet
und pappt ihm vorndaran.

Sie legt um seine Seele
den reisigen Drahtverhau,
sie rülpst aus seiner Kehle,
sie schläft bei seiner Frau.

Und ob als Lederhose
und ob als Staatssystem,
als Faktum oder Pose –
wir finden sie bequem.

Gott hat sie uns gegeben,
daß sie uns freu' und zier';
was wär' es für ein Leben –
sagt selbst – mit ohne ihr!?

Wir müssen sie behalten,
weil Trübsinn uns bedrängt,
auf markige Gestalten
gehört sie draufgehängt.

In völkische Gehirne
gehört sie jedenfalls;
ein Topp muß auf die Birne,
ein Schlips muß um den Hals.

Ein Braunhemd muß Vermittler
zum ar'schen Hintern sein –
wo legte sonst der Hitler
sein Kraftgefühl hinein?

Man soll sie ihm nur lassen,
die Uniform dem Mann:
In sie hineinzupassen
ist alles, was er kann.

Skandal in einer Kleinstadt / Von Gottfried Kölwel

Ich weiß nicht, wie ich die Geschichte, die ich hier erzähle, bezeichnen soll; ist es eine komische, eine tragische, eine tragischkomische, oder doch nur eine komische. Jedenfalls ist es eine unglaubliche Geschichte, und also höre man selber zu.
Harting ist eine kleine Stadt, eine kleine Stadt, mein Gott, wie es Dutzende kleine Städte gibt. Die Männer gehen am Abend in das Gasthaus, sie politisieren, sie spielen, und vor allem, was man nicht vergessen darf, sie trinken. Sie trinken gutes oder schlechtes Bier, obschon auch das schlechte seine besondere einheimische Qualität hat; besonders wenn es einen kleinen Stich verrät, ähnlich wie der Hase den Hautgout . . . Aber gerade dieses säuerliche Bier schmeckt manchen Männern von Harting ganz außergewöhnlich, und man sagt, daß sie davon etwas wie Hörner bekommen. Was für Hörner, das bleibe vorerst dahingestellt.
Während die Männer also nicht daran denken, vor Mitternacht auf die Uhr zu sehen, lehnen die Frauen, wenn es Sommer und warm ist, nicht selten in den offenen Türen, oder sie sitzen draußen vor dem Haus, auf einer Bank, auf einem Stuhl, und sehen jeden, der da vorübergeht. Meistens sind dies junge Burschen, die, den Hut etwas schief im Nacken, hin und her flanieren, oder auch junge Herren, Angestellte, Beamte, Söhne aus Bürgerhäusern, aber sie haben alle, wenn man sie genau beachtet, das eine gemeinsam, daß sie ihre Augen auf junge Mädchen einüben und dabei gar manche Frauen an den Haustüren nicht übersehen. Manche dieser nächtlichen Bummler schielen sehr eigenartig unter den Wimpern hervor, und man weiß, obgleich man weiß warum, doch eigentlich nicht warum. Denn sie tun oft sehr fremd, und niemand würde denken, daß so ein Bursche oder ein junger Herr mehr sieht als der rechtmäßige Ehegatte.
Trotzdem werden hier keine heimlichen Liebesbriefe geschrieben, nein, denn das Papier ist verräterisch, und in einer heimlichen Nachtstunde läßt sich mehr und alles deutlicher sagen als in langen Briefen. Überdies sind die Hartinger überhaupt keine Freunde der Tinte, und ein lebendiges Abenteuer ist ihnen lieber als ein geschriebener Roman; denn im Grunde sind sie alle Menschen der Tat, die weder den Traum noch die sentimentale Erinnerung pflegen.
Man muß dieses wissen, um das, was sich hier ereignete, im rechten Licht zu sehen. Denn wenn sich ein Mensch Tagebuchaufzeichnungen macht, möchte man doch glauben, daß er mit seinen Erlebnissen gefühlshaft verbunden bleiben will. In Wirklichkeit aber war es doch ein ganz anderer Grund, der Betty Räuschl, die Frau eines Pelzmachers, dazu veranlaßte, über alle Fehltritte ihres Lebens Buch zu führen und alles so genau zu registrieren, daß sie bei jedem Fall nicht bloß Nacht und Stunde verzeichnete, sondern jedem Liebhaber zugleich einen Tiernamen gab, der seine Eigenschaften besonders verdeutlichen sollte. So gab es hier manchmal sehr starke und eindeutige Bezeichnungen, aber auch zartere wie Eichhörnchen, Zeisig und dergleichen. Das Ganze sah also keineswegs nach einem zarten Frauenalbum aus, sondern nach der Buchführung von, ja ich muß das Wort wohl hierhersetzen — von Rekordleistungen. Von Betty Räuschl war das Ganze nämlich wirklich so gedacht, denn sie war ein ganz besonderes Kind ihrer rekordlüsternen Zeit.
Mag dies dem einen auch noch so unerhört, dem andern komisch dünken, so war es doch so, und das Tragische folgte auf dem Fuße. Xaver Grünling nämlich, ein junger Kunstschreiner, der schon des öfteren heimlich durch ein hinteres, unbeobachtetes Fenster des Hauses zu ihr eingestiegen war, hatte die völlig unmodern gewordene Eigenschaft, im Beisammensein mit ihr etwas im Herzen zu spüren, und so begann er den anderen Liebhabern, die gleichfalls zu Betty wollten, heimlich abzulauern. Besonders fühlte er sich durch einen Beamten des dortigen Postamtes sehr zurückgesetzt, und da Xaver Grünling das Gefühl hatte, als wäre der Postbeamte der eigentliche Liebling Bettys, steigerte er sich in eine so unglückliche Stimmung hinein, daß er, nachdem er von Betty eines Tages sogar abgewiesen werden mußte, an nichts anderes mehr dachte, als sich bitter an ihr zu rächen.
Er schlich sich nämlich eines Sonntags, während Betty mit ihrem Mann, dem ehrengeachteten Pelzhändler Johann Räuschl, in das Café gegangen war, in die Wohnung Bettys ein und stahl dort aus einer Kommodenschublade das oben geschilderte Notizheft, das ihm die Frau einst prahlend gezeigt hatte.
Noch am Abend desselben Tages aber gab es eine große, wenn auch geheimnisvolle Neuigkeit in der Stadt; an der Türe der Pfarrkirche waren sämtliche aus dem Heft herausgelösten Blätter öffentlich angeheftet worden. Diejenigen, die nichts wußten, konnten sich die ganze Sache nicht erklären und glaubten an die Tat eines Wahnsinnigen. Da Betty Räuschl zudem von Anbeginn an die Schrift verstellt hatte, um sich so schlauerweise bei einer etwaigen Entdeckung zu schützen, vermochte auch wirklich niemand den Urheber dieser Zeilen herauszubringen. Dennoch aber begannen jene, deren diskrete Beinamen so öffentlich zu lesen waren, heimlich zu schwitzen. Denn daß dies alles, was da vorerst unverständlich geschrieben stand, schließlich doch bald allgemein verstanden sein würde, darüber machten sie sich keine falschen Vorstellungen.
Also versuchte fast jeder von ihnen des Nachts, während der ahnungslose Pelzmacher wieder im Gasthaus saß, mit Betty zusammenzutreffen. Wer ist nur dieser Schurke gewesen, sagten sie, wie hat er dieses Heft überhaupt erwischt? Wir alle sind, wenn jemand den Schlüssel zu diesen Zeilen finden sollte, derart in der Zwickmühle, daß wir uns kaum mehr retten können. — Dies meinten besonders jene, die verlobt oder gar schon verheiratet waren und denen ein besonderer Spektakel zu drohen schien. Betty aber, die vor Erregung kochte, sagte mit einem äußerst sicheren Instinkt: Es ist kein anderer gewesen als der Grünling.
Da man nun zudem befürchtete, daß dieser auch noch alles erklären werde, kam man bald zu der Anschauung, es gebe hier wohl nichts Besseres zu tun, als den Kunstschreiner so rasch wie möglich für immer stumm zu machen. Besonders verlangte dies Betty, die, obgleich sie stets mit ihrer Untugend geprahlt hatte, nun doch plötzlich um die öffentliche Meinung besorgt war.
Der Anschlag sollte mittels einer Höllenmaschine ausgeführt werden, die man ihm in einem Paket am nächsten Tag in das Haus schicken sollte. Tatsächlich gelang es auch, durch Mitarbeit eines Mechanikers und eines Gewehr- und Patronenhändlers, die gleichfalls auf der Sündenliste standen, eine Höllenmaschine anzufertigen, und der Postbeamte beförderte das Paket heimlich weiter, so daß niemand weder den Urheber noch den Aufgeber erraten konnte. Nachmittags, wenn Xaver Grünling in seiner Werkstatt bei der Brotzeit saß, sollte er das Paket erhalten, und beim Öffnen der Schnüre sollte die Maschine losgehen.
Nun aber geschah das Tragisch-Komische. Gerade um diese Zeit hatte sich der Pelzmacher Johann Räuschl, ein in seinem Fett ahnungslos ruhender Mann, auf den Weg in die Schreinerei gemacht, um zum bevorstehenden Namenstag für seine Frau eine von ihr schon längst gewünschte Schatulle zu bestellen. Angeblich wollte Betty den Schmuck darin verwahren, in

Zurück zum Korsett!

Turnen junge Mädchen täglich,
wer'n sie anormal beweglich,
sündhaft-schlank, graziös und niedlich,
und dann bleiben sie nicht sittlich —:
Körperschönheit oder -kraft
macht die Seele lasterhaft!

Kniee beugen, Beine spreizen
muß ja den Geschlechtstrieb reizen
Keulenschwingen, Diskuswerfen
orgiastisch ihn verschärfen!
Aber stickst du auf Stramin,
wird die Tugendrose blühn!

Schon die ärmellosen Kleider
sind der Unzucht Weg-Bereiter!
Wo ein Busen spitz und stramm ist,
sieht man gleich, daß sie kein Lamm ist
Auch das gleiche hinterwärts
echauffiert des Wüstlings Herz!

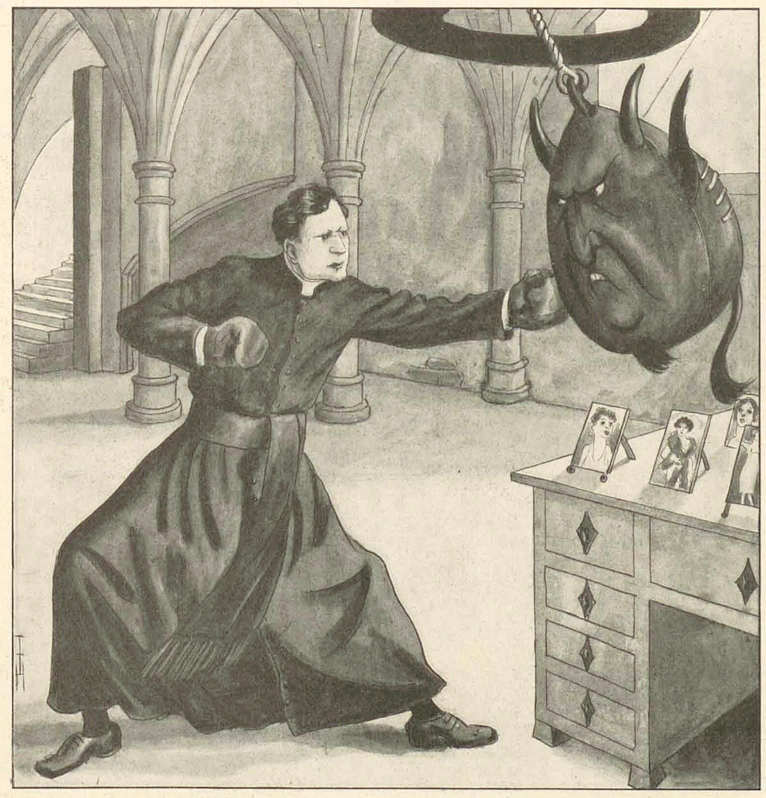
Dicke Fesseln, krumme Rücken
schützen vor Verführer-Blicken;
welke Haut und spitze Nasen
löschen viehische Ekstasen:
und es hebt sich die Moral,
wo die Liebe eine Qual!

Einzig noch im Lande Bayern
sucht man dem Verfall zu steuern
und ist gegen Sport-Ertücht'gung
zwecks erotischer Beschwicht'gung!
Treibt den Sport im Ehebett!
Rückwärts, rückwärts zum Korsett!

Karl Kinndt

Ecclesia militans

(Th. Th. Heine)



Nach den Anstrengungen der Berliner Saison soll Kaplan Fahsel für ein Jahr nach Rom berufen werden, um in Ruhe für seinen Entscheidungskampf gegen den Teufel trainieren zu können.

Wirklichkeit aber dachte sie, darin das Notizheft sicher zu verbergen. Denn eine Schatulle ist ein Ding, das so ganz allein für die Frau bestimmt ist und um deren Inhalt sich ihr Mann wirklich nie gekümmert hätte. Johann Räuschl beschrieb also dem Schreiner Xaver Grünling genau, wie alles gemacht werden sollte, aus Mahagoniholz sollte die Schatulle sein, schön eingelegt sollte sie auch sein, überhaupt eben ein Prachtstück, wie es einer getreuen Gemahlin würdig sei.

Während Räuschl seinen Auftrag mit schweren, ungelenken Handbewegungen unterstrich, als müßte er selbst die Maße festsetzen und schon jetzt die Glätte der schönen Politur spüren, freute er sich, seiner guten Betty eine solch besondere Freude machen zu können.

Da kam das Paket mit der Höllenmaschine an.

Es lag zunächst auf der Hobelbank, wohin der Postbote es gelegt hatte, schön rechteckig und braun eingepackt, aber gleich darauf schnitt Herr Grünling, vor Neugierde, was ihm denn da zugesandt werde, die Schnüre auf und öffnete. Mit einemmal krachte es, wahrhaftig, es explodierte, und der Pelzmacher, der besonders nahe dabeistand, als hätte auch er Interesse für den Inhalt, fiel um wie ein Stück Holz.

Wie sich allerdings sehr rasch herausstellte, war er nur aus Schrecken umgefallen, und es war ihm, ähnlich wie dem Schreiner, nicht viel passiert. Aber es hatte ihn ausgerechnet an der Nasenspitze getroffen und ihm das Käppchen abgerissen, während sich Xaver Grünling nur an der Hand leicht verbrannt sah. Die Dynamitladung war nämlich schlecht gewesen, und so war alles noch ganz erträglich ausgegangen.

In Harting gab es natürlich großen Aufruhr ob dieses Vorfalles, und die Polizei suchte lange nach den Tätern. Doch kam nie etwas Klares an den Tag, denn Xaver Grünling, der die Sache hätte aufklären können, zog es vor zu schweigen. Er hatte es durch diesen plötzlichen Angriff seiner Widersacher deutlich erkannt, daß er nicht lebendig davonkomme, wenn er auch nur eine Silbe verrate. Denn die Hartinger waren, wie schon gesagt, Menschen der Tat, oder, deutlicher ausgedrückt, der tätlichen Hand.

So aber blieb eigentlich alles, wie es war. Betty hatte indessen ihre neue Schatulle erhalten, und darin verbarg sie ein neu angelegtes Sündenregister; sie konnte es nicht lassen, abermals ihre nächtlichen Erlebnisse einzutragen; denn sie war und blieb eine Rekordperson. Alles stieg wieder bei ihr ein und aus, während der ehrsame Pelzmacher Johann Räuschl, der seit jenem Unglückstag ohne Nasenspitze herumging, niemals die Hörner spürte, die ihm allnächtlich wuchsen, wenn er im Wirtshaus beim süßen oder saueren Bier saß.

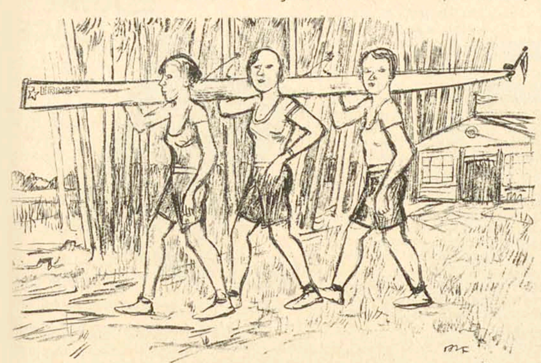
Die Besatzungsarmee wieder im Heimatquartier

(E. Thöny)



„Denk ich an Deutschland in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht . . .“

Emanzipation *(M. Frischmann)*



„Seht ihr, Kinder, wenn man Sport treibt, kann man auf die ganzen Männer verzichten!" – „Aber natürlich, und außerdem treibt man ihn ja nur am Tage!"

Eine Nacht auf dem Wasser / Von Frank F. Braun

„Ich selber bin nie in Venedig gewesen", sagte Lilius, „aber ich kannte einmal eine Italienerin, die hat mir diese Geschichte einer Nacht auf dem Wasser erzählt. Man feierte irgendein Fest, und auf dem Canale grande sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden. Hunderte von Booten hatten sich eingefunden . . ."

„Ach", sagte Brendel, und er unterbrach in einer Art, die nur durch die späte Stunde am Stammtisch erklärt werden konnte, „da fällt mir die Geschichte vom Feenteich ein."

„Erlaube . . ."

„Danke; sehr zum Wohle. Das ist eine höchst sonderbare Geschichte. Vorm Uhlenhorster Fährhaus sollte auf der Alster ein Feuerwerk abgebrannt werden. Hunderte von Booten hatten sich eingefunden, und auch ich war mit Luzi auf dem Wasser. Unser Kanu hieß nach ihr."

„Erlaube, das ist eine so vollkommene Belanglosigkeit gegen die Geschichte, die ich . . ."

„Keineswegs, Lilius. Ich deute damit zart an, daß Luzi schon einen Sommer lang meine Freundin war; wie hätte sonst das Boot ihren Namen tragen können."

Lilius schwieg. Er gab es auf, da niemand in der Runde ihn unterstützte. Brendel fuhr fort: „Das Feuerwerk wurde richtig abgebrannt. Es hat mit dieser Geschichte nur insofern zu tun, als Luzi und ich am Feenteichufer das Boot verließen und vom Land aus — das Betreten der Rasenflächen war nur von den Wegen aus für Spaziergänger verboten —, vom Land aus das Feuerwerk ansahen. Die meisten Wassersportler hatten denselben Gedanken gehabt; man sah vom Ufer aus besser diese bunten Kugeln und Leuchträder. Es war ziemlich spät. Mitternacht beinahe. Die Nacht war aber warm. Nur sehr dunkel; der Mond war nicht durchgekommen. Wirklich, das muß ich sagen, es war geradezu gefährlich finster. Als wir wieder in unser Boot stiegen, wäre mir Luzi beinahe ins Wasser gefallen. Prosit. —"

„Sag' mal, was für eine Geschichte willst du hier eigentlich erzählen?"

„Eine sehr zarte, leise Geschichte, Freunde. Die Musik trug die Schuld. Diese schmachtenden Weisen, die uns einfetteten — Unsinn!, die uns einlullten, — das ist auch nicht schön gesagt, — die uns in Wachträume wiegten. Wir kennen alle diese gefährlichen Stunden. Luzi lag vor mir im Boot. Unsere Hände berührten sich, es war ein Frage- und Antwortspiel . . ."

„Ich denke, ihr kanntet euch schon lange?"

„Gewiß, gewiß, du Rohling, störe doch nicht! . . . Frage- und Antwortspiel; als ich ihre Lippen berührte, spürten die meinen, daß sie erwartet waren; als ich sie in meine Arme nahm, überwellte uns die große Zärtlichkeit. Prosit." Er machte diesmal von selber eine Pause. Lilius knallte sein Glas hin. „Das nennt man lyrische Geschichte ohne Pointe; sie sind sehr beliebt!" Brendel schüttelte den Kopf. „Warte doch, Knabe. Die Geschichte hat eine Pointe, eine so knallige Pointe, daß die Tragik überkichert wird. Das Mädchen, das ich da im Arm hielt, mit dem ich die zärtlichste Verzückung erlebte, kannte ich gut; ich liebte es und wurde wiedergeliebt. Viele kleine Bewegungen bewiesen mir das; leise Worte, die sie an mein Ohr flüsterte; der Duft ihrer Haut, ihres Haares, alles war mir vertraut. Ihr ging es nicht anders. — Wir waren nicht berauscht, nicht betrunken. Es war nur stockfinster! Ich habe einmal gelesen, wenn man mit verbundenen Augen eine Zigarre raucht, soll man nicht sagen können, ob sie überhaupt noch brennt. Man soll im Dunkel nicht schmecken können, ob man Rheinwein oder Burgunder trinkt. Das muß wahr sein. Denn wenn man im Dunkeln nicht einmal im letzten Nahesein den geliebten Menschen erkennt, richtiger, den fremden Menschen erkennt, — lieber Himmel, wer sind wir denn!"

„Pardon", sagte Lilius, „hier zeigen sich Gedankensprünge, die du aufhellen mußt."

„Die Aufhellung kam, als wir zum Harvestehuderweg hinüberfuhren und in das Licht der Straßenlampen gerieten. Eine reizende junge Dame saß mir gegenüber, — aber nicht Luzi." Er sah todernst in die lachenden Gesichter. „Ich wußte es", sagte er, „hier kann man nur lachen. Und doch ist es eine Geschichte, über die mancher schwer zu Fall kommen kann, wobei ich keineswegs an physische Zusammenhänge denke. Na, Prosit."

Erst nach einer Pause konnte Lilius wieder anfangen: „Also, ich selber bin nie in Venedig gewesen, aber ich kannte einmal eine Italienerin . . ."

Ruinenkult / *Von Joachim Ringelnatz*

Wenn der Ruinenzauber glüht,
Erschauert unser Volksgemüt,
Und eine romantische Wärme
Gießt Bowle durch unsre Gedärme.

Lichtbirne hinter Buntpapier
Gibt Sängerkehlen ein Klistier.
Und sehnsüchtig weinendes Lachen
Läßt uralten Schwindel erwachen.

Denen, die sich Ruinen baun,
Wünsch ich den höchsten Lattenzaun
Und den von Hunden umgeben,
Die dauernd das eine Bein heben.

Der Erlaß

Der österreichische Justizminister Dr. Slama hat die Richterschaft mittels Ministerialerlaß angewiesen, auch den Angeklagten gegenüber „stets die Höflichkeit zu bewahren und etwa notwendige Zurechtweisungen ohne Heftigkeit und unter Vermeidung jeder verletzenden Äußerung zu erteilen“.

Unlängst nun stand ein Hilfsarbeiter wegen Diebstahls angeklagt vor dem Richter. Der Beschuldigte leugnete, den Diebstahl begangen zu haben, und bezeichnete in seiner ottakringischen Urwüchsigkeit die ganze Anklageschrift als „erstunken und erlogen“.

„Benehmen Sie sich anständig, Sie frecher Patron!“ donnerte der Herr Landesgerichtsrat, „wir werden Ihnen schon Manieren beibringen!“

Der Verteidiger meldete sich zum Wort: „Ich möchte mir erlauben, den Herrn Vorsitzenden an den sogenannten Höflichkeitserlaß des Justizministeriums zu erinnern . . .!“

„Danke!“ zischte der Richter, „übrigens sollten Sie die einschlägigen Erlasse besser studieren, Herr Doktor, dann würden Sie wissen, daß der von Ihnen zitierte Ministerialerlaß erst per 1. Juli in Kraft tritt!!!“

Salpeter

Unsere Eltern

Von Hermann Kesten

In meinem Zimmer hängt ein kleines Bild,
Darauf ein Weiher ist und Laub, und Schwäne
Gebogenen Halses schwimmen und zwei Kähne,
Darin ein Liebespaar sitzt, abendmild.

Am Laub der Bäume spürt man Winde nahn.
Das Laub ist unnatürlich anzusehen.
Der Mann, das Mädchen, je in einem Kahn,
Sind beide nur zur Hälfte zu verstehen.

Denn man begreift nicht (macht auch Liebe blind!),
Da sich die Hände fassen und ihr Blick
Uns ahnen läßt ein sehr moralisch Glück,
Weshalb zwei Kähne ihnen nötig sind?

Das Antlitz dieses Paars, Frisur und Tracht,
Sie stammen wohl von des Jahrhunderts Wende.
Vor dreißig Jahren hat man so gelacht,
So liebte man, so gab man sich die Hände.

So sahn sie aus! Mit Vollbart und Frisur!
Sie um die Taille fest geschnürt mit Fischbein!
Er steif und aufrecht wie ein armes Tischbein!
Um sie herum, verschnitten! die Natur.

Mit Bäumen, daran noch der Firnis klebt,
Mit Schwänen, die vor Keuschheit fast erröten:
Ständ' ich im Bild, ich würde alle töten!
Ja, haben solche Menschen je gelebt?

Jawohl! Sie lebten und sie liebten sich,
Und mit Erfolg! Und wir sind ihre Erben!
Doch ihre Tugend ward uns fürchterlich,
Und ihre Heuchelei ließ uns verderben!

Denn 1914 war ihre Tat!
Und ihre Tugend hat uns dezimiert!
So fein und falsch sein war an uns Verrat.
Sie machten Krieg, und wir sind fast krepiert!

Lebenserinnerung

(Karl Holtz)



„Siehst du, Amalie, daß mir mein Monarch einmal aus Versehen die Hand gedrückt hat, ist mir sogar fast noch wertvoller, als daß er mich einmal mit Absicht ‚Schafskopf' genannt hat!"

Unser Apachenkeller / Von Walther Franke

Das ging alles wie am Schnürchen. Punkt ein Uhr nachts kam das amerikanische „Paris at night"-Auto vorgefahren. Wir hatten gegen zwölf Uhr anzutreten und mußten spätestens halb ein Uhr besoffen sein. Zum Engagement brauchten wir nichts als ein Gesicht, in das alle Laster eingegraben waren, und ein Leumundszeugnis des zuständigen Arrondissements. Waffen mitzubringen, war verboten, die bekamen wir erst zu Dienstbeginn ausgehändigt. Wir hatten uns selbst davon zu überzeugen, ob die authentischen Blutflecken noch sichtbar genug waren. Der Gebrauch von Schminke war verboten, doch durften wir uns die Augenhöhlen mit etwas Ruß unterlegen.

So gegen sechs Uhr morgens fand unser Publikum, daß es nun Montmartre mit seinen Apachen kennengelernt hätte, und begann abzuziehen. Wir stießen zum Abschied ein paar wilde Flüche aus, rasierten uns und gingen Mittag essen.

Das Etablissement blühte. Nach ein paar Monaten konnte der Wirt, der Knatschke hieß und eigentlich aus Sachsen stammte, die Truppe um drei Geheimpolizisten vermehren, die gelegentlich die Ausgänge sperrten und die Papiere verlangten. An ganz großen Abenden wurde dann einer verhaftet und abgeführt; das kam jedoch nur bei sehr starkem Konsum vor.

Dann kamen ein paar Wochen großer Flaute, als die Sacco- und Vanzettiangelegenheit auf dem Höhepunkte war und die „at night-cars" wirklich vom Publikum attackiert wurden. Das wurde peinlich. Die Chauffeure bekamen natürlich Prozente dafür, daß sie uns die Amerikaner ins Haus fuhren. Ebenso bekamen die Schlepper, die die Amerikaner zu den Chauffeuren brachten, ihre Prozente. Das ging aber nicht stückweise, sondern ladungsweise. Man bekam für zehn abgelieferte Amerikaner auf einen Klüngel viel mehr als für zweimal fünf. Das Geschäft war fein auskalkuliert. Und auf einmal kamen die Amerikaner nicht mehr. Amerikaner boxen nur im Film gern.

An manchen Abenden, wenn der Betrieb flau war, genügte es, wenn wir in verlotterten Rotten vor der Kellertür standen und scheele Blicke warfen. Ab und zu durfte einer windschief und schlacksig in das Lokal schlumpen und ein petit verre genehmigen. Gern gesehen wurde es, wenn wir den Gästen mit zynischer Geste die Whiskys austranken, während Belästigungen der Ladies nicht gern unternommen wurden, da selbige das öfters ernst nahmen und uns für die ganze Nacht beanspruchten, was einem manchmal über die Nerven ging. Wir begnügten uns daher mit Anulkungen ihrer Kavaliere, indem wir ihnen zuriefen: „Pas mal, ta môme" und dann gelegentlich der Dame auf den Hintern klopften. Das brachte uns manches gute Trinkgeld ein.

An Abenden aber, wenn Hochbetrieb war, mußten wir energisch heran. Dann mußte ich Armand das Messer unter die Nase halten, während Chichi mich heiß umklammerte und ausrief: „Casse-lui la gueule, casse-lui la gueule!"

Armand und Chichi waren miteinander verlobt und sparten auf ihre Wohnungseinrichtung. Es fehlten ihnen bloß noch die großen Vasen und die Uhr unter Glassturz auf dem Kamin. Von Chichi hieß es, daß sie Französin sei, sie war aber nur aus Mühlhausen. Armand war Wiener. Robert, genannt „le diable", stammte aus Prag und war eigentlich Westenzuschneider. Hier galt er als verabsintheter Maler. (Dabei schmeckte ihm das grüne Zeugs nicht mal.) Toto war aus Budapest; er hatte eine fabelhafte Schmarre quer übers Gesicht, die er im Kriege abgekriegt hatte. Er erzählte dann mit Flüsterstimme: „C'était pas rigolo! on m'a flanqué une gifle avec le rasoir."

Dazu tanzten wir, wenn es hoch her ging, unsre wilden Apachentänze. Es war heiter. Ich wüßte nichts, was wir den Ladies nicht ins Gesicht sagen durften, ohne daß sie von uns entzückt waren.

Und wozu sollte ich Armand die Schnauze zerbeulen, wenn keiner zuguckte? Oder warum sollte Armand seinen an Roheit alles je Dagewesene in den Schatten stellenden Trick, jemandem mit der Fußspitze in die Herzgrube zu boxen, zur Schau stellen? Es waren unlustige Zeiten.

Eine Zeitlang mußten wir jeden einzelnen Amerikaner wie ein rohes Ei behandeln, jeden einzeln. Ich bekam einen authentischen Clergy-man unter die Finger, dem ich in Anbetracht der gedrückten Stimmung mein verfehltes Leben beichten mußte.

Und der Prediger hörte sich meine wüsten Bekenntnisse an. Ein Kind des Montmartre, Dieb von Kindesbeinen an, mit vierzehn Jahren syphilitisch, mit sechzehn Jahren den ersten Knast, zur Zeit von der Pariser Polizei wegen Lustmords und Baumfrevels gesucht.

Auf einmal schaut mich der Mann an und sagt, auf deutsch: „Franke, sind Sie's oder sind Sie's nicht?"

Natürlich war ich es. Und er war mein früherer Klassenlehrer aus Obersekunda.

Er war natürlich ebensowenig Amerikaner wie ich Pariser Apache. Aber da die Amerikaner in diesen Tagen so schwer aufzutreiben waren und da dem Schlepper gerade noch ein Mann an seiner Tarifladung fehlte, hatte er meinen guten Oberlehrer, der sich das teure Pariser Nachtleben gerne einmal ganz aus der Nähe ansehen wollte, gegen eine gute Provision geangelt und als American Clergy-man engagiert.

Das war seine Sache. Aber als er nachher, in Mißverkennung der Situation und von unserem wilden Gebaren infiziert, mit Chichi energisch zu flirten anfing, wurde Armand aus Wien ernstlich böse und verübte an ihm seinen an Roheit alles bisher Dagewesene in den Schatten stellenden Trick.

Und das ist das einzige Mal, daß in unserem Apachenkeller wirklich etwas vorgekommen ist.

Neid

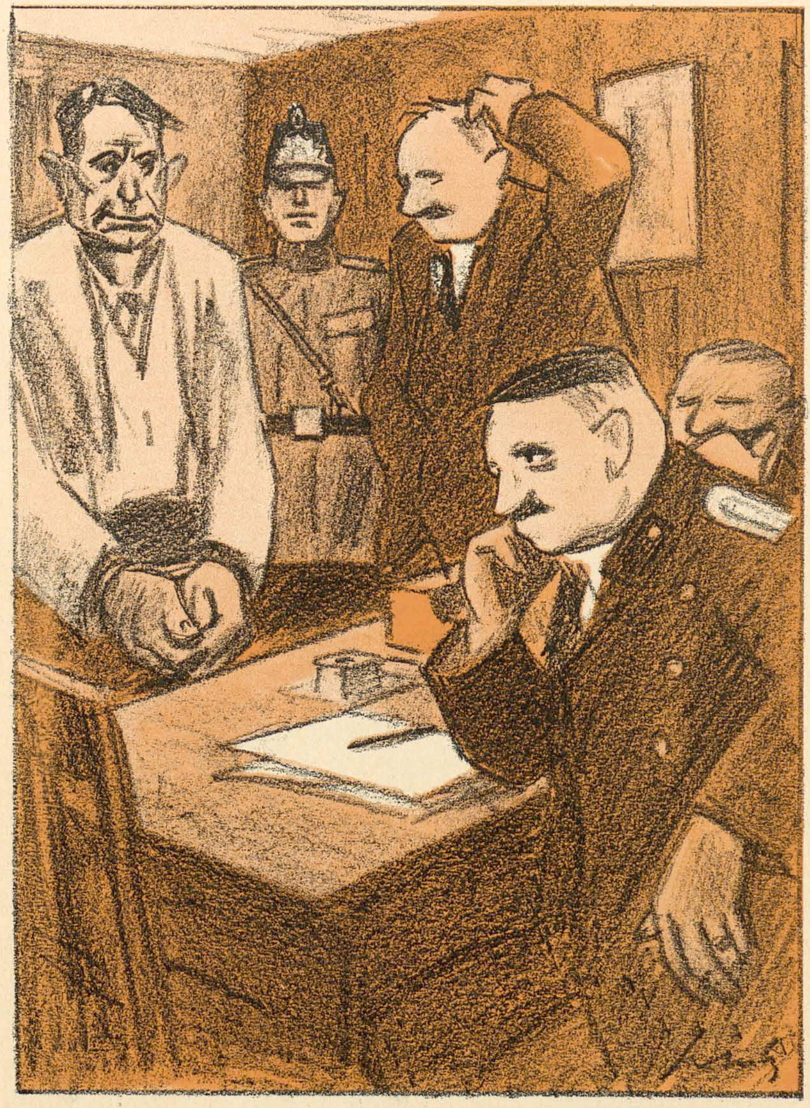
(J. Mammen)

„Naa, Rosl, seit i all'wei les', wia leicht ma in Berlin drob'n Geld vadeant, kann mir 's ganze Einbrecha koa richtige Freud' mehr macha!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**: das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

„Und dennoch hab' ich harter Mann – – –"

(Wilhelm Schulz)



Auch der Massenmörder Kürten trägt ein menschliches Herz im Busen und läßt sich durch die Hilflosigkeit der Polizei zu Massengeständnissen rühren.

Der Düsseldorfer Mörder der Justiz

Gegen diesen Peter Kürten sollte man mit den schärfsten Mitteln einschreiten und ihn zum mindesten mundtot machen, denn er untergräbt das Ansehen der Justiz, er wird zum Mörder der Justiz! Drei Düsseldorfer Mörder sitzen nun schon in Haft bzw. im Irrenhaus, und da die Kriminalpolizei doch unmöglich zugeben kann, daß sie sich dreimal geirrt hat, müßten die begangenen Mordtaten gerecht und gleichmäßig unter sie verteilt werden. Und nun kommt dieser vordringliche Mensch und will alles allein getan haben! Wollte man ihm glauben, müßte man also schon zwei Irrtümer zugeben. Aber Kürten begnügt sich nicht einmal mit allen Düsseldorfer Morden —: täglich gesteht er ein paar weitere große Sachen. Wenn das so weitergeht, kann das schreckliche Folgen haben: man wird nach und nach alle wegen Lust-, Raub- und sonstiger Morde verurteilten Verbrecher, alle Brandstifter, Kinderschänder und Großgauner freilassen müssen, weil Kürten alles auf sich nimmt. Sein Eingeständnis, daß er — und nicht die harmlosen Opfer der Justiz Haarmann und Denke — jene scheußlichen Taten begangen hat, wird nicht lange auf sich warten lassen — er wird den unschuldig hingerichteten Landru rehabilitieren — und auch der Fall Jakubowski wird endlich restlos geklärt werden. Was will die Berliner Polizei noch gegen die Gebrüder Saß unternehmen, wenn Kürten einwandfrei nachweist, daß er den Bankeinbruch am Wittenbergplatz allein ausgeführt hat. Alle Väter unehelicher Kinder, die in Alimentationsprozesse verwickelt sind, atmen befreit auf: eine Postkarte genügt, Kürten springt in die Bresche und bekennt sich frei als der Schwängerer. Es ist lediglich eine Frage von Tagen, daß auch sämtliche Fememörder einer Amnestie nicht bedürfen: Kürten war der Täter. Alle noch schwebenden Strafprozesse wegen Kapitalverbrechen werden eingestellt werden müssen, und man muß Scharen von Staatsanwälten und Richtern nach Düsseldorf versetzen, damit der Monstreprozeß Kürten im Laufe der nächsten fünf Jahre erledigt werden kann. Alle Schuld der Erde nimmt dieser Verbrecherheiland auf sich — nur eins wird er trotz bestem Willen nicht auf sich nehmen können: die Blamage der Düsseldorfer Kriminalpolizei.

Kaki

Die Gefühlvolle

Melodie: „Und wenn du mal dein Herz verschenkst . . .“

Und wenn du dich einmal erträнkst,
dann tu es hier!
Und wenn du dich einmal erhängst,
dann nur bei mir!

Wenn du dich überfahren läßt,
dann nur von meinem Ford!
Ich nehme deinen Ring, — der Rest,
der bleibt dann dort!

Wenn du einmal vom Fenster springst,
dann tu's bei mir!
Und wenn du dich hinunter schwingst,
dann wink ich dir!

Wenn du einmal am Gashahn saugst,
tu's nicht bei Nacht,
weil du dann zuviel Gas verbrauchst,
bis man erwacht!

Und wenn du Zyankali schluckst,
dann sag es mir,
damit ich dich, wenn du noch zuckst,
fotografier!

Und wenn du dich einmal erschießt,
tu's im Klosett:
weil Schmutz mich immer so verdrießt
auf dem Parkett!

Siegfried von Vegesack

Sagen

Von Heinz Graumann

Sage ich: „Wieviel?“
Sagt er: „Was wollen Sie freiwillig . . .?“
„Nein“, sage ich, „soweit sollten Sie mich doch kennen, einen anständigen Preis will ich hören.“
„Ich kann aber nicht darunter“, sagt er.
„Wer sagt denn darunter“, sage ich, „was sie wert ist, werde ich zahlen. Aber Sie dürfen mich nicht für'n Verschwender halten, Herr.“
„Ich bin ein armer unglücklicher Mensch!“ sagt er. Was sagen Sie dazu? Ein armer unglücklicher Mensch, sagt er, weil er mir seine dumme häßliche Kette nicht für fünf Mark verkaufen will! —
„Ich werde Ihnen etwas sagen“, sagt er zu mir, „für zehn sollen Sie sie haben.“
„Wie? Für zehn?“ sage ich, „für zehn ganze Reichsmark, sagen Sie? Sie kennen meine Braut nicht, Herr, das ist ein anständiges und feines Mädchen. Wenn sie erfährt, daß ich für sie zehn Mark rausgeworfen habe, ist sie einfach beleidigt. Und sie hat recht! Sie müßte mich ja für'n Hochstapler halten.“
„Also acht.“
„Sechs Mark, keinen Pfennig mehr“, sage ich.
„Warum sind Sie bloß so ängstlich?“ sagt er. „Ich verstehe Sie nicht. Sehen Sie, Ihr Fräulein Braut ist so lieb und geschmackvoll, sie wird den Schmuck unter allen Umständen nehmen.“
„Wieso?“ sage ich.
„Weil . . . Passen Sie mal 'n Momentchen auf. Wenn Sie ihr den Schmuck schenken, gibt es nämlich nur zwei Möglichkeiten. Sagen Sie ihr gar keinen Preis, dann ist es ja gut, nicht wahr. Wenn Sie ihn ihr aber sagen, dann gibt es noch zwei Möglichkeiten. Sagen Sie ihr, das Kettchen kostet

Im Existenzkampf

(M. Frischmann)



„Und wenn et überhaupt keene Ferde mehr jibt, denn müßte man eben damit anfangen, die Autobesitzer zu verwursten!“

Die Erben

(Josef Sauer)



noch nicht zwei fünfzig, na also, dann ist ja alles gut. Sagen Sie ihr aber acht Mark, dann gibt es bloß zwei Möglichkeiten. Glaubt sie, die Kette ist echt für acht Mark, sehen Sie, dann sagt sie gar nichts mehr. Hält sie sie aber für Imitation, dann gibt es gerade noch zwei Möglichkeiten. Findet sie's trotzdem billig, was wollen Sie, dann ist's doch in Ordnung. Sagt sie aber zu teuer, dann gibt es zwei . . ."

„Halt!" sage ich.

„Zwei Möglichkeiten", sagt er. „Bitte sehr. Immer aussprechen lassen. Das können Sie mir nicht verbieten. Wie soll ich mit Ihnen sonst 'n Geschäft machen. Was ich also sagen wollte: Wenn sie's nun zu teuer findet, gibt es zwei Möglichkeiten. Nimmt sie das Kettchen schließlich doch noch, na also, dann können Sie ja froh sein. Will sie es aber nicht nehmen, können Sie ganz ruhig bleiben, dann gibt es eben nur noch die zwei Möglichkeiten. Wenn Sie ihr sagen, Sie hätten sich bloß versprochen, das Kettchen kostet gar nicht soviel, ist sofort alles wieder gut. Sagen Sie ihr aber: schön, da werde ich sie wieder verkaufen, wird sie Ihnen um den Hals fallen und wird flüstern: Liebling, wozu willst du verlieren an der Kette. Ich danke dir vielmals."

„Bah", sage ich, „mit Logik wollen Sie den Frauen kommen?"

„Herrje! Herrje!" fängt er plötzlich wieder zu jammern an. „Was soll ich denn aber da tun mit der Kette? Soll ich sie Ihnen wirklich für sieben Mark lassen, wo ich sie selbst für acht gekauft habe? Oder soll ich nicht lieber gleich meinen Laden schließen und sie in die Konkursmasse geben?!"

„Tcha", sage ich, „wenn Sie mich so fragen, kann ich nur sagen: jawohl." —

„Und haben Sie die Kette nun schließlich gekauft?"

„Ich? Wieso? Ich habe doch gar keine Braut. Und die hat Ketten genug."

„Hm. — Und für wieviel haben Sie sie weiterverkauft?"

„Hehehe, das werde ich Ihnen gerade sagen, Herr!"

Lieber Simplicissimus!

In ein Schuhgeschäft einer badischen Stadt kommt eine Frau vom Lande zum Einkauf, und es entspinnt sich während des Kaufes zwischen dem Geschäftsinhaber und der langjährigen Kundin folgende Unterhaltung.

„Wissen Sie schon, daß mein Mann tot ist?"

„Nein! An was ist er denn gestorben?"

„Von einem Auto totgefahren worden."

„Na, da haben Sie wohl eine schöne Entschädigung bekommen?"

„Ihnen will ich's sagen, hab' noch mit niemand darüber gesprochen: 3000 RM."

„Das ist aber sehr wenig für ein Menschenleben!"

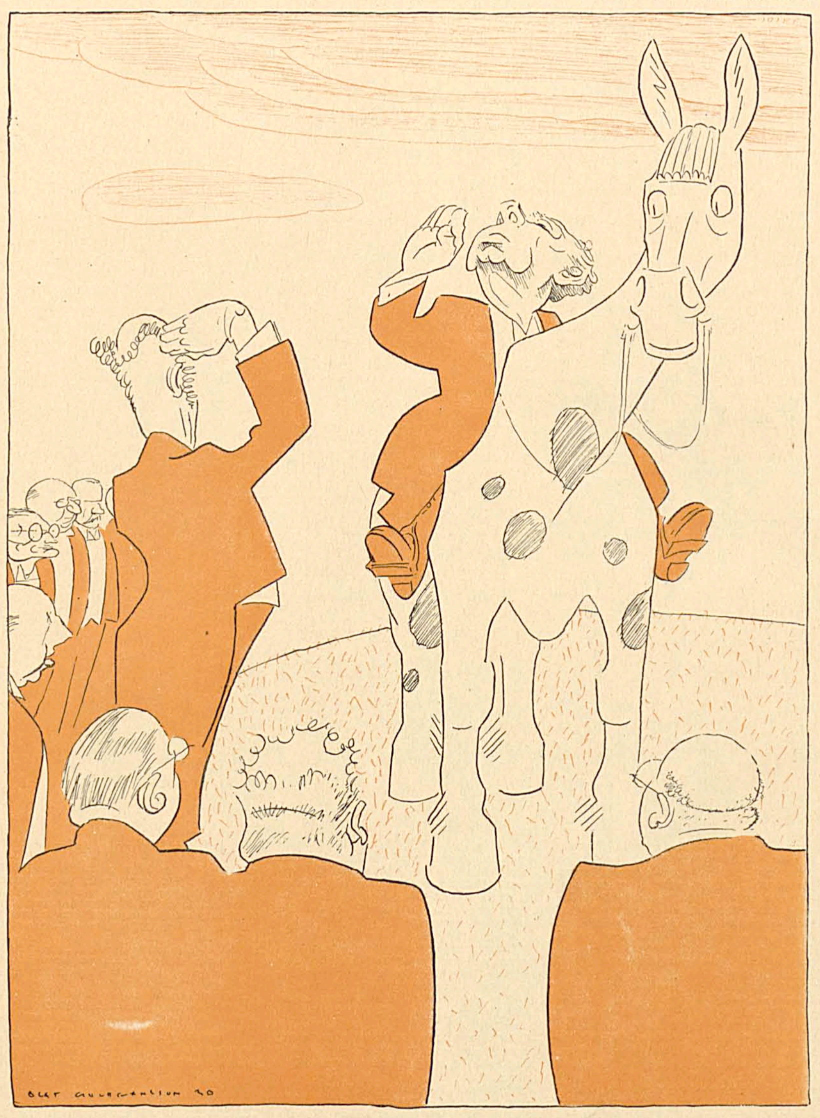
„Ja, wissen Sie, er war schon achtundsechzig Jahre alt, und ich hab' doch nicht mehr viel mit ihm anfangen können."

•

Ein Kriegsblinder sitzt mit seinem Hunde im Abteil. Der Hund knurrt eine einsteigende Frau an, die ängstlich fragt, ob er auch beiße. — „Nur die ich ihm sage." — „Wer ist das denn?" — „Die Wohlfahrtssekretäre."

Reinhardts Manöverkritik nach dem Jubiläum

(Olaf Gulbransson)



„Ich danke Ihnen, meine Herren, ich hätte nicht gedacht, daß eine Inszenierung ohne meine Regie so gut klappen könnte!"

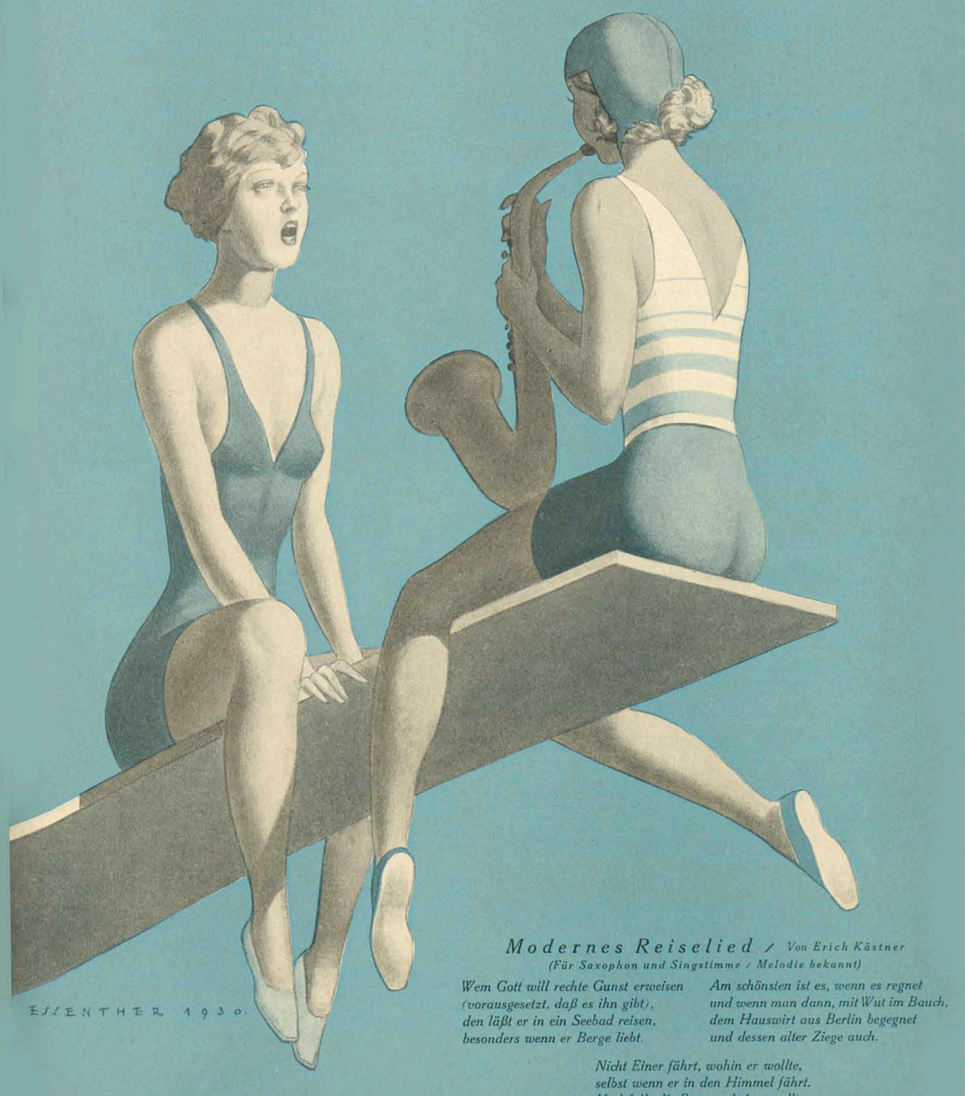
Stuttgart, 30. Juni 1930

Reise und Bäder

Preis 60 Pfennig

35. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS



Modernes Reiselied / *Von Erich Kästner*

(Für Saxophon und Singstimme / Melodie bekannt)

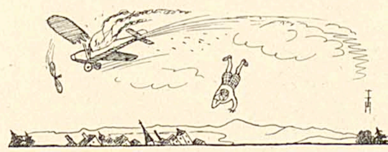
Wem Gott will rechte Gunst erweisen
(vorausgesetzt, daß es ihn gibt),
den läßt er in ein Seebad reisen,
besonders wenn er Berge liebt.

Am schönsten ist es, wenn es regnet
und wenn man dann, mit Wut im Bauch,
dem Hauswirt aus Berlin begegnet
und dessen alter Ziege auch.

Nicht Einer fährt, wohin er wollte,
selbst wenn er in den Himmel fährt.
Und falls die Sonne scheinen sollte –
ein Sonnenstich ist auch was wert.

Er muß es wissen! / Eine Eifersuchtsgeschichte von Karl Kinndt

Ein seltsamer Kontrast —: dieser tiefblaue, von Sonne überschüttete See — die fröhliche Buntheit des leichten, verschwenderischen Lebens ringsum — — und das düster-verbitterte Gesicht des Bankdirektors Seltener! Was hat der Mann? Ein Bankdirektor — denkt ihr —: humm! Hat die letzte Börsenkatastrophe ihm etwa den Hals gebrochen —? Oh, da kennt ihr Direktor Seltener schlecht! Bei der Bank, die er führt, ist alles streng geregelt: Gewinne treffen die Bank und unvermeidbare Verluste die



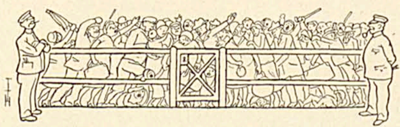
„Das habe ich jetzt gelernt: Nie wieder kaufe ich mir ein gebrauchtes Flugzeug."

Kunden. Nein, finanzielle Sorgen belasten ihn nicht. Hat er etwa sehr früh aus Liebe geheiratet — oder sehr spät auf Abbruch und Geld —: und muß sich nun mit einer verblühten Frau herumschleppen, die ihm das Leben durch ihr Da-sein und ewige Eifersucht vergällt —? Im Gegenteil. Er hat spät und aus Liebe geheiratet, wie das ein weiser Mann tut. Bitte, mein Herr, bemühen Sie sich dort links auf den Tennisplatz und sehen Sie sich diese entzückende kleine Frau an, die da mit dem irischen Trainer O'Farrill spielt! Aha! Habt ihr's —?! Höchst einfach und alltäglich — nicht wahr? Eifersüchtig ist er! Sie betrügt ihn! Daher das finstere Gesicht!
Ja, Direktor Seltener ist eifersüchtig. Und doch eigentlich wiederum nicht. Als er als ein nicht allzu rüstiger Sechsundvierziger vor drei Jahren diese kaum zwanzigjährige kleine Frau heiratete, hat er sich nicht dem Wahn hingegeben, daß sie ihm bis an sein Lebensende treu sein würde. Er ist vielmehr ehrlich erstaunt, daß Olly immer noch in so rührender Zärtlichkeit bemüht ist, sein Liebesleben bunt und mannigfaltig zu gestalten. Aber Direktor Seltener ist ein ordnungsliebender Mann: er will wissen, m i t w e m



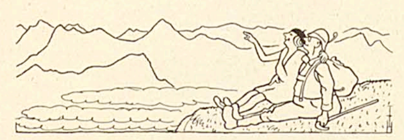
„Nein, Papa ist nicht ertrunken — er ist nur beim Schwimmen eingeschlafen!"

ihn Olly betrügt. Das ist es. Olly dagegen ist — in schreiendstem Widerspruch zu ihrem Äußeren — bis zur Kitschigkeit unmodern und fühlt sich als Ehefrau verpflichtet, jede nur lächelnd vorgebrachte Anspielung auf eine Untreue mit Entrüstung zurückzuweisen! Obwohl ihre überströmende Zärtlichkeit doch unbedingt ihr schlechtes Gewissen verrät!
Dabei will Direktor Seltener gar nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß es gerade der Trainer O'Farrill sei, mit dem sie in — bürgerlich ausgedrückt — unerlaubten Beziehungen stehe. Es könnte ja auch dieser kleine Ungar, der Graf Csörtörtekely, sein — — —. Nicht wahr —: das ist keine Eifersucht? Qual der Ungewißheit ist es, die einen ordnungsliebenden Menschen verrückt machen muß!
Und Direktor Seltener ist ein Mann, der Takt und Diskretion zwar nicht mit der Muttermilch eingesogen, wohl aber nach seinem in den Inflationsjahren erfolgten Aufstieg schwer und mühsam erlernt hat —: und was man so mühsam erworben hat, schätzt man hoch als Besitz. Er kann sich nicht entschließen, einen Detektiv zu engagieren, denn Detektive sind meist taktlos — und indiskret müssen sie sein! Hin und wieder hat er selbst versucht, sich die ersehnte Gewißheit zu verschaffen —: er hat vorgegeben, todmüde zu sein — und eine ganze bange Nacht zu Ollys Schlafzimmer hinübergelauscht — er hat geschäftliche Besprechungen in einem Nachbarort vorgetäuscht, die ihn bis spät in die Nacht festhalten sollten — und ist unerwartet zurückgekehrt — —: und immer fand er Olly allein, freudig-überrascht, ohne jedes Anzeichen eines schlechten Gewissens!
Kein Zweifel: diese Frau ist ein Dämon! Und ihre Seele ein Abgrund listiger Verschlagenheit!



Perronsperre ist Sadismus der Bahnbeamten

Ob es heute gelingt, sie zu fassen —? Sie hat mit dem Trainer O'Farrill und dem Grafen Csörtörtekely eine Motorbootfahrt nach Sankt Vigilio unternommen. Natürlich sollte er auch mitfahren — aber da hat sich plötzlich telephonisch ein italienischer Bankdirektor aus Mailand angesagt — — Und zum erstenmal hat ihn Olly mit einem seltsam forschenden Blick angesehen — oh! — mit einem so durchdringenden mißtrauischen Blick, daß er rasch hinausgelaufen ist und den Portier instruiert hat: „Wenn meine Frau fragt, ob ich angerufen worden sei, sagen Sie: ja. Und zwar aus Mailand." Unverschämt vertraulich hat er genickt, dieser geschniegelte schlanke Bursche, der sieben Sprachen spricht!
Und nun sitzt Direktor Seltener auf der Hotelterrasse, sieht dem Boot nach, das wie ein kleiner schwarzer Fisch mit langem silbernem Schweif in den See hinausgleitet, — und weiß nicht, was er tun soll — —: da tritt der Portier aus der Tür! In Zivil. Sehr schick: hellbrauner Sakko mit graukarierter Hose. Lächelnd grüßt er —: unverschämt lächelnd. Da faßt sich Direktor Seltener ein Herz: „Bitte, einen Augenblick!"
„Verzeihen, Herr Direktor", sagt der Portier mit leichter Verbeugung, „ich bin augenblicklich nicht im Dienst. Von zwei bis fünf Uhr . . ."
„Um so besser! Darf ich Sie bitten Platz zu nehmen —"
„Geht leider auch nicht. Kontraktlich darf ich hier im eigenen Hotel — —"
„Darf ich Sie dann einladen, drüben im Café eine kleine Erfrischung mit mir zu nehmen —?"
„Aber bitte — bitte — —"
Um die nun einmal bestehende Kluft des beiderseitigen sozialen Niveaus zu überbrücken, stellt Direktor Seltener sich offiziell



„Es gibt ähm nischt großartchrs wie de Nadur! Awwer wenn doch wer gähme un uns saachte, wie der Berch heeßt!"

vor, als sie im Café Platz nehmen: „Gestatten Sie: Direktor Seltener." Und fügt gleichsam zu seiner eigenen Entschuldigung hinzu: „Sie haben wohl auch mal bessere Tage gesehen —?"
„Auch —?" meint der Portier mit einem verteufelten Lächeln, „Herr Direktor können doch kaum bessere Tage als jetzt gesehen haben — — — Aber Herr Direktor haben recht: und darum bitte ich um die gütige Erlaubnis, meinen Namen nicht nennen zu müssen —: um meiner Familie willen — i war halt K. und K. Rittmeister g'wesen, und meine ungarischen Verwandten . . . verstehen S' schon, Herr Direktor!"
Herr Seltener biß sich auf die Lippen — aber dann dachte er: um so besser! Er bestellte Sekt mit Pfirsich, um das Gespräch in Gang zu bringen. Kam langsam auf Ehen zu sprechen — auf den Trainer O'Farrill — den Grafen Csörtörtekely — auf lockere Sitten in mondänen Hotels — und auf naheliegende Dinge, die ein Portier sicherlich täglich beobachten könne. Und flocht nebenbei ein, daß es ihm auf einen Tausender durchaus nicht ankomme — — — So einigte man sich schließlich — ohne, dank taktvoller Diskretion von beiden Seiten, das Ding beim rechten Namen genannt zu haben — und der Portier riet Herrn Seltener, mit dem angekündigten Geschäftsfreund für drei Tage

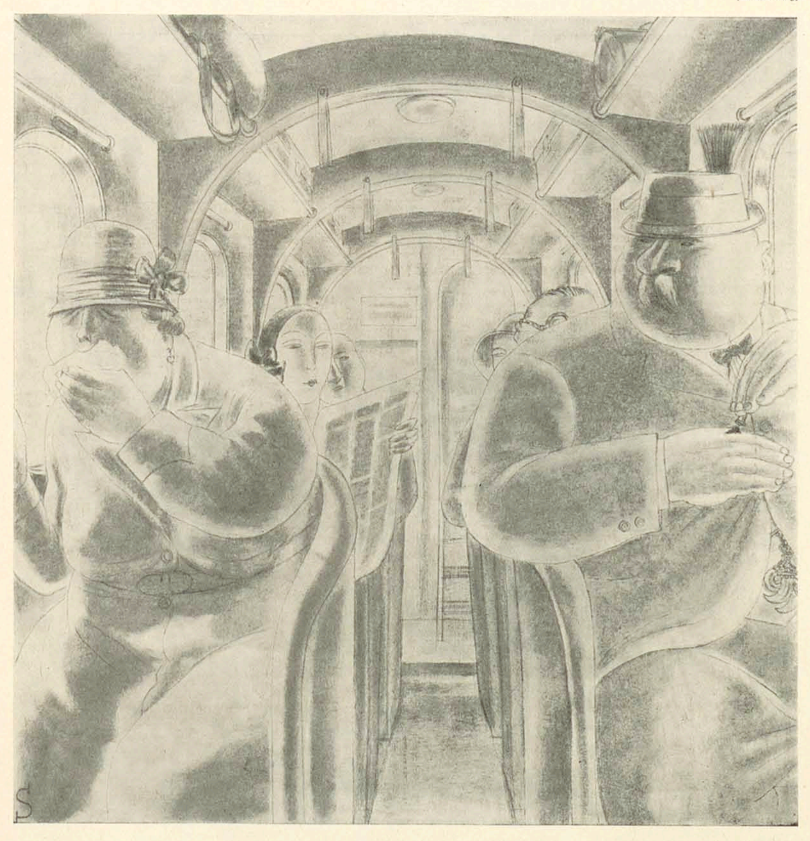


„Wenn Sie Ihre Nase nicht bald aus meiner Wäsche nehmen, sage ich's Ihrer Frau."

nach Mailand zu fahren — beziehungsweise allein nach Nago, einem kleinen Ort oberhalb Torboles, wohin Frau Olly kaum Ausflüge machen würde.
Es waren keine schönen Tage, die er dort verbrachte. Um die Sache für alle Fälle ganz korrekt hinzustellen, telegraphierte er seiner Frau, daß er von Torbole aus mit dem Schiff einträfe.
Und sie empfing ihn am Landungssteg. Mit gewohnt-zärtlichem Kuß —: und doch verändert! Offensichtlich!
„Du Armer, du hast schlechtes Wetter gehabt!" sagte Olly teilnahmsvoll. „In Mailand soll es ja schrecklich geregnet haben —: und hier ein strahlender Himmel!"
„In Strömen", nickte Direktor Seltener, „in Strömen!"
„Der Blitz soll in den Dom eingeschlagen haben —: hast du die Zerstörung gesehen?"

Luftkrank

(E. Schilling)



„Halt di a wengerl, Zenzi, bis wa über Preißen san!“

„Richtig — ja: ich habe davon in den Zeitungen gelesen — aber ich selbst war so beschäftigt, Kind — —“ Er erschrak, als er in Ollys Gesicht sah.
„Das genügt“, sagte sie kühl. „In Mailand war herrliches Wetter — wie hier. Du aber hast mich auf schändliche Weise hintergangen! Kein Wort —: leb wohl! Meine Koffer sind gepackt, und Graf Csörtörtekely wartet dort im Auto, um mich zur Bahn zu bringen. Er hat mir seinen Schutz angeboten — und ich möchte dir raten, mich ungehindert gehen zu lassen.“ Damit drehte sie sich schroff um, sprang in ein bereitstehendes Auto und war verschwunden.
Direktor Seltener raste zum nahen Hotel. Da stand der Portier in der Loge — Gäste kamen und gingen. Nach einer Weile erst gelang es Herrn Seltener, an ihn heranzukommen: „Nun —??“ keuchte er heiser, „haben Sie Beweise?!“
Der Portier legte siegesgewiß lächelnd die Hand auf die Brust: „Ich bin Zeuge, Herr Direktor! Herr Direktor können ruhig Klage einreichen!“
Direktor Seltener wandte sich ab: „Dummes Luder — —“, gurgelte er hinter knirschend geschlossenen Zähnen. Dann besann er sich, zog die Brieftasche hervor und reichte dem Portier seinen Judaslohn.
„Aber bitte — bitte, Herr Direktor!“ wies der Portier das Geld mit scharmanter Bewegung zurück: „Verzeihen vüllmals, Herr Direktor, abär Göld nehmen dafür kann i net! Gnädigste waren so liab — so entzückend liab und süß zu mir —: i kann's net, Herr Direktor, i kann's net!“
Worauf sich Direktor Seltener verfärbte und gänzlich unmotiviert umfiel. Und eine Viertelstunde darauf war Olly Witwe. Es erregte einiges Aufsehen, daß sie nach Ablauf des Trauerjahres einen früheren K. und K. Rittmeister heiratete, der — wie böse Zungen wissen wollten — in Gardone Hotelportier gewesen war. Aber er sprach sieben Sprachen und hatte Takt und Diskretion so absolut mit der Muttermilch eingesogen, daß Olly nie begreifen konnte, warum ihren ersten Mann — nur weil sie ihn offensichtlich auf einer Untreue ertappt hatte — gleich der Schlag treffen mußte — — — Freilich: sie hatte selbst — zum erstenmal in ihrer Ehe — ein schlechtes Gewissen gehabt — —: aber war es nicht ihr gutes Menschenrecht, sich zu rächen, wenn dieser Mann, der eine Geschäftsreise vorschützte, um sie zu betrügen, auch noch einem ehemaligen Offizier Geld dafür bot, sie zu verführen, um einen Scheidungsgrund zu bekommen —??
— — — Die Vogel-Strauß-Politik scheint mir in der Ehe doch unbedingt die beste zu sein — — —

American-Pilgrims nach Oberammergau

(E. Thöny)



„Gott sei Dank, daß Schmeling gesiegt hat, jetzt können wir für den Wettgewinn auch noch Christus sterben sehen!"

Das wunderbare Trikot / Von Caren

Der kleine Badeort an der Côte d'Azur hatte seine Strandsensation. Tag für Tag bot sich den Gästen des Kurhotels dieses hypnotisierende Schauspiel: — auf einsam strebender Klippe, weit abseits aller gymkhanischen Lustbarkeit gemeinschaftlichen Badeflirts, erscheint im schwellenden Leuchten des Morgens eine Frau. Eine wunderbare Frau. In einem ebenso wunderbaren Trikot. Flammendes Sonnengelb und Zinnober schmettern jauchzende Fanfarenstöße in das tropische Blau des Himmels, daß in weitem Umkreis alle andern Farbtöne beschämt verstummen. Auf der mattpolierten Bronze ihrer Haut, auf Nacken, Schultern und den langen, festen Schenkeln sammelt sich verzückt alles Licht. Der gelbe Wimpel ihres Haares bäumt sich im Frühwind . . .

Das ganze Kurhotel war sich über den außergewöhnlichen Reiz der Erscheinung durchaus einig. Sogar die Damen erklärten sich mit der rücksichtsvoll gedämpften Begeisterung der Herren ausnahmslos solidarisch. Ja, sie äußerten sich geradezu eminent wohlwollend über das — Trikot. Sie fanden es phantastisch schick und märchenhaft apart und überboten sich in der großzügigen Anerkennung, daß diese Art von Badedreß (natürlich eine raffinierte amerikanische Neuheit aus elastischem Gummigewebe!) eine blendende Figur mache und selbst das kümmerlichste Hängegewächs verlockend erscheinen lasse wie die Äpfel der Hesperiden . . .!

Nur der schöne Conte beteiligte sich nicht an der Diskussion. Zäh und schweigsam verharrte er allmorgendlich auf seinem Aussichtsposten. Zäh und schweigsam schraubte er sein Fernglas in die schneidende Sonnenflut. Bis ihm die Augen übergingen. Bis sein Blickfeld sich füllte mit dem lodernden Fanal ihrer Schönheit. Jede ihrer hundert Verheißungen sich schmerzhaft süß in sein Gedächtnis bohrte: die tiefen Kreuzgrübchen, die das raffinierte Trikot noch akzentuierte, und diese kleine, verschmitzte Falte in der Biegung der Achsel, die er in verliebter Verzückung „das Lächeln ihrer Schulter" nannte . . .

Und eines Tages hielt er diese Anbetung auf Distanz nicht länger aus. Seine Leidenschaft setzte über jedwede Hemmung hinweg. Sogar über seine atavistische Abneigung gegen wassersportliche Leistungen. Entschlossen reißt er sich den präventiven Korkgürtel von den Hüften. Stürzt sich mit kühnem Hechtsprung ins Meer. Und schwimmt. Freihändig und nur von der Liebe Wellen getragen. Volle sechs Minuten lang. Bis er tödlich erschöpft wie Leander die Klippe der Hoffnung erreicht . . .

Die wunderbare Frau, züchtig verhüllt von madonnenblauem Badecape, eilt ihm hilfreich entgegen und lädt ihn zu einer Stärkung in ihre Villa ein . . . Die „Villa" ist ein primitives Häuschen in einer versteckten Bucht.

Im bitteren Oleanderduft des Gartens stürzt sich der Conte kopfüber in eine glühende Attacke. Im Orkan seiner Küsse verschiebt sich ihr Badecape und legt eine Achselspange frei. Eine zitronengelbe Achselspange. „Liebling", fleht er stürmisch. „Bellissima, zieh' doch endlich den dummen Badeanzug aus. Ich will deine Schönheit ganz genießen — so, wie du bist . . .!" Die wunderbare Frau lächelt verzichtend. „Aber mein Gott — es geht ja nicht. Ich kann ihn nicht ausziehen!"

„Dio mio — perchè . . .?"

„Er ist ein Andenken an meinen letzten Freund . . . Er war — Dekorationsmaler. Verstehst du . . .?"

„Ja, aber . . ."

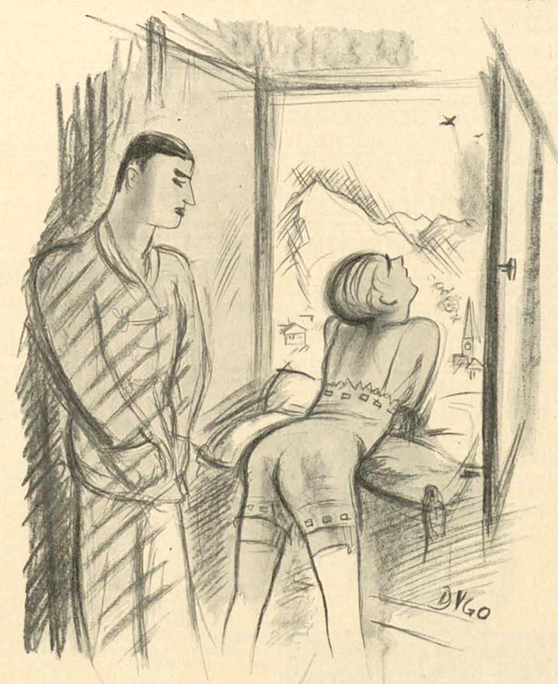
„Gestern haben wir uns verzankt. Er ist einfach heimlich abgereist, der Elende! Und jetzt weiß ich nicht . . ."

„Was denn . . .?"

„Womit ich das Zeug wieder abkriege . . .!"

Reue

(Dugo)



„Zu Hause käme mir das Unternehmen um die Hälfte billiger, und dabei würde sie nicht durch die Naturbegeisterung von ihrer eigentlichen Bestimmung abgelenkt."

Städter in der Landschaft / Von Franz Lichtenstein

Sie nehmen sich nur selten günstig aus
Und wissen dies und fühlen sich beengt —
(Was ihnen kein Verständiger verdenkt —)
Die meisten bleiben daher auch zuhaus —

Wer sich hingegen für verpflichtet hält,
Sich gleichsam näher mit ihr zu befassen,
Flüchtet gewöhnlich auf Hotelterrassen,
Weil sie ihm meist erst per Distanz gefällt —

Denn — so geseh'n — ist sie nicht ohne Reiz.
Man blickt gelegentlich dann in die Runde
Und nimmt den Mokka zur gewohnten Stunde —
In Berchtesgaden oder in der Schweiz —

Und kostet langentbehrtes Ferienglück
Und liest die Zeitung und schreibt Ansichtskarten
Und kann die Zeit zum Dinner kaum erwarten
Und sehnt sich heimlich nach Berlin zurück —

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart



Lieber Simplicissimus!

Die katholische Presse empfiehlt als „moralische Hilfswaffe im Kampf gegen das Familienbad“ eine Broschüre:

„Strandbad —
ist's wirklich so schlimm?
Tatsachen und Bilder aus dem Strandbadeleben von heute“

Die Massenauflage wird zum Studium empfohlen „dem hochwürd. Seelsorgklerus, kath. Schulorganisationen, Elternbeiräten, Lehrern und Lehrerinnen, Standesvereinen, kathol. Abgeordneten, Stadtverordneten und Gemeinderatsmitgliedern“.
— Mit Bildern? Die Auflage wird rasch vergriffen sein.

•

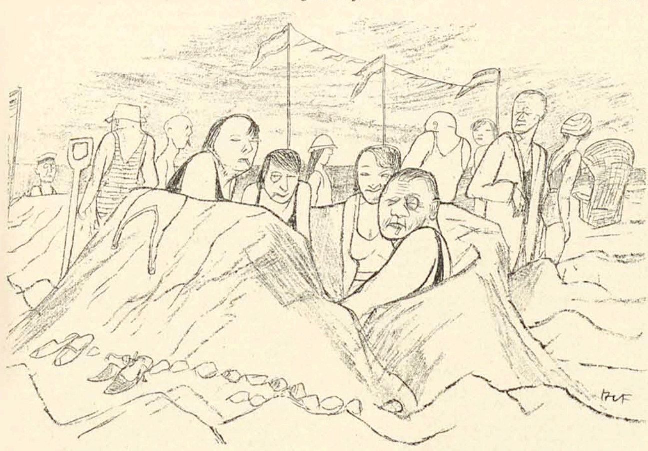
Zwischen Leipzig und Berlin kam der Schaffner in das Abteil erster Klasse. Zwei Herren saßen darin.
„Ihre Fahrkarten bitte“, grüßte er.
Der eine Herr zückte stolz seinen Ausweis: „Reichstagsabgeordneter.“
Da zog der andere seine bezahlte Fahrkarte und sagte schlicht: „Wähler.“

•

Ich schlafe die erste Nacht in der Sommerfrische des Herrn Andreas Pettenhofer. Ich schlafe sehr unruhig. Am Morgen suche ich Herrn Pettenhofer auf, finde ihn im Gästezimmer, lege die Hand an den Mund und flüstere sehr leise und geheimnisvoll: „Herr Pettenhofer — ich habe heute nacht eine Wanze in meinem Bett gefunden!“
Herr Pettenhofer legt ebenfalls die Hand an den Mund und flüstert noch leiser und geheimnisvoller: „Sie können sie behalten!“

Modegespräch

(M. Frischmann)



„Ick sage ja: 'ne elegant jekleidete Frau wirkt noch immer am allerbesten, wennse jar nischt an hat."

In der Sonne

/ Von Karl Kinndt

Die Sonne sticht so –: gibt das ein Gewitter?
Gott! Ist die Frau Assessor Krause braun!
Mit dem geplatzten Wechsel das ist bitter –
Man kann, weiß Gott, schon niemandem mehr traun!

Ich glaubte fest, daß Bach & Co. saniert wär –
Dreitausend Em sind heut ein schönes Geld – –
Wenn mir so was mit meiner Frau passiert wär
wie Dr. Baum –: die wäre abgemeld't!

Zwölf Mark pro Tag – und abends Frikandellen!
Die Leute scheffeln! Und das Mädchen klaut.
Heut is mal wieder gar nischt mit den Wellen!
Das ist bei dem nun schon die siebte Braut!

Die jungen Leute haben heut ein Leben!
Da kauft sich keiner mehr die Katz im Sack –
Ich glaub, der Grieche mogelt schon beim Geben –
mit dem spiel ich auf keinen Fall mehr Bac – –

Die Dame mit dem Kummer / Von Fred v. Hörschelmann

Zwei Wochen Urlaub, kleiner Ort am Meer, und der Bankangestellte Janno S. schlenderte durch ganz krumme Straßen, in einer Sonne, die früh und freundlich war. Er gehörte zu der absterbenden Gattung Mensch, die ihr Inneres mit Romantik bewirtschaftet, er hatte Illusionen und hätschelte sie wie einen komplizierten Mechanismus, den man ölen, polieren und anwärmen muß. Janno S., vierundzwanzigjährig, ging mit halbgeschlossenen Augen unter blühenden Büschen hin, und wußte: Flieder, oder Apfelblüte, oder Meer, oder Pferd; und das alles trabte und blühte und schäumte an ihm vorbei und war fröhlich. Bis ein Duft kam, fremd und streng, und ein leichter Schritt; da öffnete Janno die Augen ganz und erstarrte: blaß und ernst ging die Dame vorüber.

Das war unvergeßbar fürs ganze weitere Leben, es war der Ruck, der Schmerz, die Fassungslosigkeit. Janno ging hinterdrein. Sie trug einen dunkelblauen Mantel und einen schrägen dunkelblauen Hut, und das Gesicht war ganz schmal gewesen, mit der glatten Blässe, die einen anleuchtet, und mit verschatteten Augen. Sie ging langsam dahin, die Straße entlang, die ihr sichtlich ebenso fremd war wie ihm. Verfluchte Straße: so leer! Nur Sonne, und nur die Schritte der Dame vorn, und Jannos zitternde Schritte hinterdrein, und zwei Schatten, schräg an den Zäunen.

Unmöglich so nachzugehen! Niemand ist da, aber jeder merkt es. Und sie würde es nicht wollen, sie ist so ernst, allein mit ihrer Traurigkeit. Janno mußte rascher gehen, um ihr nicht aufzufallen, er überholte sie; noch einmal sah er das weiße Gesicht, dann war sie hinter ihm, und er wagte nicht, sich umzusehen. Lange Zeit, über einen weiten, schlechtgepflasterten Platz, und als er sich endlich doch umsah, war sie verloren und weg.

Er suchte sie, aber er fand nichts mehr. Er war ganz versunken, führte innere Dialoge mit ihr, streichelte ihre Traurigkeit. Am Nachmittag erst, als er am Gitterzaun eines Gartens vorüberging, riß ihn ein vielfaches Gelächter auf, das von drinnen kam. Als niemand mehr lachte, sagte eine Stimme, eine dunkle sonderbare Stimme, etwas in die Stille hinein. Janno sah durch die Stäbe: da lag, dicht am Zaun, im Garten auf gestreiftem Liegestuhl die Dame. Sie hob ihr Buch und las weiter, sie hörte nicht aufs Gespräch, sie war sich selbst gut genug, still beschäftigt mit einem edlen Buch. Er liebte sie. Über dem Gartentor stand das seltsame Wort: ‚Pansion'. Hier lebte sie also.

Am Abend aber, als auf dem Strandweg die biedere Blechmusik schmetterte, ging sie mit einer Freundin langsam am Meer auf und ab. Dieser Freundin war Janno einmal vorgestellt worden, aber er hatte sie seitdem nie gegrüßt, denn sie war ordinär und verwildert. Die Freundin im rosa Mantel ging mit der schattenhaften Fremden und schnatterte laut. Dann trat noch ein ältlicher Herr hinzu und ging mit. War das der Gatte? So feist und heiter neben dem blassen schwermütigen Wesen?

Um zehn wurde im Kurhaus getanzt, und die drei Menschen saßen am Nebentisch. Janno überwand seine Abneigung und tanzte mit der rosa Freundin. Dann ließ er sich vorstellen. Die Traurige hieß Larissa, der feiste Herr war ihr Vater. Larissa tanzte müde, ihr Gesicht war starr und weiß, ihre Hand merkte nicht den ganz leichten Druck. Und der Feiste brach bald auf und nahm alles mit, und Janno blieb allein mit schlechter Musik und dürftigen Leuten, die sich für Publikum hielten.

Er dachte: sie lacht nie. Er dachte: ihre Traurigkeit finden. Sie ist schmal und schwindet. Ganz weich zu ihr sein, wenn sie das fühlt, — sie wird sich mir anvertrauen.

Am nächsten Tage ging er sechsmal am Gitterzaun vorüber. Am Anfang war nichts da, später lag Larissa blaß in der Sonne und las. Und das sechstemal las sie nicht mehr, sondern war noch blasser und hatte die Augen geschlossen. Am Nachmittag war sie nicht mehr im Garten, und Janno suchte die Wege der kleinen Stadt ab. Unter Bäumen, auf einer stillen Stelle fand er Larissa, mit dem Buch auf einer Bank. Da stand er neben ihr, stammelte eine Begrüßung, sagte eine Menge flatternder Worte. Sie lächelte nicht, gab ihm die Hand, und er setzte sich. Bienen summten, die Bäume neigten ihre Wipfel. Larissa war traurig, sie senkte den Blick, und Janno sprach über sich und die Mannigfaltigkeit der Welt. Was las sie? Er bat ums Buch, das gleiche, edle Buch, das sie schon am Morgen gelesen. Es war ein Roman von Wallace. Janno wurde tief verlegen, aber sie merkte nichts. Sie ist noch sehr jung, dachte er.

Er wollte an irgendeiner Stelle ihren Kummer berühren, leicht, mit der Liebkosung zarter Worte, und sich durch dieses schattige Tor in ihre Seele einschleichen. Er sprach von sich, über das Alleinsein, und über verschiedene Tiefen. Lange blieb das Mädchen trübe und ohne Teilnahme.

Dann stand sie unvermittelt auf, und er begleitete sie bis ans Gartentor.

Der Zauber beherrschte ihn. Aber am Abend konnte er nicht mehr ungehindert mit ihr sprechen, denn die Freundin war mit, rosa und ordinär; unter dem apfelgrünen Hut schnatterte der wildgefärbte Mund. Larissa aber schwieg und träumte. War da ein Riß in ihrem Leben, eine schreckliche Katastrophe, ein Verlust, eine Qual, etwas Tödliches? Janno ging mit behutsamen Worten herum, aber die rosa Freundin stand dazwischen, und Larissa blieb fremd wie eine Möwe über dem Meer.

Später merkte Janno mit Grauen, daß die rosa Freundin alles auf sich bezog und begeistert in seiner Freundlichkeit umherplätscherte. Sie warf ihm vielsagende Blicke zu und fühlte sich lächerlicherweise als Mittelpunkt. Langbeinig und schaukelnd ging sie neben ihnen her und störte.

Dann saßen sie an einem kleinen Tisch dicht am Meer; es wurde sehr dunkel. Larissa hatte den Hut abgenommen und den Kopf tief gesenkt. Janno konnte es einmal so einrichten, daß seine Hand flüchtig dieses Haar streifte, weiches, warmes Haar. Ein Stern fiel. Larissa hob den Kopf. Sternenlicht glitt über ihre Haut, weiße Haut unter dem dunklen Haar. Die Augen verschwanden vor Nacht. Es war ein Augenblick intensiven Glückes: Janno zitterte. Da flüsterten die Freundinnen miteinander, und Janno hörte die Rosa etwas fragen, darauf Larissa, ganz leise: „Ich glaube, es geht zu Ende. Ich fühl es ganz deutlich." Dann standen die Mädchen auf, und Larissa ging durch die Gartentür.

Die rosa Freundin ließ sich weiter begleiten. Sie nahm Jannos Arm und war ihm zugeneigt. Wieder fiel ein Stern. Janno küßte das rosa Mädchen, biß sie vor Zorn ins Ohr und schickte sie schlafen. Dann ging er nach Hause, und seine Gedanken tauschten die Zugänglichkeit der einen gegen die tiefe Verschlossenheit der anderen.

Am nächsten Tage aber war Larissa abgereist. Die Freundin erzählte es roh und ohne Bedauern.

„Kommt sie zurück?"

„Nein. Sie ist mit dem Vater abgereist."

Einiges brach in Janno zusammen. Er setzte sich. Die Rosa sah freundlich auf ihn nieder.

„Kennen Sie Larissa gut?" fragte Janno, „warum war sie so — wie soll ich sagen, — so traurig?"

„Traurig? Ich weiß nicht", meinte die Freundin.

Da überwand Janno sich und beschrieb Larissa. Er tat es einmal, weil er mehr über sie erfahren wollte, und dann, weil er wußte, daß das die andere kränken würde.

„Es war etwas Besonderes mit ihr", sagte er.

„Sie meinen, weil sie so blaß war?"

„Ja. So blaß. Sie litt, warum litt sie?"

Die rosa Freundin blickte vor sich hin, ins Grüne. „Bitte denken Sie nicht darüber nach! . . . Aber sehen Sie diesen Weg an: geschlängelt zwischen den Bäumen, lang und weiß —", und das ordinäre Mädchen brauchte plötzlich, schüchtern und lauschend, das ordinäre Bild: „lang und weiß, wie ein Bandwurm."

Einen Augenblick schaute Janno auf, aber er sagte nur: „Das ist ein häßlicher Vergleich. Ich finde eher: wie ein Nordlicht."

Und da merkte sie, er hatte das nicht begriffen, und er dürfe diese geschmacklose und brutale Wahrheit überhaupt nicht begreifen: daß es kein Kummer gewesen war, der an Larissa gezehrt hatte, sondern etwas, was man mit einer resoluten Kur vertreibt, und ein paar Fasttagen, die einen wohl müde und blaß machen können. Und sie schwieg. Aus Gewinnsucht, aber auch aus Schonung.

Janno aber fühlte, wie jemand zu ihm freundlich war, er sah den hellen geschlängelten Weg hinunter, — da rückte die blasse Entfernte in ihr bewahrtes Rätsel, und vor ihm stand greifbar nah das rosa Mädchen, mit langen Beinen und wildgefärbtem Mund.

Prospekt / *Von Hans Seiffert*

Verehrter Mitmensch, reisen Sie
Besichtigen Sie
die einzigartige diessommerliche
Ausstattungsrevue,
vorgeführt in sämtlichen Gegenden
und Umgegenden der Welt.
Man verlangt dafür weiter nichts als Geld,
und bietet Ihnen nicht weniger als Alles:
Eine garantiert naturechte Gebirgsszenerie
von geradezu überwältigender Pracht,
von GOTT höchstpersönlich entworfen,
von geschulten Bergbahningenieuren und Architekten
zugänglich und bewohnbar gemacht;
Rundhorizonte ohne illusionstörende Falten,
aber in endlose Weiten gespannt;
zauberhafte Beleuchtungseffekte,
von denen auch der erfahrenste Fachmann nichts ahnt;
würzige Lüfte, die 99% Ozon enthalten
und den Aufenthalt äußerst angenehm gestalten;
ausgedehnte Partien am Strand,
bedeckt mit bestem Dünensand;
Milliarden Tonnen Meerwasser in allen Farben,
in grünen, grauen und aquamarinen,
durch riesige Wellen- und Windmaschinen
ständig in Bewegung versetzt;
Meeresrauschen, wie es bis jetzt
in so überzeugend natürlichen Tönen
auch die besten Tonfilme nicht wiedergeben können. . . .
Und diesen großartigen szenischen Rahmen
beleben zahllose Herren und Damen,
Stars, Edelkomparsen und Statisterie,
unter der Anleitung einer hervorragenden Regie,
die das Geschehen ballt und stuft und differenziert
und in Massen- und Soloszenen brilliert.
Kostüme, die uneingeschränkte Bewunderung erwecken,
dienen mannigfachen,
vorwiegend jedoch den erotischen Zwecken
der mit ihnen mehr oder weniger bekleideten Personen.
Die Handlung bringt Variationen
über das unerschöpfliche Thema Liebe,
vom sogenannten großen Erlebnis
bis zum harmlosen kleinen Flirt.
Kein Tiefsinn! Keine Probleme! Nichts, was stört!
Diese Revue ist das Nonplusultra!
Sie ist das Vollkommenste, was auf dem Gebiet existiert,
und wird in den Monaten Juni, Juli und August
bei großen Preisen täglich aufgeführt!

Hochsaison

(Wilhelm Schulz)



Der letzte Einsiedler hat seine Klause an Berliner Sommerfremde vermietet.

Die Welt ist bunt / Von Peter Scher

Kein Wort gegen die Sachsen — ich liebe sie. Dummköpfe, die sich über ihre Sitten und Gebräuche erhaben dünken, sollen zur Strafe sich selbst überlassen bleiben. Ich danke Gott für das Geschenk des sächsischen Menschen. Egal braust er hinaus in die Ferne, und wo du — etwa an einem Fjord, wo es nach Pan plus Fremdenverkehr mufft, dem Trübsinn ausgeliefert wärst — — — wessen Stimme erhebt dich und wer reißt dich über die Anwandlung hinaus?

No!?

Also gut — dieser Tage in München.

Ein ganzer Trupp entquoll dem Kintopp, wo sie dem neuen Westfrontfilm gebührend beigewohnt hatten.

Über dem Getümmel eine Stimme: „So is gemiedlich — zeerscht e Häppchen Weltkriech, un' nu ins Hofbräuhaus!"

Kann ein Autor so etwas erfinden?

Hoch die Sachsen!

•

Lita ist immer eine der Jüngsten — wenn sie auch nicht die Jüngste ist. Man muß sie auf einer Hütte erlebt haben. Die Gebirge widerhallen vom Geräusch ihrer unentwegten Fröhlichkeit.

Lita ist reizend.

Nun also, die Jünglinge, die mit oben waren, fanden es auch. Sie legten Lita ihre Verehrung zu Füßen. Ein Zwanzigjähriger konnte nicht umhin, von ihren zwar gereiften aber durchaus knusprigen Reizen gefangen zu sein.

Nur wußte er nicht recht, wie und wo.

Eines Abends — ahoi! — vor der Hütte erhob er plötzlich ein glühendes Gelall.

„Viel zu jung für mich!" sagte Lita resolut.

Worauf er mit Gestammel: „Ich — ich will Ihnen das Geschenk meiner Jugend machen!"
Worauf Lita trocken, henkell-trocken: „Danke, Herzchen — heute ist doch nicht Muttertag!"

•

In der Bahn saß uns eine Dame gegenüber, die ein Baby mit sich führte, ein niedliches Baby.
Das Berliner Ehepaar neben uns betrachtete es lange, besonders der Mann war fasziniert; es schien, er habe so etwas noch nie gesehn.
„Wie alt kann es sein, Ilse?" fragte er wißbegierig.
„Weiß ich nich", sagte Ilse, nicht ganz rosig gelaunt.
„Na ungefähr —?" ließ er nicht locker.
Ilse schätzte und schätzte in angestrengtem Schweigen, das er endlich unterbrach: „Wenn's 'n Terrier wäre, könnt ich's ungefähr sagen."
Das war Ironie.
Aber Ilse kam nicht aus der Fassung.
„Niedlich is es", sagte sie — „wenn's 'n Auto wäre, wär's 'n Hanomag!"

•

In einer Münchner Weinstube hörte ich die Unterhaltung der Zenzi mit einem Chinesen: „Geh, sagen S', Herr Feng — is nacha Eahna Fräulein Schwester aa in so an Harem, wo d' Fremden nei'genga?"
Herr Feng, der schon erfreulich bayrische Dialektanklänge zutage förderte, klärte ernsthaft auf, daß Yoshiwara erstens eine japanische Angelegenheit sei und zweitens kaum noch als Fremdenattraktion existiere.
„So", sagte die Zenzi nach ernsthafter Anhörung seiner Ausführungen: „I hob a'mal g'hört, der Sultan vo' die Japaner laßt die Madln ei'spirrn, daß d' Leut, bal a vornehmer B'such kimmt, allaweil a Gaudi ham!"
Herr Feng warf einen resignierten Blick um sich; es schien sogar seinem Ernst nicht möglich, in die Verworrenheit der welt- und kulturpolitischen Vorstellungen der Zenzi auch nur die notdürftigste Ordnung zu bringen.

Was meinem Freunde Töttke passierte

Eine unerfreuliche Geschichte

Von Arthur Ernst Rutra

Wir feierten Wiedersehen in einem mondänen Badeort: Töttke, Hoch, Kammer und ich. In einem mondänen Badeort mit Kurhaus, Varieté, Konzerten, Rennbahn und intimer Spielhölle. Den Abend verbrachten wir in frohem Austausch alter Erinnerungen und Streiche.
Einige Tage später erzählt Töttke: „Denkt euch, ich bekomme gestern einen Strafbefehl über zehn Mark, wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit! Hat da ein Schwein, an jenem Abend, als wir unser Wiedersehen feierten, sich an einen Baum gestellt und, vom Schutzmann betreten, meinen Namen angegeben! Es war nichts zu machen; ich mußte die Strafe bezahlen."
Hoch grinst; nach einer Weile erklärt er: „Das war so: während der Pause war die zum Gartenvarieté gehörende und für die oberwähnten Zwecke errichtete Lokalität überfüllt, und da habe ich — vollkommen arglos — einen Baum daneben aufgesucht. Erst als der Schutzmann kam und mich zur Rede stellte, fiel mir ein, deinen Namen zu nennen."
Wütend erklärt Töttke, es nicht vergessen und sich an Hoch rächen zu wollen.

An einem der nächsten Abende speisten wir auf einer Terrasse beim Kurkonzert. Die Musikkapelle hatte ihre Instrumente bereits versorgt, die Scharen der Kurgäste begannen sich merklich zu lichten und gaben den Blick auf einen Schutzmann frei, der würdevoll am Rasensaum der Allee stand und über Sitte und Anstand wachte.
Plötzlich erhebt sich Töttke: „So, paßt auf, Hoch, jetzt werde ich mich an dir rächen", und geht schnurstracks auf einen Baum zu, in dessen Nähe der Schutzmann Posten gefaßt hatte.
Von der Brüstung der Terrasse aus, an die wir mit Spannung getreten waren, verfolgten wir die folgende Szene:
Wir sehen, wie der Schutzmann in starrem Entsetzen über die Kühnheit des Mannes aufblickt, mit gezücktem Notizbuch einige Schritte vorwärts macht und dicht vor Töttke stehen bleibt.
Zwischen den beiden entspinnt sich ein längeres Gespräch, das wir nicht hören können. Plötzlich wird Töttke vom Schutzmann abgeführt. Da wir den Freund in seiner bedrängten Lage nicht allein lassen wollen, ziehen wir vor die einzige Polizeiwache des Ortes und erwarten davorstehend in Spannung Töttkes Wiederkehr.
Wir warteten gut eine halbe Stunde, bis er wütend herauskam. Mit einem lauten Hallo begrüßt, schnauzte er uns ärgerlich an: „Da gibt's nichts zu lachen! Dieser Lauseort hat nur drei Schutzleute. Er hat mich wiedererkannt, denn er war damals zugegen, als ich mich über den Strafbefehl beschwert habe, den ich dem Hoch zu verdanken habe. Und als ich jetzt Hochs Namen nannte, sagte er gleich: ‚Kommen Sie nur mit, Herr Töttke!' Da hatte ich die Bescherung.'"
Einige Tage später hielt Töttke erneut einen Strafbefehl in Händen: fünfundzwanzig Mark wegen versuchter Falschmeldung, fünfzehn Mark wegen Erregung eines öffentlichen Ärgernisses, zwanzig Mark wegen Rückfälligkeit, da er binnen kurzer Zeit bei dem gleichen Vergehen ein zweites Mal von einem Wachorgan betreten worden war, unter gleichzeitiger Haftandrohung im Wiederholungsfall.

Ferien / Von Fred Endrikat

Es ist so schön, in freier Zeit zu wühlen,
an den Minuten wie an Süßholz kauen.
Mit den Gedanken Tennis oder Fußball spielen.
Aus den Ideen ein Kartenhäuslein zu erbauen.
Auf einer Wolke über Berg und Tal zu reiten,
der Wind als treuer Köter hinterdrein.
Auf einem Glockenton in weite Fernen gleiten
und in der Einsamkeit nicht einsam und allein zu sein.

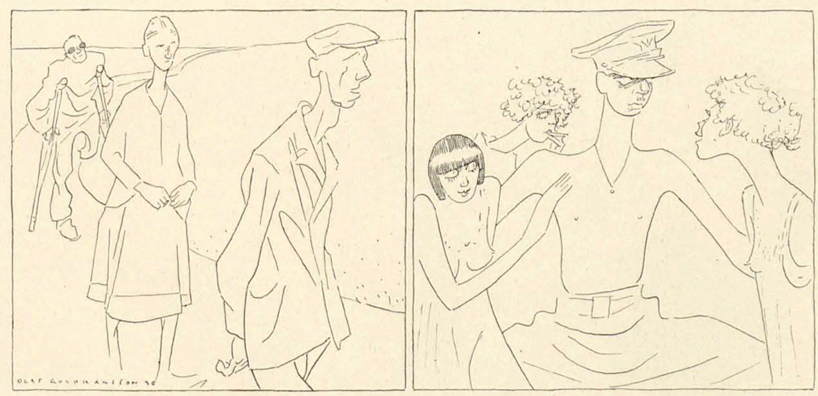
Reiseziele

(Olaf Gulbransson)



Hakenkreuzler fahren nach Weimar, um ihre Braunhemden auftragen zu können.

Meyers reisen in die Schweiz, um ihre verschobenen Millionen zu besuchen.



Arbeitslose wandern nach Konnersreuth, um zu lernen, wie man jahrelang ohne Essen leben kann.

König Carol fährt wieder nach Paris, um sich von seiner Thronbesteigung zu erholen.

Der Skopze / Von Roda Roda

Man soll vorsichtig sein in fremdem Land, dessen Bewohner und Sitten man nicht kennt.
Da hatte ich unlängst in Bukarest ein recht unangenehmes Erlebnis:
Man weiß, es gibt dort die Skopzen — eine russische Sekte, die lassen an sich eine sehr peinliche Operation vornehmen; sie werden dann bartlos und bekommen eine frauenhaft hohe Stimme. — Meist sind die Skopzen Kutscher, in letzter Zeit hat man sie auch als Chauffeure.
Nun telephoniert mir ein Direktor Neuberger aus Plojescht: ich möchte mich bereithalten, er werde mich um drei aus dem Hotel zu sich holen lassen; das Auto sei ganz leicht zu erkennen, ein grüner Cadillac.
Alles stimmte aufs beste. — Als ich mich aber mit dem Skopzen am Steuer in ein Gespräch einließ: wann er sich denn habe in die Brüdergemeinde aufnehmen lassen? — da war es der Herr Direktor Neuberger selbst.

Pompejanisch errötend

gelangen wir bei dem ersten Rundgang in Pompeji zur Via del Lupanar. Ich habe meiner andächtig lauschenden Freundin aus dem gedruckten Führer mitgeteilt, daß ein Freudenhaus, ziemlich gut erhalten, mit Inschriften und Bildern (wie sie dem Schauplatz entsprechen) hier ausgegraben wurde. Der höfliche Angestellte zeigt uns die Thermen und betont ausdrücklich, daß aus dem Herrenbad ein eigener Ausgang in die Via del Lupanar geführt habe. Meine Freundin macht unschuldige Kinderaugen: „Kann man dieses — Lupanar nicht besichtigen?" — Der galante Italiener ist ganz traurig: „Leider nein, Signora, es ist strenge Vorschrift, Damen ist der Eintritt nicht gestattet — die Zeichnungen — — — ich weiß nicht, ob Sie den Sinn überhaupt verstehen würden — — — aber immerhin —!"
Wir betonen unser rein künstlerisches Interesse, unsere künstlerischen Berufe, lächeln den armen Mann so intensiv an, daß er ganz hilflos sagt: „Es tut mir ja furchtbar leid, meine Damen, aber es geht wirklich nicht! Aber so viel versäumen Sie gar nicht, wenn Sie erst ein paar derartige Häuser gesehen haben — es ist immer dasselbe . . ."

Valerie

Urlaub als Arbeitsleistung

(Karl Arnold)



„Stumpfsinnig wie im Büro – man sitzt und wartet aufs Mittagessen!"

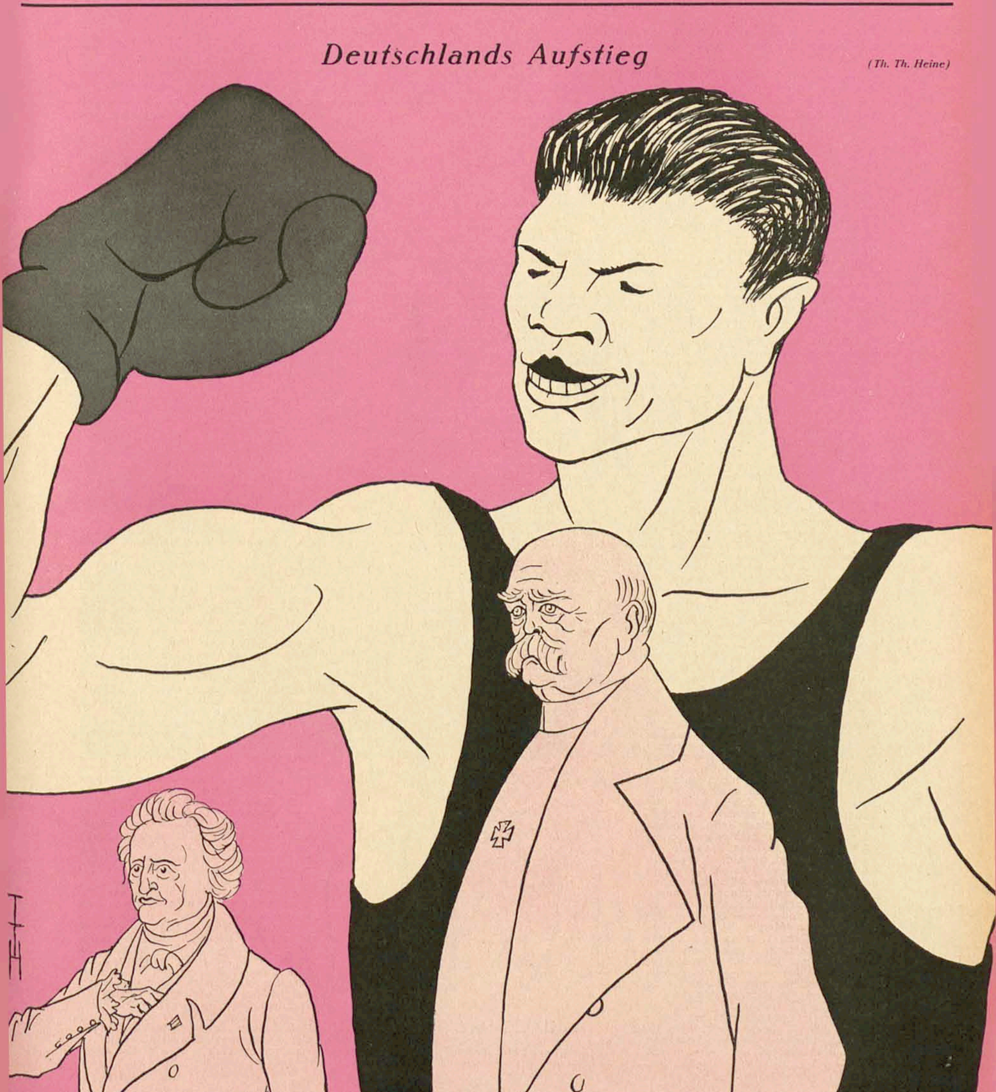
Stuttgart, 7. Juli 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Deutschlands Aufstieg

(Th. Th. Heine)



Welch ein Fortschritt: von Goethe über Bismarck bis zu Schmeling!

Dicke Luft / *Von Peter Scher*

Es liegt in der Luft, die Atmosphäre zittert,
der dämlichsten Kuh gab Gott, daß sie es fühle:
die europäische Narrenwelt bewegt sich in einer Schwüle,
aus der es vielleicht schon morgen wieder stahlbadartig gewittert.
Die dämlichste Kuh hat dafür heute schon die Nerven,
aber die Lenker der Geschicke dünkt es Pflicht, sich in die Brust zu werfen.

Wir haben kein Geld zum Fressen, aber zum Rüsten,
die Groener und wie sie heißen beweisen dem Parlament, was not ist,
die ältesten Hurratrottel fingern der Republik an den Brüsten,
und feiste Pastoren predigen Eseln, daß hungern Gottes Gebot ist.
Von Aufsichtsräten werden heilige Opfer der Not gefordert,
aber die fetten Tantiemen werden in die eigenen Taschen beordert.

Die Übergangenen und Verratenen fluchen
und wühlen in Schrebergärtchen und basteln und sparen;
aus ihrer Entrüstung backt sich das völkische Großmaul seinen Kuchen
und kommt mit Siegergebrüll ins Parlament gefahren.
Die Armen im Geist erlöst der Hitler-Adolf in jedem Falle,
aber wenn's brenzlig wird, kneift er wie damals an der Feldherrnhalle.

Wir haben die Republik, wir haben die Minister,
alles sehn sie mit wissendem Blick, und nichts bleibt verborgen;
der grimmige Wirth von damals — eine Attrappe ist er,
und im Schoße des Zentrums entschlummert er morgen.
Fröhlich im Tanztakt bewegen wir uns auf dem Vulkänchen,
aber im Hintergrunde — aber im Hintergrunde knirscht das Kommende mit den Zähnchen.

Aus dem Tagebuch eines Buckligen / Mitgeteilt von Helmuth Falkenfeld

Ich begegnete heute jemandem, der ebenso wie ich ein Zuviel auf dem Rücken hat. Er wandte sich auch ab, als er mich sah. Wir schämten uns aneinander. Unsereinem bleibt nichts übrig, als die Weisheit zu erringen, — die mir versagt ist; als Depositenkassenassistent kann man nicht weise sein, wenigstens nicht, wenn man wie ich veranlagt, ich hätte beinahe geschrieben verunlagt ist, — oder, ach ich schäme mich, es niederzuschreiben.
Über die Ozeane fliegen sie. Alte Weiber lassen sich verjüngen. Meine Kriegskasse dahinten bleibt und rückt und rührt sich nicht.
Es hat doch dem Mädchen mit der weißen Schürze gefallen, daß ich ihr den Topf mit der ausgeflossenen Milch ersetzte. Um die Ecke bog sie, die drei Köpfe größer ist als ich; wir prallten zusammen. Die Milch floß herunter; der Topf war entzwei. Sie war schön vor Schreck.
Wenn sie nicht erschrickt, ist sie noch schöner. Sie grüßte mich wieder, als ich den Hut tief zog.
Ich traf sie heute, als sie von der Kirche kam. Die Blumen nahm sie an. Sie hat ein Feuermal über dem linken Auge, eine kleine Röte, die ich erst für eine Narbe hielt. Nein, es sei keine Narbe, es sei ein Feuermal. Dann sagte sie noch: „Es bleibt immer so." Es bleibt immer so. Es bleibt immer so.
Ich habe sie zu einer Dampferfahrt eingeladen. Wir sahen viele Ruderer, Männer in Badeanzügen mit beneidenswerten Rücken und Armen. Sie sah traurig über das Wasser. Das Feuermal entstellt sie nicht im geringsten. Manchmal verblaßt es so sehr, daß man es gar nicht bemerkt.
Heute fing sie zu weinen an, als wir zusammen waren. Sie hat ein so hartes Los, ohne Eltern, und alles muß sie anfassen, sogar den Koffer heraufschleppen die vier Treppen bei der Schriftstellersfrau. Dabei hat sie so feine Hände. Ich habe ihre linke Hand noch niemals berührt.
Ob sie mir für meine Zurückhaltung dankbar ist? — Wir sprechen nur von ihrer Zukunft. Sie drückt sich besser aus als mancher Angestellte bei uns.
Zwei Häuser um die Ecke ist ein Laden zu vermieten. Das Geld hätte ich. Entlassen wird man mich nicht, trotz den schlechten Zeiten. Es war sehr richtig, mein Geld vor zwei Jahren in die drei Seifengeschäfte zu stecken. Die Deutschen brauchen immer Seife. Manches können sie doch nicht abwaschen.
Ich habe mir eine neue Krawatte gekauft. Maria fiel es auf. Sie rühmte meinen Geschmack. Wie sie das sagte und mich betrachtete, hätte ich weinen oder in ein Mauseloch kriechen können.
In einer Zeitschrift schrieb neulich jemand etwas von — — — So etwas Geschmackloses. Man sollte doch Menschen, die ihren Witz an dem Körper anderer auslassen, verprügeln. Die Leute pflegen dann immer zu sagen: Er soll mir den — — — herunterrutschen. Diese Redensart ist genau so gräßlich wie der Witz jenes Autors.
Ich habe sie ins Theater geführt. Ich glaube, sie ist gut und weich. Ich glaube es, ich will es glauben, ach, wäre es doch so. Übrigens Hamlet? Wie kann man nur Hamlet mit so — — — mit solchem Rücken spielen? Ist Hamlet nicht, — nicht auch wie ich gebogen?
Ich sagte einfach zu ihr: „Fräulein Maria, ich habe für Sie ein schönes Geschäft, — ein Geschäft für eine Frau, Schokolade, Konfitüren. Sie brauchen nur hineinzugehen. Alles ist da."
Heute sagte sie zu mir, sie habe gekündigt. „Und?" fragte ich, und mein Herz schlug Parademarsch. Kurz und gut, sie will den Laden nehmen. Ich bedankte mich bei ihr ganz verwirrt.
Ich sage jetzt Maria, aber noch Sie. Sie redet mich gar nicht mit Namen an. Wenn mir dies Glück bevorstehen sollte, würde es ein Unglück sein. Ich glaube, ich könnte es nicht ertragen. Ist das nicht Irrsinn?
Maria hat mich heute geküßt. Ich habe geweint wie ein kleines Kind. Ich habe Ringe besorgt. Goldne Ringe. Manchmal denke ich, es ist zuviel. Wie sie sich zu mir neigte, als sie mich das erstemal küßte. Ich habe deine Augen sehr gut gesehen, Maria. Heute abend sah ich noch einmal in den Spiegel. Und da sagen die Dichter: Der Körper sei der Ausdruck der Seele.
Wenn wir uns trennen, sehe ich ihr nach. Ihre kerzengeraden Beine werden dann immer kleiner und kleiner.
Niemals fordere ich sie auf, sich zu mir zu neigen. Alle Zärtlichkeit kommt von ihr. Wenn sie mich losläßt, bin ich häßlicher als vorher. Möge ihr der Himmel ihre Liebe zu mir mit ewiger Seligkeit lohnen. Liebe zu mir? —
Ich hätte nie von dem Termin der Heirat gesprochen, wenn sie nicht davon angefangen hätte. Wenn man verlobt ist, meinte sie, müßte man doch auch heiraten. „Natürlich", erwiderte ich. Und dann muß ihr mein Gesicht nicht gefallen haben, denn sie sagte nur: „Noch immer so mißtrauisch?"
Als wir aus der Stadtbahn stiegen — wir kamen gerade vom Müggelsee —, ging Maria auf einen Mann zu, der sie zuerst nicht, nachher aber doch zu erkennen schien. Der Mann fuhr weiter. Wir mußten aussteigen. Wie mir meine Braut sagte, ist das der geschiedene Mann der Frau, bei der sie in Stellung war, bevor sie das Schokoladengeschäft übernahm. Ein Schriftsteller. Ob das vielleicht der ist, der die taktlose Bemerkung über die Leuchttürme auf den Rücken der Menschen geschrieben hat?
Maria erzählte, der Schriftsteller habe bei ihr eine Schachtel Konfekt gekauft. Ich sagte: „Du kannst auch mit dem Herrn Doktor spazierengehen."
„War dein ‚Geschiedener' wieder bei dir?" fragte ich heute abend. „Jawohl", sagte sie. „Das freut mich, daß du so gute Gesellschaft hattest", sagte ich leichthin, und dann sprachen wir von etwas anderem.
„Heute war er wieder bei mir", sagte sie, als ich zu ihr in den Laden kam, um ihr beim Abschluß der Tageskasse zu helfen. Ich sah sie nicht an, denn ich hatte mit den Kolumnen zu tun. Sie hatte den Arm um mich gelegt, während ich rechnete. Mittendrin sagte ich dann: „Dann hat er wohl diese größeren Posten hier getätigt?" Ich sagte das alberne Wort „getätigt" mit Absicht, damit sie nicht merkte, daß ich meiner Sache nicht sicher war. „Er liebt mich schrecklich", sagte sie. Und da hatte ich das Gefühl, daß ich ein Esel sei. Einen Kuß gab sie mir nicht. Ich küßte ihre Hand.
Ich wußte, daß Menschen mit meinen Schultern kein Glück tragen können. Sie ist zärtlich zu mir. Ihr Geschäft geht gut. Warum bin ich so mißtrauisch? Muß es nicht vielmehr heißen: Warum habe ich je vertraut? Übrigens vertraut habe ich nie so recht. Das macht sie mir ja zum Vorwurf. „Ist dir mein Ring nicht lästig?" fragte ich heute. Da schlug sie auf den Tisch und fing an zu weinen. Ich haßte sie in diesem Augenblick.
Wir haben, seit sie mit der Hand auf den Tisch schlug, keine Szene mehr gehabt. Sie hat sich jetzt angewöhnt, mich auf eine, wie soll ich sagen, ganz unverbindliche Weise beim Abschied zu umarmen.
„Ist der Schriftsteller noch so schlecht rasiert wie damals?" fragte ich heute ganz plötzlich. „Nein", erwiderte sie ganz schnell. „Er weiß, daß ich es nicht leiden kann." Die Antwort sollte eine Strafe sein. Aber ich war nicht niedergeschmettert. Vielleicht spricht sie die Wahrheit. Oft ist ja gerade die Wahrheit die rechte Strafe. Daß er bei ihr einige Male Schokolade einkaufte, kann ich als sicher annehmen. Mehr nicht. Die tiefste Wahrheit sehe ich im Spiegel. Und diese



JULES PASCIN †

(Zeichnung von Rudolf Großmann)

Theorie und Praxis

(E. Schilling)



„Ruhig, Kinder, Einstein spricht über das Raum-Problem!“

Wahrheit kann niemand abstreiten oder zunichte machen.
Maria war einige Tage krank. Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Mein Mißtrauen macht sie unglücklich, vielleicht sogar schlecht. Ich kann mir vorstellen, wie häßlich ein B . . . ist, wenn er mißtraut, viel häßlicher noch als ohnehin.
Es geht so nicht weiter. „Wir müssen auseinander!“ Sie bekam bei diesen Worten einen Schreck; Erleichterung war nicht zu spüren. Aber vielleicht ist es nur dies, daß . . .
Ich habe ihr geschrieben, daß, wenn sie mich liebt oder je geliebt hat, sie mich fahren lassen soll, daß, wenn sie nur einen Funken von Verständnis für mich hat, sie das Geschäft, das ich ihr schenkte, nach wie vor als ihr Eigentum betrachten soll, daß sie nie versuchen soll, mir etwas zurückzugeben. Ich habe ihr geschrieben, daß ich zuviel schon auf meinem Rücken trage. Nicht das noch, nicht das noch!
Sie hat mir nicht geantwortet. Ist das ein Zeichen der Liebe, der Entrüstung, des Schuldgefühls?
Noch keine Antwort. Vielleicht ist sie krank?
Ich war bei ihr. Sie war allein. Führten wir ein Gespräch? Nein, es war kein Gespräch. Sie redete, ich redete. Keiner hörte den andern. Sie meinte, ich habe ihr unrecht getan. Nun gut, ich mag ihr unrecht getan haben. Aber sieht sie nicht, warum? Ich sagte am Schluß etwa folgendes: „Maria, wir wollen annehmen, ich sei ein Narr, ein mißtrauischer Narr, nichts weiter. Warum verschwindet meine Narrheit, mein Mißtrauen nicht bei dir? Ich bin häßlich genug, ich will nicht noch häßlicher werden durch häßliche Gedanken. Ich verachte dich nicht, Maria, aber auch mich verachte ich nicht, und ich will mich nie verachten. Doch ich müßte mich verachten, wenn ich noch einen Mißtrauensbuckel mir wachsen fühlte.“ Ich gebrauchte tatsächlich das entsetzliche Wort, und mir war sogar wohl dabei. Ich glaube, sie verstand nichts von allem, vielleicht hält sie mich für verrückt. Merkwürdig, mir war besser zumute als sonst, als ich nun zur Tür herausging.
Das Spiel ist aus. Vielleicht ist auch sie erleichtert. Vielleicht, sage ich? O nein, gewiß. Nur um eines flehe ich, daß sie mir nichts zurückerstatten möge. Achtung vor meinem Gefühl fordere ich.
Nun ist es schon ein Vierteljahr her, daß ich die Tür des Schokoladengeschäftes das letztemal hinter mir zumachte. Ich habe nichts mehr von ihr gehört. Einige Male sah ich sie über die Straße gehen. Sie sah mich nicht. Jetzt hindert mich ihre Gegenwart nicht mehr, sie zu lieben. Ich kann nicht sagen, daß mir wohl ist, doch ich muß gestehen, daß ich nicht mehr von den furchtbaren Klagen geplagt werde, die mein Inneres gegen mein Äußeres erhebt. Ein verwachsener Rücken scheint sich leichter von einem als von zweien tragen zu lassen.

Hakenkreuzzug am Wannsee

(Karl Arnold)



„Sie irren sich, meine Herren – ich bin Redakteur bei Hugenberg!“

Warum hat Zeus sich nicht rasiert? / Von Heinz Liepmann

Für einen jungen Menschen zwischen Kind und Mann ist es schon sehr schmerzlich, eine alte, abgetragene und etwas verbogene Reisemütze tragen zu müssen, wenn die ganze Klasse — die Oberprima — grünseidene Schülerkappen trägt, mit einem kleinen Kniff rechts oder links, beides hat seine Bedeutung. Man geht auf Schulausflügen zusammen, man geht nachmittags auf der Straße in kleinen Gruppen, man unterhält sich, man tut das, was man so flirten nennt, und dann ist einer dabei, der im Winter rote Hände hat und in einem dünnen Mantel friert, den Kragen hat er hochgeschlagen, aber das hilft nichts, und wenn die andern nachmittags durch die schon dunkelnden Straßen ziehen, eventuell hinter ein paar Mädchen her, die kichern und sich manchmal umblicken, dann bleibt dieser Junge allmählich ein wenig zurück, und plötzlich ist er ganz verschwunden. Das fällt auch gar nicht weiter auf. Man gewöhnt sich daran, daß Eugen Faber allmählich verschwindet.

Er ist der Sohn des Pedells eines städtischen Werkes, und dieser Pedell — die ganze Geschichte spielt im Westfälischen —, ein kleiner Mann mit martialischem Schnauzbart und einem verglommenen Ehrgeiz, hatte neben zwei Töchtern, die beide bereits verheiratet waren, die eine an einen Postbeamten, die andere an einen Tischler, nur diesen Sohn Eugen, auf den sich seine ganze väterliche Liebe und sein später Ehrgeiz konzentrierten.

Der Pedell lief, immer gehetzt und brummend und unfreundlich, durch die Räume, die er zu beaufsichtigen hatte; die Arbeiter in den niederen Positionen fürchteten ihn, aber schon die Vorarbeiter und die Werkmeister machten sich über den kleinen, stets aufgeregten Mann lustig, und nur ganz wenige wußten, daß der Kern dieser rauhen Schale ein verschüchtertes und liebevolles Herz war. Als Eugen soweit war, um in die Schule zu kommen, ging der Vater an das beste Gymnasium der Stadt und meldete ihn an. Eugen machte dann die ersten Klassen der Schule auch durch; es fiel dem Vater zwar sehr schwer, immer für das Schulgeld zu sorgen, aber noch viel schwieriger war es, dem Sohne jene äußeren Annehmlichkeiten zu schaffen, deren er bedurfte, um nicht als „Proletenkind" gemieden zu werden.

Der Knabe bekam für die höheren Klassen ein Stipendium, und als die Nachricht kam, daß es bewilligt war, begriff Eugen, ein stiller Knabe mit schmächtigen Schultern, aus dem Gebaren seiner Familie, daß das Glück ihn betroffen hatte. Der Vater, der scheu verehrte Patriarch der Familie, wurde weich und witzig; die Mutter, eine vergrämte, blasse Frau, sprach ausgelassen in wirren und heiteren Sätzen mehr als sonst in einem Jahre.

An diesem festlichen Tag begrub man mit unbedachtem Jubel die Jugend des Knaben, denn das Lernen fiel ihm furchtbar schwer, und er hatte förder nie mehr Zeit, mit andern in Straßen und Wäldern zu jubeln, mit Genossen seiner Jahre erstmalig zu versinken in den seltsamen Begegnungen mit blonden oder braunen Mädchen, mit Kameraden seines Alters erste laue Nächte zu durchschwärmen. Er mußte lernen, denn hinter ihm stand das gläubige Gebet und die Hoffnung alter Leute. So erwuchs er blaß und mit schmächtigen Schultern; er wurde scheu und einsam, sprach wenig und niemals von sich selbst; es fiel ihm ungeheuer schwer, den wachsenden Anforderungen der Schule gerecht zu werden. Wie oft hat er in langen Nächten geweint, verzweifelt! Anfang jeden Jahres ergriff ihn eine fast besinnungslos machende Verzweiflung. Ostern nahte, die Versetzung. Immer wurde er versetzt, aber immer gerade eben noch; die Lehrer hatten vielleicht etwas Mitleid, vielleicht aber auch nicht, denn es gab in der ganzen Schule keinen Schüler, der, wenn man ihm herablassend oder mitteilsam begegnete, so hochmütig, so grausam, so vernichtend kalt und abweisend sein konnte. Das war die Schutzwehr des Armen; niemand verstand es und versuchte sich Gedanken darüber zu machen. Ein Lehrer, der ihm einmal begütigend auf die Schulter klopfte, als er einer Aufgabe nicht gewachsen war, und ihm sagte: „Lassen Sie nur, Faber, wir wissen, Sie geben sich große Mühe, Sie leben in schwierigen Verhältnissen — — —", mußte erleben, daß der blasse, schmächtige Eugen Faber sich aufrichtete und mit harten Worten sich jede Anspielung auf seine privaten Verhältnisse verbat.

Das Jahr begann von neuem, es war schon Februar, im April sollte das Abiturientenexamen stattfinden. Eugen war blasser und müder als je, er arbeitete die Nächte durch, fast nie verblaßte die kleine Lampe in seinem Dachzimmer. Endlich war es so weit, und das Aufsatzthema lautete: „Welchen Einfluß hatte in der griechischen Mythe das Aussehen Zeus' auf die hellenische Zivilisation?" — Der Lehrer wollte es seinen Schülern noch etwas leicht machen und gab einzelne Hinweise, wie er sich die Ausführung des Themas gedacht hatte, zum Beispiel die Barttracht Zeus'. Warum trug Zeus, wenigstens nach den zeitgenössischen Skulpturen, einen großen Bart? Warum schnitt er sich nicht den Bart ab? Hatte das symbolische Bedeutung oder nicht, und ähnliche Fragen.

Dem Schüler Eugen Faber war es nicht gegeben, diese philologisch gewiß sehr interessante Frage zu Ende führen zu können. Wohl gelang es ihm in Mathematik, in den Sprachen soviel zu lernen, daß er glaubte das Examen bestehen zu können, aber den phantasievollen Schwung, sich in das Kulturleben einer vergangenen Zeit hineinzuversetzen, besaß er nicht mehr, er war zu ausgeschöpft, — aber trotzdem hätte er vielleicht auch dieses noch bewältigen können, wäre ihm nicht die ganze Frage des Aufsatzes in einer ihm selbst höchst respektwidrig erscheinenden Weise lächerlich und geradezu unwichtig vorgekommen; er erschrak vor sich selber, als er zuerst diesen Gedanken klar dachte, aber: Warum hat Zeus sich nicht rasiert? Ist das nicht gleichgültig, muß darum ein junger Mensch das Gebet alter Leute enttäuschen, alles verlieren, alles verlassen, zu Ende sein?

Das Ende dieser ein wenig sentimentalen Geschichte kann man authentisch in jeder Zeitung Westfalens vom 18. April des vorigen Jahres lesen: „Ein achtzehnjähriger Schüler des Städtischen Gymnasiums suchte und fand kurz vor Abschluß des Abiturientenexamens den Freitod." Das war zuerst schrecklich, aber heute haben es alle vergessen.

Nur ein alter Pedell im Westfälischen und eine kleine, blasse Frau können diese Geschichte bis heute immer noch nicht begreifen.

Melodie / *Von Jakob Haringer*

Wohl war schön die weiße Zeit,
Schlief der Wind in deinem Kleid,
War die Welt wie ein Gedicht,
Aber Frühling war es nicht.
Wohl war süß dein weißer Leib,
War meines Lebens liebste Zeit,
War meiner Nächte tiefstes Licht —
Aber Liebe war es nicht!
Wohl kam oft mir Glanz und Mai,
Ach — ist alles lang vorbei,
Ist verweht wie ein Gedicht —
Aber Leben war es nicht!
Wohl hat Leid mein Herz verstaubt,
Doch die Welt ist lang entlaubt,
Ob auch alles dir zerbricht —
Aber Tod ist's doch noch nicht.

Willy-Anekdoten

Willy, eigentlich Henri de Gauthier-Villars, der erste Mann der Colette, einer der gefürchtetsten Musikkritiker von Paris und im übrigen ein sehr fruchtbarer Autor von Novellen, Romanen und Bühnenstücken, ist zugleich der Gegenstand ungezählter Anekdoten, von denen hier einige folgen.

•

Willy war als Jüngling in eine bildhübsche Telegraphistin verliebt und benützte, um das Mädchen möglichst oft zu sehen, jede freie Minute zur Aufgabe von Telegrammen an fingierte Personen. Allein er war zu schüchtern, um mit seiner Angebeteten Gespräche anzuspinnen, und beschränkte sich darauf, sie nach dem Preis der abzusendenden Depeschen zu fragen. Geschäftsmäßig antwortete das Mädchen, je nach der Länge des Textes: „5 Francs, 6 Francs 50, 8 Francs 30“ usw. Eines Tages aber faßte sich Willy ein Herz und überreichte der Telegraphistin ein Formular, auf dem nur die Worte standen: „Ich liebe Sie“, und fragte dann: „Was kostet das?“ Lakonisch tönte es zurück: „100 Francs.“

•

Eine Ballettänzerin beklagte sich einst Willy gegenüber, daß sie für ihren jährlichen Lebensaufwand mindestens 500000 Francs benötige. Willy erwiderte nachdenklich: „Dazu braucht man zwei Liebhaber zu je 250000 Francs.“ . . . Nach kurzer Pause fügte er hinzu: „Oder aber zweitausend Verehrer zu je 250.“

•

„Ich kann unmöglich arbeiten, ohne zu rauchen“, erzählt Willy seinem Verleger. „Leider sind die Importen so teuer geworden, daß ich mich einschränken muß.“ — „So haben Sie also die Zahl Ihrer Zigarren herabgesetzt?“ — „Das nicht“, antwortet der Literat, „nur die Arbeitsstunden.“

•

In New York bleibt Miß Mary Smith in Gesellschaft Willys vor der Statue Washingtons stehn, die der Führer voll patriotischen Stolzes anpreist: „Er war ein wundervoller Mensch; niemals ist eine Lüge aus seinem Munde gekommen.“ — „Natürlich“, erwidert spöttisch der Kritiker; „denn wie jeder echte Amerikaner sprach auch er nur durch die Nase.“

•

Als Willy einmal bei Freunden zu Gast war, mußte der Unglückliche eine Reihe von Klavierstücken anhören, die die Tochter des Hauses ihm zu Ehren ausführte. Als der bekannte Witzbold das „Gebet einer Jungfrau“ und ähnliches voll Gottergebenheit angehört hatte, unterließ er es nicht, aus Höflichkeit Beifall zu spenden. „Nicht wahr, verehrter Meister, unsere Kleine hat Talent?“ fragte ihn die stolze Mutter. „Sie wird uns noch etwas vorspielen, etwas sehr Schweres; sie macht mit dem Klavier, was sie will.“ Darauf Willy: „Könnte sie es nicht zumachen?“

(Autorisierte Übertragung von Adele Klarwill)

Armer Hugenberg! / Von Benedikt

Herrn Hugenberg, dem guten,
sieht man das Herze bluten:
die Welt ist so gemein!
Er wollte doch dem Hitler
ein freundlicher Vermittler
und Wegbereiter als der „große Bruder" sein – –

Und nun sah er in Sachsen
den Nazi-Anhang wachsen,
daß ihm das Haar sich sträubt,
indes die eignen Stimmen
ans andre Ufer schwimmen,
wohin sie das von ihm entfachte Windchen treibt –!

Der Adolf, dieses Luder,
ist nun der „große Bruder",
und Alfreds Macht zerrinnt –
Statt Nibelungentreue
erlebte er aufs neue
das Schicksal eines König Lear in Nacht und Wind – –

Vom Tage

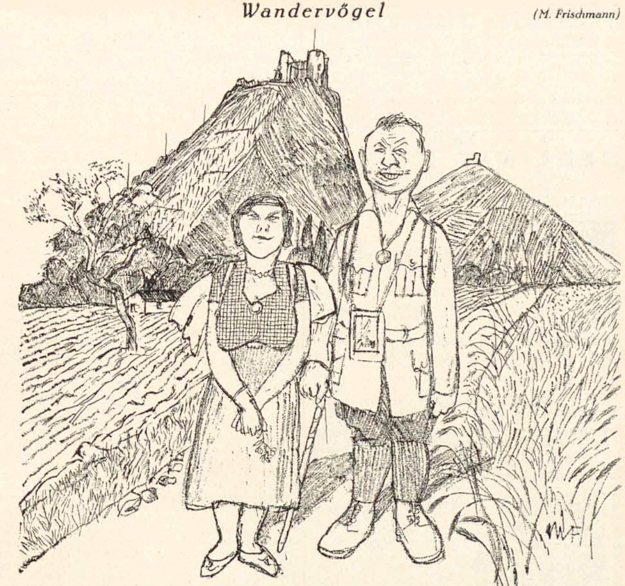
In der Schilderung der „Luftschlacht über Rom", die Mussolini am Pfingstsonntag veranstaltete, liest man im „Lokal-Anzeiger" von dem untadeligen Büfettdienst, der den Zuschauern der Schlacht zuteil wurde, von Krieg mit allem Komfort, Blick in die Hölle als Wohltätigkeitsveranstaltung . . . Beim Bombardement durch Flugzeuge steigt dem Berichterstatter „Wehmütiges in die Kehle". Er schließt seine Schilderung: „Gas. Das ist das Ende. So werden die Wiesen ersticken und die Städte. Es gibt keine Rettung." Und in plötzlichem Umschwung, Hugenbergs eingedenk, fährt er fort: „Es gibt nur eine: man muß stärker sein als die andern. Und das ist der Sinn des Tages!"
Wir wünschen dem Berichterstatter, daß er als einziger im Ernstfall stärker sein möge als die andern — und daß ihm dann nichts Schlimmeres in die Kehle steigen möge als Wehmütiges.

•

Rockefeller richtet gegenwärtig neben seinen Tankstationen, die über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet sind, auch Buden zum Verkauf heißer Würstchen ein. Frau Rockefeller jun. hat ein Preisausschreiben zur Erlangung des besten Entwurfs für einen Würstchenstand erlassen. „Rockefeller nimmt auch Kleingeld", hieß die Spitzmarke im Handelsbericht . . . Womöglich hat er sich schon heimlich mit Ford fusioniert, der bekanntlich Pferde in Zahlung nimmt. T.

Wandervögel

(M. Frischmann)



„Sagen Se bloß, Käthe, wat jibt et noch Schöneres als zu wandern und zu singen?" — „Uff so 'ne unanständige Frage antworte ick heute noch nich!"

Neuer Sport

Das Boxen ist eine großartige Sache. Mannhaft, stählend, kurz gesagt: erzieherisch. Ein rechter Volkssport. Schon für zwei Mark kann man einen guten Sitzplatz haben.

Aber dieser Sportzweig wird bald aufgehört haben zu existieren. Leider. Der Revanchekampf Schmeling—Sharkey wird aller Voraussicht nach das letzte große Ereignis auf diesem Gebiete sein. Denn —

Denn die Wiege des Sports ist Griechenland gewesen. Daran ist nicht zu zweifeln. Zum Kampf der Wagen und Gesänge und so weiter. Und Gesänge! Das hatte man bis jetzt ganz vergessen. Aber nun ist dies Versäumte nachgeholt worden.

Der berühmte Manager Elias Mc'Elbow hat in Florida kürzlich eine ganz großartige Sache veranstaltet, die einen enormen Erfolg gehabt hat und bestimmt eine große Zukunft haben wird. Und die der Tod des Boxens sein wird. Einer ihrer größten Vorzüge ist: sie kann durch das Radio verbreitet werden. Das konnten Boxkämpfe auch. Aber beim radioverbreiteten Boxkampf wurde einem nur gesagt: „Jetzt hat der Soundso dem Soundso einen Kinnhaken . . . landet einen linken Schwinger . . . geht zu Boden . . ."

Das war langweilig. Man sagte sich mit Recht: Der Radiofritze kann viel erzählen. Man merkte, daß man nicht selbst dabei war.

Die neue Sache kann per Radio in allen ihren Phasen persönlich verfolgt werden. Unbeschadet, wo man sich befindet oder wo dieser neue Sport veranstaltet wird, kann man persönlich daran teilnehmen. Es ist ein ausgesprochener Hörsport. Mr. Mc'Elbow nennt sie das Ei des Kolumbus, the egg of Columbus. Daß man noch nicht früher auf diese Idee gekommen wäre, sei kaum glaublich, sagt Mr. Mc'Elbow. Die neue Sache ist so:

Ein volles Symphonieorchester spielt, sagen wir, eine Symphonie von Brahms. Und zwar, das ist der eine springende Punkt, nicht unter einem, wie bisher, sondern unter zwei Dirigenten, welche beide, das ist der andere springende Punkt und außerdem eine Vorbedingung für diesen neuen Sport, eine verschiedene Auffassung der gespielten Symphonie haben. Die beiden Dirigenten werden vorher von einem Ringrichter ermahnt, sich in sportlichen Grenzen zu halten, und dann geht die Sache los. Derjenige der beiden Dirigenten, der sich mit seiner Auffassung dem Orchester gegenüber durchzusetzen vermag, ist Sieger. Das Publikum kann an einem öffentlichen Totalisator Wetten abschließen, und da selbstverständlich auch alle Rundfunkteilnehmer wetten, so erzielt der Totalisator Riesenumsätze.

Übrigens ist durch diese neue Sache nicht nur der Boxsport in Gefahr, sondern auch die gesamte Leichtathletik. Eine Abart des musikalischen Boxsports hat bereits zum musikalischen Wettlauf geführt. Die Kurzstrecken zum Beispiel werden auf zwei Klavieren ausgeführt. Auf einer kreisförmigen Scheibe sind zwei mit A und B gezeichnete bewegliche Monde angebracht, die mit den Klavieren in einer elektrischen Verbindung stehen. Monde? Weil die Kurzstrecken mit der Mondscheinsonate von Beethoven ausgeführt werden. Je nach dem Tempo, mit dem die Mondscheinsonate gespielt wird, bewegen sich die Monde, und so sind, wie der Prospekt, der gratis mit den Eintrittskarten verteilt wird, besagt, die erzielten Geschwindigkeiten und der jeweilige Stand des Rennens jederzeit abzulesen. Wer zuerst fertig ist, hat gewonnen. Ein ebenfalls elektrisch arbeitender Zähler zählt die ausgelassenen Noten, so daß irgendwelche Schiebungen unmöglich sind. Die amerikanischen Konservatorien sind bereits den Hochschulen für Leibesübungen angegliedert. Und die Musikkritiken werden bereits von den Sportredakteuren geschrieben. So schreitet der Kulturfortschritt unaufhaltsam vorwärts.

Peter Paul Althaus

Lieber Simplicissimus!

Vor mir liegt ein prachtvoll in Leinen (grün = Farbe der Hoffnung) gebundenes Buch, das in Golddruck folgenden Titel trägt: „Zeitgemäße Grundstückspolitik der Stadt Berlin." Und wer, meinen Sie, ist der Verfasser? Nun es ist „eine Studie vom Grundstücksdezernenten der Stadt Berlin, Stadtrat Paul Busch", verfaßt im Oktober 1929. Mir gefällt das Wort „zeitgemäße" so gut!

•

Von Thomas Manns „Buddenbrooks" ist bekanntlich eine Volksausgabe erschienen. In eine Wiener Buchhandlung kommt nun eine Dame in sehr vornehmer Aufmachung: „Haben Sie etwas Interessantes zum Lesen von Thomas Mann?"

„Bitte sehr", empfiehlt der Buchhändler, „vielleicht die Buddenbrooks."

Die Dame rauscht empört: „Sie scheinen mich für sehr ungebildet zu halten, wenn Sie glauben, ich wüßte nicht, daß davon bereits eine Volksausgabe erschienen ist."

„Was tut das, gnädige Frau?"

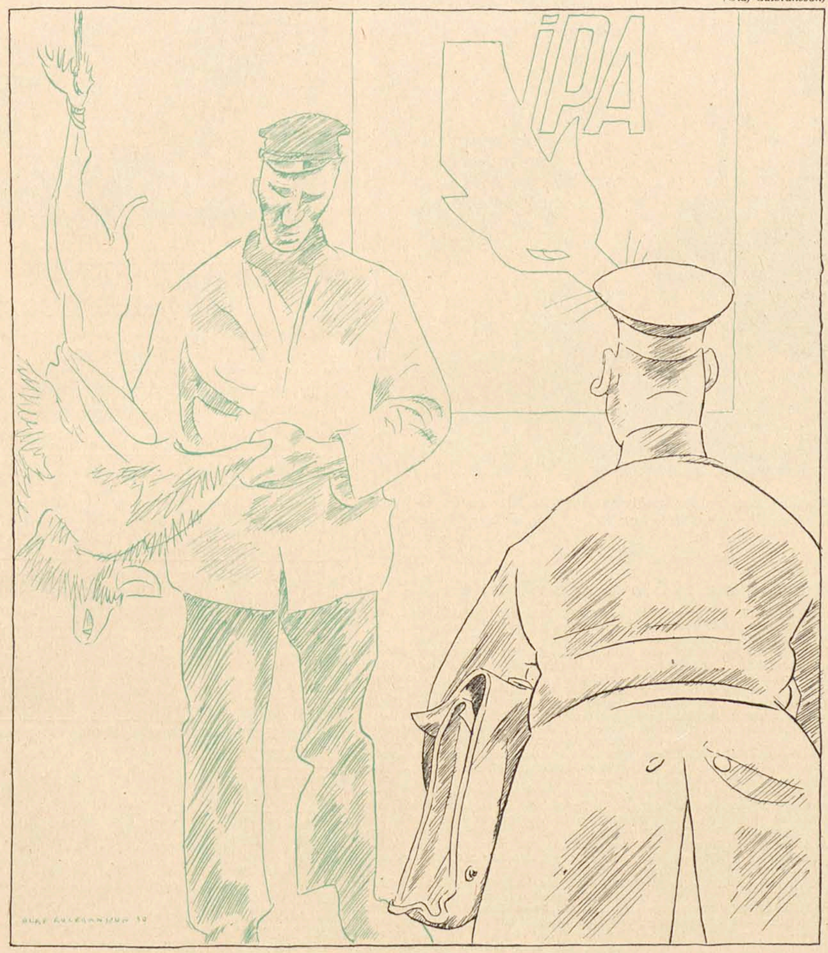
„Ja, soll ich etwa dasselbe Buch lesen wie meine Köchin??"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Steuerbeamte in der Internationalen Pelzausstellung

(Olaf Gulbransson)



„Sagen Sie mal, wie oft kann man so einem Vieh eigentlich das Fell über die Ohren ziehen, ohne daß es eingeht?“

Finanzwirtschaft / Von Karl Kinndt

Die Finanzminister kommen
und sie halten schöne Reden —
und dann sieht man wieder jeden
still sich drücken und beklommen —

Jeder will das Reich erneuern:
Löhne senken, Preise senken
und uns neuen Aufschwung schenken —
doch er braucht auch neue Steuern!

Und die sind nicht leicht zu kriegen,
denn Vermögen von Millionen
muß man tunlichst ganz verschonen,
weil sie sonst ins Ausland fliegen — — —

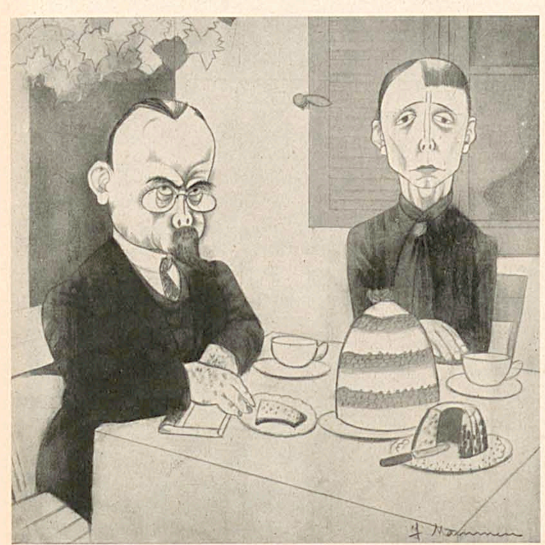
Finger von den großen Banken:
Finger auch von den Konzernen!
Weil wir uns doch selbst entkernen,
kommen diese erst ins Wanken —

Derart kann's auch nicht gelingen,
weil die ihre Steuerbürden
glatt auf andre wälzen würden!
Nein: die Masse muß es bringen.

Habt Vertrauen auf den Höchsten,
wenn die Steuern euch entblößten —:
wenn die Not am allergrößten,
ist ja schließlich Gott am nächsten — — —

Mysterium

(J. Mammen)



„Daß die Wissenschaft selbst während unserer Sommerferien fortschreitet, ist eines der unerklärlichen Rätsel des Weltgeschehens."

Berliner Sommerbrief

Das Interesse für Politik und Kunst ist dem Interesse für Speiseeis gewichen. Moldenhauers Abgang wurde kaum beachtet, und selbst die Tatsache, daß Goebbels auf das Uniform- und Hakenkreuzverbot hin nun offen mit Pogromen droht, vermochte den Kurfürstendamm nicht in Erregung zu versetzen. Bei 34 Grad im Schatten macht einem das bißchen Totgeschlagenwerden auch nicht mehr viel aus.

In den Theatern brauchen sich die Schauspieler nicht mehr anzustrengen, da die letzten der paar Besucher nach den ersten Szenen fest eingeschlafen sind und es sich außerdem ausschließlich um Frei- oder Steuerkärtler handelt.

Die Kinos versuchen ihre Besucher nur durch Anpreisung ihrer Lüftungs- und Kühlanlagen zu ködern —: mit den derzeitigen Filmen könnte man allerdings keinen Hund hinter dem Eisschrank hervorlocken.

Nur Marlenens Beine ziehen immer noch — und im Atrium zeigt man in „Frauennot — Frauenglück" andere weibliche Körperteile.

Da sieht man in photographischer und chirurgischer Vollendung Kaiserschnitte und andere Geburtsdelikatessen. Bei der Uraufführung hatte man zur Vorsicht eine größere Sanitätskolonne aufgestellt, die denn auch alle Hände voll zu tun hatte, um die ohnmächtigen oder vom Schreikrampf befallenen Frauen abzutransportieren.

Großer Publikumserfolg. Als nächste Novitäten plant man Filme, die die Vor- und Nachteile von Vergewaltigungen, Lustmorden und Hinrichtungen aufzeigen. Natürlich als Farb-Tonfilme.

Da die Republik sich von Woche zu Woche mehr festigt und immer stärkere Sympathien erwirbt, will man endlich beginnen, die an das wilhelminische Zeitalter gemahnenden Namen von Straßen, Plätzen und Gebäuden zu beseitigen und durch neue zu ersetzen. So soll der Kurfürstendamm in „Nuttensteig" oder „Großer Strich" umgetauft werden und die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche kurz in „Pleite-Dom".

Auch die erregten Debatten über Schmelings Tiefschlag-Sieg verstummen langsam. Da der Titel Weltmeister angesichts des Kampfes doch nicht voll berechtigt erscheint, soll ihm nahegelegt werden, er möge sich mit dem Titel „Halb-Weltmeister" begnügen.

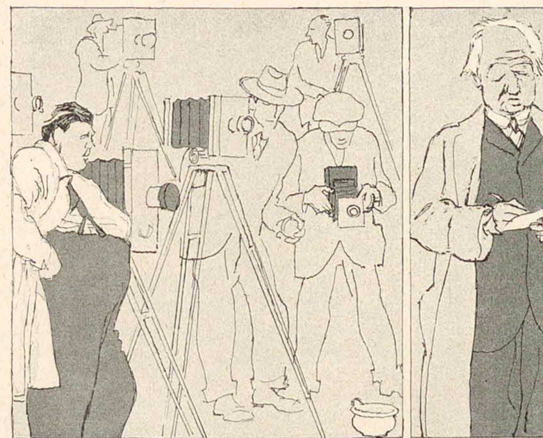
Die drohende Ledigensteuer hat als Abwehrmaßnahme die Neueinrichtung der sogenannten „Steuer-Schutz-Ehe" ins Leben gerufen. Sie wird mit der bisher typischen Berliner Ehe insofern viel Ähnlichkeit haben, als auch bei ihr der eheliche Verkehr zwischen den Eheschließenden nicht wesentlicher Bestandteil des Vertrages ist und keinesfalls gefordert werden kann, sondern jeder Teil das absolute Recht auf die von ihm gewünschte Verkehrsregelung hat.

Sie unterscheidet sich lediglich durch Ausschaltung aller finanziellen Vorteile und Ansprüche und der zeitweisen häuslichen Gemeinschaft.

Kaki

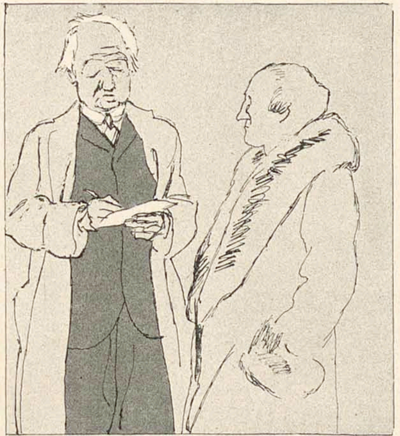
Deutsche Heldenverehrung

(E. Thöny)



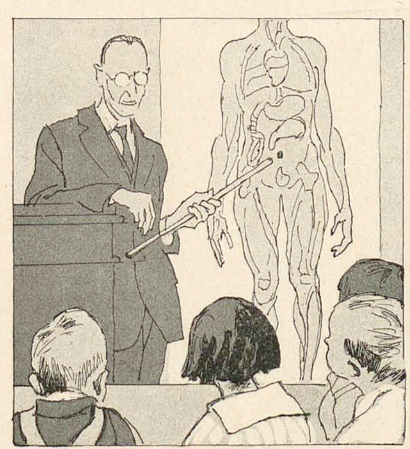
Konkurrenzkampf der Pressephotographen

„Welch ein Fund! Max Schmelings erstes Töpfchen!"



Gerhart Hauptmann bei Mutter Schmeling

„Erzählen Sie mir von Ihrem großen Sohn, ich brauche Stoff für ein Heldenepos!"



Anschauungsunterricht

„Hier sitzt die Leber, hier die Galle und hier die Weltmeisterschaft."



Der Verbrecher

„Sie haben für Sharkey gesprochen? Dann muß ich Sie wegen Landesverrat und Gotteslästerung verhaften!"

Parlamentarismus

Einer unserer Parlamentarier ist ein großer Freund von langen Reden.
Um nichts spricht er Stunden.
Gestern bekam er das Wort zu einer kleinen Anfrage.
Er redete und redete.
„Meine Uhr ist stehengeblieben", unterbrach er endlich seine Redebäbe, „wie lange spreche ich schon?"
Rief ein Abgeordneter der Gegenpartei: „Einen Augenblick — ich werde gleich im Kalender nachsehen."

•

In den Reichstag ging einer.
Rechts eine Mappe unter dem Arm.
Links eine Mappe unter dem Arm.
Fragt ihn einer: „Was haben Sie denn in der rechten Mappe?"
„Kräftige Argumente für die neuen Steuern."
„Und in der linken Mappe?"
„Kräftige Argumente gegen die neuen Steuern. Wir wissen nämlich noch nicht, welcher Partei wir uns heute anschließen."

J. H. R.

Die Preissenkung beginnt!

(Wilhelm Schulz)



„Das Eisen ist schon billiger; wenn das so weitergeht, können wir uns noch nächstens eine neue Kohlenschaufel leisten."

Stuttgart, 14. Juli 1930 | Preis 60 Pfennig | 35. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

MINISTERS SCHICKSALSLIED
(FREI NACH HÖLDERLIN)



„ES SCHWINDEN ES FALLEN DIE LEITENDEN MENSCHEN
BLINDLINGS VON EINER STUNDE ZUR ANDERN
WIE WASSER VON KLIPPE ZU KLIPPE GEWORFEN
JAHRLANG INS UNGEWISSE HINAB"



Sommerreise — *H. Oßwald*

Der Traum / Von Georg von der Vring

Um acht Uhr, als Frau Siegellack ihre vier ältesten Kinder auf den Schulweg gebracht hatte, drückte sich ihr dicker Mann aus der Kammer. Er trug sein steifes Vorhemd, das mit drei roten Rosen bestickt war. Sein Gesicht war noch naß vom Waschen, das Abtrocknen wurde ihm wahrlich oft zuviel. Er schüttelte sich im Gähnen und nahm, weich wie Gummi, auf der Bank Platz, wo er die Ellbogen gegen die Tischplatte stemmte und sich wohlig die Kaminbürste seiner Backen und die Schornsteinbürste seines Halses rieb. Frau Siegellack, noch beim Anziehen des Jüngsten, sagte verbindlich:
„Heute kann's wieder heiß werden."
„Mag wohl", meinte hierauf der Mann.
Danach senkte er die feuchtgegähnten Augen und zeichnete schon mit dem Brotmesser in der Tischmaserung. Jetzt bekam Hansi, der runde, eine Brotscheibe und trappelte in den Garten, worauf man mit dem Frühstück beginnen konnte. Plötzlich aber, Brotaufstrich unterm Messestreckte die Frau den dünnen, sonnenroten Hals samt dem Kupferkessel ihrer blitzblanken Haare, und —
„O —", flüsterte sie, „ich habe einen Traum gehabt, Elimar — einen Traum, o —"
Siegellack hing eben gesenkten Blickes seine kraftvolle Zunge heraus, um irgend etwas auf seinem Käsebrot zu ordnen.
„Einen Traum, o — und er fällt mir wieder ein, ich brauche nur nachzudenken. Warte einmal Elimar!"
Siegellack, kauend, strich sich ein Klümpchen Margarine in den Kaffee und spielte „Untertauchen", bis es sich auflöste.
„Träume sind Schäume", sagte er.
„Warte doch! Laß mich nachdenken — richtig: von Unkraut habe ich geträumt!"
Übrigens war es sehr erklärlich, wenn Frau Siegellack von Unkraut träumte, da sie doch drüben beim Gärtner seit einer Woche und zehn Stunden an jedem Tag nichts anderes tat als jäten.
„Aber wie! Aber wie ich davon geträumt habe, Elimar! Höre: ich liege auf dem Acker, und es ist heiß. Da schmerzt mich etwas —"
„Du hast wieder auf dem Bauche geschlafen", vermutete Siegellack.
„— schmerzt mich etwas. Nein! denn ich werde geradezu traurig davon. Es ist mir, als ob etwas mich fortwährend ruft. Zuerst denke ich: wer ruft denn da eigentlich? Und da war es das Unkraut!"
Der Mann tat einen Glucker, so daß sein Leib ernstlich erzitterte.
„Das Unkraut rief und rief. Und, weißt du, es rief ganz voll Schmerz, denn ich zog es ja aus! Es weinte und klagte, das arme Kraut!"
Siegellacks Augen sahen über dem Kaffeeschlürfen durchs Fenster. Sodann suchten sie das Dominospiel auf der Fensterbank — ein Arbeitsloser schaut sich gern nach einer stillen Beschäftigung um. Weiber lieben zu reden, es geht aber auf Kosten der Ohren; zuletzt bilden sich Haarbüsche in ihnen.
„Du magst es glauben oder nicht, Elimar", fuhr Frau Siegellack fort, „es weinte und klagte, das arme Kraut! Es gibt da eins, das heißt Kreuzkraut (man reißt es gern, denn es zieht sich gut aus), dieses Kreuzkraut schalt mich! Es sagte zu mir ‚Mumpitz-Mumpitz', so oft ich riß. Die andern weinten und klagten. Die Quecken riefen ‚Igitte-gitte-gitt', und dann waren sie heraus und tot. Und dann gibt es da so kleine rötliche Pflanzen, die riefen: ‚Mein armes Herz! Mein armes Herz!'"
„Du gehst jetzt?" fragte der dicke Mann.
„Sogleich. Dann erwachte ich. Was man doch manchmal träumt! Und nun werde ich den ganzen Morgen darüber nachdenken müssen, was dieser Traum bedeuten mag. Ob er Geld bedeutet, Elimar?"
„Träume sind Schäume", sagte Siegellack und sah einstweilen auf seinen Finger, der dem Tabak nachkroch in den schwarzen Pfeifenkopf.
Danach empfahl Frau Siegellack Hansi der Aufsicht ihres Mannes, rollte eine alte Schürze zusammen und ging zum Gärtner an die Arbeit. —
Nach einiger Zeit klopfte Siegellack die Pfeife gegen das Tischbein, erhob sich und schwankte durchs Zimmer. Vorerst aber blieb er noch stehen, die Nase dicht an der geschlossenen Tür, als ob ihn von draußen eine undurchdringliche Wolke von Bienenfleiß überschatte. Endlich öffnete er und trat in das Gesumme des Gartens. Hansi war eifrig beschäftigt, Kanäle in die Erde zu graben.
„Ich habe ein gutes Weib", dachte er von seiner Höhe herab mit dem Blick in das kupferfarbene Haar seines Jüngsten. Weiteres Denken unterblieb vorerst. Als er nach geraumer Zeit jedoch wieder damit begann, sagte er sich: So ein Traum! Sie hat einfach auf dem Bauche gelegen als eine schlanke Person, die sie ist. — Damit ging er, die Hand in seiner weitläufigen Tasche am Dominospiel, zum Nachbar Schuster hinüber. Einem Gespräch war dieser nicht abgeneigt, zumindest quollen da die Pfeifenköpfe.
Nach einer Stunde und mit durchweichter Hose entfernte sich Hansi in die hinteren Gartenstraßen; er fand einen Katzenschädel, später ein Schirmgestell, das er hinter sich durch den Sand schleifte, besah sich rotäugige Kaninchen am Zaun und verlor sich weiter und weiter. — —
Der Schuster ließ den Damenschuh fallen und sagte „Mittag". Wahrhaftig, es läutete schon. „Du mußt aufstehen, Elimar", sagte der Schuster und ging hinaus.
Es zuckte Siegellack in den Beinen, sitzen zu bleiben und alles seinen Lauf gehen zu lassen. So blies er sich Tabakasche vom berosten Vorhemd und ließ dann seine Augen durch die Scheiben gehen. Da kamen schon die Frauen von der Arbeit zurück, es sah sich gut an; sie eilten, an ihre Feuerlöcher zu kommen. Danach trachtete er hoch, stampfte mitten in den Stiefelhaufen und griff sich die Tür. Daheim in der Küche aber empfing ihn seine Frau, und sie fragte sogleich nach Hansi. Nein, Hansi? Siegellack fühlte verlegen in seine Hosentasche, in der Nähe des Knies fand sich das Dominospiel — da stürzte die Frau in den Garten.
„Nana", sagte er hinter ihr drein. Aber dort lief sie schon, die dünne Frau mit dem verbrannten Gesicht. Sie war wütend, sprang in trockene Gräben, griff in Blätter, Zweige, murmelte: „Biest! Herumtreiber! Daß dir die Zunge aus deinem faulen Munde herausfalle! — Hansi!! Hansi!!"
Nirgends eine Spur von Hansi. Sie kroch

Über den Dingen / *Von Peter Scher*

(Im Flugzeug in 1500 Meter Höhe)

Wir treiben in vergnügter Schnelle,
von einem muntern Ost geschoben —
wie klein wirkt doch das Aktuelle,
selbst die Finanzreform, hier oben.

Ob auch just über Weimar schwebend,
spürt man die deutsche Luft erquickend;
sogar Herr Frick wirkt ganz erhebend,
sitzt man wie Wotan niederblickend.

Nun über Wäldern, über Städtchen
nun über Wiesen und Fabriken,
rolln wir auf unsichtbaren Rädchen,
umbraust von donnernden Musiken.

Zur Rechten mir die alte Ziege
verrät uns eben leise kotzend,
daß sie zum erstenmal heut fliege —
wie blähst du dich erfahrungstrotzend!

Die Welt da unten, die verdrehte,
wird wohl so bald noch nicht vernünftzig
und das ist's ja, worum ich bete — — —
In Frankfurt sind wir zwölf Uhr fünfzig.

Da wird Elfriede mich erwarten,
Elfriede mit den heitern Beinen;
hinab in Gottes Raubtiergarten —
als Löwe will ich ihr erscheinen!

durch die Zäune, fragte Nachbarn, rutschte in Hühnerställe, schalt: „Fettwanst! Mit dir bin ich geschlagen, du würdest deine Kinder ins Wasser werfen, wenn dies nicht ziemliche Mühe machte! Scheuerlappen! Windhund!"
So schalt sie und rannte die Wege ab. „Hansi!! Wo bist du? Hansi!!"
Währenddessen stand Siegellack noch in der Haustür. Er dachte schon daran, sich eine neue Pfeife auszustopfen, unterließ es aber aus Gründen, denen er nicht weiter auf den Grund ging. So ging die Zeit, Siegellack drückte ihr sein Siegel nicht auf.
Nach einer langen Weile jedoch geschah es, wie es geschehen mußte: die Mutter brachte den Hansi. Sie lächelte über ihr ganzes verschwitztes Gesicht. Hansi aber schrie an ihrer Hand. Sein Gesicht war so schön anzusehen, wenn er schrie — fand Siegellack — er schrie, als ob er zu faul sei, damit aufzuhören. Doch weinte er nicht lautlos, sondern geradezu fürchterlich, mit angedrücktem Kinn, pfeifend wie eine Lokomotive — es regnete Kastanienblüten davon.
„Da ist er", lachte Frau Siegellack, „und nun sieh dir seine Beine an, Elimar!"
Elimar tat es. Hansis Beine waren mit dicken weißen Pusteln bedeckt. Er war in die Brennesseln geraten, der unruhige Geist. Es waren aber auch harmlosere Zeichen, sozusagen Wasserzeichen die Beine hinunter. Elimar sah, daß seine Frau noch immer lächelte. Das fiel ihm auf; er tat die Pfeife in den Mund.
Sie schrie, indem sie Speck in die Pfanne springen ließ, quer durch Hansis Pfiffe —: „Verstehst du nun meinen Traum?"
„Träume sind Schäume", antwortete ihr Siegellack mit seinem Rücken.
„Verstehst du es denn nicht, Elimar! Die Brennesseln bedeuten das Unkraut, von dem ich geträumt habe. Hansi fiel mitten hinein und weinte genau wie das Unkraut heute Nacht."
Siegellack legte die Hand auf den roten Rundkopf seines Knaben. Siegellack horchte in sich hinein, aber er vernahm nichts. Sein Atem ging ganz von selber und hob ihm den Brustkasten; Siegellack versuchte auch nicht, ihn anzuhalten. Plötzlich trat die Frau hinter ihn und flüsterte zärtlich in sein zugewachsenes Ohr: „O, du konntest nichts dafür. Ich träumte es ja — und so kam es denn so."

Interview vom Tänzerkongreß

(Th. Th. Heine)



„Nee, Walzer tanzen wir nich, wir ha'm bloß uff Dämon'sch jelernt!"

Dollarsegen über Deutschland

(E. Thöny)



„Well – und die Trinkgeld können Sie buchen auf Reparationskonto!"

Es geht wieder aufwärts!

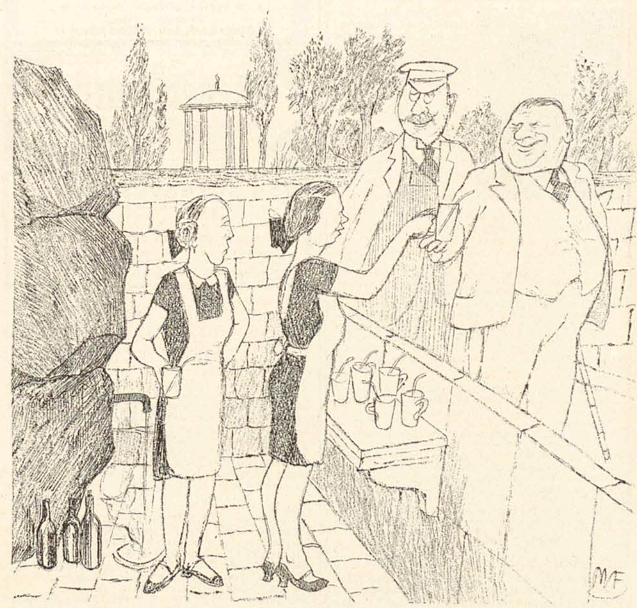
In der letzten Zeit mehren sich die Anzeichen, die auf eine ständig fortschreitende Gesundung Deutschlands und seiner politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse hindeuten und den endgültigen Wiederaufstieg unseres Vaterlandes schon für die allernächste Zukunft erwarten lassen.

Aus einer Fülle von Material greifen wir folgende Einzelheiten als besonders aufschlußreich und beweiskräftig heraus:

1. Die Selbstmorde von Straf- und Untersuchungsgefangenen nehmen in überaus erfreulicher Weise ab, dank der umsichtigen Maßnahmen der Gefängnisverwaltungen, die unterhalb der Zellengänge Drahtnetze anbringen lassen und so den beliebten Selbstmördersprung in die Tiefe des Treppenhauses aussichtslos machen. Man spart dadurch lästige Aktenschreiberei, kostspielige Reinigungsarbeiten und überflüssige Pressekommentare; man verhindert gleichzeitig, daß etwa ein Unschuldiger seinem Leben eigenmächtig ein Ende bereitet, anstatt abzuwarten, bis die Justiz es tut.
2. Seit es in Thüringen verboten ist, empfängnisverhütende Mittel öffentlich anzupreisen, tappt die Thüringer Bevölkerung auf diesem Gebiet völlig im Dunkeln.
Die Weimarer Statistiker haben berechnet, daß durch diese einfache Maßnahme Thüringen in kürzester Zeit das volkreichste deutsche Land sein wird und einem Krieg gegen die Vereinigten Staaten von Europa ruhig ins Auge blicken kann.
3. Den ersten deutschen Kriegs-Tonfilm, den pazifistische Presseschmierer für ihre Zwecke ausschlachten wollten, da in ihm das Grauen des Krieges optisch und akustisch so eindringlich wiedergegeben sei, daß er notwendigerweise abschreckend wirken müsse, diesen Film hat das Reichswehrministerium in seinem wahren Wert als unschätzbares Ausbildungsmittel für die Truppe erkannt und angeordnet, daß sämtliche Reichswehrformationen ihn, so oft es irgend geht, sich anzusehen haben, um sich an das Geräusch krepierender Granaten und krepierender Menschen zu gewöhnen.
4. Der Antisemitismus ist erledigt. Die Nationalsozialisten haben im Reichstag erklärt, daß sie im Grunde gar keine Antisemiten sind, daß sie vielmehr für einige semitische Völker, wie beispielsweise für die alten Babylonier und Assyrer, starke Sympathie hegen.
Eine Bestätigung der damit wohl in Zusammenhang stehenden Meldung, daß Hitler sich beschneiden lassen und den Namen Löb Hirsch Chammurabi annehmen wolle, war bis Redaktionsschluß nicht zu erlangen. hs.

Wegmaße bei der Brunnenkur

(M. Frischmann)



„Immer noch 'n Jlas, Mä'chen, ick wohne fünf Toiletten weit von hier!"

Melancholische Reisebetrachtung / Von Siegfried v. Vegesack

Reisen ist eine gute Sache,
wenn man das nötige Kleingeld dazu hat.
Man kann nicht immer wohnen in derselben Stadt,
mit derselben Frau, im selben Bett, unter demselben Dache.
Wenigstens einmal im Jahr muß Abwechslung sein.
Und so packst du den Koffer, nimmst eine Fahrkarte und steigst ein,
machst „Winke-Winke" zum Fenster hinaus,
fährst los, fünf oder zehn oder zwanzig Stunden, und steigst irgendwo aus.

Es ist ja im Grunde einerlei, wo:
ob im Gebirge, oder am Meer.
Das Handgepäck, und was du sonst zu tragen hast, ist überall gleich schwer,
und Hotelzimmer machen selten froh.

Die Hauptsache ist: du sitzst nicht mehr im Büro,
und schlägst selbst die Zeit tot, bevor sie dich totgeschlagen.
Du schläfst dich aus. Frühstückst reichlich und allein,
brauchst nicht dasselbe zu hören und nicht dasselbe zu sagen,
trinkst abends ein Fläschchen Wein,
bummelst durch fremde, nächtliche Straßen.
Bist wieder Gymnasiast,
ohne Amt, ohne Familie, ohne diese ganze Last
von Feierlichkeit und Würde. Kannst wieder spaßen,
zum Beispiel Steinchen über ein Wasser schmeißen
oder in eine Aprikose beißen
und den Kern einfach auf die Straße spucken.
Auch fremde Damen kannst du dir im Vorbeigehen begucken
und, — sind es nicht alte Engländerinnen mit welken Runzeln, —
ungeniert dabei schmunzeln . . .

Alles ist egal:
niemand kennt dich,
kein Klatschmaul nennt dich,
wenn du mal . . .
Und überhaupt:
unterwegs ist alles erlaubt.
Nichts ist so flüchtig wie eine Reisebekanntschaft,
höchstens im D-Zugfenster die vorbeisausende Landschaft.
Was bleibt? Ein Hotelzettel am Koffer, einige Ansichtskarten, ein Schlips,
den du dir aus lauter Nichtstun irgendwo erworben.
Und ist deine Erbtante noch nicht gestorben,
vielleicht auch ein Reiseandenken aus Gips.
Und ein Magen, den du dir im Speisewagen verdorben . . .

So kehrst du heim in dein Büro, deinen Käfig, an deine Kette.
Und nur nachts, liegst du wach neben der schlafenden Frau im Bette,
streift dich zuweilen ein Hauch
von weither:
vom Gebirge, vom Meer . . .
Aber bald schläfst du auch.

Lieber Leser!

Von Rudolf Schneider-Schelde

Kilch, der junge, enthusiastische Redakteur, kommt freudestrahlend ins Zimmer des Chefs und schwingt einen Pack Manuskripte.

„Hervorragend", ruft er, „ganz hervorragend, was wir hier alles bekommen haben, eine Menge Arbeiten von ungewöhnlicher Qualität; es ist eine wahre Freude. Hier, diese Satire auf die Krankenkassen müssen wir gleich bringen."

„Sie sind wohl verrückt", sagt der Chef. „Wissen Sie nicht, daß 17000 unsrer Abonnenten Versicherungsbeamte sind?"

„Aber dann habe ich hier", fährt Kilch noch unbeirrt in seinem Schwunge fort, „eine Geschichte über den Sozialismus. Ich habe mich halbtot dabei gelacht."

„Kommt gar nicht in Frage", wehrt der Chef ab, „soundso viele Leser unseres Blattes sind Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei."

„Dann jedoch hätte ich da etwas", meint Kilch noch immer hoffnungsfroh, „eine glänzende Skizze, die den Doppelverdienern an den Kragen geht; Sie wissen, diesen pensionierten —"

„Unmöglich", unterbricht ihn der Chef. „Tausende ehemaliger Offiziere lesen uns mit Aufmerksamkeit."

„Hm", macht Kilch, „wie wäre es dann mit dieser blendend geschriebenen Glosse über die Industrie, im Stile Voltaires, voller Ironie; ich sage Ihnen, so etwas haben Sie noch nicht gelesen."

„Hören Sie", beginnt da der Chef mit leiser Ungeduld und trommelt mit den Fingern auf den Tisch, „wer, glauben Sie, junger Freund, inseriert wohl in unserm Blatt?"

Kilch wird etwas kleinlaut, aber er hat noch ein paar Manuskripte unter dem Arm. Als er eines davon ansieht, breitet sich wieder Heiterkeit über ihm aus, und er sagt mit neuem Mut: „Damit kann uns nun wirklich nichts passieren; es ist eine Verspottung der Medizin."

„Und die Ärzte?" fragt der Chef nur.

„Gut; dann jedoch hier: eine Abfuhr an die Kurpfuscher!"

„Wir müssen mit deren Patienten rechnen", bedauert der Chef.

Kilch verliert nach und nach jede Hoffnung; fast zögernd fragt er: „Vielleicht etwas über Kaminkehrer gefällig?"

„Nein", sagt der Chef, „da kämen wir mit der Innung in Konflikt."

„Aber jetzt habe ich etwas, wo niemand uns etwas wollen kann", versucht es Kilch mit letztem Vorstoß. „Es handelt von den Kühen."

Der Chef bedenkt sich eine Sekunde, dann lehnt er ab: „Die Molkereibesitzer verbäten sich das mit Recht."

Kilch schweigt. Er hat noch ein Manuskript in der Hand, das er verzagt beiseitelegen will, doch der Chef fragt plötzlich ermuntert: „Was haben Sie hier denn noch?"

(Schluß auf Seite 187)

(Schluß von Seite 186)

„Ach, das ist nichts", antwortet Kilch, „eine ganz alberne Liebesgeschichte, die mir nur zufällig zwischen den andern Sachen liegen geblieben ist, blödsinniges Gefasel, wie es schon hundertmal in allen Blättern stand."

Der Chef horcht auf.

„Ganz dummes Zeug", fährt Kilch fort, „verlogen, schwülstig, mit diesem sattsam bekannten süßen Schluß."

„Lassen Sie doch mal sehen", sagt der Chef.

„Es ist gar nichts daran", meint Kilch und gibt das Manuskript nur widerwillig hin.

„Es ist gar nichts daran?" wiederholt der Chef und überfliegt die Arbeit mit zunehmender Befriedigung. „Das ist es ja eben", sagt er mehr für sich und lobt weiter, während er liest: „Ausgezeichnet! — Wirklich: ungewöhnlich geeignet; wir nehmen es und bringen es sofort. Das ist ja eine reizende kleine Geschichte."

Kilch hat mit wachsendem Befremden zugehört, nun fragt er fassungslos: „Das nehmen wir?"

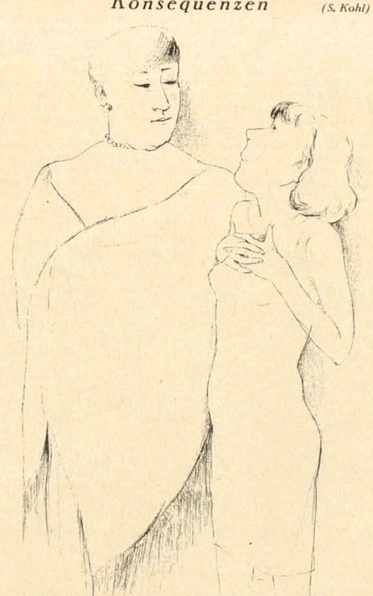
„Aber natürlich, junger Freund", sagt der Chef und blinzelt aus seinen Brillengläsern zu ihm hin. „Es ist das richtige." Als er den trostlosen Ausdruck im Gesicht des anderen bemerkt, setzt er gütig hinzu: „Sie werden es schon noch lernen, das Passende mit wenigen Griffen herauszufinden; sehen Sie, diese ganze Frage verhält sich so: Wir sind natürlich grundsätzlich jeder oder fast jeder — oder einigen oder jedenfalls manchen Meinungen offen, aber — versteht sich — mit dem nötigen Takt. Takt ist sogar die Hauptsache. Sie werden doch nicht, sofern ich in einer Metapher sprechen darf, vor einer schönen Frau von Hühneraugen erzählen, wenn Sie vermuten, daß sie welche hat? Sie werden das bleiben lassen, nicht wahr; und eine solche schöne Frau ist ungefähr der Leser, mit Hühneraugen selbstverständlich an allen erdenklichen Stellen seines Leibes, geradezu übersät damit. Der Leser ist —" Der Chef sucht den vollendeten Ausdruck, findet ihn aber nicht und fragt statt dessen: „Verstehen Sie nun?"

„Ungefähr", sagt Kilch. „Und da fällt mir ein, ich habe drüben noch ein Manuskript, das den Leser ungefähr so charakterisiert, wie er augenscheinlich ist, von dem sogar ich gefühlt habe, daß wir es nicht bringen können. ‚Lieber Leser!' heißt es."

„Lieber Leser?" Der Chef wiegt das Haupt. „Nicht übel. Das ginge vielleicht; denn da wird jeder glauben, daß alle anderen gemeint seien, nur nicht er. Das können wir durchaus bringen. Sehen Sie: Das ist Takt."

Konsequenzen

(S. Kohl)



„Merke dir, mein Kind, die Männer wollen nur unschuldige Mädchen heiraten!" — „Also muß man es ihnen doch schon vorher beweisen, daß man es ist?"

Hurra! Preisabbau!

Du, deutscher Bürger, jetzt wird's fein,
werd' wieder froh und heiter:
Es tritt ein Riesenpreissturz ein,
schnall' deinen Gürtel weiter.

Der Bier-, der Mehl-, der Fleischpreis sinkt,
kaum ist der Sturz zu stoppen;
ein Wein, wie ihn der Papst nur trinkt:
Fünf Pfennig kost' der Schoppen.

Doch weil in diesem Erdenstall
regiern die „Sieb'nmalweisen",
beginnt der Preissturz beim Metall
vorerst: beim alten Eisen.

Da muß sich eben die Chemie,
wie jederzeit, bewähren:
Sie schafft's, daß wir Metalle wie
ein Butterbrot verzehren.

Ein neu' Gebet wär' da das best'
für alle deutschen Gauen:
„G o t t, d e r d u E i s e n w a c h s e n l ä ß t,
l a ß e s u n s a u c h v e r d a u e n."

Stiefel

Sachlichkeit

An der Bammelecke, zwischen Grünau und Schmöckwitz, bade ich. Beim Entkleiden gewahre ich zwei junge Burschen, die dem Angelsport huldigen. Und wende mich an den einen: „Würden Sie so freundlich sein, ein wenig auf meine Kleider aufzupassen, in einer Stunde bin ich wieder hier!"

Ich überquere den See, nach reichlichen zwei Stunden lande ich wieder an der Abschwimmstelle. Als erstes gewahre ich den jungen Angler. Der steht, einigermaßen verdutzt, da, — in meinem Anzug! Und meint treuherzig: „Entschuldijen Se, det ick Ihre Kluft anhabe; wir habn nämlich jedacht, Sie wären schon längst in die Binsen jejangen!"

John Förste

Herr Windum ist enttäuscht / Von André Poltzer

Der rotblonde junge Mann im tadellosen Smoking fühlte sich elend. Er spürte, wie unter der gestärkten Hemdbrust dicke Schweißperlen den Körper entlang rannen; die feuchten Finger vergruben sich in den blauen Samt der Stuhllehne, und die gestrafften Muskeln kämpften vergeblich gegen das aufkommende Zittern der Beine: Der rotblonde junge Mann im tadellosen Smoking hatte seinen letzten Einsatz auf den Roulettetisch gelegt.

Dann hörte er plötzlich eine Nummer ausrufen, eine fremde, grausame, einstellige Zahl. Es dünkte ihn, sie zum ersten Male im Leben zu hören. Gleichzeitig öffneten sich seine verkrampften Finger, der Druck im Magen verschwand, die Spannung ließ nach. Er empfand nur noch eine leise Mattigkeit und das Verlangen nach einer tröstenden zarten Frauenhand.

Ein lederbezogener, tiefer Klubsessel winkte einladend einige Schritte entfernt. Willig folgte der junge Mann der stummen Aufforderung. Er versank in die weiche Polsterung und stierte mit abwesenden Blicken vor sich hin; das erregte Gemurmel der Spieler, die eintönigen Rufe der Croupiers drangen wie aus weiter Ferne an sein Ohr heran.

Mit einem Male änderte sich seine Miene. Der apathische Ausdruck wich, um der Überraschung Platz zu machen. Schnell blickte er um sich, dann verschwand das kleine glitzernde Ding, das er soeben aus dem Klubsessel herausgefischt hatte, in seiner Tasche.

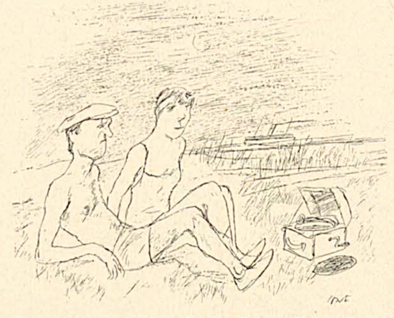
Der rotblonde junge Mann im tadellosen Smoking erhob sich und lenkte seine Schritte dem Ausgang zu. Sein Gang war jetzt elastisch, und das Gesicht mit den noch kindlichen Zügen zeigte Entschlossenheit.

In der Vorhalle erhielt er seinen Hut, dann trat er in die laue Sommernacht hinaus. In der blauschwarzen, milden Luft schimmerten unzählige Lichter. Glitzernde Sterne, farbige Mastsignale im Hafen ankernder Luxusjachten, melancholische Gaslaternen und bunte, lockende Schilder spätnächtlicher Tanzbars.

Der junge Mann blieb unter einer Lampe stehen, holte seinen Fund aus der Tasche und betrachtete ihn prüfend. Es war ein zierlicher kleiner Damenrevolver, kaum größer als seine Handfläche, geschaffen, um in einem seidenen Handtäschchen von Patou zwischen Lippenstift, Puderdose, einigen knisternden Banknoten und dem Zettel mit der Telephonnummer des Tanzpartners vom letzten Thé dansant Platz zu nehmen. Das gelbe Metall der Schäfte schimmerte matt im Widerschein des Lichtes und verriet, daß dieses Spielzeug wahrscheinlich nicht billig war.

Der rotblonde junge Mann blickte unschlüssig um sich, dann schlug er die Richtung der Strandpromenade ein. Die Wege waren schon menschenleer, trotzdem merkte er nicht, daß gleich einem Schatten jemand ihm folgte.

Biologie *(M. Frischmann)*



„Wenn man nu so 'ne dove Qualle mit 'nem Richard Tauber verjleicht, muß man schon sagen: Et jibt 'ne Aufwärtsentwickelung im Kosmos!"

Herr Windum war kein junger Mann mehr, er konnte jedoch lautlos wie eine Katze auftreten. Er hatte im Spielsaal zufällig beobachtet, wie der Rotblonde im tadellosen Smoking den Revolver fand; seitdem ließ er ihn nicht mehr aus den Augen. Herr Windum war neugierig.

Der junge Mann erreichte jetzt den Meeresstrand; die Cafés der Promenade hatten schon geschlossen, weit und breit war keine Seele zu erblicken. Also hier, dachte Herr Windum und schlich näher heran. Er wollte sich von den kommenden Dingen nichts entgehen lassen.

Der rotblonde junge Mann im tadellosen Smoking schritt inzwischen weiter; überrascht sah Herr Windum, daß er dem dunklen, verlassenen Strand den Rücken kehrte und sich wieder der Stadt zuwandte. „Feigling", brummte verächtlich Herr Windum. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Der Verfolgte war vor einem Café stehengeblieben. Auf der verlassenen, nur von wenigen Lichtern erhellten Terrasse saß ein einsamer Kellner und zählte Geld; vor ihm auf dem Tisch lag ein Bündel von Scheinen.

Herr Windum, der die Augen eines Geiers besaß, sah die gierigen Blicke des rotblonden jungen Mannes. Noch schien jener zu zögern, nach einem letzten Entschluß zu kämpfen. Los, mein Junge, ermunterte ihn in Gedanken Herr Windum.

Da, der Kellner war eben im Begriffe, die Geldscheine einzustecken, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der rotblonde junge Mann vor ihm stand. In Herr Windums Augen blitzte es auf: Er sah, wie der junge Mann plötzlich den kleinen Revolver dem Weißbejackten entgegenhielt.

Jetzt, dachte Herr Windum, schloß für den Bruchteil einer Sekunde die Augen und wartete auf den Knall des Schusses.

Als er die Lider schnell wieder hochzog, sah er die Waffe schon in der Hand des Kellners, der sie prüfend unter das Licht hielt. Dann ließ er sie in die Tasche gleiten und reichte dem anderen einige Scheine. Der rotblonde junge Mann im tadellosen Smoking griff nach dem Gelde und entfernte sich rasch in der Richtung des Spielkasinos.

Enttäuscht blickte ihm Herr Windum nach.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Die Testamentsvollstrecker

(Karl Arnold)



„Es gibt zwanzig Millionen Deutsche zuviel!" (Clémenceau)

Lieber Simplicissimus!

Im Reichstag erfuhr man kürzlich, daß kein Volk der Erde sich seine diplomatische Vertretung im Ausland so viel kosten läßt wie wir. Also wieder ein neuer Weltrekord! Deutschland in der Welt voran!

„Vier Legationsräte bei uns, wo England nur zwei hat, und so fort, das überzeugt das Ausland nicht gerade von unserer Notlage", meinte der deutschnationale Abgeordnete v. R. zu seinem Nachbar.

„Na, aber jrade doch", war die Antwort. „Wer vier Jäule vorspannen muß, wo bei anderen schon zwei den Karren ziehen, der hat eben nur noch Schindmähren im Stall. Als ob das nicht Notlage wäre — —?!"

•

Es war während einer nationalistischen Wulle-Woche in München. Da gingen durch die Kaufinger Straße zwei verirrte Pelzhändler aus Leipzig. Der eine hieß Jacobowitz, während der andere in Leipzig auf den Namen Nathanson hörte. Plötzlich gerieten die beiden in Streit. Ein Wort gab das andere. Immer erregter wurde ihre Auseinandersetzung. Da zischte Jacobowitz: „Wenn du nicht sofort stille bist, nenne ich dich laut Nathanson!"

•

Im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" stand kürzlich folgende Anzeige:

Ostdeutscher!
Deine Heimat ist in Gefahr!
Wenn Du auch sonst nichts für sie tust, so halte wenigstens den Zusammenhang mit Deinen Landsleuten aufrecht und komme zu ihrem Stammtisch, jeden ersten Donnerstag im Monat abends 8 Uhr ins Restaurant Schwalb, Charlottenplatz.

Es kommt der Tag —

Is die Republike noch so schön,
eenmal musse schließlich untergehn!
Und die Frage ist, die offen ist:
macht's der Nazi — macht's der Kommunist?

Da, wo Adolf Hitlern Geld erblüht,
will man doch, daß dafür was geschieht,
und wer sich der K. P. D. verschreibt,
will nicht, daß es ganz beim Alten bleibt!

Alles lechzt nach einer großen Tat!
Als ein Zwitter wirkt der Demokrat.
Eh' man sich ergibt in seine Not,
schlägt man sich doch lieber gründlich tot!

Trommelwirbel liegt schon in der Luft,
der auch dich zu einer Fahne ruft —:
sei's für Stalin, sei's für Willem-Doorn
und die Schweinerei beginnt von vorn.

Benedikt

Der Blitz

(Alfred Kubin)



Aus einem Katechismus für Realpolitiker

Respektiere stets die Ansicht deines Gegners. Denn du kannst nie wissen, ob sie nicht demnächst schon die deinige ist.
Denke nicht immer nur an dich. Auch dein Fraktionskollege will leben.
Sei treu deinen Grundsätzen. Aber es müssen nicht immer dieselben sein.
Schule dein Gedächtnis. Es ist dann erst vollendet, wenn du genau weißt, was du zu vergessen hast.
Mißtraue den Fanatikern. Diese Leute sind zu allem fähig, aber sonst zu nichts.
Achte das Kompromiß. Denn dieses und nicht der Krieg ist der Vater aller Dinge.
Schätze den Kampf. Denn wenn die anderen nicht kämpften, könntest du keine Kompromisse schließen.
Sei schweigsam. Je weniger du sprichst, desto mehr traut man dir zu.
Sei nicht zu schweigsam. Du mußt stets einen solchen Vorrat an Gesprochenem haben, daß du dich bei jeder Gesinnungsänderung darauf berufen kannst, du hättest das schon seinerzeit gesagt.
Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Aber du sollst dich eben selbst nicht allzusehr lieben.
Vergib deinen Feinden. Aber laß sie spüren, daß du ihnen vergeben hast.
Sei tugendhaft: Das gehört nun schon mal zu den Geschäftsunkosten deines Berufs.
Vergiß nie: es gibt noch Höheres als Parteidogmen. Zum Beispiel Ministersitze.
Sei nicht überheblich. Wenn deine Kollegen die Plätze wechseln, mußt du nicht klüger sein wollen als sie.
Sei nicht ungeduldig, sei nicht gierig. Dein Kaufwert steigt, auf je höherer Stufe deiner Laufbahn du beginnst, käuflich zu werden.
Sei aufrichtig. Aber bedenke dabei auch, daß der Vornehme nicht übertreibt.
Sei kinderlieb. Denn du sollst über das Wohlergehen des Staates nicht das deiner Kinder vergessen.
Gib dem Staate, was des Staates ist. Denn was sein ist, ist dein.
Zeig Männerstolz vor Königsthronen. Das macht sich immer gut und ist in Republiken verhältnismäßig ungefährlich.
Verachte nicht deinen Wähler. Er ist schließlich auch ein Mensch.

Kat.

Der Weltrekord / Von Erich Rohde

Der junge Mann, dem man sagte, er wäre berufen, einen Weltrekord aufzustellen, war blond, kräftig gebaut und hatte noch niemals im Leben irgendwelche Verantwortung auf den Schultern getragen. Seit diesem Moment war es mit der schönen Ruhe aus.
Seine Kameraden gingen froh in den lachenden Sonnenschein, pflückten sich die angenehmen Blumen auf der Lebenswiese — und waren vergnügt. Wollte der junge Mann auch einmal mitpflücken, kam der Trainer, der jetzt immer dabei sein mußte und sagte: „Denke daran, daß du für einen Weltrekord berufen bist!"
Aber nicht nur der Trainer, auch die Vereinskameraden wachten mit Argusaugen über jedem Schritt des jungen Mannes. Wollte er tanzen gehen, schlug man die Hände über dem Kopf zusammen — wollte er einmal nicht trainieren, schüttelten die Kameraden den Kopf und mahnten vorwurfsvoll: „Bei deinem Talent!" Wollte der junge Mann aber gar einmal einer Frau nachsehen, dann schob der Trainer seine breite Figur in das Blickfeld . . . und hatte Tränen in den Augen.
Dem jungen Mann blieb ein Trost: Er konnte in den Zeitungen lesen, daß eine Nation auf ihn hoffte. Aber dann hatte wieder ein Boxer irgendwo gesiegt — und ein Derbykandidat sich plötzlich geweigert, irgendeine Hürde zu nehmen . . . und die fetten Schlagzeilen blieben tagelang aus. Das war aber schließlich nur eine Nervenprobe, denn da er wie bekannt eine Hoffnung war, mußte man sich an ihn bei Raummangel erinnern.
Zuletzt kam der Tag, an dem der junge Mann den Beweis erbringen mußte für das, was man von ihm allgemein erhoffte. Er nahm mit traurigem Gesicht den Diskus in die Hand, drehte sich dreimal um seine gut trainierte Achse und kam, fachmännisch gesprochen, sehr schön ab. Es war ein Weltrekord . . . Der Trainer gab dem jungen Mann, der begierig nach der erlösenden Freude in seinem Innern suchte, den Siegerkuß.
NB.: Schön, daß die Erdteile nicht so dicht beieinander liegen. In Amerika, wo man ja immer alles besser macht, warf am gleichen Tage ein gleicher junger Mann den Diskus drei Zentimeter weiter. Der Draht brachte die Nachricht erst am nächsten Tage . . . und unser junger Mann brauchte deshalb auch erst am nächsten Tage zu weinen.

Sommerkleidung schändet den Reichstag *(Wilhelm Schulz)*



„Ziehen Sie Ihre Röcke an, denn es stehet geschrieben: Im Schweiß deines Angesichts sollst du deine Diäten essen!"

England und Indien

(E. Schilling)



„Sonderbar! Selbst die 13000 Seiten des Simon-Berichtes scheinen die Flamme nicht zu löschen!“

Stuttgart, 21. Juli 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Italienisch-französische Obstkultur

(Karl Arnold)



Ein fruchtbarer Sommer! – Hoffentlich wird der Export der Ernte gesperrt!

Großer Tag / *Von Paul Schaaf*

Ehrenausschüsse hängen
wie Spinngewebe in der Luft.
Große Hallen hallen von Gesängen.
Geister steigen aus der Gruft.

Eine Straßenbahn fährt ganz benebelt
zwischen Fahnen und Girlanden.
Irgendwo hat jemand feldgewebelt.
Es wird stillgestanden.

Einer redet. Andre lauschen.
Hörnerklänge werden ausgestoßen.
Und man hört im Geist die Bärte rauschen
rückwärts bis zu Karl dem Großen.

Hoffnung auf einen Kapitalisten / Von Eberhard Kuhlmann

Vom Hof führen sechs Stufen hinunter. Die Tür ist locker aus alten Brettern eines Möbelwagens gezimmert, es muß eine internationale Firma gewesen sein, das Wort „Paris“ — schräg über die Bretter gemalt — läßt es vermuten. Hinter der Tür ein Gang, an dem die Wohnungen liegen, wieder um einige Stufen tiefer, so, als habe das schwer und breit darauf ruhende Haus die niederen Kellergelasse in den Erdboden gepreßt. Wenn es regnet oder der Schnee schmilzt, steht der Gang voll Wasser.

Es ist in der siebenten Abendstunde. In dem Zimmer, das der Hoftür am nächsten ist, steht ein Greis an einem kleinen Kochapparat und bereitet sich die Abendsuppe. Ihm lagert das Wort „Paris“ wohltuend und alles erfüllend hinter der Hirnrinde, das Wort „Paris“, das er wie jeden Tag seit Jahren draußen an der Hoftür eben wieder vor Augen bekommen hatte, das ihm Erinnerung bedeutet an den Höhepunkt seines Lebens, damals vor 60 Jahren, als er einzog in die besiegte Stadt. Heute aber möchte er einem neuen Gedanken Platz machen, denn es hat sich etwas ereignet hier unten in den Kellerwohnungen, der Alte weiß es, und er möchte sich die Frage stellen, ob einer denn nicht ins Unglück kommen kann, nein, kommen muß, wenn er so Tag für Tag das Wort „Paris“ vor Augen hat, dieses verlockende Wort, das einen andern als ihn, der ja seinen Teil schon gehabt hat, immer und immer daran erinnert, daß außer dem engen Hof und den Zimmern unter der Erde und dem täglichen Gang zur Arbeit auch noch die großen prächtigen Städte da sind, voller Licht, daß sich dort ein Leben abspielt, an das so einer nicht einmal im Traum denken sollte — diesen Gedanken möchte der Alte fassen, aber er versagt, seine Gehirnmaschine ist nicht mehr intakt, seit 60 Jahren steht sie still. Der blecherne Löffel, den er mit zitternder Hand rührt, klappert im Topf.

Nebenan wird eine Männerstimme laut, steigert sich zum Gebrüll. Eine Frauenstimme drängt sich dazwischen — jähes Verstummen, dann ein Aufheulen, Schreie, Wehklagen. Der Alte lauscht mit tief gesenktem Kopf; er wird sie wieder schlagen, denkt er, als die Frau nebenan schon heulend und geschlagen überm Bett liegt, der Schläger aber, ein Mann von etwa 45 Jahren, das Zimmer verlassen hat und mit der jungen Anna Kubel spricht. „Überleg dir's“, sagt er und folgt ihr bis ans Ende des Ganges, wo der Wasserhahn ist, „30 Mark im Monat!“ Er tritt nahe an sie heran, damit das Geräusch des in die Kanne strömenden Wassers seine Worte nicht übertönt. „Deine Mutter kann das Geld gebrauchen, wovon wollt ihr denn leben, wenn der Vater sitzt?“ Das Mädchen, die Augen voll Tränen, schüttelt den Kopf. „Er wird ja gar nicht sitzen, Porker, was denken Sie, wir haben ja noch Hoffnung.“ Porker spielt den Erstaunten. „Sieh mal an“, sagt er, „ihr wollt bis morgen früh die 500 Mark beschaffen?“ — „Wir haben etwas unternommen“, sagt das Mädchen und nickt zuversichtlich, „aber Ihnen werde ich es nicht sagen, Ihnen nicht.“ Porker bedauert es lachend, faßt sie unters Kinn. „Na, ich würd mich freuen, Anna, aber wenn man morgen früh kommt, und man kommt sehr zeitig, und das Geld liegt nicht aufgezählt auf dem Tisch — du weißt ja.“ Anna lehnt an der Wand, die Hände vor den Mund gepreßt, und weint. „30 Mark“, sagt Porker und wendet sich zum Gehen, „sind eine schöne Unterstützung für deine arme Mutter, vergiß das nicht.“ Lange Zeit noch steht Anna auf dem Gang; muß ich's für die Mutter tun, denkt sie, wovon soll sie denn leben, aber nein, sie lacht, Vater kommt nicht ins Gefängnis, ach Unsinn, er will mir nur Angst machen. Sie trocknet die Tränen mit der Schürze und tritt ins Zimmer.

Es brennt kein Licht, aber vor dem Hause steht eine Laterne. „Is Paul da?“ fragt Anna leise. Die Mutter, die auf dem Tritt am Fenster sitzt, schüttelt den Kopf, nein. Im Dunkel hinter dem Vorhang, wo die Betten stehen, sitzt Kubel, im guten Anzug, ohne Kragen. Die Hände zwischen den Knien, ausdruckslos vor sich hinstarrend. Der steife Hut zerbeult neben ihm. Unbeachtet sitzt er da, keiner spricht mit ihm, keiner fragt ihn, man handelt über seinen Kopf hinweg, und doch ist er Hauptperson. „Noch 10 Stunden“, sagt Anna und hockt sich neben die Mutter. „Was wollte Porker?“ fragt die Mutter und zählt noch einmal das Geld durch, das auf ihrem Schoß liegt. „Ach, wie immer“, sagt Anna, mühsam nach Worten suchend, „aber er glaubt auch, daß alles noch gut wird.“ Die Mutter nickt und wirft das Geld durcheinander, es reicht zu nichts, kaum 20 Mark. „Der — und glauben“, sagt sie, „der hat ganz andre Gedanken, hast ja gehört, wie er sie wieder geprügelt hat, immer schmiert er sich an dich ran, wenn er von der eignen Frau genug hat.“ Anna machte eine hilflose Geste, etwa: Was soll ich machen, er ist halt hinter mir her.

Da klopft es, aber es ist nur der Alte von nebenan. Die Frau winkt, kommen Sie runter. „Wo ist er?“ fragt der Alte. Die Frau schüttelt den Kopf, als sei es nicht wert, ihn zu sehen. „Lassen Sie ihn nur“, sagt sie, „wir müssen alleine fertig werden.“ Der Alte denkt nach; dann: „Ist es denn so schlimm, ein Verbrechen?“ — „500 Mark unterschlagen“, sagt die Frau gereizt mit kalter Stimme, „500 Mark Lohngelder, und in einer Nacht rumbringen, versaufen und auf die Gassen schmeißen, hören Sie, das erlaubt sich ja kein Millionär, aber so einer, mit Familie.“ Der Alte nickt. „Aber er wollte doch nach Paris.“ —

„Davon weiß ich nichts“, sagt die Frau gleichgültig, „trau's ihm schon zu nach alledem, aber er kam eben bloß bis in die Appollosäle, nich wahr, und von da'n paar Stationen weiter, von Kneipe zu Kneipe. Nach Paris!“ sagt sie zu Anna und blickt dann den Alten mitleidig an. Der fährt sich sinnend über die Stirn, möchte fragen, was nun mit Kubel geschehen wird, aber der unklare Gedanke regt sich in ihm, daß Paris, daß die Apollosäle, wo sie tanzen und trinken und unter roten Lampen sitzen, daß das für Kubel ein und dasselbe bedeute. „Was nun geschieht“, hört er die Frau sagen, erinnert sich dabei an die geplante Frage, nickt und beugt sich gespannt vor, „ganz einfach, zurückgeben muß er das Geld, morgen um acht wollen sie's haben, die volle Summe, sonst Polizei. Ja, Sie, das is noch anständig, hätten ihn ja gleich hoppnehmen können.“ — „Gleich hoppnehmen“, sagt der Alte finster, er begreift es nicht. „Das Geld“, sagt die Frau, „was haben wir alles versucht, fragen Sie nich. Paul ist seit früh unterwegs, von einem zum andern, aber wie verhext, keiner hat was flüssig; und so reiche Leute, Kubels Schwager und Zogbaums, wo ich früher in Stellung war, und drüben Wrede, Pächter vom ‚Grünen Pollack‘, nich ein Pfennig. Und die eigne Verwandtschaft, ach, die haben ja selber —“ Aus Porkers Wohnung dringt neues Geheul herüber, die Frau wendet sich mit einer Kopfbewegung zu Anna, da hörst du. „Schon wieder“, sagt der Alte aufhorchend, „sie will für ihn nicht mehr auf den Strich gehn.“

Oben am Fenster eine Gestalt, Paul, außer Atem und hustend, etwas lungenkrank. Er steigt über den Tritt hinunter ins Zimmer. „Sichere Sache, Mutter“, sagt er, setzt sich schnaufend, „hab den Brief auf der Post geschrieben, wie du gesagt hast, dann gleich ins Hotel.“ Der Alte blickt verständnislos von einem zum andern. „Der große Porenta“, sagt die Frau zu ihm, „gastiert morgen in der Oper, ein berühmter Mann! Der verdient!“ — „Denken Sie nur, 5000 Mark für eine Vorstellung“, sagt Anna leise, als spräche sie von einem Wunder. „Drei eigene Autos“, sagt Paul, „und gestern abend hat er mit seinen Leuten für 360 Emm Kaviar und andre so seltne Sachen gegessen und alles bezahlt!“ — „Der hat's“, sagt die Frau, „und kann die 360 Mark nicht vergessen. „Wir haben ihm geschrieben, ihn gebeten; is doch nich viel Geld für ihn, is das viel?“ — „Nee“, sagt Paul, „der merkt das kaum. Und um elf muß ich wieder ins Hotel, dann soll er da sein, jetzt aber, gut, daß ich dran denke, er spricht ja durch den Rundfunk!“ Die ihn niemals singen hören können, weil er nur für die Begüterten singt, die sind froh, ihn wenigstens sprechen zu hören. „Porenta spricht“, sagt Anna froh erschrocken und ist schon dabei, den kleinen Radioapparat zu holen. Paul steckt den Detektor ein. „Ruhe mal“, sagt er, „es hat schon angefangen.“ Auch dem Alten, der große ängstliche Augen macht, bemüht, alles zu verstehen und mit den Dingen mitzukommen, gibt man einen Hörer.

Eine feierliche Stimme ist zu hören: „— und sind stolz darauf, einen so begnadeten Künstler heute, dank der Freundlichkeit seines Managers, Herrn Klamm, unsern verehrten Rundfunkhörern persönlich vorstellen zu können. Herr Klamm hat die Güte, als erster einige Worte zu Jhnen zu sprechen.“ Räuspern, dann Klamms Stimme, anfangs etwas verlegen. „Ja — ich — freue mich — also auch herzlich, in dieser kulturellen Stadt ein Gastspiel des Herrn Kammersängers Porenta zuwege gebracht zu haben. Daß man keine Mühe und Kosten gescheut hat, um den berühmten Sänger in seiner Glanzrolle zu hören, das, glaube ich, ist der schönste Beweis für den blühenden Aufstieg dieser kulturellen Stadt. Wir kommen eben aus Paris, aber ich kann

Es gibt keine Heroen mehr — —

Von Karl Kinndt

Mancher roch schon lang den Braten,
und er dachte allerhand,
als Herr Kürten so viel Taten
gern und willig eingestand.
Brummte höchst bedenklich: humm!
Einer — aber wer ist dumm??

Sicher ist es sehr erfreulich,
wenn Verbrecher glatt gestehn,
und es liebt die Polizei nich,
wenn sie dauernd ihr entgehn —:
fängt man wen und sperrt ihn ein,
soll er's auch gewesen sein!

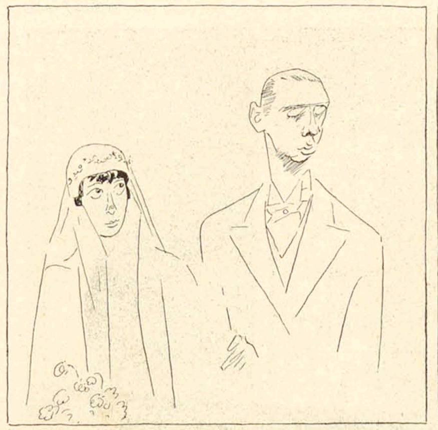
Ha, wie steift es ihr den Nacken,
fängt er unter ihrem Blick
schuldbewußt an auszupacken
und gesteht durch dünn und dick!
Schwillt pompös das Protokoll,
findet man das wundervoll.

Wäre Kürten ein Charakter,
wüßte er, was seine Pflicht!
Und, daß die Justiz intakter
bliebe, wiederrief' er nicht.
Bleibend bei dem Angebot,
litt' er still den Heldentod!

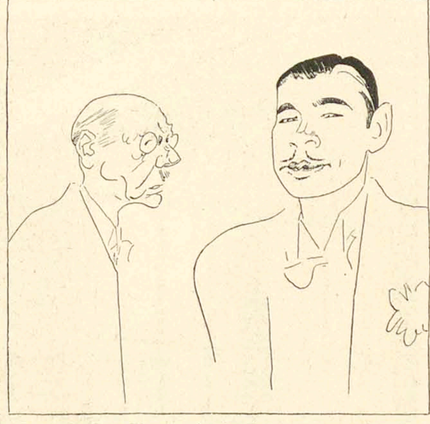
Aber ach, er ist ein Dichter,
phantasievoll aber feig!
Und der Untersuchungsrichter
kommt auf keinen grünen Zweig —:
Hätte man ihn nur gelyncht,
dann wär alles übertüncht — — —

Junggesellensteuer

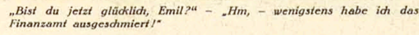
(Olaf Gulbransson)

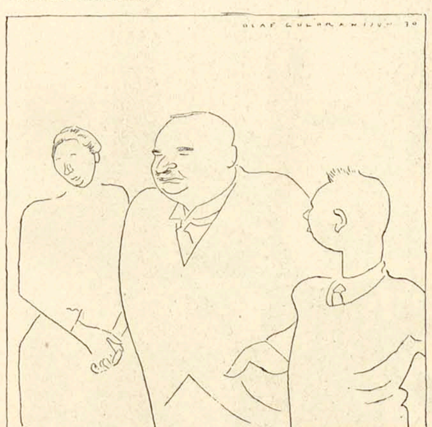


„Bist du jetzt glücklich, Emil?" – „Hm, – wenigstens habe ich das Finanzamt ausgeschmiert!"



„Ja, für Sie, junger Mann, ist das eine Vergnügungssteuer, aber unsereiner hat nichts für die ganze Ausgabe!"





„Meene Alimente biste schuldig jeblieben – die Junggesellensteuer soll Mutter dir nu ooch noch bezahlen – jetzt wird jeheiratet!"



„Ja, wenn Sie durchaus ein steuerfreier Junggeselle bleiben wollen, vermachen Sie Ihr Hab und Gut der Kirche und gehen ins Kloster!"

sagen, nirgends war der Empfang so herzlich wie hier, die Ehrenpforte am Bahnhof, die jubelnde Fahrt zum Hotel und viele schriftliche Beweise treuer Anhänglichkeit, Blumengrüße und Telegramme beweisen es. So auch, wie in jeder Stadt, eine Menge Bitten um Autogramme und Darlehen. Autogramme wird der Herr Kammersänger morgen bei einer Matinee des Modehauses Baruch geben und sich — haha — dem Ansturm seiner Verehrerinnen gewachsen zeigen. Bittbriefe aber, die oft recht beträchtliche Summen fordern — so erhielten wir eben einen Brief mit der Bitte um nicht weniger als 500 Mark —, müssen, was nicht schwer einzusehen ist, naturgemäß unbeachtet gelassen werden, wo kämen wir sonst hin . . ."

Paul springt auf und reißt den Kopfhörer herunter, blickt die Mutter, die Schwester an, als habe er nicht recht gehört. „Gilt ja nich", sagt er und macht eine beruhigende Handbewegung, „wollen mal sehn", nimmt die Mütze und klettert durchs Fenster hinaus. Als Anna den Apparat schon fortgeräumt hat, und als die Frauen wieder dasitzen, die Hände im Schoß, und warten, warten auf Pauls Rückkehr, da sagt der Alte, noch ganz abwesend: „Er war also auch in Paris", und nickt verständnisvoll.

Sie warten. Die Frau weiß, daß alles vergeblich ist, weiß, was kommen wird; sie sieht, wie sich eine große Hand zur Tür hereinschiebt, geldbereit, da sie aber nicht gefüllt wird, riesenhaft anwächst, sich vorstreckt bis in Kubels dunkle Ecke, ihn greift und fortnimmt. Anna indes hört nicht auf zu hoffen. Als es sie aber mit Macht treibt, zu denken, was wäre, wenn . . ., nimmt sie, um sich vor diesen Gedanken zu bewahren, ein Zeitungsblatt und liest: „Auf eine gestellte Kaution von 40 000 Mark hin wurde der Haftbefehl gegen den wegen umfangreichen Unterschlagungen angezeigten Kommerzienrat Fritz Krull heute aufgehoben."

Paul kam eine Stunde später zurück — ohne Ergebnis.

Am nächsten Morgen wurde Kubel abgeführt. Anna stand im Gang, und als die Schritte der Männer auf dem gepflasterten Hof nicht mehr zu hören waren, ging sie und klopfte an Porkers Tür. Den Alten konnte man zur selben Stunde draußen auf den Stufen antreffen, damit beschäftigt, mit schwarzer Farbe das Wort „Paris" zu übermalen.

Sparmaßnahmen bei der Krankenversicherung

(Wilhelm Schulz)



„Wenn Sie die eine Mark für den Ärzteschein nicht aufbringen können, dann bleiben Sie eben gesund!"

Die Canaille

Von Wolfgang Hartmann

Angelika hatte noch niemals in ihrem Leben Glück gehabt. Was immer sie auch in die Hände nahm, mißlang. Von Haus aus war sie Offizierstochter aus Sachsen. Aber das bedeutet nicht viel, in einer Zeit wie der unsrigen. Dann wurde sie, wie viele arme Dinger, Kinderfräulein. Sie reiste in der Welt herum, mißhandelte Göhren sowie Dienstboten und schikanierte Mütter, indem sie ihre Männer verführte.
Eines Tages kam sie an einen reichen Großindustriellen. Dem gefiel ihre wüste Phantasie. Sie konnte nämlich in einer eigentümlich schamlosen Weise die obszönsten Dinge aussprechen, so daß ein Mann sogar rot wurde dabei. Sie hatte darin eine gewisse Routine. Sie war gemein. Das gefällt heutigen Tags den Leuten, die nicht den Weg nach oben finden. Also wühlte Angelika eine schöne Zeit lang im Dreck. Sie bekam dafür gutes Essen, Kleider, sie konnte Auto fahren. Aber sie wühlte zu toll. Der Freund bekam die Geschichte eines Tages über. Auch bestand in der Kleinstadt Gefahr eines Skandals. Der Mann war verheiratet. Aber sie ließ nicht locker. Sie drohte dem Manne mit den Millionen. Sie wollte es der Frau sagen. So was wirkt immer bei Männern mit viel Geld. Angelika wurde abgeschoben und bekam eine Monatsrente. Bis dahin ging alles normal. Angelika hatte keine Sorgen mehr; Angelika brauchte nicht weiter in Stellung gehen und Kinder malträtieren. Angelika wurde eine Dame!
Aber das genügte ihr nicht. Karriere wollte sie machen, heiraten! Was bedeutete das Leben ohne Mann. Wie war das langweilig und dumm. Auch konnte der erpreßte Gönner einmal sterben. Was dann?
Also Angelika suchte einen Mann. Sie fuhr in einen Kurort in den bayerischen Bergen. Sie setzte sich in eine Pension. In einer Pension sind immer Männer, die sich langweilen. Sie konnte gut reden. Sie würde jeder Anforderung von Unterhaltung genügen. Aber, bis auf den Kurarzt, wollte keiner anbeißen. Dafür dieser um so mehr. Sie erzählte ihm ihr trauriges Leben. Sie jammerte, klagte, bekam Weinkrämpfe. Sie mußte „psychotherapeutisch“ behandelt werden. Ärzte, die seelenkranken Frauen begegnen, machen um solche Scheusale für gewöhnlich einen großen Bogen, wenn es nicht gerade Psychoanalytiker sind. Aber dieser machte eine Ausnahme. Er nahm sie ernst. Folge: er verliebte sich. Sie machte ihm einen Heiratsantrag mit dem Geld des Millionärs. Er fand das gemein und haute ab. Jetzt saß Angelika wieder da und stierte in den Mond. Sie wurde trübsinnig. Böse Weiber werden immer melancholisch, wenn sie keinen Erfolg haben. Das Gift richtet sich dann gewissermaßen gegen sie selbst. Es zeigten sich bei ihr Bewußtseinsstörungen. Aber so helle war sie noch, um sich vor dem Irrenhaus zu retten.
Eines Tages ging sie spazieren. Da fuhr ein junger Mann in einem grünen Auto an ihr vorbei. Ganz langsam, als denke er dabei über den Sinn des Lebens nach. Angelika bemerkte das, grüßte den Fremden, winkte ihm nach. Er machte Kehrt, hielt an. Sie fragte ihn, was er am Abend treibe. Sie verabredeten ein Rendez-vous.
Dem erzählte sie nach der ersten Liebesnacht die Geschichte mit dem Millionär. „Großartig!“, sagte der junge Mann, „großartig! Du bist zwar eine Canaille, Weib, aber ich hab' dich gern. Wir werden heiraten, versteht sich. Der Kerl muß zahlen!“
„Wieviel?“ fragte Angelika, bebend vor Seligkeit; daß jetzt wieder ein Mann winkte, ein Mann!
„Fünfzig Tausend. Unter dem mache ich's nicht“, meinte der Jüngling mit dem grünen Auto. Er stand vor der Pleite. Er brauchte Geld.
Das kostete Angelika eine schlaflose Nacht. Sie dachte nach, sehr lange, sehr tief. Dann fiel ihr ein, daß auch noch andere Männer gewissermaßen in ihrer Schuld standen. Sie verfaßte ein halbes Dutzend Briefe ultimativen Charakters. Nach vier Wochen hatte sie die fünfzig Tausend. Der Junge mit dem grünen Auto ging mit Angelika zum Standesamt, steckte hierauf das Geld ein und machte eine kleine Geschäftsreise.
Als er lange, sehr lange nicht zurückkam, wollte sie auf die Polizei. Aber vorher befragte sie noch eingehend ihr Gewissen. Und das riet ihr ernstlich davon ab.
Und so nahm denn die Unglückliche in ihrer Verzweiflung wieder eine Stelle als Kinderfräulein an. Bei reichen Leuten, versteht sich. Es wird schon wieder einmal der Tag kommen, wo sie einem anständigen Menschen begegnet, tröstete sich die Canaille in schlaflosen Nächten.

Abgebaut

Immerhin — man kann sich an vieles gewöhnen,
An den Arbeitsnachweis und den leeren Magen.
Man kann sich auch mit dem Gefühl versöhnen,
Seine Uhr als Pfandschein in der Tasche zu tragen.

Aber, zum Satan, die alten Schlemmergelüste!
Vor Sehnsucht könnt ich mitunter erkranken! —
Wenn ich mich nur vorbeizudrücken wüßte
An meinen Gedanken . . .

Glaub mir, ich gehe so sicher am Kurfürstendamm,
Als hätt' ich fünfhundert Mark in der Tasche . . .
Manchmal haben die Autos odeur de femme . . .
Ob mir der Dicke was zahlt, wenn ich seinen Wagen wasche?

Es geht sich so weich auf durchlöcherten Sohlen . . .
Die Schlanke dort hätt' ich gerne angesteuert,
Aber ich darf ja keine schöne Frau überholen,
Denn mein Hosenboden ist blankgescheuert . . .

Die Gasrechnung, die bin ich schuldig geblieben,
Aber ich stehe fasziniert vor Antiquitätengeschäften
Und werde von unerklärlichen Kräften
Hineingetrieben!

Und frage ganz ruhig nach der Barock-Tabatiere
(Dabei überläuft es mich kalt und heiß)
Und lächle wohlwollend über den Preis —
Als wenn sie mir grad um hundert Mark zu teuer wäre!

Eine Woche lang haben wir noch zu essen —
Und ich prüfe hier mit Sammlerallüren
Französische Bronzen und Miniatüren . . .
So eine Jadeschale habe ich auch mal besessen . . .

In Chinaseide baden meine Hände . . .
Und plötzlich ist der Traum mir fortgeweht,
Denk' ich an meine ärmlichen vier Wände,
Wo jetzt der Hauswirt vor Irene steht,
Die seinen Worten lauscht in blasser Not,
Daß er es heut zum letzten Male sage,
Und der er schnaufend, seehundsbärtig droht,
Daß er jetzt Ernst macht mit der Räumungsklage . . .

Hermann Helmuth

Der Film-Cowboy *(Aufseeser)*



Film-Reklame

Der hundertprozentige amerikanische Sprechfilm „Heut' oder nie!" war auf das geduldige deutsche Kinopublikum losgelassen worden. Und bald prangten auf allen Litfassäulen riesige Plakate:

„Heut' oder nie!"
Der Film, den man gesehen haben muß!
Das beste Filmwerk der Saison!

So urteilt Deutschlands führender Filmkritiker I. F. im „Morgenblatt":

„— — ein gigantischer — — Eindruck — — — überall — — gefallen — — hat — — noch nicht dagewesen — — nicht zu überbieten. Kein Wunder, daß dieses Werk jeden Menschen — — ergreifen — — muß — — packt und nicht mehr losläßt — — das beste — — Filmwerk der Saison."

In Wirklichkeit hatte der Kritiker also geschrieben: „Dieser amerikanische Sprechfilm ist ein gigantischer Blödsinn, man hat den Eindruck, daß die Herrn Filmautoren bereits überall, nicht nur bei uns in Deutschland, auf den Kopf gefallen sind. Man hat uns in letzter Zeit viel zugemutet, aber solch ein Mist war bisher noch nicht dagewesen, und die Frechheit, dem europäischen Publikum ein derartiges Zeug vorzusetzen, scheint direkt nicht zu überbieten. Kein Wunder, daß dieses Werk jeden Menschen von Minimalkultur zwingt, schleunigst die Flucht zu ergreifen, und daß den bedauernswerten Kritiker, der — ein Opfer seines Berufes — bis zum happy-end ausharren muß, hemmungslose Verzweiflung packt und nicht mehr losläßt.
Daß der ganze Dialog infolge völlig mißglückter Tonwiedergabe unverständlich bleibt, ist noch das beste und erfreulichste an diesem miserabelsten Filmwerk der Saison."

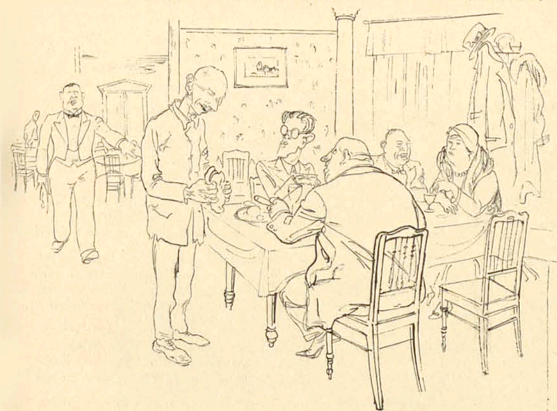
Salpeter

Lieber Simplicissimus!

Meine Perle ist ein wahres Spargenie. Sie kann sich einfach von nichts trennen, vom Bindfaden angefangen bis zum kaputtesten Suppenteller.
Heute erwische ich sie dabei, wie sie eine uralte Kombination von mir ausbügelt, die ich gestern bereits zum viertenmal in den Lumpenkasten geworfen hatte.
„Aber Käte", frage ich sie, „warum legen Sie mir denn die alten Fetzen immer wieder in den Schrank? Ich hab' Ihnen doch schon wiederholt gesagt, daß ich ihn nicht mehr trage . . .!"
Meine Käte aber faltet das alte Wäschestück sorgsam zusammen und äußert mit tiefbeleidigtem Achselzucken: „No, gnä' Fräul'n — — — vielleicht wenn S' grad amal nix vorhab'n . . .!"

Verdacht

(R. Schlichter)



„Und wenn ick Ihnen nu wirklich 'n Jroschen jebe, bin ick sicher, daß Sie ihn doch jleich wieder verfressen!"

Aal grün / Von Alfred Brieger

„Ich werde Ihnen Ihre Aussage noch einmal vorlesen", sagte der Kriminalbeamte und drehte sich, von seinem Protokoll aufsehend, halb gegen den seitwärts von ihm sitzenden Häftling. „Hören Sie zu! Personalien — na ja — stimmt wohl. Halt! Hier! Student der —", er sprach die Silben deutlich, fast buchstabierend, „Ger—ma—ni—stik. Ist das richtig? Ja? Na, schön. Also zur Sache:

Ich lernte die Else Plattke vor ungefähr zwei Jahren kennen. Sie war damals Verkäuferin im Schuhgeschäft Molch. Zwischen uns entspann sich ein Liebesverhältnis. Die Plattke gab mir zu wiederholten Malen Anlaß zur Eifersucht. Ich konnte und wollte aber nicht von ihr lassen und suchte, ihr alles von den Augen abzusehen.

Im Juni vorigen Jahres äußerte die Plattke zu wiederholten Malen den dringenden Wunsch, in einem Restaurant in Wannsee Aal grün zu essen. Da ich mich als Werkstudent und durch Unterricht ernährte, reichten meine Mittel nicht zu Ausflügen und Abendessen. Ich defraudierte daher aus der Kasse, um das Mädchen nicht zu verlieren und damit die Plattke Aal grün essen konnte. In dem Restaurant in Wannsee war Aal grün auf der Speisekarte bereits gestrichen. Die Plattke geriet dieserhalb in einen heftigen Erregungszustand. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel. Im Verlaufe des Streites stand die Plattke auf und ging fort. Aus Ärger betrank ich mich und verausgabte das Geld während der Nacht in Berlin. Am nächsten Morgen stellte ich mich bei der Polizei. Ich erhielt zwei Monate Gefängnis. Nach Verbüßung der Strafe konnte ich mein Studium nicht fortsetzen. Meine Familie und Freunde hatten sich von mir abgewandt. Ich ernährte mich als Gelegenheitsarbeiter und Aushilfskellner.

Die Plattke habe ich bis zum heutigen Tage nicht wiedergesehen. Heute nachmittag fuhr die Plattke mit einem eleganten Herrn im Privatauto vor dem Gartenlokal von Hammberger vor, woselbst ich an Sonntagen als Aushilfskellner arbeite. Sie suchten einen Tisch und kamen in mein Revier. Ich hatte die Plattke trotz ihrer Veränderung und ihrem kostspieligen Äußeren sofort erkannt. Ich ließ mir aber nichts anmerken. Sie hatte mich auch erkannt. Ihr Liebhaber bestellte darauf Aal grün und anderes. Ich ging ans Büfett, um die Bestellung weiterzugeben. Ich war bereits etwas erregt. Meine Bestellung auf Aal grün wurde als letzte ausgeführt. Dann wurde Aal grün gestrichen. Ich servierte zuerst den Wein und dann die Suppe. Als ich den Aal grün servierte, war ich bereits so hochgradig erregt, daß meine Hände zitterten. Ich ließ den Aal grün in den Sand fallen. Der Liebhaber der Plattke beschimpfte mich mit beleidigenden und aufreizenden Ausdrücken. Er verlangte zwei neue Portionen Aal grün. Ich sagte, Aal grün ist bereits gestrichen. Der Herr verlangte nach dem Wirt, damit ich sofort entlassen werden sollte. Er sagte zu der Plattke: ‚Elsekind, du mußt doch deinen Aal grün haben. Du hast dich doch so darauf gefreut.' Die Plattke sah mich hochmütig an und sagte: ‚Jawohl, ich wünsche Aal grün.'

Ich geriet in einen hochgradigen Erregungszustand. Ich weiß nicht mehr, wie das Folgende geschehen ist. Ich ergriff ein auf dem Tische liegendes Messer und stach blindlings zu wiederholten Malen auf die Plattke ein, wodurch ich den nachfolgenden Tod derselben herbeiführte.

Ist das so richtig?"

Der Häftling nickte zustimmend. „Sehr treffend", sagte er lächelnd. „Wodurch ich den nachfolgenden Tod derselben herbeiführte."

Geschäftliche Notizen

Der Große Brockhaus, Bd. 3 (BLE—CHE), 776 Seiten, Preis in Ganzleinen GM. 26.—, bei Umtausch eines alten Lexikons GM. 23.50. Ein Werk wie „Der Große Brockhaus" das nicht nur — wie manche frühere Nachschlagewerke — eine trockene Anhäufung von Wissensstoff bringt, sondern sich durch bewußte Betonung der praktischen Verwendbarkeit mitten hineinstellt in die heutige Zeit, ist für jeden vorwärtsstrebenden Menschen schechthin unentbehrlich. Der vorliegende dritte Band beweist dies von neuem und glänzend.

Die moderne Körperpflege verlangt als wichtigstes und unentbehrliches Hilfsmittel einen Puder, der die höchsten Ansprüche an ein hygienisches Toilettemittel restlos erfüllt. Der seit über vierzig Jahren glänzend bewährte, von zahlreichen Ärzten hervorragend begutachtete Dialon-Puder hat sich gerade als Qualitätserzeugnis einen Namen gemacht. Auch nach dem Rasieren, Baden, Frottieren usw. vollendet Dialon-Puder das Wohlbefinden; vor und nach sportlichen Leistungen, zur Massage usw. schätzt man ihn wegen seiner erfrischenden und belebenden Wirkung. — Außerdem ist er ein sicherer Helfer gegen den gefürchteten Sonnenbrand. Dialon-Puder befindet sich heute millionenfach im Gebrauch und ist in jeder Apotheke oder Drogerie zum Preise von RM. —.80 für die Original-Blechstreudose erhältlich.

Neue Kinderspiele

(J. Mammen)



„Und wozu brauchste denn nu den Fuffzijer, Junge?" — „Lotte hat mir de erste Hypothek uff meene Strandburch jekündigt!"

Selbstmord im Familienbad

Von Erich Kästner

Hier bist du. Und dort ist die Natur.
Leider ist verschiedenes dazwischen.
Bis zu dir herüber wagt sich nur
ein Parfüm aus Blasentang und Fischen.

Zwischen deinen Augen und dem Meer,
das sich sehnt, von dir erblickt zu werden,
laufen dauernd Menschen hin und her.
Und ihr Anblick macht dir Herzbeschwerden.

Freigelass'ne Bäuche und Popos
stehn und liegen kreuz und quer im Sande.
Dicke Tanten senken die Trikots
und sehn aus wie Quallen auf dem Lande.

Wo man hinschaut, wird den Augen schlecht,
und man schließt sie fest, um nichts zu sehen.
Doch dann sieht man dies und das erst recht.
Man beschließt, es müsse was geschehen.

Wütend stürzt man über tausend Leiber,
bis ans Meer, und dann sogar hinein —
doch auch hier sind dicke Herrn und Weiber.
Fett schwimmt oben. Muß das denn so sein?

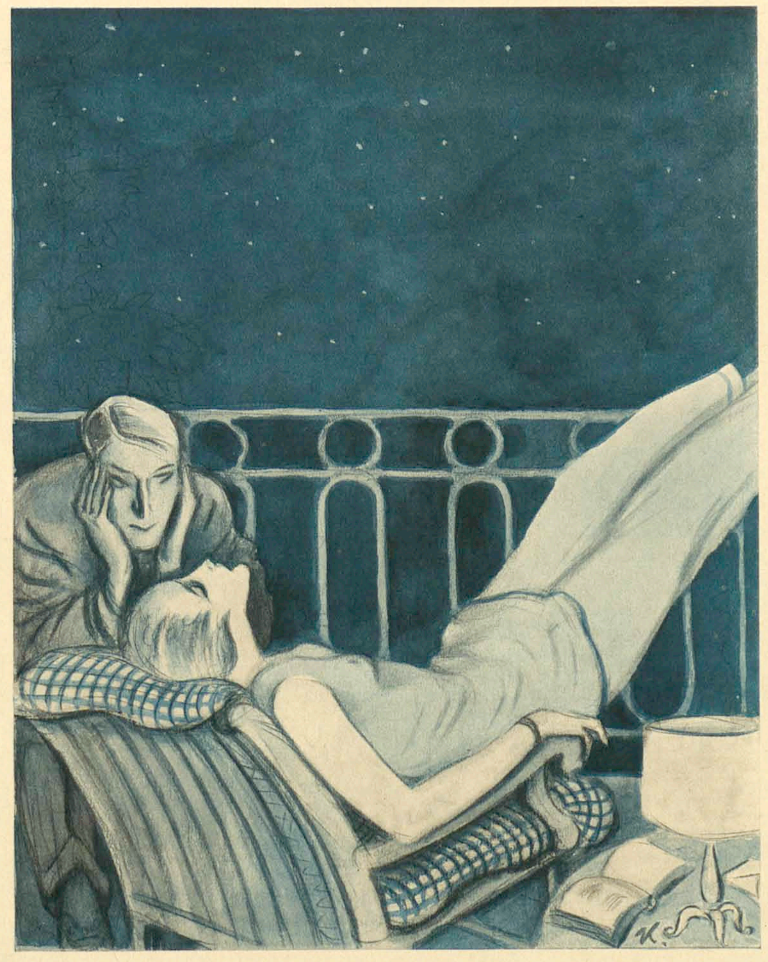
Traurig hängt man in den grünen Wellen,
vor der Nase eine Frau in Blond.
Ach, das Meer hat nirgends freie Stellen,
und das Fett verhüllt den Horizont.

Hier bleibt keine Wahl, als zu ersaufen!
Und man macht sich schwer wie einen Stein.
Langsam läßt man sich voll Wasser laufen.
Auf dem Meeresgrund ist man allein . . .

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Nachtgespräch

(L. Kainer)



„Sag, Lisa, fühlst du in dieser Stunde auch so recht die Nichtigkeit alles Irdischen?" – „Ja, aber den neuen Abendmantel mußt du mir trotzdem kaufen."

Warum nicht endlich deutscher Sport? / Von Peter Scher

Warum nur immer Faust und Sehne,
warum nur immer Arm und Beene,
man soll auch mal die Köpfchen sehn,
wie sie vorm deutschen Volk bestehn.

Wann treten Tom und Heinrich Mann,
wann Bahr und Unruh einmal an;
warum nur sahn wir Kraus und Brechten
noch niemals miteinander fechten?

Man könnte mit Berechtigung fragen:
Wer landet wem wohl einen Haken
statt nur am Kinn mal im Gehirn –
wie würd' ihn solch ein Lorbeer ziern!?

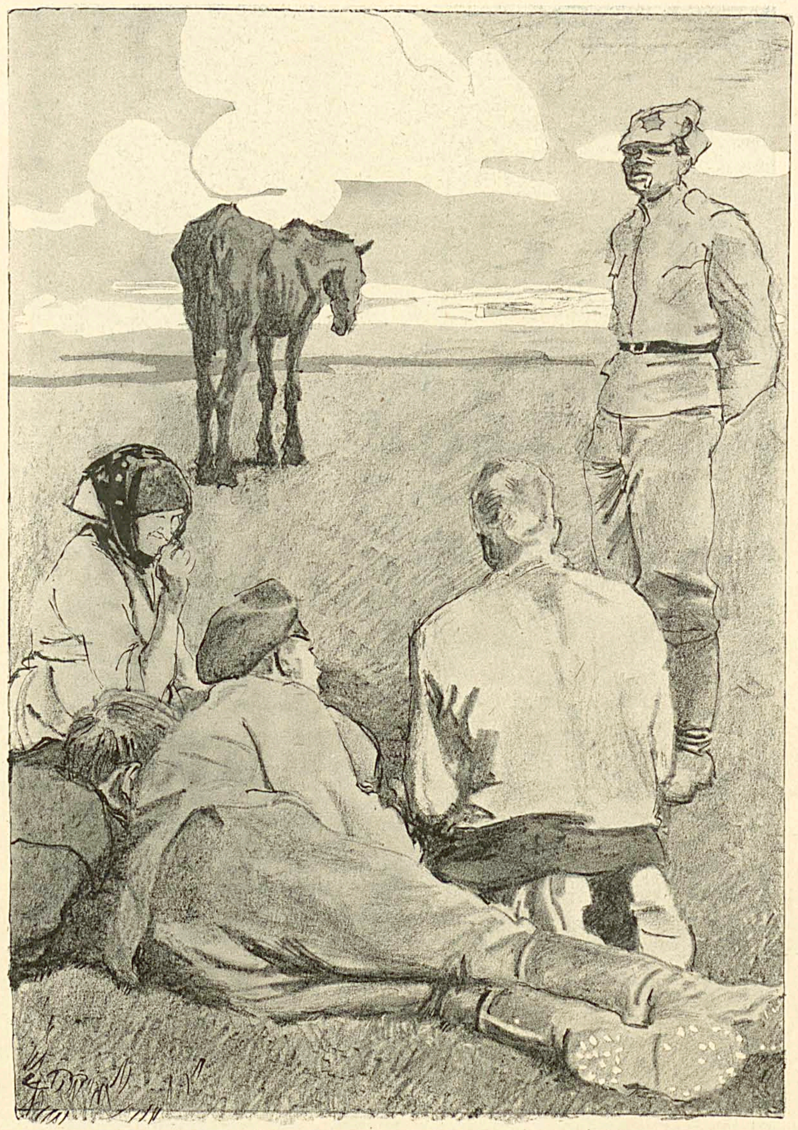
Das Volk, auf Sensation erpicht,
wär' gleich dabei, warum denn nicht,
und säh' auch gern um Dichterschädel
das folgenschwere Tuchgewedel.

Wenn Herzog Hauptmann unterkriegte
und immerhin nach Punkten siegte –
schlüg' Bonsels Bronnen mit k. o. –
wer wär' nicht angeregt und froh?

Man mach' es einmal doch mit Geist,
es geht, es geht! behaupt' ich dreist;
man muß dem Volk nur etwas bieten
es ist sogar – pardon – mit Geist zufrieden.

Nach dem Moskauer Parteitag

(E. Thöny)



„Was wollt ihr denn? Väterchen Stalin hat acht Stunden lang über euer Glück geredet, und ihr jammert noch?!“

Vom Tage

Im „Heilbronner Generalanzeiger“ stand folgendes Inserat:

Freie Pfalz! Freier Rhein!
Befreiungswein
Sonderfüllung
„Fröhlicher Weinberg“
feuriger Pfalz-Riesling die Flasche 1.60.
Ia. Rotwein
vom Faß, das Liter 70 Pfg.
5% Rabatt.
Lichdi

•

Zur Feier der Rheinlandräumung fand auch in Dresden eine offizielle Veranstaltung statt. Während des großen Zapfenstreichs wurden die Zuschauer auf dem Theaterplatz in nicht geringe Aufregung versetzt —: eine Frau, die sich unter der Menge befand, schenkte einem munteren, schreienden Knäblein das Leben. Es fehlte natürlich nicht an Stimmen, die das Erscheinen des jungen Erdenbürgers bei solch einer Feier sehr deplaciert fanden. — Was heißt „bei solch einer Feier“? Die Leute sollten doch selbst am besten wissen, daß da jeder gern mitschreit.

•

Ein Sieg der Moral ist in Münster zu verzeichnen. Aus den Kreisen der Bürgerschaft war wiederholt die Anregung ergangen, in den Anlagen Ruhebänke aufzustellen. Andererseits aber hatte die Geistlichkeit schwerwiegende Bedenken dagegen, da bekanntlich solche Bänke mit Vorliebe von Liebespaaren mißbraucht werden. Endlich kam ein findiger Kopf auf die einzig mögliche, allgemein befriedigende Lösung des Problems. Die Bänke wurden aufgestellt, aber durch starke eiserne Armlehnen in je vier Einzelsitze aufgeteilt, wodurch die Moral genügend gesichert erschien. — Es ist anzunehmen, daß dieser geniale Einfall allenthalben mit Begeisterung aufgenommen werden wird, besonders zum Beispiel in München, wo man sich bisher mit halben Maßnahmen, wie der Entfernung der Rückenlehnen, begnügt hat.

•

Die Badekleidung auf allen öffentlichen Wegen ist kein bloßes sommerliches Wunschbild. Es ist behördliche Genehmigung! Wo? In Tegernsee! — Als ich hier heute beim Schwimmen war, las ich neben Kabine 23 unter den polizeilichen Vorschriften für das Baden im Tegernsee im Paragraphen 2:

„Das Umhertreiben in Badekleidung auf öffentlichen Wegen, Plätzen und Landungsstegen, sowie in einer Entfernung von weniger als 100 Meter vom Ufer ist verboten.“

Ich hatte zwar etwas Gewissensbisse, als ich mich innerhalb der Hundert-Meter-Grenze in Badehosen am Wasser sonnte. Aber ich freue mich doch darauf, morgen in Tegernsee überall dort in Badekleidung herumlaufen zu dürfen, wo ich weiter als 100 Meter vom Ufer entfernt bin. In der so heiß ersehnten Modernisierung der männlichen Sommerkleidung marschiert Tegernsee an der Spitze.

Konflikte

Stets, wenn in bekannter Weise
sommerlich die Hitze steigt,
fühlen sich gewisse Kreise
zu Betrachtungen geneigt.

Erstens wird das Fleisch betrachtet,
das jetzt gern zutage tritt;
zweitens sinnt man grambefrachtet,
wie die Zucht darunter litt.

Diese will man. Aber jene
Ventilation der Haut
liegt im Sinn der Hygiene . . .
Wie wird eins mit zwei verstaut?

Zucht mit Fortschritt zu verschweißen,
fällt fürwahr entsetzlich schwer.
Zwar man will moralisch heißen,
aber nicht reaktionär.

Bringen die betagten Herren
beides unter einen Hut?
Ach, sie sperren sich und zerren,
und sie meinen's doch so gut!

Ratatöskr

Sittlichkeitspioniere in Ingolstadt

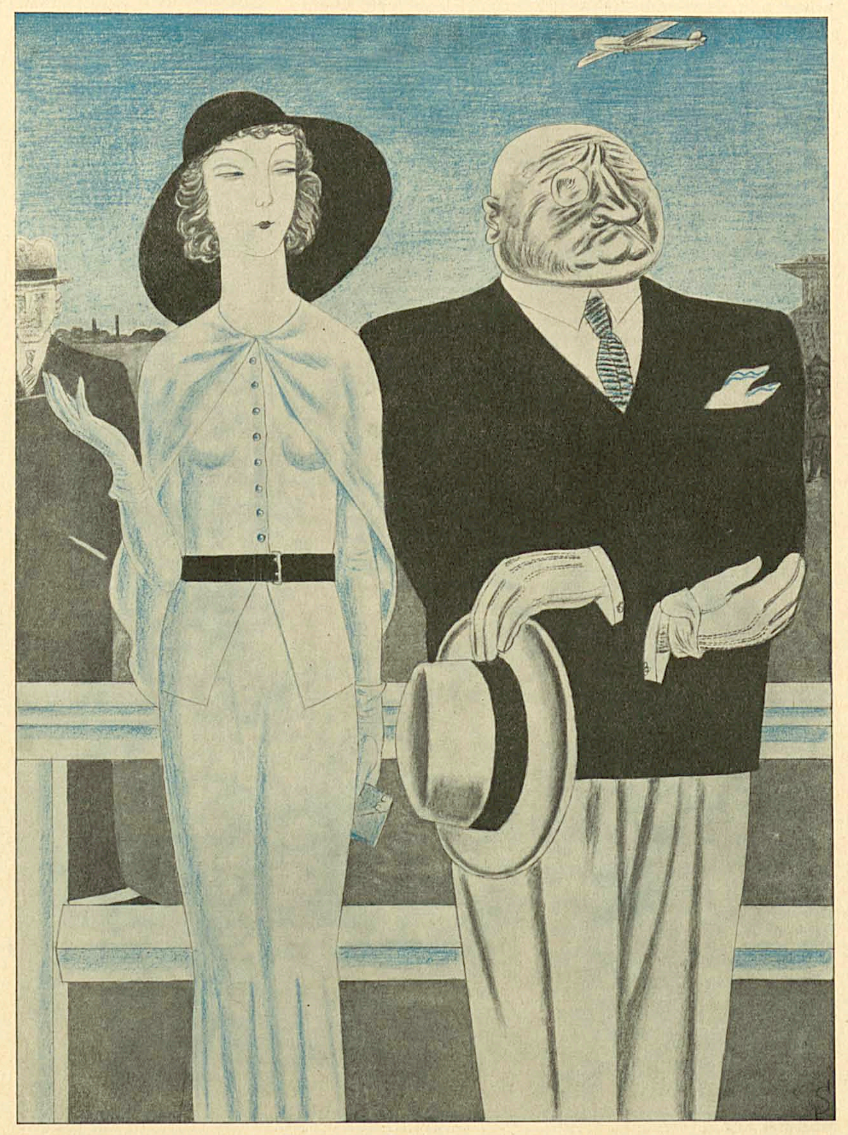
(Th. Th. Heine)



„Der liebe Gott hat das Astloch geschaffen und damit angedeutet, daß die Geschlechter getrennt baden sollen!“

Schicksalsschlag

(E. Schilling)



„Was ist Ihnen denn, lieber Graf?" – „Das mußte mir passieren – ausjerechnet mein Caligula hat den Preis der Republik gewonnen!"

Stuttgart, 28. Juli 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

Amerikanische Zollpolitik

(Wilhelm Schulz)



„Völker Europas, behaltet eure Güter!“

Schlag-Heil! / Von Karl Kinndt

Nun haben die Nazis sich auch gespalten
und hauen einander die Schädel ein
und nennen sich, wenn sie Reden halten,
hie Hitler-Hund – hie Strasser-Schwein.
Was gestern noch Bruder war und P.G.
tut heut sich mit Schlagring und Stahlrute weh!

Die alte Weisheit: „Gut Ding will Keile!“
Prügel sind schön, auch wenn man sie kriegt –
und jedenfalls hat man nie Langeweile,
gleichviel, ob man oben, ob unten liegt – –
Denn Deutscher sein, heißt ein Kämpfer sein!
Deutsche haut deutsches Nasenbein!

Wie soll man auch sonst das Geheimnis entsiegeln,
wer restlos echtdeutscher Rasse und Art,
wenn nicht die Berufnen sich solang verprügeln,
bis hell sich das edelste Blut offenbart?!
Verbimst euch, ihr Lieben, und beweist
der Welt den germanischen Heldengeist!

Der Kampf ins Nichts / Von Alfred Grünewald

Als der Beamte Anton Karbonader eines Morgens, gegen halb acht Uhr, ganz von ungefähr — es war nicht Rasiertag — in den Spiegel blickte, sah er statt des eigenen Gesichtes ein anderes: er sah die völlig mißratene Fratze eines ihm wohlbekannten, an einer bestimmten Straßenecke stationierten Bettlers, den er schon öfters mit einem Almosen bedacht hatte.
Anton Karbonader, neunundvierzig Jahre alt, geschieden (seine kurze Ehe war kaum mehr als eine Episode gewesen), griff sich an die Nase, um solcherart festzustellen, ob sein momentanes Vor-dem-Spiegelstehen nicht etwa ein Traum sei. Er verspürte deutlich den mäßigen Zangendruck von Daumen und Zeigefinger. Nein, es war kein Traum: Hier stand er, Anton Karbonader, und hatte sich an der Nase gepackt.
Es war Zeit, ins Büro zu gehen. Karbonader überlegte: Man wird Erklärungen von mir verlangen. Mit einem Witzwort ist die Sache schwerlich abgetan. Herr Gullemann wird kaum geneigt sein, einen scherzhaften Kommentar gelten zu lassen. Er ist von galligem Temperament, „amusisch bis in die Knochen“, wie Herr Bühl zu sagen pflegt, der Gedichte macht.
Um acht Uhr fünfzehn Minuten betrat Karbonader seine Arbeitsstätte. Indem er Rock und Hut an den Nagel hängte, ließ er ein deutliches „Guten Morgen“ vernehmen. Seine Stimme hatte sich nicht verändert, war noch immer die seine; ein Faktum, das man vielleicht als mildernd ins Treffen führen konnte.
Die Kollegen, bereits vollzählig, erwiderten mehr oder minder artikuliert seinen Gruß. Niemandem aber fiel es ein, von Karbonader, der sich nun an seinen Schreibtisch begab, besonders Notiz zu nehmen. Herr Gullemann vor allem, der Bürovorstand, war, trotz der frühen Stunde, bereits in Kalkulationen vertieft und schien den Eintritt Karbonaders gar nicht bemerkt zu haben.
Was ist das? fragte sich dieser. Ein Gefühl aufsteigenden Hasses gegen alle im Zimmer befindlichen Personen überkam ihn. Was ist das? Man beliebt, über eine Sache zur Tagesordnung überzugehen, die, gelinde gesagt, als frevelhafter Witz zu bezeichnen wäre. Ein Beamter unterfängt sich, mit einem fremden Gesicht zu erscheinen, und niemand erhebt Protest gegen eine solche Herausforderung. Was wird geplant? Kein Zweifel: diese beflissen kratzenden Federn, diese Zahlen murmelnden Flüsterstimmen sind Attrappen. Etwas fürchterlich Leises, und dennoch hörbar hinter den Geräuschen, ist am Werke.
„Herr Bühl“, wandte sich Karbonader an den unweit sitzenden Dichter, „hab ich nicht etwas Schwarzes im Gesicht, einen Ruß- oder Tintenfleck?“
„Weder — noch“, erwiderte Bühl, der eine lapidare Umgangssprache bevorzugte.
Das war mißglückt: Bühl, der Dichter, hatte den Fehdehandschuh ignoriert.
Bis gegen halb zehn Uhr ereignete sich nichts Wesentliches. Man war ziemlich beschäftigt, und so ergab sich kaum Gelegenheit zu privater Konversation; um so weniger, als Herr Gullemann, wenngleich nur den ihm als Sekretär zugeteilten Beamten direkt beanspruchend, es dennoch verstand, das ganze Personal irgendwie in Atem zu halten.
Da aber ergriff ganz plötzlich Karbonader das Wort, und mit seiner gewöhnlichen Stimme, deren Klangfarbe, wie wir wissen, keine wesentliche Modifikation erfahren hatte, begann er: „Geehrter Herr Gullemann! Meine Herren!“ (Er vermied es also, den Bürochef mit den übrigen Kollegen sozusagen in einen Topf zu werfen.)
Das Federkratzen setzte aus; verwundert blickte man auf den Sprecher. Herr Gullemanns Miene aber war sichtlich geärgert und wohl auch ein wenig töricht. Programmwidrigkeiten waren nicht sein Fall.
Karbonader fuhr fort: „Sie haben meiner Attacke die Phalanx Ihres Schweigens entgegengestellt. Ich bin feinhörig genug, Sie zu verstehn: Meine Vernichtung ist für Sie beschlossene Sache. Ich habe keinen Anspruch auf Ihre Milde. Hier“, er wies auf sein Gesicht, „mein Verbrechen. Es vertuschen, ja nur beschönigen zu wollen, wäre vergebliche Mühe.“
Gullemann hatte jetzt seine Fassung wiedergewonnen. „Herr Karbonader“, sagte er streng, „erklären Sie uns gefälligst, worauf das alles hinaus will.“
„Ein Maskenscherz“, grinste Karbonader. „Aber Lachen ist unziemlich, wie ich bemerke. Man ist hier nicht kitzlig.“
„Sind Sie krank?“ Es war ein jüngerer Herr, namens Kreisel, der diese Frage stellte.
„Brav — brav!“ erwiderte Karbonader. „Immer hübsch dicht gehalten! Die Phalanx darf kein Loch bekommen. Neun gegen Einen. Ich unterliege, Herr Gullemann. Ich unterliege, meine Herren. Sie schreien mich an mit Ihrer Stummheit; Sie schlagen mich mit Ihrer Blindheit. Neun gegen Einen. Man ist zur Tagesordnung übergegangen, würdigt den Verfemten keiner Rüge. Aber ich wage noch einen Ausfall — noch einen Ausfall.“
Er ergriff Hut und Mantel und eilte zur Türe hinaus.

•

Als Karbonader auf den Bettler zutrat, war es ihm, als lächelte dieser verständnisinnig. Er hatte offenbar begriffen. — Welch eine Teufelsfratze! Karbonader warf ein paar Kupfermünzen in den vorgehaltenen Hut des Bettlers und besiegelte auf solche Art die Verschwörung. Kaum zwei Schritte von jenem entfernt, faßte er seinerseits Posten, um den höllischen Spaß ins Werk zu setzen. Jawohl, einen höllischen Spaß: Dieser Unflat von einem Groschensammler, diese grindige Mauerassel, hatte sich verdoppelt. Zweimal dieser Nasenklumpen, einem fleischfarbigen Kaktus vergleichbar; zweimal dieses wulstige Maul; zweimal diese Triefaugen mit entzündeten, wimpernlosen Lidern; zweimal diese Ohren, aus denen ekle Haarbüschel hervorwucherten: Der ganze Adonis mit zwei multipliziert!
Karbonader regte sich nicht. Er wartete. Wartete auf das gewaltige Gelächter, das da kommen mußte, auf die Brunstschreie des Hasses. Vielleicht werden sie Steine schleudern oder irgendwelche Wurfgeschoße, die gerade zur Hand sind. Man wird ihm ins Gesicht speien. Ihm oder dem andern, was ja ein und dasselbe ist.
Karbonader wartete. Kommt an, ihr Gaffer und Flaneure! Ich hab einen Witz gewagt, wie noch keiner zuvor. Wer tritt als erster in die Schranken?
Niemand bemerkte Karbonader. Das Leben flutete vorüber wie eh und je; Männer, Weiber, Kinder, Eilige und solche, die sich Zeit ließen. Ein kleiner Mensch mit hohem Rücken setzte auf fast tänzerische Art seine Schritte und ließ dabei laute Seufzer vernehmen. Ein Junge mit brennrotem Haar trug ein Kindersärglein unterm Arm und pfiff. Zwei fettleibige Damen blieben plötzlich stehen und dämpften ihre Stimmen, als ob sie etwas berieten. Aber gleich gingen sie wieder weiter, und die Sache schien abgetan.
Karbonader wartete. Wartete mit seinem ganzen Blut. Aus jeder Pore seines Leibes brach Erwartung.
Nichts geschah. Und da erkannte er das Gräßliche: eine Verschwörung, nicht nur jener Neun, dort oben in der Schreibstube, eine Verschwörung Aller gegen Einen, aller Menschen gegen den Beamten Karbonader, der sein Gesicht gegen das Antlitz eines Auswürflings vertauscht hatte.
Er sah nach dem Manne mit dem vorgestreckten Hut. Der lächelte wieder. Gelbe Zahnstümpfe wurden sichtbar. Der Hohn der Hölle lag in diesem Lächeln.
Und mit heiserem Schrei stürzte sich Karbonader auf den Bettler und begann seine Kehle zu drosseln.

Reichshilfe

Im Hämorrhoiden-Naturschutzpark,
da zucken die Blitze und donnert es stark.
Man steht im Männergefechte
Um die wohlerworbenen Rechte:

„Was bildet der Doktor Dietrich sich ein?
Wir sollen des Reiches Helfer sein
und, wenn's uns geht an den Kragen,
dies opferfreudig ertragen?

Was ist denn das Reich? Das Reich ist der Staat!
Und was ist der Staat ohne Supremat
der Schreiber und Sekretäre?
Ein Hirngespinst! Eine Schimäre!

Wir sorgen, daß die Maschine läuft.
Die Federn rasseln, die Tinte träuft.
Und sollen noch Unkosten haben?
. . . Nee, Dietrich, laß dich begraben!“

Ratatöskr

Aus der nationalsozialistischen Bilderbibel

(Olaf Gulbransson)



„Ich bin der Adolf, euer Hitler, ihr sollt keinen Strasser haben neben mir!"

Vergnügungsreisende aus der Provinz

(E. Thöny)



„Glaubste, Männe, daß man mich hier für deine Jeliebte hält?" – „Nee, aber mich vielleicht für pervers."

Sorgen . . .

Die bayerischen Galerien besitzen neunzig Bilder von Rubens.
Eines Tages verfiel ein Denker auf die Idee: Wenn man von den neunzig Rubens auch nur dreißig an Amerika verramschen würde — wieviel Millionen kämen da in unserer großen Pleite zur rechten Zeit herein . . . ganz abgesehen davon, daß in den Galerien dann auch noch für die lebenden Maler Platz würde.
Im Rausch der Eingebung begab sich der Menschenfreund an den Stammtisch und hatte dort kaum seinen Plan entwickelt, als er auch schon bei den übrigen Stammtischlern heftigen Widerspruch fand.
Die nationale Ehre! — Die Freude am Besitz! — Gemeingut des Volkes! — Ewiger Bestand! —
Derart brauste es durcheinander, und Stille lagerte erst wieder über der Versammlung, als einer die hinterhältige Frage tat: „Wieviel Ru — Rubens san nacha in Preiß'n drent?"
„Ich denke etwa hundert."
„Ja, was war denn dees!"
„San denn Sö narrisch!"
„Mir solln weniger Rubens ham als wia die Preiß'n — abfahrn, abfahrn!" schrie es wild durcheinander.
Worauf der Volksfreund sich beleidigt entfernte.
Worauf wieder Stille eintrat.
Worauf erst einmal richtig tief in den Krug geschaut wurde.
Worauf eine vorsichtige Stimme fragte: „Was is jetzt nacha dees — a Rubens!?"

Trim

Ängstliches Liebeslied eines Kurgastes mit voller Pension

Katja, ach Katja, du lieblichste Blüte der Ostsee,
um deiner Beine willen sei deiner Mutter verziehn
dieser Schlangenfraß, den sie, mich neppend, mir vorsetzt!
Wenn ich in deinen Augen der Liebe zärtlichen Trost seh,
nehme ich schweigend am Abend die trocknen Bouletten hin,
während laut schimpfend die Zunge der Gäste Chor wetzt.

Fröhlich fast schlürfe ich morgens die scheußliche Lorke
und genieße das Kalk-Ei, nur weil es mich stärkt
für die Freuden des Waldes beim nächtlichen Liede der Mücke —
Katja, du Schnieke, du Schnaffte, du Edelknorke,
sieh nicht so leuchtend mich an, damit deine Mutter nichts merkt,
denn sonst kriege ich Ärmster die allerschlechtesten Stücke — — —

Benedikt

Spekulation

(J. Mammen)



„Weeßte wat, markieren wa hier mal ‚Freundinnen', det macht die Männer ehrgeizig!"

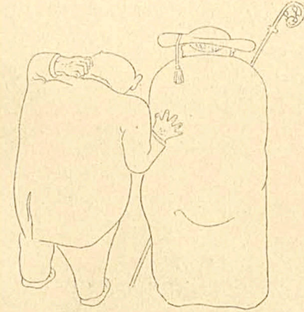
Krause contra Amsel

Von Herbert Scheffler

Bankier Krause, durch einen bösen Konkurstraum jäh aus Morpheus' Armen gerissen, erwacht. Er schaut nach der Uhr, es ist vier. Bankier Krause ist wütend, legt sich um und denkt an lauter schöne Sachen, als da sind: Steigerung der Dividenden, neuer Aufsichtsratsposten, Vernichtung der Konkurrenzen, Dollys süße Raffiniertheit . . .
Da tiriliert etwas im Garten. Laut, strahlend. Krauses Autosuggestionen, dicht am Erfolg, brechen ab. Blödsinniges Gepfeife, denkt er, man müßte dieser Nachtigall oder Amsel oder wie das Ding sonst heißt, den Hals umdrehen. Aber schließlich, es gibt Wichtigeres. Und also zieht er die Decke über die Ohren, phantasiert sich Dolly an seine Seite und flüstert unanständige Sachen.
Die Amsel derweilen (oder Nachtigall oder wie das Ding sonst heißt) flötet, pfeift, tiriliert, zwitschert, schmettert, unentwegt, alles durcheinander.
Bankier Krause stürzt aus dem Bett und guckt in den Garten. Die Nachtigall (oder Amsel oder . . .) sitzt dick- und schwarz auf der Fahnenstange und singt. Die ist verrückt, denkt Krause, sich rein ehrenamtlich so auszugeben! Man müßte sie als gemeingefährlich und preisunterbietend abschießen . . . ob sie meinen kaschierten Revolver für voll nimmt? Kaum. Vielleicht . . . „Schweigen Sie!" ruft Krause unwillkürlich, die rechte Hand ablehnend flach vor der Brust. Das Tier unterbricht, wendet erstaunt den Kopf, dreht den Kopf zurück und macht weiter. Krause ist entsetzt. Unbotmäßigkeit eines Subalternen! Geschähe das in seinem Betriebe, auf der Stelle noch würde der Kerl fliegen! In diesem Augenblick bricht Krause in ein schmetterndes Gelächter aus, denn er hat einen Witz gemacht, und das muß gefeiert werden. Als er sich einigermaßen beruhigt hat, ist der Vogel verschwunden. Das Gewieher ist dem kleinen Subjekt unheimlich geworden.
Der nächste Tag. Bankier Krause macht ein Geschäft, das ihn durch die Höhe des Verdienstes besonders anstrengt, ißt Mittag, schläft, macht noch ein Geschäft, ißt zu Abend, geht mit Dolly ins Kino, dann ins Kabarett, dann noch wohin und dann nach Hause. Schläft traumlos, wacht plötzlich auf, guckt auf die Uhr, es ist vier, horcht . . . natürlich! Er sieht nach: jawohl, das Biest hockt wieder auf der Fahnenstange! Also morgen, denkt Krause, wird die Fahnenstange in den Vordergarten versetzt. Das Biest soll seine Fahnenstange haben, wenn es mich nur dafür in Ruhe läßt.
Der nächste Tag (siehe oben). Als Krause um vier Uhr morgens herum, wie auf geheimen Befehl, aufwacht, flötet es ihm schon wieder in die Ohren, triumphierend, herausfordernd. Krause schäumt. Zwanzig Mark Versetzungskosten für die Fahnenstange sind glatt hinausgeworfen! Er rennt zum Fenster: das Tier sitzt auf dem Apfelbaum! Was tun? Wenn ich den Apfelbaum abhauen lasse, setzt es sich auf den Birnbaum, wenn ich den Birnbaum abhauen lasse, placiert es sich auf Schulzens Kirschbaum, wenn ich — nein, das geht ja nicht mehr. Also was anderes. Krause kriecht ins Bett zurück und denkt nach. Lange. Dann wälzt er sich auf die Seite und schläft befriedigt ein.
In der nächsten Nacht steht er schon bei Morgengrauen am Fenster und reibt sich die Hände. Der Plan ist gelungen, glänzend, über Erwarten! Auf dem Apfel- und Birnbaum seines Gartens kreischen und flattern Dutzende von Vögeln, darunter drei von den dicken schwarzen, picken in ihre Füße, hacken gegenseitig aufeinander los, sind wie verrückt, weil sie von den Ästen nicht wieder loskommen. Natürlich, denn Herr Krause hat die obersten Zweige alle mit Leim bestreichen lassen . . .
Bankier Krause erwartete nach diesem Dienst an der menschlichen Gemeinheit (pardon, Gemeinschaft wollte ich sagen) voller Stolz den Dank der Nachbarschaft. Statt dessen lagen am Nachmittag mehrere Drohbriefe und eine polizeiliche Vorladung auf seinem Schreibtisch. Bankier Krause schüttelte den Kopf, wieder und wieder; dann sagte er zu dem Sekretär, der vor ihm stand: „Wissen Sie, Meier: die Zeit ist unzeitgemäß."
Worauf Meier sich so tief verbeugte, daß er beinahe das Gleichgewicht verlor.

Zum Abschied

(E. v. Kreibig)



„Und kemma's halt recht bald wieder, Eminenz, zum Einweih'n is bei ins all'wei was da!"

Lieber Simplicissimus!

Ich geriet mit einem jungen Juristen in folgendes literarisches Gespräch:
Ich: Haben Sie zufällig den Film „Helene Willführ" gesehen?
Er: Nee. Ich jeh überhaupt nich ins Kino. — Is das nich der Film von dem Roman in der „Illustrirten", wo eine jewisse stud. chem. Willführ ein uneheliches Kind kriecht. Pfui Deibel! Schweinerei.!
Ich (nach einer Atempause, verbindlich): Na, na. Mit solchen Schweinereien haben sich immerhin Leute wie Hebbel und Goethe und Kleist literarisch abgegeben! Denken Sie mal an Gretchen, Maria Magdalena, Käthchen . . .
Er (sofort): Das waren aber keine Studentinnen! Der außereheliche geschlechtliche Verkehr ist freigegeben für die weiblichen Angehörigen der u n t e r e n Stände. Merk dir das!

•

In einem kleinen deutschen Provinztheater blieb ein Schauspieler unentschuldigt der Probe fern. Man schickte in seine Wohnung und erfuhr, daß er die Nacht über nicht zu Hause gewesen war. Als zur Abendvorstellung, für die man auf alle Fälle einen Ersatzmann beigeholt hatte, weder der vermißte Schauspieler selbst, noch Nachrichten von ihm auftauchten, erging sich das Theaterpersonal in düsteren Vermutungen über einen wahrscheinlichen Unglücksfall des Kollegen. Nur der Direktor blieb ruhig. Erst als der Verschwundene sich auch zur nächsten Vorstellung nicht einfand, äußerte dieser Beherrscher der weltbedeutenden Bretter: „Hoffen wir, daß er tot ist. Dann stiftet die Direktion einen Kranz, und der Fall ist für uns erledigt. Sollte er jedoch wiederkommen, so dürften sich für ihn sehr peinliche Konsequenzen ergeben."

•

In das Vorstadt-Papiergeschäft kommt ein kleiner Junge, geschickt von der Mutter. Er soll eine Kondolenzkarte kaufen, das Fräulein im Laden möchte doch selbst unterschreiben und adressieren, damit die Sache gleich in den Briefkasten käme.
Er sucht also eine wunderschöne Karte aus mit Palmenzweigen, Blumen und Engeln. Das Fräulein schreibt nach Diktat auf die Rückseite: „sendet Familie Müller", mit ihrer schönsten Handschrift. Nun kommt das Kuvert.
„An wen soll ich denn das adressieren? An Herrn oder Frau? W e r ist denn gestorben?"
„Nu, alle beide! Sie haben sich doch mit Gas vergiftet!"
„Ach herrjeh!" Die Verkäuferin scheint ganz erschüttert, und sie schreibt mit ihrer schönsten Handschrift: „An Herrn und Frau . . ."

Redaktionelle Notiz

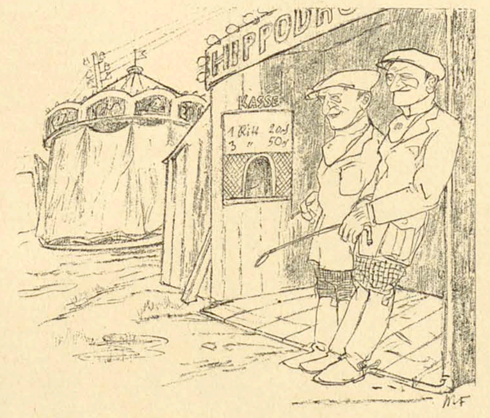
Der vierte Band des Großen Brockhaus. *(CHI-DOB,* 824 Seiten, Preis in Ganzleinen GM. 26.—, bei Umtausch eines alten Lexikons GM. 23.50.) Dieser 4. Band des Großen Brockhaus ist besonders reich an interessanten Gegenständen. Nur eine kleine Auswahl: China, Christentum, Dampfmaschine, Dänemark, Dawesplan. Der Abschnitt Deutsch, Deutschland, Deutschtum . . . in allen Zusammensetzungen bis Deutsch-Wagram — dieser Abschnitt allein, rund 180 Druckseiten mit etlichen 30 Karten und Hunderten von Bildern, ist ein Werk für sich. Besonders aufschlußreich finde ich die „Zeittafel zur deutschen Literatur" vom Hildebrandslied bis Remarque. Roda Roda

Das Meerweib und andere Raritäten / Von Robert Storm Petersen

Adolf, Besitzer des Plattenspiels, steht eines Nachmittags bei stillem Regenwetter vor seinem Zelt und spricht mit einem Zwerg, mit einem ganz kleinen Zwerg: „Tjah . . . da is Mumm in einem, Petersen! Heut fahren mindestens dreißig Gesangvereine den verkehrten Weg! — So ein Friedhof! — Es tröppelt sanft von den gelblichen Blättern, sagt der Dichter — aber was kümmert dir das an, du bist ja ein Zwerg!
Neeh, Petersen! . . . Was ich nich alles angedreht habe in der Zeit, die zum Teufel is! Ich hab zwei Waffelbäckereien gehabt — ein türkische — die andre is nie aufgemacht worden.
Dann hab ich ‚Haut den Lukas' gehabt — da war mehr Bulljong drin — aber das ging auch flöten! Eines Tages kam ein Herr und sagte: ‚Was gilt die Wette?' sagte er . . . ‚den schlag ich rauf, daß es bimmelt!' — Naah, ich bin Wetten gegenüber immer ein bißchen empfindlich gewesen — ‚Det is fein, Herr Admiral', sag ich . . . ‚bitteschön — legen Sie los!' Und er nimmt die Keule und haut . . . haut sich eins über die Zeh'n. Da nehm ich die Keule und hau . . . einem Soldaten grad eins auf die Birne — der stand hinter mir . . . Da ging die Bewilligung flöten — Petersen! — den Rest der Säsong konnte ich Schneeschuh laufen!
Naah, da kriegte ich die bärtige Dame . . . Sie starb. — Naah, da kriegte ich die tätowierte Dame, die Alvida da unten aus . . . — Dingsda . . . die Jugendfreundin vom dicken Kreßjahn da drüben von der Luftschaukel. — Jäh . . . sie war sehr süß — ein bißchen spiralisch. — Eines Nachmittags, als sie drin aufm Brett lag — tätowiert mit 'nem Fünfmaster aufm Magen und eener Boa Konfliktor im Kampf mit einem Türken aufm Rücken — kriegt sie Kick auf einen Schneider aus der Mädchenzeit — und da schlug's dreizehn! — Tjäh . . . was is in so 'nem Falle zu tun? — Det Fleisch is schwach . . . Selbstverständlich hab ich zur Reseda gesagt: Willst du nich mehr mit deinem Direktör und Manadscher zusamm'arbeiten? hab ich gesagt. — Bong! — runter mit der Jalousie! — Geh rein und wasch dir — Wasser is in der Hutschachtel! — Da war ich fertig mit dem Blumenladen — da stand ich wie einer, dem man die Butter vom Brot geklaut hat — und ohne Phänomen! . . . Tjäh . . . ich hätte zwar einen wilden Mann kriegen können — den Singalesen — Olsen da aus der Schützenstraße — aber mit dem is ja nischt los — der muß früh heim . . . der is bei der Heilsarmee . . .
Aber als der Sommer wiederkam, und der Rathausturm blühte — und der Himmel blau wurde und die Fresse rot . . . da fuhr ich raus aufn Rummelplatz — mit der Elektrischen — ich stand vorn beim Führer — einem ollen Knaben, den ich kannte — und da durfte ich bimmeln, wenn was im Weg war — das war mordsgemütlich! — Das war übrigens damals, daß ich die Beule da auf der Stirn bekam, Petersen! — weil ich zu früh abgesprungen bin — aber was kümmert dir das an? — — Naah, wie ich rauskomme, seh ich, daß die Bäume immer noch dort stehn, wo sie sonst standen — auf beiden Seiten vom Weg — ich geh weiter, ob da nich noch ein kleines Theater für einen alten Direktör übrig is — aber alles war schon vermietet. — Ja, da war noch ein Bonbonladen — aber von sowas is man doch entwachsen! — Naah, da gibt's woll noch ne kleine Scheune, wo du eine Oper machen kannst, denk ich. Und wie ich an die Ecke beim Andreesen kommen tu — da hör ich Gelächter und Gesang und Gitarrespiel unter dem Laub — ich hab das Organ gleich erkannt — das war det ‚fette Skelett' — er saß zusammen mit der ‚lautlosen Tür' und der ‚tollen Makrele' — und weeßte, wer da mit dabei saß? — ganz am Ende der Bank — im Sonnenschein — wie Napoleong im Profil? — Rosa! — die Rosa aus der Walküre da drüben — die mit den Billjardbeinen — ja, das is ein herrliches Mädchen, Petersen! — wir haben massig zusammengearbeitet — sie kennt mir in- und auswendig . . . ein bißchen brutal — aber fein im Grunde! Sie fing als Riesendame an — man hat sie in drei Teile teilen können — und sie hatte ein Loch durch und durch — da konnte man richtig durchgucken — tjah! — das erweckte ein gewisses Aufsehen!
Naah, ich steh eene Weile rum und kick durch das Periskop — und bestell mir einmal Hummern mit Majonnäse und ein Bier — und setz mich ran. Draußen aufm Platz . . . da fummelten ein paar von diesen da . . . verrückten Filmschauspielern herum und machten Faxen — krause Sache! — sie waren ausgestoppt und sollten wie Römer aussehen — det sah ganz gefährlich aus — und sie hatten sich die Adelaide da drüben von Jörgensens Zelt angaschiert — die mit der Klapperschlange — sie sollte mit zerzausten Haaren und rollenden Augen reinkommen — und dann sollte die Klapperschlange hervorstürzen — und die fett'ste von den Fikandellen da stechen — den Kaiser — oder wat das für ein Knopp war! — aber da wurde nischt draus — Petersen! — die Adelaide war voll wie eine Regentonne — und die Schlange klapperte vor Kälte!
Runter mit der Jalousie!
Naah, wie ich so dasitze und die Rosa angucke — da schleudre ich das Paradox raus: ‚Hör mal — Rosa! — olles Sieb! — glaubst du, daß du noch eene Säsong halten kannst? — weil ich nämlich eine Idee habe, die glänzend für dir paßt — du kannst die ganze Zeit liegen — du sollst Meerweib machen!'

(Schluß auf Seite 212)

Letzte Erkenntnis (M. Frischmann)



„Ick jloobe immer, die eenzijen, die unsere ollen Klepper noch reiten wollen, sinn Sadisten."

Sonntagsfreuden

(Josef Sauer)

„Nee weeßte, 'n Mensch, der uff 'ne Landpartie nich mal 'n Kartenspiel mitnimmt, hat überhaupt keenen Sinn for die Natur!"

(Schluß von Seite 211)

Ich krieg den kleinen Mortensen rum, daß er das Schild malt — ‚Das Meerweib von den Sandwitschinseln' — und da lag Rosa — anmutig und leicht — auf den zackigen Wellenkämmen — mit golnem Haar und blauen Augen — ein bißchen dick obenrum — um die Matrosen reinzukriegen — und nischt fehlte — die Türkenmütze für mich — und der Krummsäbel — und Tauber aufs Grammophon: ‚Erwachsene fuffzehn Pfennige, Kinder und Gemeine zehn Pfennige, — Hunde haben keinen Zutritt!' — Och ja, — das kennst du ja, Petersen! Rosa hat immer gewaltig viel Lust für die Bühne gehabt — — und sie legte sich zuhaus auf den Küchentisch und übte sich — denn das is gar nich so verflucht leicht, mit gekreuzten Beinen den ganzen Tag in einem Pappschwanz zu liegen . . .
Naah — es war ein paar Tage vor der Premjere — ich lieg zuhaus aufm Divaneser und schlängle mich und lese in den ‚Weihnachtsrosen' — und Rosa liegt draußen aufm Küchentisch und arbeitet mit dem Schwanz — und grade, wie ich an eine gewaltig spannende Stelle im Buch gekommen bin — von einem ollen Pfarrer, der am Weihnachtsabend seiner Köchin um den Tisch nachrennt — zum Spaß — mit einer Salongbüchse . . . da ruft Rosa aus der Küche — durch die Türritze — über die Stehlampe weg zu mir rein: ‚Adolf, süßer Bengel!' ruft sie.
Naah, ich erheb mich halb — stutze — und lausche . . .
‚Komm mal ganz raus, süßer Strick!' sagt sie.
Naah, ich will Frieden im Haus haben — ich erheb mir ganz — leg Freilauf los — und roll hinaus . . . Wie ich rauskomm, liegt der Braten aufm Faß! — ich stell mir gleich in Prostitution und bleib ganz ernst: ‚Na, was ist los, kleine Zimmerorgel?' sag ich.
‚Ja — Adolf — das is mies — hick! — ich habs Schlucksen — hick! — gekriegt . . . hick!' sagt sie.
‚Hick! hick!' sag ich . . . ‚Ja, das is fein, Rosa!' sag ich, ‚das schlucksende Meerweib! — das is eine ganz neue Nummer!'
‚Uhu! wie biste heute kindisch!' sagt sie.
‚Na, was is los? bitteschön! — Schnabel auf!' sag ich.
‚Ja — Adolf — hick! — ich kann's dir ebensogut gleich erzählen — wie in einer Viertelstunde', sagt sie, — ‚hick! — ich bin in andre Umstände gekommen — und nu kann ich nich mehr in den Pappschwanz reinkommen!'
Da lag das ganze Sommergeschäft da — Petersen!"

(Aus dem Dänischen von Adolf Kobitzsch)

Kleines Mißverständnis

Im Ungererbad in München höre ich das Gespräch zweier Herrn. Der eine sagt: „Es ist schön, daß sich der knappe Badeanzug gegen alle Muckerei durchgesetzt hat. Er dient gewissermaßen der Vermenschlichung der Beziehungen, er überbrückt — auf eine Stunde — die ewig qualmenden Abgründe des Geschlechts. Ohne daß etwas dabei wäre, kann man die Haut einer Frau, die gerade neben einem im Grase liegt, berühren, wo sich's trifft. Aber fassen Sie mal einer Frau in Toilette an den nackten Oberschenkel!"
Hat der andere nicht recht aufgepaßt? Er grinst und erwidert überlegen: „No, wenn ich mit einer in der Toilette bin, kann ich doch hinfassen, wohin ich will."

A. M. Frey

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder, Stuttgart**

Der Meisterdetektiv Conan Doyle im Himmel

(Karl Arnold)



„Leugnen Sie es nicht – Sie sind Petrus!“

Der Freund des Ludwig Thoma / Von Wilhelm von Hebra

1.

In Vorderstoißenwald lebt der siebzig Jahre alte pensionierte Oberförster Josef Siferlinger.
.Er fährt dreimal die Woche im Autobus nach Stoißenberg, seinen dort lebenden Sohn zu besuchen.

2.

Eines Tages sitze ich im Autobus neben Siferlinger.
Uns gegenüber sitzt ein fremder Mann. Er ist blond, blauäugig, schlank, gesund und kräftig.
Siferlinger fragt ihn: „San Sö net a Verwandter vom Thoma?"
„Vom Thoma Ludwig?"
„Ja, vo inser'm Dichter Thoma."
„Naa, davo woaß i nix."
„Sö sehg'n eam aber gar a so ähnli."
„Gibt's denn dös aa?"
„Ganz schreckli ähnlich san's eam, dem Thoma selig. A'krat a so schaugn's aus, wia er ausgschaugt hat in eanerem Alter. Da kinnan's fei stolz d'rauf sei, auf a sölchene Ähnlichkeit!"
„Dös glaubst!"
„I moa halt no imma, daß Sö do mid eam verwandt san, mid'm Thoma."
„Naa, net. Davo häd i do z'haus ebbas hör'n müassen, bal mir mid'm Thoma verwandt war'n."
„Sehgn's, dös häd' i mi jetz net denka kinna, daß Sö mid söllenem Thoma net verwandt san, wo's eam gar a so ähnli san. Über a Ähnlikeit mid'm Thoma, da hab' i a Urteil, a guats Urteil hab' i da, zweng dem, daß i eam kennt hab', den Thoma."
„Sö ham eam selber kennt, den Thoma?"
„Freili hab' i'n kennt, den Thoma, und guat a no hab' i eam kennt, sehr guat hab' i'n kennt."
„Den Thoma, den inser'n Dichter?"
„Und wia guat i eam kennt hab', den Thoma! Ja mei! Wissen's, wia i no Förster g'wen bin, wissen's, im Staatsdienst bin i nämli g'wen, da bin i sieb'n Jahrln in der Näh' von Tegernsee g'wen, und da war i vui z'samm mid'm Thoma. Sehr vui bin i mit eam g'wen. Er hat mi gern g'habt, der Thoma. Sehr gern had er mi g'habt. Bal i ins Wirtshaus eini kemma bi, wo er san Stammtisch g'habt hat, der Thoma, in Tegernsee, da hat er glei g'ruafa, der Thoma: ‚Da kimmt er ja, mei Freind, der Siferlinger!' Oft hat er ‚Freind' zu mir g'sagt, jawoi, oft hat er's g'sagt. Und tarrocka hab' i a derfa mit eam, mid'm Thoma." —
Bis zur Ankunft in Stoißenberg erzählt Siferlinger unentwegt von seinen Erlebnissen mit Ludwig Thoma. Liebe und Bewunderung sind sichtbar, noch sichtbarer aber der große, mächtige Stolz auf die Freundschaft des berühmten Dichters.

3.

Nach zwei Wochen sitze ich im Autobus wieder neben Siferlinger. Uns gegenüber sitzt wieder ein fremder Mann. Dieser ist brünett, braunäugig, dick.
Siferlinger fragt ihn: „San Sö net a Verwandter vom Ludwig Thoma?"
„Naa, davo woaß i nix."
„Sö sehg'n eam aber gar a so ähnli."
„Gibt's denn dös aa?"
„Ganz schreckli ähnli san's eam, dem Thoma selig. A'krat a so schaugn's aus, wia er ausgschaugt hat in eanerem Alter. Da kinnan's fei stolz d'rauf sei, auf a sölchene Ähnlichkeit!"
Und auch die weitere Führung des Gespräches geschieht genau so wie beim ersten Male.

4.

Nach weiteren zwei Wochen sitze ich im Autobus wieder neben Siferlinger. Uns gegenüber sitzt wieder ein uns fremder Mann. Dieser ist schwarzhaarig, dürr, kränklich.
Siferlinger fragt ihn: „San Sö net a Verwandter vom Ludwig Thoma?"
„Davo woaß i nix."
„Sö sehg'n eam aber gar a so ähnli."
Und die weitere Führung des Gespräches geschieht genau so wie die anderen Male.

5.

In fast allen Menschen ist der Wunsch lebendig, von jenen Ereignissen, die ihnen die gewichtigsten ihres Lebens erscheinen, oft und ausführlich erzählen zu können und hiefür ein williges und teilnehmendes Publikum zu gewinnen.
Dieser Wunsch aber, soll er gute Erfüllung finden, stellt die Menschen vor schwierige Aufgaben: das Gespräch richtig einzuleiten, es in die gewollte Richtung hinzuführen und den Partner so anzupacken, daß seine Eigenliebe nicht verletzt, sondern gestreichelt, daß er nicht ein widerwilliger, sondern ein wohlgesinnter und interessierter Zuhörer wird.

6.

Siferlinger hat alle diese Probleme glänzend gelöst, auf seine besondere, ebenso einfache wie liebenswürdige Art.

Hochzeitsreise

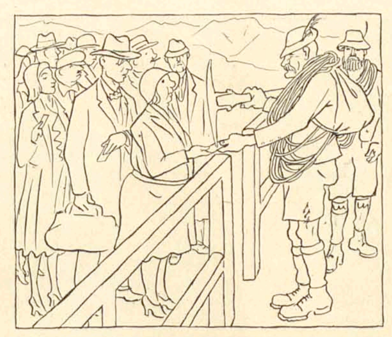
(M. Frischmann)



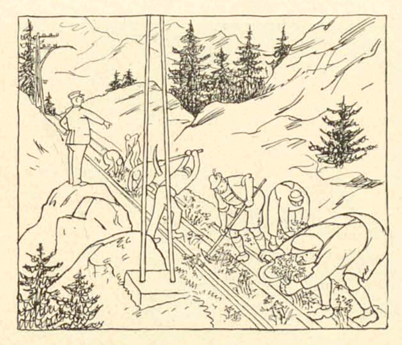
„A–a–albert, sag mir – mal rasch – noch vorher –, daß de – mich liebst!"

Die Zugspitzbahn

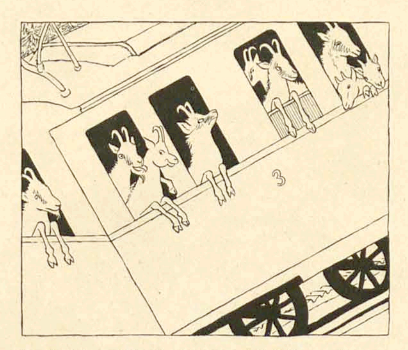
(Th. Th. Heine)



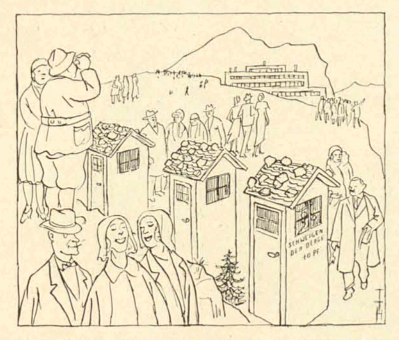
Um das Lokalkolorit zu wahren, werden die Bahnbeamten als Bergführer eingekleidet und die Fahrkarten mit dem Eispickel gelocht.



Das zwischen den Schienen wuchernde Edelweiß wird täglich sauber ausgejätet, um Verkehrsstockungen vorzubeugen.



Das Klettern ist völlig abgekommen, selbst die Gemsen benutzen nur noch den Zug.



Die Gipfelstation ist mit schallsicheren Kabinen ausgestattet, in denen man das Schweigen der Berge hören kann.

Biber

Wenn Tennisspieler zu einem Turnier auswärts fahren und das Pech haben, wegen ständigen Regens nicht antreten zu können, vergnügen sie sich mit dem Biberspiel.
Es wird Ausschau nach Vollbärten gehalten, und wer einen Vollbart zuerst erblickt, ruft: Biber! und hat einen Punkt gewonnen. Gezählt wird nach den Regeln des Deutschen Tennisbundes. Wer es fertig bringt, einen Bart anzufassen, bekommt sogar einen ganzen Satz angerechnet. Es erfordert Kühnheit, sich an den Bart anzupirschen. Man muß sich ihm mit List und Tücke nähern, man muß Bekanntschaft heucheln, muß mit ihm anstoßen, kurz alles tun, um eine Berührung mit dem Bart zu erzielen.

Ein sinniges Spiel und als Symbol nicht zu unterschätzen. Man sollte es Allgemeingut werden lassen. Wann immer man leere Momente im Leben hat, sollte man seine Unternehmungslust durch Jagd auf Vollbärte stählen.
Wo immer die Justiz oder die Wissenschaft oder die Bürokratie in anmaßendem Vertrauen auf ihre Ehrwürdigkeit überalterte Vollbärte herumträgt, sollten übermütige junge Menschen mit dem Schlachtruf: Biber! die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene Raritäten lenken und dafür sorgen, daß sie der allgemeinen Heiterkeit preisgegeben werden.
Biber! ist ein Sport, der in unserm lieben Vaterlande noch viel zu selten betrieben wird.
Der innere Vollbart, den unsere Richter, Parteiführer, Leitartikler und anderen Kapazitäten so selbstbewußt zur Schau tragen, sollte das beliebteste Jagdobjekt der heranwachsenden Jugend werden. Anders ist dem Vollbart nicht beizukommen. Allerdings ist zu fürchten, daß die eingeschüchterten Bärte nach dem alten System: Haltet den Dieb! mit der Zeit am eifrigsten Biber! schreien werden — aber d i e herauszufinden, wird dann eben wieder ein neuer Sport für besonders Begabte sein. Und so ist der fröhlichen Unterhaltung kein Ende.

Trim

Politiker-Anekdote

Caillaux hatte einen besonders scharfen Schäferhund.
„Er ist unberechenbar", sagte Caillaux von dem Tier, „er beißt sogar meine Freunde."
Meinte Grumbach: „Da wird er nicht viel zu beißen haben."

Ich wollt, ich wär - -

Von P e t e r S c h e r

Zuweilen bietet mir die Welt
ein undurchdringliches Gesicht;
ich wollt, ich wär beim Reichsgericht
in Leipzig angestellt.

Da könnt ich immer weise sein
und würde niemals, wie's auch käm,
verzweifelt in der Klemme sein,
falls ich zu etwas Stellung nähm.

Oft denk ich: schwierig in der Tat,
verworren, schauderhaft, ein Mist
scheint die Materie Hochverrat —
so denk ich oft als Zivilist.

Wie klar dagegen, klipp und fair,
wie unzweideutig fänd ich es,
wenn ich ein Rat in Leipzig wär
statt hier etwas Lebendiges.

Da wüßt ich: a) ein Kommunist
begeht von sich aus Hochverrat,
hingegen b) ein Hitlerist
neigt stets zur vaterländ'schen Tat.

Was wär da weiter kompliziert?
Ich holt' am ersten mein Gehalt. —
So werd ich zweifelnd müd und alt,
bis Gott mich pensioniert.

Moldenhauers Pension

(E. Schilling)



„Ich verspreche euch, nie wieder Finanzminister zu werden. – Dafür sind M 30000 im Jahr schließlich nicht zuviel!"

Stuttgart, 4. August 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS

„Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung ..."

(Karl Arnold)



„Das Letzte für die Steuern – oder das Leben!"

Gesucht ein ff Mann der Tat!

Von Peter Scher

Du guter Mensch, welch süßes Dummchen biste,
wenn du nun glaubst, daß alles anders wird —
na paß mal acht, wenn man den Strich macht und addiert,
dann stehnse alle, alle wieder auf der Liste:
der Hugenberg, der Wirth,
der Müller und der Cohn —
da wirste andersrum balbiert,
doch übern alten Löffel, Sohn!

Hoffst du vom Zug der reisigen Germanen,
den Goebbeles und Hitleriden Heil —
dann setz dich nur getrost auf jenen Teil,
den Gott dir gab, dich an sein Ebenbild zu mahnen.
Die Löwen, die da schrein,
die werden von Diäten satt . . .
dein Kreuz zwar wird ein andres sein,
indem es einen Haken hat.

Die Führer, weißte, die sind nicht zu bändjen,
die Führer ham die Aussicht auf Pension;
jetzt hörste, Schäfchen, noch den herzigen Ton,
doch wennse drin sind, öffnen sie die Händchen,
da hackt kein Jaguar
dem Wolf das treue Äuglein aus,
da wollnse alle bloß mit bar
zu Mütterchen ins Austragshaus.

Sieh dir sie an, die uns mit Gott beschummeln,
ob rechts, ob links die Köpfchen, sieh sie an
und frag dann, welches man sich haschen kann,
um mit Erfolg die Zukunft zu befummeln . . .
setz gleich ein Inserat
ins liebe Käseblättchen ein:
Gesucht ein ff Mann der Tat —
mit Führer-Schein, mit Führer-Schein.

Acht Jahre

Von Ernst Kreuder

Der Volksschullehrer Andreas Merkur sagte an einem Sonntagmorgen im Sommer zu seiner Wirtin: „Ich schließe mich jetzt auf vierundzwanzig Stunden in meinem Zimmer ein, denn ich habe über etwas nachzudenken und möchte nicht gestört werden. Den Kaffee koche ich mir auf dem Spirituskocher. Sie können ganz ohne Sorge sein, Frau Lautenschläger. Auf Wiedersehn." Er nickte gütig, machte die Türe langsam zu und schloß sie ab. Die Wirtin blieb offenen Mundes vor der verschlossenen Türe und versuchte, etwas zu denken. Da sie dies ohne lautes Reden nicht konnte, schlürfte sie in die Küche, kämmte sich vor dem schiefen Spiegel unruhig das spärliche graue Witwenhaar und sagte endlich gepreßt zu dem Gasherd hinüber: „Das habe ich nun doch noch nicht erlebt, bei Gott!"

Genau nach vierundzwanzig Stunden, ein Viertel vor acht schloß Andreas Merkur sein Zimmer wieder auf. Er war schmal und blaß im Gesicht und bewegte die Beine etwas unsicher. Ohne Hut und Stock verließ er den Raum und ging zur Schule.— Frau Silvia Lautenschläger, die seinen matten freundlichen Gruß kaum erwidert hatte, lief händewehend in sein Zimmer und stellte bestürzt fest, daß ihr Mieter nichts gegessen und nicht geschlafen hatte. Kleine Hügel von Zigarettenstummeln, Asche und Streichhölzern erhoben sich grau aus den drei roten gläsernen Aschenbechern; die Kaffeedose war leer. Starren Blickes vor dem unbenutzten Bett brütend, darüber das ihr unsympathische Bild „Buddha als Asket" hing, sagte sie zweimal, gedehnt: „Das kann ja gut werden."

Merkur trat ruhig in das Klassenzimmer ein; die Schüler schwiegen und standen auf. Er hieß sie freundlich hinsetzen und nahm hinter dem Katheder Platz. Einige Minuten betrachtete er die gebändigte Schar aufmerksam, dann zündete er sich plötzlich eine Zigarette an und sprach: „Liebe Schüler. Ich werde von heute an nicht mehr euer Lehrer sein. Ihr könnt mir nun ohne Furcht und mit gutem Gewissen Antwort auf meine Fragen geben. Ich frage euch: Was ist euch lieber, Ferien oder Schule?"

„Ferien!" rief die Klasse, erwartungsvoll.

„Gut. Ich frage euch: Was ist euch lieber, Schule oder schulfrei?"

„Schulfrei!!" schrie die Klasse trampelnd. Jetzt stand Andreas Merkur langsam auf. Er wischte sich den leichten Schweiß von der schmalen hohen Stirne und atmete tief ein. Alsdann sagte er, seine Stimme war leise und angestrengt: „Steht auf. — Ihr habt die Wahrheit gesagt. Nun geht nach Hause und verbrennt eure Bücher. Werdet glücklich, lebt wohl!"

Es erhob sich ein ungefüger Lärm, den Merkur aber schon mit in seinen Traum nahm, denn er schlief nunmehr unverzüglich und sanft auf dem Stuhle ein.

Als er erwachte, war der Raum still und leer. Von der Kirche schlug es ein Uhr. Da erhob er sich lächelnd und trat an die Tafel. Mit schöner Steilschrift schrieb er darauf:

„Sehr geehrter Herr Rektor! Ich habe meinen Gefangenen die Freiheit gegeben. Tun Sie ein Gleiches. Es heißt: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu. Kindheit soll Seligkeit sein, Dressur macht unselig und verkümmert die Seelen.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Andreas Merkur."

Dann ging er hinaus in den Sonnenschein, und auf dem Schulhofe überfiel ihn endlich der Hunger. Er kaufte in einem Spezereiladen Brötchen, Schokolade und getrocknete Bananen. Damit schritt er zum Fluß hinunter, mietete sich bei Jim Morgenrot ein Boot und ruderte davon. In der Mitte des breiten Stromes ließ er sich treiben in der prächtigen Sonnenglut, zog Kragen und Rock aus, kühlte die Handgelenke im Wasser und begann seine Mahlzeit.

Ermattet und durstig kehrte er nach einer Stunde zurück und ging, nachdem er sein Boot abgeliefert hatte, ins Wirtshaus zur roten Nachtigall. — Die Wirtsstube war leer, der Wirt las in der Zeitung, an den trüben Fensterscheiben summten die Fliegen. „Wenn Sie erlauben", sagte Merkur, indem er Platz nahm, „dann bringen Sie sich auch ein Glas mit." — „Wohl, gewiß, besten Dank", sagte der Wirt und nahm den gesprungenen Zwicker ab. Er trug einen kleinen honiggelben Titus, Schnurr- und Spitzbart, hatte müde wasserblaue Augen, eine dicke dunkelrote Nase und fauchte leise beim Atmen.

„Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht", fragte ihn Merkur, nachdem sie angetrunken hatten, „wozu Sie leben?"

„Nein", antwortete der Wirt mißtrauisch, „aber wenn Sie mir folgen, tun Sie, was Sie wollen."

„Sehen Sie", erwiderte Merkur, „daß man nicht immer tun kann, was man will und für richtig hält, das macht den Menschen unglücklich. Zum Wohle."

Sie tranken das zweite Glas. Der Wirt betrachtete blinzelnd den kalten Zigarrenstummel zwischen seinen Fingern, er dachte nach.

„Ich war bis heute Lehrer", sagte Merkur leise, „sieht man das mir schon an? Ich bin dreiunddreißig Jahre alt."

„Nein", sagte der Wirt, vor Atemnot stöhnend und ebenso leise, „man sieht es Ihnen noch nicht an. Ist das Bier Ihnen so recht? Ich habe stets frisches Eis."

„Es schmeckt mir", antwortete Merkur, „und heute morgen habe ich meinen Schülern für immer schulfrei gegeben. Solange die Sonne scheint, soll niemand im Gefängnis sitzen."

„Davon steht noch nichts in der Zeitung", sagte der Wirt, von unten her blickend, und zündete saugend den Stummel an. Merkur zahlte und ging mit leichtem Gruß. Er ging zum Marktplatz.

Auf dem Marktplatz stand ein leeres Lastauto. Er kletterte hinauf und rief den Vorübergehenden zu: „Schenken Sie mir einige Minuten Gehör, ich möchte Ihnen ein paar Worte sagen."

Zögernd näherten sich die ersten Passanten, bald war es ein kleines Publikum von Arbeitslosen, Kleinrentnern und Hausfrauen.

„Meine Damen und Herren", begann Merkur, als es unter ihm still geworden war, „lebt der Mensch nicht, um glücklich zu sein? Sie alle sind unzufrieden, weil Sie unglücklich sind." („Bravo!" riefen drei jüngere Arbeitslose. „Ruhe", zischte ein dünner alter Kleinrentner.) „Ich frage Sie: woran liegt es, daß Sie die Zustände nicht ändern, die Ihnen Leid und Unglück bringen? Es liegt daran, daß Sie keine eigenen Gedanken haben, und weil Ihr Wille frühzeitig gebrochen wurde. Und wo wurde das planmäßig vorgenommen, wo wurden Sie zu willenlosen Untergebenen abgerichtet, wo wurde Ihnen die Kindheit, in der sich die Seele entfalten will, zum Zuchthaus gemacht? Meine Damen und Herren, dies wurde in der Schule getan. Acht Jahre (oder noch länger) haben Sie alle das Gefängnis besucht, und das ist nie mehr gut zu machen. Ich rate Ihnen, schicken Sie Ihre Kinder lieber in den Urwald als in die Schule."

„Kommen Sie herunter!" rief jetzt der schwarzbärtige Schupo, der mit Vergnügen zugehört hatte. Merkur kletterte bereitwillig hinab. Die Menge pfiff und verhöhnte den Uniformierten.

Auf dem Wege zur Wache fragte Merkur seinen instruierten Begleiter: „Seien Sie einmal ehrlich, Herr Wachtmeister, wie denken Sie über Ihre Schulzeit?"

„Was ist, muß sein", antwortete der Ordnungshüter ausweichend, „es wird Ihnen nichts passieren, wenn Sie keinen Widerstand leisten."

Hilfe in der Not

Wird dem Herrn Semitivoren
heutzutag ein Sohn geboren,
so beschließt er allermeist,
daß das Knäblein Adolf heißt.

Denn die nordischen Namenszeichen
(Siegfried, Siegmund und dergleichen)
— leider — sind ein Reservat
des, der kein Präpuz nicht hat.

Alles haben sie gestohlen,
die auf leisen, platten Sohlen
schlangenlistig her und hin
ihre krummen Pfade ziehn.

Aber Wotan, kurz entschlossen,
schuf sich einen Rachesprossen,
murmelnd in den Rauschebart:
„Adolf werde!" . . . Und ER ward.

Dieser neue Heldenname
wirkt als Sauerteig und Same.
Und die Welt wird umgekippt,
wenn es nur noch Adolfs gibt.

Ratatöskr

Moses und Frick

(Olaf Gulbransson)



„Gott sei Dank, daß die Weimarer Schulgebete verboten sind! Sonst hätte ich noch schließlich aus der biblischen Geschichte austreten müssen!"

Das Aktenmaterial für den Sklarekprozeß ist abgeschlossen!

(Wilhelm Schulz)



„Das ist die Tragik der Justiz: die Sklareks sind frei – und wir sind Gefangene!"

Mayer am Meer

Die Woge steigt, die Woge fällt,
und kaum ist eine zerronnen,
kommt schon eine größere angewellt —:
Herr Mayer betrachtet's versonnen — — —

Es tost die Brandung, es brüllt das Meer!
Und schickt die Flut immer weiter
die Wellen zu Mayers Strandkorb her,
dann nickt er zufrieden und heiter.

Doch weicht das Meer dann wieder zurück
und verstummt das wilde Getose,
dann murmelt Herr Mayer mit feuchtem Blick:
„Wieder mal Schluß mit der Hausse —!"

Kaki

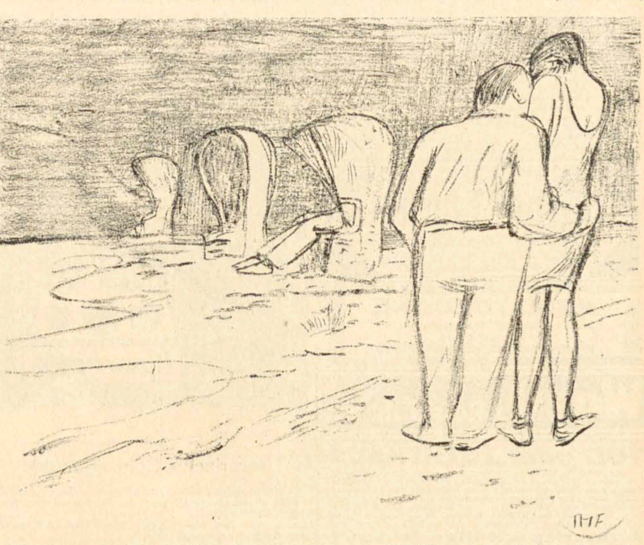
Stein unter Steinen

Auf dem kleinen Dampfer verbreitete sich unter den Reisenden das Gerücht, daß auf der Nordseeinsel alles überfüllt sei. Ein sehr kluger Herr auf Deck machte allen mit lauter Stimme klar, daß man auf Reisen stets vorher Wohnung bestellen müsse. „Sehen Sie, meine Herrschaften", sagte er, „mit welcher Beruhigung gehe ich dann nach Strandstraße 22 und melde: ‚Stein aus Berlin, habe vor zwölf Wochen bei Ihnen Pension bestellt'."
Man war ziemlich niedergeschlagen, als das Schiff landete. Dann wälzte sich ein Heerwurm von Menschen durch den kleinen Hafen. Herr Stein nahm erst geruhig einen steifen Grog im Bahnhofshotel ein, dann schlenderte er nach der Strandstraße. „Stein, Berlin!" meldete er. Der Wirt schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Sagen Sie, heißen denn alle Menschen in Berlin Stein? In der letzten Viertelstunde waren zweiundzwanzig da: der erste hat das Zimmer bekommen und hat vor Freude vierzehn Tage vorausbezahlt!"

A. V.

Ehrenhandel

(M. Frischmann)



„Und was würde dein Mann tun, wenn er es erfährt?" — „Er würde sich nach deinem Bankkonto erkundigen."

Redaktionelle Notiz

Der fünfte Band des Großen Brockhaus. *(DOC-EZ)* 784 Seiten, Preis in Ganzleinen GM. 26.–, bei Umtausch eines alten Lexikons GM. 23.50.) Man wird heute für die Beurteilung der Notwendigkeit und Brauchbarkeit eines großen Nachschlagewerks einen wichtigen Maßstab darin finden, wieweit es uns bei den Fragen, die uns täglich begegnen, hilft und weiterbringt. Es muß dem großen Brockhaus immer wieder bestätigt werden, daß er gerade in dieser Richtung Vorbildliches leistet. Der fünfte Band bringt eine ganze Reihe von Stichwörtern, die im täglichen Leben eine Rolle spielen, und unter diesen fällt vor allem der Artikel „Elektrizität" auf. Dieser umfaßt nicht weniger als 56 Spalten und wird von 142 einprägsamen Abbildungen im Text und auf Tafeln unterstützt. Sehen wir uns diese Bilder näher an, erkennen wir, wie bedeutungsvoll und wichtig der Große Brockhaus für das praktische Leben ist. Alles in allem ein Band, der sich mit Stolz gleichberechtigt neben seine früher erschienenen vier Brüder stellen kann. D 5

Die Klassiker im Dienste der Reklame

(Karl Rössing)



Literarische Belustigungen

Max Halbe lud zu einer Vorlesung ein, die er halten wollte, und kam damit auch zu Wedekind, der ihm über den Weg lief.
„Es tut mir leid, Max", sagte Wedekind, „ich gehe jetzt immer sehr früh schlafen."
„Aber du könntest doch eine Ausnahme machen", bettelte Halbe.
„Um eine Ausnahme würde es sich wohl nicht handeln", entgegnete Wedekind liebenswürdig, „aber die Sache ist die: ich schlafe lieber im Bett."

•

Bei Georg Müller beriet man über die Bauchbinde eines Buches, das den Titel trug: „Ein Riese an Schönheit und Kraft."
„Ohne Bauchbinde, ohne", murmelte Wedekind, der zufällig anwesend war.

•

Ein Literaturnovize wünschte sehnlich, einer privaten Vorlesung des bekannten Autors J. P. anzuwohnen und wandte sich an Roda Roda mit der Bitte um eine Empfehlung.
„Eine Empfehlung kann ich Ihnen schon geben", sagte Roda Roda, „aber fortlassen wird man Sie trotzdem nicht wieder."

•

„Seitdem ich den Dichterpreis bekommen habe", klagte der Preisgekrönte, „gehen meine Bücher gar nicht mehr."
„Diese Chance wird man dabei wohl erwogen haben", meinte der Maler Hörschelmann.

•

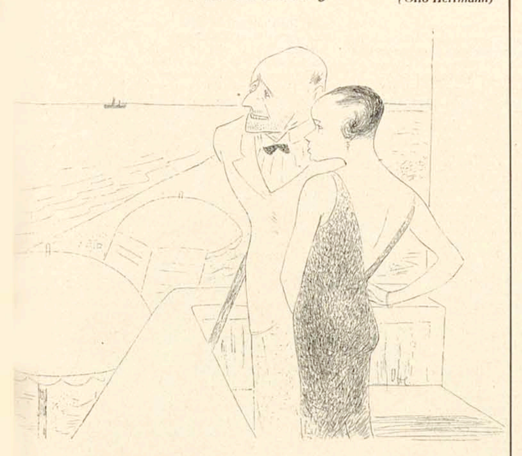
Ein kleiner Münchner Literat kommt aufgeregt ins Café und beginnt: „Was sagen Sie zu meiner Idee? Ein Kriegsbuch, ganz schlicht, Aufzeichnungen oder so, einfach wie das Leben des Soldaten an der Front, und am Schlusse fällt der Held."
„Ausgezeichnet", sagt Anton Kuh, der gelangweilt in einer Ecke sitzt, „nur brauchen Sie auch einen zugkräftigen Titel dafür. Wie wäre es mit: Im Westen nichts Neues?"
Der Vorschlag wird stirnrunzelnd abgelehnt.
„Aber vielleicht", meint Kuh: „Überhaupt nichts Neues?"

Club

Lieber Simplicissimus!

Maler Kropatschek, Stammgast im Café Zentral, äußerster Linkser in der Theorie, der ungefähr drei bis vier Generationen voraus malt, hat die Gewohnheit, nie einen Brief zu beantworten.
Biliner, der Schriftsteller, kommt einmal wütend zum Kropatschektisch hinüber und schreit: „Hör mal, lieber Kropatschek, dein Größenwahn wird mir schon zu arg. Vor vier Wochen hab' ich dir einen Expreßbrief geschrieben, und heut hab' ich noch keine Antwort. Wer bist du denn? Mein Vater hat einmal an Lenbach einen gewöhnlichen Brief geschrieben, und am nächsten Tag hat er die Antwort bekommen."
Ohne eine Miene zu verziehen, erwidert Kropatschek sanft: „Wenn ich so malen mecht wie der Lenbach, mecht ich auch lieber Briefe schreiben."

Verwöhnung *(Otto Herrmann)*



„Und sehen Sie, gnädige Frau: Vor uns die Unendlichkeit!" – „Ach, das ist doch heute gar keine Entfernung mehr."

Drüsen / Von Paul Nikolaus

Wer hat früher was von Drüsen gewußt? Kein Mensch. Fachleute, allenfalls, murmelten sich zu, daß der Kropf mit der Schilddrüse zusammenhänge, aber sie wurden wenig beachtet. Man sagte: er kommt vom Wasser, basta! Kleine Kinder wurden bisweilen an Drüsen operiert, z. B. mein Vetter Albert, der infolgedessen eine Eisenbahn geschenkt bekam. Worauf ich auch operiert werden wollte, was mir aber ungerechterweise versagt blieb. Soviel wußte ich bis vor einigen Jahren von Drüsen.

Dann kam Steinach für ältere Herren. Und dann kam Woronoff, der nunmehr zum Dreidrüsensystem sogar gelangt ist, wodurch er Übermenschen erzeugen will. (Für die ersten Experimente hat man einige Regierungsmitglieder vorgeschlagen, weil man sich sagt, daß man dabei nichts verlieren, nur gewinnen kann.)

Und auf einmal waren Drüsen ein beliebter Diskussionsstoff, sozusagen gesellschaftsfähig. Über innere Sekretion sprach man so sicher wie über Schmeling, Bridge und Steuern. Alles war voll davon. Jeder wußte Bescheid. Nur ich verstand nichts.

Bis vor wenigen Tagen mir alles erklärt wurde durch Herrn Leibnitzer. Kennen Sie Leibnitzer? Nicht? Schade. Aber es macht nichts. Ich kannte ihn auch nicht. Er hat sich mit mir bekannt gemacht. Er gehört zu jener jovialen Sorte Berliner, die auswärts jeden ansprechen, den sie mal in Berlin gesehen haben. So sprach er auch mich an und wunderte sich, da er mich so oft auf der Bühne gesehen habe, daß ich ihn nicht wieder erkenne.

Und am nächsten Tag gab es am ganzen Strand keinen anderen Platz für ihn: er legte sich an meine Seite: „Wissen Se, ich bin eijentlich aus gesundheitlichen Gründen hier. Der Arzt hat mir gesacht, ich soll ins Jebirje wejen mein Blutdruck. Aber schließlich weiß ich ja besser, was mir gut tut. Wasser. Nur Wasser. Un je salzijer, desto bessa. Gott, der Arzt is ja sehr tüchtich, er hat schon meine Mutta selich behandelt, aber reinschaun, sach ich immer, kann er doch auch nich. Un da hab ich meinen Koffer gepackt un hab mein Sozius gesacht: nich anrühren, hab ich gesacht, bei die Zeiten kann ma nur verliern, wo jeder schief liecht, wissen Se, wir ham Textil, auch ne Brangsche momentan. Wunder, daß ich nich was an der Galle hab. Eijentlich dacht ich's, aber der Arzt hat nichts jefunden. Nur Blutdruck, sacht er, aber das hängt miten Alter zusamm. Zwounfuffzich! Sieht ma auch keiner an, was? Blutdruck, sacht er, un die Drüsen! Die innre Sekrezjohn funxioniert nich mehr so. Hat vielleicht auch nie oder schon seit langem nich, sacht er. Er weiß das nich genau. Sehn Se, un wennen Arzt zugibt, daß er nich weiß, hat ma Vertraun zu ihm, weil er ehrlich is. Komisch, das mit die Drüsen, was? Wer hat da was früher von gewußt! Ich hab ihn auch gefracht, wie kommt ma auf einmal auf Drüsen? Fortschritt der Wissenschaft, sacht er. Is ja auch klar. Anner Tante von mir ham se sogar ne Gehirnoperazjohn gemacht. Solln se nich auf Drüsen komm? Anfangs, sacht er, ham se gelacht, un die Leute für verrückt gehalten wien Zeppelin und wie den — na, der den Blinddarm erfundn hat, wie heißt er doch? Na, is ja egal! Un dann ham ses geglaubt. Un jetzt kommt sehr viel auf die innre Sekrezjohn an, un 's hängt viel mit zusamm. In Berlin werd ich ja lektrisch massiert, aber hier, sacht er, kann ich ruhich aussetzen, weil ich ja hier schon so meiner Gesundheit leb. Ich bin auch sehr zufrieden, unberufen! Un meine Kleine, wissen Se, was die gesacht hat? Kolossal von dem Einstein, hat se gesacht. Haten verwechselt. Intelljent muß ja ne Frau nich unbedingt sein, wenn se nur sonst is, nich? Na, von Frauen brauch ich Ihn' ja nischt zu erzählen, wo Sie selbst als Junggeselle — apropo Frauen, sagn Sie, da is doch 'n Schauspieler in Berlin, son mittelgroßer, Sie kenn ihn sicher, ich komm nich aufen Namen, der geht mit soner kleinen Blonden, die war früher immer mit nem Bekannten von mir zusamm, das heißt gekannt hab ich ihn eijentlich nich, aber er hat immer neben mir bei Kempinski gesessen un nu auf einmal nich mehr. Möcht mich intressieren, ob er gestorm is. Sie wissens auch nich, was? Er sah immer son bißchen nach Schlachanfall aus. Gesund soll man sein! Gesund is reich. Hat schon mein Onkel Julius gesagt. Un deshalb bin ich auch froh, daß das mit den Drüsen rausjekomm is. Hätt ja auch jahrelang verborjen bleim könn, wie das mit diese Dinger da, den Kokken, die man sich so leicht holen kann, nich? Na, ich bin ja vorsichtich! — So, un nu wolln wir mal ins Wasser!"

— Und seit dieser Zeit kann ich, dank Leibnitzer, über Drüsen mitreden.

Meine Rettung / Von Stefan Großmann

Seit dem Jahre 1882 schreibe ich jedes Jahr ein historisches Drama. Ich begann mit Heinrich von Ofterdingen und halte gerade bei einer Maria Theresia in fünf Akten. Mein Gewicht, das 1882 217 Pfund betrug, ist allmählich auf 96 Pfund heruntergegangen. Wahrscheinlich hätte ich verhungern müssen, wenn nicht eines Tages ein Berliner Herr in meiner Dachkammer in Pötzleinsdorf erschienen wäre und mir aus Erbarmen eine Fahrkarte nach Berlin geschenkt hätte.

„Was soll ich denn in Berlin?" fragte ich meinen Retter.

„Gehen Sie zu dem Chefredakteur X. Y.", erwiderte er.

„Der kennt mich doch gar nicht."

„Oho, der kennt alle."

„Aber der interessiert sich doch nicht für mich?"

„Oho, der interessiert sich für alles. Übrigens geb ich Ihnen eine Empfehlungskarte mit."

Drei Tage später saß ich im Wartezimmer des Chefredakteurs der Chefredakteure; neben mir warteten Deputationen aus Potsdam und aus Jerusalem, Bankiers und Psychoanalytiker, Inseratenagenten und Religionsstifter, Theaterdirektoren, Berliner Stadtverordnete, abgehende und auftauchende Oberbürgermeister, der Verein organisierter Bakkaratspieler und eine halbbekleidete Gruppe der Liga für Nacktkultur.

„Hören S'", sagte ich zu dem Diener, „i hab a Empföhlung."

Der Diener erwiderte schnöde: „Det hat jeda."

Nach siebenstündigem Warten trat ich ein. Der Chefredakteur saß hinter seinem Schreibtisch, las meine Empfehlung, guckte mich durch die Hornbrille aufmerksam an, kratzte sich im krausen Haar und sagte langsam im selben Rhythmus, wie er sich kratzte: „Sie verfassen historische Dramen?... Schwerer Fall ... Was bringt Ihnen das monatlich?"

Ich lächelte bitter.

„Un wat ham Se Spesen druff?" forschte er weiter.

„Papier, Tinte, Porto, im Winter Heizmaterial."

„Hat jemand die Dinger jelesen?"

Ich holte aus meiner alten Brieftasche den Brief heraus, den mir Heinrich Laube am 12. August 1884 geschrieben hat.

„Na, scheen", sagte der Chefredakteur, „un' leben wollen Se auch."

„Womöglich."

„Hören Se, Mann, dann brauchen Se 'ne Basis."

Ich wollte sagen, mit einer Rente von sechsundvierzig bis achtundvierzig Schilling monatlich wäre ich gerettet, aber dazu hatte ich nicht den Mut.

„Da ham Se mal zehn Mark", sagte der Chefredakteur, „aber das ist noch keine Basis ... Wollen mal sehen ... Hören Se, jehn Sie nach Hause un schreiben Se mal 'n Aufsatz über die Krise des historischen Dramas."

„Gern", stammelte ich errötend.

Am andern Tag saß ich wieder im Wartezimmer, hatte Glück, mußte nur dreieinhalb Stunden antichambrieren, aber der Mann, der sich für alles interessiert, empfing mich mit der Allerweltsfreundlichkeit, die er jedermann entgegenbringt.

„Hören Se, der Aufsatz is ja janz jut, hat mir mein Sekretär jesagt. Ich hab nu 'ne Idee für Sie, ich werde Sie retten. Ich schenke Ihnen etwas, wovon Sie mindestens paar Jahre leben können, ich jeb' Ihnen eine Arbeit, die Sie täglich, hochgerechnet, drei Viertelstunden kosten wird. Verschaffen Sie sich einen Zeitungskatalog, dann werden Sie Mitarbeiter an allen großen Tages- und Fachzeitungen Deutschlands. Die Sachen werden sich auch übersetzen lassen, dann steht Ihnen die Presse von janz Europa und Amerika zur Verfügung."

Begreiflicherweise horchte ich gespannt auf.

„Wissen Se, welches Wort heutzutage das wichtigste für einen Schriftsteller ist? Nee, dat wissen Se nicht, obwohl Sie's jeschrieben haben. K r i s e, die Krise — das ist das Wort, von dem Sie zehn Jahre leben können, Sie müssen es nur systematisch abwandeln ... Ich hab' Ihnen da aufjeschrieben, worüber Sie in den nächsten Jahren schreiben sollen, lauter jroßartige Themen. Bloß mit den Titeln der Aufsätze sind Se jerettet ... Da ham Se, ick schenk Ihnen die janze Kiste."

Mit diesen Worten reichte er mir einen großen Bogen, der mit Schreibmaschinenschrift bedeckt war.

„Sehn Se sich's zu Hause jemietlich durch und Sie sind 'n jemachter Mann ... Adjes ... Kucken Se nich mehr so melancholisch drein, Sie sin jerettet ... Die ersten zwanzig Aufsätze können Se uns liefern."

Ich stieg in meine Dachkammer hinauf und las im Scheine meiner Lampe:

Erste Aufsatzreihe über die Krise

A. Politische

Die Krise der Republik (für Rechtsblätter) — Die Krise des monarchistischen Gedankens (für Linksblätter) — Die Krise des Parlamentarismus (für alle Richtungen) — Die Krise der Landwirtschaft (für agrarische Zeitungen) — Die Krise der Weltwirtschaft (für alle Richtungen) — Die Krise des Sozialismus (für liberale Blätter) — Die Krise des Völkerbundes (für nationale Zeitungen) — Die Krise des Pazifismus (für nationale Zeitungen) — Die Krise des Freihandels (für konservative Zeitungen) — Die Krise der Demokratie (für monarchistische Zeitungen) — Die Krise des Schutzzolls (für liberale Zeitungen) — Die Krise des Liberalismus (für nationale, konservative und sozialistische Blätter) — Die Krise der Selbstverwaltung (für Städte und Großstädte mit Korruptionsskandalen) — Die Krise des Industrialismus (für agrarische Blätter).

B. Weltanschauliche

Die Krise des Protestantismus (für katholische Blätter) — Die Krise des Katholizismus (für protestantische Blätter) — Die Krise des Zionismus (für Europa, Kleinasien und Amerika) — Die Krise des Rationalismus (für hochgebildete Zeitungen und Zeitschriften) — Die religiöse Krise (für Freidenkerblätter).

C. Kunst und Wissenschaft
(für Blätter aller Richtungen)

Die Krise der Malerei — Die Krise des Theaters — Die Krise der Oper — Die Krise des Konzertsaals — Die Krise der Musik — Die Krise des Buches — Die Krise des Romans — Die Krise der Lyrik — Die Krise des Ensembles — Die Krise der Starwirtschaft — Die Krise des Buchhandels — Die Krise des Verlagswesens — Die Krise des Publikums.

D. Sittengeschichte

Die Krise der Familie (für fortschrittliche Blätter) — Die Krise der Ehe (fürs Feuilleton) — Die Krise der Liebe (für alle Richtungen) — Die Krise der Monogamie — Die Krise des Ehebruchs — Die Krise des Kindes — Die Krise der Mutter — Die Krise des Vaters — Die Krise der Schule — Die Krise der Hochschulen — Die Krise der Kunstakademien — Die Krise der Zwischenstufen — Die Krise der Normalen — Die Krise der Psychoanalyse — Die Krise des Bevölkerungszuwachses — Die Krise der Fortpflanzung (für Großstadtblätter).

Eine zweite, dritte und vierte Aufsatzreihe folgt.

•

Dieses Themenverzeichnis kam vor fünf Wochen in meine Hand. Vor drei Wochen habe ich meine Dachkammer verlassen, ich zog auf den Kurfürstendamm, richtete eine Sechszimmerwohnung ein, engagierte zwei Stenotypistinnen, diktierte täglich meine zwei Krisenartikel, errichtete Übersetzungsbüros in Paris und New York und lebe nun in geordneten guten Verhältnissen ohne Not und ohne Krise.

Chor der Junggesellen

Wir protestieren gegen ungerechte Steuern,
Die unser Seelenleben untragbar verteuern!
Die Hypothese, daß wir unbeweibt, ist schief,
Wir sind sogar meist polygam aktiv!

Wenn wir auch aus Prinzip die Ehe meiden,
Wir klagen nicht, wir können schweigend leiden.
Was weiß denn überhaupt ein monogamer Christ,
Wie teuer unser Leben manchmal ist!

Die Einzelfrau verursacht nur geringe Kosten,
Von dreien aufwärts wachsen rasch die Posten.
Wie oft auch, daß man sich verkalkuliert,
Zu hohe Spesen am Geschäft riskiert!

Der Eh'mann futtert schlicht im Kreis der Seinen,
Wo w i r soupierend und mit teuren Weinen
Argumentieren einer Fraue Herz,
Daß uns die Liebe höher als frivoler Scherz.

Der Eh'mann läßt sich dreimal seinen Anzug wenden,
Wir müssen notgedrungen durch E r s c h e i n u n g blenden;
Denn ehe man sich s e e l i s c h uns liiert,
Sind wir meist anderweitig wieder engagiert. –

Und niemand sorgt uns für das Teppichklopfen,
Und niemand will uns uns're Strümpfe stopfen. –
Manchmal, in Nächten, wirr und graus,
Sind wir sogar a l l e i n zu Haus!

Awe

Lieber Simplicissimus!

Zu einem Anekdotenschreiber von gestern sagte sie: „Ich kenne Ihre Anekdoten. Sie sind witzig und original."

Der Dichter lächelte geschmeichelt: „Oh — zu liebenswürdig —"

„Sie haben mich wohl falsch verstanden", ergänzte sie, „leider sind die witzigen nicht original und die originalen nicht witzig."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Rationalisierung

(E. Thöny)



„Seht ihr, Kinder, früher hat mein Vater noch tausend deutsche Arbeiter gebraucht, um sich ein Kapital zu schaffen, und heute braucht er nur noch eine einzige Schweizer Bank, um keine Arbeiter mehr zu brauchen."

Wißbegier

(Dugo)



„Merke dir, mein Kind, zwischen Liebe und Flirt ist ein großer Unterschied!" — „Und bin ich nun eigentlich durch Liebe oder durch Flirt zur Welt gekommen?"

Ragout fin de siècle

(Im Hinblick auf die sexualpathologischen Tanzlokale)

Von Erich Kästner

Hier können kaum die Kenner
in Herz und Nieren schauen.
Hier sind die Frauen Männer.
Hier sind die Männer Frauen.

Hier tanzen die Jünglinge selbstbewußt
im Abendkleid und mit Gummibrust
und sprechen höchsten Diskant.
Hier haben die Frauen Smokings an
und reden tief wie der Weihnachtsmann
und stecken Zigarren in Brand.

Hier stehen die Männer vorm Spiegel stramm
und schminken sich selig die Haut.
Hier hat man als Frau keinen Bräutigam.
Hier hat jede Frau eine Braut.

Hier wurden vor lauter Perversion
Vereinzelte wieder normal.
Und käme Dante in eigner Person —
er fräße vor Schreck Veronal.

Hier findet sich kein Schwein zurecht.
Die Echten sind falsch, die Falschen sind echt,
und alles mischt sich im Topf,
und Schmerz macht Spaß, und Lust zeugt Zorn,
und oben ist unten, und hinten ist vorn.
Man greift sich an den Kopf.

Von mir aus, schlaft euch selber bei!
Und schlaft mit Drossel, Fink und Star
und Brehms gesamter Vögelschar!
Mir ist es einerlei.

Nur, schreit nicht dauernd wie am Spieß,
was ihr für tolle Kerle wärt!
Bloß weil ihr hintenrum verkehrt,
seid ihr noch nicht Genies.

Na ja, das wäre dies.

Kalte Abendplatte

Es ist sehr heiß. Die Hoteldirektion hat Tische auf die niedrige Gartenterrasse stellen lassen. Und abends sind diese Tische besetzt. Die Gäste speisen.
Draußen gehen die Leute vorbei und gucken zu. Ein älterer Mann im blanken Rock bleibt sogar stehen. Er sieht, wie Kaviar aus der Büchse genommen und auf Brötchen verteilt wird. Er sieht saftig rotes Fleisch, bunte Salate, Brot und Butter und blinkende Gläser. Der Mann streicht sich über den Kopf. Vielleicht denkt er an den Blechtopf voll Hafergrütze, den er sich nachher zu Hause aufwärmen wird. Neben dem älteren Mann sitzt ein Hund. Auch der Hund sieht das rote Fleisch. Er schnuppert, wedelt mit dem Schwanz und „macht hübsch".
Die Herren am Tisch lachen. Denn es ist ein sehr drolliger Hund mit einem struppigen Schnauzbart und zärtlichen Augen. Einer von ihnen nimmt eine Scheibe Roastbeaf und wirft sie dem Hund zu. Ein Schnappen, ein kurzes Würgen, die Scheibe ist weg. Der Hund wedelt von neuem.
Es ist wirklich sehr amüsant, und der Herr auf der Terrasse nimmt eine Scheibe saftigen Schinken, wirft sie herunter. Aber die Scheibe fällt, anstatt in das Maul des Hundes, auf den Schuh des Mannes, der daneben steht. Der Mann bückt sich, nimmt das Fleisch und steckt es in die Tasche. Als er sich wieder aufrichtet, macht er erschrockene Augen. Der Herr auf der Terrasse weiß nicht, was er sagen soll. „Wollen wir", flüstert er schließlich, „wollen wir nicht lieber drinnen weiteressen?"
Die anderen nicken. Und dann essen sie drinnen weiter.

Hans Riebau

Reisen bildet

Auf dem Steingeländer des Ponte vecchio in Florenz sitzen zwei Cook-tourists. Mutter und Tochter. Sie lesen in ihren Baedekern, und ab und zu lassen sie ihre Blicke über die Palazzi und die vom aufgehenden Mond für den Fremdenverkehr extra schwer versilberten Fluten des Arno schweifen. Es ist alles so terribly wundervoll. Die Tochter fühlt den Drang in sich, dies irgendwie zum Ausdruck zu bringen. „Oh, how nice is Venice!" sagt sie.
Die Mutter wirft auf den Ausruf ihrer Tochter hin einen erstaunten Blick umher, dann noch einmal einen vergewissernden Blick in ihren Baedeker, und dann sagt sie: „That's not Venice, darling, that is Florence."
Die Tochter schüttelt zweifelnd das Haupt, blättert in ihrem Baedeker von Venedig nach Florenz um, liest nach, vergleicht und spricht: „Yes, indeed! How nice is Florence!"

P. P. A.

Verfehlte Spekulation

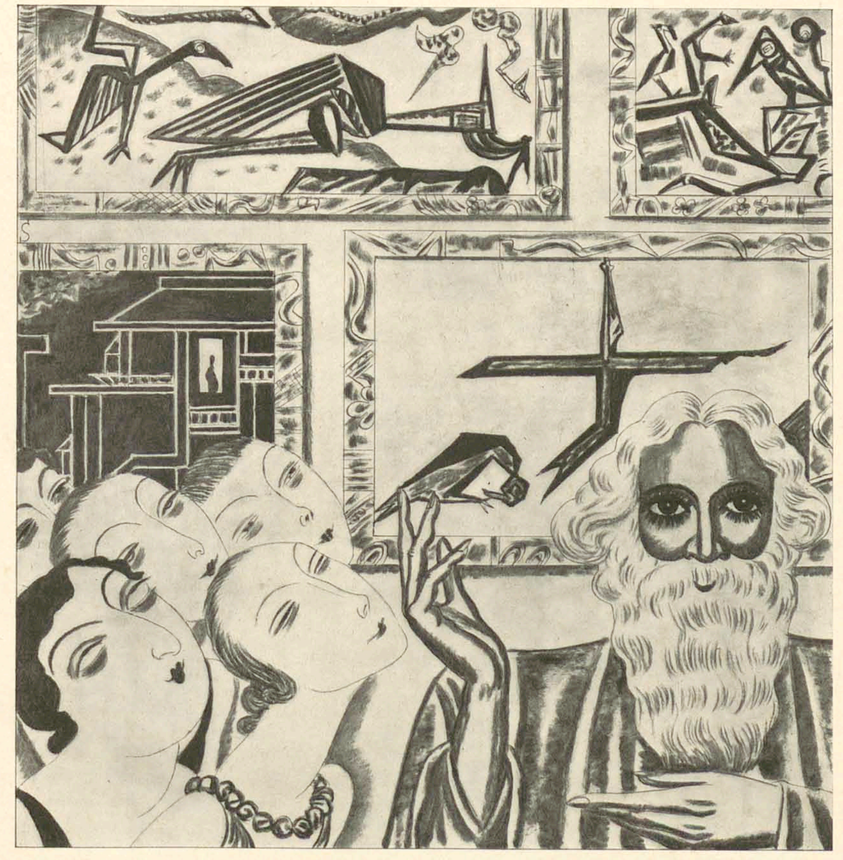
(Steffi Kohl)



„Nun habe ich solange Temperament markiert, daß die Männer glauben, ich liebe umsonst."

Tagore stellt seine Bilder aus

(E. Schilling)



„Gandhi ist im Irrtum — England läßt uns jede Freiheit. — Mir verbietet z. B. niemand das Malen!"

Kleine Politik

Seit langer Zeit war ich wieder einmal abends im Hofbräuhaus. Natürlich in der Schwemme. Am Nebentisch Arbeiter in lebhafter politischer Unterhaltung. Der Streit ging um die richtige Taktik der Partei im bevorstehenden Wahlkampf. Als die Wogen des Meinungsstreites aufs höchste gestiegen waren, ließ sich ein Arbeiter, der bisher nur schweigend zugehört hatte, wie folgt vernehmen: „Genossen, in Bezug auf die Taktik der Partei tröste ich mich schon lange mit dem schönen Wort: Lache, Bajazzo!"

•

In Wien waren Festwochen, zur Hebung des Fremdenverkehrs natürlich. Es gab Platzkonzerte, Freilichtaufführungen, Festbeleuchtung. Bei der gleichen Gelegenheit des Vorjahres — seither ist in Österreich ja allerhand passiert — war nur das Rathaus illuminiert. Diesmal aber erstrahlte auch das Parlament in festlichem Glanze. „Warum wohl?" fragte man einen gelernten Wiener. Und der gab die nachdenkliche Auskunft: „Damit die Fremden sehen, daß es noch da ist."

Parole für die Wahlen

Selbst Hindenburg, der den Stahlhelm befreit,
hat nun im Rheinland verkündigt,
er wünsche die deutsche Einigkeit,
an der man so oft sich versündigt.
Bei den nächsten Wahlen wird jeder Krach
verboten!
Wer die Ruhe stört, kriegt scharf eins aufs
Dach,
besonders die Roten!

Es schadet dem nationalen Geist,
wenn man gleich schießt oder schlagringt,
zumal ja auch diese Methode zumeist
die Wahrheit nicht an den Tag bringt!
Man nehme ein Beispiel am Stahlhelm sich,
der plötzlich
die kriegerische Betätigung strich
und wird gesetzlich!

Graf Westarps „Mit Gott für Kaiser und
Reich!"
erklinge fürderhin friedlich,
der Nazis „Deutschland erwache!" weich
und „Rotfront!" versöhnlich-gemütlich!
Gelüstet es jemand nach Kraftaufwand,
der turne!
Parole: „Mit Hindenburg Hand in Hand
an die Urne!"

Karl Kinndt

Grubenunglück Neurode

(Th. Th. Heine)

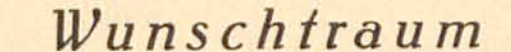


Von Grubengasen kann man sterben, das erschüttert die Welt. – Aber daß man von zwanzig Mark Wochenlohn nicht leben kann, das läßt sie kalt!

Stuttgart, 11. August 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart



Wunschtraum

(Th. Th. Heine)

Der einzige Diktator, der uns wirklich helfen könnte.

Der Unternehmer spricht:

Dies ist die Zeit der großen Not
und „Sparen!" heißt das Machtgebot,
denn täglich kann die Lage sich verschärfen!
Drum muß, wer sein Geschäft versteht,
die Löhne senken, wo es geht,
und möglichst viele auf die Straße werfen!

Es bleibt uns keine andre Wahl,
erscheint dies Vorgehn auch brutal,
der Leitsatz lautet: „Produziere billig!"
Und nur wer tief im Elend hockt,
ist nicht mehr vorlaut und verstockt
und selbst bei Hungerlöhnen arbeitswillig!

Und ist das Pack erst weich und klein,
dann stellen wir es wieder ein,
dann hat die Zeit der großen Not ein Ende!
Herr Brüning macht uns keinen Strich
durch unsre Rechnung – sicher nich!
„Mit Gott für Trust und Dividende!"

Karl Kinndt

Ich kämpfe gegen Nährbolzens Tod / Von Leo Matthias

Er gehörte zu den Patienten, die mich nur selten besuchten. Ich war ihm einmal durch B. empfohlen worden, einen alten Bekannten, der mit ihm zusammen auf der Schulbank gesessen hatte. Die beiden trafen sich hin und wieder in einem Restaurant, das in der Nähe meiner Wohnung liegt. Ich wurde häufiger aufgefordert, doch auch hinzukommen, war auch einmal da, vergaß dann aber immer wieder die Tage und hatte schließlich keine Lust mehr. Dieser Joachim Nährbolz war ein junger melancholischer Mensch, und ich bin selbst nicht lebendig genug, um die Melancholie anderer ertragen zu können. Auch sah seine Brust aus, als ob er ein Vogelbauer darunter versteckt hielte, und auf seinem Gesicht sammelten sich hin und wieder Pickel.

Ich war gerade mit einer Appendix-Untersuchung beschäftigt, als mich B., mein Bekannter, anrief. Ob er sofort zu mir kommen könne. Joachim Nährbolz hätte ihm einen Brief geschrieben und ihm seinen bevorstehenden Tod angekündigt. Er habe eben Nährbolz besucht. Der Fall läge nach seiner Ansicht hoffnungslos. — Als ich fragte, was denn geschehen sei, antwortete mein Bekannter, er könne mir das nur unter vier Augen erzählen. Er befürchte sonst, daß ich die Sache nicht ernst nähme.

Zwanzig Minuten später war er bei mir.

„Nun, was ist denn passiert?" fragte ich. Aber B. schien entschlossen zu sein, das Gespräch zu führen; er ging über meine Frage hinweg und erkundigte sich, ob mir vielleicht das Rutenexperiment bekannt sei, jene Geschichte, die man mit einem zum Tode Verurteilten vor einigen Monaten in Amerika versucht habe.

Ich wußte im ersten Augenblick nicht, was er meinte. Aber dann fiel mir ein Artikel ein, den ich in irgendeinem Blatt vor kurzem gelesen hatte. Es handelte sich da um ein Autosuggestionsexperiment. Man hatte einem zum Tode Verurteilten die Augen verbunden und dann seinen Nacken mit einer Rute berührt. Der Delinquent, der glauben mußte, daß er geköpft wird, war sofort gestorben.

„Ach, Sie meinen diese Geschichte mit der Rute", erwiderte ich.

Mein Bekannter nickte.

„Nährbolz wird auf die gleiche Weise sterben."

Die Stimme, die das sagte, war aufrichtig traurig.

Der Fall fing nun an, auch mich zu interessieren. „Nanu", meinte ich, „ist dieser Mann denn zum Tode verurteilt?"

Mein Bekannter schüttelte den Kopf. „Nein. Es handelt sich nur um einen ähnlichen Fall. Er hat eine Halluzination gehabt; er behauptet, eine Stimme habe ihm seinen Tod für morgen abend neun Uhr angekündigt."

Ich hatte gerade eine Schere in den Händen und schlug damit so unglücklich auf den Schreibtisch, daß sie auseinanderbrach. Aber die Sache war für mich einfach komisch. Auch machte mein Bekannter ein Gesicht, als ob er morgen abend mitsterben müsse. — Aber was sollte ich tun? Ich erklärte mich bereit, diesen Nährbolz, der vor Angst im Bett lag, zu besuchen.

Ich gestehe, daß ich etwas erschrak, als ich am Nachmittag das Gesicht unseres Todgeweihten sah. Er hatte die Arme auf die Bettdecke gelegt und blickte starr nach oben. Der Puls war ungewöhnlich langsam.

Ich setzte mich auf den Bettrand und erkundigte mich nach den Umständen, unter denen die Halluzination erfolgt sei. Er antwortete mit schwachen Lippen: er habe die Stimme gestern nachmittag gehört, vier Uhr zwanzig. Es sei noch ganz hell gewesen, und er sei gerade durch die Tür in die Wohnung getreten. Wie immer habe er die Tür hinter sich abgeschlossen. Und in diesem Augenblick habe hinter ihm jemand vollkommen deutlich gesagt, er müsse in zwei Tagen abends um neun Uhr sterben.

Ich warf einen Blick zu B., der sich in eine Ecke auf eine Chaiselongue gesetzt hatte, und prüfte noch einmal den Kranken. B. hatte nicht übertrieben, — der Fall war ernst. Ich überlegte, was man wohl tun könne, und kam zu dem Entschluß, es zuerst einmal mit harmlosen Mitteln zu versuchen. Ich deckte den Kranken auf und begann mit Massagen. Ich behandelte ihn wie einen Ertrunkenen, machte also mit ihm alle jene Arm- und Beinbewegungen, die geeignet sind, die Lungen und die Herztätigkeit zu kräftigen, und stellte ihn zum Schluß für einige Sekunden auf den Kopf. Der Erfolg war augenscheinlich. Der Puls stieg auf vierundsechzig. Das Gesicht blieb noch etwa zehn Minuten lang leicht gerötet. Ich war mit der Blutzirkulation zufrieden und sagte ihm, daß ich ihn noch einmal morgen früh und dann gegen Abend besuchen würde.

Als ich aber am nächsten Morgen in sein Zimmer trat, hatte sich sein Zustand wesentlich verschlimmert. Der Schädel zeichnete sich scharfkantig durch das Fleisch, und die Augen lagen groß in den Höhlen.

Es war einer der wenigen Fälle in meiner Praxis, wo ich vollkommen ratlos war. Ich blieb ein halbe Stunde am Bett dieses Nährbolz sitzen, weil ich hoffte, daß der Anblick des Kranken mir irgendeinen Einfall bringen würde. Aber ich saß da vergeblich. Ich ging schließlich nach Haus und rief einen Kollegen an, dem ich den ganzen Fall erzählte. Er war ebenso wie ich der Ansicht, daß es falsch sei, noch weiterhin zu massieren, und schlug vor, diesen komischen Kauz dadurch auf die Beine zu bringen, daß man ihm irgendein brechreizendes Mittel verabreiche. Der Gedanke war ausgezeichnet; ich gab diesem Nährbolz noch am gleichen Vormittag zwei Löffel Brechweinstein (Tartarus stibiatus). Ich hatte etwas Angst, daß die Magenkonvulsionen zu heftig werden könnten — aber es ging alles ganz gut. Joachim Nährbolz schluckte Tartarus stibiatus brav hinunter und war nur über die eintretende Wirkung, wie es ja verständlich ist, nicht sehr erfreut. Als er zum viertenmal gebrochen hatte, fragte er mich leise und vorwurfsvoll, ob es denn notwendig sei, ihn noch in den letzten Stunden seines Lebens so zu quälen. Aber ich stellte die Gegenfrage, ob er den Wunsch habe, weiterzuleben; ich verstünde das zwar nicht, aber es habe doch den Anschein. Und als er es bejahte, gab ich ihm noch einen halben Löffel.

Ich kam dann gegen sieben Uhr abends wieder. B. hatte ich mitgenommen; ich hatte so ein Gefühl, als ob seine Hilfe vielleicht notwendig werden könnte.

Wir betraten gemeinsam das Zimmer. Unser Freund Nährbolz lag — das Gesicht zur Wand — wie immer im Bett.

Ich legte seinen Kopf auf die andere Seite und erschrak. Vor mir lag ein Sterbender. Ich war von seinem Anblick so betroffen, daß mir sofort die Idee kam, ihm die letzten Stunden etwas zu erleichtern. Menschliche Hilfe konnte hier nichts mehr retten. Dieser Mensch ging an einem Gedanken zugrunde.

Ich beschloß, ihm ein Schlafmittel zu geben, und sagte es meinem Bekannten.

„Ein Schlafmittel?!!"

B. sah mich an, als ob ich der gescheiteste aller Menschen sei. Und noch bevor er etwas hinzufügen konnte, wußte ich, daß ich in der Tat etwas sehr Gescheites verordnet hatte. Es gab noch eine einzige Möglichkeit, diesen Nährbolz am Leben zu erhalten: man mußte ihn zum Schlafen bringen . . .

Die Beine übereinandergeschlagen, die Hände in den Taschen saßen wir nun zwei Stunden lang am Bett dieses Kauzes und warteten auf die neunte Stunde. Er schlief fest. Der Puls war niedrig, aber nicht besorgniserregend. B. war überzeugt, daß ich diesen Nährbolz bereits gerettet hatte.

Ich selbst war skeptisch. Meine Überzeugungen waren durch die Ereignisse der letzten beiden Tage zu sehr ins Wanken geraten.

Als es fünf Minuten vor neun war, stand mein Bekannter auf, beugte sich über das Bett und sah diesen Nährbolz an, als ob er ihm das Leben zuhauchen könne. Ich fand dieses Getue reichlich albern und bat ihn schließlich, sich wieder zu setzen. Dann sah ich nach der Uhr.

Es war zwei Minuten nach neun.

Ich zeigte B. meine Uhr und fühlte dann Nährbolz den Puls. — Er hatte seinen Tod verschlafen.

Ich wartete noch etwa zehn Minuten und riet B., hierzubleiben.

Er verbrachte die Nacht auf der Chaiselongue. Am nächsten Morgen begrüßte er den Toten mit großem Hallo.

Nährbolz besuchte mich schon am Vormittag in meiner Sprechstunde und schien über sein Leben sehr glücklich zu sein.

Ich verstehe das zwar nicht recht — aber: meinetwegen.

Die neue Partei.

Wir lesen angenehm erstaunt,
was alles aus den Blättern raunt
von Pflicht des Tags, von Freiheit, Ehre,
von Staatsgewalt, von blanker Wehre,
von innerer Erneuerung
und Nationalbefeuerung . . .

Wer sind sie bloß, die voll Geschick
vermittels dieser Festmusik
beflissen sind, die ewig Biedern
zu locken und sich anzugliedern?
Konditionierten sie nicht froh
vor kurzer Zeit noch anderswo?
Bei Doktor Hugenberg und Co.?

. . . Die alte Firma ging kapores.
Man selbst — o tempora, o mores! —
tut so, als ob, und bleibt lebendig,
mit neuem Anstrich außewendig.
Man bäckt für dieser Zeiten Not
das treubewährte Kommißbrot
und würzt's mit ein paar Kraftrosinen,
die leichterer Verdauung dienen.

Ratatöskr

Wahlkampf ohne Waffen!

(Olaf Gulbransson)



„Wenn man uns der besten Argumente beraubt, wo bleibt da die Freiheit der politischen?"

Kleine Heldengeschichte / Von Peter Paul Althaus

Mucius Scävola mag ein tapferer Mann gewesen sein, mein Fall ist mehr der Sergeant Barbarouille.

Das war nach der Schlacht bei Wagram.

Napoleon hielt Heerschau.

Die Reihen waren rot von blutigen Verbänden. Ungezählte Soldaten hatten die umgekehrten Gewehre unter dem Arm, als Krücken.

Der Kaiser schritt die Reihen ab. Bei den schwer Blessierten blieb er stehen, sprach mit ihnen und verteilte Orden.

So kam er auch zu dem Sergeanten Barbarouille, der in der Schlacht den rechten Arm verloren hatte.

„Sie haben brav gekämpft, Sie haben Ihren Arm für Ihr Vaterland gelassen, Sergeant! Ihr Kaiser wird Sie nicht vergessen!" redete ihn Napoleon an.

„Für meinen Kaiser würde ich mit Freuden auch meinen anderen Arm opfern, Sire!" beteuerte der Sergeant Barbarouille, während ihm der Kaiser das Kreuz anheftete.

„Nun, nun, vorläufig haben Sie genug getan", lächelte Napoleon, gerührt über soviel Diensteifer und Treue.

Der Sergeant Barbarouille legte das Lächeln des Kaisers jedoch als Zweifel an seiner Versicherung aus, zog seinen Säbel, hieb sich auch den anderen Arm ab und legte ihn dem Kaiser zu Füßen.

Gegen Dummheit kämpft Gott selbst vergebens!

(Wilhelm Schulz)



„Für eine gute Ernte habe ICH gesorgt, aber dafür, daß die Menschen trotzdem hungern, wird schon die Weltwirtschaft sorgen!"

Der Bittgang / Von Caren

Seitdem sich die Frau Theresa Rambichler an der Erbschaft ihrer seligen Schwägerin verhoben hatte, wollte sie gar nimmer recht „werden". Sie ziepfte so herum. Konnte keinen Hefenteig mehr abschlagen. Und auf die Nacht keinen Radi mehr vertragen. Und eines Morgens überraschten ihre Söhne Tonerl und Xari sie sogar dabei, wie sie statt der gewohnten Maß Bier in der Küche heimlich einen leeren Tee zum Frühstück läpperte. Was ihnen den Ernst der Lage erst vollends zu Bewußtsein brachte. Sie ruhten nicht eher, bis die Mutter zu einer Naturheilerin ging, die aus dem Urin der Frau Rambichler weissagte, daß sie nach einer sechswöchigen Kräuterkur für immer von ihren Schmerzen befreit sein würde. Und tatsächlich — schon nach der dritten Woche trat eine vollständige Lähmung der unteren Extremitäten ein, so daß man mit ziemlicher Sicherheit auf ihre baldige Erlösung von allen Leiden rechnen durfte . . . Die Nachbarn rieten zu einem Spezialisten. Der Herr Pfarrer empfahl einen Bittgang. Herr Sattlermeister Alois Rambichler rechnete sich aus, daß der Bittgang, inklusive Reisespesen und Weihkerzen, immer noch billiger käme als der Spezialist. Und so entschloß er sich zu einer Wallfahrt zur gnadenreichen Mutter von Alt-Ötting.

Am Samstag vor Mariä Himmelfahrt, so gegen Mittag, brach er auf. Teils, um die Sonntagsfahrkarte auszunützen und andernteils von wegen der doppelten Chance, der heiligen Fürbitterin sein Anliegen gleich auf ihre Reise gen Himmel mitgeben zu können.

Auf dem Weg zum Bahnhof fiel ihm ein, daß er vielleicht einen Zug überschlagen und noch auf einen Sprung bei der Maria Seestaller vorbeischauen könnte. Die Fräul'n Maria Seestaller, Robes & Modes, Marsstraße 10, drei Treppen, war nämlich sozusagen das G'spusi vom Herrn Rambichler. Seit beiläufig elf Monaten. Seit halt seine Frau Theresa auf die Nacht keinen Radi mehr vertragen konnte. Denn was der Mensch braucht, das muß er haben, meinte der Alois. Und die heilige Jungfrau wird ihm den kleinen Abstecher schon verzeihen. Meinte er . . .

Bei der Maria gab's grad Rohrnudeln mit Zwetschgen und einen zünftigen Kaffee dazu, der sich mit allem Zubehör bis in den Abend hineinzog. Die Maria war eine praktische Person. Sie war der Ansicht, daß das Nachtquartier in Alt-Ötting hinausgeschmissenes Geld sei, wo er es doch bei ihr ganz umsonst und viel kommoder haben könne. Und gar so pressant werde es der liebe Herrgott mit der Frau Rambichler ja nicht haben, meinte sie . . .

Der liebe Herrgott hatte es aber pressant. Sogar sehr! Wenigstens was den Alois betraf. Als der Wallfahrer sich am Sonntagmorgen so gegen vier aus dem Patentbett der Maria Seestaller erhob, traf ihn unversehens der Schlag. Nicht einmal die Unterhosen konnte er sich mehr anziehen . . .

Die Maria war eine ordnungsliebende Person. Sie telephonierte um acht Uhr die Rambichlersche Wohnung an und teilte dem bestürzten Xari sachlich mit, daß sein Vater um 3 Uhr 57 Minuten bei ihr verstorben und daselbst jederzeit gegen Ausweis abzuholen sei.

Rambichler Söhne waren sich darüber einig, daß die Geschichte vertuscht werden müsse. Einmal wegen der Blamage. Zweitens wegen der Kundschaft. Und schließlich auch der Mutter zulieb, bei der sich bereits die ersten Erfolge des Bittgangs bemerkbar machten.

Am Sonntagabend, nach Einbruch der Dunkelheit, hielten sie mit dem kleinen Lieferauto vor der Marsstraße 10. Schellten bei Robes & Modes. Legitimierten sich als die Eigentümer. Rollten den Vater in eine Zeltbahn. Verstauten ihn im Auto zwischen hundert Blatt prima Kernleder. Und verbrachten ihn unbemerkt dahin, allwo er als ehrenwerter Bürger und Christ zu sterben verpflichtet war.

Es wurde eine schöne Leich. In seiner Grabrede betonte der Herr Pfarrer: „Gott siehet den Willen an für die Tat. Er wird die Frau Rambichler wieder gesund machen. Denn wenn auch der fromme Pilger das irdische Ziel seiner Wallfahrt nicht mehr erreicht hat, so hat ihn doch Maria selber zu sich genommen!"

Unter dem Kreppschleier der Maria Seestaller hervor ertönte ein Schluchzer in die feierliche Stille.

Eine Dame sah einen Chausseearbeiter...

Ich bin gestern mit dem Auto nach Steinbach gefahren.
Es war ein Umweg, aber es war interessant.
Ich fuhr durch Kolonnen, die beim Straßenbau waren.
Ein junger Mann fiel mir auf, den ich wonderful fand.

Er war ein Arbeiter wie die anderen alle.
Aber er hatte Haltung wie ein polnischer Graf.
Er „adelte" die Arbeit. Im schlimmsten Falle
War es ein Werkstudent, den ich da traf.

Sein Gesicht war schmal und braun von der Sonne.
Sein Blick hat mich tatsächlich irritiert.
Es wurden Witze gerissen in der Kolonne.
Sie wurden von ihm sehr galant ignoriert.

Er hatte nur Hemd und Hose am Leibe.
Aber er sah aus, o yes, wie ein griechischer Gott.
Er wär' fast zu schade zum Zeitvertreibe.
Ich stell ihn mir vor: Eintänzer im „Charlott".

Ich traf ihn indessen als Straßenarbeiter.
Er wäre vielleicht eine grande passion.
Nur muß ich schon morgen mit jemand weiter.
Doch ich träum' noch am Lido von diesem garçon . . .

Kurt Rudolf Neubert

Trost

(Anton Leidl)



„Ein Glück ist ihm noch zuteil g'worden, dem teueren Verblichenen: Die Kürzung der Pensionen hat er nimmer erleb'n brauchen!"

Vom Tage

Mozart im Lederhandel

Einem Artikel in der „Allgemeinen Lederwaren-Zeitung", Ausgabe Bayern, entnehmen wir folgende Stelle:

„Wie das Lederwarengeschäft heuer wird, muß noch abgewartet werden. Die Oberammergauer Passionsspiele, die Schiller-Festspiele, das Totenmal und die Wagner-Mozart-Festspiele im August werden viele Fremde nach München bringen. Leider kaufen die Amerikaner im allgemeinen wenig, und wenn sie sich dazu entschließen, dann versuchen sie abzuhandeln und möchten am liebsten die Ware halb geschenkt haben."

Schiller, Mozart und Wagner haben halbe Arbeit getan: wenn sie die Kauffreude der Amerikaner nicht anregen, was heißt dann „unsterbliches Kunstwerk"!? Und gar das Totenmal! Da zahlt die Lederwarenbranche hohe Steuern, damit in München Attraktionen geschaffen werden, und was kommt heraus? Ein Totenmal, zu dem die Leute sich noch nicht mal ein Paar Schuhsohlen ablaufen. Wenn das so weitergeht, wird sich die Lederwarenbranche auf Oberammergau als Hauptstation konzentrieren. Dort versteht man schließlich noch am besten, was Belebung des Geschäfts heißt. Teha

•

Die sportliche Speisekarte

Ich hätte nie geglaubt, daß Schmelings Weltmeisterschaft von erheblichem Einfluß auf die Genüsse des Magens sein könnte (von Schmelings eigenem Magen natürlich abgesehen). Die Speisekarte eines bekannten Leipziger Restaurants belehrte mich jedoch eines Besseren. Mit besonders hervorgehobener Schrift ist da zu lesen:

Max-Schmeling-Weltmeister-Schnitzel . . . . . . 3.— M.
Sharkey-Tiefschlag-Filet . 3.— M.

Unangenehmer Zwischenfall

(Schäfer-Ast)

Das verborgene Genie

Kürzlich erhielt die Direktion eines großen Stuttgarter Verlags folgendes Schreiben:
„Gestatten Sie mir, Sie höflichst ersuchen zu dürfen, mir mitteilen zu wollen, welches Papier in Qualität zur Niederschrift eines Werkes und in welcher Ausführung ein solches vom Verlag übernommen wird. Einer diesbezüglichen, ausführlichen Rückantwort sieht mit Dank entgegen. Hochachtungsvoll Richard Kießling."
Die „ausführliche" Rückantwort des Verlagsdirektors lautete: „Ihre freundliche Anfrage ist entschieden originell. Trotzdem möchten wir Ihnen empfehlen, am besten kein Papier zu verwenden."
Ja, wenn die deutschen Verleger bei der Entdeckung von Genies so leichtfertig vorgehen, brauchen wir uns über den Tiefstand der Literatur nicht zu wundern!

E. K.

Der Dichter schuf . . .

Von Wladimir Asoff

Der Dichter schrieb . . .
Die Stirne in tiefsinnige Falten gelegt, die feine Hand mit den durchsichtigen, langen Fingern ins üppige kastanienbraune Haar vergraben, schrieb der Dichter, den schlanken Oberkörper tief über den Tisch neigend.
Von Zeit zu Zeit hob er den Blick vom Bogen, der vor ihm lag, lehnte sich im Sessel zurück und versank in Nachdenken.
Er behielt aber die Feder in der Hand, und nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, beugte er sich wieder über das Papier.
„Er schreibt", bemerkte respektvoll der Verehrer.
Die Verehrerin sah ihn empört an und korrigierte ihn, andächtig flüsternd: „Er schafft."
Der Dichter schrieb, versank in Gedanken, schrieb weiter.
„Hm . . .", sprach er unvermittelt mit einer Stimme, die wie das Geläut silberner Glöckchen klang, und hörte zu schreiben auf, indessen seine Augen, die im Lichtblau eines indischen Saphirs erstrahlten, traumverloren an der Decke haften blieben, auf der langsam eine lebensmüde Winterfliege herumirrte.
„Er sucht einen Reim", bemerkte respektvoll der Verehrer.
Die Verehrerin sah ihn schmerzvoll an und korrigierte ihn, wispernd: „Er redet mit der Muse."
Der Dichter schrieb.
Plötzlich wich der gedankenvolle Ausdruck seines Gesichts tiefer Erregung. Seine Züge verzerrten sich, und ein Zornesblitz zuckte um seine feinen, fest aufeinandergepreßten Lippen.
„Teufel!" rief er aus und ließ die Feder fallen.
„Es will nicht gelingen", flüsterte respektvoll der Verehrer.
Die Verehrerin sah ihn mit unsäglicher Verachtung an und korrigierte ihn, hauchend: „Schöpferqualen."
Der Dichter ballte nervös den halbbeschriebenen Bogen zusammen und schleuderte ihn in den Papierkorb. Seine Augen irrten, ohne etwas zu sehen, über Wände, Decke und Diele, streiften abwesend die verschiedenen Gegenstände des Zimmers und die vom Fenster umrahmte Landschaft. Dann nahm er ein frisches Blatt.

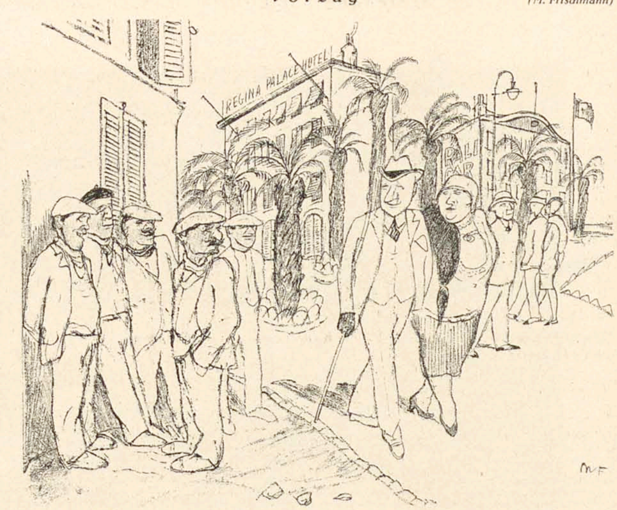
(Schluß auf Seite 235)

(Schluß von Seite 234)
„Er hat's gefunden", flüsterte respektvoll der Verehrer.
Die Verehrerin sah ihn mit tiefstem Kummer an und korrigierte ihn, fast lautlos die Lippen bewegend: „Apollo rief ihn zum heiligen Opfer."
Der Dichter schrieb.
Flink raschelte seine Feder, und auf dem weißen Papier reihten sich, Zeile auf Zeile, wohlgeordnete Reihen dichtgedrängter Buchstaben. Eine seidenweiche, kastanienbraune Haarsträhne fiel dem Dichter, der sich tief über sein Werk gebeugt hatte, in die Augen. Er warf sie mit einer kecken Bewegung seines genialen Hauptes zurück und schrieb ohne Stocken weiter.
Der Dichter hatte zu Ende geschrieben.
Er überlas das Geschaffene, und um seine Lippen, die zart waren wie die eines jungen Mädchens, glitt ein Lächeln der Befriedigung. Nachdem er den Bogen mit großer Sorgfalt vierfach zusammengelegt und in die Tasche gesteckt hatte, erhob er sich und ging leichten, schwebenden Schrittes davon, wie ein Mensch, der sich beflügelt fühlt.
Der Verehrer und die Verehrerin stürmten zum Papierkorb.
„Ich werde vorlesen", sagte der Verehrer, indem er mit bebenden Fingern das zerknüllte Papier glättete. „Ich lese Handschriften besser als Sie."
„Sie haben nicht die blasseste Ahnung, wie man Poesie lesen muß", entgegnete die Verehrerin und riß ihm das Blatt aus der Hand. „Es ist besser, Sie hören zu:
‚Keine Landbutter nehmen, sondern unbedingt Tafelbutter. Schinken — ein Viertel, Lachskaviar — ein halbes Viertel. Und die Idioten sollen ihn diesmal in einer Schachtel geben, und nicht in einer Tüte. Käse — ein halbes Kilo (oder ein halbes Pfund?). Soßkys (Tel. 122 89) sagen, daß, wenn die Beinkleider zum Donnerstag nicht fertig sind, er sie selbst — hol ihn der Teufel — tragen mag. Die Wäscherin an die Krägen erinnern . . .'"
„Ehem . . .", räusperte sich respektvoll der Verehrer.
Die Verehrerin sah ihn mit Bedauern an und sagte, während sie das Papier in ihrem Handtäschchen verschwinden ließ: „Auf jeden Fall ist es ein Autogramm."

(Autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Bar. Rausch v. Traubenberg)

Vorzug

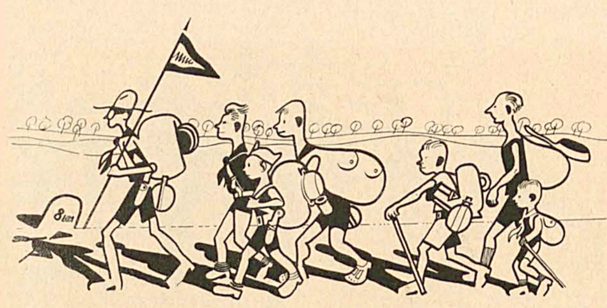
(M. Frischmann)



„Siehste, Heinz, hier wirken die Arbeitslosen doch wenigstens viel malerischer als bei uns in Deutschland!"

Erziehung zur Politik

(Karl Holtz)



„Siegreich wollen wir ..." — „Still, Kameraden, dieser Plan muß ganz unter uns bleiben!"

Ein neues Protokoll der Weisen von Zion

Herr Wenzel Křepřek, Adept des neuerrichteten Jenaer Universitätsinstituts für Rassenforschung, hat einen Fund gemacht, dessen Einfluß auf die künftige Gestaltung des politischen Lebens in Deutschland kaum abzusehen ist.
Es handelt sich um ein neues Protokoll der Weisen von Zion. Man weiß, daß durch die schon vor Jahren veröffentlichten „Protokolle der Weisen von Zion" der Welt überzeugend nachgewiesen wurde, wie sie — hinter geheimnisvollen Kulissen — von einer Handvoll ekelhafter Rabbiner regiert wird. Das neugefundene Protokoll ergänzt dieses Weltbild. Hier der Wortlaut des Dokuments:

„Protokoll der Sitzung vom 30. November 1918
Verhandlungsort: Vor der Bundeslade im Bethhamidrasch der Prager Altschul. Anwesend: Rabbi Izhok Schmul ben Levy aus Arkansas, Rabbi Awrohom Katzelsprung ben Awossim aus Berlin-Neusteglitz, Rabbi Mojses Hitelberg ben Awadoß aus Bielitz, Rabbi Isaias Frekeles ben Nebbochim aus Ungarisch-Hradisch, Rabbi David Bronstein (ein Verwandter Trotzkis?) ben Megille aus Kiew, Rabbi Leib Jomkippur ben Mordechai aus Oberhollabrunn, Rabbi Wolf Menasse ben Pischerski aus Küstrin.
Rabbi Leib Jomkippur ben Mordechai eröffnet rituell die Sitzung und erteilt dem Rabbi Izhok Schmul ben Levy das Wort. Dieser führt aus: ‚Unsere Zeit ist gekommen, gelobt sei der Herr der Rache. Wir werden alles beherrschen, Halleluja. Wir werden die Welt von den Gojims ausputzen, Lehodaudi. Aber werden die auch nichts merken, unberufen? Gut, sie sind blöd: aber doch nicht so sehr, Gewalt geschrieen?! Wir müssen etwas tun, Schema Israel! Wir müssen uns sichern, hörts mich an. Wir müssen den Gojims einreden, daß etwas für sie geschieht, nebbich. Wir müssen den Eindruck erwecken, daß etwas gegen uns unternommen wird, der Herr möge sie treffen bis ins letzte Glied. Wir werden aufziehen eine große antisemitische Sache, nicht gedacht soll ihrer werden. Die Gojims werden wir zusammenfassen in Sturmabteilungen, nebbich. Voranflattern sollen ihnen Hakenkreuzfahnen, vielgeliebte Rabbis. Warum ausgerechnet Hakenkreuz? Weil es ist ein Zeichen dafür, wie sie übereinander werden stolpern, unberufen. Und wir werden die ganze Sache nennen ‚Nationalsozialismus', damit man nicht merkt, daß wir dahinterstecken, Lehodaudi. Aber wir werden dahinterstecken, Halleluja! Und wir werden sie lenken wie alles und jedes, gelobt sei der Herr der Rache. Aber die Gojims werden nichts merken und werden schreien: ‚Juda, verrecke!' Und Juda wird nicht verrecken, sondern es wird sich freuen über unsere neue Idee, gesegnet sei unser jüdischer Kopf. Und die Gojims werden jubeln und glauben, es geschieht endlich etwas gegen Judas Herrschaft; aber es wird nichts geschehen. Denn wir Weisen von Zion stecken ja hinter dem Ganzen, Schema Israel!' —
Der Antrag Leib Jomkippurs ben Mordechai wird einstimmig angenommen und die Thorarolle jubelnd durch den Raum getragen, nachdem sie dreimal in der Richtung gegen Deutschland geschwenkt wurde. Die Rabbiner Isaias Frekeles ben Nebbochim aus Ungarisch-Hradisch und Mojses Hitelberg ben Awadoß aus Bielitz werden beauftragt, gemeinsam mit dem Referenten Pläne, Statuten, Leitsätze und Embleme der neuen Unternehmung im Detail auszuarbeiten. Es wird strengste Geheimhaltung beschlossen; auch die allerkleinste Indiskretion würde mit Entzug des diesjährigen Passachblutes bestraft werden. Nachdem noch Rabbi Awrohom Katzelsprung ben Awossim aus Neusteglitz über die für 1919 vorgesehenen Ritualmorde berichtet hat, wird die Sitzung um vier Uhr früh geschlossen."

„Tagesordnung der nächsten Sitzung: 1. Soll die Subvention an den päpstlichen Stuhl erhöht werden? 2. Richtlinien für Rabbi Max Reinhardt zur weiteren Zersetzung des arischen Theaters. 3. Vorbereitung einer Geheimkonferenz zwischen den Bundesbrüdern Stalin und Morgan. 4. Ausdehnung der Dekolletés bei den weiblichen Schwimmkleidern. 5. Kreditgewährung an den Verein für atonale Musik. 6. Rüge für das deutsche Zentrum wegen nachlassenden Eifers gegenüber den Weisen von Zion. (Bundesbruder Erzberger oder — sollte dieser bis dahin auftraggemäß schon ermordet sein — Bundesbruder Brüning sind vorzuladen.)"

Überall Juda, überall! Auch das Hakenkreuz — eine von den Juden aufgestellte Attrappe! Und was nun, hilf Himmel, was nun?

Kat.

Weltkrieg mit Schlagrahm

Von Walther C. F. Lierke

Ach, Tante Cecilie, heut war es schön!
Ich bin mit Otto zu einem Film gewesen,
da konnte man richtigen Weltkrieg sehn —
erleben quasi, nicht bloß historisch lesen.

Nein, ich sage dir! So ein Trommelfeuer!
Tante, den Film mußt du dir auch anschaun.
Dritter Platz eine Mark, — das ist ja nicht teuer ...
Was sich doch die Menschen im Krieg alles traun!

Da hat einer allein einen ganzen Tank —
Weißt du, was ein Tank ist? So ein Panzerwagen
ohne Räder, unten laufen Raupen entlang —
oder heißt das —? Da muß ich Otto fragen.

Der war ja vier Jahre lang in der Etappe.
Davon hat er doch den Perser über die ganze Wand
und die intime Photographien-Mappe —
französische, weißt du! — Dann sind wir gerannt,

weil es regnete, schnell in eine Konditorei.
Da gab's — Tante, so was von Ananastorte
und Schlagrahm! und mäßige Preise dabei!
„Himmlisch" ist gar nichts, es gibt keine Worte.

Ich hab drei Portionen nacheinander bestellt.
Otto wurde schon etwas krötig ...
Also Tante, der Kriegsfilm gefällt
kolossal — Otto findet ihn aber nicht nötig.

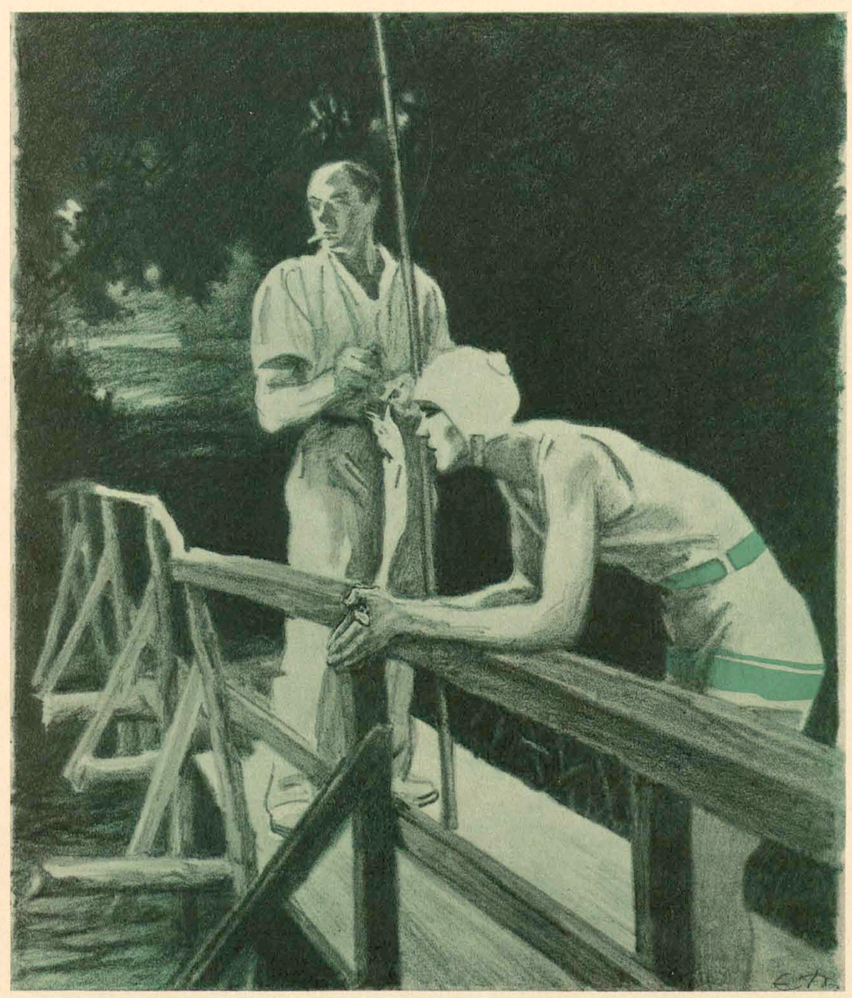
Lieber Simplicissimus!

Provinzredaktion. Morgens acht Uhr. Das Telephon klingelt. Eine männliche Stimme: „Ach, könnte ich Ihnen eine Meldung aufgeben? Ja? ... Von einem Autounglück, meine Frau ist nämlich heute nacht tödlich überfahren worden ..."
Der Stenograph nimmt einen ausführlichen Bericht über den Unfall auf. Schon will er den Hörer hinhängen, da meldet sich die männliche Stimme schüchtern noch einmal: „... Ach, verzeihen Sie gütigst, könnte ich mir für die Meldung vielleicht einen kleinen Obolus abholen?" — So geschehen am 21. Juli 1930 in Düsseldorf.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Kommandit-Gesellschaft, München • Postscheck München 5802 • Redaktion und Verlag: München 13, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

Raffinement

(E. Thöny)



„Siehste, det mache ick wie mein Vater mit seinen Wählern: So'n kleiner, aber appetitlicher Köder wirkt oft noch besser als 'n unglaubhaft großer Happen!"

Wenn einer eine Reise tut . . .

Der Autobus Bozen—Oberammergau, hauptsächlich von Amerikanern besetzt, hält zum Five o'clock tea auf dem Fernpaß. Eine Amerikanerin im blühenden Alter von vierzig bis fünfzig Jahren setzt sich an unseren Tisch, erkundigt sich über Oberammergau und fragt u. a.: „Was für Geld braucht man eigentlich in Oberammergau?" Ich: „Reichsmark." Sie darauf: „Aber Oberammergau liegt doch in Bayern?"

•

Wir fahren mit dem gleichen Autobus bis Garmisch mit. Vor Lermoos herrlichster Blick auf das gewaltige Zugspitzmassiv, das sogar den Amerikanern imponiert. Eine andere neben mir sitzende Amerikanerin fragt mich, voll Ehrfurcht auf den Zugspitzgipfel zeigend: „Ist da schon jemals ein Mensch droben gewesen?"

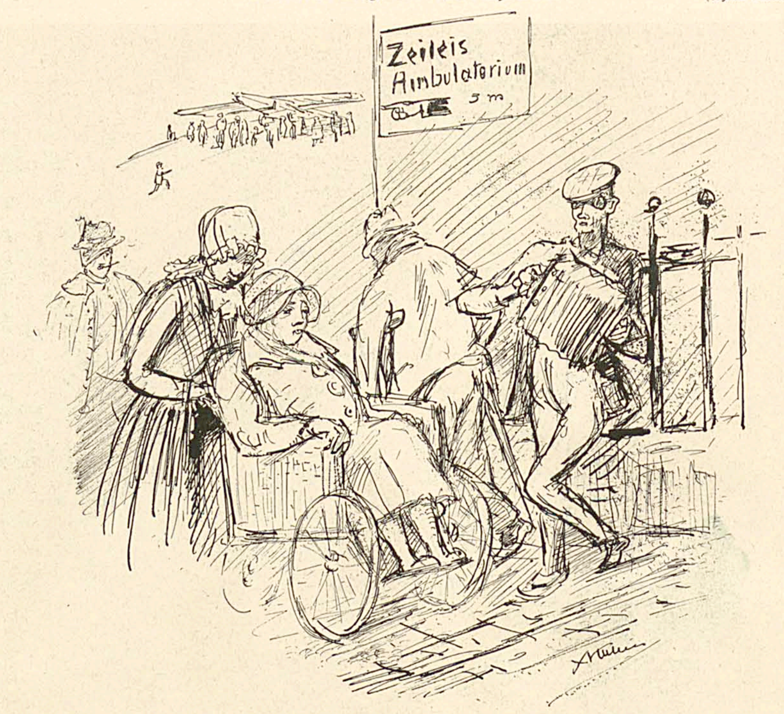
•

Bei meinem Aufenthalt in Friedrichshafen las ich am Eingang der Zeppelinwerft:

Eintrittskarten für Erwachsene 50 Pf.
für Österreicher
oder Schweizer 70 Pf.

Erinnerung an Gallspach

(Alfred Kubin)



Brief einer jungen Frau

„Den 7. August. Mein lieber Junge!
Ich bin nun wieder glücklich in Berlin.
Der Zug war nicht sehr voll. Frau Forstrat Runge
Verschlief die ganze Fahrt fast von Beginn,
Und konnte ich da dauernd an Dich denken.
Mein Mann hat mich am Bahnhof abgeholt.
Du solltest mir doch keine Blumen schenken!
(Ich habe ihn natürlich angekohlt.)
Er sagte gleich, ich hätte frischere Farbe
Bekommen. Na, das macht der Segelsport!
Wenn er was merken sollte von der Narbe
Am Arm, dann sag ich, die ist auch von dort.
Mein Dummes Du! Es waren schöne Stunden
Mit Dir, und ist es doch sehr sonderbar,
Ich habe effektiv nichts bei gefunden,
Wie schlecht ich letzten Endes zu ihm war.
Jetzt muß im Bett ich öfter heimlich weinen,
Und habe ich das Ganze schon bereut.
Ich schwöre, vor Dir hatte ich noch keinen
Zum Freund, d. h. seit meiner Ehezeit.
Du darfst mich diesbezüglich nicht verkennen!
Was zwischen uns war, ist endgültig aus,
Und mußt Du diesen Brief sofort verbrennen,
Sonst kommt die Sache doch noch einmal raus.
Ich bitte Dich, mein Junge, nie zu schreiben!
Du siehst das ein. Und ist das nun passé.
Wie lange denkst Du denn noch dort zu bleiben?
Erhol' Dich und vergiß nicht Deine G.

PS. Wenn Dich Dein Weg mal hierher führen
Sollte, so wäre das doch wirklich schön.
Nicht wahr, Du wirst dann antelephonieren?!
(Ich habe Baerwald 53 10.)"

Joachim Lange

Berliner Brief

Es ist schwer zu verstehen, daß man sich gerade in der allerkritischsten Zeit zu einer Auflösung des Reichstags entschließen konnte —: seit die Herren M.d.R. nach Hause gefahren sind, überstürzen sich die Hiobsbotschaften aus dem Vergnügungsviertel der Friedrichstadt, und die Pleite wächst. Die Tatsache, daß das schlechte Wetter viele Fremde aus den Ostseebädern nach Berlin trieb, konnte nur eine geringe Belebung bringen, zumal diese Gäste vorher durch den Glücksspielkonzern schon bis auf die Netzjacke ausgeplündert waren.

Einen kleinen Aufschwung konnten nur die Fahrrad- und Lederindustrien verzeichnen, und zwar infolge des neuen Berliner Verkehrstarifs, der viele Hunderttausende wieder Fuß oder Pedal bevorzugen ließ. Es soll nun untersucht werden, ob die maßgebenden Herren der B. V. G. etwa vor Inkrafttreten dieses Katastrophentarifs größere Pakete von Aktien der obenerwähnten Industrien erworben haben, da eine andere Erklärung dem gesunden Menschenverstand schwer zugänglich ist.

Für den Herbst stehen große künstlerische Ereignisse bevor: im Großen Schauspielhaus zum Beispiel will man die „Lustige Witwe" herausbringen und darauf „Im weißen Rößl". So wird endlich der Berliner Jugend Gelegenheit geboten, wirklich gediegene und mit ersten Kräften besetzte Klassikeraufführungen zu sehen, was jahrelang nicht der Fall war.

Das Romanische Café weist Lücken auf: diese Lücken befinden sich zur Zeit in Hiddensee, wo nach letzten Berichten auf jeden in noch in Betracht kommendem Mannesalter stehenden Maler fünfzehn bis zwanzig liebenswerte und liebeswillige Mädchen entfallen sollen. Dies in striktem Gegensatz zu Bilderkäufern.

Die Litauer haben ihren früheren Diktator Woldemaras interniert, weil sie ihn hochverräterischer Umtriebe für verdächtig und außerdem für psychisch krank halten, wohingegen sich Graf Westarp mit der Devise „Mit Gott für Kaiser und Reich!" Erfolge für den kommenden Wahlkampf verspricht. Auch Hugenberg triumphiert: die Reinigung der Partei vom „Brei" macht ungeahnte Fortschritte. Es steht sogar zu erwarten, daß nach der Wahl seine sämtlichen Parteibeschlüsse gar nicht mehr anders als einstimmig durchgehen können.

Seit Jahren schon ist „Verjüngung" Hoffnung und Lebenselixier aller Verkalkten und Impotenten: „Verjüngung!" ist auch der Schlachtruf der als „Deutsche Staatspartei" wieder hoffnungsfreudig gewordenen Demokraten. Es „mahraunt in den

Schachtelhalmen" — und da auch der Schund-und-Schmutz-Külz mitmacht, dürfte zum mindesten die sittliche Erneuerung Deutschlands in Bälde zu erwarten sein. Wesentlicher erscheint die Gründung der Partei der „Sportsleute und Turner". Falls diese Partei, wie zu erwarten ist, ans Ruder kommt (was diesem sonst unklaren Ausdruck eine gewisse Berechtigung gäbe), und Schmeling sich entschließt, trotz schlechter Honorarangebote den Posten des Reichstagspräsidenten anzunehmen, dürften sportlich-interessante Abstimmungen und große außenpolitische Erfolge — wenn auch durch „fouls" — zu erwarten sein.

Die größte Sensation jedoch: Al Jolson wird in Berlin erwartet! Als Willkommtrunk sollen ihm in silbernem Becher die am Vorabend frisch aufgefangenen Tränen der schönsten Berliner Frauen und Mädchen serviert werden, denen er es zur Zeit „mit Liedern sagt". Da sich jedoch die Verkehrspolizei außerstande glaubt, den Ansturm des weiblichen Berlins auf ihn zu regeln, ist er durch Kabel gebeten worden, strengstes Inkognito zu wahren und sich nie als Neger geschminkt auf der Straße zu zeigen.

Kaki

Cherchez la Feme!

Ach sind diese jungen süßen
Fememörder nicht zum Küssen?
Mancher gibt sich viele Müh
Als ein liebes Federvieh.
Ja, er macht mit Vehemenz
Vicki Baum selbst Konkurrenz.
So hat Ernst von Salomon –
Jüdisch wär' er ohne von –
Kürzlich weitgeschweift enthüllt,
Wie man Rathenau gekillt.
Das vergossene Blut wird tintern; –
Doch nicht etwa auf den Hintern,
Sondern auf die Hand in bar
Wird gezahlt das Honorar.
Die Verleger denken heuer:
„Guter Mord ist freilich teuer,
Aber lohnend jedenfalles." – –
Deutschland, Deutschland über alles!

Max

„Der Weg zur Sünde . . ."

In einem Münchner Kino läuft ein Film mit Anna May Wong — Hai Tang —, als zweiten Titel groß gedruckt: „Der Weg zur Sünde."

Zwei halbwüchsige Mädchen, offenbar auf der untersten Stufe der Konfektionsleiter, Laufmädeln oder Lehrmädeln, stehen vor den Großaufnahmen und erklären sich gegenseitig die dramatischen Höhepunkte.

„Sixt es", sagt die eine, „da is sie noch ganz arm; der Junge da is g'wiß ihr Schatz. Da auf dem Bild hat s' allerweil no denselbigen Kimono an — des is net so fein, weil s' doch eine Chinesin is . . . Aber da! Der Herr mit die vielen Orden — dees muß a Großfürscht sein — da stellt er ihr scho nach — sixt es, wie er sie küssen will und wie's ihr grad graust vor ihm . . . Und jetzt — — — der Junge, Nette schaugt scho ganz traurig her — — —"

„Ja, weil sie's da wahrscheinli scho mit dem Großfürschten hat", sagt die andere. „Dees kann man scho sehen, weil s' jetzt so wunderbare Kleider anhat . . ."

Beide sehen sich das Bild noch einmal genau an. Dann sagt die erste mit einem tiefen Seufzer: „Ja mei, a jedes Madel hat halt net so a Glück!"

Valerie

Auf in den Kampf, Parlamentarier!

(Karl Arnold)



„Nu heißt's sich aber wieder feste rühren, sonst merkt das deutsche Volk gar nicht, wie unersetzlich wir sind!"

Mőrder-Memoiren das Aktuellste!

(E. Schilling)



Seit den großen literarischen Erfolgen der Rasputin-Mőrder und des Rathenau-Ermordungsgehilfen Ernst von Salomon können sich die Verleger vor ähnlichen Angeboten kaum retten.

Stuttgart, 18. August 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die deutsche Staatspartei

(E. Schilling)



„Setzen wir die neue Partei nur in den Sattel – reden wird sie schon können!"

Die Geburt der Deutschen Staatspartei / *Von Karl Kinndt*

An des Demokraten Sterbelager
trat in letzter Stunde Herr Mahraun,
und der Kranke, abgezehrt und hager,
faßte alsobald zu ihm Vertraun:
„Sterben muß ich", sprach er, „also schön!
Doch ich möchte wieder auferstehn!"

„Nichts von Sterben!" rief der Jungdo-Recke,
„oder wenigstens nur ganz bedingt —:
kriech ich zu dir unter deine Decke,
wirst du rasch und garantiert verjüngt!
Gib dich hin, soweit du wesentlich,
doch dein Sitzfleisch, das errette ich!"

So geschah's. Es ward zu beider Wohle
draus ein Wesen beiderlei Geschlechts
und mit der entsprechenden Parole:
links halblinks und dafür rechts halbrechts!
Und die Flagge, die es kühn entrollt,
trägt die Farben schwarzrotweißrotgold — — —

Die Dippelschickse / Von Josef Viera

Das keusche Licht dieses Schicksals verliert seine letzte Spur in dem trockenen Bericht des Dorfpolizisten Martin Sandgrubner von Stettelgieben, der im Nebenberuf Schuster ist und nicht nur den Trittlingen der Dorfgenossen seit einem Jahrzehnt die nötige Solidität verleiht.
Die Angeschuldigte wurde an einem Spätnachmittag auf dem frisch gemähten Kühanger in unzweideutigem Verhältnis mit einem Burschen des Dorfes betroffen, dessen Namen die Chronik schonend verschweigt, weil er, der Sohn ehrenwerter Eltern,



Der Knurrhahn ist jetzt furchtbar eingebildet, weil er der einzige Fisch ist, der in dem großen Tiefsee-Tonfilm mitwirken kann.

Reue zeigt und Besserung gelobt. Auf Befragen des Martin Sandgrubner gibt der Bursch zu, dem liederlichen Mensch ein Geschenk von fünfzig Reichspfennigen gemacht zu haben.
Die in Gewahrsam genommene und bis auf weiteres in den Ortsarrest gesteckte Elisa Popp führt den Beruf einer Dippelschickse. Sie gibt an, Kindermädchen und seit langem stellungslos zu sein und aus dem Hamburgischen ins Preußische zu wandern, woselbst sie Arbeit zu finden hofft. Auf die Frage, wieso sie nach Stettelgieben komme, das doch gar nicht auf dem Weg vom Hamburgischen ins Preußische liegt, erklärt die p. t. Popp: ein fremder Zimmerer (vielleicht ein Vogtländer) habe sie mit auf die Reise genommen und ihr das Nachtquartier bezahlt. Auf die Frage, wovon die p. t. Popp unterwegs gelebt, gibt sie ausweichende Antwort. Erst auf das energische Zureden des Sandgrubner gesteht sie, sich von kleinen Geschenken unterwegs betroffener Männer für erwiesene Gunsterweisung ernährt zu haben.



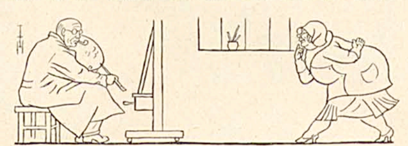
„Hab' hübsch Geduld, Gustav, der Doktor sagt, es ist nur ein bißchen Agonie."

Besagter Ortsarrest von Stettelgieben, kurzweg Kittchen genannt, erfüllt unter anderm die Aufgabe, mittellosen Reisenden, die nicht bei der grünen Bettfrau nächtigen, und unbesorgten jugendlichen Wandervögeln auf Anforderung eine nächtliche Bleibe zu bieten. In diesem Fall unterbleibt das Schließen des eisernen Rolladens, der die Tür ersetzt, was für die das Kittchen freiwillig in Anspruch nehmenden Schläfer wichtig ist, denn die Dorfbuben machen sich einen besonderen Spaß daraus, mit Stöcken auf dem heruntergelassenen Rolladen auf und nieder zu fahren, was, wie man weiß, ein krachendes, ja furchtbares Geräusch verursacht.
Zweimal jährlich wird in dem feuchten Gelaß frisches Stroh aufgeschüttet und bei der Gemeinderatssitzung im Winter ein neues, von Bubenhänden alsbald wieder zertrümmertes Fenster bewilligt.
Die Dippelschickse wurde gegen sechs Uhr abends in das Arrestlokal eingeschlossen. Ihr leichtfertig kurzes Fähnchen verschwindet in der Düsternis, und die zerlatschten Stöckelschuhe und verstaubten löcherigen Strümpfe sind das letzte, was man



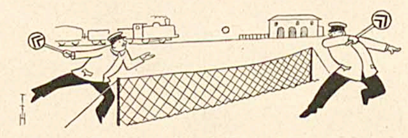
„Die Natur ist eijentlich weiter nischt als 'ne verwilderte Laubenkolonie."

von der Jungfrau sieht, als knarrend der Rolladen herunterfährt. Der traurige Zustand dieses Schuhwerks war es, der dem schusterlichen Polizisten Veranlassung gab, im Dorfkrug einige Glas über den Durst zu trinken und den anwesenden Bauern einen Vortrag über Amerika zu halten. Warum über Dollaria? Dies bleibt ewig ein Geheimnis Sandgrubners, dessen bis zum abendlichen Aveläuten währenden Auseinandersetzungen über U. S. A. mit Dippelschicksen und zerlatschten Schuhen nichts zu tun hatten.
Noch lange nach dem Abendessen lauert eine Horde Gassenbuben vor dem Rolladen, horcht unter eifrigem Gewisper, ob die Gefangene nun endlich schlafe, setzt mit den bereitgehaltenen Knüppeln auf dem Wellblech urplötzlich das Höllenkonzert in Gang, wartet mäuschenstill, das erhoffte Keifen und Schimpfen von drinnen zu genießen, und legt, als es enttäuschenderweise ausbleibt, bis zum nächsten Beginnen eine Pause von drei bis fünf Minuten ein. Um zehn Uhr vertrollt sich der letzte dieser Lauser, und im Dorf wird es still, bis auf das übliche Bellen der Hofhunde und das geile Miauen der Katzen.
Elisa Popp, die arretierte Dippelschickse, kauert mit angezogenen Knien auf dem dumpfen Stroh und starrt durch die Finsternis



„Kennen Sie mich denn nicht mehr, Professor? Ich bin doch das zarte blonde Mädchen, das Sie damals für Ihre erste Ausstellung so gern als Waldelfe gemalt hätten.

ziemlich teilnahmlos auf das kleine Fensterloch. Die Verhaftung ging ihr nicht weiter nahe. Das mangelnde Abendbrot erinnert sie nicht ohne einen gewissen Galgenhumor an hundert andere hungrig verbrachte Abende. Die Gefangenschaft und den Krach, den die Buben draußen machten, erträgt sie, wie es sich für ihresgleichen schickt, mit stummer Resignation. Bleibt der Schmutz in dem Loch . . . Nun ja, ein Landstreicher ist kein Ästhet, und wird ein Ästhet zum Landstreicher, dann geht die Ästhetik unweigerlich in die Brüche.
Vielleicht denkt sie an den fremden Zimmerer mit seinen Glockenhosen und dem großen schwarzen Hut? Trifft sie den Fremdzimmerer nicht morgen an der nächsten Wegkreuzung, weil man sie morgen noch nicht laufen läßt, so findet sie ihn übermorgen oder in einer Woche in der Kundenherberge der nächsten Stadt. Und überhaupt — will sie denn wieder zu ihm?

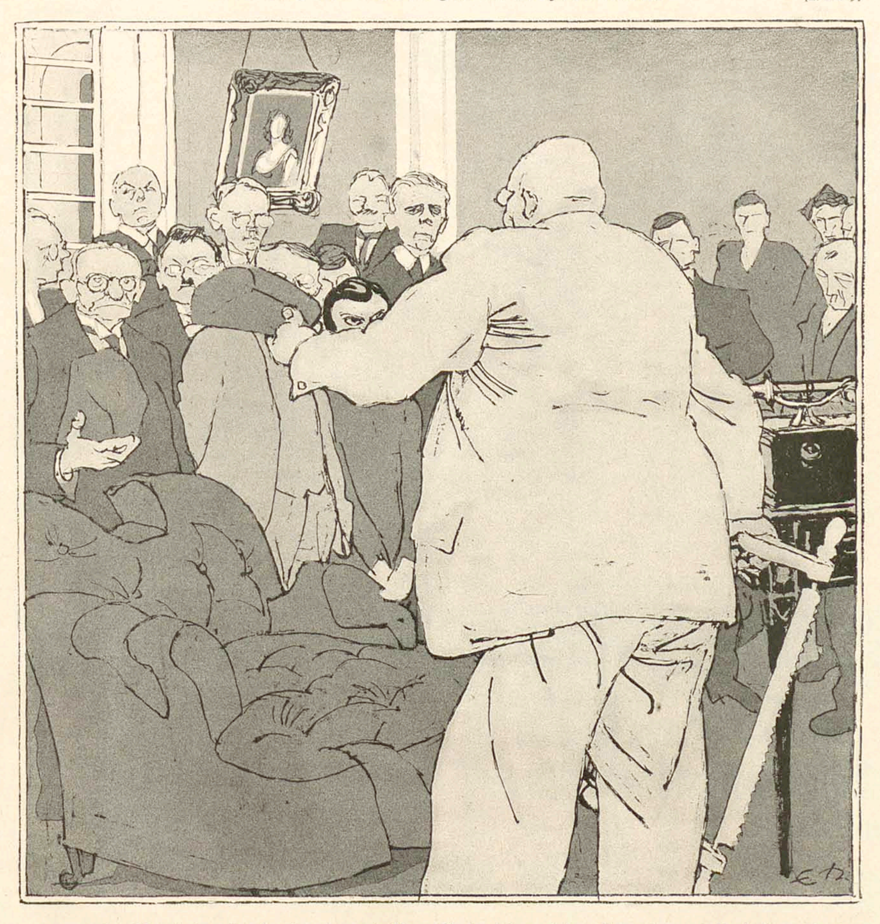


Tennisspiel der Stationsvorsteher.

Alles Unglück kommt vom Mann, denkt Elisa Popp. Und sie denkt es mit Recht, denn sie gehört zu jener Sorte Frauen, die am Mann leiden, im Gegensatz zu jenen anderen Frauen, die am Mann ihren wahren und einzigen Gewinn haben, wenn sie es auch nicht zugeben. Ein Segen für diese Männer, die arbeiten und schuften, um ihre Frauen für das zu bezahlen, was die Frauen von der Sorte der Elisa Popp gutmütig verschenken. Elisa Popp, die Dippelschickse, ist nicht spekulativ wie die Frauen, die bei den Männern Erfolg haben. Sie sieht nur den Mann, der seiner Not entrinnen möchte. Ihr ethisches Verständnis über das Verhältnis der Geschlechter zueinander ist gering. Sie ist gutmütig wie ein guter Hund; sie könnte treu sein wie ein Hund. Niemand fordert diese Treue. Schließlich haben sie, um bei diesem Wortspiel zu bleiben, die Männer auf den Hund gebracht. So weit auf den Hund gebracht, daß sie froh ist, im Kittchen von Stettelgieben eine ruhige Nacht verbringen zu dürfen. Es ist

Die Legende vom guten Aufsichtsrat

(E. Thöny)

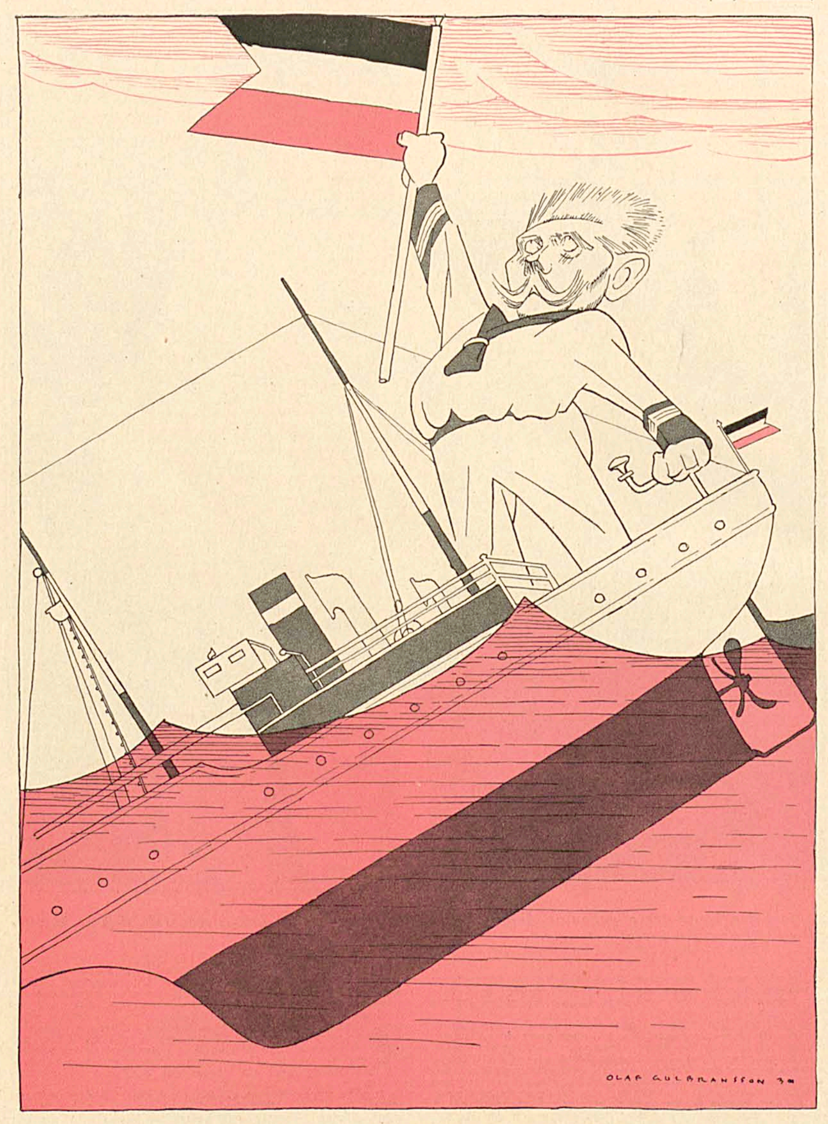


„. . . und das Elend der abgebauten Angestellten rührte sein weiches Herz dergestalt, daß er hinging und verteilte seinen Sessel unter sie."

ein Unterkommen für heut, und wer vom Schicksal so getreten ist wie die Dippelschickse, sorgt nicht um morgen; es hat ja doch keinen Zweck. Wer weiß, was für ein Flurmichel ihr die Freiheit von morgen versaut.
Schließlich hat Elisa Popp in dieser Nacht das Grausen gelernt. Es muß ein schier übermenschliches Grauen gewesen sein, denn es verschloß ihr völlig den Mund; niemand im Dorf hat die Dippelschickse schreien hören. Die Chronik geht über den Fall flüchtig hinweg, sie bringt den Stettelgiebener Jungmännerbund überhaupt nicht in Verbindung mit der Affäre der Dippelschickse. Und das ist verständlich, es ist kein Fall, den man verallgemeinern könnte. Von hundert Frauen ist es noch nicht eine, von tausend gehen noch nicht drei auf das Lot derer, die etwas von der Martha-Qualität der Dippelschickse Elisa Popp besitzen.
Im Dorfkrug feierte bis in die späte Nacht hinein der Stettelgiebener Jungmännerbund ein geselliges Beisammensein. Es wurde der Bestand einer Spielkasse in Bier umgelegt, — das war eigentlich alles. Eine harmlose Sache also: keiner der anwesenden siebzehn Burschen könnte behaupten, daß auch nur mit einem Wort der arretierten Dippelschickse Erwähnung getan wurde, obwohl ab elf Uhr unter heimlichem Feixen ein Schlüssel die Runde machte, — der Schlüssel zum Arrestlokal. Woher der Schlüssel gekommen, ob er dem Martin Sandgrubner entwendet, ob es ein Nachschlüssel war, niemand will es wissen. Jedenfalls fand Sandgrubner am Morgen den Schlüssel am gewohnten Ort.
Man trug an diesem Morgen die Dippelschickse aus dem muffigen Loch ins Freie. Das stille Gesicht ward mit einem Leintuch verhangen. Junge Burschen mit betretenen Gesichtern standen dabei. Der Kreisarzt stellte Tod durch Erschöpfung infolge zerrütteten Lebenswandels fest. Zu einem gerichtlichen Termin kam es nicht. Es war ja nur eine Dippelschickse.

Der letzte Mann

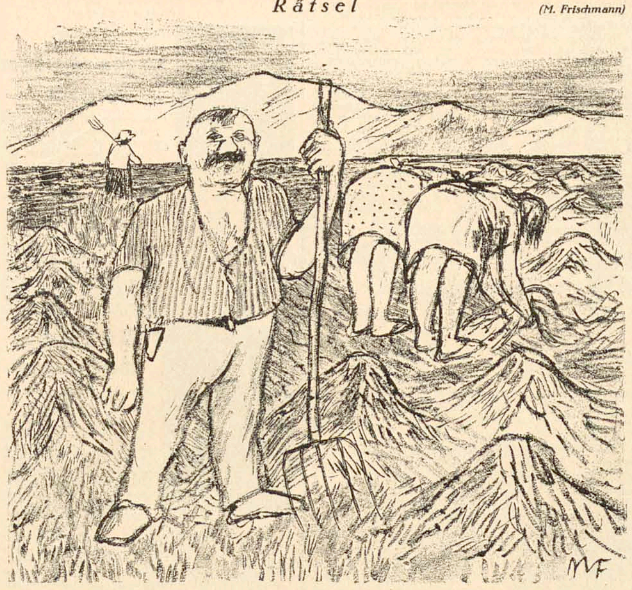
(Olaf Gulbransson)



Dem Andenken Hugenbergs!

Rätsel

(M. Frischmann)



„Woher dös nur kimmt, vor die Wahlen hoaßen mir immer ‚die klugen Landwirte' und nachher dö saudummen Bauerng'scherten'."

Das lockende Ziel

Es war eine ausgezeichnete, wenn auch heutigentages ziemlich naheliegende Idee, den Tonfilm in den Dienst der Wahlpropaganda zu stellen: nicht nur der Reiz der Neuheit mußte verlockend wirken, sondern vor allem die ungeahnten propagandistischen Möglichkeiten, die dieses neuartige Wahlkampfmittel zweifellos erschloß. Besonders die gemäßigten Parteien der Mitte erkannten schon frühzeitig den hohen Wert solcher Wahlpropaganda durch tönendes Bild; zudem zwang ihre aufs äußerste gefährdete Lage sie zu außerordentlichen Anstrengungen, und so gaben sie als erste Propaganda-Tonfilme in Auftrag.

Die besten Köpfe der Partei arbeiteten an der Gestaltung dieser Filme, und es entstanden — man darf es wohl sagen — wirkliche Meisterwerke. Meisterwerke weniger im Filmtechnischen, denn dieses entsprach nur dem heutigen, noch ziemlich unbefriedigenden Stande der Tonfilmtechnik, als vielmehr im klug durchdachten Aufbau, der Beispiel und Gegenbeispiel aufeinander folgen ließ, der das Chaos zeigte, dem man bei einem Obsiegen der radikalen Parteien entgegentreibe, und im Gegensatz dazu gedeihliche Aufwärtsentwicklung, die ein Sieg der Mitte naturnotwendig zur Folge habe. Tönende Bilder von rechtsradikalen Versammlungen enthüllten auch dem blödesten Auge das lärmende und verantwortungslose Wesen dieser Bewegung; Aufnahmen von nationalistischen Aufmärschen zeigten schonungslos den lendenlahmen Klingklang-Gloria-Rummel ewiger Feldwebel und ihrer Mannen. Der Film war eine großangelegte Offensive gegen die Sinnlosigkeit, ein Appell an die Vernunft, an den gesunden Menschenverstand — er mußte gehört werden. Die Parteileitung zweifelte nicht an dem Erfolg.

In der Reichshauptstadt wurde der Film bei einer Wahlversammlung zum ersten Male dem Publikum vorgeführt. Tausende füllten den Saal; neben Anhängern der Partei waren auch viele Neugierige, politisch Indifferente gekommen, zur großen Freude der Parteileitung, die sich glücklich pries, endlich das Mittel gefunden zu haben, wie man die Unpolitischen interessieren und gewinnen könne. Tausende lauschten ohne sonderliche Anteilnahme den klugen Worten des Versammlungsleiters und des Redners; erst als der Tonfilm zu laufen begann, steigerte sich die Aufmerksamkeit. Man sah im Bild den großen Führer der Partei, man sah und hörte ihn hinreißend reden über den neuen Menschen im neuen friedlichen Europa, über den neuen Geist der Freiheit, der den alten Geist der Knechtschaft

(Schluß auf Seite 246)

Alarm der Leipziger Feuerwehr für den „Großen Brockhaus". Wie wir erfahren, ist Ende Juli der 6. Band des „Großen Brockhaus" erschienen. Das Werk ist nicht nur deshalb bedeutsam, weil es dem Menschen von heute zuverlässig jede gewünschte Auskunft aus Wissen und Leben erteilt, sondern auch weil es durch die starke Jllustrierung ein unerschöpfliches Bilderwerk unserer Zeit ist. Die Beschaffung von Bildvorlagen für den „Großen Brockhaus" ist besonders schwierig, weil nur solche Bilder gebracht werden, die ein wahrheitsgetreues Abbild der vielgestaltigen Lebenserscheinungen geben. Oft eignet sich unter 100 Bildern eines Gegenstandes nur eins für die Aufnahme in das Werk. Die Herbeischaffung der Vorlagen ist gleichsam eine aufregende, wundervolle Jagd nach dem Leben selbst. Man darf dem neuen Band wieder mit Spannung entgegensehen.

(Schluß von Seite 245)
abgelöst habe, über die Wandlung vom Untertan zum Staatsbürger, vom Objekt zum Subjekt. Aber noch gäbe es weite Kreise im deutschen Volk, die in sklavischem Gehorsam dem alten Geist sich verschrieben hätten — — — man sah vorn im Bild das tragisch lächerliche Schauspiel durchgedrückter Waden, wehender Vollbärte, klingelnder Orden, kriegerisch gegürteter Philisterbäuche, man hörte schneidige Kommandorufe unbefriedigter Oberlehrer und sadistischer Justizeriche — und auf einmal sprang der Funke vom tönenden Bild hinab unter die Tausende im Saal: die Augen funkelten kriegerisch, die Füße gingen mit Lust in gleichem Schritt und Tritt, die Herzen fühlten die Wollust des Gehorchendürfens, Tausende von Mündern klappten auf und zu, in demselben Rhythmus wie die Münder vorn auf der Leinwand, und alle sangen das waffenklirrende Marschlied, hingegeben den Wonnen des Gleichschritts und der Sinnlosigkeit . . .
Die Versammlung ging ziemlich tumultuarisch zu Ende. Der Tonfilm wurde nicht wieder aufgeführt.
hs.

Reklame

(R. Schlichter)



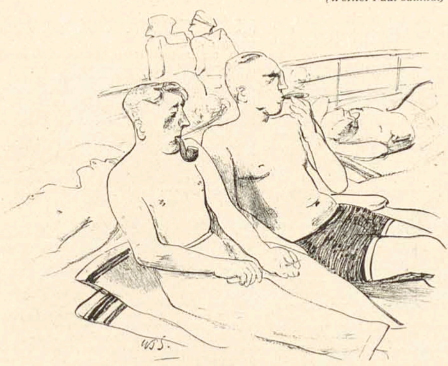
„Ich engagiere Sie zu dem Tonfilm nur unter der Bedingung, daß Sie sich wegen fingierten Ehebruches mit mir von meiner Frau erschießen lassen."

Die gute Tat

Unser Tagblatt propagiert neuerdings eine entzückend originelle Idee. Es setzt täglich eine Prämie aus für die beste „gute Tat des Tages". Nämlich so: der Einsender kriegt ein Drittel davon. Und der Anlasser, der gute Taterich selber, der fromme Schweppermann, zwei. Wahrscheinlich, damit in dieser tristen Zeit die Leute wieder ein bißchen Spaß am Gutsein bekommen. Reizender Einfall — wie . . ?
Seitdem passieren in unserer Stadt haufenweis gute Taten. Sie schießen nur so wie die Pilze aus dem Pflaster. Zum Beispiel, daß einer im Kaffeehaus einen Regenschirm klaut. Und bringt ihn nachher eigenhändig aufs Fundbüro. Bloß, weil er ihm noch nicht schäbig genug ist . . .! Oder ein Verkehrsschutzmann auf der Oktoberwiese, der einer armen Frau den Säugling hält, damit sie auch mal Achterbahn fahren kann. Oder die wackere Rotundenfrau, die einem Arbeitslosen das obligatorische Zehnerl erläßt. Lauter so kleine, rührende Kostproben von der schlichten Volksseele . . .!
Bloß m e i n e gute Tat ist nicht prämiert worden. Oder vielmehr die gute Tat, die mir kürzlich zugestoßen ist. Die Redaktion hat sie völlig ignoriert! Und das wurmt mich derartig, daß ich mir die Geschichte unbedingt vom Herzen reden muß!
Also ganz kurz. Geh ich da am vergangenen Sonntag spät abends so um den Stachus herum. Ziemlich vermiest, weil meine Braut mich versetzt hat. Und weil mir gar so läpperig zumute ist, nehme ich mir das erstbeste Taximädelchen mit auf die Bude. Und das muß ich sagen — die Kleine war rührend! Sie nahm sich in der aufopferndsten Weise meiner an. Und was das Besondere ist, die ethische Pointe — sie wollte nichts dafür annehmen. Nein, keinen Pfennig! Nicht mal die fünf Mark Entschädigung für ihren doch immerhin verpatzten Sonntagabend, die ich ihr anbot. Nichts zu machen!
„Nein", sagte sie zart, „du darfst mir nichts geben! Wo du doch bloß ein armer Schriftsteller bist! Schick lieber meine gute Tat dem Tagblatt ein. Dann krieg ich zehn Mark dafür. Und du hast auch was davon!"
Aber das Tagblatt hat, wie gesagt, diese schöne Geschichte völlig ignoriert . . .!
C.

Rationalisierung

(Werner Paul Schmidt)



„Wat brauchen wa eijentlich ne janze Flotte? For die ‚Wochenschau' im Kino würde doch een einzijes Schiff ooch jenügen!"

Gesichter im Vorüberrollen / Von Siegfried von Vegesack

Es kann manchmal geschehen,
daß zwei Züge nebeneinander stehen,
die ganz woanders hin wollen:
sagen wir nach Ostende und nach Bukarest.
Hier speist ein Fräulein Würstchen. Und drüben steht ein Herr, der sich Würstchen geben läßt.
Und nun werden beide Würstchen woanders hin rollen . . .

Es ist verboten, zu spucken.
Aber man kann in fremde Abteile hinübergucken:
Da sitzt eine Frau mit traurigen Augen, grauen Haaren.
Wohin mag die fahren?
Ist jemand in der Familie gestorben?
Und dort, der blasse Herr mit der Zigarre im Mund
ist bestimmt nicht gesund:
nierenleidend, — oder hat er sich bloß den Magen verdorben?
Vielleicht ist er in einem Monat tot.
Eine junge Dame lehnt sich zum Fenster hinaus und fächelt.
Ihre Lippen sind dunkelrot.
Wer hat diesen Mund geküßt? An wen denkt sie, wenn sie lächelt?
An ihren Mann? Ihren Freund? Oder will sie, ohne an jemand zu denken,
dies Lächeln ganz einfach so verschenken?

Aus keinem Gesicht wird man klug.
Wie viele Schicksale birgt ein Abteil, ein Wagen, ein Zug.
Hinter jedem Fenster sitzt etwas Enttäuschung, etwas Hoffnung, etwas Betrug.
Und vielleicht auch ein wenig Glück . . .

Aber nun beginnen die Menschen langsam zu gleiten.
Fremde Gesichter sehen sich an von beiden Seiten,
ein Blick begegnet einem Blick
und wird ihm nie mehr begegnen . . .
Die traurige Frau, der nierenleidende Herr, der lächelnde rote Mund, —
ich möchte sie ganz ohne Grund
heimlich segnen . . .

Immer schneller und schneller laufen die Fenster,
Rümpfe und Köpfe schweben vorüber wie Gespenster.
Irgendein Gepäckwagen rollt noch vorbei,
und dann plötzlich, mit einem Rucke,
reißt der Gespensterzug entzwei . . .

Wo Menschen waren, sind leere Schienen,
ein paar Schalen von Apfelsinen,
Zigarettenstummel, ein wenig Spucke.
Und was der Mensch so hinter sich läßt . . .

Die beiden Würstchen aber, die jenes Fräulein und der Herr verspeisten und mitgenommen,
reisen nach Ostende und Bukarest, —
das heißt: wenn sie so weit kommen . . .

Kurt und Hélia / Von Rudolf Nutt

Kurt war ein braver Sachse, der sich in München der Malkunst befleißigte. Da er auf Nachruhm nicht so sehr bedacht war wie auf pünktliche Barzahlung, fanden Theorien und Zweifel wenig Anklang bei ihm. Er hatte zwei Bollwerke dagegen aufgerichtet: „Das Publikum will das nicht" und „Was der kann, kann ich auch". Mit diesen beiden Maximen hatte Kurt die besten Aussichten, einmal zu Ehre und Ansehen zu gelangen. Sie wurden jedoch noch durch einen dritten Grundsatz ergänzt, ohne den die beiden anderen weniger wirksam gewesen wären: „Man muß sich auf dem laufenden halten."
Kurt hatte es schon lange gequält, daß er immer nur von Montparnasse reden hörte, diesen Münchener Vorort aber noch nicht mit eigenen Augen erschaut hatte. Durch die Hilfe einer wohlhabenden Tante brachte er endlich die nötigen Mittel zusammen und fuhr mit einer kleinen Handtasche los, entschlossen und wagemutig wie ein vom Fordismus beseelter Handlungsreisender. Die sächsische Sprache ist durch verwandtschaftliche Beziehungen vom Rokoko her der französischen nicht ganz fremd, und Sorgen in sprachlicher Richtung waren Kurts leichtestes Gepäck.
Es war Sommer in Paris. Die alte Straße St. Jaques lächelte wie Ninon mit siebzig Jahren. Kurt begriff sofort, daß dieses Lächeln irgendwie störend in seine Studien eingriff. Er war hergekommen, um sich über Pariser Malerei zu informieren und sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, nicht um sich weltlichen Vergnügungen hinzugeben. Aber es war sehr angenehm, nach des Tages Last und Mühe abends in einem Café zu sitzen und auf den Boulevard oder die Tür zu blicken, durch die unwahrscheinlich viele nette Mädchen ein und aus gingen.
Eines Abends trat ein Mädchen ein, das einen Arm voll weißer Rosen trug und von zwei Japanern begleitet war. Als Kurt diese reizende Elfe länger betrachtet hatte, wünschte er, sie möchte sich in einen Engel verwandeln und klagend auf einer einsamen Insel sitzen. Aber sie saß zwischen zwei Japanern und trank Sekt. Obschon Kurts Blicke durch seinen merkwürdigen Wunsch in bescheidener Glut gehalten wurden, waren sie doch nicht bescheiden genug, um von dem Mädchen mit den Rosen nicht bemerkt zu werden.
Am folgenden Tage kam sie ohne Rosen und ohne Japaner, blickte suchend umher, gewahrte Kurt, nickte ihm freundlich zu, näherte sich, setzte sich zu ihm und bestellte eine Tasse Kaffee. In diesem Augenblick fielen Kurts letzte Minderwertigkeitsgefühle raschelnd von ihm ab.
„Wie darf ich Sie nennen, Fräulein?" fragte Kurt kühn und perfekt.
„Nennen Sie mich Hélia. Ich heiße Hélia."
„Glut! Feuer!" rief Kurt seiner hilflos zappelnden Zunge zu. „Nein", erwiderte er, „ich werde Sie mein Ideal nennen. Sie sind mein Ideal. Sie sind der Typ, den ich suche." Einfache Sätze sind in solchen Lagen nicht nur ein Notbehelf, sie haben den Vorteil der Eindringlichkeit, und so konjugierte Kurt das Präsens und Futur von aimer ziemlich einwandfrei durch, ohne das dazugehörige Substantiv ganz zu vergessen. Hélia blickte ihn prüfend unter der Hutkrempe her an, blies graziöse Ringe in die Luft, und ihre Augen bekamen einen fernen träumerischen Ausdruck. Sie fragte, wie ihm Paris gefalle und derlei Sachen.
Eine gerade zur Tür hinausgehende Freundin winkte ihr zu. Hélia trank ihren Kaffee aus, steckte zwei Zigaretten in ihr Handtäschchen, hielt ihr schmales Pfötchen hin und hauchte: „A la prochaine!" Kurt schlug sein Wörterbuch nach. „Aufs nächste Mal." Es war alles in Ordnung.
„Welch ein nettes und bescheidenes Mädchen!" dachte Kurt. „Sie soll meine Freundin werden."
Nun muß man nicht denken, daß dieser Entschluß Kurts einer verderbten Seele entsprang. Es war Sommer, und er war ehrlich verliebt. Da er nun außer einem Romantiker auch noch ein sachlicher Sachse war, überlegte er sich, wieviel ihm die Sache kosten würde, und obschon er Extravaganzen scheute, so glaubte er doch, einige besondere Ausgaben auf sich nehmen zu können, zumal er sich nebenbei im Französischen vervollkommnen konnte.
Am anderen Tage traf er Hélia auf dem Boulevard. „Speisen wir zusammen?" fragte sie. Kurt nahm diese liebenswürdige Einladung dankbar an. Es war einfach reizend, mit Hélia zusammenzusitzen und zu hören, wie sie Madame betitelt wurde. Nach dem Essen mußte sie dringend zu einer Putzmacherin fahren. Kurt wartete draußen in der Droschke, bis Hélia den Kopf zur Tür herausstreckte und rief: „Komm!" Es war eine Rechnung zu bezahlen. Kurt, in einem Dämmerzustande befangen, bezahlte, ohne mit der Wimper zu zucken. Er verbummelte den Nachmittag und den Abend mit ihr. Alles Unangenehme schien für immer von der Welt verschwunden zu sein, und er dünkte sich den unsterblichen Göttern gleich. Die Nacht war mollig und linde.
„Gib mir zuerst mein kleines Geschenk", sagte Hélia.
Kurt, zuerst niedergedonnert, dann voll Bewunderung für Hélias berufliche Umsicht, suchte anstatt in seiner Weltanschauung in seiner Börse herum und sank dann in eine selige Vergessenheit.
So lebten sie ein paar Tage lang zusammen, strolchten durch Paris und aßen in Vororten vor kleinen Wirtschaften in der Morgensonne Seefische. Hélias Zärtlichkeit wurde immer scheuer und feiner, aber zugleich stiegen die Ausgaben.
Nach einigen Tagen sah Kurt, daß er diesen neuen Lebensstandard nicht halten konnte. Und nun sollte das Wunder geschehen, aber es geschah nicht.
„Wofür hältst du mich denn?" sagte Hélia. „Man muß doch leben. Der Zauber wird schon helfen. Warte noch einige Zeit, und du wirst die Wirkung sehen."
„Was für ein Zauber und was für eine Wirkung?" dachte Kurt. „Sie redet immer so ein merkwürdiges Zeug." Er war gekränkt und beleidigt. Die blaue Blume in ihm färbte sich grün und gelb.
„Ich habe mir doch wirklich Mühe gegeben", sagte Hélia. „Man hat mir hundertmal gesagt, daß ich eine Meisterin im Imitieren sei, und ich habe doch meinen Ehrgeiz daran gesetzt, die Illusion so vollkommen wie möglich zu machen. Hättest du mir die Grausame nur einmal gezeigt, so hätte ich vollkommener sein können."
„Redest du arabisch oder persisch?" fragte Kurt.
In Hélias Augen blitzte ein Funke des Verstehens auf. „So galten deine Liebesbeteuerungen mir?"
„Mir? Mir? Wem denn sonst? Ich hab' dich lieb!" brüllte Kurt, um ihr zu sagen, daß sie zum Teufel gehen könne.
„Und ich habe natürlich geglaubt, du umarmtest in mir die andere . . . die andere, weißt du, die du lieb hast und die dich nicht erhören will . . . dein Ideal, von dem du mir am ersten Abend gesprochen hast . . . Mein Gott, uns liebt man doch nicht!"
Sie sagten sich auf Wiedersehen, aber sie sahen sich nicht mehr wieder.
Nach einigen Tagen hatte Kurt diese Information vollkommen verarbeitet. Er machte die Feststellung, daß er in allen Dingen mehr für das Direkte veranlagt war. Als er in München ankam, hatte seine kleine Herzensentgleisung in seiner Erinnerung bereits die Form eines interessanten Abenteuers angenommen. Auf der Theresienstraße traf er den ersten Bekannten.
„Na, wie war's in Paris?"
Kurt stellte seine Handtasche hin, holte tief Atem und beschrieb mit den Händen einige Kurven in der Luft, um dann einen längeren Bericht mit der einleitenden Bemerkung zu eröffnen: „Junge, Junge, da gannste was erläben!"

Hofgarten am Nachmittag

Es schreiten wieder Frauen auf den Wegen:
Und zwischen Blumenbeeten und Kastanien
Sind sie wie zarte Pfauen anzusehen,
Und grellrot rufen Lippen und Geranien.

Die Körper schwingen rhythmisch mit, und Seide
Streift grüßend im Vorüber deine Hand.
Musik klingt auf, und die Fontänen wehen;
Die Bänke stehen grün auf weißem Sand.

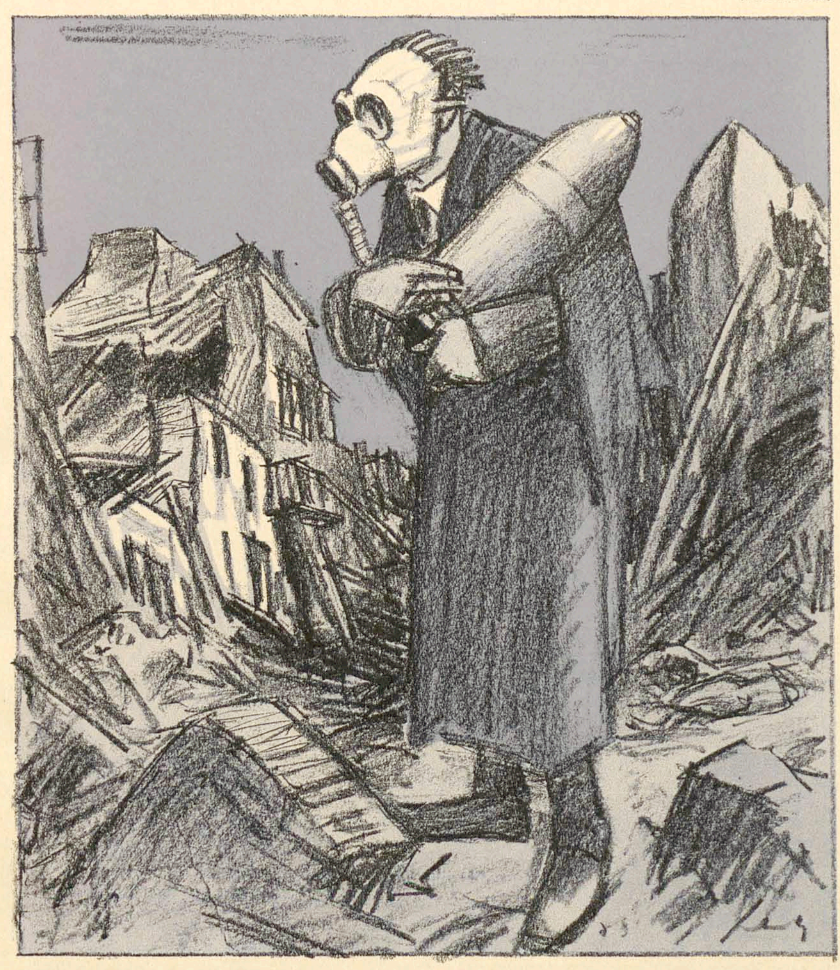
Das Girl spielt Seele – und es steht ihm gut:
Du möchtest gern dein Herz zu Füßen legen,
Doch weißt du nicht, ob man das wieder tut.

Maria Daut

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Erdbeben

(Wilhelm Schulz)



„Lächerlich dieser Dilettantismus der Natur – unsere Gasbomben machen das viel gründlicher!"

Lieber Simplicissimus!

Als Dezernenten der Regierung hatten wir, der Obermedizinmann und ich, der Baumensch, das große neuerbaute katholische Krankenhaus in B. besichtigt. Wir drückten der führenden Oberschwester unsre Befriedigung aus über den schönen, wohldurchdachten Bau, äußerten aber leisen Zweifel, ob es gelingen würde, die Anstalt voll zu belegen, da gerade in B. schon viele geräumige Krankenhäuser vorhanden wären.
Da entgegnete Oberschwester Clarissa mit mildem nachsichtigen Augensenken: „Wenn der liebe Gott für all das viele Geld zum Bau gesorgt hat, so meine ich, wird er in seiner großen Güte auch für eine reiche Zahl von Kranken wohl Sorge tragen."

•

Hedwig, unsre treusorgende Wirtschaftsstütze, sah zum erstenmal das Meer. — Ein Abend war's von zauberhafter Schönheit. Die untergehende Sonne ließ Wolken, Wasser und Strand in goldenen Tinten erglühen. Hedwig stand wie gebannt, dann aber deutete sie auf den weiten, weiten Strand, und der tiefe Eindruck, der sie zu überwältigen schien, löste sich in den Worten: „Ach Gott doch, die Menge Scheuersand!"

•

Auf der Wiener Straßenbahn wurde folgendes Gespräch belauscht: „Wer ist das eigentlich, dieser Einach?" — „Einach? Das ist der Erfinder der Relativitätsdrüse." — „Und was ist die Relativitätsdrüse?" — „Also passen Sie auf. Wenn man die nimmt und pflanzt sie jemandem ein und fragt den dann nach seinem Alter, dann weiß er nicht, wie spät daß es ist."

Auf dem Wege der Besserung

(George Grosz)



„Ach Gott, Herr Professor, froh wäre ich ja doch, wenn ich vom Leben erlöst wäre.“ – „Diesen Wunsch könnte ich höchstens verstehen, wenn ihn ein Patient der d r i t t e n Klasse äußerte.“

Biederstadt an der Knarre / Ein Städtebild von Peter Scher

Wie Einzelindividuen können auch Städte durch übertriebenes Lob größenwahnsinnig gemacht werden; deshalb soll man Biederstadt nicht Drecknest nennen.

Biederstadt ist die Heimat des tierischen Ernstes. Zu jeder Tages- und Nachtzeit widerhallen die Straßen vom Getöse feierlicher Auf- und Umzüge. Der Bildungsdrang der Einwohner und ihr Bedürfnis, am Webstuhl der Zeit immer feste mitzutun, offenbart sich in überschwenglicher Neigung zum Sektiererischen.

Die Wonne, gemeinsam schlecht zu riechen, leuchtet hoch und niedrig von der Stirn. Selbst revolutionäres Wesen wird auf eine Art ausgeübt, daß der Beschauer stundenlang kotzen müßte, um wieder in natürliche Form zu kommen.

Jeden Sonntag versammelt sich ein völkischer Turn- oder ein sozialistischer Gesangverein auf dem für solche Greuel reservierten Standplatz.

Es wird gesungen, geheilt und gehocht: fürs Vaterland und gegen die Republik, mit Gott und gegen Gott, für germanische Sitte und Art, für Demokratie, Familienbad und Rohkost; gegen Marxismus, Verständigungswillen und Lohnerhöhung — für, gegen — gegen, für — daß Gott erbarm!

Im vornehmen Café sitzen Männer, denen hintenherum die Haare ausgefallen sind, wogegen vorn oben ein Bürstchen klebt, dessen neckisches Gespreiz der schwabbligen Fettwulst im Nacken ein wohlfrisiertes Schnippchen schlägt.

Von Zeit zu Zeit ergreifen die Männer ihr helles Bier und brechen in jähe hustende Heilrufe aus. Worauf sie wieder zurücksinken und weiter in der Nase bohren.

Am Zeitungsständer bammeln an Stelle von Blättern „Stahlhelme“, „Fridericusse“, „Alte Dessauer“.

Anständige Damen tragen langes Haar. Bubiköpfen haftet Verwesungsgeruch an. Die Specknacken übersehen sie mit rümpfendem Seitenblick nach der langbehaarten Gattin. (Nur hintenrum, nachts, auf Schleichwegen oder bei Geschäftstouren nach außerhalb kehrt der Spieß den Spieß um und schleckert am verbotenen Mäuschen.)

Manchmal traben Arbeitslose durch die Straßen, eine rote Fahne voran, die von den Bürgern Fetzen genannt wird. Der Fahnenträger zählt bis zwanzig, dann erfolgt ein dumpfer, knatternder Ruf, der wie: „Brot!“ oder abwechselnd auch vielsilbig wie: „Nieder mit den Schweinehunden!“ klingt.

Ehrbare Mehrheitssozialisten, pensionierte Revolutionäre in Ämtern und auch schon hintenrum rasiert, verkrümeln sich angesichts der offenkundigen Unbotmäßigkeit.

Schupos dagegen — manchmal sogar einer zu Pferd — knirschen vorschriftsmäßig mit den Zähnen und stellen sich breitbeinig schützend vor die Speckfaltigen, die hinterm Kaffeehausfenster mutig ihren „Fridericus“ lesen.

Manchmal trägt ein würdiger Herr seinen Fußsack über die Straße. Da neigen sich die enthüteten Glatzen und Bürsten respektvoll. Der Fußsack verkörpert die bürgerliche Gesinnung.

Er flaggt — zum Trotz — immer schwarzweiß-rot. Die Republik existiert für ihn nur, wenn er am Letzten sein Gehalt abholt, denn er war früher Oberstleutnant. Er ist das Haupt und die Seele derer, die je eher je lieber wieder siegreich Frankreich schlagen würden.

Im letzten Krieg war er Abteilungsvorstand in der Berliner Fettzentrale. Das Eiserne I. Klasse geniert sich trotzdem nicht, an seiner Brust zu ruhn.

Wenn sein Kaiser Geburtstag hat, telegraphiert ihn der Fußsack an. Wenn sein Kaiser einmal sterben sollte, wird der Fußsack in seinem landwirtschaftlichen Betrieb nicht nur die schwarz-weiß-rote Flagge, sondern sogar die Schweine auf Halbmast setzen lassen.

In Treue fest.

Alles in allem ist Biederstadt ein Hort — ganz einfach und unter allen Umständen ein Hort: der Biederkeit, des deutschen Männersangs, des Biergenusses, der Demokratie, der Arbeitslosigkeit, des Bildungsstrebens und der Kaninchenzucht.

In diesem Sinne: Hurra!

Programme um Programme

Wären Worte nicht bloß Worte
und Promessen rechtsverbindlich . . .
Aber, ach, man kennt die Sorte
und man ist nicht mehr so kindlich.

Plötzlich sehen wir sich rudeln
Gegenfüßler noch von gestern.
Wie sie flöten, wie sie dudeln
mit vereinigten Orchestern!

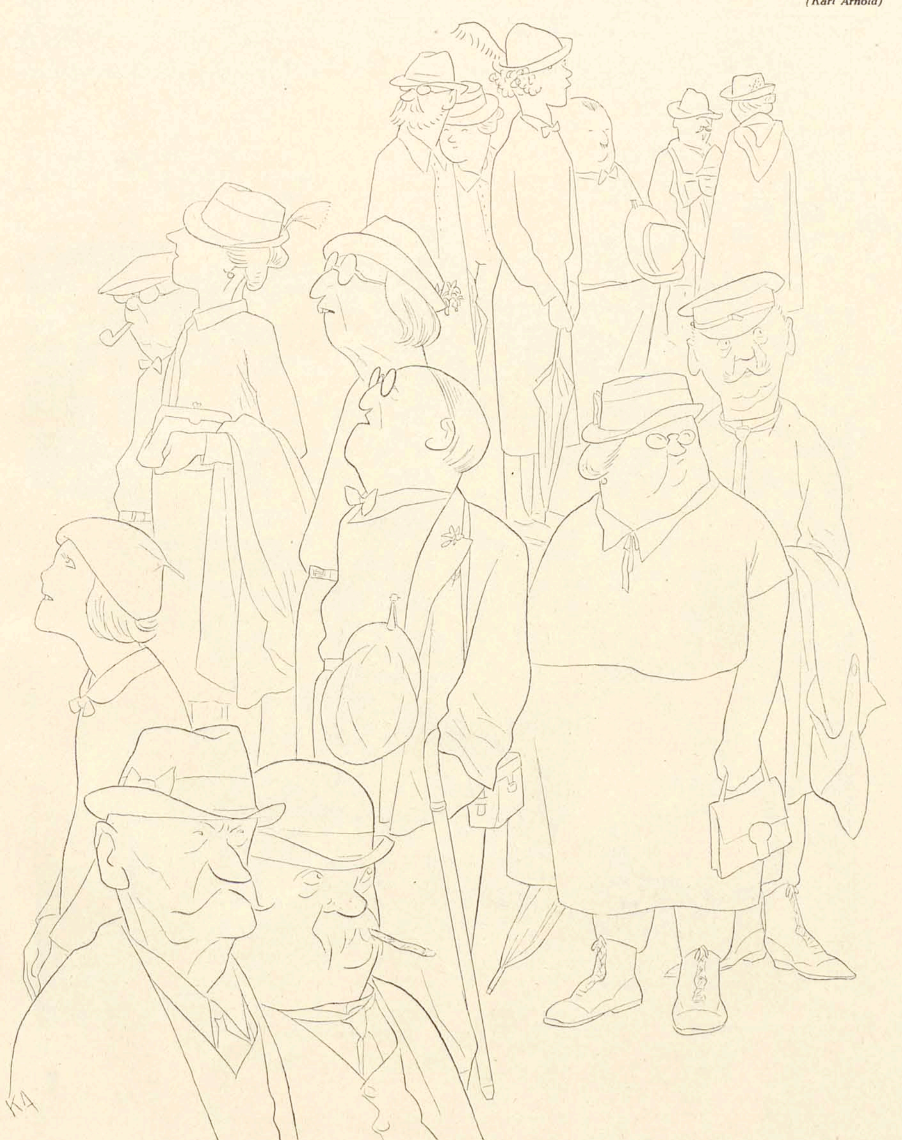
Drunter respektable Namen,
die schon längst im Ohre haften . . .
Aber, werte Herrn und Damen,
werden Sie's nun auch verkraften?

Werden Ihre Brücken tragen
und Sie sich nicht bluffen lassen?
Oder werden Sie versagen,
wenn Sie erst Diäten fassen?

Ratatöskr

Műnchener internationale Lodenschau

(Karl Arnold)



„Dő Sachsen, wo englisch red'n, san koane Sachsen net, dős san amerikanische Műllionăre!"

Reinlichkeit

(E. Thöny)



„Den Vorzug hat det Meer jejenüber 'nem See: man hat nich so sehr det peinliche Jefühl, daß man mit Volk zusammen in e e n e m Wasser badet."

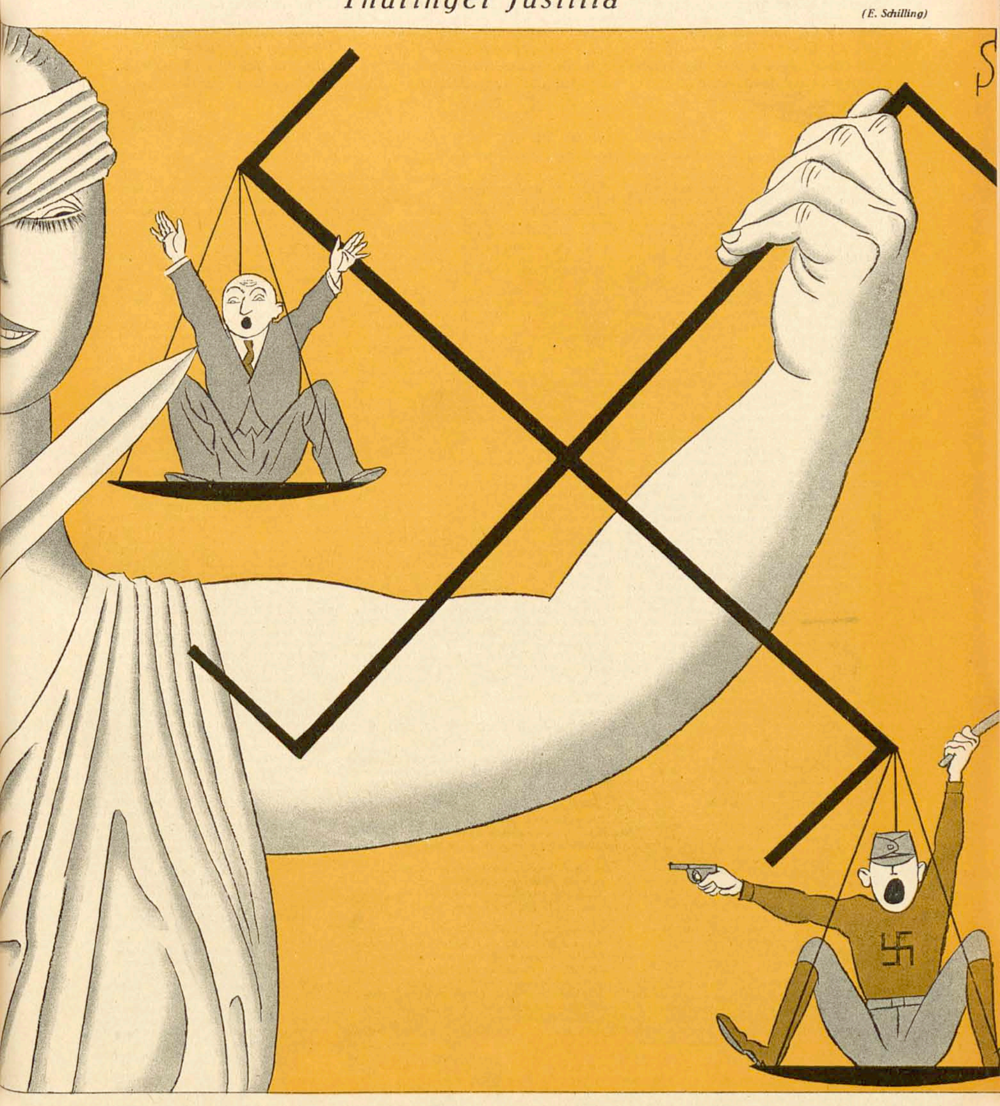
Stuttgart, 25. August 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Thüringer Justitia

(E. Schilling)



„Natürlich bin ich blind, aber doch nicht so blind, daß ich einen Hakenkreuzler nicht von einem gewöhnlichen Verbrecher unterscheiden könnte!"

Die Deutsche Einheits-Partei / *Von Erich Kästner*

Als die Extreme zusammenstießen,
begriff Max Müller, wie nötig er sei.
Und er gründete die Partei
aller Menschen, die Müller hießen.

Müller liebte alle Klassen.
Politische Meinungen hatte er keine.
Wichtig war ihm nur das eine:
Sämtliche Müllers zusammenzufassen.

Seinem Aufruf entströmte Kraft:
„Wir verteidigen", schrieb er entschieden,
„Rück- und Fortschritt, Krieg und Frieden,
Arbeitgeber und Arbeiterschaft.

Freier Handel und Hochschutzzoll
haben unsere Sympathie.
Republik und Monarchie
sind die Staatsform, die herrschen soll!"

Alle Müllers traten ihm bei.
Und die andern kamen in Haufen,
ließen sich eiligst „Müller" taufen
und verstärkten die neue Partei.

Und sie wuchs, trotz vieler Brüller.
Kurzerhand ging sie in Führung.
In der nächsten Reichsregierung
hießen zehn Minister Müller.

Diese Müllermehrheit wies
alle aus, die anders hießen
und sich nicht rasch taufen ließen.
Bis ganz Deutschland Müller hieß!

Von Memel bis zum Rand des Rheins
feierten nun die Deutschen Versöhnung.
Im alten Aachen gab's Kaiserkrönung.
Und der Kaiser hieß Müller Eins.

Festlich krachten Kanonen und Böller.
Doch das Glück war bald vorbei.
Denn am Tag darauf kam Möller,
und es entstand eine Gegenpartei.

„Als die Nachtigall sang"

Kapitel aus dem Leben eines amerikanischen Mannes / Von Eberhard Kuhlmann

Als Soldat der amerikanischen Armee fuhr Bacc Benjamin, dessen Vater ein kleines Geschäftsbüro in Brooklyn hatte, den Weg nach Europa. Nach Erledigung der militärischen Angelegenheit, die darin bestand, ein paar Kisten Patronen gegen irgendeinen europäischen Feind zu verschießen, Fertigkeit im Schleudern von Handgranaten zu erzielen, vor allem die Zweckmäßigkeit von Gasmasken zu erkennen und sich im übrigen viel in kriechender Stellung, meist auf allen vieren zu bewegen, nach Erledigung dieser strategischen Maßnahmen und ohne Blutverlust kehrte der Soldat Nr. 7512 Bacc Benjamin auf derselben Linie nach Brooklyn zurück.
Zehn Jahre später. Diesmal in Flanell und Flausch fuhr Bacc Benjamin, der einzige Sohn des bedeutendsten Gummikonzessionärs in Brooklyn, nach Paris, um in der Erbschaftsangelegenheit seines verstorbenen Onkels Jeremias nötige Unterschriften zu leisten. Die Überfahrt verlief ruhig. Kein Möwenschrei, kein nächtliches Scheinwerfergestrahle, nicht Sirenenmusik und Gesang vom Zwischendeck vermochten in Bacc eine Erinnerung an den einstigen lärmendstürmischen Militärtransport zu wecken; dafür sorgte die Anwesenheit von Ellen Caroll, einer blonden alleinreisenden Sportdame, die sich ihm unter 43 Grad nördlicher Breite und 35 Grad westlicher Länge beigesellte. Und als man in Cherbourg an Land ging, war es eine abgemachte Sache, daß Bacc und Ellen ihre europäischen Tage gemeinsam verbringen würden. In Paris besuchte man aus Dankbarkeit den guten Onkel Jeremias an seiner eleganten Grabstätte, nachdem man zuvor in der erwähnten Angelegenheit über angemessene Summen, Papiere und Hypotheken informiert worden war, die alle der einzige Sohn des Herrn Bacc Benjamin sen. aus Brooklyn, Herr Bacc Benjamin jun., auch Benny gerufen, zu erben bekam.
Eines Tages aber störte ein graues Etwas für zehn Minuten Bennys europäische Vergnügungen, die ihm einerseits von dem nagelneuen Lincoln-Kabriolett, andrerseits von der anhänglichen Ellen gewährt wurden: Eine kleine graugekleidete Frau kniete unterm Triumphbogen und weinte. Benny wußte nichts vom Grabmal des unbekannten Soldaten, und er stand lange davor und dachte nach. Mit einem Male hatte er seine Kriegszeit in bester Erinnerung; mein Gott, wie man vergeßlich sein kann, zehn Monate seines Lebens glatt in die Versenkung fallen zu lassen, war doch eine große Zeit! Während des Frühstücks gedachte er noch einmal der großen Zeit und schmeckte die Gleichförmigkeit unzähliger Schützengraben-Konserven aus einem delikat zubereiteten Filet de bœuf hervor. Beim Sechstagerennen dann war alles wieder vergessen.
Hier befanden sich die Sportleute Bacc und Ellen in gutem Element; Bacc, der den Rekord seines New Yorker Sportklubs im Speerwerfen hielt, und Ellen, kanadische Meisterin des Jahres 1925 im Kurzstreckenlauf über 100 Meter. Beide wußten, warum sie hier standen, denn der weltberühmte Sprinter McTenderfoot, die Sensation des Rennens, übte so etwas wie Suggestion aus. Alle Blicke hingen an seinem breiten Rücken, wenn er unter Orgelgebrause durch die Kurven schoß. Ellen veranlaßte Benny, eine Prämie von 1000 Stück Kaugummipacks auszusetzen; Tenderfoot gewann sich diese Lebensversorgung und empfing die Spender vor seiner Kabine. Und so geschah es, daß McTenderfoot nach glorreicher Beendigung der Sechstage den dritten Platz im neuen Lincoln-Kabriolett erhielt und sich alsbald infolge seltsamster Ereignisse mühelos zum zweiten Platz hinaufarbeiten konnte.
„Als die Nachtigall sang", hieß ein ergreifender Filmstreifen. Selbst dem derben Tenderfoot jagte ein süßer Schauerstrom von unten herauf, der dann in Gestalt einer winzigen Träne oben sichtbar wurde, gerade bei jener Stelle im Text, wo die kleine Jeannette ihren Jungen in den Krieg ziehen lassen muß. Ellen blieb ungerührt, sie kannte Filmgesetze. Bacc dagegen, dem zuliebe man hier im Kino saß, ihn zu zerstreuen, abzulenken mit Vielerlei, denn er war seit Tagen — man wußte nicht warum — nachdenklich und stand den exklusivsten Vergnügungen teilnahmslos, ja ablehnend gegenüber. Bacc fühlte mit Tenderfoot und sah den Jungen in den sichern Tod marschieren. Schon war die Schlacht entfesselt, schon rasselte die Musik in täuschendem Lärm voller Getrommel und Gedröhn, da verließ Bacc seinen Platz, meinte, er müsse hin. Für Fragen war nicht Zeit. Erwartungsvoll stiegen die beiden anderen in den Wagen, und der wortlose Benny fuhr sie in gutem Tempo davon, in östlicher Richtung aus der Stadt hinaus ins Dunkel der Landstraßen.
Ellen preßte Beine und Zähne zusammen, denn die Befürchtung war da, der noch nicht abgelaufene Film würde vielleicht doch nicht gut enden. Tenderfoot kaute, behielt den Kilometerzeiger im Auge und spielte mit Ellens Fingern. Das Ganze sah nach einer verwegenen Sache aus, zumal der am Steuer die Zwischenräume zwischen Vorstädten und Dörfern fraß wie einer seine guten Frühstücksbissen. Mitternacht saß man wo fest. Im Gasthauszimmer sagte Benny „nein", weil Tenderfoot schätzte, Benny müsse diesen Weg gute zehnmal schon geflitzt sein. Das war Bacc Benjamins letztes Wort, dann ging er die knarrige Treppe rauf, fiel oben im Zimmer halbtot aufs Bett.
Am Morgen war der Film für Ellen so gut wie beendet: Benny war verschwunden. Der Portier hatte ihn abfahren sehen, es dämmerte kaum. „Wette, Benny ist weiter nach Osten", sagte Tenderfoot, „muß ein starker Magnet dort liegen, daß er uns diesen Streich spielte. Aber wir kriegen ihn." In einem Ratterwagen von gutem Alter jagten sie dem Flüchtigen nach.
Bacc Benjamin war nicht zufrieden mit der Landschaft, die in sommerlicher Weite und verschlafen neben ihm vorbeiglitt; es zog ihn nach den zerwühlten Äckern, den zerbrochenen Wäldern unter wüstem Feuerhimmel seiner Erinnerung. Die Ruine einer eben abgebrannten Scheune stoppte seine Fahrt und brachte ihn durch den Anblick geschwärzter Mauerreste in einen Zustand verblüffender Sicherheit am fremden Ort, wie er sonst nur im Schlafwandel üblich ist. Er ließ den Wagen stehn, ließ auch den Millionärssohn Bacc Benjamin und den molligen Reiseflausch zurück und stolperte als Soldat Nr. 7512 über verkrustete Feldwege auf das Ziel zu, das ihm am vergangenen Abend im weichen Kinosessel eingegeben worden war. Jeder Wassergraben wurde ihm zum Schützengraben, jeder Zaun zum Verhau, und als er sich im riesigen Loch eines Granattrichters deckungsuchend niederwarf, weil eine Handbreit überm Horizont ein Flieger sichtbar wurde, da, als er Erdgeruch und Duft winziger Pflanzen spürte und unter seinen Händen die kleinen festgefügten Formen des Bodens fühlte, war er der Gegenwart völlig verloren. Er schritt mit dem Spürsinn des Tieres weiter, und es war für ihn keine besondere Tatsache, daß ihm jetzt wirkliches Kriegsgelände unter die Füße kam.
Eine blühende Industrie hatte hier ihr möglichstes getan, den Fremdenverkehr in neuartig-reizvoller Weise zu fördern: Laufgräben, Drahtverhaue, Unterstände, alles war salonmäßig wieder aufgebaut worden. Die Schlachtfeld-A.-G. gedieh.
Der Soldat marschierte drauf los; als die Sonne niederging, war er nahe am Ziel. Eine Hundeleiche, die plötzlich vor ihm lag, hielt ihn zurück, den Bahndamm zu überschreiten, hinter dem, wie er wußte, die endlose Schlachtfeldebene sich breitete, begrenzt von zersplitterten grauen Wäldern und lodernden Brandstätten der Dörfer, inmitten aber das feindliche befestigte Gehöft, um das es ging. Der Soldat kniete an der Hundeleiche nieder, wollte sie aufheben, aus dem Wege schaffen, da sah er dem Tier ins gebrochene Auge; dieses Todes-

(Schluß auf Seite 256)

Ein Ex-Stratege murmelt in den Abend

Die schöne Zeit der Strategie ist hin.
Ich bin ein bess'rer Herr mit extradicken Augensäcken.
Ich kann sie auch mit Orden nicht verdecken,
Weil ich zivil zu existieren jetzt gezwungen bin.

Ich habe Krieg gemacht per Telephon.
Die Regimenter vorne gingen dabei flöten.
Du sollst nur telephonisch töten.
Auch dafür wird man pensioniert, das ist der Lohn.

So bin ich kaltgestellt noch vor den Jahren,
Wo doch die Augensäcke bloß von außen sind.
Den Kalk, der leis durch meine Adern rinnt,
Vermörtle ich in Bänden stolzer Memoiren.

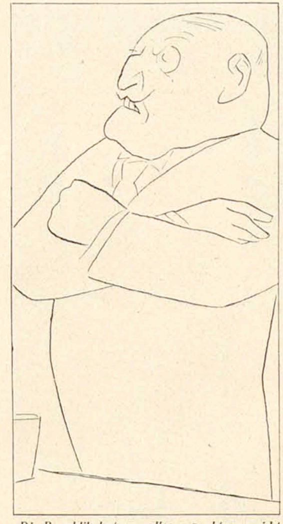
Mein teures Weib, häng mir den Schlafrock warm!
Mich friert – Was steht da draußen vor den Fenstern?
Die Bäume gleichen feldgrauen Gespenstern –
Ach was! das ist nur wieder mal mein träger Darm.

Ein Gläschen Rotspon wird mich munter machen.
Das Mädchen soll ihn richtig temperieren . . .
Man müßte einen frischen Weltkrieg führen.
Gewinnen auch – – Die Bäume solln nicht lachen!

Walther C. F. Lierke

Goldene Worte im Wahlkampf

(Karl Arnold)



„Die Republik hat uns alles geraubt, nur nicht die Ehre und unseren Großgrundbesitz, zu dessen opferwilliger Verteidigung uns auch der schlichteste Mann aus dem Volke nicht zu gering sein soll!"



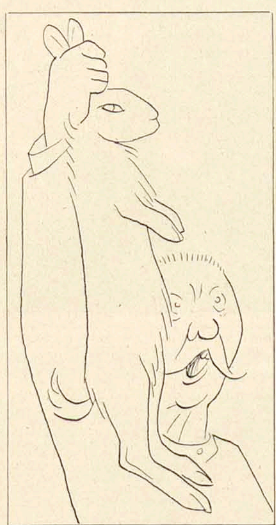
„Unsere Partei sieht ihre hehrste Aufgabe darin, die zunehmende Entsittlichung unseres Volkes zu bekämpfen. Ich frage Sie, was hat heute ein Mann vom heiligen Ehestand noch zu erwarten, wenn er vorher im Freibad schon alles sieht?"



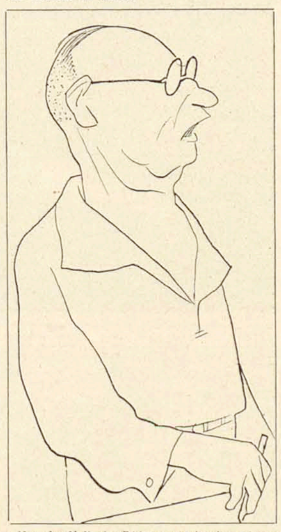
„Die Devise der kommunistisch-kapitalistischen Reformpartei lautet: ‚Fort mit dem Kapital!' Armut in der Heimat schändet nicht, wenn nur jeder Gemeinsinn genug besitzt, den eigenen Anteil am Volksvermögen für das Vaterland ins Ausland zu retten!"



„Die Linksparteien untergraben den Staat! Rechts steht der Feind jeden Fortschrittes, und in der Mitte haben wir nur das unfähige Bürgertum – was hindert uns nun, auf gemeinsamer Plattform zusammenzustehen?"



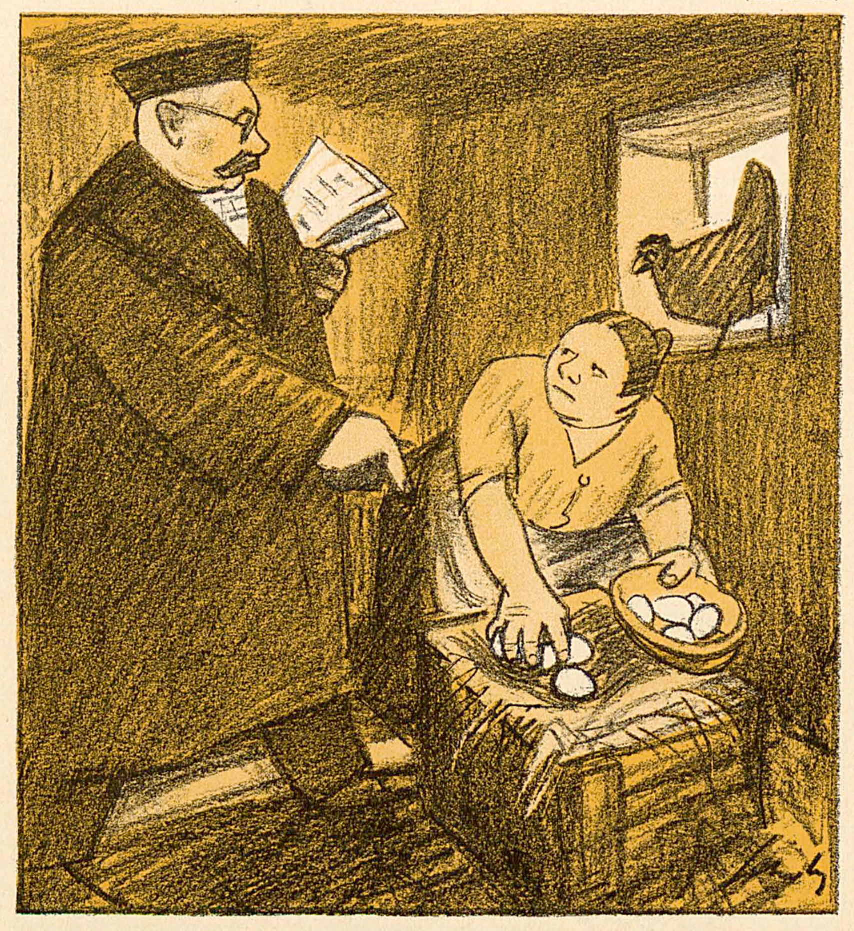
„Deutsche, eßt deutsche Kaninchen! Gebt alle Stimmen der unabhängigen Kaninchenzucht-Partei, die nicht eher ruhen noch rasten wird, als bis jeder Deutsche sein schlachtsteuerfreies Kaninchen im Topfe hat!"



„Uns, das Volk der Dichter und Denker, kleidet der Schillerkragen besser als die stählerne Wehr! Der Krieg ist selbst als literarisches Motiv überlebt! Darum fort mit aller Politik aus den Zeitungen! Die Schlagzeile dem Feuilleton! Es lebe die Partei der Unpolitischen!"

Paragraph 218

(Wilhelm Schulz)



„Halt! Wenn Sie die Eier nicht sämtlich ausbrüten lassen, begehen Sie ein Verbrechen gegen das keimende Leben!"

(Schluß von Seite 254)
auge nahm ihm alle Festigkeit, schmetterte mit Gewalt in seinem Hirn ein neues Gedächtnistor auf; am Bahndamm aufgereiht sah er die Kolonne der toten Soldaten — hier die rote Mauer des Signalwärterhauses, wo ein paar Kameraden umgelegt wurden, weil sie nicht mitmachen wollten — dort das Kanalrohr, durch das, bis zur Brust im schwarzen Wasser, die Vorposten gegangen waren und zurückkamen, schön still schwimmend getrieben.
Da geschah es, daß im Naturspiel der aufflammenden Abendröte der Soldat, den toten Hund auf den Armen, den Damm überstieg und der unheimlichsten Parade gegenüberstand: Totenkreuze, Hunderte, Tausende ragten wie weißes Gebein aus der Erde, bedeckten in geordneter Aufstellung die Ebene weithin. Dem Manne war, als breiteten brüderliche Gesellen die Arme nach ihm aus, ihn, den Verspäteten, der zehn Jahre lang den Tod vergessen hatte, endlich zu empfangen.
Viele Frauen, Mädchen lagen an den hügellosen Gräbern, weinten über welken Blumen. Der Soldat schritt vorüber auf die Reihen seiner amerikanischen Brüder zu, als ob sie ihn riefen.
Ellen und Tenderfoot hatten das zurückgelassene Auto gefunden. Ellen blieb, von Gewißheit gelähmt, zurück, als Tenderfoot bei anbrechender Dunkelheit das Gelände der Schlachtfeld-A.-G. und des Friedhofs der Zwanzigtausend abzusuchen begann. Er fand den Gesuchten schon nach kurzer Zeit in den Reihen der amerikanischen Gräber. Zwischen dem Kreuz des Soldaten Nr. 7511 und dem Kreuz des Soldaten Nr. 7513 lag Bacc Benjamin, einen toten Hund im Arm, eine Kugel im Kopf. Tenderfoot zuckte zusammen, denn sein erster Gedanke war: Ellen. Schnell ging er den Rückweg, nahm die zitternde Frau in die Arme und sprach seine Nachricht von kaum drei Worten; dann hob er die Ohnmächtige neben sich in den Wagen und fuhr, nachdem er in der nahen Ortschaft Anweisungen wegen des toten Freundes gegeben hatte, durch das Meer voller Schwärze und Trauer die Straße zurück, an deren Ende, wie er ahnte, das ungeheuere befreiende Frühlicht über der großen Stadt sie beide empfangen würde.

Schwärmer im Seebad

Von Herbert Strutz

Azurblau strahlt das Meer. Man liegt am Strand
und wähnt sich irgendwie von Glück ergriffen.
Man fühlt sich plötzlich jedem nah verwandt
und reist im Halbschlaf mit den bunten Schiffen.

Die Menschen lachen, und die Babys sind
wie kleine, nackte Früchte unter ihnen.
Orangenglutvoll streicht der Sommerwind.
Von Frauenkleidern duften die Kabinen.

So träumt man, aufgelöst in Glanz und Blau,
nach Inseln schauend und ersehnten Villen,
und wünscht sich dringend eine junge Frau,
um alles Liebesheimweh sanft zu stillen.

Aktbild / Von Kurt Rudolf Neubert

Mit weißangestrichenen Holzgittern und Blumenkästen hat man die kleine Konditorei jetzt im Sommer nach der Straße hin erweitert. Hier sitze ich, direkt an der Straße. Die Sonne scheint ins Bierglas, und die Passanten blicken mir in die illustrierte Wochenzeitschrift, in der ich zerstreut blättere, bis ich müde werde und meinen Gedanken nachhänge . . .

Es ist ein warmer, schöner Tag. In die nahe Untergrundbahn entschwinden junge Leute mit gerollten Badetüchern, irgendwelchen Gewässern zu. Die Kleider der Mädchen sind fast alle etwas zu kurz. Die Beine sind braun. Der dünne Stoff liegt straffgespannt über der Brust, bei jedem Schritt zittert es leise unter den Blusen. Es ist wie eine stumme Melodie. Wie die Begleitmusik zu dem Schauspiel schöner Körper.

Ich sitze hinter dem Blumenkasten, und mein Blick trifft manchmal, wenn ich aufschaue, in klare, leicht gebräunte Mädchengesichter dicht über den Blumen. Sie leuchten rasch vorüber, wie namenlose Bilder, heitere und nachdenkliche, versonnene, traurige . . . Manche Gesichter sind nur für sich da, ein künstlerisches Ganzes, wie ein Gemälde an der Wand, aber es ist merkwürdig bei anderen: man muß bei ihnen unwillkürlich auch an die Beine denken . . .

Manchmal sehen die gebräunten, leicht trunkenen Gesichter zurück, und die Beine stehen wie zwei Rufzeichen in der sommerlichen Luft.

Drüben entläßt die Handelsschule ihre Zöglinge. Scharen roter, weißer, blauer Kleider verteilen sich nach allen Richtungen. Auch an den Blumenkästen der Konditorei, wo ich sitze, kommen einige vorbei. Ihr Blick ist schüchtern kokett. Dann, wenn er zur Zeitschrift abgleitet, die ich nachlässig in den Händen halte, bekommt er etwas Erschrecktes, Verwirrtes, und in der nächsten Sekunde, wenn er wieder auf mich gerichtet ist, spiegelt er die verschiedensten Empfindungen: Neugier, Scham oder irgendeinen leisen Widerstand. Auch Lüsternheit bei anderen oder nur eine ironische Feststellung.

Ein blasses Ladenmädchen kommt noch einmal zurück. Ihre Augen sind groß aufgerissen. Sie sieht etwas dumm aus und sinnlich.

Eine nicht mehr junge Frau, die wie eine Lehrerin aussieht, hat einen geradezu verdammenden Blick für mich. Nanu?

Manche sehen mich erstaunt an, leicht lächelnd . . .

Eine fragwürdige Frau steht hier schon zehn Minuten, als warte sie auf eine Elektrische; aber wenn sie an mir vorübergeht, sieht es immer aus, als möchte sie mir etwas sagen . . .

Plötzlich bleibt ein langaufgeschossener Junge vor meinem Platz stehen und schaut mir keck in das Heft, das ich immer noch in meinen Händen halte. „Die is richtig!" sagt er.

Da entdecke ich, daß ich schon seit einer halben Stunde eine Seite aufgeschlagen halte, die einen Frauenakt zeigt. Die Frau ist wie zum Greifen lebendig gemalt. Man glaubt, sie atmet, und die Brüste heben und senken sich leise. Sie quellen förmlich aus dem Bilde heraus.

Hm. So. Aha!

Ich saß also in der letzten halben Stunde nicht mehr allein am Tisch. Eine Frau war so schamlos, sich nackt zu mir zu setzen. Ich habe es gar nicht gewußt. Ich habe an die Ausgaben für die bevorstehende Urlaubsreise gedacht. Aber jetzt entziffere ich den Blick der Lehrerin: „Schämen Sie sich nicht?" Jetzt weiß ich, was die fragwürdige Frau mir immer sagen wollte: „So was können Sie bei mir für zehn Em in natura haben, mein Lieber." Jetzt weiß ich, warum das Ladenmädel noch einmal zurückkam und so dumm und sinnlich aussah. Und ich fühle noch einmal alle neugierigen, schamvollen, lüsternen Blicke, ich werde langsam rot, ich möchte dem Herrn am Nebentisch, der mich schon lange ironisch ansieht, zurufen: „Aber Sie irren sich total, mein Herr!" Ich sehe die junge Kellnerin mich undeutbar anstarren, und mir scheint, daß auch alle anderen Gäste an den Nebentischen mich betrachten, als wäre ich mit meinen Gedanken tatsächlich eine halbe Stunde in der Gesellschaft einer nackten Frau gewesen . . .

Langsam schlage ich das Blatt um . . .

Raffinement

(Karl Holtz)

„Weshalb baden Sie denn noch nicht?" – „Ick warte, bis die anderen det Wasser uff Körpertemperatur jebracht haben."

Lieber Simplicissimus!

In der Städtischen Badeanstalt in Hof gibt es folgende Verbote:

Das Baden ohne Badeanzug oder ohne Badehose ist verboten.

Das widerrechtliche Hinübersehen in die Abteilung des anderen Geschlechtes ist Unbefugten verboten.

•

Daß die deutsche Sprache sehr schwierig ist, dürfte allgemein bekannt sein. Um so erfreulicher ist es, wenn man liest, in welch einwandfreier, klarer Ausdrucksweise die Badeordnung eines Familienbades in einem bayrischen Gebirgsorte abgefaßt ist. Wir bringen sie nur im Auszuge, aber dafür buchstabengetreu. Es heißt darin:

2. Ungebührliches Betragen in sittlicher Hinsicht in den zugewiesenen Baderaionen muß in jeder Hinsicht in anständiger Weise benommen werden. Das Tanzen im Badekostüm darf wegen anderer Badegäste und Zuschauer nicht stattfinden.
4. Jede Verunreinigung der Kabinen, des Badewassers oder Strandplatzes ist aus Rücksicht seiner Nebenmenschen in gesundheitlicherweise zu unterlassen.
5. Das Waschen der Badewäsche, sowie sich waschen mit Seife, oder Hunde mit ins Wasser zu nehmen, ist aus Rücksicht der Appetitlichkeit anderer strengstens verboten.

Abschied am Flugplatz

(J. Fennekerl)



„Und nicht wahr, Gustav, daß du mir auch nicht aus Vergeßlichkeit während der Fahrt abspringst!"

Vom Tage

In einer Rubrik „Vom Film" bringt die „Frankfurter Zeitung" folgende Notiz: „Die Tonfilmreportage ist in Amerika bereits weitestgehend organisiert und kann auch schon bemerkenswerte Erfolge buchen. Schon vierundzwanzig Stunden nach dem Brande in dem Ohio-Zuchthaus, bei dem an die hundert Gefangene ums Leben kamen, konnten die New Yorker die Todesschreie der Opfer in ihrem Kino hören und die Revolteversuche der Gefangenen miterleben, die von dem herbeigerufenen Militär unterdrückt wurden. Später verschwand dieser Tonfilm, um nach einiger Zeit, nachdem die größte Erregung im Lande vorüber war, wieder volle Häuser zu geben."
— Wessen das Haus voll ist, des läuft der Mund über. Das sieht man auch hier wieder. Jedenfalls hat sich die Erfindung des Tonfilms gelohnt. Die Auferstehung der Toten im Kino, einschließlich naturgetreu kopiertem Todesschrei, ist eine neue staunenswerte Leistung der Technik. T.

Rings um die Bühne

Direktor Hugelmann vom Landestheater in Linz mußte einmal in Vertretung des plötzlich erkrankten Regisseurs Volker die Probe eines modernen Schauspiels übernehmen. Nun war Hugelmann ein erprobter Operettenregisseur, aber um das Schauspiel kümmerte er sich herzlich wenig. Er kam also völlig uninteressiert und unvorbereitet auf die Probe.
Kitty Rösler, die jugendliche Salondame, hatte gerade ihren Auftritt und trat auf die Bühne mit den Worten: „Guten Abend, lieber Freund."
Hugelmann unterbrach: „Aber nein, das ist kein Auftritt. Viel zu leise und zu ernst. Wenn man auf die Bühne tritt, pumpt man sich hinten die Lungen erst richtig voll, setzt ein lachendes Gesicht auf, reißt die Tür ordentlich auf, tritt strahlend mit einem Schwung ein und sagt laut, Freude und Frohsinn in der Stimme: ‚Guten Abend, lieber Freund!' Machen Sie das noch einmal."
Kitty Rösler ging zurück und trat zum zweiten Male ein: „Guten Abend, lieber Freund."
„Aber hören Sie denn nicht?" rief Hugelmann böse, „lachend sollen Sie hereinkommen und laut."
„Verzeihen Sie, Herr Direktor", sagte Kitty Rösler, „darf ich etwas sagen?"
Hugelmann klopfte nervös mit seinem Bleistift: „Sie haben immer etwas zu erwidern, Sie wissen immer etwas besser. Also was wollen Sie?"
Da sagte Kitty Rösler: „Entschuldigen Sie schon, Herr Direktor, aber mein erster Satz lautet: Guten Abend, lieber Freund, meine Mutter ist gestorben, ich erfahre es in dieser Minute."

•

Der junge Direktor verstand wenig vom Theater, aber er hatte die hohe Kaution und die guten Beziehungen, und so sprach man ihm das Stadttheater zu.
Eines Tages wohnte er einer Probe von Ibsens „Gespenster" bei.
Der Regisseur wiederholte immer wieder dieselbe Szene des zweiten Aktes, bis er endlich die gewünschte unheimliche, drückende Stimmung gefunden hatte.
„Jetzt ist es gut, was, Herr Direktor?" sagte er höflich.
Der junge Direktor wollte etwas mehr, als nur ja sagen, und so bemerkte er schüchtern: „Sehr gut, sehr gut — nur, wenn das Dienstmädchen da etwas mehr von rechts hereinkäme, statt von links — ich glaube, das wirkte moderner."

•

Es war eines Abends bei Schwanecke.
Die Kritik hatte das neue Stück in Grund und Boden verrissen.
Der Autor saß beleidigt über seinem Bier.
„Und übrigens", sagte er, „Ihering kann gar keine Meinung von dem Stück haben, er hat ja während des zweiten Aktes geschlafen."
Sagte Anton Kuh: „Na und? Ist Schlaf nicht auch eine Meinung?" R.

Lieber Simplicissimus!

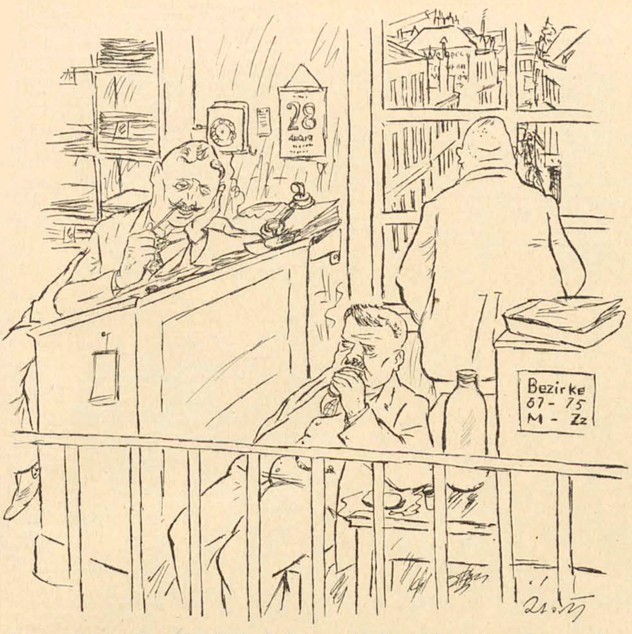
Heinz Krüger gastierte im Dezember 1929 in Wien im „Simpl" und traf auch mit dem dort lebenden J. H. R. zusammen. Was tut man schon unter Kollegen, wenn man sich kennenlernt? Man fachsimpelt zunächst. Krüger erzählte von seinen verschiedenen Vortragsabenden in den Strafanstalten und Zuchthäusern Deutschlands.
„Das muß eine schwierige Aufgabe sein", bemerkte J. H. R., „Sie sehen Ihre Zuhörer nicht, haben somit keinen persönlichen Kontakt. Außerdem sollen Sie witzig und möglichst aktuell sein und dürfen doch dabei nicht über Politik, Religion oder gar Frauen reden, geschweige denn von Liebe."
Heinz Krüger erwiderte: „Wissen Sie, ich habe mir einfach gedacht, ich spreche im Radio."

•

Der große Kritiker hatte sich über einen Tischgenossen bei Schwanecke geärgert. Der große Kritiker sagte zunächst nichts, sondern ging am nächsten Morgen, als er den Kollegen in einer Redaktion wußte, in die Pension, wo der Tischgenosse seit Jahren wohnte. Er unterhielt sich lange und überaus freundlich mit der Pensionsinhaberin über belanglose Dinge. Am andern Tag schrieb er eine offene Postkarte:
„Lieber Freund, ich war gestern bei Dir, konnte Dich aber leider nicht antreffen. Aber warum hast Du mir erzählt, daß Deine Wirtin eine so unangenehme und aufdringliche Person sei? Ich habe lange mit ihr gesprochen und fand sie äußerst nett, auch keineswegs so schmutzig, wie Du uns immer erzählst — — —" J. H. R.

Steuerhärten

(Kurt Werth)



„Sehnse, für uns Beamte ist die Kopfsteuer überhaupt der reinste Luxus, solang man den Kopf nicht zum Sitzen braucht."

Vom Bauhaus Dessau

Mensch, bist du ein Architekte,
dann so tue deine Pflicht,
wodazu man dich bezweckte,
und verkommuniste nicht.

Brich der Zeit als Formbezwinger
unbefangen das Genick,
aber bitte, laß die Finger
von der blöden Politik.

Sonsten kann es dir passieren,
daß ein hoher Magistrat
plötzlich, ohne sich zu zieren,
die Geduld verloren hat.

Und dann kommt, was Buschens Leyer
uns schon einmal sang ins Ohr:
Einen Menschen namens Meyer
schubst man aus des Hauses Tor . . .

Ratatöskr

Der General ist verrückt

Von André Dahl

I.

Leutnant Routon, zugeteilt dem Stab der 129. Division, an den kommandierenden General der 51. Armee.

„Ich gestatte mir, Herr General, vertraulich Ihre Aufmerksamkeit auf den Gesundheitszustand des Generals de Gonfledan, Kommandant der 129. Division, zu lenken. Gewisse Symptome lassen nämlich darauf schließen, daß das Gehirn des Generals durch die Aufregungen der gescheiterten Offensive vom 13. Dezember gelitten hat. So hat er zum Beispiel befohlen, daß in der ganzen Division den Pferden die Schweife abgeschnitten werden müssen und daß die gesamte Mannschaft statt ihrer Weinration Pastillen gegen Erkältung zu bekommen hat.

Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen den Inhalt dieser sonderbaren Befehle bekanntzugeben, die geeignet sind, die durch zwei Heringsmahlzeiten im Tage ohnehin erschütterte Moral der Truppe völlig zu untergraben."

General Colbert-Pinoiseau, Kommandant der 51. Armee, an Leutnant Routon, zugeteilt dem Stabe der 129. Division.

„Sie haben sich veranlaßt gefühlt, vertraulich meine Aufmerksamkeit auf den Gesundheitszustand des

(Fortsetzung auf Seite 260)





(Fortsetzung von Seite 259)
Generals de Gonfledan zu lenken. Die mir mitgeteilten Tatsachen vermögen Ihren Verdacht in keiner Weise zu bekräftigen; ja die Befehle des Generals zeugen davon, daß er um das Wohl seiner Truppe besorgt ist und sich vollkommen auf der Höhe seiner schweren Aufgabe befindet. Die Pastillen gegen Erkältung hindern die Wachtposten am Husten und verhüten es, daß der Feind auf diese Weise den Zeitpunkt der Ablösung erfährt. Was die Pferde betrifft, so werden sie jetzt ohne Schweif nicht mehr in der Lage sein, die Fliegen zu vertreiben, so daß letztere nicht mehr so zahlreich in der Umgebung der Feldküchen auftreten werden.
Ich habe die Empfindung, daß diese Maßnahmen innerhalb der ganzen 51. Armee durchgeführt werden sollten."

II.

Leutnant Routon, zugeteilt dem Stabe der 129. Division, an den kommandierenden General der 51. Armee.

„Ich beehre mich neuerlich, die Aufmerksamkeit eines hohen Kommandos auf den Fall des Generals de Gonfledan, Kommandant der 129. Division, zu lenken. Der General hat soeben den Befehl herausgegeben, daß die Mannschaft sich mit Kölnisch Wasser zu parfümieren hat, bevor sie sich auf Patrouilledienst begibt. Er hat von den ihm unterstellten Offizieren eine ganze Reihe merkwürdiger Listen verlangt, so eine Zusammenstellung aller kariösen Zähne, die Namen aller Soldaten, die Esperanto sprechen, und eine Aufstellung aller Divisionsangehöriger, die im Frieden Zuhälter gewesen sind.
Diese Befehle haben in der ganzen Division die größte Überraschung hervorgerufen und wurden allseits aufs schärfste kritisiert. Der Chefarzt der Division hat es für seine Pflicht erachtet, für alle Fälle kalte Duschen bereitzustellen."

General Colbert-Pinoiseau, Kommandant der 51. Armee, an Leutnant Routon, zugeteilt dem Stabe der 129. Division.

„Die 129. Division ist, wie mir scheint, von renitenter Gesinnung erfüllt. Sie ist sich nicht bewußt, welche Ehre es für sie bedeutet, daß ein Mann von den Fähigkeiten des Generals de Gonfledan an ihrer Spitze steht.
Die Maßnahmen, von denen Sie mir berichten, sind von vorbildlicher Folgerichtigkeit und zeugen von einer vollkommenen Beherrschung der Methoden der modernen Kriegführung. Mit Kölnisch Wasser parfümierte Patrouillen strömen keine üblen Gerüche aus, durch die der Feind aufmerksam gemacht werden könnte, und was die Listen betrifft, so sind sie zwar noch nicht vom A.O.K verlangt worden; aber wenn der Krieg noch zehn Jahre dauert, werden sie bestimmt verlangt werden. Der Herr Stabsarzt sollte an Stelle seiner durchaus unangebrachten Vorsichtsmaßnahmen lieber über die Typhusimpfungen Bericht erstatten."

III.

„Herr General!
Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht mehr im Dienstweg schreibe, aber ich habe begründeten Anlaß, Ihnen diesen Brief direkt und so rasch wie möglich zu übermitteln. Ich schwöre, daß der General de Gonfledan wahnsinnig ist, so daß die Notwendigkeit besteht, ihn noch vor der Offensive auf die Höhe 7 abzulösen oder zumindest ihn des Kommandos während dieser Operation zu entheben.
Er ist den ganzen gestrigen Tag im Dorfe Forecourt, in dem sich der Divisionsgeneralstab befindet, nur mit dem Hemd bekleidet, auf der Hauptstraße spazierengegangen und hat den Bäuerinnen nachgestellt. Als ein englischer Verbindungsoffizier ihn ansprach, hat er diesem sehr grob geantwortet und den Hintern zugekehrt. Wir konnten einen Skandal nur dadurch vermeiden, indem wir dem englischen Offizier einredeten, daß sich der General auf einer Inspektionsreise befinde und daß der Mann, den er als General angesprochen hat, ein schwachsinniger Bauer gewesen ist.
Ich bringe meinen Vorgesetzten gewiß stets die schuldige Achtung entgegen. Aber im vorliegenden Falle, ich wiederhole es, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu versichern, daß der General wahnsinnig ist!"

•

„Mein lieber Leutnant!
Ich habe die Vorkommnisse, von denen Sie mir berichtet haben — und nicht mit Unrecht berichtet haben — aufs genaueste untersucht, und ich muß sagen, daß sie keinerlei Anlaß zu der von Ihnen geäußerten traurigen Vermutung geben.
Meines Erachtens hat der General de Gonfledan, indem er, nur mit dem Hemd bekleidet, in dem häufig der feindlichen Beschießung ausgesetzten Dorfe spazierenging, ein rühmliches und echt französisches Beispiel von Heldenmut und Tollkühnheit gegeben. Er hat vielleicht übertrieben. Aber merken Sie sich, was ich Ihnen sage: Nur, wer übertreibt, wird siegen! Unter diesem Gesichtspunkte ist seine Tat bewunderungswert und läßt die Todesverachtung des Generals deutlich erkennen. Bleibt noch die Tatsache, daß er dem englischen Offizier das Hinterteil zugekehrt hat. Aber was wollen Sie? Bloß ein freundschaftlicher Scherz, der in allen Armeen der Welt unter engeren Kameraden üblich ist. Und vielleicht wollte der General de Gonfledan dem verbündeten Offizier gegenüber durch seine Geste zum Ausdruck bringen, daß man niemals sein Hinterteil sehen werde, da er immer nach vorwärts marschiert. So hat manche Handlung, vom militärischen Standpunkt gesehen, eine ganz andere heroische Bedeutung, die sich der dumme Zivilist nicht träumen läßt.
Dennoch haben Sie recht getan, mir zu schreiben. Ich werde Sie nach siegreich durchgeführtem Angriff auf Höhe 7, der hoffentlich das Eigentum des Herrn Senator Poucaré vom Feinde säubern wird, bei Ihrer Truppe aufsuchen, und wir werden dann vielleicht von Ihrer Beförderung zum Oberleutnant sprechen.
General Colbert-Pinoiseau."

IV.

Der kommandierende General der 129. Division General de Gonfledan an den kommandierenden General der 51. Armee.

„Ich gebe Ihnen bekannt, daß ich die Absicht habe, mich während des für

(Schluß auf Seite 261)

Das Edelweiß

Volkslied

Du kraxelst auf, um deine faulen Knochen
In saurem Schweiße gründlich durchzukochen.
In deiner Kehle glüht Titanendurst,
Von fetten Schmarren träumst du oder einer Wurst!
Doch oben winkt dir statt der Eierspeis'
Das kleine filz'ge Greul, das Edelweiß.

Du steckst das winz'ge Unding an den Hut
Und denkst verblödet: ei, das steht mir gut!
Und über Steingeröll und losen Sand
Rutschst wieder runter du ins flache Land.
Auf deinem Haupte zwischen Tran und Schweiß
Klebt dir das lächerliche Edelweiß.

Dem Sachsen prangt's auf seinem Lodenhut,
Auch dem Berliner gibt es Kraft und Mut.
Auf Ansichtskarten reist es durch die Welt,
Und jeder tut, als ob es ihm gefällt.
Stolz zieht er heimwärts, der verhaßte Preiß,
Mit Bayerns Rache, seinem Edelweiß.

Jacobus Schnellpfeffer

Alpinistik

(M. Frischmann)



„So, meine Herrschaften, jetzt geht's über d' Sargnagelscharten und 'n Leichenfinger aufs Gott'sackerköpfl!" — „Noch een Wort, Mensch, und ich zeige Sie wegen Bedrohung an!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13**, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Schlachtsteuer

(Th. Th. Heine)



„Bedenken Sie, daß Sie nachher die Schlachtsteuer bezahlen müssen!" — „Na, soviel werden Sie schon noch bei sich haben, Sie Schubjak!"

(Schluß von Seite 260)
morgen angeordneten Angriffs auf Höhe 7 persönlich und mit schußbereitem Gewehr in der Hand an die Spitze meiner Sturmtruppen zu stellen, um meinen Jungens zu beweisen, daß ich sie von Herzen liebe. Wenn ich falle, so werde ich eben dort sterben, wo es dem Kommandanten zu stehen geziemt, an der Spitze meiner Truppen!"

•

Befehl des Generals Colbert-Pinoiseau, kommandierender General der 51. Armee.

„Der Generalstabsarzt des Divisionslazaretts hat sich sofort der Person des Generals de Gonfledan zu versichern. Derselbe hat mit geziemendem Respekt, jedoch aufs strengste bewacht zu werden. Der General ist sodann von zwei Sanitätsunteroffizieren sofort ins Irrenhaus von Limoges zu bringen. Die Ausführung des Befehles ist ohne Verzug zu berichten."

(Berechtigte Übertragung von Leo Korten)

Weißenfels

Auch in dieser Stadt, die neuerdings durch ein kühnes Gerichtsurteil von sich reden macht, hat der Geist des Fortschritts seinen Einzug gehalten. Trotzdem . . . trotzdem!

Es gibt in Weißenfels schon alte Damen, denen kein Schwert mehr durch die Seele fährt, wenn Liesbeth Mütterchen den Bubikopf abringen will. Schon sind in Ehren ergraute Männer so weit, die sittliche Pflicht anzuerkennen, daß Sonntags aus der linken oberen Rocktasche ein Tüchlein seine seidne Zunge blecken muß.

Fortschritt! sag' ich — ringsum Fortschritt!

Indessen sah ich, in diese Stadt verirrt, wiederholt spazierende Herren den Hut an einem Strumpfhalter vor dem Bauch tragen. Wie zu Bismarcks Zeiten.

Von Wissensdurst gequält, fragte ich herum: Wieso? Niemand konnte Antwort geben. Da entschloß ich mich, zur Quelle vorzustoßen.

Und siehe, die Antwort eines seinen Hut mittels Strumpfhalters vorm Bauch balancierenden Mannes war überraschend: „Ei, freilich gönnt mr'n Hut derheeme lassen — awwer wie sollt m'r da respektvoll grießen, wenn e Vorgesetzter vorbeigommt!" —

Wie anders der Richter in seinem Urteil gegen den französischen Sportsmann!

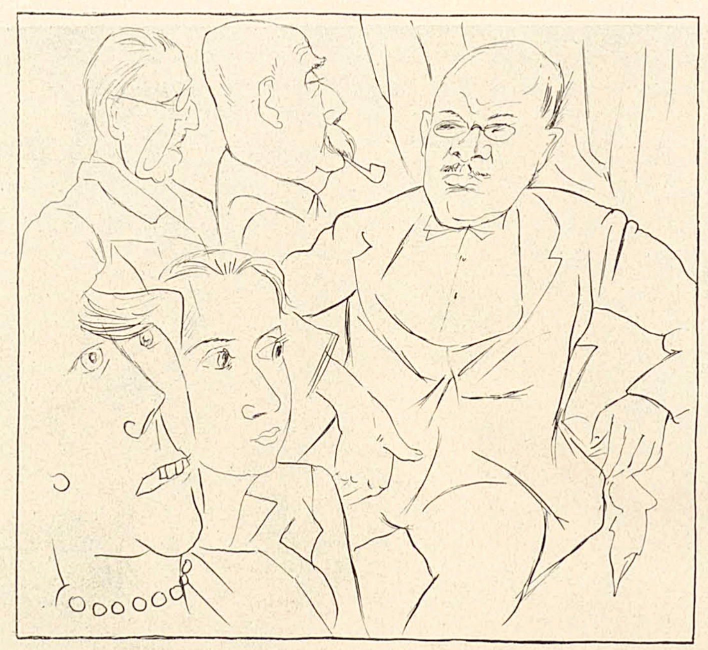
Wenn schon mal ein Weißenfelser — und sei es mittelst Gerichtsurteils — nicht alles darauf anlegt, den Vorgesetzten ehrfurchtsvoll zu grüßen, sondern charaktervoll selbständig zu sein, kommt sicher eine Torheit heraus, die andere büßen müssen.

Da lob ich mir denn doch die Gesinnung des Mannes mit dem Hut vorm Bauch: die hat wenigstens nicht direkt außenpolitische Konsequenzen.

Trim

Belehrung

(Rudolf Großmann)



„Ist es wahr, Mama, daß die Männer immer dasselbe von uns wollen?" — „Ungefähr schon, aber leider nicht immer derselbe dasselbe von derselben."

Militärische Willensfreiheit

Die österreichische Regierung hat neben vielen anderen Problemen auch das der Willensfreiheit gelöst. Was Kant nicht restlos gelang, glückte Vaugoin, dem Wiener Heeresminister. Nach in Österreich vorläufig noch geltendem Gesetz ist es nämlich Privatsache des Soldaten, ob er an religiösen Übungen teilnehmen will; was dazu führte, daß in der Wiener „Rossauer Kaserne" der folgende Tagesbefehl angeschlagen wurde: „Gottesdienst am 25. Mai in der Servitenkirche um 10 Uhr vormittags. Alle nicht im Dienst stehenden Heeresangehörigen haben daran teilzunehmen. Pflicht eines jeden ist, dem Gottesdienst freiwillig beizuwohnen."

Steuervorschläge

Die Schlacht-Steuer wird von den pensionierten Generälen erhoben. Verlorene Schlachten sind steuerfrei.
Wer die Steuer auf Aufsichtsrats-Tantiemen hinterzieht, erhält gegen Zahlung der Strafgebühren den Titel „Geheimer Aufsichtsrat".
Die Zahlung der Junggesellen-Steuer wird erleichtert durch die Umwandlung der Bar-Mädchen in Kredit-Mädchen.
Die abgelehnte Kopf-Steuer wird ersetzt durch eine Knopfloch-Steuer auf Partei-, Verbands- und Vereinsabzeichen. Gleichzeitiges Tragen von 3, 6 oder 12 Abzeichen genießt eine Steuer-Ermäßigung von 5, 10 bzw. 15 v. H.

Max

Liste 11 / Von Peter Scher

Wenn ich die Vorarbeiten besichtige,
find' ich, es ist alles noch nicht das Richtige;
die Politik geht immer noch vor,
und es mangelt bedeutend an Humor.

Was haben die Hörer oder die Leser
von dem ewigen Koch beziehungsweise Weser?
Was sagt uns der olle muffige Scholz?
Das knarrt ja wie abgelagertes Holz.

Kann uns solch alter Mostrich noch schmecken
oder uns irgendwelche Eßgelüste erwecken?
Was nützt es, zu einer Prise Mahraun
faule Eier in die Pfanne zu haun?!

Nein, heitere Elemente, gesalzene,
brauchen wir, denn uns kotzt das Geschmalzene;
Persönlichkeiten — puh ... nein, richtige Clowns
dienen dem Zweck des Auf- und Erbauns.

Ich eröffne hiermit und hoff', sie wird wachsen:
Die Ringelnatzpartei (besonders für Sachsen).
Ihr Feldgeschrei: Fort mit dem Alkohol!
Ihre Richtlinie: Prost! Oder: Allen zum Wohl!

Wenn ich die andern Programme durchschnüffle
und heißen Bemühns in den Leitartikeln büffle,
find ich nicht einen so guten Satz
wie das schlichte Prosit bei Ringelnatz.

Drum also, warum soll man's nicht wagen?
Der Name ist auch schön eingetragen,
und keiner ist, der ihn reklamiert . . .
Na prost denn! Und sammelt! Und agitiert!

Geschichte aus dem Wiener Wald

Sechs Tage der Woche kocht die österreichische Volksseele im stillen, am siebenten Tage aber marschiert sie auf. Daß es sich bei solchen Aufmärschen wirklich um Existenzfragen der Bevölkerung handelt, ahnt man dort draußen in Europa noch immer nicht, aber der folgende Tatsachenbericht beweist es. — Ein dreiundfünfzigjähriger Kolporteur wurde eines Tages von einem blinden Dobermann auf der Straße niedergeworfen. Der Kolporteur erlitt eine Knöchelverletzung, und da er erfuhr, daß der blinde Hund einem Philosophiestudenten gehörte (das klingt wie eine Ballade von Wedekind!), verklagte er den jungen Philosophen auf Schadenersatz. Hier die dem Verhandlungsbericht wörtlich entnommene Begründung des Anspruches: „Der als Zeuge einvernommene Kolporteur gab an, daß er durch den Unfall um die Aussicht gekommen sei, bei der Heimwehr eine dauernde Beschäftigung zu finden. Er sei nämlich bisher sehr oft mit der Heimwehr aufmarschiert und habe daher Aussicht gehabt, bei der Heimwehr dauernd beschäftigt zu werden. Durch den Unfall sei er aber nicht mehr in der Lage, bei den Aufmärschen der Heimwehr mitzugehen." — Um dem österreichischen Aufmarschunfug beizukommen, bedarf es also, wie man sieht, nicht weitsichtiger Staatsmänner, sondern — im Gegenteil — blinder Dobermänner. Für den angerichteten Schaden aber haben in jedem Fall die Philosophen aufzukommen.

Kat.

Reisegeschenke

Eine junge Amerikanerin läßt sich von mir in die Alte Pinakothek führen. Sie steht staunend im ersten Saal, schaut nach rechts, nach oben, nach links, überwältigt, hingerissen, erschlagen. Dann wendet sie sich leuchtenden Auges zu mir um, und ihrer Bubibrust entringt sich der Ausruf: „O my dear, was für ein entzückender Tanzsaal!"

•

In der Münchener Straßenbahn. Ich hatte nur ein silbernes Fünfmarkstück und gab es dem Schaffner zum Wechseln. Er nahm es in die Hand, wog es zweifelnd ab, besah das Geldstück lange und genau von beiden Seiten, klopfte damit auf die Holzbank und hielt es schließlich gegen das Licht.
Etwas ängstlich geworden fragte ich: „Gibt es auch falsche?"
„Na freili, grad gnua . . ."
„Woran erkennt man denn die??"
„Ja mei . . . i kenns net . . ."

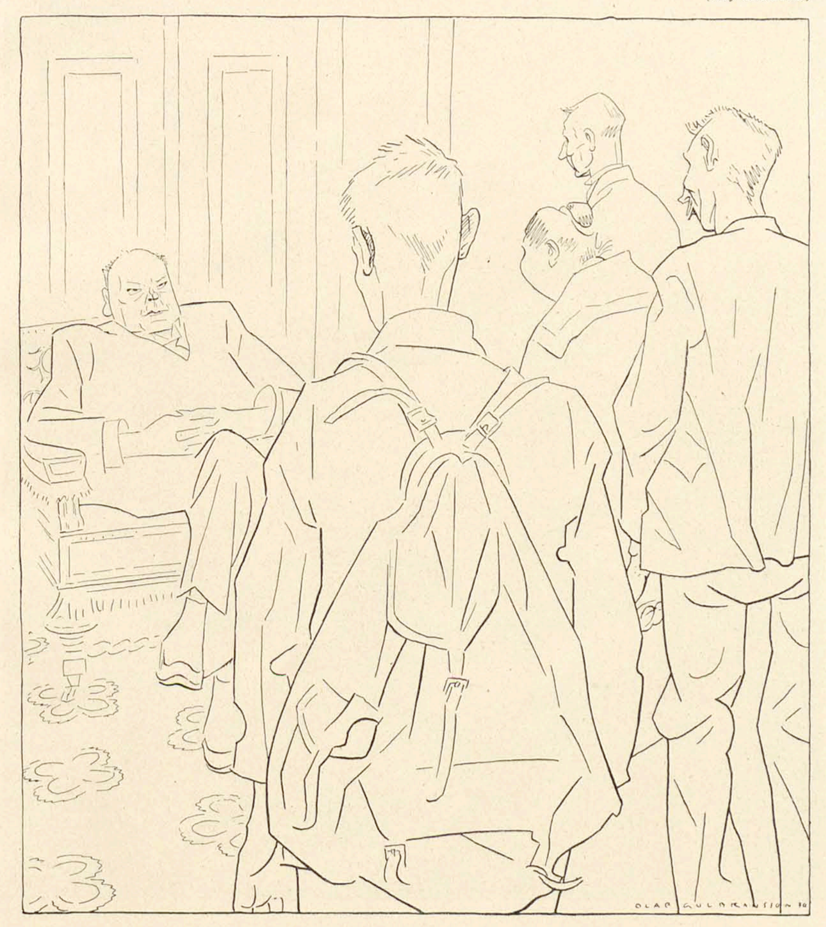
•

Das christliche Hospiz in Basel wird nicht nur streng vegetarisch, sondern auch alkoholfrei geführt. In den Zimmern und Korridoren ist in zahlreichen Gedichten und Sprüchen auf diese Grundsätze des Hauses hingewiesen. Über der Eingangstür zum Speisesaal findet sich auf einer Holztafel, in die Wand eingelassen, folgender Imperativ:

Keinen Tropfen Wasser trinkt das Huhn,
Ohne einen Blick zum Himmel auf zu tun;
Keinen Tropfen trinkt die Gans,
Ohne zu wackeln mit dem Schwanz. —
Was s i e bewußtlos tun,
Das tue D u bewußt,
Damit Du Dich vor ihnen
Nicht schämen mußt!

Eisenbahn-Tariferhöhung, besonders für die III. Klasse

(Olaf Gulbransson)



„Sehen Sie, aus der Polsterklasse könnten uns die Leute ins Auto abwandern, aber Sie als Holzkläßler sind sowieso an Kummer gewöhnt!"

Amerikaner-Hochsaison in Berlin

(E. Thöny)

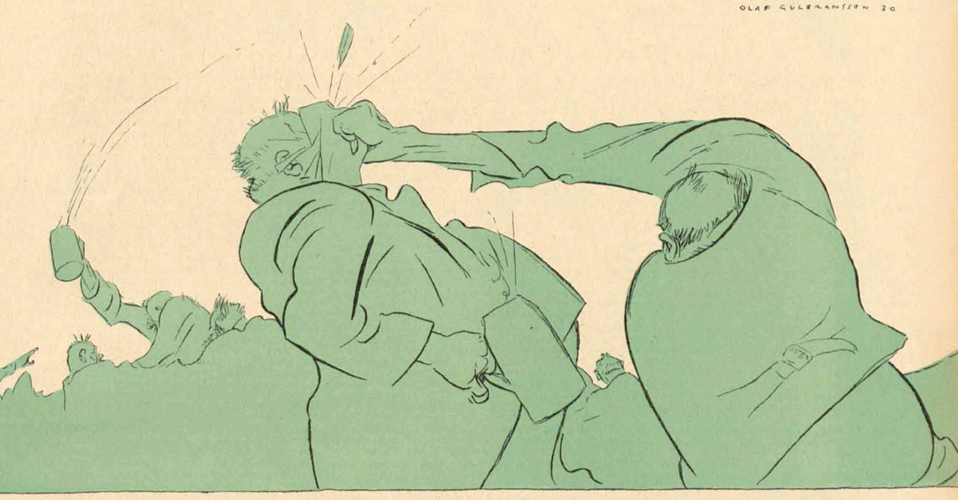


„Wir tun ja schon, was wir können. Aber nächstes Jahr engagieren wir Ihren Al Capone, damit Sie sich bei uns ganz wie zu Hause fühlen!“

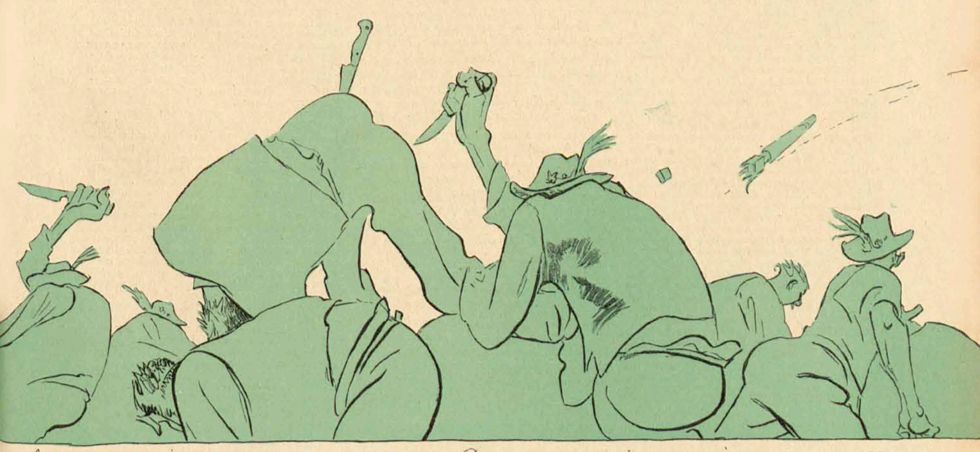
Stuttgart, 1. September 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 23

SIMPLICISSIMUS

DIE WAFFENVERORDNUNG IN BAYERN



BEI WAHLVERSAMMLUNGEN MUSS MAN SICH KÜNFTIG MIT DEM MASSKRUG BEHELFEN



ABER BEI ALLEN ANDEREN GELEGENHEITEN IST DAS FEST=STEHENDE MESSER ALS GEGENSTAND DES TÄGLICHEN GEBRAUCHES ANERKANNT

Meier-Müller · x, 5 / Von Walther C. F. Lierke

Dort hängt sie, des deutschen Volkes Parteienliste!
Aus x-Komma-fünf Parteien wird der Reichstag gekleistert.
Wenn man nicht eine von ihnen wählen müßte,
wäre man über die Vielfalt der Natur begeistert.

Denn der Deutsche liebt einmal die Besonderheiten.
Wenn einer den i-Punkt unten statt oben macht,
läßt sich's erleuchtet über die Idee des i-Punkts streiten,
und eine Kontra-i-Punkt-Philosophie wird erdacht.

Damit würzt sich Herr Meier-Müller mittags die Brühe,
die aus argentinischem Rindfleisch, einfuhrverzollt —
zum gedeihlichen Schutz für deutschnationale Kühe —,
oder als Maggi-Erzeugnis durch Leib und Seele rollt.

Apropos, Seele! Die hat Meier en gros gepachtet.
Der deutsche Wald und die deutsche Gärtner-Gurke
wird per Fraß oder Kintopp ins Innerliche verfrachtet.
Darum wähle mit Seele oder sei ein Schurke!

Hinwiederum darf Müller den Reingewinn nicht verscherzen,
denn die doppelte Buchführung liegt im deutschen Geblüt.
Den Wald im Hauptbuch und den Mehrwert im Herzen,
so wähle den Reichstag für Profit und Gemüt!

Der Totengräber / Von Ernst Kreuder

Es war halb eins, als ich vor dem „Letzten Mann" pfiff.
Ich hatte durch einen Trambahnzusammenstoß eine Verabredung versäumt und war nun heimwärts auf der Suche nach Bekannten, in deren Gesellschaft ich meine Verstimmung ein wenig zu ebnen hoffte. — Das Fenster wurde geöffnet; es war Lund, der sich herausbeugte. Sein Gesicht war rot und geschwollen; er machte „Pst", hob schwerfällig den Zeigefinger und brachte tonlos hervor: „Weißt du, daß Franz gestorben ist? Wir haben ihn heute beerdigt. Komm!" Franz war der Wirt seiner Stammkneipe „Zum goldenen Geier".
Das Lokal war fast leer; am Büfett spielte der Wirt mit seinem Sohne Sechsundsechzig. Im Hintergrund saß um den ovalen Tisch die Trauergesellschaft in Schwarz: der Lyriker Lund, der jetzt ein Spezereigeschäft betrieb, der Zwangsverwalter Nieß, der Möbelhändler Remil und der Totengräber Kummer. Sie hatten sich nach der Beerdigung auf eine Bierreise begeben und waren hier mit dem Totengräber gelandet, der sie mit seinem Ziehharmonikaspiel beleben sollte. Der alte Totengräber hatte eine rote, glänzende Knollennase mit vielen winzigen Löchern; seine trüben Schafsaugen schwammen stets im Tränenwasser, das von Zeit zu Zeit auf seine Weste tropfte. Bevor er zur Ziehharmonika griff, setzte er umständlich seine neue Friedhofsmütze auf.
Nachdem ich mich hingesetzt und einige Worte über den Abgerufenen gesprochen hatte, spielte Kummer, sein gelbes Pergamentgesicht schräg zur Decke richtend: „Zu Mantua in Banden, Andreas Hofer war — — —." Es war das Lieblingslied des Verstorbenen gewesen. Die anderen sangen eifrig und starren Blicks mit; ich trank mein Bier mit einem Zuge aus und verwünschte diesen ganzen Tag. Als das Lied zu Ende war, setzte Kummer seine Mütze ab und griff mit zitteriger Hand nach seinem Glas. Im gleichen Augenblick erschien ein nüchterner Schupo und bot schneidend Feierabend.
Während wir zahlten, bestellte Remil am Büfett eine Runde Schnaps. Ich sträubte mich zuerst, mitzutrinken, dann fiel mir der Trambahnzusammenstoß ein; ich dachte an Ruth — und gab nach. Nieß bestellte die zweite Runde, Lund die dritte. Das fing wieder von vorne an. Es wurde mir schlecht, ich sah nicht mehr deutlich; plötzlich hatten sie mich in der Mitte und marschierten mit mir schwankend durch die spärlich beleuchteten engen Gassen der Altstadt. Kummer wankte voraus, er schwang seine neue Mütze und sang leise sämtliche Strophen der Internationale.
Wie wir in Lunds Spezereiladen kamen, weiß ich nicht mehr ganz genau. Es ging lange durch finstere Gänge über gelockerte Steinstufen, dann roch es durchdringend nach Petroleum und Kaffee; es wurde hell, und ich fiel weich auf einen Sack Kristallzucker. Lund schenkte sogleich einen dicken Samos ein und stieß ein Hoch auf den Verstorbenen aus. Nieß hatte den Griff der Petroleumpumpe erfaßt und pumpte in dem Rhythmus der nichtendenwollenden Hochs den Glasbehälter voll, während der Totengräber einen Tusch nach dem anderen auf der Ziehharmonika erbrausen ließ und Remil mit einem langen Messer in der hohen Bratheringsdose herumstieß, um eines der säuerlichen Tiere zu erbeuten. Nach einigen weiteren Gläsern war es mir so schlecht, daß ich eine Zeitlang nichts mehr sah. Als ich wieder zu mir kam, stand Lund mit aufgelöstem Kragen hinter der Theke und las mit traumhaften Gebärden eigene Balladen vor. Nieß saß auf der Rosinenkiste und schlief mit offenem Mund. Remil hatte die Brille abgesetzt und verzehrte lächelnd einen Brathering nach dem anderen; er griff jetzt mit den Händen in die Dose und ermunterte Lund kauend zum Weiterlesen. Kummer allein hörte mit tiefer Teilnahme zu; das Tränenwasser rann ihm über den eingefallenen Mund und tropfte auf seinen schwarzen, fleckigen Rockärmel.
Als Lund eine Pause machte, um sein Glas auszutrinken, stand der Totengräber auf und umarmte ihn schlotternd. Sie tranken einander zu; Remil hatte gerade die Dose an den Mund gesetzt und trank die Heringsbrühe aus. Nun wollte Kummer etwas erzählen, woraus Lund eine Ballade machen sollte.
Auf dem Friedhofe waren vor einigen Jahren verschiedene Gräber geplündert worden. Kummer hatte daraufhin ein Gewehr bekommen (mit einem Revolver konnte er nicht hantieren) und mußte Nachtwache halten. Es war in der zweiten Woche, Vollmond schien; Kummer rauchte seine Pfeife und trank ab und zu einen Kümmel, damit die Nacht herumging —
Hier verlangte Kummer noch ein Glas Samos. Als er es geleert hatte, setzte er seine Mütze mit dem Schild nach hinten auf den kahlen, gelben Schädel, sah blinzelnd schief zur Decke und sagte mit seiner gebrochenen, pfeifenden Stimme: „Was denkst du nun, wer kam? Nämlich ein besserer Herr im Reisemantel; um halb drei in der Nacht. Aber ich sah seinen Spaten; er hatte ihn unter die Achsel geklemmt; ich kenn mich darin aus. Trotzdem mußte ich zwei große Kümmel trinken, bis ich Mut hatte. Ja. Dann nahm ich das Gewehr vom Tisch und schlich ihm nach. Er ging sehr schnell. Scheint es eilig zu haben, bevor es hell wird, dachte ich; es fiel mir schwer, ihm nachzukommen. Da verschwand er in einem Seitenweg. Ich ging vorsichtiger, vielleicht hatte er mich schon bemerkt. Aber als ich in die Nähe kam, hörte ich ihn schon graben. Laß ihn mal graben, dachte ich, da wird er müd, und dann lege ich das Gewehr an und sage: ‚Kommen Sie mal raus, Herr, hier ist das Graben verboten.' Ich war in ein Lorbeergebüsch gekrochen; von da konnte ich ihn gut sehen. Er hatte seinen Mantel, den Rock und die Weste ausgezogen und seine goldene Sprungdeckeluhr darauf gelegt. Schenk noch mal ein, Lund, ich bin schon heiser. Ja, prost. Also dann krachte plötzlich der Sargdeckel; es knirschte; es lief mir wie Eiswasser in den Rücken. Prost. Ich konnte ihn nicht mehr sehen; er bückte sich, und der Erdhaufen war jetzt zu hoch. Laß ihn mal erst seine Beute haben, dachte ich, dann stehe ich auf und sage ‚Guten Abend'! Er kam aber nicht heraus. Nun erkannte ich auch das Grab. Es war noch frisch; sie hatten am Morgen eine junge Frau hineingelegt. Und da kam mir ein abscheulicher Gedanke . . . Ich sprang auf und brüllte ‚Hände hoch!' — da krachte schon sein Schuß. Ich warf mich platt hin; die Zähne klapperten mir; dieser Schuft schoß kaltblütig aus dem Grabe. Er hatte mich nicht getroffen, es war noch alles heil an mir. Ich machte mich auf eine mächtige Schießerei gefaßt und entsicherte mein Gewehr —, aber jetzt war i c h eingeseift. Ich hatte nämlich keine Patrone drin, die lagen noch in der Hütte. Hah! Kroch ich jetzt fort, verstehst du, dann konnte er mich nur so durchlöchern. Ich erstickte fast vor Wut. Liegen bleiben, dachte ich, sonst bist du verloren, sonst hast du deinen letzten Kümmel getrunken, Balthasar. Ich mußte mir auf die Zunge beißen, um nicht gräßlich zu fluchen. — So lag ich über eine Stunde. Plötzlich war ich eingeschlafen.
Als ich aufwachte, schien die Sonne, und die Vögel sangen. Seine Kleider lagen noch da und die goldene Uhr tickte leise. Jetzt schläft e r, dachte ich, und ich wollte ihn mir einmal betrachten, bevor ich Patronen holte. Nun, ich krieche vorsichtig heran und sehe in die Grube. Nun . . . und, da liegt er also über dem aufgebrochenen Sarg, und sein Kopf liegt auf ihrer Brust, still, und . . . Ja. Jetzt brauchst du keine Patrone mehr zu holen, dachte ich noch, denn ich sah, daß er tot war; sein Revolver lag ja auf dem Sargdeckel. Lund, verstehst du, ich hab' viel gesehen, aber das hat mich doch kaputt gemacht. Ich kann keinen mehr begraben, das ist vorbei. Wollen wir einen spielen, daß sie wach werden hier. So einen Bücking kannst du mir geben, es ist mir nicht gut. Mach die Gräten raus, die seh ich so schlecht."
Während Lund den Bücking zerriß, schob Kummer seine Mütze in die Stirn und spielte mit schrägem, tränendem Gesicht: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang — — —"
Durch die Ritzen des Rolladens schimmerte das frühe Tageslicht.

Sei lieb zur alten Wäscherin!
Von Peter Scher

Die alten Waschfraun der Partein,
die weichen jetzt mit Hochdruck ein,
die bringen jetzt alles unter die Pumpe:
den guten Damast wie das alte Gelumpe.

Da werden die Seifen strapaziert,
da wird geschwenkt, da wird geschmiert,
da färbt sich das Wasser zum Befremden
vom Abhub der Unterhosen und Hemden.

Hei wie das platscht, hei wie das planscht,
wenn Mütterchen mixt, wenn Mütterchen manscht;
das ist ein Gewisper und Geunke —
im Kessel brodelt die schwärzliche Tunke.

Nun ausgerungen, nun aufgehängt —
wie sich der Wind im Höschen fängt,
es flattert, es schwingt sich weiß und reinlich,
und alles ist schön, und nichts ist mehr peinlich.

Sieh, wie das weiße Westchen blinkt —
dies Beinkleid wählst du unbedingt —
und dort das Hemd, frisch aus der Beize,
entfaltet bei Gott nicht geringere Reize.

Sei lieb zur alten Wäscherin,
sie tut's um kärglichen Gewinn:
Ein Stimmchen will sie nur — das deine —
fürs saubere Prachtstück von ihrer Leine.

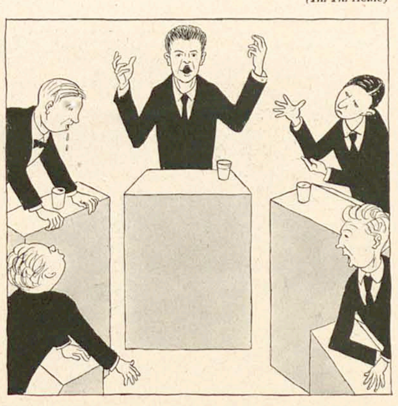
Du zauderst, mein Schatz, du denkst vielleicht:
Wann wird mal wieder eingeweicht . . .
rasch kann sich im Hemdchen ein Unglück begeben . . .
Kind, Kind, — d i e Waschfrau hat ewiges Leben!

Rede-Weltmeisterschaft

(Th. Th. Heine)



Schon als Säugling hielt er zündende Reden über die Vorzüge der Muttermilch gegenüber dem Soxhlet.



Beim Schüler-Redewettbewerb schlug er sämtliche Konkurrenten um mehrere Zungenlängen.



Als deutscher Preisträger nach Amerika gesandt, redete er die Meister der ganzen übrigen Welt in Grund und Boden.



Nach Deutschland zurückgekehrt, stellt er seine Begabung in den Dienst der Lotus-Staubsauger-A.G.

Beweis

Auf einer Landstraße in der Nähe einer Großstadt war ein Auto in einen Eierwagen hineingefahren mit dem Ergebnis, das sich erraten läßt: die Ladung Eier ging vollkommen in Trümmer. Gegenseitige Beschimpfungen des Chauffeurs und des Kutschers. Prozeß mit beträchtlicher Schadenersatzforderung des Eierhändlers. Der Chauffeur leugnete nicht seine Schuld, obwohl kein Zeuge des Zusammenstoßes vorhanden war, aber wegen der Höhe der Schadenforderung konnten sich die streitenden Parteien nicht einigen. Da meldete sich plötzlich aus dem Publikum ein Mann als Zeuge und erklärte, die Schadenersatzforderung des Klägers sei bei weitem zu hoch.

„Waren Sie denn zugegen", fragte der Richter, „als der Zusammenstoß erfolgte?"

Der Mann verneinte. Er sei etwa zehn Minuten später an die Stelle des Zusammenstoßes gekommen.

Der Richter geriet in Wut.

„Wie kommen Sie dazu, zu erklären, daß die Schadenersatzforderung des Klägers zu hoch ist? Sind Sie denn selbst Eierhändler? Und was haben Sie überhaupt hier zu suchen, wenn Sie weder Augennoch Ohrenzeuge waren?"

Der Mann ließ sich nicht beirren und antwortete: „Ich war Nasenzeuge! . . ."

Lieber Simplicissimus!

Berlin ist tatsächlich die fortschrittlichste Stadt. Es wird alles getan, um den Verkehr zu erleichtern und in jeder Weise Handel und Wandel zu fördern. Neuerdings erstreckt sich diese Fürsorge offenbar auch auf das Ganoventum. So ist zum Beispiel im Pschorrbräu ein weithin sichtbares Plakat angebracht:

Kleiderdiebe Achtung!
Kleiderablage im I. Stock

Es ist anzunehmen, daß die betreffenden Berufskreise dies vorbildliche Entgegenkommen als eine Erleichterung ihrer beschwerlichen Tätigkeit dankbar begrüßen werden.

•

Unser Lokalblättchen meldete folgendes: „Willi P., der jüngste Sohn des Schmiedemeisters P., hier, wurde das Turn- und Sportabzeichen verliehen. Sämtliche männlichen Glieder der Familie P. tragen somit das Turn- und Sportabzeichen. Frei Heil!"

Jodler

(E. Schilling)



„Merkwürdig, bei uns in Schottland macht man das mit dem Dudelsack!"

Das Plakat

Von E. van Lidth de Jeude

„Ich kann Plakate nicht leiden", sagte Fred Beringson plötzlich. Wir saßen zusammen auf dem Boulevard und tranken ein Glas schwarzen Kaffee. Das Leben der Weltstadt wirbelte an uns vorüber, mit vielen Plakaten auf Wagen, auf Autos oder auf Gestellen, die von Männern getragen wurden. Plakaten von Filmen, Theatern oder neuen Artikeln, mit denen die Menschheit beglückt werden sollte.

„Ja", wiederholte Fred Beringson, „ich kann Plakate nicht leiden und habe Grund dazu, seitdem mir so ein Ding einmal einen Plan zerstörte, der mir damals nicht unwichtig war. Das klingt merkwürdig, und doch ist es so. Es ist jetzt ein paar Jahre her, ich war knapp dreißig Jahre alt und hatte gerade eine gute Stellung bei einem großen Konzern in B. erhalten. Ich reiste mit dem Mittagzug aus Holland an den Platz meiner Bestimmung. In meinem Kupee hatten noch ein paar wenig interessante Leute Platz genommen, aber mir gegenüber saß ein junges Mädchen, nein, wirklich ein außergewöhnlich schönes und liebenswertes Geschöpf. Obwohl ich schon vielen Mädchen und Frauen in meinem Leben begegnet bin, konnte ich mich ihrem Zauber nicht entziehen. Sie war vielleicht achtzehn Jahre alt, sie hatte etwas Naives und zugleich etwas so Verständiges in ihrer Art zu sprechen. Denn wir waren bald miteinander ins Gespräch gekommen. Sie war so jung, so fröhlich, so lieb, kurz und gut, als wir uns dem Ende der Reise näherten, war ich bis über die Ohren in sie verliebt!

Ich war so töricht gewesen, mich ihr nicht vorzustellen, warum, weiß ich heute nicht mehr. Wahrscheinlich kam es mir interessant vor, den großen Unbekannten zu spielen, bis wir unser Reiseziel erreicht haben würden. Aber in den letzten zehn Minuten vor der Ankunft stellte sich plötzlich heraus, daß sie sich in der Ankunftsstation von B. geirrt hatte und schon über ihr Ziel hinausgefahren war. Ihre Verwandten warteten nun vergeblich am Bahnhof; es war eine unangenehme Sache, zumal sie sich in B. nicht auskannte. Ich selbst kannte die Stadt gut, wußte, daß die Stationen nicht sehr weit voneinander entfernt waren, und fand es herrlich, ihr meine Hilfe anbieten zu können.

Also wir kommen an, wir verlassen zusammen den Bahnsteig, ich trage ihren Koffer und sage: „Erlauben Sie, daß ich Sie mit dem Auto zu dem andern Bahnhof oder zu Ihren Verwandten bringe? Ein junges Mädchen allein in einer fremden Stadt . . ." Sie sieht mich dankbar an.

In dem Moment waren wir beim Ausgang des Bahnhofs angelangt. Und dort hing ein Plakat von einem Verband, oh, einem großartigen Verband, zum Schutz allein reisender junger Mädchen. Das Plakat stellte ein junges Mädchen vor, das von einer abscheulichen Spinne mit einem Totenkopf belauert wird, während ein eleganter Herr sie anspricht. Die Spinne streckt bereits zwei haarige Beine nach dem unschuldigen Kind aus, und die Aufschrift lautet: „Hütet euch vor liebenswürdigen Fremden!" Wir sahen zugleich auf das Plakat, ich lächelte noch darüber, aber als ich sie ansah, bemerkte ich, daß sich plötzlich etwas in ihrem Gesicht verändert hatte.

Wir standen jetzt draußen. ‚Hier haben wir ein Auto', sagte ich. ‚Ich danke Ihnen', antwortete das Mädchen, während sie mir ihren Koffer abnahm, ‚ich werde jetzt schon allein weiterfinden.'

Ich spürte, wie ich blaß wurde. Das war doch zu dumm! Ich wollte ihr meine Visitenkarte überreichen, ihr beweisen, daß ich ein anständiger Mensch wäre, aber was half das? Es gibt Situationen, in denen jedes Wort, jede Geste daneben trifft. Ich stammelte noch etwas, erklärte, daß es doch zu unsinnig wäre, zu glauben . . . aber ich fühlte selbst, daß ich lächerlich war. Was ist der äußere Unterschied zwischen einem Gentleman und dem Handlanger eines Mädchenhändlers? Es ist kein Unterschied; das ist ja gerade die Kraft des letzteren.

Ich ergriff ihren Arm, ich beschwor sie, mir zu glauben. Aber sie sah mit eiskaltem Blick an mir vorbei und wandte sich an einen Polizisten um Auskunft . . . Mir blieb nichts anderes übrig, als wie ein geprügelter Hund abzuziehen. Und seit dem Tage habe ich eine Wut auf Plakate."

(Berechtigte Übersetzung von Willy Blochert)

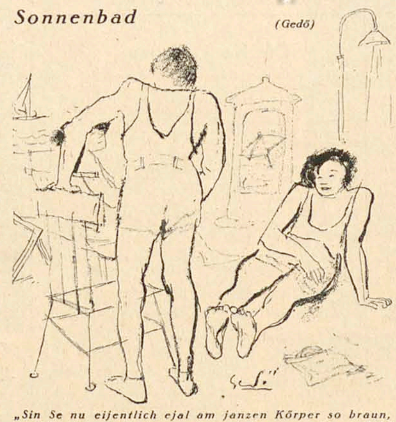
Kellner im Strandhotel

Von Herbert Strutz

Er hat nicht Zeit, den Abend zu genießen,
indes er eilig seine Tische deckt,
und sieht auch nicht den Himmel bunt zerfließen.
Das steht nur für die Fremden im Prospekt.
Er kennt den süßen See nur als Reklame.
Bevor man winkt, serviert er schon geschwind.
Nur manchmal merkt man, wenn er eine Dame
bedient, wie seine Augen hungrig sind.
Doch hinter sich vernimmt er schon den Ober.
Das schreckt ihn auf, nervös und äußerst wirr.
Der Himmel aber färbt sich wie Zinnober,
Und in der Küche klappert das Geschirr.

Sonnenbad

(Gedö)



„Sin Se nu eijentlich ejal am janzen Körper so braun, Gnäd'je?" – „Det Interesse kann Sie 'ne janze Stange Jeld kosten, Sie Dussel!"

Die Konkurrenten

Bei der Premiere eines neuen Schauspiels, das wegen seines symbolischen Gehaltes sehr schwer verständlich sein soll, sitzen die Theaterreferenten zweier konkurrierender Zeitungen zufällig nebeneinander. Sie begrüßen sich reserviert, wechseln ein paar Worte und geben sich einem schweigsamen Warten hin.

Der Anfang des Stückes verzögert sich immer mehr. Es werden fünf Minuten, zehn Minuten, der Vorhang hebt sich nicht. Da nimmt der eine der beiden einen Bogen Papier hervor und beginnt eilig zu schreiben.

Der andere sieht eine Weile staunend zu, dann kann er seine Neugier nicht mehr unterdrücken und fragt: „Aber was schreiben Sie denn da so hastig, Herr Kollege?"

Dieser antwortet sachlich, ohne von seinem Papier aufzusehen: „Natürlich das Nächstliegende, Herr Kollege — die Kritik."

„Welche Kritik denn . . .?" fragt der andere weiter.

„Nun, über das Stück, das hier gespielt werden soll."

„Aber . . . aber . . . Sie haben es doch noch gar nicht gesehen! Es hat ja noch gar nicht angefangen! . . ."

„Was macht denn das?!" gibt der Schreibende überrascht zurück.

„Wie? Sie fragen: Was macht denn das? Ihre Kritik kann ja doch unter Umständen, . . . ich meine bloß . . . unter besonderen Umständen . . . ganz falsch und unzutreffend werden . . .!"

„Und wenn schon, Herr Kollege . . . sie wird immerhin noch richtiger und treffender sein als die Ihrige, wenn Sie das Stück — gesehen haben . . .!"

Karl Ude

Die Einladung

Peter Altenberg kam wütend in das Café Zentral.

„Nie wieder spreche ich ein Wort mit diesem Friedell!"

„Was ist geschehen?"

„Ich gehe eben über den Graben, und wen treffe ich? Friedell. Was soll ich schon mit dem Kerl reden? Ein Wort ergibt das andere, und schließlich lade ich ihn liebenswürdig zum Abendbrot ein."

„Und?"

„Das ist eine Unverschämtheit, eine Lausbüberei!"

„Er hat es Ihnen abgeschlagen?"

„Im Gegenteil", wetterte Altenberg, „er hat angenommen!!"

„Aber das ist doch — — —"

„Doch — das ist eine Unverschämtheit, eine Frechheit — wenn Peter Altenberg jemand einladet, hat man das abzuschlagen. Eine Höflichkeit ist der anderen wert."

J. H. R.

Enttäuschung

(Josef Sauer)



„Vierz'g Jahrln siech i scho die Züg' an mir vorüberfahr'n, aber glaubst vielleicht, daß auf dera windigen Strecken oamal was passier'n tat?"

Der Stationsvorsteher

Von Robert Neumann

Mir war das Glück doch endlich hold.
Ich durft den Rang erkämpfen.
Jetzt steh ich, bis er weiterrollt,
beim Zug, umzischt von Dämpfen.
Ich heiße Blakschitz Leopold
und leid an Magenkrämpfen.

Das ganze bunte Leben rinnt
an meiner Küste weiter.
Käs, Knecht und Kegel, Kalb und Kind —
Ich bin der Herr und Leiter.
Ich bin streng national gesinnt.
Doch macht mich das nicht heiter.

Und nick ich ein und will mir hold
ein Traum die Welt verfärben,
dann kreischt es, und ein Lastzug rollt
und klirrt den Schlaf zu Scherben.
Ich heiße Blakschitz Leopold
und werde hierorts sterben.

Prager Verkehr

In Prag ist Autofahren kein Vergnügen. Wenn nicht gerade die Straßenbahn durch die engen Straßen fährt oder ein alle Schritte haltender Autobus die freie Fahrt versperrt, schiebt bestimmt ein Kinderwagen gemütlich in der Mitte hin.

Als ich vorigen Monat im Prager Radiosender las und den Sechsuhrzug nach Dresden noch erreichen wollte, bestieg ich eine Autotaxe.

„Schnell zum Wilsonbahnhof", rief ich.

Der Chauffeur fuhr an. Einmal schneller, dann wieder langsam, und dann mußte er überhaupt halten.

„Können Sie denn nicht schneller vorwärts kommen?? Ich muß zum Zug."

Da drehte sich der Chauffeur um und sagte: „Ja, Herr Doktor, wanns pressiert sein — warum laufens denn dann net?"

R.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Zur rechten Zeit

(M. Frischmann)



„Gott sei Dank, Kinners, daß wir euch endlich haben, 'n Filmoperateur wartet schon seit acht Tagen uff 'nen Schiffbruch!"

Ein Mörder . . . / Von Frank F. Braun

„Nein", sagte Brendel, „nicht jeder Mord erfährt seine gerechte Sühne. Schlauheit freilich allein genügt nicht; immer muß so einem Menschen noch der Zufall helfen. Kennen Sie den Fall des Tim Bröhan? Nicht? Nun, ich will Ihnen die Geschichte erzählen.

Tim Bröhan war Steward an Bord eines Amerikadampfers und wohnte in Hamburg. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er seine Frau viel allein lassen mußte. Wir, das Gericht, haben später erfahren, daß Frau Frieda, so hieß seine Gattin, diese Zeit nicht in Treue verwartet hat, sondern zarte Bande zu dem Friseur, der unten in ihrem Hause seinen Laden hatte, während der Abwesenheit ihres Mannes unterhielt. Tim Bröhan hat davon nichts gewußt!"

„Na, na! Es gibt doch gute Freunde und Nachbarn genug, Herr Assessor."

„Eben, meine Herren; das nahm das Gericht auch an. Staatsanwalt Schoenburg hat Dutzende von Hausbewohnern der Nachbarschaft vernommen; dazu alle Freunde und Bekannten Bröhans; aber es war dem Steward nicht zu beweisen, daß er von der Sache gewußt hat."

„War das wichtig?"

„Es war der springende Punkt der Verhandlungen. Folgendes nämlich hatte sich ereignet. Eines Tages war Tim Bröhan nach Hause gekommen, angeblich direkt vom Dampfer, und zu seiner Frau hinaufgegangen. Er ist dort nach Aussagen der Nachbarn eine Viertelstunde geblieben und dann hinuntergegangen in den Barbierladen. Er kannte den Barbier gut. Bröhan gibt an, mit ihm sogar befreundet gewesen zu sein. So gut hat er ihn jedenfalls gekannt, daß der Friseur ihn begleitete bis zur nächsten Straßenecke, wo ein Waffengeschäft war. Bröhan wollte einen Revolver kaufen, und sein Bekannter, der Barbier, sollte ihm bei dem Waffenhändler einen Freundschaftspreis herausholen, denn der Besitzer des Waffengeschäfts war wieder Kunde bei dem Barbier. Das alles scheint nicht unglaubwürdig, nicht wahr? Sie gehen also zusammen in den Waffenladen, Bröhan und der Geliebte seiner Frau, den er aber in dieser Eigenschaft nicht gekannt haben will. Der Händler erkundigt sich, ob Bröhan einen Waffenschein besitzt; es geht alles sehr ordentlich und vorschriftsmäßig zu. Bröhan wählt einen Revolver, läßt sich ein Päckchen Patronen dazu geben und lädt die Waffe. Der Händler gibt an, er sei deshalb nicht eingeschritten, weil er sofort den Waffenkundigen an der Art der Handhabung erkannt habe. Um so unbegreiflicher der entsetzliche Zufall! Plötzlich kracht ein Schuß, und der Barbier sinkt von der Kugel in den Kopf getroffen zu Boden. Er stirbt auf dem Wege ins Krankenhaus.

Bröhan stellt sich selbst der Polizei und wird nach einigen Verhören zunächst freigelassen, da allenfalls fahrlässige Tötung, nicht ein Verbrechen vorliegen kann. — Genau um die Zeit aber, da Bröhan den Friseur niederschießt, geschieht etwas nicht weniger Unerwartetes. Seine Frau Frieda vergiftet sich mit Gas.

Sehen Sie, da stiegen uns bei der Staatsanwaltschaft Bedenken auf. Warum nahm sich die Frau das Leben? Was hat Bröhan in der Viertelstunde, die er bei ihr oben im Zimmer war, mit ihr gesprochen? Hat er ihr gesagt: ich weiß alles! Ich gehe jetzt und bringe deinen Liebhaber um! Nahm sich Frau Frieda deshalb das Leben?"

„Eine Zwischenfrage, Herr Assessor, hat die Frau den Tod des Barbiers noch erlebt?"

„Eben nicht! Sie drehte den Gashahn auf, unmittelbar nachdem Bröhan die Wohnung verlassen hatte."

„Dann scheint mir der Fall allerdings auch klar. Dann muß Bröhan ihr gesagt haben, daß er den Ehebruch erfahren hat. Vielleicht hat er ihr gedroht, oder sie hat, nachher allein, die Nerven verloren."

Brendel nickte. „Für uns handelte es sich nicht so sehr um den Fall der Frau, als um den — Mord an dem Barbier. Aber der Mord war Bröhan nicht nachzuweisen.

Er wurde wegen fahrlässiger Tötung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt und erhielt Bewährungsfrist; praktisch also war er freigesprochen. Und doch waren wir uns alle einig, Staatsanwalt, Richter und Publikum: Bröhan hat den Barbier erschossen, nachdem er seiner Frau das Geständnis entrissen hatte. Aber das ist nun einmal so, jedes Gesetz hat Lücken, und der eine oder andre entwischt dem Zugriff der Gerechtigkeit."

„Der menschlichen", meinte Hilfsprediger Jakobsen einwerfen zu sollen. Brendel nickte freundlich. „Wir sprachen von dem Steward Tim Bröhan", lächelte er, „der, wie wir zuletzt hörten, in Vancouver ein besuchtes Schanklokal errichtet hat. Es soll ihm gut gehen. Aber ich räume ein, Herr Jakobsen, das mag seiner Seele einmal durchaus nichts nützen."

Das Abschiedsmahl

Von Hans Leip

Der Dampfer pfiff so sonderbar:
Tuut, mein Tappel, tuut.
Nun ist uns beiden bitter klar:
Ut!

Er geht wohl auf die wilde See:
Tuut, mein Tappel, tuut.
Ich kuck allein in Luv und Lee:
Ut!

Und geht er unter, kleine Frau:
Tuut, mein Tappel, tuut,
Dann fressen mich die Kabeljau:
Ut!

Die Kabeljau, die Butt, die Stint.
Tuut, mein Tappel, tuut,
Die umgekehrt bekömmlich sind:
Ut!

Und wenn du einen Bückel ißt,
Tuut, mein Tappel, tuut,
Denk dessen, der dich nie vergißt!
Ut!

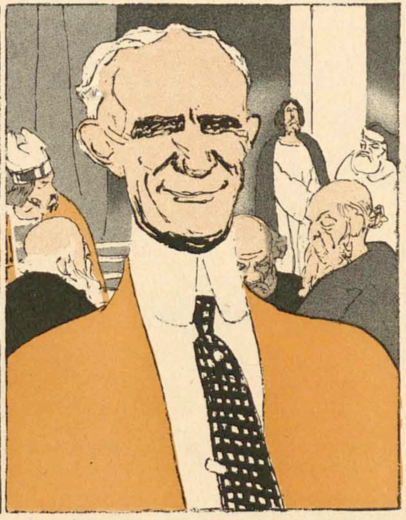
Illustre Gäste in Oberammergau

(E. Thöny)



Königin Maria von Rumänien

„Na, wo ist denn nun der Apostel der Liebe?!"



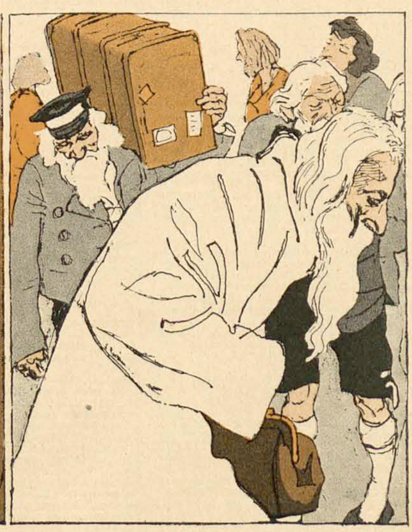
Henry Ford

„Am laufenden Band könnten Sie die ganze Passion täglich viermal herunterspielen!"



Macdonald

„Dreißig Silberlinge, Mister Judas? Das waren noch billige Zeiten! Gandhis Verhaftung ist uns wesentlich teurer gekommen!"

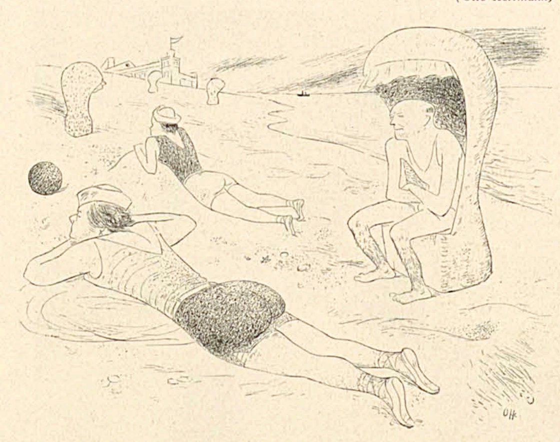


Rabindranath Tagore

„Nicht eine Stunde bleibe ich hier länger! Keinem Menschen fallen meine langen Haare auf!"

Philosophie im Strandkorb

(Otto Herrmann)



„Merkwürdig, von hinten besehen, haben doch alle Frauen 'nen milden Charakter."

Rohe Geschichte um einen Fahrstuhl / Von Heinz Proskauer

Mein gutmöbliertes Komfortzimmer („ungeniert") liegt vier Treppen hoch; da aber „Komfortzimmer", mittels Fahrstuhl erreichbar.

... mittels Fahrstuhl erreichbar ... Ein Satz, scheinbar entnommen einer kgl. preußischen Verordnung von 18.. — damals gab es ja noch keinen Fahrstuhl. Aus dieser Zeit stammt also meiner. Außen-(bord)wand-Fahrstuhl. Immerhin, man erreicht mit ihm das Zimmer. Wenn es ihm auch schwerfällt. Er ächzt und stöhnt ganz jämmerlich. Arterienverkalkung? —

Meine Hausmeisterin stammt aus dem gleichen Jahrgang. Daher fast schwesterliche Liebe zu ihrem Genossen. Sie betreut und bewacht ihn. Aber da sie Mensch ist, geifert sie auch. Eine Bißgurn! Außerdem, wie Millionen Kolleginnen, ist sie Hausspitzel. „Hausreporter" — zeitgemäß gesagt. —

Mich haßt sie. Weil ich auch Reporter bin. Sie ist aber tüchtiger als ich. Am nächsten Ersten muß ich das Feld räumen. Sie hat den Kampf gewonnen.

Und das kam so ...

Bei meinem Einzug fuhr ich jedes Gepäckstück einzeln hoch. Ich hatte drei große und zwei kleine Koffer, eine Kiste, eine Schreibmaschine und einen Rucksack. Fahrtdauer insgesamt eine Stunde. Die Alte war dabei. Ihre Visage wurde immer wütender. Von Fahrt zu Fahrt.

Trotzdem ... sie blieb stumm. Bis ... Bis ich ihr meinen Meldezettel brachte. Ihr erster Blick galt der Rubrik „Beruf". Da stand — Reporter.

„Ah, drum ...!" ... und so begann der Krieg.

•

Nachts ein Uhr. Zeit meiner Heimkehr. Todmüde. Es lebe die Technik, hoch der Fahrstuhl!

„Außer Betrieb!" ... die ersten Vorpostengeplänkel haben begonnen ...

Nächsten Morgen. Stöhnen und Ächzen geht durchs Haus. Hurra, er geht wieder! Aber abwärts läuft es sich besser.

•

Nachts heißt es wieder „Außer Betrieb".

... eröffnen morgen die Gegenoffensive ...

•

Zehn Uhr vormittags. Ich stelle den Feind im Hausflur.

„Warum geht nachts der Fahrstuhl nicht?!!!"

„Weil neben det Jestell hinterum der Milchmann wohnt."

Ruhig klang die Antwort. Unheimlich ruhig.

„Was geht mich der Milchmann an?!!"

„Seine Olle is schwer krank; ufjejeben hat se der Dokta ... drum störn wa se nich in da Nacht ... Jawoll!"

Hm, dagegen kann man nichts machen.

„...die paar Tare, wat se noch lebt..."

... aus strategischen Gründen wurde die Gegenoffensive abgebrochen ...

•

Zwei Wochen später.

Allnächtliche Heimkehr. Am Fahrstuhl vorbei zur Treppe. Vier Treppen!! Fünfundsiebzig einzelne Stufen!!!

Halt!! Das Schild ist weg. Aus Versehen? Eine Falle? Einerlei. Ich bin gefahren.

Trotzdem peinlich. Vier Treppen Fahrstuhl fahren als Erbschaft. Oder fünfundsiebzig Stufen = ein Toter. Peinlich, sehr peinlich!

•

Morgens im Hausflur. Ein paar Weiber umdrängen die Hausmeisterin. Mein Reporterehrgeiz meldet sich. Ich im Vorbeigehen: „Also gestern ist sie gestorben, die Arme?"

„Wat ...?"

„Ich meine, die Frau vom Milchmann ist tot, nicht? Der Fahrstuhl ging doch schon wieder heute nacht."

„Sie sinn woll als Kind zu heiß jebadet worn, Sie ..."

Etwas stimmte da scheinbar nicht.

„Jesund is se jeworn! ... Da steht se! Sie ..."

Fünfundsiebzig einzelne Stufen = ein Toter = ein Lebender = eine Niederlage. Peinlich. Sehr peinlich!

„Und so eener nennt sich ‚Reporter' ..."

•

Mein neues Zimmer liegt parterre. Vorsichtshalber ...

Heiterkeit bei den Zuhörern

Ein junger Mann, der vor Gericht als Zeuge vernommen werden sollte, wurde vom Vorsitzenden gefragt, ob er sich über die Bedeutung des Eides im klaren sei.

„Nein", sagte er.

Der Richter war etwas ratlos und meinte, der Eid und seine Bedeutung sei sicherlich auch im Schulunterricht des jungen Mannes behandelt worden, er müsse sich doch daran noch erinnern können.

Die Antwort war ausweichend.

Der Richter schüttelte den Kopf und versuchte es nun mit einem sehr verklausulierten Satz, den er dem aufhorchenden Zeugen ins Gesicht hieb. Vorsichtshalber fragte er aber noch einmal, ob er verstanden worden sei.

„Nein", hieß es prompt.

Jetzt riß dem Richter die Geduld, und er rief: „Also, die Sache ist ganz einfach die: Wenn das, was Sie mir jetzt sagen, nicht wahr ist, dann werden Sie eingesperrt. Erheben Sie die rechte Hand und schwören Sie!"

Endlich klappte die Sache.

•

In einem anderen Prozeß rückte eine Dame, die angeklagt war, durchaus nicht mit ihrem Berufe heraus, was zu den verschiedensten Vermutungen Anlaß gab.

„Was sind Sie?" fragte der Richter immer wieder, „was sind Sie denn?"

„Ich war verheiratet", bekannte sie endlich leise.

„Und was sind Sie jetzt?"

Sie zögerte und kämpfte eine ganze Weile. Endlich hatte sie es gefunden und brachte es aufatmend heraus: „In Scheidung begriffen."

•

Ein Mann, der Einspruch gegen einen Strafbefehl erhoben hatte, weil er schuldlos sei, machte dem Gericht keinen besonders günstigen Eindruck. Er redete dauernd um die Sache herum, und schließlich fragte ihn der Richter, der als Einzelrichter seines Amtes waltete, mit einigem Spott: „Und Sie glauben, daß Sie freigesprochen werden?"

„Mein Gott", meinte der Mann treuherzig, „schließlich hängt das von Ihnen ab, Herr Richter."

Club

Verteidigung

(A. Pichel)



„– – und so steht denn mein Mandant, im stolzen Bewußtsein seiner Unschuld, nur der Allwissenheit des Allmächtigen vertrauend, wie ein warnendes ‚Menetekel' vor Ihnen!"

Deutsch-amerikanisches Vollblut in Bayreuth

(Karl Arnold)



„Eigentlich eine Schande für die germanische Rasse, daß Richard Wagners hehre Heldenmusik nicht genügte und doch noch Adolf Hitler bemüht werden mußte."

Vom neuen Peterspfennig

Der Papst wird immer gattiger
und fügt sich in die Welt.
Jauchzt auf, ihr Numismatiker:
nun prägt er auch noch Geld.

Aus Kupfer und aus Nickel,
aus Silber und aus Gold,
weil er dem Perpendikel
der Zeit Beachtung zollt.

Vorn sieht man in effigie
summum episcopum
und hinten als Reliquie
ein bißchen Christentum.

Schon rücken ganze Haufen
von Sammlern auf den Plan
und balgen sich und raufen.
Die Kurse ziehen an.

Die Peterspfennig-Frage
war früher mühesam.
Man hatte viele Plage,
bis man zum Ziele kam.

Mit Bimmeln und mit Bammeln
focht man im Land umher.
Jetzt läßt man andre sammeln
und profitiert noch mehr.

Ratatöskr

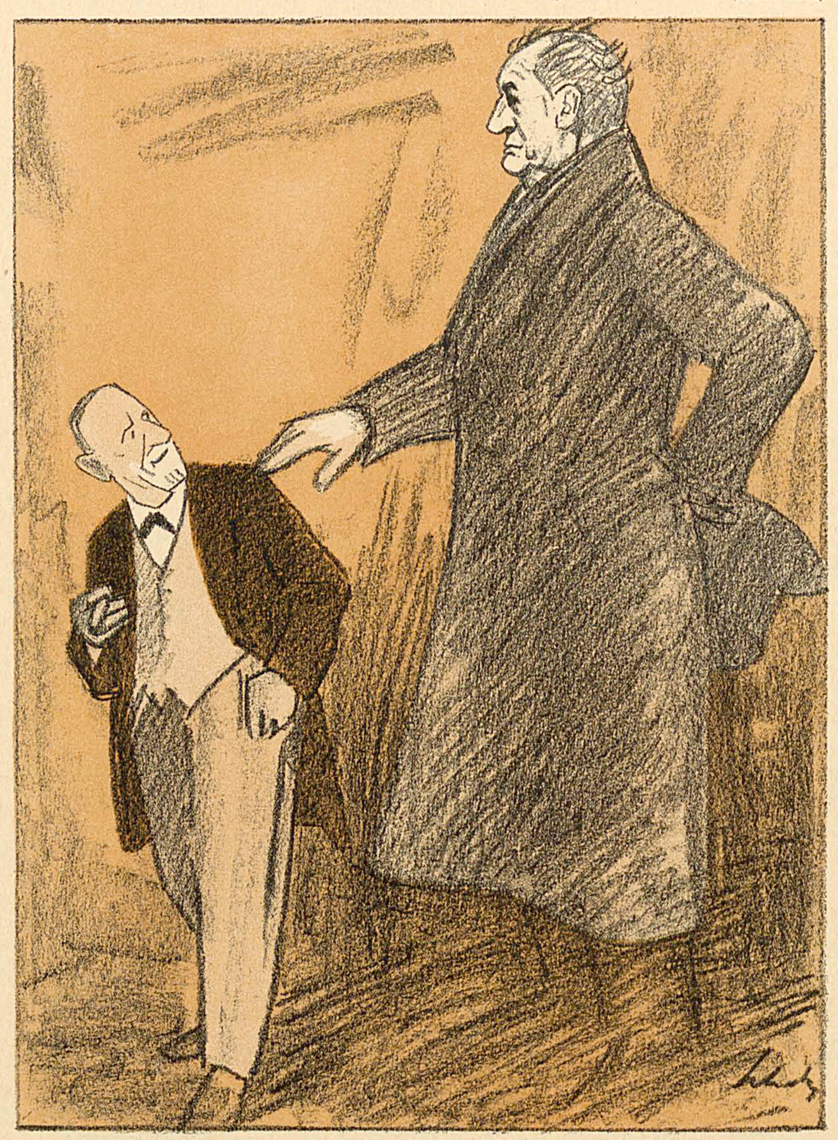
Ruhm in Österreich

Professor Siegmund Freud wurde eine besonders hohe Steuer vorgeschrieben. Professor Freud rekurrierte und wies nach, daß sein Einkommen bedeutend niedriger sei. Die Steuerbehörde blieb hartnäckig und stützte sich darauf, daß Patienten aus der ganzen Welt herbeiströmen, da doch der Ruf des Gelehrten weit über die Grenzen Österreichs gedrungen sei.
„Im Gegenteil", erwiderte Freud, „an den Grenzen beginnt er erst!"

Esch

Freud erhält den Goethepreis

(Wilhelm Schulz)



„Ich gönne Ihnen meinen Preis von Herzen, lieber Freud – aber nun sorgen Sie auch dafür, daß Ihre Schüler sich etwas weniger mit meinen erotischen Komplexen beschäftigen!“

Stuttgart, 8. September 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Generäle im Wahlkampf

(E. Schillin



„Volksvertreter ist 'ne ganz schöne Sache – wenn bloß nicht immer noch so viele Zivilisten darunter wären!"

Der Mann / Von Ratatöskr

Balde geht das Wählen an.
Alle wollen einen Mann.
Denn und nämlich nur durch einen solchen
lasse das Schlamassel sich erdolchen.

Einen Mann in Folio?
Ei der Daus . . . aha . . . soso . . .
Sagt doch bloß, ihr Heuler und ihr Flenner,
warum seid ihr denn nicht selber Männer?

Habt ihr weder Hirn noch Faust,
daß euch vor dem Handeln graust?
Müßt ihr euch im Lieben und im Hassen
stets von einem andern schieben lassen?

Merkt ihr nicht, ihr guten Leut',
daß ihr alte Jungfern seid,
die sich sehnsuchtskrank die Backen pinseln
und im Chor nach einem Mannsbild winseln?

Seltener Besuch / Von A. Awertschenko

Bei der Regierung eines Landes erschien ein junger Mann mit spitzbübischem Gesicht und sprach: „Führen Sie mich zu einem technisch gebildeten Minister. Ich habe eine wichtige Mitteilung zu machen."
„Welcher Art wäre Ihre Mitteilung?" fragte man ihn.
„Militärischer Art. Ich habe eine wichtige Entdeckung im Flugzeugbau gemacht und will sie verkaufen."
Alle waren sehr erfreut und führten ihn gleich zum Kriegsminister.
Der Kriegsminister war auch sehr erfreut. Er bot dem Erfinder höflich Platz an und sagte: „Bitte, erklären Sie mir Ihre Erfindung genau!"
Der junge Mann breitete vor dem Minister mehrere Pläne und Zeichnungen aus und sprach: „Ich habe einen Luftkreuzer erfunden, viel ausdauernder und tragfähiger als alle bisher bekannten Luftschiffe. Er spottet der Veränderungen in der Atmosphäre und ist überdies unverletzbar."
Der Minister überprüfte alles genau und sagte: „Ja! Das stimmt! Was wünschen Sie für Ihre Erfindung?"
„Eine Million!"
„Sehr wohl!" sagte der Minister und umarmte den jungen Mann. „Hier haben Sie einen Scheck auf die Staatsbank. Gehen Sie sofort hin! Sie bekommen noch heute die Million!"
„Ich habe aber noch etwas für Sie", sagte zögernd der Unbekannte.
„Ja? . . . Was denn?"
„Ich habe nämlich ein Geschütz erfunden, das selbst dieses Luftschiff herunterschießen kann. Vor meinem Geschütz ist überhaupt kein Flugzeug sicher."
„Das mutet mich sonderbar an . . .", sagte der Minister. „Sie sollten sich eigentlich schämen! . . . Sie haben ein so großartiges Luftschiff erfunden und . . . und gegen das Luftschiff ein Geschütz! Das ist sogar unanständig."
„Ich sehe darin nichts Unanständiges", lächelte der Unbekannte. „Die Kriegstechnik muß fortwährend vervollkommnet werden, sollen wir überhaupt Aussicht haben, im Kampfe gegen den Feind zu bestehen!"
„Hm . . . Allerdings . . . Ich würde das eher verstehen, wenn ein anderer das Geschütz erfunden hätte . . ."
Der Unbekannte klatschte in die Hände: „Ist es Ihnen nicht einerlei, Herr Kriegsminister?! Wird es Ihnen leichter sein, wenn ich mir eine graue Perücke und eine blaue Brille aufsetze, und mich Ihnen als der andere vorstelle?"
Der Minister sah das ein, denn er war durchaus nicht dumm.
„Sie haben recht!" sagte er. „Für Kindereien haben wir kein Verständnis und keine Zeit . . . Wir müssen Ihnen also für die neue Erfindung wieder zahlen. Wieviel?"
„Eine Million!"
Der Minister schrieb noch einen Scheck über eine Million und reichte ihn dem Erfinder. Er klopfte ihn noch huldvoll auf die Schulter.
„Sie sind ein sehr fähiger junger Mann!" sagte er.
„Und ob!" lachte der Unbekannte. „Ich bin sehr fähig!"
„Tatsächlich!" sagte der Minister. „Sie haben ein so schreckliches Geschütz erfunden."
„Schon schrecklich!" wehrte bescheiden der Erfinder. „Nicht so schrecklich, wie es scheint . . ."
„Wieso nicht?" wunderte sich der Minister.
„Wie ich aus Ihren Zeichnungen ersehe . . ."
„Allerdings!" bestätigte der Erfinder. „Für die Luftschiffe, wie sie heute sind, ist mein Geschütz gewiß schrecklich, aber . . .", der Unbekannte zwinkerte dem Minister zu, „aber was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertraue . . . Ich habe für den Luftkreuzer eine besondere Hülse erfunden, die selbst meinem Geschütz widersteht!"
Der Minister griff sich an den Kopf.
„Sie wollen mich zur Verzweiflung bringen! Das ist ehrlos, ja niedrig von Ihnen, diesen Spott mit mir zu treiben!"
Der Unbekannte verdüsterte sich.
„Ich sehe darin nichts Niedriges. Was haben Sie an mir auszusetzen? Ist mein Luftschiff etwa schlecht? Es ist gut, großartig gut! Ist mein Geschütz schlecht? Das beste Geschütz, das es heute gibt!"
„Ja, aber Sie könnten mir gleich Ihre Wunderhülse anbieten!"
„Wo denken Sie hin?" erwiderte kühl der Unbekannte. „Die Entwicklung der Kriegstechnik wie der gesamten Kriegsführung erfolgt langsam und allmählich. Sprünge gibt es hier keine!"
Der Minister wollte einwenden, daß es ihm lieber wäre, wenn ein anderer diese neue Erfindung gemacht hätte, aber er befürchtete, daß der Unbekannte sich wieder erbötig machen würde, eine Perücke aufzusetzen, und fragte kurz: „Wieviel?"
„Eine Million!"
„Nehmen Sie eine halbe Million!"
„Ein anderes Land würde mir zwei Millionen geben!"
Der Minister seufzte schwer und stellte einen dritten Scheck über eine Million aus.
Der Unbekannte erhob sich, drückte dem Minister die Hand und machte zwei Schritte gegen die Tür.
„Sind Sie aber sicher, daß die Hülse selbst dem größten Geschütz trotzen wird?" fragte noch einmal der Minister auf alle Fälle.
„Garantiere! . . . Insofern keine neuen Geschosse erfunden werden", antwortete lächelnd der Unbekannte.
„Hoffentlich werden keine neuen Geschosse erfunden werden", tröstete sich der Minister.
„Doch, sie werden erfunden werden!"
„Alle Teufel! . . . Wann?!"
„Sie sind schon erfunden!"
„Von wem?"
„Von mir!"
„O verflucht! . . . Warum schweigen Sie?"
„Ich schweige ja nicht! Ich gestehe Ihnen offenherzig: Solche Geschosse sind schon erfunden!"
Der Minister lachte wild: „Nun werden Sie uns Ihre neuen Geschosse zum Kauf anbieten? . . Und wenn wir diese bezahlt haben, werden Sie Ihre spitzbübische Larve in ein abscheuliches Lächeln verzerren und andeuten, daß Sie wieder einen neuen Panzer erfunden haben, der selbst diesen Geschossen trotzt! Gestehen Sie, daß ich richtig erraten habe!"
„Ja, ich gestehe, daß Sie diesmal richtig erraten haben", sagte kleinlaut der Unbekannte.
„Und wenn Sie auch für diese Erfindung eine Million bekommen haben, werden Sie ein neuartiges Geschütz mit neuartigen Geschossen gegen den Panzer erfinden? . . ." fuhr der Minister fort.
„Ja, Sie haben recht! So wird es sein!"
Der Minister riß sich einen Büschel Haare aus dem Kopf und heulte: „Verflucht sollen Sie sein, Blutsauger! Sie treiben unser Land in den Ruin! Sagen Sie wenigstens, wer Sie sind, wie Sie heißen, auf daß unser verarmtes und verblutetes Volk Ihnen auf allen Straßenecken fluchen kann! . . ."
Der Unbekannte wandte sich zum Ausgang. Sein Gesicht war blaß; seine blassen Lippen zitterten.
„Sie können auf mich schimpfen und fluchen, soviel Sie wollen", sprach er. „Davon werden Sie nicht gescheiter und ich nicht gemeiner. Wer ich bin, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Wenn Sie sich beruhigt haben, werden Sie schon darauf kommen, daß ich die fleischgewordene Logik, der gesunde Menschenverstand auf zwei Beinen bin! Sie sind nicht dumm, aber auch nicht klug genug, um im Augenblick zu begreifen, daß es gleichgültig ist, ob unser Land und unser Volk in zehn Jahren oder in zehn Minuten zugrunde gerichtet wird. Bei Ihnen ist der wahre gesunde Menschenverstand erschienen, und Sie wollen ihn mit ein paar Backpfeifen erledigen, armseliger Mensch Sie! Allerdings, ich, der schlichte gesunde Menschenverstand, habe bei Ihnen nichts zu suchen! Jeder richtet sich nach seinem Geschmack zugrunde! . . . Sie haben selbst nicht den Mut, sich ein für allemal zugrunde zu richten! . . . So entschuldigen Sie die Belästigung! Sie werden mich nie mehr wiedersehen!"
Und der Unbekannte eilte fort von der Regierung des obenerwähnten Landes.

(Aus dem Russischen übertragen von B. Halperin)

Unergründliches

Von Peter Scher

An einem Karpfenteich kam ich vorbei,
es war ein Karpfenteich wie mancher andre;
ich frage gern und häufig, wenn ich wandre,
so fragt' ich denn auch, wie die Fischzucht sei.

Ein Mann mit schiefem Maul und Pfeife drin,
die er herauszog, Höflichkeit zu üben,
sprach übern Teich hinweg – denn er stand drüben –:
„Die Karpfen bringen keinerlei Gewinn!"

Ich rief: „Weshalb der traurige Effekt?
Solch Pessimismus scheint mir wirklich Schwäche!"
Da zeigt' er, und ich sah des Teiches Fläche
mit grünen Linsen ganz und gar bedeckt.

Gleich einem Tisch im Ministerium
so grün wie unergründlich lag der Spiegel,
und jener sprach: „Ich gebe Brief und Siegel,
sie wühlen dick und schwer im Schlamm herum.

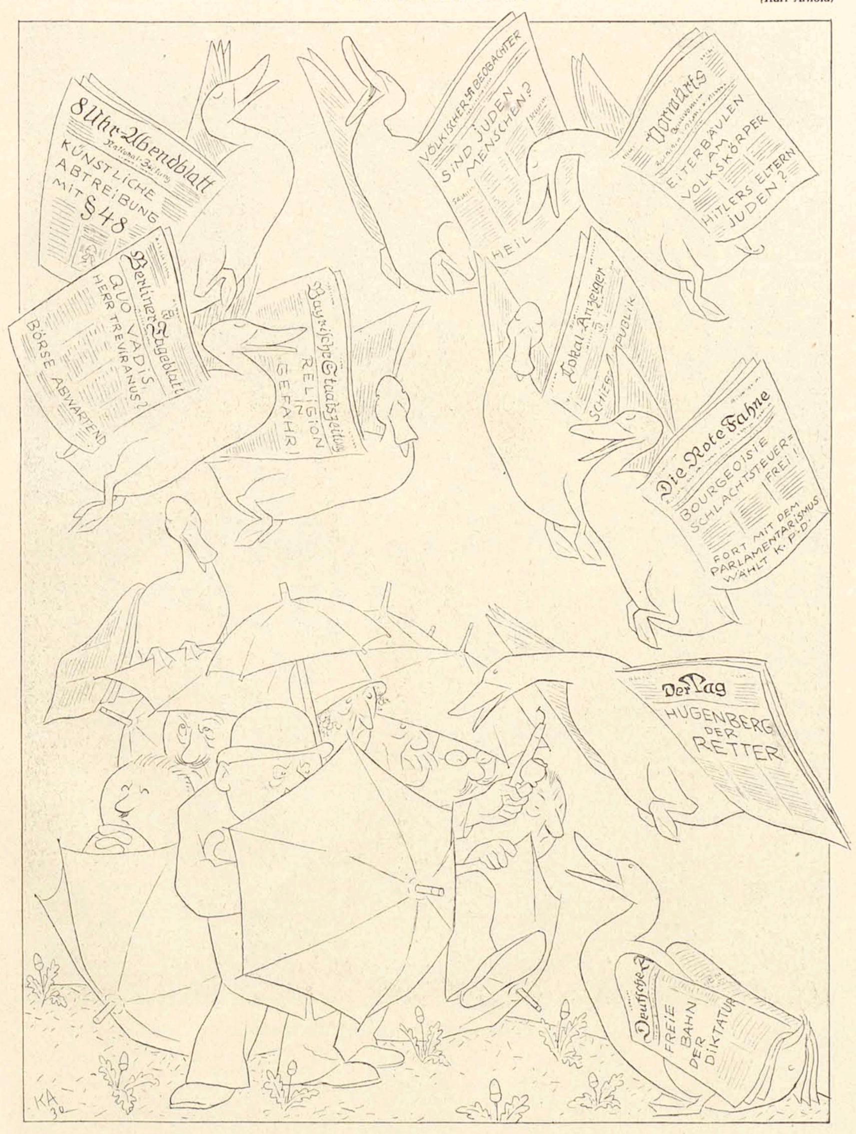
Doch weder Netz noch Angel greift sie an,
die fetten Biester stehn vergnügt im Grunde,
sie fressen fürchterlich und sammeln Pfunde . . .
und keiner ist, der sie erwischen kann!" –

„Warum denn lassen Sie den Teich nicht ab?"
rief ich, von praktischen Gedanken trächtig;
da maß er mich mit einem Blick und sprach bedächtig:
„Sie stinken alle – – was ich davon hab!"

Still ging ich meines Wegs und sah nicht um;
da sitzt der nun und schmokt an seiner Pfeife;
mir ist, als ob ich mancherlei begreife.
Kennst du den Teich, geehrtes Publikum?

Wähler in Not

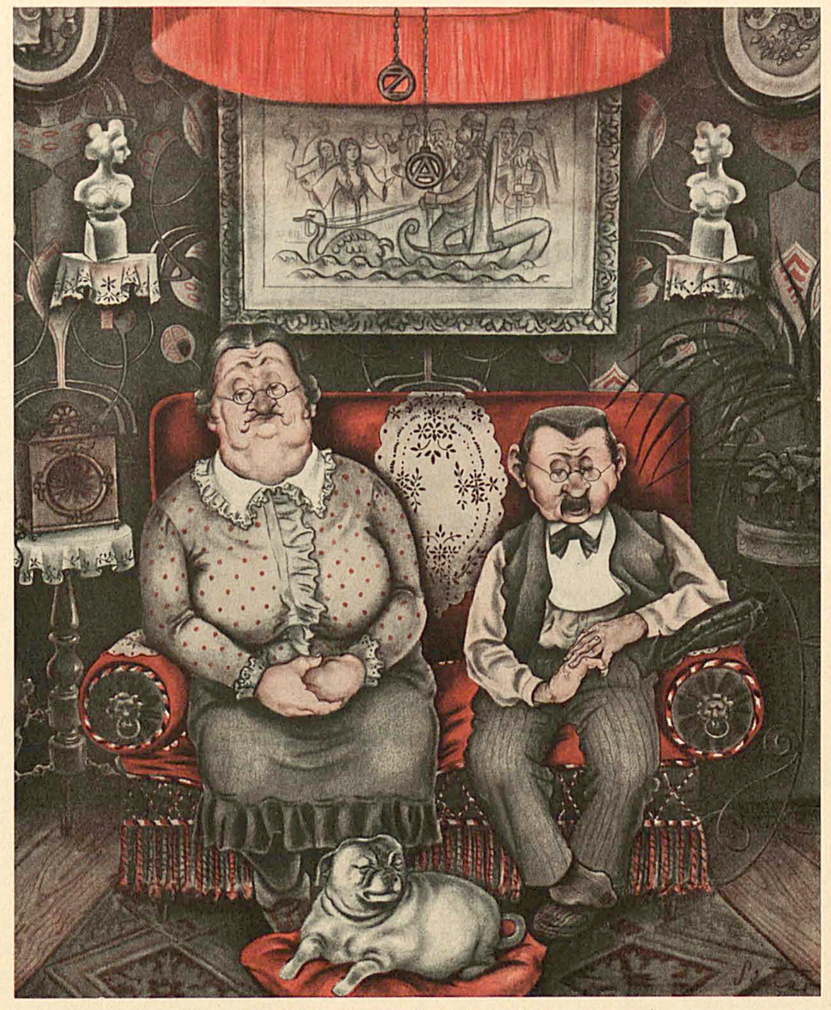
(Karl Arnold)



„Hilfe, unsere eigene Meinung ist in Gefahr!"

Erhabene Radio-Stunde

(Josef Sauer)



„In fernem Land, unnahbar euren Schritten ...“

Fürstliche Kunstfreunde

Prinz Albrecht Joachim von Preußen spielt Cello.
Einmal im Konzert sagte er zu Heinrich Grünfeld: „Grüß Gott, Kollege!“
Grünfeld darauf: „Wenn Sie mich für einen Prinzen halten, dann nennen Sie mich, bitte, Königliche Hoheit!“

•

Einst saß Se. Majestät der König von Sachsen zu Leipzig im Gewandhauskonzert — da bemerkte der Flügeladjutant zu seinem Schrecken, daß Majestät verzweifelt mit dem Schlaf kämpfte. Der Adjutant erlaubte sich den untertänigsten Vorschlag, den Aufenthalt hier abzubrechen.
„Unsinn“, sagte der König. „Was meine Vorfahren hundert Jahre ausgehalden haben, muß ich ooch aushalden gönnen.“ Roda

Skizze mit Hörkulisse

Von Arnold Hahn

Seit vierzehn Tagen besitze ich einen ausgezeichneten Radioapparat mit einem phänomenalen Lautsprecher. Jedes Geräuschlein wird treulich aufgefangen und gewissenhaft wiedergegeben. Ich weiß jetzt, wer von unseren großen Mimen eine Zahnlücke hat, denn ich höre ganz deutlich die Luft aus diesem Löchlein pfeifen. Ich kann sogar angeben, welcher Zahn fehlt. Ich weiß, wer beim Sprechen Sprühregen erzeugt, ich weiß, wie sich der großen M. die Zischlaute in Laubsägetöne verwandeln, wie der große R. die Gaumenlaute grillenartig durch Reiben der Mundorgane herstellt. Ich höre die Busen wogen und die Wimpern klappern. Ein phänomenaler Apparat.

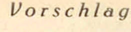
Am meisten imponiert mir die „akustische Kulisse". Es gibt ja jetzt so ausgezeichnete Komponisten. Unlängst wurde eines von jenen 25000 Hörspielen gegeben, in denen entdeckt wird, daß die Welt gar so bunt ist, und daß auf dieser Erde gar so viel gleichzeitig geschieht. Diese Feststellung ist immer erschütternd. Etwa: China Bürgerkrieg, Frau Kulike ein Kind geboren, Börse flau, Zeppelin über dem Atlantik, Knatschke hat einen Kater, ein Schmötteretterling fliegt ins Licht. Das ergreift uns.

Der akustische Kulisserich baut dazu die Musik. Zum Börsenkurs, zur Arbeitslosenstatistik, zum Kinderkriegen und natürlich, natürlich zum Gang der Maschinen. Es war aufwühlend. Man könnte natürlich die Maschinenkulisse mit der Kinderkriegenkulisse glatt vertauschen, wenn die Maschinenkulisse nicht geradezu schon klassisch wäre.

Warum diese kolossale Errungenschaft nur für das Hörspiel? Warum nicht auch eine Skizze mit Hörkulisse schreiben, da es sich erwiesen hat, wie packend so eine Hörkulisse ist. Geräusch ist Geräusch. Wir haben Konsonanten genug, um dieses Problem zu meistern. Zum Beispiel:

Mitten im Gewühle des Potsdamer Platzes (krrbrrschschtz) stand ein Mann und sah nach dem Blinkzeichen (flk, flk). Sein Herz schlug gegen sein viel zu dick gestärktes Hemd (bub — bub; bub — bub; rrrgurt). In einer Minute ging der Zug (tsch — tsch, tsch — tsch, tsch — tsch), in dem seine Gattin (mm, mm, mm, mm) mit ihrem Liebhaber saß. Drüben lag der Bahnhof (ff, ff, ff, ff, ts, ts, ts, uii, uiii). Er mußte die Straße sofort überqueren, wenn auch das Zeichen auf grün stand (hff, hff, hff). Er stürzte sich in das Gewühl der Autos (töff töff, tu tu, tuu, tuuu, chchch, tutu, tutu). Ein großer Mercedeswagen schoß wie ein vorsintflutliches Ungeheuer auf ihn los (fffff, tuuu tuuu, schschsch). Sein Leben hing an einem Faden (iiiiii). Alles ringsum schrie gell auf (oooo, aaaah, eeee, oaeeoae). Schon hob sich das Rad, schon — — (hhhhh), da mit einem Ruck kreischten die Vierradbremsen (uikrchrschuiuiui) und — der Wagen stand um Haaresbreite vor dem verzweifelten Ehemann still. Er war gerettet. Stand wie gelähmt, unartikulierte Laute entrangen sich ihm (frz, frz, frz, frz). Von ferne hörte er den Zug pfeifen (iiiiiiii). Er wankte ins Café Josty (trappap, trappap). Auf dem Potsdamer Platz tobte der Strom der Großstadt weiter (krrschrschwtz, tschin, bummmm).

So etwa denke ich mir die Sache. Ich hoffe, daß es mit Hilfe der Onomatopoesie gelingen wird, das hohe Beispiel der Kulissenkomponisten zu erreichen.



(M. Frischmann)



„Nu müßtense bloß noch 'ne Erfindung machen, die det lästige Umsteigen in den Leichenwagen erspart!"

Mitleid

Berliner Vorortzug. Ich schiebe mich in ein überfülltes Abteil dritter Klasse, unsanft gefördert durch Nachdrängende. Da ruckt plötzlich der Zug an, und ich, in Gefahr zu fallen, suche irgendwo einen Halt. Im nächsten Augenblicke ziehe ich meine Finger mit einem unwillkürlichen „Au" zurück, denn das „Irgendwo" war ausgerechnet ein Pfosten der gerade zuschlagenden Tür gewesen. Eine ältere Frau dreht sich entrüstet um. „Nee sowat! Man sollts doch nich fier meeglich halten! Die Finger in de Tier zu stecken! Wenn det 'n Kind tut, denn sar ick noch — aber 'n ausjewachsner Mensch — nee —" — Ich schweige beschämt unter den teils spöttischen, teils entrüsteten Blicken der Mitreisenden. Aber die Frau kann sich noch immer nicht beruhigen. „Se könn' doch de Hand nich in 'ne Tier stecken, det müssen Se doch von alleene wissen!" — Sie wendet sich verständnissuchend an die Umgebung. „Mancher Mensch is doch zu dammlich." Allseitige Zustimmung. „Ick mach nu die Tier zu, nich, da kann ick doch nich dadrauf verfallen, dat eener so dußlich is und hat de Finger drin! Nachher denn heißt et, man hat die andre die Finger abjequetscht. Und denn . . ." — „Sagen Sie mal", unterbrach ich endlich den Redeschwall, „warum regen Sie sich eigentlich auf? Es macht Ihnen doch niemand einen Vorwurf!" Sie wandte mir voll ihr empörtes Gesicht zu: „Na, denkense vielleicht, man is keen Mensch? D e t t u t e i 'm d o c h l e i d , wenn man ei'm weh tut!"

Septemberdialog

Schon wieder blüht die Aster,
und sachte wird es Herbst.
Prophetisch mahnt der Paster:
„Auch du, Herr Nachbar, sterbst!

Bedenke, lockrer Knabe,
was hinterher dir dräut!"
— „Ich weiß, ich weiß und labe
mich drum am Hier und Heut.

Zu deiner Metaphysik
kann ich mich nicht verstehn . . .
Bin ich erst nicht mehr hiesig,
dann werden wir ja sehn."

Dr. Owlglaß







Neue Taktik

(Steffi Kohl)



„Siehste, mein Kind, als Beamter muß man sich im Dienst so wenig bemerkbar machen, daß sie sogar vergessen, einen abzubauen!"

Kleine Literaturgeschichten

Drei Buchstaben oder eine Welt

Ein kleiner Autor von 1930 hatte gelesen, daß der große Flaubert, in einer Gesellschaft von dem älteren Goncourt gerühmt, eine Zeitlang betreten geschwiegen und schließlich nur in bedrücktem Tone gefragt habe: „Verdiene ich das auch?"
Die Schlichtheit der naiven Antwort gefiel unserem kleinen Autor sehr.
Als er einige Zeit darauf bei einem großen Meister zu Gast war, der ihn in liebenswürdigster Weise rühmte, entsann er sich des einfachen Satzes von Flaubert und glaubte sich auch des genauen Wortlauts zu erinnern. Er wollte es ebenso machen, schwieg eine Zeitlang und fragte dann: „Verdiene ich daran auch?"
Der Meister wiegte den Kopf hin und her und antwortete: „Beide werden wir daran verdienen."

Wissenschaft für die Wahlen

In Theodor Lessings Buch „Europa und Asien" (Untergang der Erde am Geist) stehen auf Seite 173 folgende, den verschiedensten Parteien sicherlich hochwillkommene Sätze:
». . . Es erwies sich mit unwiderleglicher Sicherheit, daß die heute lebenden Germanen jedenfalls keine Arier sind. Es ergab sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die heute lebenden Juden vorwiegend Arier sein dürften. Ein älterer (nicht jüdischer) Forscher hat nachzuweisen versucht, daß das Wort Jude und das Wort Deutsch das s e l b e Wort sei. "Djuda" und "Thiuda" bezeichnen seit alters „das ausgewählte Volk". Aus ganz derselben Sprachwurzel stammen die Volksnamen Jötun, Jüten, Goten und Geten. Der Name Goethe hieße danach: Der Jude.«
Was will man mehr?

Das Entgegenkommen

Der Schriftsteller F. B., dem es lange Zeit schlecht ging, beschwerte sich einmal bei einem wohlhabenden Bekannten darüber, daß ihm niemand helfe, worauf dieser meinte: „Ich bin überzeugt davon, daß Ihnen viele helfen würden, wenn sie nur wüßten, in welcher Form das geschehen könnte, ohne gegen den Takt zu verstoßen. Sie müssen ein Mittel finden, um den Leuten gewissermaßen entgegenzukommen." Man beriet hin und her, und der Bekannte schlug schließlich vor: „Erinnern Sie die Leute doch einfach an Darlehen, die Sie ihnen früher gegeben haben."
„Aber es mir nicht bewußt, jemals . . .", sagte F. B. sinnend.
„Das macht doch nichts. Sie sollen ja dadurch nur die Möglichkeit schaffen, daß man Ihnen hilfreich unter die Arme greifen kann."
„Und die zwanzig Mark", sagte F. B. jetzt düster, „die ich Ihnen vor Jahren lieh; werde ich die einklagen müssen?"

Club

Ein Stück Roman mit zwei Gesichtern / Von Robert Neumann

I. Aus: Die Heilige und ihr Narr

Nach Agnes Günther

Harro erhebt sich langsam. „So will ich noch etwas anderes zu Eurer Durchlaucht Herzen sprechen lassen. Das letzte . . . Hier dies Kunstwerk hat mir die Prinzessin gegeben. Es redet stiller . . . und es redet lauter als meine Worte.“

Und Harro holt das Kissen herbei und legt es stumm auf die kostbare Mahagoniplatte des Tischchens. Die Fürstin hebt das diamantenbesetzte Lorgnon an die Augen. „Ein Schlummerkissen?“ sagt sie gedehnt. Nahm Rosmarie sich heraus, ihm, einem gewöhnlichen Grafen, Geschenke zu machen, wie sie, wenn überhaupt, so nur einem Gleichgestellten gebührten?

Sie hebt das zierlich gestickte Ding mit zwei Fingern, auf denen die prachtvollen Juwelen der Lauenburg-Schreckenstein blitzen. „Recht hübsch, Graf“, sagte sie kühl.

Harro atmet tief: „Dies ist mehr als hübsch, Durchlaucht. Dieses Kissens Schönheit spricht für sich selbst. Es sind wohl Tausende und Tausende von Stichen dazu nötig gewesen, Durchlaucht, — diese Stiche haben nicht nur die vornehm blaue Seidenunterlage getroffen . . . sie trafen auch in ein Herz!“

Und feuriger fährt er fort: „Blau ist diese Unterlage! Blau . . . wie die Hoffnung! Blau . . . wie das Mittelländische Meer, das sich hier vor den Fenstern bis in die Unendlichkeit dehnt! — Warum es die Prinzessin wohl gewählt hat, dieses sehnsüchtige Blau . . .?“

Die Fürstin folgt schweigend seinen Erklärungen. Es zuckt durch ihre Seele. „Alles, alles hat jene“, stöhnt es lautlos in ihr.

Unter ihrem erregten Atem hob und senkte sich die prachtvolle Büste, daß die Rubinenagraffe blitzte und funkelte.

Allein Harro hat hierfür keinen Blick. Noch immer steht er über das Kissen gebeugt, und seine voll klingende Stimme fährt fort: „Das Blau der Sehnsucht also ist dieses gestickten Kunstwerkes Untergrund. Und nun, Durchlaucht, blicken Sie näher hin. Vom Rande her gegen die Mitte . . . was fliegt da, was stürzt? Rote Libellen! Rote Tulpen! Rote Vögel und rote Rosenranken, alles mit feinsten Kreuzchenstichen so kunstvoll und behutsam gestickt, daß es aussieht wie Plüsch! Rot, Durchlaucht! Was dieses Rot bedeutet . . .“, er verbeugt sich untadelig, „. . . das zu sagen verbieten mir die Gesetze des Anstands.“

Die Fürstin hält die Augen auf den golddurchwirkten Brokat ihrer Robe gesenkt. „Sie sind sehr frei, Graf“, sagt sie tief atmend. Doch Harro ist nun nicht mehr zu beirren. „Rot, Durchlaucht“, sagt er. „Muß ich noch auf die silbernen, in Stielstichen ausgeführten Tränen hinweisen, die aus diesem Rot nach der Mitte des Schlafkissens tropfen? Und“, er hebt die Stimme, soweit dies in vornehmen Kreisen üblich ist, „und auf diese Mitte des Kissens selbst mit der erschütternden Inschrift? Wie lautet sie? Sie lautet“, seine Stimme bebte leiser, „sie lautet: Nur ein Viertelstündchen! — Verzeihen Sie, Durchlaucht“, unterbricht er sich unvermittelt und wendet sich ab. Sein Auge war feucht geworden.

Die Fürstin blickt nicht auf. „Ein Viertelstündchen . . .“, sagt sie kaum hörbar. Und mit einem gütigen, entsagenden Lächeln: „Seid ihr jungen Menschen denn schon so bescheiden geworden?“ Sie erhebt sich und geht seidenrauschend hinaus.

•

II. Aus: Die Hysterica und ihr Analytiker

Nach einem psychoanalytischen Schriftsteller

Die Fürstin betrachtete das Kissen, das in seiner viereckigen Weichheit so sehr einer Schachtel glich, daß es sie beinahe an etwas erinnert hätte — wäre es ihr nicht im letzten Augenblick noch gelungen, Kissen und Schachtel verdrängend, ihr inneres Schwanken überzukompensieren. „Nein“, sagte sie schroff.

Aber Harro beharrte. „Dieses Kissen, Durchlaucht —“, hätte er beinahe gesagt. Doch er stockte. Hätten ihm angesichts der ihm Gegenübersitzenden etwa nicht die Verdauungsbeschwerden einfallen sollen, die er als Säugling empfand, wenn seine Amme ihn mit dem Lied vom Ödipuskomplex in den Schlummer sang? Wie erinnerten ihre Brüste an eine Leiter! „Dieses Kissen, Durchlaucht“, sagte er, nun schon gesammelt, „dieses Kissen spricht für sich selbst! Soll ich etwa erklären, was diese tausend Stielstiche bedeuten? Ich sage nur: Stielstiche! Und von dem tieferen Sinn der hier in schier erschöpfender Wiederholung angebrachten paarweisen Kreuzstiche auch nur andeutungsweise zu sprechen, das“ — er verbeugte sich untadelig — „das verbietet mir mein pädagogischer Reminiszenzkomplex.“

Die Fürstin senkte die Lider. „Nein, Harros“, sagte sie. Da hatte er ihre Fehlleistung aber auch schon bemerkt und sprang auf. „Sie haben Harros gesagt, Durchlaucht“, rief er aus, „weil Sie des griechischen Wortes Pharos gedachten. Pharos heißt Leuchtturm. Und eines Pharos haben Sie gedacht, weil ein Pharos, ein Leuchtturm, nicht nur klanglich, sondern auch in anderer Beziehung . . .“

„Halt!“ rief die Fürstin.

Aber der Graf war nun nicht mehr zu halten. „Wenn ich Durchlaucht in diesem Zusammenhang noch erinnern darf, daß das Wort Harros auch das deutsche Wort Harren enthält — dann, Durchlaucht“ — er verbeugte sich — „dann ist alles gesagt.“

Die Fürstin schwieg. Für einen Augenblick noch stieg der Groll wider ihre Nebenbuhlerin in ihr hoch und lockte sie, ihr eine kleine Platzangst, hysterische Schluckbeschwerden und ein Halbdutzend dauerhafter Minderwertigkeitskomplexe in die Knochen zu wünschen. Dann aber reagierte sie ab und entsagte. Mochten jene beiden glücklich werden. Die Welt war weit. Und alles war entweder konvex oder konkav. Und erst das Flache, das aus der Vereinigung von Konvex und Konkav sich ergab — was fiel ihr dazu ein? Das Leben war doch schön. Sie lächelte und ging aus dem Zimmer. Der Kosmos erinnerte sie ganz zweifellos an ein Nachtgeschirr.



(Karl Holtz)

Deutsche Einheits-Wahlrede

Wir haben die Deutsche Einheits-Kurzschrift. Wir haben das Deutsche Einheits-Papierformat. Wir haben das Deutsche Einheits-Frisch-Ei. Wir sind auf dem besten Wege zum Deutschen Einheits-Brot. Wir stehen mitten in der gigantischen Deutschen Einheits-Pleite. Überall wird erfreulicherweise dem Zuge der Zeit Rechnung getragen, der gebieterisch Rationalisierung, Typisierung, Normung verlangt. Nur ein Bezirk des Lebens macht eine Ausnahme: die Politik. Gerade in diesen Tagen kommt uns das besonders schmerzlich zum Bewußtsein, wenn wir erleben, wie Hunderte und Tausende von Reichstagskandidaten nach den Anweisungen von ein paar Dutzend Parteileitungen bemüht sind, in Tausenden von Wahlversammlungen die Ziele ihrer Parteien mit großem rhetorischen Aufwand zu verschleiern und die anderen Parteien durch den Kakao zu ziehen. Welch ein Leerlauf! Welch unnützer, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen tief beklagenswerter Energieverlust!
Um diesem auf die Dauer unhaltbaren Zustand abzuhelfen, hat man vor einigen Wochen in aller Stille das „Refüwa" = Reichsamt für Wahlreden-Normung ins Leben gerufen, und diese Behörde hat mit anerkennenswerter Beschleunigung eine Einheits-Wahlrede geschaffen, die in diesen Tagen sämtlichen Parteien übermittelt und von allen, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, sozusagen als Deutsches Frisch-Ei des Kolumbus begrüßt und sofort akzeptiert wurde.
Diese Deutsche Einheits-Wahlrede hat folgenden Wortlaut (Nichtgewünschtes bitte durchzustreichen!):

Verehrte Anwesende! Bürger! Staatsbürger! Kameraden! Genossen!

Die Regierung Brüning hat
a) in frecher Anmaßung und unter offenkundigem Verfassungsbruch,
b) zur Rettung des aufs äußerste gefährdeten Vaterlandes
den vorigen Reichstag aufgelöst, der in den zwei Jahren seines Bestehens
a) sehr ersprießliche Arbeit geleistet,
b) den Parlamentarismus vollständig heruntergewirtschaftet
hat. Die Neuwahlen fallen in die Zeit einer noch nie dagewesenen Wirtschaftskrise, die hervorgerufen wurde durch die ins Unerträgliche gestiegenen
a) Machtansprüche des Kapitalismus,
b) Soziallasten, Löhne und Sozialisierungsmaßnahmen,
c) Forderungen erbarmungsloser Feindstaaten,
d) Bedrückungen durch Juden und Freimaurer
und die nur beseitigt werden kann von
a) der Diktatur des Proletariats,
b) der freien Wirtschaft auf allen Gebieten,
c) einer entschlossenen Außenpolitik,
d) der Verwirklichung des dritten Reichs.
Was uns innenpolitisch nottut, ist eine Reichsreform, die die wohlerworbenen Rechte der Einzelstaaten in vollem Umfang
a) wahrt,
b) aufhebt
und sämtliche Einzelstaaten
a) gleichberechtigt nebeneinander leben,
b) im zentralisierten Einheitsstaat aufgehen
läßt. Die Steuerlasten müssen von
a) allen Volksgenossen nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit,
b) den starken Schultern der Großverdiener,
c) den jüdischen Banken und Kaufhauskonzernen
getragen werden; die Zölle haben sich den Bedürfnissen der
a) Konsumenten,
b) Produzenten
anzupassen. Das oberste Gesetz der Außenpolitik lautet selbstverständlich:
a) Achtung vor den unterzeichneten Verträgen,
b) Zerreißung der uns knechtenden Schandverträge.
Deutschland denkt
a) nicht,
b) nur
an Revanche und die Anwendung kriegerischer Mittel; es wünscht nichts sehnlicher, als
a) das goldene Zeitalter des Weltfriedens,
b) den Tag der Vergeltung für angetane Schmach
zu erleben.
Daraus ergibt sich auch unsere Stellung zur Wehrpolitik. Schon die Jugend muß im Geiste der
a) Völkerversöhnung,
b) nationalen Wehrhaftigkeit
erzogen werden. Das jetzige Berufsheer ist
a) aufzulösen,
b) beizubehalten,
c) durch ein aus allgemeiner Wehrpflicht entstandenes Volksheer zu ersetzen,
weil es
a) eine Gefahr für den Staat,
b) den sichersten Schutz des Staates,
c) nur einen unzulänglichen Schutz
darstellt. Daß das Deutsche Reich nur als
a) Republik,
b) Monarchie,
c) Räterepublik
eine Zukunft haben wird, dürfte sich von selbst verstehen.
Unsere Partei, gestärkt und gefestigt und in ihrer Schlagkraft bedeutend erhöht durch
a) das Ausscheiden unzuverlässiger Elemente,
b) den Zustrom neuer, wenn auch noch nicht ganz fest mit uns verbundener Kräfte,
sieht dem Wahlergebnis mit
a) Ruhe,
b) allergrößter Siegeszuversicht
entgegen.

hs.

Das Symptom

(A. Pichel)

„Hier hat's wieder was gegeben – der Gummiknüppel riecht noch ganz nach Senge!"

Der unbekannte Arbeitslose

Das ist von den Zukunftsträumen geblieben:
Morgens verlass' ich mein Zimmer um sieben
Und kehre heim in der späten Nacht
Und weiß nicht, was mich so müde gemacht . . .

Mit Stempeln fängt immer die „Arbeit" an;
Dort stehn wir und warten — Mann für Mann,
Die gegenseitig ihr Leid sich erzählen.
Und andere sagen vielleicht: „Sie stehlen
Im Müßiggang unser gutes Geld . . ."
So ist das Gesicht der barmherzigen Welt? — — —

Und Stunde um Stunde dieselbe Not,
Statt Kampf nur elender Bettel ums Brot,
Gesunde Fäuste und denkender Geist
Suchen nach Arbeit . . . Verzeihung! das heißt,
Ich habe schon lange das Suchen verlernt;
Die Zeiten sind schon so weit entfernt,
Wo frohes Hoffen die Kräfte geschürt . . .
Mir blieb nur die Weisheit: Sei resigniert! —
So warte und warte und warte ich stumpf
Und sinke mit andern hinein in den Sumpf . . .

Dann immer wieder: „Es ändert sich bald!"
Bitte, ich bin fünfunddreißig alt;
Vier Jahre davon schon gingen mir flöten
Damals . . . draußen . . . mit Hassen und Töten . . .
Und mein linkes Bein will auch nicht mehr recht . . .
Die „andern" zielten damals nicht schlecht — — —
Doch draußen gab es auch ruhige Tage,
Heute ist etwas anders die Lage . . .
Wenn abends ich mich in mein Zimmer stehle,
Begrüßen zuerst mich die Zahlungsbefehle . . .
Das einzige, was zu dem Schlusse mich führt,
Daß auch noch ein Briefträger existiert,
Und irgendwo man Beachtung mir schenkt,
Und irgendein Mensch noch an mich denkt . . .

So wird denn die Seele auch noch in der Nacht
Um die letzte ersehnte Ruhe gebracht — — —
Statt Schlaf und Vergessen die Frage: Wie weit
Bin ich noch vom Offenbarungseid? —

Das ist von den Zukunftsträumen geblieben:
Morgens verlass' ich mein Zimmer um sieben
Und kehre heim in der späten Nacht
Und weiß nicht, was mich so müde gemacht . . .

Berndt Lembeck

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Komm.-Gesellsch., München • Postscheck München 5802 • Redaktion u. Verlag: München 13, Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

Unglück über Unglück

(E. Thöny)



„Traurige Zeiten san dös! Fahrt eh scho bald koa Mensch mehr mit der Bahn – und die paar, wo no fahr'n, dö fall'n nacha außi."

Lieber Simplicissimus!

Mein siebenjähriger Sohn ist erblich belasteter Fußballanhänger und kennt den Stand der Meisterschaftstabelle ebenso wie die wichtigsten Resultate.

In meiner Sommerfrische ist ein überaus würdiges, einfaches Kriegerdenkmal, das ich in Anwesenheit meines Sohnes nachdenklich betrachte.

Mein Sohn fragt mich, was denn die Zahlen und Namen zu bedeuten hätten.

Ich erkläre ihm, dies sei ein Denkstein, und die Zahlen seien Daten des Krieges, die Namen seien die Namen der toten Teilnehmer.

Nach einigem Nachdenken fragt mein Sohn: „Warum haben sie nicht auch das Resultat draufgeschrieben?"

R. L.

Fall Maldaque

(Th. Th. Heine)



„Ob Kommunistin oder nicht – eine bayerische Lehrerin, die nicht zur Bayerischen Volkspartei gehört, gehört ins Irrenhaus!“

Roastbeef englisch garniert / Von Peter Scher

Deutschland ist schön — es muß einem nur von intelligenten Ausländern gezeigt werden; von selber kommt man nicht so leicht dahinter.
Ein Engländer, mit dem ich mich in einem Harzer Berghotel angefreundet hatte, machte sich erbötig, mir die Schönheit des Unstruttals zu erschließen. Am letzten Sonntag holte mich der Mann mit seinem aufsehenerregenden Tourenwagen ab, und in der Tat: das Unstruttal entzückte mich. —
Nachdem wir im Berghotel Kaffee getrunken und dabei, wie sich's gehört, von der Terrasse aus das Tal bewundert hatten, gingen wir ins Städtchen hinunter, und da ereignete sich etwas, das mir die Entdeckung dieser schönen deutschen Landschaft noch unvergeßlicher gestaltete.
Um ein ansehnliches Haus herum — es war das Rathaus, wie wir gleich merkten — sahen wir eine dicht gedrängte Versammlung in großer Bewegung. Männer in altmodischen, sonst nur noch auf Bilderbogen sichtbaren Uniformen stelzten feierlich herum, Frauen und Mädchen drängten sich, Kinder johlten — es war ein richtiges Bilderbogenvolksfest; wir genossen das unterhaltsame Bild schon von weitem.
Als wir nun näher gingen, traten aus einer Haustür zwei Männer auf uns zu und grüßten höflich. Einer eröffnete das Gespräch. Wir sollten vorsichtig sein; es fänden soeben Gemeindewahlen und infolgedessen Schlägereien zwischen den Parteien statt. Die äußerste Rechte und die äußerste Linke seien heftig am Werk. Wenn wir zusehen wollten, sollten wir es von ihren Fenstern aus tun wie fast alle Leute in der Straße. Wir sahen unwillkürlich auf, und wahrhaftig, alle Fenster waren mit Gesichtern ausgefüllt, die festfreudig — man kann es nicht anders sagen — in der Richtung der erwähnten Vorgänge ausblickten.
Wir dankten den freundlichen Männern, lehnten aber die Einladung zu Fensterplätzen ab, da wir lieber von der Straße aus teilnehmen wollten. Worauf er und der andere höflich grüßend wieder zurücktraten.
Der Engländer, weit entfernt, sich moralisch zu gebärden, hatte ein sozusagen sportliches Interesse gewonnen. Er hängte sich bei mir ein und drängte mich in leichter Erregung näher nach dem Rathaus hin. Er habe schon soviel von Kämpfen dieser Art gehört, aber noch nie einem beigewohnt; er sei mir unendlich dankbar, daß ich seine Einladung angenommen und ihm dadurch dieses Erlebnis ermöglicht hätte.
Der Mann sollte Glück haben, denn eben hörte man einen vielstimmigen Aufschrei aus der Masse; die Bewegung wurde noch stärker, klatschende Schläge ertönten, denen brüllendes Aufheulen folgte; nur Händeklatschen hätte noch gefehlt, um die Illusion eines dramatischen sportlichen Vorgangs zu vollenden.
Zur Erhöhung der Stimmung kam uns ein Polizist entgegen, aus dessen Nase ein rotes Bächlein sickerte, was ihn nicht hinderte, in schöner Objektivität, mit erhobenen Händen, unser weiteres Vordringen abzustoppen.
Meinem Reisegefährten machte dies alles sichtlich Eindruck. Er bestürmte den Beamten um Auskunft, wer von wem k. o. geschlagen sei und ob dies den Ausgang der Gemeindewahlen bestimme. Der Polizist

lehnte jedoch, wenn auch höflich, derartige Auskünfte ab. Es war unverkennbar, daß er sich der Pflicht, seine Nase abwechselnd von der einen und der andern Partei beschädigen zu lassen, durch private Stellungnahme nicht begeben wollte. Ehre seinem Andenken.

Wir blieben nun, seiner Weisung gehorchend, in einiger Entfernung stehen und erlebten noch mehrere Ausbrüche der Parteileidenschaft, die jeweils von den dichtbesetzten Fenstern her ein lebhaftes Echo fanden.

Als schließlich einer vorübergetragen wurde und der Engländer gar zu gern gewußt hätte, welcher radikalen Partei das Opfer angehörte, bemächtigte sich meiner denn doch eine leise Mißstimmung über das schroffe Verbot politischer Abzeichen; denn gegen Fremde soll man unbedingt höflich sein.

Indessen zog sich die Wahl erheblich in die Länge, und wir beschlossen, wenn auch ungern, weiterzufahren, ohne das Resultat abzuwarten.

Als wir mit unserm pompösen Wagen wieder durch die Straße kamen, wogte die schaugierige Versammlung noch immer ums Rathaus, noch immer ertönten Aufschreie und sahen Angehörige der Parteien — Bevorzugte zum Teil mit Operngläsern — von den Fenstern aus dem Schauspiel zu.

Der Engländer war begeistert. Er habe schon viel Eigenartiges in Deutschland entdeckt, aber die Vereinigung von Politik und Sport sei selbst ihm in dieser für alle Beteiligten so unterhaltsamen Form noch nicht vorgekommen.

„Und da sagen sie, die Deutschen seien kein politisches Volk!“ sagte er ganz entrüstet.

„Oho“, rief ich mit schönem Selbstbewußtsein, „davon könnt Ihr Engländer Euch noch eine Scheibe abschneiden!“

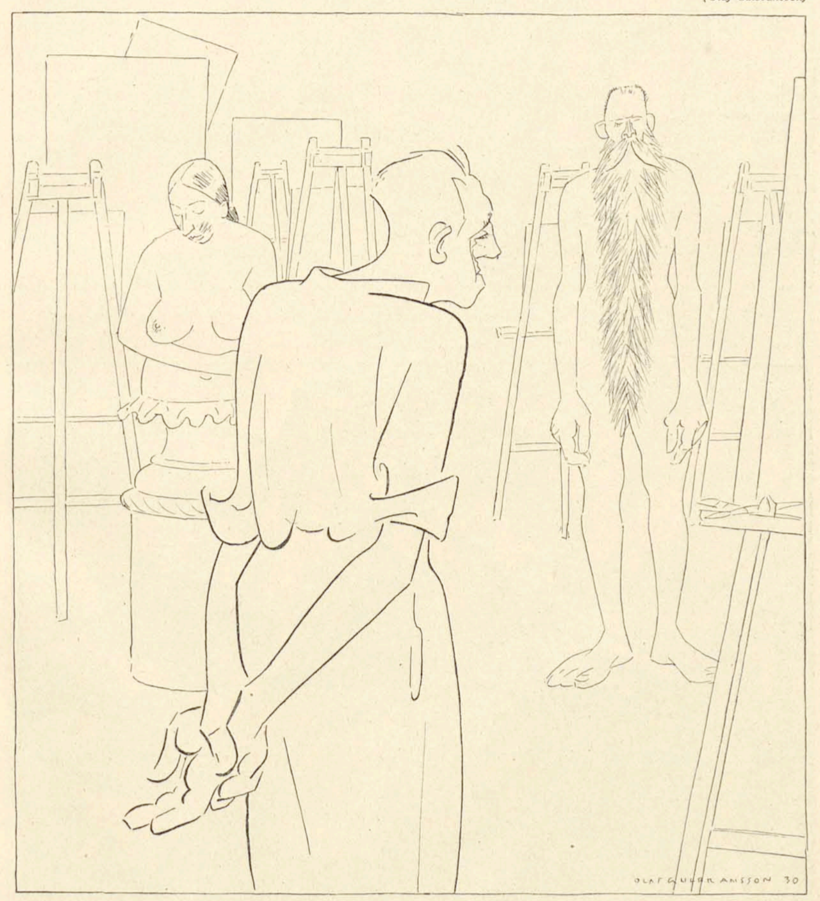
Nachruf

Vernimm, o Zeitungsleser, tief bewegt:
Ein Gemsbock ward von Hindenburg erlegt.
Er sank dahin mit einem lauten Bums
Als leuchtend Beispiel schlichten Heldentums.
Drückt' ihm die Augen zu und treu die Hand!
Auch dieser Bock starb für das Vaterland,
Er wußte dies und starb drum guten Mutes.
Sein Bart ist jetzt die Zierde eines Hutes.

Max

Kunstakademie Weimar

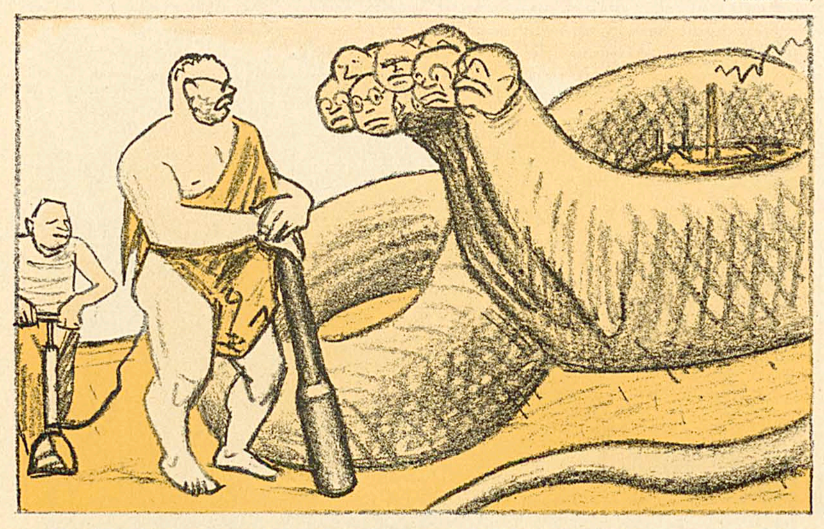
(Olaf Gulbransson)



Da die Einführung der Badehosen für Aktmodelle keinen Anklang gefunden hat, werden neuerdings in der Aktklasse nur noch Männer mit entsprechend großem Vollbart und Damen ohne Unterleib verwendet.

Der Reichs-Wirtschaftsrat und die Kartelle oder Der neue Herkules

(Wilhelm Schulz)



„Die Kardell-Hydra bedroht die Preissenkungsaktion. Das Ungeheuer muß bezwungen werden!"

„Ich glaube, ich muß den Kampf doch noch vertagen, meine Waffe ist nicht ganz in Ordnung!"

Stuttgart, 15. September 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die große deutsche Melancholia

(Wilhelm Schulz)



„Die Wahl ist kurz, die Reu ist lang!"

Resumé / Von Ratatöskr

„Wir wollen, wir wollen . . ." – Ach ja, sie wollen!
Aber sie merken nicht, daß sie rollen,
wie Würfel rollen vom Becherrand.
Wohin und wie? Und durch wessen Hand?

„Wir werden, wir werden . . ." – Jawohl, sie werden!
Futurum folgt immer dem Präsens auf Erden.
Das eine wächst aus des anderen Wurzeln . . .
Hütet euch, über die Wurzeln zu purzeln!

Ihr werdet müssen, ihr werdet müssen
und, was ihr nur immer versäumtet, büßen;
auslöffeln alles, was ihr verbockt,
die ganze Suppe, die ihr euch brocktet!

Eine Alltagsgeschichte / Von Otto Soyka

Um drei Uhr nachmittags stand Fanny auf. Sie fühlte sich ganz müde, wie zerschlagen, nach der gestrigen Nacht. Wozu trinken Leute eigentlich Wein? Sie begriff es nicht. Wein trinken gab es eben in der Welt, und man mußte es mitmachen, weil die anderen es wollten. Vor dem Spiegel war sie gar nicht mit sich zufrieden. Dunkle Ringe unter den Augen und einen so matten Blick! Sie ging zum Brunnen im Hof und wusch sich Gesicht und Arme mit dem kalten Wasser. Jetzt war es schon besser, jetzt fing sie auch an, sich wohlzufühlen. In der kleinen, dunklen Küche arbeitete die Mutter am Herd herum und stieß an den wackligen Stuhl. Das waren wohlbekannte Zeichen des Unmuts. Fanny kam herein, um zu sehen, ob man ihr einen Topf Kaffee warmgestellt hatte. Kaffee war keiner da. Die Mutter brummte etwas Unverständliches und sah an dem Mädchen vorüber, während dieses eine Schale Milch auf dem Gaskocher wärmte. „Du könntest doch etwas verdienen!" schrie sie plötzlich und stemmte die Arme in die Seiten. Klein und kräftig stand sie da in ihrer ganz unordentlichen Kleidung, mit zerrissenen Schuhen und offener Bluse, an der alle Speisen der letzten Woche ihre Spuren gelassen hatten. „Die ganze Woche habe ich von dir kein Geld gesehen. Heute ist Sonntag, ich will die zehn Mark haben!"
Fanny gab keine Antwort. Sie machte sich auch keine Gedanken über den Ärger und den barschen Ton der abgearbeiteten Frau, das war eben die Mutter.
„So reib wenigstens die Stiegen auf", keifte die Alte. „Um drei Uhr früh nach Hause kommen, nichts tun und für mich eine Plage sein! Essen kannst du, das ist das einzige!"
Fanny hatte ihre Milch getrunken und ging jetzt in die Stube, um sich schön zu machen. Die Türe ließ sie offen. Die Mutter sollte wissen, was sie tat, denn das war ihre Antwort. Die weißen Seidenstrümpfe und die neuen Schuhe, das cremefarbene Kostüm und den kleinen Hut mit den blauen Federn zog sie an. Jetzt war sie mit dem Spiegelbild zufrieden. Die schlanke, zarte Gestalt, die blauen, lustigen Augen in dem feinen Gesichtchen machten einen angenehmen, einen tröstlichen Eindruck. Wohl zehn Minuten brachte sie damit zu, sich vor dem Spiegel zu verschönern und die Spuren der gestrigen Nacht zu verwischen. Unterdessen kam die Mutter in die Stube und sah ihr eine Weile lang zu. Sie war nicht mehr so böse wie früher.
„Du kriegst morgen die zehn Mark", warf Fanny mit einem gewissen Hochmut hin. Vom Stiegenreiben war nicht mehr die Rede, das hatte die Mutter auch gar nicht ernst gemeint.
Als sie fortging, traf Fanny auf dem Flur ihren sechzehnjährigen Bruder, den Maxi, der bei einem Tischlermeister in der Lehre war. „Eine Mark gib mir", bat der Junge mit schmeichelnder Stimme. „Geh, nur eine Mark, die brauche ich so notwendig."
Die Fanny nickte freundlich und selbstbewußt. Die respektvollen Blicke ihres Bruders umkosten sie. „Wenn ich nach Hause komme", versprach sie ihm.
Vor dem Haustor spielte ihr dreijähriges Schwesterchen mit Kugeln. Das Kind lief ihr entgegen, und Fanny beugte sich herab, um ihm einen Kuß zu geben. Das Schwesterchen war ihr Liebling, dem mußte sie stets den Willen tun. „Schöne Fannerl!" jubelte das Kind. „Liebe Fannerl, mir Guti geben."
Jetzt sah Fanny in ihrem eleganten Ledertäschchen nach. Sie hatte dreißig Pfennige, gerade genug für die Elektrische. Aber irgendwo fand sich noch ein in Silberpapier gewickeltes Stückchen Schokolade. Das Kind nahm es mit Kreischen, und sofort hatte es sich Mundwinkel und Kinn dunkelbraun gemacht. Während es an der Schokolade lutschte, strichen die kleinen, schmierigen Finger liebevoll über das Silber. Das Silberpapier erschien ihm wichtiger noch als die Schokolade selbst.
„Wenn ich zurückkomme", sagte Fanny verheißungsvoll und ging. Die Revision ihres Vermögens hatte sie für einige Augenblicke nachdenklich gemacht. Dreißig Pfennige! Die Mutter sollte zehn Mark haben, das war absolut notwendig, und morgen früh kam der Raten-Sami, ein kleiner, schwarzlockiger Mann, von dem sie Kleid, Hut, Schuhe, Strümpfe, kurzum alles hatte. Es kostete für jemand, der Geschäftssinn besaß, nicht wenig. Beim Raten-Sami zahlte man etwa das Dreifache vom normalen Ladenpreis. Dafür aber verlangte er billige Raten, siebzehn Mark fünfzig in der Woche, und wenn es unbedingt nötig war, wartete er auch zu. Doch vorige Woche hatte sie die Rate nicht bezahlt, und beim zweiten Male war es schwer, sehr schwer, den Raten-Sami zu beruhigen. Die Fanny dachte, daß es sogar ganz unmöglich sei. Zehn und siebzehnfünfzig, eine Mark für den Bruder und eine halbe für Schokolade, die sie dem Kinde bringen wollte, das machte — was machte das aus? Fanny war keine schlechte Rechnerin: Neunundzwanzig Mark mußte sie unbedingt nach Hause bringen. Sie erinnerte sich an ihre Erscheinung vor dem Spiegel und war wieder froh und sicher. Neunundzwanzig Mark, die verdienten sich doch leicht.
In der inneren Stadt in den großen Straßenzügen, wo es das vornehme Publikum gab, ging sie spazieren. Jetzt war es vier Uhr. Sie benahm sich nicht auffallend, hielt die Blicke geradeaus gerichtet und ging mit ihren leichten elastischen Schritten durch die Menge, nur um ein ganz klein wenig langsamer, als es ihr eigentlich bequem gewesen wäre. Abweisend war die Haltung auch nicht. Auf eine geheimnisvolle Weise, über die sie allein hätte Auskunft geben können, nahm sie die Blicke der Männer und die Aufmerksamkeit, die sie erregte, wahr. Jetzt schlug es fünf Uhr. Eine Stunde schon währte der Spaziergang, und in ihren Gedanken wiederholten sich immer dieselben Zahlen. Zehn Mark die Mutter, siebzehn Mark fünfzig der Raten-Sami, eine der Bruder und fünfzig Pfennig für das Kind. Das mußte kommen! Wie? Meistens kam es in unerwarteter Weise — wenn es kam. Aber daran, daß es auch nicht kommen könne, wollte sich die Fanny nicht erinnern.
Neben dem Gehsteig stand ein kleines Auto, und der Führer, offenbar der Besitzer, vertrat ihr den Weg. „Darf ich Sie zu einer Spazierfahrt einladen, Fräulein?" — Großer, vierschrötiger Mann, im reiferen Alter, angegrautes Haar, faltiges Gesicht, im ganzen nicht unsympathisch, auch die Art der Anrede war rücksichtsvoll.
Fanny blieb stehen und sah ihm mit ihren blauen Augen, in denen gerne ein kleines Lachen lag, mitten ins Gesicht. Die Prüfung der äußeren Erscheinung, die Einschätzung seiner finanziellen Möglichkeiten hatte sie auf jene geheimnisvolle Weise bereits vorher in einem Bruchteil einer Sekunde vorgenommen. „Autofahren? Das tue ich ganz gerne." Sie ließ ihre Augen lachen. Und dachte: zehn Mark, siebzehn Mark, eine Mark, fünfzig Pfennig.
Der Mann dachte etwas ganz anderes. Er entwickelte sein Programm. „Wir fahren zum Lusthaus, ich lasse den Wagen eine Weile allein, und wir plaudern."
„Und dann?" fragte Fanny lachend.
„Dann gehen wir irgendwohin, wo keine Leute sind. Wir machen uns einen schönen Tag."
„Und?"
„Und —", wiederholte er gedehnt. Die Frage war ihm unwillkommen, sie paßte nicht in sein Programm. Was konnte man mehr verlangen, als Autofahrt und schönen Tag? — „Und ich schenke dir natürlich etwas, sagen wir zwanzig Mark." Die Frage hatte auch seinen Ton barscher gemacht und die Anrede Sie ins Du verwandelt.
Fannys Augen lachten nicht mehr. Zwanzig Mark waren sehr schön, aber für den ganzen Tag war es doch um neun Mark zu wenig. Sie wußte das genau, er konnte davon keine Kenntnis haben. „Gehen wir lieber gleich dorthin, wo wir ungestört sind", schlug sie vor. Ich werde bis abends mit ihm zusammen sein, dachte sie, und den Rest verdiene ich später.
„Nein, das will ich nicht", sagte er

Rote Streifen am Horizont!

Von Peter Scher

Ein General kann auch zugleich ein Schleicher,
ein Kamerad kann alles andre sein;
ein Chef vons Janze wird erfahrungsreicher,
eckt er mal an bei einem Hammerstein.
Der Löffel steckt im Breie,
der Schleicher steckt wohl hinter wem?
Das deutsche Rind (lies nach bei Brehm).
Eie Weihe . . . Heye!

Die Generäle mit den roten Streifen,
die finden es und finden es so schick,
mit nerviger Faust ins Rad hineinzugreifen,
ins Steuerrad der äußern Politik.
Wir haben ja die freie,
die freie Meinung der Partein,
jetzt redet uns kein Willem drein —
Eie Weihe . . . Heye!

Die Generäle mit den klugen Köpfchen,
die sind jetzt besser als bei Willem dran;
die treue Republik sitzt auf dem Töpfchen
und strengt sich mächtig für die Wahlen an.
Im täglichen Geschreie,
im Hurra und im Widerstreit
hat unser Muttchen keine Zeit —
Eie Weihe . . . Heye!

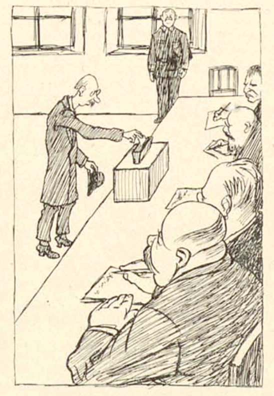
Doch tobt mal wieder so ein Parlamentchen:
Wieso die roten Streifen und warum,
gibt Exzellenz verschmitzt und brav das Händchen,
stellt Exzellenz sich vorschriftsmäßig dumm.
Der Zivilist und Laie,
der schnarcht in seinem Parlament — —
bis eines Tags die Bude brennt —
Eie Weihe . . . Heye!

Wenn die Menschen reif zum Wählen werden

(Th. Th. Heine)



Großmama
sieht im Traumbuch nach, welche Listennummer das Kamel bedeutet, von dem sie geträumt hat.



Papa
benutzt diese einzige Gelegenheit, bei der auch seine Stimme einmal etwas gilt.



Mama
hält das Wählen für Staatsbürgerpflicht, außerdem hat sie sich dazu ein neues Kostüm machen lassen.



Die Tochter
kehrt vor der Wahlurne wieder um, weil der Wahlvorstand nicht ihr Typ ist.



Der Sohn
kann nicht zum Wählen gehen, weil er am Wahlkampf teilgenommen hat.



Das Dienstmädchen
erhält von der Herrschaft den Auftrag, ihren Wahlzettel unbesehen abzugeben, weil die Wahl geheim ist.

schroff und wandte sich ab. Ihr tat es einen Augenblick lang leid. Dann warf sie ihren Kopf zurück, mit demselben fast liebenswürdigen Hochmut, den sie der Mutter gegenüber gezeigt, und ging weiter. Ganz so wie früher, die Straße entlang, nur um ein ganz klein wenig langsamer. Jetzt war es bald sieben Uhr. Es kam vor, daß sie Männern, die ihr gefielen — gefallen bedeutete die Aussicht auf neunundzwanzig Mark —, sekundenlang ins Gesicht sah. Niemand wollte sie ansprechen. Sie begann müde zu werden, ihre Füße taten ihr weh, das lag an den Schuhen, die nicht richtig paßten. Aber sie waren schön. Schön war auch das Kostüm, aber was nützte ihr das alles, wenn sie neunundzwanzig Mark brauchte? Die ganze Zeit dachte sie an den Herrn vom Auto und machte sich Vorwürfe. Vielleicht hätte er sie doch früher freigelassen, vielleicht . . . Sie ging nicht mehr so elastisch wie früher, wegen der schmerzenden Füße und weil sie sich nicht froh fühlte. Auch der Hunger meldete sich. Jetzt war sie fast fünf Stunden auf der Straße und hatte kein Geld. — Um neun Uhr setzte sie sich in ein Kaffeehaus, wo sie beim Kellner Kredit hatte, und trank schwarzen Kaffee. Gerne hätte sie auch etwas gegessen und Zigaretten verlangt, aber sie wollte nicht eingestehen, daß sie kein Geld hatte. Und kein Geld haben, bedeutete einen persönlichen Mißerfolg eingestehen. Es war ebenso, als würde man sagen, ich bin zu häßlich, um zu bezahlen. Nein, sie trank nur schwarzen Kaffee und wartete. In einer halben Stunde waren die Straßen immer noch belebt, und dann konnte es ihr doch nicht mißlingen.

Unter einer elektrischen Straßenlampe wurde sie um zehn Uhr von einem hübschen, jungen Menschen angesprochen. Er machte keine Umschweife. „Willst du fünfzehn Mark haben?" fragte er. „Mehr habe ich nicht."

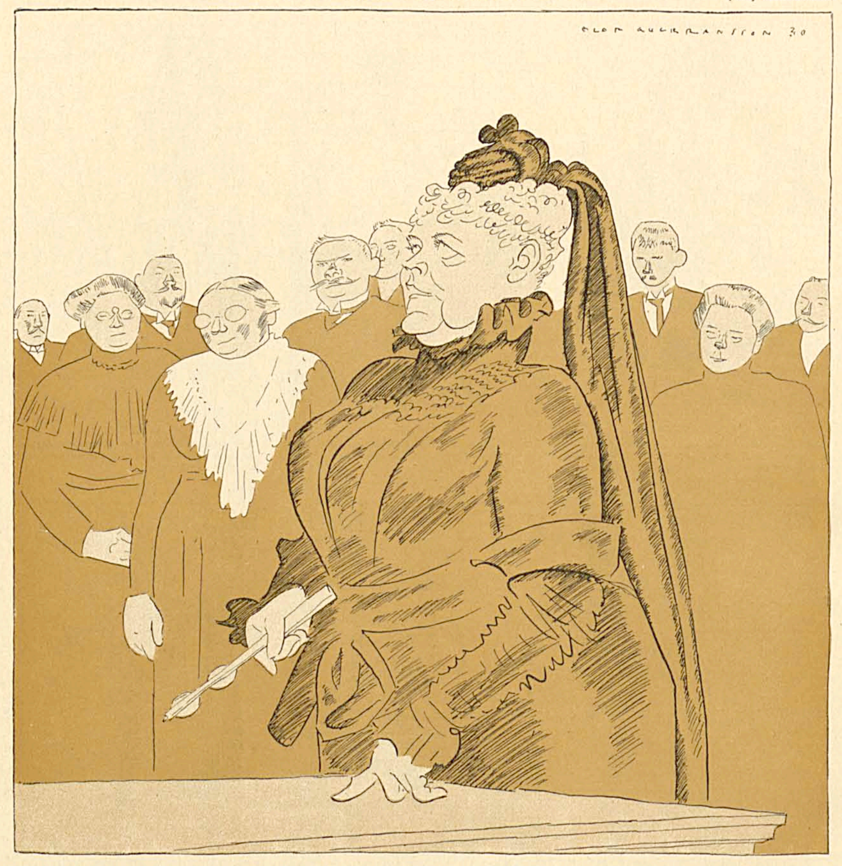
Dann war sie in einem kleinen Zimmer, einer Art Studentenbude, und der junge Mann setzte seinen Ehrgeiz darein, von ihr als Mann geschätzt zu werden, persönlich auf sie zu wirken. Es gelang ihm, sie empfand etwas von seiner Frische und Kraft, und er fühlte das sehr wohl. Aber plötzlich sprang sie auf und begann sich anzukleiden. „Warum gehst du schon?" fragte er gekränkt.

„Ich habe ja keine Zeit", — schon rückte sie den Hut mit der nötigen Sorgfalt vor dem Spiegel zurecht.

(Schluß auf Seite 292)

Ein kleines Mißverständnis

(Olaf Gulbransson)



Am 30. Todestage Nietzsches hat der „Verein zur Wahrung der Rechte der Besitzer brauner Tausender" die Schwester des unentwegten Umwerters aller Werte zur Ehrenvorsitzenden ernannt.

(Schluß von Seite 291)

„Ich bin gewohnt, daß es den Frauen besser bei mir gefällt."

Sie hörte ihn kaum. Zehn Mark, siebzehn Mark fünfzig, und noch im ganzen anderthalb Mark, dachte sie. Sie hatte wirklich keine Zeit.

Um ein Uhr ging sie mit einem Betrunkenen, den sie angesprochen hatte, ins Hotel. Er gab ihr nach Streiten und Schimpfen sechs Mark. Dann erst aß sie bei einem Straßenstand Wurst und Brot. Den Kaffee mußte sie nun auch morgen zahlen. Im ganzen besaß sie neunzehn Mark und dreißig Pfennig. Schattenhaft und quälend tauchte das Bild des Autobesitzers in ihrer Erinnerung auf. Sie war unendlich müde, und in ihren Augen gab es keine Spur von Lachen mehr. Den weiten Weg nach Hause mußte sie zu Fuß machen, da die Elektrische schon längst nicht mehr verkehrte. Im Gehen kam ihr endlich der erlösende Einfall. Der Raten-Sami würde sich mit zehn Mark zufriedengeben, er mußte, es konnte eben nicht anders sein. Die Mutter sollte sechs erhalten; für den Kaffee, den Maxi und das Schwesterl blieb ihr noch immer genug, und morgen, ja morgen wollte sie es klüger anfangen.

Zwei Schutzleute sahen ihr nach, wie sie so dahin ging.

„Kennst du die?" fragte der eine.

„Nein, aber ich habe sie schon oft gesehen."

„Auf die werde ich aufpassen, die erwischen wir noch!"

Paul Wegener stirbt

In den Anfängen seiner Laufbahn soll Wegener dies passiert sein: Er spielte in einem Stück, in dem jemand erschossen wird (ein Beweis, daß diese Geschichte sehr wohl passiert sein kann, denn in welchem Stück wird nicht jemand erschossen?). Paul Wegener also spielt denjenigen, der erschossen wird.

Es muß ein klassisches Stück gewesen sein, denn der Mörder war mit einer Vorderladepistole ausgerüstet. Und wenn solche Vorderladepistolen nicht losgehen, dann kann der Ermordete zusehen, wie er von selber stirbt.

Ja, Kracheisen, Reservepistolen, Inspizient, jawohl, aber das alles war hier nicht vorhanden.

Also, der Mörder schreit: „Stirb, du Hund!" oder „Verrecke, Kanaille!" oder was er sonst gerufen hat, drückt ab. Wegener stürzt wie vom Blitz getroffen in die Knie, aber kein Schuß ist ertönt.

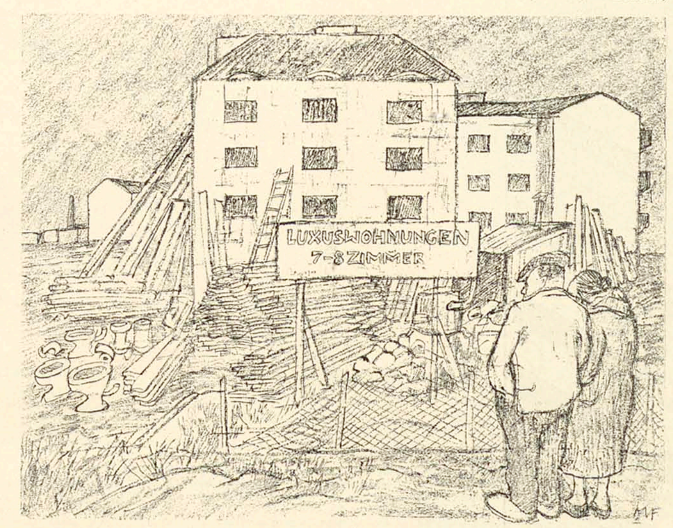
Geistesgegenwärtig schmeißt der Mörder die Pistole weg, stürzt sich auf Wegener und versetzt ihm mit dem nochmaligen Rufe: „Stirb, Kanaille!" einen gewaltigen Tritt in den Allerwertesten.

Brechenden Auges und mit dem Aufschrei: „Ha, der Stiefel war vergiftet!" sinkt Wegener, noch geistesgegenwärtiger, zusammen und ist tot.

Peter Paul Althaus

Pessimismus

(M. Frischmann)



„Wenn wa uns nu ooch so 'ne Lokus-Schüssel klauen — bis sich unsereener 'n Haus drum herum jebaut hat, sitzt schon wieder 'n anderer druff."

Männer / Von Kurt Stein

Die Fetzen, aus denen seine Kleidung bestand, lockten alle Gendarmen, Hunde und verächtlichen Blicke an, die sich im Umkreis befanden. Niemals hatte er einen Versuch gemacht, in den Bereich der anständigen Menschen zurückzukehren. Er hatte nach der Ausgestoßenheit gehungert, war es zufrieden, keine Wohnung zu haben, niemals ein ungetragenes Kleidungsstück und nie zu wissen, was er am nächsten Tage essen würde. Aber es fand sich doch immer eine beschädigte Hose, eine Scheune, ein Stück Brot oder ein Braten, den er mit demselben Vergnügen im Wald oder auf einem Hühnerhof erbeutete.

In diesem Sommer aber war er erschöpft, es gab keine Möglichkeit, das gewohnte Leben fortzusetzen; seit er das Krankenhaus verlassen hatte, trug sein Gesicht einen Schatten, der Müdigkeit war und den die andern für Bosheit hielten. Man gab ihm wenig; er wagte nicht zu stehlen, seit man ihn einmal erwischt und ihn, der zur Flucht zu schwach war, halbtot geprügelt hatte.

Die Heimat hatte ihn in diesem Jahr gelockt. Er verband mit ihren Gassen und Plätzen eine immer dringlichere Sehnsucht nach Sattheit und Wärme. Als er das Haus seines ehemaligen Freundes gefunden hatte, war er sicher gewesen, auch hier nichts als Schimpfworte zu empfangen. Vielleicht dachte er solche Demütigung und Erbitterung als Ersatz für ein Abendbrot zu seiner Schlafstelle in irgendeinem Feld zu tragen.

Der Freund öffnete ihm selbst, und das Wunder geschah, daß er den Landstreicher erkannte. Der sah es ganz deutlich an der Schamröte, die über das Gesicht des andern lief. „Schämt er sich nun, weil sein Haus so weiß ist und so groß oder weil ich —" Er konnte die Frage nicht lösen. „Du mußt nun hereinkommen", sagte der Zuhausegebliebene. Seine Frau war mit den Kindern in eine Sommerfrische gefahren, — er war froh darüber, denn der tiefste Grund allen peinlichen Überlegens in solchem Fall liegt wohl in der schwierigen Notwendigkeit, die zerrissenen Hosen und den nicht vorhandenen Kragen des Besuchers vor den übrigen zu rechtfertigen, einer Notwendigkeit, die man gern umgeht, selbst um den Preis einer kleinen Beschädigung der Hochachtung, die man für sich selbst hat.

Aber er war allein, führte ihn in das Haus und in das Badezimmer. Dorthin brachte er Wäsche, einen Anzug, den er nie gern getragen hatte, und ein Paar Schuhe, die ihm zu eng waren.

Als sich der Gast gereinigt, rasiert und umgekleidet hatte, saßen die beiden zusammen. Es war ein ähnliches Gefühl in ihnen wie früher, wenn einer von beiden eine Dummheit gemacht hatte und es dem andern gelungen war, ihn vor den Folgen zu bewahren. Der Landstreicher verlangte keine entscheidende und nachhaltige Hilfe, er ahnte, daß sich der Rest ihrer Kameradschaft schon in dem Kleidergeschenk erschöpft hatte oder doch in einem nur kleinen Mehr die Grenze zerstören könnte, in der sie nicht Bettler und Wohltäter, sondern die Buben von früher waren.

Der Hausherr brachte Essen, Wein und Zigarren: sie sprachen von den Kinderträumen und Jungenplänen und vermieden es, die Tatsache zu berühren, daß der eine nichts und der zweite ein anderes erreicht hatte, als es eigentlich jemals sein Wille gewesen war. Sie sprachen, als wäre nichts indessen geschehen, als könnte man in jeder Stunde die lange vergessene Laufbahn zum Schiffskapitän und Schauspieler beginnen. Immer stärker wurden und deutlicher die verschütteten Sehnsüchte. In einer längst abgewöhnten Gewohnheit saß der Gast rittlings auf seinem Stuhl, während sich der Freund ein Brot mit Honig bestrich; und er mochte Honig seit zwanzig Jahren nicht leiden.

Mit einem leidenschaftlichen und überzeugten Ernst geschah das alles, durchaus nicht spielerisch oder in Selbstverspottung. Im Eifer des Gesprächs berührten sich die Hände, schlossen sich zu einem Druck der Finger, wie ihn so ehrlich nur eine Bubenfreundschaft prägen kann, in der Zeit einer lächerlichen und wunderbaren Unberührtheit männlichen Glaubens.

Das Läuten an der Tür erschreckte sie. Sie fühlten sich ertappt. „Es war nur der Briefträger, ein Brief von meiner Frau" — Man konnte den Zauber der letzten Stunde nicht ausschalten und zurückbringen wie den Schein einer elektrischen Lampe. Der letzte Schimmer der Kindheit war vorbei, abgetan die Knabenzeit, und alle großen Wunder des Zukünftigen wurden zu Verlorenem und Versäumtem. Aus einer unverlöschbaren und unerbittlichen Vergangenheit wurde die Gegenwart der vernünftigen Männer.

„Ich werde nun gehen", sagte der Landstreicher. Ein Übrigbleibsel der kindlichen Ritterlichkeit, erwacht im eben versunkenen Traum, ließ ihn nichts von dem Reichen verlangen. Dieser rollte einen Geldschein in der Hand, versenkte ihn verlegen in die des andern, die sich dennoch durch die Berührung zur Bettlerhand wandelte und mit ergebener Gebärde in der Tasche verschwand.

Der Abschied ging rasch vorbei, und der Beschenkte verließ für immer die Stadt. Der Zurückgebliebene erfuhr aus dem Brief, daß die Halsentzündung seiner Tochter völlig geheilt war.

Sentimentaler Nachmittag

Von R. Schröder

Ja, an solchen Nachmittagen
Lächeln selbst die alten, grauen
Häuserreihen, wenn die Frauen
Helle Kleider und die Herren bunte Hemden tragen.
Schräge Sonne fällt in Glasfassaden.
In Cafés sitzt „bess'res Publikum".
Und die jungen Dichter wandeln stumm
Und ergriffen durch den Duft der Promenaden.

Heute ist ein jeder reich,
Reich an Lächeln, wie in Kindertagen.
Fast vergißt die Uhr das Stundenschlagen . . .
Der Asphalt selbst wird vor Rührung weich.

Sonntagsausflug

(Kurt Werth)



„Sehgt's, dös hat ma davo: Die Natur reißt oam scho fast mehra Geld weg, als wia's ganze Essen wert is!"

Eine seltsame Annonce

Von Achille Campanile

Es ist eine merkwürdige Sache mit diesen Anzeigen in den Zeitungen!

Einmal bin ich dabei gewesen, wie eine abgefaßt wurde. Einer meiner Freunde hatte nämlich seine Brieftasche verloren und wollte deshalb eine Anzeige in die Rubrik „Verloren und Gefunden" einrücken. Er meinte zunächst: „Es ist gänzlich überflüssig, auf die Rückerstattung des Geldes zu hoffen." Also verfaßte er die Anzeige folgendermaßen:

„Brieftasche verloren auf dem Wege von der piazza Duomo nach der via Gioberti. Geld behalten! Papiere und Schlüssel bitte senden an Herrn Ferruccio Ravizza, etc. etc."

Aber es war mir klar, daß der Finder der Brieftasche denken konnte, daß die Papiere von großer Wichtigkeit wären, und daß er eine Belohnung für die Rückgabe beanspruchen würde. Also verbesserte mein Freund die Anzeige:

„Brieftasche verloren auf dem Wege . . . usw. Geld und Papiere behalten! Schlüssel bitte senden an Herrn Ferruccio Ravizza."

„Hm", sagte ich, „wenn die Brieftasche in die Hände eines Diebes gefallen ist, so ist das gerade das geeignete Mittel, ihm mitzuteilen, wem die Schlüssel gehören, damit er sie benutzen kann."

„Das ist wahr", murmelte Ferruccio, „ich muß mich auch mit dem Verlust der Schlüssel abfinden." Er schrieb die Annonce abermals um:

„Brieftasche verloren auf dem Wege . . . usw. Geld, Papiere, Schlüssel behalten! Brieftasche, teures Angedenken, zurückerstatten an . . ."

Ferruccio hielt inne und murmelte vor sich hin: „So kommt man vom Regen in die Traufe! Diese teuren Andenken sind nicht zu bezahlen, und wer sie zurückerstattet, glaubt einen Schatz anzubringen und verlangt ein enormes Trinkgeld!" Wieder zerriß mein Freund das Blatt und schrieb von neuem:

„Brieftasche verloren auf dem Wege von . . . usw. Geld, Papiere, Schlüssel und die Brieftasche selbst behalten, Briefe eventl. vernichten . . ."

„Auf die Weise", bemerkte ich, „erweckst du den Glauben, daß es kompromittierende Briefe sind. Du setzt dich einer Erpressung aus!"

„Du hast recht."

So geschah es, daß Ferruccio der Zeitung folgende merkwürdige Annonce schickte:

„Brieftasche verloren auf dem Wege von piazza Duomo nach via Gioberti. Schlüssel und Tasche selbst behalten! Wenn noch etwas anderes darin ist, was der Eigentümer vergessen hat: ruhig behalten! Es müssen Zigaretten drin sein. Wenn der Finder sie rauchen möchte, soll er sie mir zu Gefallen rauchen. Wenn Briefe darin sein sollten, kann er sie vernichten, d. h. jetzt, wo ich dran denke, fällt mir ein, daß er die Briefe auch ruhig behalten kann."

„Auf diese Weise", rief Ferruccio aus, als er das Geld für die Anzeige hervorzog, „gebe ich zwar etwas mehr aus, aber ich habe keine Scherereien!"

(Einzig autorisierte Übersetzung von A. L. Erné)

Intelligenzprüfung

Ort: Kinderfürsorge; Handelnde: Der Arzt, die Mutter, die fünfjährige Käthe.
(Das Kind machte den Eindruck, geistig unterentwickelt zu sein.)

Arzt (nach üblichen Vorfragen): „Was ist dein Vater?"
Kind: „Arbeeter."
Arzt: „Was arbeitet er?"
Kind: „Weeß ick nich."
Mutter (von hinten das Kind anstupsend): „Du weißt doch, Käthchen, Holzarbeiter."
Kind: „Holzarbeeter."
Arzt: „Wozu arbeitet der Vater?"
Kind: „Weeß ick nich."
Mutter (wie oben): „Damit er Geld kriegt."
Kind: „Damit er Jeld kriegt."
Arzt: „Wozu muß er denn Geld haben?"
Kind: „Zum Vaasaufen."

Das Größenverhältnis

Mein Freund, der Literat, verfügt über eine große Schnauze, dahingegen leider über einen nur mittelmäßigen Wuchs.

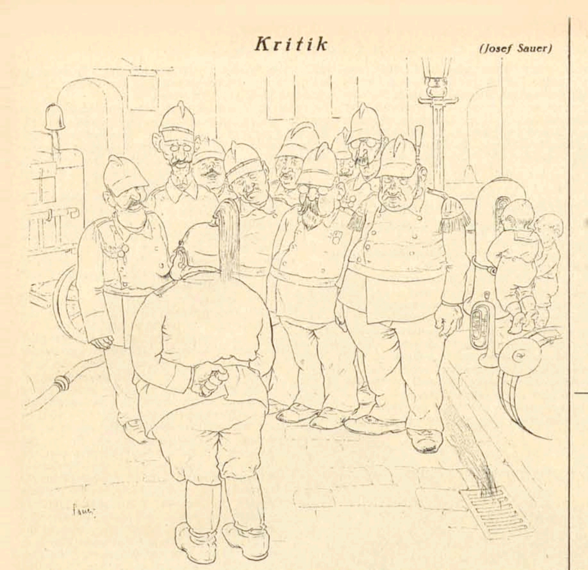
Neulich wird ihm im Café der Sohn eines Zigarrenfabrikanten vorgestellt, ein zwei Meter hoher Jüngling mit unüberwindlichem Hang, am tauglichen Objekt seinen mehr oder minder tauglichen Witz zu üben.

Dieser beschattet seine blaßblauen Äuglein mit der Hand, blickt über den kleinen Literaten hin weit in die Ferne und äußert geräuschvoll: „Gehört habe ich schon von Ihnen, aber sehen kann ich Sie nicht!"

Woraufhin der Literat, die zwei Meter eingehend besichtigend, sachlich feststellt: „Mir geht es gerade umgekehrt, sehen kann ich Sie sehr gut, aber gehört habe ich von Ihnen noch nichts!" A. P.

Kritik

(Josef Sauer)



„Auf a Großfeuer 'nauf an Rausch, dös laß i mir g'fall'n, aber scho vor an Zimmerbrand b'suffa sei, dös g'hört si net!"

Der Stand der Dinge

Wir haben ein 3,7prozentiges Volk von Rentnern und Millionären,
Und die andern 96,3 Prozent wüßten ohne jene gar nicht, wo sie wären.
3,7 Prozent des Volkes — die aber gründlich! — leben von ihren Zinsen;
Die andern beweisen den erzieherischen Wert des Sparens und zählen in ihre Suppe die Linsen.
Wir haben eine „Liga für Frieden und Freiheit"; sie ist glänzend im Bilde!
Sie führt nicht weniger als den Abbau des Völkerhasses im Schilde.
Wir geben in Gefängnissen Verkehrsunterricht für unsre Freiheitsstrafen verbüßenden Söhne,
Damit keiner sich des Großstadtverkehrs mit seinen gefährlichen Übergängen entwöhne.
Wir haben schon Tierquälerei-Prozesse gehabt wegen gefesselter Hummer;
Denn das Leid der Kreatur ist zur Zeit unser größter Kummer.
Wir haben überhaupt eine Justiz, die jeden Buchstaben des Rechtes zähe verteidigt
Und die jeder nachgewiesene Justizmord aufs tiefste beleidigt.
Die seelische Hygiene erfaßt den „Struwwelpeter" in psychoanalytischer Milde,
Und der Sport trainiert des Menschen Leib erst jetzt zu Gottes Ebenbilde.
Und was die Schädel anlangt —: da sind die besten derart gehärtet vom Bälleköpfeln,
Daß sie weder bei Motorrad- noch politischen Zusammenstößen irgendwie tröpfeln.
Auch sonst ist alles in unsrer doch recht minderwertigen Welt
Bei uns Deutschen la, prima, hochfein, non plus ultra bestellt!
Unsre Autos, Zigaretten, Pelzwaren, Weine und Biere etc. sind notorisch die besten;
Und wie viele des Volkes leben vom Arrangement von Opfersonntagen und Befreiungsfesten!
Viehzucht und Landwirtschaft finden immer mehr den Anschluß an unsre weltführende chemische Industrie,
Und der Bauer vertreibt die Spatzen aus dem Kirschbaum mit Radio, Beethoven, 9. Symphonie.
Unsre Theaterproduktion läuft mit dem Tonfilm sozusagen siegreich um die Wette,
Sie hat unzählige Mädels im Bette und Zille in der Operette.
Und das deutsche Filmband hat das amerikanische um rund eine Million Meter geschlagen! — — —
Wenn man das alles in der Zeitung so liest, was soll man da sagen?
Man denkt an den allgemein ortsüblichen Jammer und Kummer
Und wird über dem Zeitungsblatte stummer
Als der im Tierquälerei-Prozeß erwähnte Hummer. — —
Vom Zeitungslesen wird der Mensch nicht klüger, sondern dummer.

Hanns Esthi

Redaktionelle Notiz

An alle Schreibenden — und wer braucht in jetziger Zeit sich nicht dazu rechnen — richtet sich eine Kundgebung des Original-TINTENKULI, die diesem Blatt beiliegt. Der Original-TINTENKULI bedeutet für jeden, der mit Feder oder Bleistift zu schreiben hat, eine Erleichterung. Er ist ein Mittelding zwischen Füllhalter und Bleistift, d. h. er schreibt wie letzterer, aber mit flüssiger Tinte. Er ist nach unserer Meinung ein wirklich praktisches Schreibgerät für jeden, der Schreibarbeit daheim oder unterwegs zu verrichten hat. Die beiliegende originelle und liebenswürdige TINTENKULI-Drucksache der Firma TIKU Handels-G. m. b. H., Hamburg-Altona, Donnerstraße 5, sei deshalb allen Lesern unseres Blattes besonders zur Beachtung empfohlen.

Unfälle / Von Ernst Handschuch

Die „Herzogin" wohnt draußen vor der Stadt an jener großen Straße, die nach Osten zieht.
Vor dem Hause, in welchem sie lebt, steht eine kleine Birke. Aber die „Herzogin" selbst ist groß und schlank. Sie hat ein schmales Haupt mit fliehenden Schläfen, ihre Augen sind dunkel wie das Haar, der Mund ist kraftvoll und von eigenwilligen Linien.
Schön ist sie und jung, noch trägt sie ihren biegsamen Leib auf wiegenden Hüften. Ihr Gemahl jedoch, Doktor der Philosophie und Studienrat, ist dick und behäbig und hat über einem selbstsicheren Schnurrbärtchen ein müdes Gesicht, während das Haus an Stelle des Geschreies froher Kinder vom Gebell zweier Hunde erfüllt wird.
Mit diesen Hunden sieht sie der Ziegelbrenner und Maler Handrack Tag für Tag über die Wiesen springen und hüpfen, die sich hinter dem Haus erstrecken. Er sieht sie, wie sie Steine wirft und die Tiere hetzt oder streichelt, auch in seltsamer Anwandlung sie vor sich niederducken heißt und ohne sichtlichen Grund abstraft.
An einem Weiher ist der Ringofen aufgebaut, über dem seine Kammer liegt, und die Wiesen haben hier ihr Ende. Daher kann er die „Herzogin", wie er das junge, blühende Weib nennt, zu jeder Stunde des Tages sehen und zumal in der des Mittags. Um diese Zeit zwingt es ihn von der Arbeit, und er steigt in die Kammer, wo er am Fenster hinter dem Vorhang steht und schaut. Sie aber verachtet ihn und seinen Gruß, den er ihr, so oft er sich auch vornimmt, es nicht mehr zu tun, entbieten muß, sobald er ihr begegnet.
Eines Abends im Spätsommer schlägt die Dunkelheit um das Haus an der großen Landstraße und über die Wiesen, der Mond hängt gespalten in stahlblauem Kreis am Himmel, und des ziegelbrennenden Malers Lampe glüht hinter weißem Vorhang. Auf der glatten Straße lärmt die sonntägliche Heimkehr, und über die Stoppeln der Wiesen zucken hastige Lichter. Heute hat die „Herzogin" ihren Fuß nicht auf den grünen Rasen gesetzt, und die Hunde haben um die Mittagsstunde laut geheult. „Herzogin" und Gemahl sind verreist.
Mit einem Male klirrt und schrillt es von der Straße herüber, als ob ein breites Eisen über den Stein schleife. Ein Schrei wird laut und noch einer. Ein Motor rasselt, blindwütig, unbeherrscht. Lärm von einem zweiten, der abgedrosselt wird. Erschrecktes Rufen. Geklirr von genagelten Schuhen. Da hält es Handrack nicht länger hinter seiner Lampe.
Wenige Schritte vom Hause der „Herzogin" entfernt findet er hinter einer Gruppe von aufgeregten Menschen auf der rechten Straßenseite ein Pferd liegen, still und stumm mit weiten, demütigen Augen. Die Vorderbeine des Tieres sind blutig und zerfetzt, weiß quellen die Sehnen im rinnenden Blut. Ein Jungpferd, das Fohlen des verletzten, steht ahnungslos und stößt von Zeit zu Zeit seine Schnauze auf das schweißbedeckte Fell der Mutter. Unweit von den Pferden liegt verschrammt und verbogen ein Motorrad. Der Fahrer, blutüberströmt und mit bleichem, käsigem Gesicht, liegt bewußtlos am Rain des Straßengrabens. Ein zweiter Fahrer, der Bruder des Gestürzten, ringt verzweifelt die Hände, weint und ruft wirre Worte in die Nacht. Der Pferdehalter sieht starr und unverwandt auf das Pferd, das in stummer Qual vor ihm leidet.
Tatbestand: Von zwei sich in kurzem Abstand folgenden Motorradfahrern fuhr der zweite in die Pferdekoppel, die ohne Licht war, während der erste gerade noch nach links ausbiegen konnte. Sturz des zweiten Fahrers, Sturz des Pferdes, Schädelbruch des Fahrers, tödliche Schnittwunden des Pferdes.
Eine Polizeimannschaft ist erschienen und hat die Unfallstelle abgesperrt. Der verunglückte Fahrer wird in ein Krankenauto verladen und abgefahren. Die Teilnahme der Umstehenden gilt dem Tiere. Warum erschießt man es nicht? Stimmen werden laut. Der Führer der Abteilung erklärt, daß es ihm nicht erlaubt sei, das Tier durch einen Schuß zu töten, es müsse abgestochen werden, damit es noch zu verwerten sei. So ist eben der Mensch.
Der Autoverkehr wird zur Seite geleitet. Der ziegelbrennende Maler hat genug der Eindrücke, er tritt zurück ins Gelände, setzt sich auf einen Markstein und wartet. Er hat nämlich den Polizisten eine Laterne geliehen, womit diese den ankommenden Autos Warnungssignale geben. So sitzt er und wartet, bis plötzlich Bewegung in die Menge der Zuschauer kommt. Er ist der Meinung, der Metzger sei angekommen, und begibt sich nach vorn. An der Straße angelangt, bietet sich ihm indessen ein anderes Bild: eine hohe, schlanke Frauengestalt in kurzem Wanderkleid und in schweren Schuhen hat den Polizeikordon durchschritten und beugt sich, halb in die Knie gesunken, über das verletzte Tier, dessen Kopf sie mit langsamen Strichen streichelt. Unbewegt und hilflos bleibt das Auge des Pferdes. Die Beine der Frau sind zu sehen, weit über die Knie. Es ist die „Herzogin". Der Führer der Abteilung spricht schnarrend und quäkend auf sie ein, während die übrige Mannschaft, jung und stark, auf ihre Beine blickt. Sie läßt sich in ihren Liebkosungen nicht beirren, und der Führer schweigt schließlich verlegen. Hinter dem Ring der Zuschauer steht ihr Gatte, hilflos, schwerbepackt und mit müdem Gesicht über dem Schnurrbärtchen. Später nähert sich das Auto des Schlächters. Noch einmal streichelt die „Herzogin" dem Tier über den Hals. Rasch schreitet sie dann zu ihrem Haus.
„Eins von den beiden muß man sein", denkt Handrack, der Maler, „um geliebkost zu werden von ihr: stumm, kraftlos und auf den Tod verletzt wie das Tier oder wehrlos bepackt, mit müdem, hilflosem Gesicht wie er, der Gatte . . ."
Und mit einem kurzen Ruck wirft er die Laterne, die er zurückgeholt hat, gegen die Mauer, welche das Haus der „Herzogin" umläuft. Während die Lampe aufflackernd erlischt, schließt sich der Laden zu ihrem Fenster.

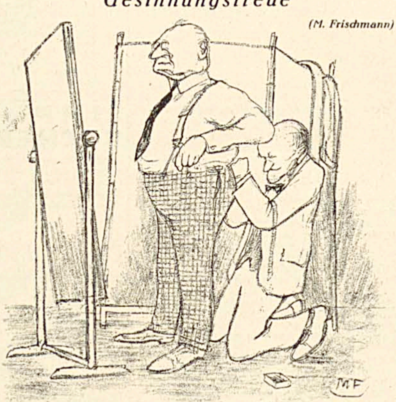
Sommerbeine serienweise

Sie blühen serienweise unbestrumpft und gut gebaut,
die sommerlichen Beine: Blumen des Asphalts.
Doch wenn man hinterhergeht und des nähern fleischbeschaut,
ergibt sich Dieses jeden- und gegebenenfalls:
Es gibt da solche, die wie Kalbfleisch rosig zart sind,
die selbst den ungekochtesten Rohkostler reizen;
und andere, die tabakbraun und dicht behaart sind,
und wieder welche sommerblond wie reifer Weizen.
Dann sind da jene Mißgewächse, die wie marmoriert,
krampfaderig geschmückt, sich offenbeinig zeigen.
Im ersten Augenblick glaubt man, sie seien tätowiert.
Jedoch bei näherm Hinsehn fühlt man sich erbleichen.
Auch diese: sommersprossend, weich und weiß wie Kreide,
oder ihr Gegenstück, rötlich wie roher Schinken:
verstecke man, bestrumpfe man mit Glanz und Seide!
Denn leider kann man Beine nicht natürlich schminken.

Alfred Pabst

Gesinnungstreue

(M. Frischmann)



„Macht nischt, wenn's unmodern is. Jebense der Hose, unbekümmert um den revolutionären Zeitgeist, den altbewährten monarchistischen Schnitt!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Immer noch nicht genug Parteien

(E. Thöny)



„Auf Wahlversprechen kann man sich nicht verlassen. – Das nächste Mal stellen wir einen eigenen Kandidaten auf!"

Zur Wirtschaftslehre

I

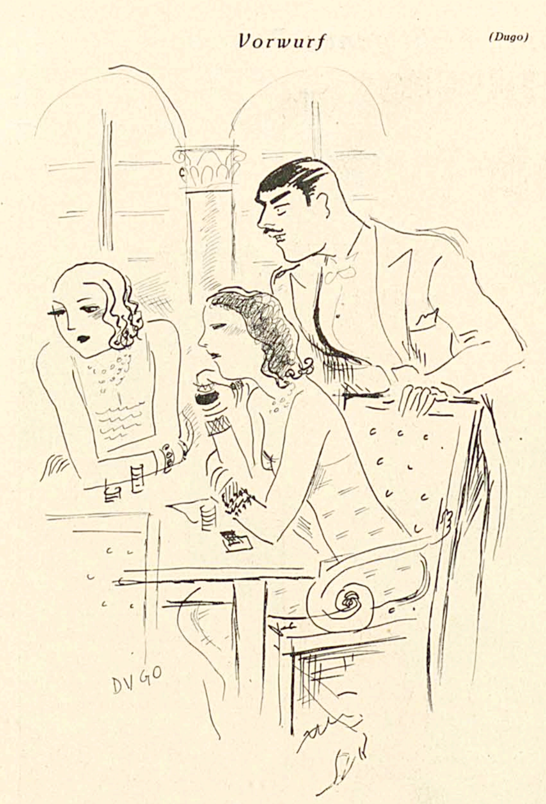
Zwei Schnorrer sitzen und philosophieren. „Siehst du diese Hose", sagt Baruch zu seinem Freund, „das ist keine Hose, das ist ein Wunder. Die Wolle kommt aus der Plantage in Australien, wird vom englischen Händler an die Spinnerei verkauft, wandert von da zum Weber in die Tschechoslowakei, von hier zum Konfektionär, zum Großhändler nach Lemberg und zum Kleinhändler nach Kolomea. Von dieser Hose lebt also der Plantagenbesitzer in Australien, der Spinner, der Weber, der Konfektionär und die Händler. Alle leben sie von dieser Hose, und ich, Baruch aus Zablotow, habe diese Hose nicht bezahlt."

II

In jenen Zeiten, als der Gigolo — o wie wunderbar — konnte als Husar durch die Straßen reiten, stieg ein Honvedoffizier mit einem freundlichen Mädchen die Hoteltreppe hinab. „No und was ist mit Geld, Bubi?" fragte sie zart. Worauf er mit sanftem Stolz abwinkte: „Honvedoffizier loßt sich nicht zohlen!"

Vorwurf

(Dugo)



„Siehst du, Alfons, in der Liebe kennst du so viele Systeme, und beim Roulette kein einziges!"

Eine moralische Geschichte

„Aber es muß ein ganz ausgezeichneter Anwalt sein, ein ganz ausgekochter. Die Sache ist nicht einfach." — „Gehen Sie zu Dr. Goldbein; der jagt dem Teufel noch seinen Raub ab."

Artur Blumenhandel tritt in die Kanzlei des berühmten Advokaten: „Herr Doktor, eine ernste, eine ganz schwierige Sache, aber ein großes Objekt." — Der Anwalt reibt sich die Hände: „Ja, bitte?" — „Um mich kurz zu fassen: ich muß in acht Tagen den Offenbarungseid leisten. Bis dahin muß ich vermögenslos sein. Ohne einen Pfennig eigenes Vermögen. Verstehen Sie mich, Herr Doktor? Geht das zu machen?" — „Ja natürlich, Herr Blumenhandel, das geht. Woraus besteht Ihr Vermögen?" — Der Klient zählt eine ganze Menge Aktien auf, Anteile, verschiedene Werte, so im ganzen macht es etwa 100 000 Mark aus.

„Und Sie können das wirklich so einrichten, Herr Doktor, daß meine Gläubiger nicht daran können?" — „Läßt sich machen, mein Herr. Aber zweierlei muß ich Ihnen sagen: Ich muß ein ziemliches Honorar berechnen, denn es muß sorgfältig gemacht werden, und bei der Eile muß ich soundso viel anderes zurückstellen. Wird so um 800 Mark herum sein für Fertigung der Verträge." — „Spielt gar keine Rolle, Herr Doktor." Damit legt Blumenhandel als Vorschuß einen Hundertmarkschein hin. Der Anwalt fährt fort: „Und zweitens: Anfechten kann man jeden Vertrag; also daß Ihre Gläubiger das versuchen, damit müssen Sie rechnen, aber wenn ich die Sache schmeiße, wird es ihnen nicht gelingen. Also die Aktien lassen Sie mal auf den Namen Ihrer Frau schreiben, und diesen Vertrag datieren wir zwei Jahre zurück." — „Damals hatte ich aber noch gar keine Frau." — „Um so besser; dann nehmen Sie ihren Mädchennamen. Dann werden sich die Gläubiger noch viel schwerer tun." — „Ausgezeichnet. Und die Anteile?" — „Haben Sie einen Bruder oder eine Schwester, denen Sie ganz vertrauen können?" — „Jawohl, Schwester." — „Sehr schön. Die Anteile bekommt die Schwester. Und den Rest sehen wir schon. Morgen abend können Sie die Verträge abholen."

Einen Monat später schickt Dr. Goldbein seinem Klienten, der ohne jede Fährlichkeit den Offenbarungseid überstanden hat, die Rechnung und erhält folgendes Schreiben als Antwort:

„Sie, hochverehrter Herr Doktor, wissen am besten, daß ich ein ganz armer, ein geschlagener Mann bin, daß ich nichts, aber auch gar nichts mein eigen nenne. Ich gebe zu, das danke ich Ihnen. Sie haben vollendet gearbeitet, denn die Verträge haben sich als absolut unanfechtbar erwiesen. Und Sie selbst, der Sie die Verträge so meisterhaft geschaffen haben, werden doch natürlich gar nicht den Versuch machen, sie als ungültig hinstellen zu wollen? Also vergelt's Gott tausendmal, ich kann es leider nicht!"

U. Sch.

Abendlied

Von Theobald Tiger

Auf den Bergen liegt der Schatten,
und der See ist dunkelgrün.
Von den Sechs-Mark-fünfzig-Platten
singt Maria Ivogün . . .
Horch, die schöne Melodie:
„Tralahü – lahü – lahi!"
Dumpf tönt's von der Kegelbahn – – –
. . . Was hast du am Tag getan – ?

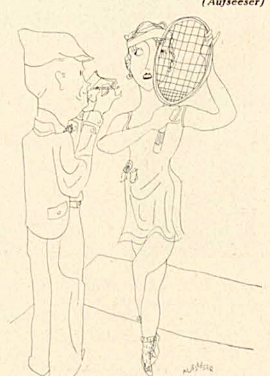
Hast du einen Brief geschrieben?
Hast du im Büro gepennt?
Hast du Unkeuschheit getrieben?
Nahmst du 10½ Prozent
als Bankier der Industrie . . .
Tralahü – lahü – lahi –
Singt sie nicht wie Marzipan!
. . . Was hast du am Tag getan?

Hast des Staates du im stillen
dankbar-demutsvoll gedacht?
Hast du Margot Abführpillen,
die sie wollte, mitgebracht?
Dachtest du, wie Hitler schrie . . .
Tralahü – lahü – lahi –
mit dem bierigen Organ – – –
Was hast du am Tag getan?

Morgen, denkst du, bin ich schlauer.
Morgen fang ich's richtig an.
Jeder – Städter oder Bauer –
ist zur Nacht ein kluger Mann.
Aber welche Ironie –
Tralahü – lahü – lahi – :
Morgen leben alle Leute
egalweg genau wie heute.

Interview der Tennismeisterin

(Aufseeser)



„Gewiß wird es die Öffentlichkeit auch interessieren, daß ich als Kind einmal Windpocken gehabt habe . . ."

Hoamg'fund'n mit Cook & Son

(Karl Arnold)



„Uir haben in Bavaria besucht the king Ludwig, wo hat gemacht Richard Wagner und die wonderfullen Schlösser, uir haben gesehen Christus in Oberammergau – und alles ohne Prohibition!"

Lieber Simplicissimus!

Banane heißt im Volksmund die schmale langgestreckte Parkanlage im Osten des Tempelhofer Feldes, dort, wo es an Neukölln grenzt. Es ist ein warmer Sommerabend, und auf einer der vielen Bänke sitzt ein Liebespaar, besonders eng umschlungen. Vom Grünen Weg her kommt ein Parkwächter gehumpelt und mahnt, eine Glocke schwingend, zum Aufbruch. In der Nähe des Pärchens schwingt er sie noch toller, aber ohne Erfolg. Er humpelt einige Schritte weiter und kehrt wieder um, da sich das Pärchen durchaus nicht erheben will. „Hier ist Feierabend", ruft er den beiden zu und schwingt die Glocke wie ein Versammlungsleiter, der die Ruhe wiederherstellen will. Aber den Glücklichen bimmelt keine Glocke, und sie bleiben sitzen, allem entrückt. „Hier ist Feierabend", ruft der Wächter nochmals, „und Überstunden können Sie draußen machen." Jetzt erst löst sich das Pärchen und ist wieder hier. „Ich glaube, Alfred", sagt das Mädchen zu dem jungen Mann, „der Olle wird keß", und Alfred, sich erhebend, fragt den Wächter, ob man denn in dem Park nicht draußen sei.
„Det schon", antwortet der Wächter nach kurzem Überlegen. „Aber zwischen draußen und draußen ist 'n Schiedunter. Hier draußen hat jedenfalls keener mehr drin zu sint — nach neun!"

•

In Prag gab's vor Zeiten einen armen Juden, Sollizitator bei einem kleinen Advokaten, nebenbei Dichter und auch sonst reichlich meschugge. Er hatte einen gewissen Ruf als Handlesekünstler. Eines Tages schleppten wir ihn ins Café zwecks Wahrsagen. Das erste Opfer war der junge H. K., Musiker mit entsprechender Mähne.
Kaum hatte der Chiromant seine Hand ergriffen, sagte er mit Betonung: „Sie sind e Musiker."
Wir waren verblüfft. „Ja woran haben Sie denn das sofort erkannt?" Er sah uns treuherzig an: „An die Haar."

•

In der Münchner Tram entspinnt sich zwischen einem Herrn mit Gebiß und einem Schaffner folgendes Gespräch: „Sagen Sie mal, woher haben Sie die wundervollen Zähne?" — „Jomei, vom Voada." — „Was tun Sie denn für Ihre Zähne, daß sie so weiß bleiben?" — „??" — „Ich meine, mit was reinigen Sie Ihre Zähne?" — „Jaso. — Mit dem Messa."

Die Winterspielzeit beginnt

Von Karl Kinndt

Raus mit dem Smoking aus der Mottenkiste,
rin in den Frack und in das steife Hemd —:
es regen neu sich die Kulturgelüste,
die im Gebirge man und an der Küste
für ein paar Wochen künstlich eingedämmt.

Erschreckend schwillt die Hochflut der Premieren,
fast jeden Abend wird uraufgeführt,
und alle müssen wieder tun, als wären
sie für die Kunst der leichten und der schweren
Theatermuse lebhaft interessiert.

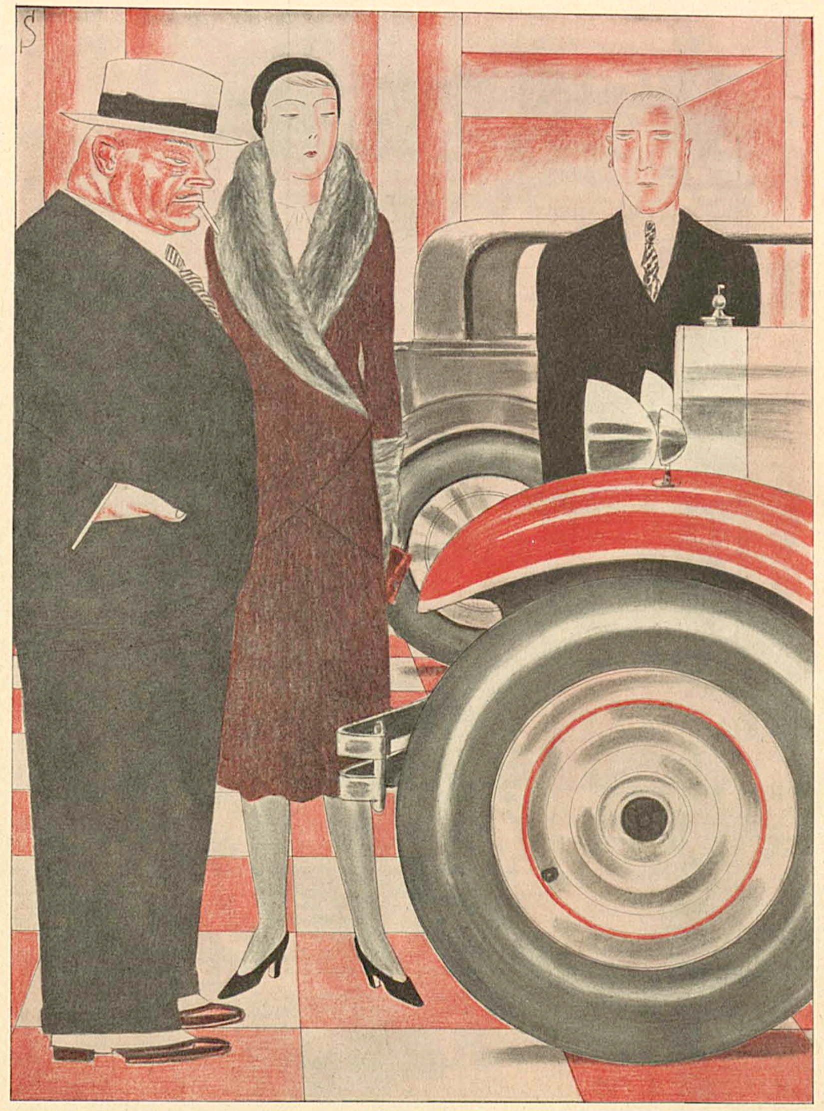
Die Namen aller Prominenten füllen
die Fragesätze: „Haben Sie . . . gesehn?"
Man muß und hat um seines Rufes willen,
und wer es nicht hat, darf es nicht enthüllen,
sonst ist es radikal um ihn geschehn!

Drum liest auch jeder sämtliche Kritiken,
aus denen er das Schlagendste sich merkt,
um es in die Gespräche einzuflicken,
wobei er mit bedeutungsvollem Nicken
die Ansicht dieses Fachmanns noch verstärkt.

Doch besser noch, als ihre Kunst zu rühmen,
ist's, daß man aller Sterne Gagen kennt!
Und weiß man gar noch was von den intimen
Verhältnissen der höchstbezahlten Mimen,
ist man beinah schon selber prominent — — —

Die großen Sparer

(E. Schilling)



„Jewiß, sparen ist heutzutage 'ne vitale Notwendigkeit für alle. Aber ob unsereiner sich 'n Auto mehr oder weniger anschafft, spielt doch gar keine Rolle im Vergleich zu den Riesensummen, die sich durch Lohnkürzungen einsparen lassen!"

Stuttgart, 22. September 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Jagd nach dem Glück

(Th. Th. Heine)



Nur immer mutig / *Von Peter Scher*

Na also denn ruff in die Stratosphäre –
da tun sich die Dinge, heißt es, unerhört . . .
Aber wissen Sie, was ich noch lieber wäre?
Geistesgestört.

In diesem Zustand kannste rein alles:
Das Vaterland retten, ein Befreier sein;
der mächtigste Diktator des Erdenballes
kann Meier sein.

Die Arbeitslosigkeit läßt er verschwinden,
dem Kapitalismus gibt er den Todesstreich,
er ist der Sprecher der Tauben und der Seher der Blinden
im dritten Reich.

Die neue Ordnung lobt ihren Verfasser,
die geistige Armut schließt ihn in ihr Gebet;
nur in schwierigen Fällen wird das kalte Wasser
mal aufgedreht.

Die Anstaltsleitung läßt ihn sich regen,
und wenn er vielleicht auch mal den Wärter demoliert –
er ist für die andern Geistesgestörten ein Segen,
der sich rentiert.

Na also sehn Sie, die Leute leben,
mit deinen fünf Sinnen lebste ja nur zum Teil;
man sollte sich wirklich einen Aufschwung geben –
heil, Störung, heil!

Arthur ärgert alle Leute / Von Erich Kästner

Mein Freund Arthur verbindet die Ansicht, daß die Erde zu Beanstandungen Anlaß gibt, mit ungewöhnlichem Mangel an Ernsthaftigkeit. Niemals ist man davor sicher, daß er, harmlosen Gesichts, etwas anstellt, was ihn und seine Begleiter in den Augen der Mitwelt merklich herabsetzt. Fortwährend revoltiert er gegen die Gesetze der bürgerlichen Ordnung und des Wohlanstands; doch seinen Revolten fehlt jede Würde. Wenn es noch Hofnarren gäbe, wüßte ich einen Beruf für ihn. So aber beschränkt er sich, als geistiger Gelegenheitsarbeiter, darauf: zu vegetieren. In New York hat er allerdings einmal, mit einer Hamburger Kunstgewerblerin gemeinsam, ein kleines Restaurant besessen. Ich würde das nicht glauben, wenn er mir nicht versichert hätte, das Lokal habe nach zwei Monaten Bankrott gemacht. Nur dadurch rückt die Geschichte in den Bereich der Wahrscheinlichkeit. Abgesehen von diesem seriösen Versuch, etwas sogenannt Nützliches zu tun, ist mir nichts bekannt, was darauf schließen ließe, daß er die Arbeit schätzt. Sein Mangel an sittlichem Ernst verbietet ihm alle Arten von chronischer Beschäftigung.
Aber er ist deswegen nicht müßig. Es kann geschehen, daß er, mitten in einem miserablen Theaterstück, heftig zu applaudieren beginnt und laut ruft: „Gut! Guuut!" Wenn sich dann die entrüsteten Zuschauer nach ihm umdrehen, blicken sie in ein so fassungslos begeistertes, hingerissen leuchtendes Gesicht, daß sie nicht die Roheit aufbringen, zu schimpfen. Oder er geht, im Foyer, auf irgendeinen vorbildlich gekleideten, hochnäsigen Herrn zu, haut ihm eins auf die Schulter und schreit: „Nein, so ein Zufall! Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen, Gotthold? Weißt du noch, wie wir damals den Pudel der Frau Direktor Habekuß rot angemalt haben?" Und er beginnt schrecklich zu lachen, bis alle Anwesenden aufmerksam werden und hinzutreten. Und wenn dann Gotthold, leichenblaß, erklärt, er kenne den Herrn hier und die Frau Direktor Habekuß nicht, heiße Hansdieter und habe nie im Leben Pudel rot gefärbt, lacht mein Freund Arthur noch mehr und sagt: „Du alter Schwede, du", droht mit dem Finger und trollt sich.
Es ist nicht immer leicht, in derartigen Fällen die Fassung zu bewahren. Oft zieht er die Freunde, die ihn begleiten, in seine Affären hinein. Arthur hat vor niemandem Respekt, das ist das Schlimme. Ihn ärgert das stille Übereinkommen der Mitmenschen, einander durch zwar unbegründete, dafür aber wechselseitige Hochachtung über Wasser zu halten. Till Eulenspiegel gefällt ihm besser als Napoleon. Es ist aussichtslos, ihm zu widersprechen.

•

Neulich fuhren wir im Autobus. Der Wagen war voll. Wir mußten stehen. Plötzlich fragt er mich, sehr laut: „Was ist das für ein Gebäude, Jonathan?" und zeigt auf den Dom. Ich blicke ihn erstaunt an. Sollte er wirklich nicht wissen, daß das der Dom ist? Er kneift ein Auge zu. Und ich sage kurz entschlossen: „Das ist die Hauptfeuerwache."
„Was ist das?" fragt er und hält die Hand ans Ohr. Er stellt sich also auch noch schwerhörig.
„Die Hauptfeuerwache!" schreie ich.
Er nickt, lächelnd, und meint: „So, so. Freilich. Ich hätte es mir denken können."
Die Insassen des Wagens sehen zum Fenster hinaus, schauen sich betroffen an, mustern uns bedenklich. Der Wagen hält. Der Wagen fährt weiter.
„Und das da?" fragt Arthur und zeigt auf die Universität.
„Das ist eine Anstalt für schwachsinnige Kinder!" schreie ich zurück. Er nickt freundlich dankend und sagt: „Schön haben sie's hier, die kleinen Idioten." Humanes Lächeln vergoldet seine Züge. Die Fahrgäste werden langsam unruhig. „Ist ja ein Riesengebäude, Jonathan", fügt er hinzu.
„Ja", schreie ich, „der Blödsinn ist hier sehr verbreitet! Da kommt übrigens das Rathaus!"
„Aha. Liegt so still, nicht?"
„Die Herren sind viel unterwegs", antworte ich. „Ein paar erholen sich in der Schweiz, ein paar lassen sich operieren, die meisten haben Gerichtsferien."
Ein Fahrgast lacht durch die Nase. Die andern scheinen tief gekränkt. „Wir stören die Herrschaften. Du mußt leiser sprechen", ruft er.
„Jawohl, Vercingetorix!" rufe ich zurück, „ich fürchte nur, du verstehst mich dann nicht."
Er lächelt gewinnend. „Wie du wünschst. Ich richte mich ganz nach dir. Du kennst die Stadt ja viel besser. Hauptsache, daß Musik gemacht wird. Findest du übrigens nicht auch, daß sich mein Gehör gebessert hat?"
„Ganz bedeutend gebessert!" sage ich.
„Ja", erwidert er, „Fleischessen bekommt mir nicht. Der Arzt riet davon ab. Es erzeuge Rheumatismus."

Nach der Schlacht

Ewiger Haß? – I, Gott bewahre:
Gestern gab man sich den Rest.
Heute bürstet man die Haare
zünftig fürs Oktoberfest.

Was an Manneskraft verblieben,
schwingt sich auf dem Pilgerschuh
mit den angestammten Lieben
der erstrebten Wiese zu.

Zwar zunächst ist man befangen,
falls man einen Feind bemerkt,
der sich ebenfalls mit langen
Zügen von dem Wahlkampf stärkt.

Aber diese Gegensätze
werden gerne überbrückt,
wenn man dann die Hosenlätze
brüderlich selbander zückt.

Harmonie der Sphärenklänge
fördert die Versöhnlichkeit,
und das Herz, erst hart und enge,
wird auf einmal weich und weit.

Ratatöskr

Die Fahrgäste sitzen versteinert. Ich habe den Eindruck, sie versäumen vor Empörung ihre Haltestellen. Wir fahren durchs Brandenburger Tor.
„Wer wohnt denn hier?" fragt Arthur und zeigt auf die verwitterten Säulen.
„Das ist ein Verkehrsturm!"
„Und die Pferdchen obendrauf?"
„Ein Denkmal für die letzten Droschkenpferde!"
„Interessant", sagt Arthur, „der Kutscher hat fast gar nichts an."
„Das ist symbolisch zu verstehen. Wegen der Steuer."
Ein ernster würdiger Herr mit Kneifer hustet und wird blau. Eine dicke Dame rutscht auf dem Sitz umher, als werde sie geröstet, und sagt zu Arthur: „Das Brandenburger Tor." Er lächelt ihr zu und sagt: „Entschuldigung, gnädige Frau. Hat es sehr weh getan?" — „Das Brandenburger Tor", schreit die dicke Dame, und Tränen füllen ihre Augen.
„Mein Gott, muß ich sie getreten haben", sagt Arthur zu mir. Ich hätte große Lust auszusteigen und antworte: „Wir sind gleich da."
„Was stellt das dar?" fragt Arthur und zeigt auf den Tiergarten.
Da erhebt sich jemand, fuchtelt mir mit dem Schirm vor der Nase herum und brüllt: „Wenn Sie ihm jetzt erzählen, das sei die Nationalgalerie, dann haue ich Ihnen eins hinter die Ohren, daß Sie taubstumm werden!"
„Danke schön." Arthur verbeugt sich wohlerzogen vor dem Herrn, der mich so anbrüllt.
„Aber beruhigen Sie sich", sage ich, „ich weiß doch, daß das das Tempelhofer Feld ist."
Plötzlich sind sämtliche Sitzplätze frei, alle Fahrgäste sind aufgesprungen und schreien wütend durcheinander. Arthur setzt sich und lächelt.
„Bei dem Dom ging dieses Affentheater los!" kreischt ein blasses Fräulein.
„Und die Universität wäre eine Anstalt für Schwachsinnige!"
„Und die Staatsbibliothek wäre das Rathaus!"
„Und das Brandenburger Tor wäre ein Verkehrsturm!" heult die dicke Dame und trocknet sich die Tränen.
Ich trete auf die Plattform. „Herr Ober", sage ich zu dem Schaffner, „wollen Sie, bitte, die Herrschaften im Wagen zur Ordnung rufen", und springe ab.

•

An der nächsten Haltestelle erwartet mich Arthur bereits. „War sehr nett", erklärt er. „Welch ein Temperament! Aber sie wissen alles besser!"
An der Voßstraße tritt er an ein wartendes Auto und fragt die darin sitzende, von Hündchen umgebene Dame: „Können Sie mir, bitte, sagen, wie spät es ist?"
„Ich habe keine Uhr bei mir", antwortet sie streng.
„Schade", sagt Arthur und bleibt neben ihr stehen.
Da trete ich vor ihn hin, ziehe den Hut und frage: „Können Sie mir, bitte, sagen, wie spät es ist?"
Arthur holt seine Uhr aus der Tasche und sagt: „Sieben vor acht, mein Herr."
„Danke schön", antworte ich. Er geht zum Potsdamer Platz, ich folge ihm langsam. Die Dame im Auto zerbeißt ihren Schleier.

Oktoberfest

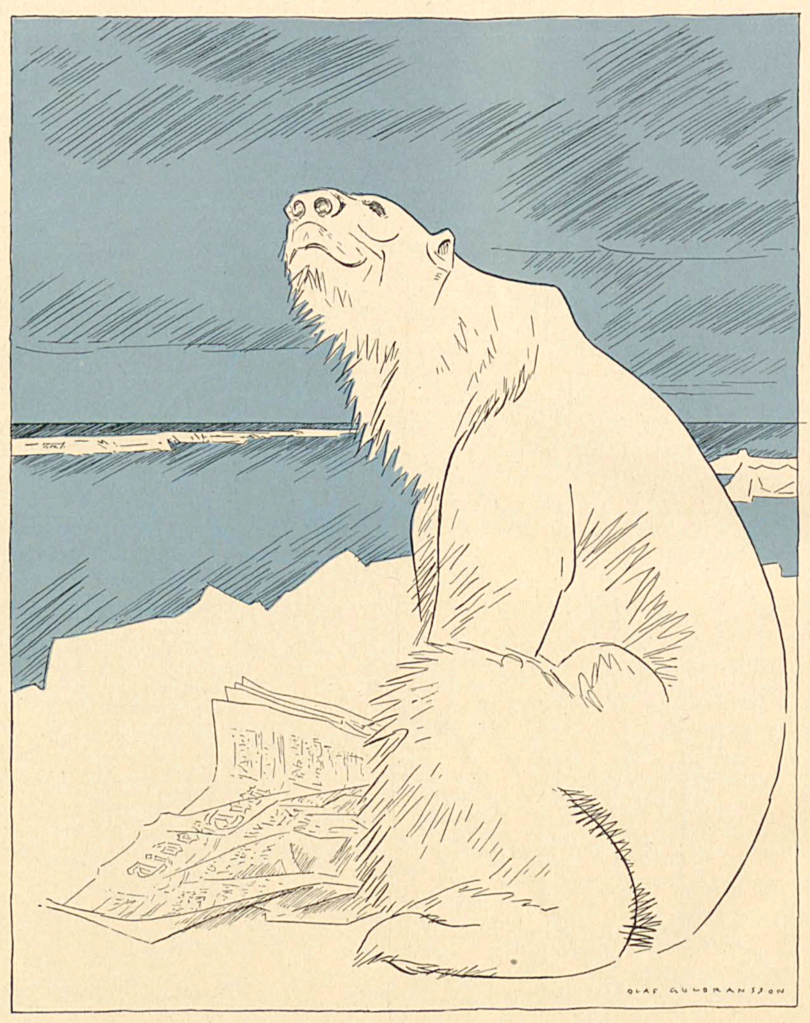
(Karl Arnold)



„Jetzt, wann mi oaner frag'n tat', was für a Partei i g'wählt hab', i kunnt's wirkli net sag'n!"

Sensation um Andrée

(Olaf Gulbransson)



„Wenn ich bloß gewußt hätte, was das für berühmte Leute sind, da hätte ich mir schöne Zeilenhonorare rausschinden können!"

Lieber Simplicissimus!

Geheimrats sind in der Sommerfrische. Kommt ein altes Mütterchen, will den Geheimrat sprechen und sagt zur Geheimrätin: „Is Ihr Mo dahoam?"
Darauf die Geheimrätin: „Sie sollen nicht sagen: ‚Ist Ihr Mann daheim', Sie müssen sagen: ‚Ist Herr Geheimrat daheim', aber schon gut, Herr Geheimrat ist nicht daheim."
Die Alte zieht ab. Am nächsten Tag erscheint sie wieder und fragt: „Is Ihr Mo dahoam?"
Darauf die Geheimrätin: „Sie dürfen nicht sagen: ‚Ist Ihr Mann daheim', Sie müssen sagen: ‚Ist Herr Geheimrat daheim – auf jeden Fall, Herr Geheimrat ist nicht daheim."
Am übernächsten Tag kommt die Frau wieder und sagt: „Is Ihr Mo dahoam?"
Da wird die Frau Geheimrat böse und sagt: „Sie sollen doch nicht sagen: ‚Is Ihr Mo dahoam', Sie müssen sagen: ‚Ist Herr Geheimrat zu Hause!'"
Da schlägt sich das alte Weiblein vor die Stirn und ruft: „Jetzt so was, dös is also gar nit Eana Mo?!"

Tagebuch in Eis!

*Das ist mal wieder eine Sache,
auf die sie sich wie die Tiger stürzen;
das ist so recht geeignet,
Lesers Frühkaffee mit Erlebnis zu würzen.
Das ist ein gefundenes Fressen
für sämtliche Rotationsdruckpressen;
das ist eine Sensation,
wie sie die Welt seit gestern
nicht mehr gesehen hat;
das ist eine unerhörte Attraktion
für das Morgen- und Abendblatt:
Tagebuch eines Mannes,
der dem weißen Tode geweiht.
Da zahlt man gern eine halbe Million
für das alleinige Copyright.*

*Meiers in Chemnitz und Browns in Boston
können nun morgens,
während sie Jam, Butter und Honig kosten
und sich Kaffee in die Tasse gießen,
in Eis konservierte Todesangst genießen.
„Heute habe ich Fraenkel begraben.
Temperatur —27 Grad."
— Ein Glück, Emilie,
das wir Kohlen im Keller haben! —
„Heute habe ich
die letzten Patronen vergeblich verschossen."
— Otto, hast du dir
schon die zweite Tasse eingegossen? —
„Ich habe lange nach Süden gesehen . . ."
— Lehmanns wollen auch
im Februar an die Riviera gehen. —
„Proviant zu Ende.
Füße und Hände
fast abgestorben.
Habe mich neben dem Boot ausgestreckt,
mit allen Lumpen zugedeckt
und warte auf den Tod . . ."
— Du besorgst doch wohl
wieder Schinken zum Abendbrot? —*

*Vor dreiunddreißig Jahren verhungert, erfroren,
in Druckerschwärze wiedergeboren
zu Schlagzeilen und Unsterblichkeit
über alle sieben Spalten,
daran erkennt ihr göttliches Walten.
Nachdruck verboten. Copyright . . .*

Hans Seiffert

Radio — Gymnastik

(Josef Sauer)



„Des sag' i dir, wenn i jetzat no a oanzige Kniebeug' macha muaß, schallt' i pfeig'rad auf die ‚Morgenandacht' aus Köln um!"

Möglichkeiten

Eine Künstlerin, jung und noch gläubig, kam aus München in eine sächsische Industriestadt und wurde dort von einer ansässigen Freundin in den Kulturbund deutscher Frauen Gruppe P. eingeführt. Halb abgeneigt, halb neugierig ging sie hin. Es war ungefähr so, wie sie es sich gedacht hatte. Äußerlich: nicht recht geglückte Kopie von Modebildern — innerlich: — aber das sollte sich noch erweisen. Streng blickende Bubiköpfe kamen, da ein Gast aus München da war, auf das „Schaffen" zu sprechen. Sie reizten den etwas unbedachten Besuch durch Aussprüche, die in P. gewachsen waren. Plötzlich fuhr die Münchnerin auf: „Ach was! Auf das Äußerliche kommt es doch beim Künstler gar nicht an! Wenn er sich pflegt — gut —, aber wenn er sich vernachlässigt, hängt es eben mit seinem Künstlertum zusammen! Beethoven soll zum Beispiel direkt ein Schmuddel gewesen sein! Und die Leistungen?" — Die Frauen des Kulturbundes Gruppe P. machten so ziemlich alle dasselbe Gesicht. Nur Fräulein Neugroschen, die Schriftführerin, lächelte breit, mit überlegenem Blick, und äußerte: „Ja, sähn Se mal an — aber wenn Bäthoven nu älägant und sauber gewäsen wäre — was hätte er dann erscht leisten kennen!"

Georg Hirschfeld

Das Testament

„Sie haben einen ausgezeichneten Tresor. Vierfach gesichert — das ist staunenswert. Haben Sie Doppelschlüssel?"
„Ich habe immer einen Schlüssel bei mir."
„Hat Ihre Frau den anderen Schlüssel?"
„Nein, nur der eine Schlüssel ist im Gebrauch."
„Wenn Sie nun aber den Schlüssel verlieren?"
„Für den Fall ist vorgesorgt, da gibt es einen zweiten Schlüssel, bei dem sich auch das Kennwort findet."
„Ah so — und wer hat den Schlüssel?"
„Unter uns, er liegt in meinem Testament."
„Und Ihre Frau weiß, wo das Testament liegt?"
„Natürlich. Wenn mir mal was zustößt, dann öffnet sie das Testament, nimmt den Tresorschlüssel und das Kennwort heraus, und alles ist geregelt."
„Sie sind ein wirklich praktischer Mann!"
„Die Zeiten machen einen gewitzigt!"
„Natürlich! Aber haben Sie niemals Angst, daß Ihnen jemand das Testament mit dem Schlüssel stiehlt und dann in Ihren Tresor einbricht?"
„Kein Gedanke, das Testament ist gut verwahrt!"
„Aha — ein Geheimfach im Schreibtisch?"
„Bewahre — es liegt im Tresor!"

Gerhard Frank

Der treue Abonnent

Von Hermynia zur Mühlen

Sie hatten zu viert die Zeitschrift gegründet: Celestin Prohaska, der deutschböhmische Journalist, der seit zehn Jahren in Deutschland lebte und mit unauslöschlichem böhmischem Akzent das reinste Berlinerisch sprach, Ramon Calles, der spanische Zeichner, ein freiwillig Verbannter aus Granada, Ernst Faßner, der ohne viel Erfolg Dramen schrieb, und der Student Max Reisner, der sich nur dadurch auszeichnete, daß er von seinem Vater einen monatlichen Zuschuß erhielt, von dem er großmütig zwei Drittel für die Zeitschrift hergab.

Das Programmheft der „Posaune" war ausgezeichnet; es enthielt scharfe radikale Artikel, in denen Celestin das geschrieben hatte, was ihm die Zeitung, deren regelmäßiger Mitarbeiter er war, strich, gute Zeichnungen, einen Akt aus Faßners neuestem Drama und ein kurzes Gedicht von Max Reisner. Alle Freunde und Bekannten der vier kauften die Nummer und lobten sie, und ein Unbekannter, Herr Joseph Reuter, erschien auf der Redaktion und abonnierte die Zeitschrift auf ein Jahr. Als erster Abonnent wurde er herzlich, ja fast liebevoll von den vier Herausgebern empfangen. Sie boten ihm Schnaps und Zigaretten an, aber Herr Joseph Reuter, ein auffallend starker, vierschrötiger Mann mit einer eingedrückten Nase, wehrte ab.

„Ich trinke nicht, und ich rauche nicht", erklärte er.

„Sie sind doch hoffentlich nicht leidend?" fragte Celestin Prohaska besorgt. Es wäre peinlich, wenn der erste Abonnent möglicherweise bald sterben würde, und diese großen starken Menschen haben häufig ein Herzleiden.

„Nein", erwiderte Herr Joseph Reuter schlicht. „Ich bin nicht leidend; ich bin Boxer."

Er betrachtete wohlwollend die vier, die ihn etwas verblüfft ansahen.

„Ich habe für den Geist viel übrig. Seht nur zu, daß die weiteren Nummern auch so gut sind und pünktlich erscheinen; Pünktlichkeit ist eine Tugend."

Er zahlte das Abonnement, klopfte dem schmächtigen Ernst Faßner so herzlich auf den Rücken, daß dieser fast zusammenbrach, und verließ mit schweren Schritten die Redaktion.

Einen Monat später erschien, pünktlich, wie Herr Joseph Reuter es gefordert hatte, die zweite Nummer der „Posaune". Und wieder wurde sie von Freunden und Bekannten gekauft, aber Herr Joseph Reuter war noch immer der einzige Abonnent.

Zwei Tage nach dem Erscheinen der Nummer fand er sich abermals in der Redaktion ein. Er trug eine düstere Miene zur Schau und machte einen verärgerten Eindruck.

„Junger Mann", sprach er rügend zu Calles, „die eine Zeichnung gefällt mir nicht. Der Muskel ist falsch. Sehen Sie her." Er krempelte den Ärmel hoch und zwang den Spanier, seinen steinharten Arm zu betasten. „So muß das sein! Verstanden? Ich als Abonnent habe das Recht, zu beanspruchen, daß alles in meiner Zeitschrift der Wahrheit entspricht."

Celestin Prohaska, der, wie bereits gesagt, seit zehn Jahren Journalist war, fühlte, wie ihm ein kalter Schauder über den Rücken lief. Ein unbekanntes unsichtbares Publikum kann getrost die Wahrheit verlangen, das ist ungefährlich, wenn aber ein Boxer sie fordert . . .

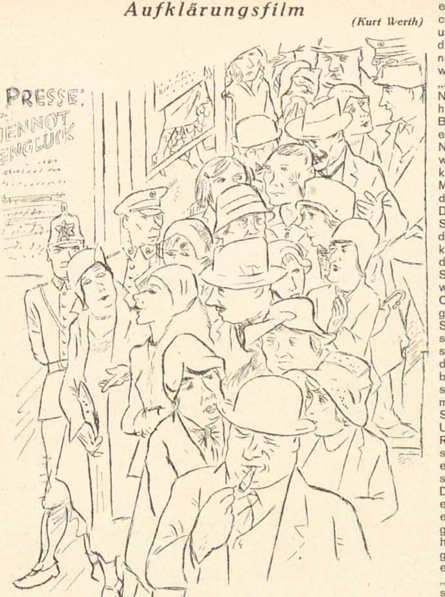
(Schluß auf Seite 307)

(Schluß von Seite 306)

Die vier Herausgeber versprachen ihrem Abonnenten, die nächste Nummer werde ihn völlig zufriedenstellen, und atmeten erleichtert auf, als hinter Herrn Joseph Reuter die Tür ins Schloß fiel.
Zwischen dem Erscheinen der zweiten und dritten Nummer der „Posaune“ ereignete sich etwas Betrübliches: Max Reisner verliebte sich in eine kleine Schauspielerin und gab sein ganzes Geld für Blumen, Bonbons und Kognak aus.
„Ich bin ein Dichter“, erklärte er den Freunden, „und muß mich frei entfalten können. Dazu aber gehören auch erotische Erlebnisse. Das ist viel wichtiger als eure blöde Zeitschrift.“
Vergeblich boten ihm die drei Freunde vier Seiten für seine Arbeiten an, vergeblich appellierten sie an seine Gesinnung und Freundestreue; der Student blieb unerschütterlich. Nur als Calles einwarf: „Und unser Abonnent?“ erblaßte der Verräter, erklärte aber dann mit dem Zynismus des Verliebten: „Was geht mich der dumme Boxer an? Setzt ihr euch mit ihm auseinander!“
Sie schieden als Feinde, und die dritte Nummer der „Posaune“ konnte nicht erscheinen.
Und nun begann das Martyrium der übriggebliebenen drei Herausgeber. Kein Tag verging, an dem nicht Herr Joseph Reuter erschienen wäre, um die neue Nummer seiner Zeitschrift zu reklamieren. Er ließ sich nicht mit Vernunftgründen abspeisen.
„Ich bin für ein Jahr abonniert“, erklärte er, und den Herausgebern schien es, als würden die Fäuste, die friedlich auf Herrn Joseph Reuters Knien lagen, bei jedem Wort größer und größer. „Ich habe bezahlt; ich verlange meine Zeitschrift.“
Sie erboten sich, ihm das Geld zurückzugeben; er wollte nichts davon hören. „Die Zeitschrift gefällt mir; ich will meine Zeitschrift.“
Calles, Prohaska und Faßner zogen um; aber Herrn Joseph Reuter gelang es, ihre neuen Adressen ausfindig zu machen. Prohaska suchte er auch auf der Redaktion des höchst ehrbaren Blattes auf, an dem dieser arbeitete, und schlug dort einen Riesenkrach. Er entdeckte, in welches Café die drei zu gehen pflegten, und verfolgte sie auch dorthin. Als sie das Café wechselten, spürte er sie im neuen auf. Den dreien wurde schlecht, wenn sie nur das Wort „Zeitschrift“ oder „Abonnent“ hörten. Faßner, der jede Nacht im Traum den Boxer mit erhobenen Fäusten vor sich sah, verließ Berlin und zog nach München. Calles, der einmal in einer verödeten Gasse bei Nacht von Herrn Joseph Reuter verprügelt wurde und sich tagelang nicht rühren konnte, dachte allen Ernstes daran, Mönch zu werden; in der Kutte würde ihn der Boxer vielleicht doch nicht erkennen. Dann aber zog er es dennoch vor, nach Spanien zurückzukehren. Er schloß sich der Regierungspartei an. Auf seinen Karikaturen trug der Gegner immer die Züge des Herrn Joseph Reuter, der in ganz Spanien zum Begriff des Hassenswerten wurde.
Celestin Prohaska blieb allein zurück, ein gehetzter, der Verzweiflung naher Mensch. Sein scheues, unstetes Wesen rief in seiner Frau den Verdacht hervor, daß er sie betrüge; auf der Zeitung glaubte man, daß er mit politischen Gegnern in Verbindung stehe, und seine Kollegen, besonders die jüngeren, waren dafür, daß man ihn abbaue.
Schließlich verlor er völlig den Kopf. Unter dem Versprechen, Herrn Joseph Reuter die neueste Nummer der „Posaune“ persönlich zu übergeben, lockte er den Boxer an einen einsamen Ort und schoß ihn tot.
Da er bei der Gerichtsverhandlung unentwegt beteuerte: „Ich mußte ihn töten, er war mein Abonnent“, wurde er für geisteskrank erklärt und in eine Nervenheilanstalt gebracht. Dort verlebte er glückliche Tage; er schrieb unentwegt an einem großen Werk, das den Titel trug: „Die Gefahren bei Gründung einer Zeitschrift, eine Warnung für junge Autoren und Dramatiker.“
Das Werk, das durch seine innere Wahrhaftigkeit erschüttert und sich trotz dem trocken klingenden Titel wie ein Roman liest, wird demnächst in einem bekannten Zeitschriftenverlag erscheinen.

Aufklärungsfilm

(Kurt Werth)



„Jut, daß meine Mutter noch nich so jenau jewußt hat, wie iefährlich die Liebe is, sonst wär' ick vielleicht iarnich da!“

Hypnose / Von A. v. Keller

Zuerst versuchte er es mit Hühnern. Hühner haben wenig Geist und sind daher für alle Experimente wundervoll geeignet. Er preßte ihnen den Kopf auf den Tisch, zog einen Kreidestrich vom Schnabel weg, und die Tiere blieben starr liegen, als hätte ihnen ein Windstoß das Lebenslicht ausgeblasen. Er tat das oft und freute sich seines Erfolges. Denn er war angefüllt von Machtgier. Sonst war er schüchtern und ängstlich, und die Menschen verwirrten ihn, wenn sie ihn ansahen, und er ging ihnen scheu aus dem Wege. Obwohl er jung und hübsch war und ganz danach angetan schien, das Herz eines Weibes zu entzücken.

Dann lernte er Hella Mathiessen kennen. Hella, das Mädchen mit den wundervollen Beinen und dem knabenhaft straffen Körper; ein Wesen, in deren Augen etwas wie das letzte Mysterium des Lebens lag. Und eine Welle von Leidenschaft fegte plötzlich durch seine Seele, als hätte er vergessen, einige Tore seines Lebens zu schließen. Er näherte sich ihr vorsichtig, wie es Menschen seiner Art tun; er bewies ihr durch hundert Kleinigkeiten seine tiefe Liebe und Zuneigung, und sie blickte ihn oft aufmerksam und sonderbar an. Aber er kannte das Wesen der Mädchen nicht. Er hatte keine Ahnung von den anziehenden und abstoßenden Kräften, die im Leben eine so ausschlaggebende Rolle spielen, und wurde verzagter denn je.

Bis ihm seine alten Beschäftigungen einfielen.

Er kaufte sich Bücher und begann Dinge zu studieren, die er nicht verstand. Er ging in Kirchen und starrte fremden Leuten aufs Genick mit dem Wunsch, sie möchten sich umdrehen. Dabei preßte er die Zähne zusammen und, im Bestreben seinen Willen zu konzentrieren, schnaufte er wie ein wildes Kamel, und die Leute blickten sich um. Was ihn mit einem nie geahnten Glücksgefühl erfüllte.

Es gibt Idealisten, die dennoch real genug sind, um das Wunschbild ihrer Phantasie klar zu umreißen. Und seine Wünsche begannen sich jetzt um Hella zu sammeln wie Bienen um duftende Blumen und wurden immer dringender. Es war schließlich nichts als der alte Ruf der Natur, aber er war zu ängstlich, um ihm zu folgen, wie es seine Vorfahren seit Millionen von Jahren getan.

So begann er sie anzuglotzen und anzustarren und erzählte zwischendurch lange, etwas konfuse Geschichten, in denen die Kraft des Willens eine wunderbare Rolle spielte. Er machte Andeutungen, bei denen er selbst rot und verlegen wurde, und das Mädchen hörte ihm mit weit offenen Augen zu. Manchmal schien es, als überfalle sie in seiner Nähe eine eigenartige Schwäche, und sein Herz begann wild zu pochen . . .

Und eines Tages nahm er seinen Mut zusammen: „Sie werden mich morgen um sieben treffen . . .", sagte er befehlend, und seine Augen quollen fast aus den Höhlen. Aber das Mädchen senkte die Lider und murmelte: „Ja . . ."

Die Wünsche der Menschen sind wie die Schaumkronen der Meereswellen. Einmal im Gang, überkugeln sie sich, und er ging den ausgetretenen Pfad, den er einmal beschritten. Er küßte Hella; er flüsterte ihr die tollsten Dinge zu, bis ihm die Augen schmerzten vor Willenskonzentration; und dann befahl er ihr, zu ihm zu kommen. Als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, und sie kam . . .

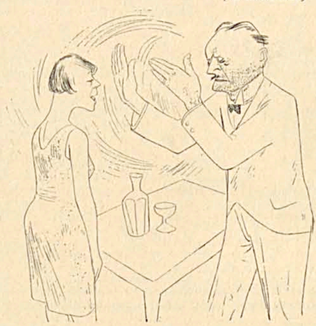
Er hielt sie in den Armen und sprach leise und eindringlich. Er wandte alle Listen an, die Hypnotiseure seit den delphischen Priestern erfunden hatten, und der lebendige Strom des Lebens begann mächtig in ihm zu pochen. Sein Wille floß zu ihr hin wie das Wasser eines Flusses, das seinen Weg zum Weltmeer sucht, und alles ringsumher begann in violetten Schatten zu ertrinken.

Es war eine Situation, in der hundert Männer den Kopf verloren hätten, um in das Mysterium der Unsterblichkeit zu tauchen, aber er hielt dem Ansturm der Gefühle noch stand. Die alte Ängstlichkeit brach sich Bahn, und er zögerte. Er neigte sich über das Mädchen, das die Augen geschlossen hielt, und begann hastig zu sprechen. Hart und eindringlich: „Du wirst jetzt schlafen — tief und fest schlafen — und erst erwachen, wenn du zu Hause bist — und wirst alles vergessen — mich und alles . . . ich will es, und du mußt es tun . . . du mußt — weil . . ."

Da schlug Hella, das Mädchen, die Augen auf; zwei weiche Arme legten sich um seinen Hals, und eine wundervoll ruhige Stimme sagte: „Ah — jetzt könntest du doch schon mit dem Hokuspokus aufhören . . ."

Hypnotische Vorführung

(O. Herrmann)



„Sie sind jetzt . . . kein Stubenmädchen mehr . . . sondern Nofretete . . .!" – „Ja, und kriaget i da jetzt aa an höhern Lohn?"

Hallo und halli!

Von Walther C. F. Lierke

Ich habe oft richtiges Heimweh nach dir —
Denn wo wäre ich sonst ein bißchen zu Hause?
Der Weg ist weit, meine Sorgen stehen Spalier —
Ich wünschte, ich hieße Franz Adam Krause.

Dann hätte ich ein Geschäft, Lebensmittel en gros,
Und könnte um deine Hand anhalten.
So aber bin ich schon merklich froh
Um jeden Abdruck in mäßigen Zeitungsspalten.

Wenn du nächstens deinen Geburtstag hast,
Schreib ich dir einen resignierten Brief.
Einen Smaragden, in Gold gefaßt,
Mußt du dir denken. Es ärgert mich schief.

Dafür kauft sich Krause einen frischen
Knorke laufenden Achtzig-PS.
Ich darf mir dabei eine Zähre abwischen,
Traurig vom Scheitel bis unters Gesäß . . .

Ein Scheckbuch am Zwerchfell in Spiel und Gefahren —
Das wäre ein Leben, hallo und halli!
Und ein gut sortiertes Lager in gangbaren Waren,
Havanna in der Schnauze so spät als früh —

Und Verstehstemich für Kurse, für Hausse und Baisse,
Und den sicheren Griff nach des Nächsten Hals!
Und wenn mich am Ende ein Magenkrebs fräße,
Zehn Todesanzeigen jedenfalls! — — —

Aber Krause ist nur ein Ausflug ins Grüne.
Ich bin nur ein Dichter, und dann und wann
Bläst mir ein Wind in die Fenstergardine,
Damit ich mal bessere Luft atmen kann.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

„Die Politik ist das Schicksal“

(E. Thöny)



Der Neugewählte

„Gehts alle mit, der Wurzbichler fahrt erster Klasse!“

Der Durchgefallene

„Ich bin nur froh, daß die Verantwortung für Deutschlands Schicksal von meinen Schultern genommen ist!“

Pensionsberechtigungen

(M. Frischmann)



„Keene Stellung — det Meechen krank — und dabei soll ick ooch noch all die arbeetslos jewordenen Minister ernähren!"

Flucht / Von Franz Lichtenstein

Einige Bretter hatten sie ausgebrochen, zwei Gläser mit Bonbons herausgenommen. Ein drittes war ihnen zu Boden gefallen und zerschlagen. Da wurden sie gestört. Der kleine Aushilfskellner aus dem kaum fünfzig Schritte von der Bretterbude entfernten Parkrestaurant hatte sie entdeckt. Da waren sie fortgelaufen. Zwei waren entkommen, obwohl der Kleine laut hinter ihnen her gerufen hatte. Den dritten hatte man gefaßt. Er war an einen Zaun geraten, hatte sich die Hose über dem Knie aufgerissen. Den Hut hatte er schon vorher verloren. Da hatte er es aufgegeben. Er ließ ruhig den Kleinen und die paar Leute, die aus dem Tanzlokal herbeigeeilt waren, auf sich zukommen. Apathisch lehnte er an den Zaun. Ihm war alles gleich. Sie standen um ihn herum. Der Kleine, der Besitzer des Restaurants, ein paar junge Leute, die noch bis zum Morgen getanzt hatten. Keiner rührte ihn an. „Endlich haben wir mal einen gefaßt", sagte der Gastwirt. Alle acht Tage brechen sie hier ein. Dabei hat die arme Frau selbst nichts. Das kann sie gar nicht an den paar Bonbons verdienen, was ihr hier jede Woche gestohlen wird. Immer sucht ihr euch Leute aus, die selbst nichts haben, Budenbesitzer, Laubenkolonisten! Geht doch nach dem Westen, zu reichen Leuten!" Der Gastwirt ging in das Lokal zurück, um die Polizei zu benachrichtigen. „Warum laufen Sie denn nicht weg?" fragte einer der jungen Leute den Delinquenten. „Mir ist's gleich, ob ich Knast schiebe", antwortete der. „Nicht einen Pfennig Unterstützung bekomme ich mehr. Und Arbeit" — er verzog sein Gesicht zu einem Lachen. Es gelang ihm nicht. „Das muß noch viel schlimmer kommen", sagte der junge Mann. Es war nicht ganz klar, was er meinte. Ein Laubenkolonist trat hinzu. Es war ein Arbeiter, ein langaufgeschossener Mensch. Vor einer Woche hatte man ihm seine Kaninchen gestohlen. „Ich hätte dich nicht fassen sollen", sagte er. „Die Knochen hätte ich dir kaputt geschlagen. Viel zu anständig ist man noch zu euch." Es war inzwischen ganz hell geworden. Der Gastwirt trat wieder vor die Tür. Die Polizei war immer noch nicht zu sehen. „Hier kann einer dreimal totgeschlagen werden, ehe jemand kommt", sagte er. Die anderen stimmten ein. Den Delinquenten beachtete man kaum. „Warum machen Sie nicht, daß Sie fortkommen?" wandte sich jetzt ein junger Mann, der eine Aktenmappe unter dem Arm trug, an ihn. „Man läßt mich doch nicht", erwiderte er. Man läßt ihn nicht! dachte der junge Mann. Großer Gott, wer hielt ihn denn? Etwa der Kleine, der ihn gefaßt hatte? Der war zufrieden, daß man ihm selbst nichts tat. Oder die paar jungen Leute, die alle fünf Minuten wieder im Tanzlokal verschwanden und sich im übrigen mehr mitfühlend als gewalttätig gezeigt hatten? Gewiß, seit dem Hinzukommen des Langen war die Situation schwieriger geworden. Aber auch mit dem würde zu reden sein. Was waren das überhaupt für Verbrecher? dachte er weiter. Brechen am hellen Morgen in eine Bretterbude ein. Kaum fünfzig Schritt von einem Restaurant entfernt, aus dem alle fünf Minuten Gäste vor die Tür treten, um frische Luft zu schöpfen. Er war wirklich enttäuscht. Sogar zureden mußte man so einem Mann noch, damit er endlich wegliefl „Wenn Sie nicht bald verschwinden, ist die Polizei da", wandte er sich wieder an den Delinquenten. Wirklich setzte der sich jetzt in Bewegung. Langsam schlich er den Zaun entlang. Der Kleine und der Lange bemerkten den Fluchtversuch. Keiner lief auf ihn zu. Aber sie gingen mit. Der junge Mann mit der Aktenmappe schloß sich ihnen an. „Laß doch den Kerl laufen", redete er dem Langen zu. „Vorige Woche haben sie mir meine Karnickel gestohlen", entgegnete der. Da war nichts zu machen. Plötzlich blieb der Delinquent stehen. „Da", wandte er sich an den Langen, „hau mir eine runter und laß mich laufen." — „Was habe ich davon?" erwiderte der Lange. „Und was hast du davon, wenn ich ein Jahr sitzen muß?" fiel der andere ein. „Zeig mal deine Papiere", sagte der Lange, damit ich weiß, wer du bist. Er buchstabierte: „Joseph Ku—be." — „Wie gehe ich denn nun?" fragte der andere. „Da rechts herum", zeigte der Lange. „Dann bist du raus aus dem Park." Der junge Mann griff in die Tasche. „Hier haben Sie Fahrgeld." Der Delinquent hatte keine Zeit zu danken. Er machte, daß er fortkam. Die anderen blieben stehen. „Wie hieß er denn?" fragte der Kleine, der es irgendwie mit der Angst zu tun bekam. Der Lange hatte den Namen schon vergessen. Dann trennten sie sich. Der junge Mann ging wieder an dem Gartenrestaurant vorbei. Der Gastwirt stand vor der Tür. Jetzt kam auch die Polizei, zwei Mann stark. An der Bretterbude blieben sie stehen. Betrachteten aufmerksam die ausgerissenen Bretter, die beiden Gläser, die auf dem Boden standen, und das dritte, das zerschlagen war. Dann gingen sie langsam einmal um die Bude herum. „Na, wo ist der Mann?" fragte der eine, als sie endlich vor dem Restaurant anlangten. „Natürlich fort", sagte der Gastwirt — „wenn Sie jetzt erst kommen!" — „Können auch nicht zaubern", erwiderte der Beamte. „Hat sich wohl keiner an den Kerl rangetraut!" Darauf begaben sie sich ins Restaurant: zur Protokollaufnahme.

Lieber Simplicissimus!

In einer Berliner Zeitschrift, die früher unter anderem durch bunte Aneinanderfügung von Nachdrucken anderwärts erschienener Artikel einen amüsanten Querschnitt der Zeit gab, erschien durch ein technisches Versehen der Nachdruck einer Parodie, die Egon Friedell zum Verfasser hatte, unter dem Autornamen Anton Kuh. Ehe das technische Versehen als solches aufgeklärt war, übergaben sowohl Kuh wie auch Friedell der Post Briefe, die durch ihren Mangel an Pathos in Fragen des geistigen Eigentums als vorbildlich gelten dürfen.

Friedell schrieb an Kuh:

„Lieber Anton Kuh! Sehr geschmeichelt nahm ich zur Kenntnis, daß Sie einer meiner bescheidenen Arbeiten den Glanz Ihres Namens verliehen. Ich habe daraufhin selbstverständlich sogleich Ihre sämtlichen Werke durchstudiert, um Ihnen Revanche geben zu können. Leider habe ich aber nichts Geeignetes gefunden.

Ihr dankbarer Egon Friedell."

Kuh schrieb an Friedell:

„Lieber Dr. Friedell! Nach schwerem Ringen habe ich mich selbst besiegt. Ich verzichte also auf die öffentliche Feststellung, daß Ihr fröhlich gemeinter Essay ‚Kaiser Joseph II. und die Abortfrau' nicht von mir, sondern von Ihnen stammt. Ich erwarte aber, daß Sie diesen Akt der Schonung nicht mißbrauchen werden, indem Sie etwa die rücksichtslose Kompromittierung meines Namens wiederholen, oder gar Ihren Artikel als Beweis meiner Talentlosigkeit ausnützen.

Ihr huldvoller Anton Kuh."

Der kleine Unterschied

Von Karl Kinndt

Keiner darf sich „Doktor" nennen,
der ihn nicht auch wirklich hat,
sonst wird wer zum Richter rennen,
und dann hat er den Salat!

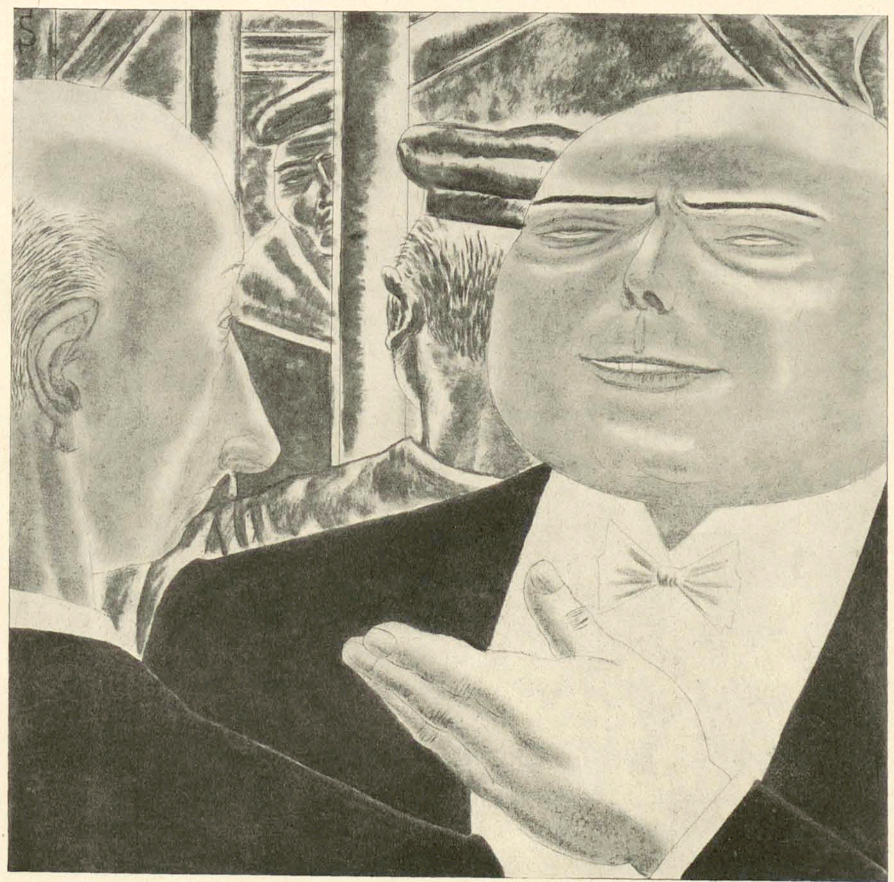
Wenn nun Wilhelm, der Entflohne,
„Imperator rex" sich schreibt,
wundert man sich, daß das ohne
angemess'ne Rüge bleibt.

Gilt der Titel „Kaiser, König"
im Vergleich zum Doktorhut
heute relativ so wenig,
daß man nichts dagegen tut?

Laßt die Fälle scharf uns trennen,
ist der Unterschied auch fein:
Jeder Doktor muß was können,
jeder Narr kann Kaiser sein — — —

Revolutions-Premieren

(E. Schilling)



„Ich gratuliere Ihnen, das gibt den größten Kassenerfolg der Saison. Die Bühne ist heute der einzige Ort, wo sich revolutionäre Gesinnung noch wirklich rentiert!"

Sommerbilanz

(Wilhelm Schulz)



„Dős war fei a schlecht's Sommerg'schäft dősmoi. Wanns scho kemma, dő damischen Saupreißen, dő damischen, solltens scho glei mehra sei wia heuer."

Stuttgart, 29. September | Preis 60 Pfennig | 35. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Ablősung

(E. Schilling)



„Wissense, ich habe so viel für Hitlers Wahlrummel ausjejeben, daß ich mich nich ooch noch persőnlich mit kleinen Leuten zur Urne drängeln brauchte."

Die Fahne bleibt rot — — — / Von Karl Kinndt

Tja, nun ist also Deutschland „erwacht“
und alles ist radikal —
Die Nazis haben das Rennen gemacht,
und die Mitte — die war einmal —

Radikal sind wir rechts, radikal sind wir links:
nun muß absolut was geschehn!
Nur von den „Zielen“ ist platterdings
noch nirgendwo etwas zu sehn — — —

Revanchekrieg? Diktatur? Oder Putsch?
Wird das „dritte Reich“ nun erstehn?
— — — Nur die Ruhe ist futsch. Und wir sind auf dem Rutsch
zu schwindelhaft abgründ'gen Höhn — — —

Die Unzufriedenen haben gesiegt,
indem sie sich selbst zerfleischt —:
doch wer glaubt, daß er nun mehr zu fressen kriegt,
wird balde bitter enttäuscht!

Denn sitzen die „Führer“ erst breit im Saal
auf dem neu gezimmerten Sitz,
wird der grimmigste Hai zum geschmeidigen Aal,
und alles war nur ein Witz — — —

Und wer sich den Nazis verschworen hat
aus Hunger, Verzweiflung und Not,
schreit morgen schon nach dem Sowjet-Staat —:
die Fahne bleibt rot — — —

Der Prophet von Jamaika / Von Frank F. Braun

Dies ist die sonderbare Geschichte, die sich in Kingston zutrug, als der Prophet Redward in die Stadt seinen Einzug hielt. Die Geschehnisse spielen im Jahre 1916 und sind in Europa kaum bekannt geworden. Europa hatte zu der Zeit Wichtigeres zu tun, als nach Westindien zu horchen.
In Kingston weiß man heute noch nicht, ob der Neger Redward ein Betrüger war, dem nur die allerletzte Pointe mißlang, oder ob ein armer Irrer die tausend Farbigen fanatisiert hatte.
Die britischen Verwaltungsbehörden, tolerant und gewohnt, sich so wenig wie möglich in die Angelegenheiten der Eingeborenen zu mischen, ließen den Negerpropheten sein Wesen oder Unwesen treiben.
Von Montego Bay her kam die Kunde, daß ein Mann aufgestanden sei, schwarz, halbnackt, und Predigten führe, die zur Einkehr und Buße aufforderten. Er gab sich als der neue Messias aus, als jener Heilbringer, auf den die Schwarzen gewartet hätten, denn Jesus Christus wäre nur der Messias der Weißen gewesen. Das leuchtete ein. Es ging den Plantagenarbeitern wirklich nicht so gut wie den Weißen. Zudem war Krieg. Zucker, Milch und Mehl, schon immer Einfuhrartikel auf Jamaika, wurden knapp. Der schwarze Erlöser war erwünscht. Immer ist der Mann gern gesehen, und das Volk bildet sich ein, ihn erwartet zu haben, der eine Besserung des bestehenden Zustandes verspricht. Redward versprach mehr! Nicht nur das irdische Sein würde er für die Schwarzen zum Paradies der Bibel zurückgestalten, auch im Jenseits, das er übrigens unverändert vom Christentum übernahm, würde er für Gleichheit eintreten. Er gab kleine Vorschüsse auf die Seligkeit ab, indem er seine Fürsprache im Himmel zusagte denen, die eine Art Ablaß zahlten. Diese Fürsprache im Himmel sollte bald erfolgen. Er sagte voraus, daß er nicht am Kreuze sterben würde. Solche Opfer würden die Engländer in ihrer Kronkolonie niemals zulassen. Vielleicht bedauerte er das. Er versprach seinen Anhängern ein anderes Schauspiel: er versprach nicht mehr und nicht weniger als das Wunder.
Am Abend seines Einzuges in die Stadt Kingston wollte er auffliegen zum Himmel. So etwas hatte noch niemand an das Ende seiner Predigten gesetzt, solche Beweise seiner Übermenschlichkeit war noch jeder Prophet schuldig geblieben.
Es war für die britischen Behörden nicht erstaunlich, daß der Prophet Redward Anhänger in Massen fand, die ihn auf seinem großen Zug von Montego Bay nach Kingston begleiteten. Aber der Gouverneur wie die letzten Verwaltungsbeamten waren sich darüber einig, den Neger zum Himmel auffliegen zu lassen, wenn es ihm gelinge. Solche Wunder gingen England gar nichts an. Das war eine Privatangelegenheit der Schwarzen. Viel eher interessierten sie sich dafür, was der Prophet Redward mit dem Gelde machte, das man ihm in Hülle und Fülle brachte.
Es ging das Gerücht, er führe eine „Bundeslade“ mit sich, gefüllt mit Gold und Noten bis zum Rand. Es sollte ein Sarg sein. Sein eigener Sarg? Nein, ein Symbol. Redward würde vor den Augen seiner gläubigen Anhänger zum Himmel auffliegen; aber der Sarg mit dem Gelde sollte vergraben werden; das irdische Gut, das im Himmel nichts mehr nützte und das er zurücklassen würde als wertlosen Tand. Er hatte seinen Getreuesten einen Eid abgenommen. Dort und dort sollte die Bundeslade vergraben werden. Kein Schilling durfte fehlen, kein Sovereign, wenn der Bund zwischen Himmel und Erde, den neu zu vermitteln er auffliegen würde in die Wolken, Bestand haben sollte.
Die Negerschar, wohl an die tausend Menschen, erreichte unter Absingung grotesker Songs am Nachmittag die Stadt. Aber man verschob den Einzug auf eine stillere Stunde. Redward wollte genau vom Mittelpunkt der Stadt vor dem Kingshouse zum Himmel auffliegen; das machte sich jetzt bei dem starken Verkehr auf den Straßen schlecht.
Sie lagerten beim Hafen, und Redward hielt eine letzte Predigt. Sie gipfelte darin, daß er erklärte, er habe es sich überlegt, und er wolle nicht die große Verantwortung auf die Schultern seiner Gläubigen legen. Vielleicht, wenn er zum Himmel auffahre, fehle dann ihnen der Halt, und es würde sich ein Judas finden, der den vergrabenen Schatz, das Opfer der Gläubigen, nachts auszugraben versuche. Das mußte dem neuen Bund mit dem Himmel abträglich sein. Er teilte ihnen hierauf mit, was sein neuer Plan sei. Die Bundeslade würde vor ihren Augen in das Meer versenkt werden. Es sei auch nicht nötig, den Weißen das Schauspiel seiner Himmelfahrt zu bieten. Er werde mit dem Boot, begleitet und gerudert von zwei seiner Getreuesten, hinausfahren auf das Meer, den Schatz versenken und dann vor ihren Augen auffliegen zum Himmel. Vom Boot aus. Halleluja.
Alle stimmten ein in den Ruf. Begeisterung schlug hohe Wellen. Aber da geschah die Störung. Ein Weib drängte sich bis nach vorn an die Mauer, auf der stehend Redward predigte. Sie war schwarz wie sie alle, grellbunt gekleidet und zerrte zwei halbwüchsige Kinder an der Hand mit sich. „Redward!“ keifte sie, „fauler schwarzer Schuft, wenn du in den Himmel fliegst, was wird aus mir und deinen Kindern!?“
„Hebe dich von mir, Weib, du bist roh, ohne Seele. Du bist die Versuchung!“ Er rief es mit tönender Stimme, aber sie sahen es alle, er war grau geworden.
Die Frau begriff, daß der Appell an den Mann erfolglos bleiben würde. Sie wandte sich um. „Brüder, Schwestern, laßt ihn zum Himmel auffliegen, aber hier von der Mauer aus. Laßt ihn nicht in das Boot. Es hat einen Motor. Jonathan und Thompson fahren ihn nach Cuba hinüber!“ Sie überschrie sich. „Seid nicht dumm! Er wird eine leere Kiste ins Wasser werfen, nicht das Geld. Er will euch betrügen, er ist kein Prophet; er hat nur von den Weißen gelernt!“
Man weiß, wie rasch eine Volksstimmung zum Umschwung zu bringen ist. Diese primitiven naiven Menschenkinder, plötzlich angerufen bei ihren Instinkten, daran erinnert, daß man sie für dumm nehmen wollte, wo sie gläubig gewesen waren, siedeten auf. Tumult brach aus, und das Geschrei ging hin und her. Dann kam das ultimative Verlangen durch: er soll hier auffliegen zum Himmel, jetzt, von der Mauer aus, heraus aus unserer Mitte. — Bist du der Prophet, so hilf dir selbst und in dieser Stunde! — Was sollte er machen, der Neger Redward? Weder der Narr noch der Betrüger wußten hier weiter.
Er redete, predigte und bat um Aufschub, aber seine Schwäche machte die Menschenmenge seiner bisherigen Anhänger nur noch wilder. „Auffahren zum Himmel!“ scholl es ihm aus hundert Kehlen entgegen. Ein Song kam auf, eine billige Melodie aus dem Augenblick geboren. „Beweise, Redward. Fliege in den Himmel. Oder hast du gelogen? Dann stirb!“
Redward blieb den Beweis zu lange schuldig. Er stand auf der Mauer, er hatte die Hände gereckt, sah zum Himmel auf, ob das Wunder schon bereit sei; er betete, alle sahen es und warteten.
Genau über Redward befand sich der eiserne Arm eines Entladekrans. Es hat sich nie feststellen lassen, wer die Lassoschlinge warf. Es ist nie herausgekommen, wer das Seil dann anzog. Plötzlich schwebte der Prophet in die Höhe. Man erkannte noch eine verzweifelnde, zappelnde Bewegung, dann hatte sich die Schlinge um seinen Hals zugezogen. Er bewegte sich nicht mehr. Als er oben an dem Kran anstieß, schwankte er ein wenig hin und her wie ein gefüllter schwerer Sack voll Kakaobohnen. Der Eisenarm hielt seine leibliche Himmelfahrt an.

(Schluß auf Seite 316)

Ein Europäer spricht zu sich:

Ich bin nicht dort, wohin ich manchmal wie ein Kind will,
In Traum und Frieden — ich muß stehn und fechten.
Traum ist ein See, tiefblau — die Luft dort windstill . . .
Was soll mir das? Ich weiß von andern Mächten.

Ich weiß von unsres Kontinentes Energien,
Die immer noch Schicksal der Erde bleiben,
Von Europäerschiffen, die ins Weite ziehen
Und Urbarmachungs-Fäuste gegen Dschungeln treiben.

Ich weiß, daß in millionenheißen Städten
Erwerbslose umsonst nach Arbeit gehen,
Ich weiß, wie mutlos sie tagtäglich Pflaster treten
Und wie sie von den Brücken stumpf ins Wasser sehen.

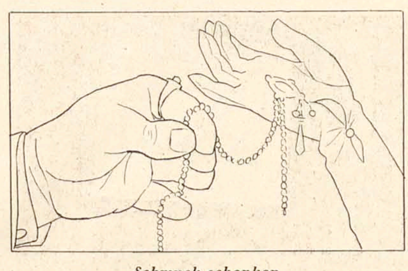
Ich weiß, daß uns spitzfindige Diplomaten
Und Yankee-Jobber Stricke um die Füße legen.
Ich weiß, daß Erz- und Kohlen-Potentaten
Mit Aktenbündeln Gold von Elends-Tischen fegen.

Ich weiß, wir müssen fechten — Hieb! Parade! —
Wenn wir nicht zu Maschinen-Negern werden sollen. . .
Privat-Romantik futsch? Es ist nicht schade!
Ich weiß, es heißt nicht träumen, sondern wollen.

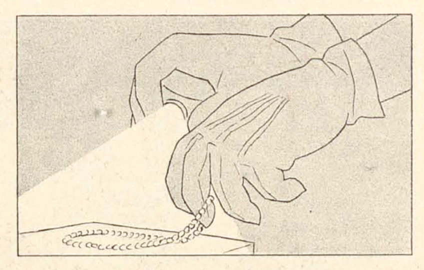
Walther C. F. Lierke

Schaffende Hände

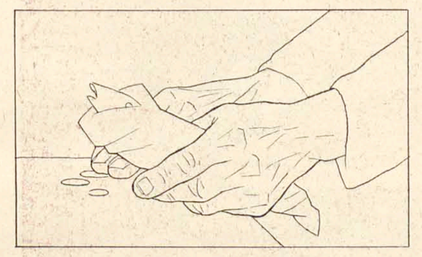
(Karl Arnold)



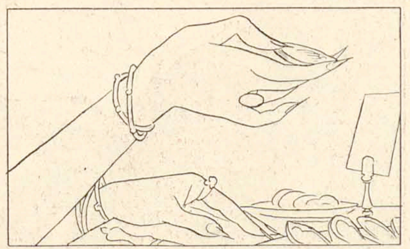
Schmuck schenken



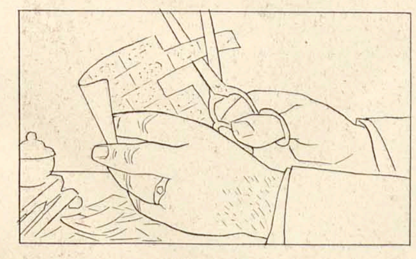
Schmuck aneignen



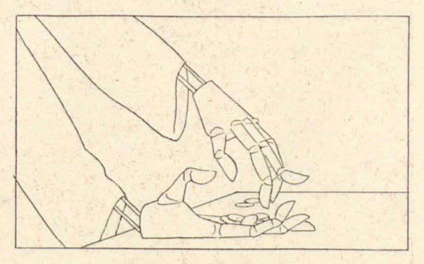
Hering, ein Mittagessen



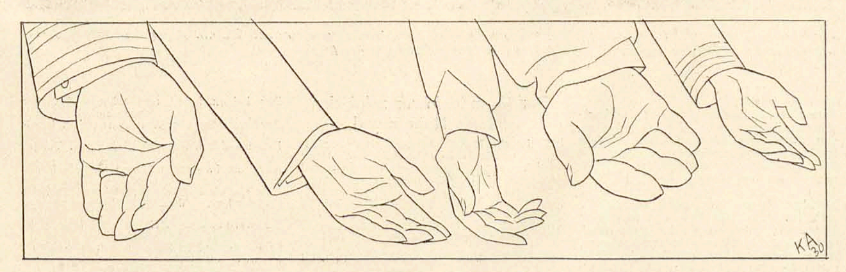
Austern, eine Vorspeise



Zinsabwurf



Kriegsinvalidenrente



Internationales Hotelgewerbe

Ansprüche

(Wilhelm Schulz)



„Sehgn's, Herr Obermaier, i erwart' mir ja aa net gar so vui vom dritten Reich. Aber daß der Kaffee um a Fünferl billiger werd, dös derfat ma halt do woi valanga!"

(Schluß von Seite 314)
Gegen sechs Uhr abends war es dem Yorkshirebataillon, das in Kingston lag, gelungen, den Platz am Hafen zu säubern. Tote hatte es nicht gegeben beim Sturm der Gläubigen auf die Bundeslade; nur zahlreiche mehr und weniger Verletzte.

Auf dem Platz blieben die Trümmer eines bemalten Sarges, der einmal den Schatz enthalten hatte. Man holte den Propheten Redward am Seil wieder zur Erde herab und legte ihn in die rasch zusammengezimmerte Kiste und begrub ihn ohne Aufsehen. England ist immer und in allem für unauffällige Vereinfachung.

Der Fremdenführer zeigt den letzten Naturfreund

Das ist der Mann, der seine Blumen gießt
Im vierten Stock auf schmalem Fensterkopf
Und Sonntags Käfer auf die Nadeln spießt
Und Stunden hockt vor einem Kaktustopf.

Das ist der Mann, der seine Zeit versann,
Geheimnisvoll zu Licht und Erde strebt.
Die Kinder sehn ihn auf der Straße an
Wie einen Märchenonkel, der noch lebt.

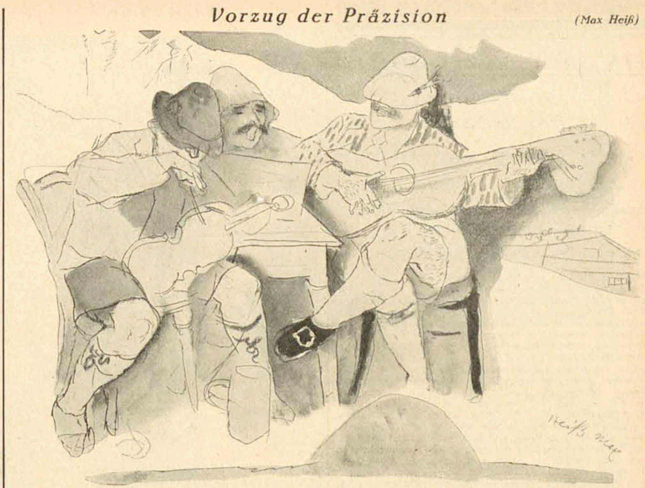
Das ist der Mann, der noch aufs Fahrrad steigt
Und einsam in die fernen Wälder fährt,
Der keinen kennt und grüßt und immer schweigt,
Der Kauz, der aller Welt den Rücken kehrt.

Das ist der Mann, der nichts von Tempo weiß,
Noch nie im Auto saß und niemals Radio hört,
Dem nie ein Fußballwettspiel machte heiß,
Und den kein schlechter Börsenkurs gestört.

Sie werden diesen Herrn nicht lang mehr sehn.
Er ist der letzte Sprosse seines Schlags.
Er wird, ein Nebelstreif der alten Zeit, vergehn
Und tot auf seine Blumen fallen eines Tags.

Manfred Sturmann

Vorzug der Präzision *(Max Heiß)*



„Sehgt's, dös hat halt die Fremden an inserne Liada wieder am allerbesten g'fall'n, daß net so stark nachz'denka braucha, wo d' Sauerei is!"

Interview / Von Dr. Owlglaß

Daß der kleine Schreinermeister Städele in Verenabeuren und der großmächtige Herr Professor Doktor Hadubrand in Berlin vor vielen Jahren einmal auf der nämlichen Schulbank einträchtig nebeneinander gesessen sind, sollte man nicht für möglich halten.

Aber es ist schon so; bloß eben, der Städele ist nach der vierten Realklasse zum goldenen Handwerk abgeschwenkt, nicht wegen der Dummheit, sondern weil der väterliche Geldbeutel keine Milch mehr hergab, und der andere ist an der Leiter der Weisheit höher und höher geklettert, bis es nach menschlicher Meinung ganz einfach nicht mehr weiter ging. Da thront er nun im bläulichen Äther, schaut mit seiner scharfen Brille alles, aber auch alles, durch und durch und ist nebenher der Gottsöberste aller jener sogenannten "Freigeister" rings im Lande, die aus dem einen Pferch ausgebrochen sind, um sich flugs in einem anderen wieder zusammenzufinden.

Gesehen haben sich die zwei seit ihren gemeinsamen Schultagen nicht mehr, und der Herr Professor hat den Städele natürlich längst vergessen; dieser aber ihn nicht, schon darum nicht, weil der Name des Jugendfreundes alle naslang in der Zeitung steht, freilich nicht immer grad mit rühmenden Begleitworten; denn Städeles heimatliches Wochenblatt hält nicht viel vom Fortschritt. Doch der Schreinermeister ist ein heller und grüblerischer Kopf, hat sich hinter Hobelbank und Leimtiegel über Gott und Welt seine eigenen Gedanken gemacht, gescheite und wohl auch etliche ungescheite, und läßt sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen, von einem bedruckten Stück Papier schon gar nicht. In aller Stille ist er da hinten in Verenabeuren so eine Art Philosoph geworden, von der skeptischen Sorte, und hätte dem alten Sokrates sicherlich nicht mißfallen.

Eines Tags gewinnt der Verenabeurener Gewerbeverein in der Lotterie fünfzehnhundert Mark, und man beschließt, daß sechs Mitglieder ausgelost werden sollen, um mit dieser Summe selbander eine Reise nach Berlin zu unternehmen „behufs Erweiterung ihres Gesichtskreises". Auch der Städele ist darunter, zieht seinen schönen, dunkelblauen Sonntagsanzug an und begibt sich wohlgemut auf die große Entdeckungsfahrt.

In der Reichshauptstadt werden die Köpfe zunächst etwas wirbelig von dem Umtrieb und Getöse; aber dann findet man sich doch zurecht, jeder guckt sich nach den Dingen um, die ihn besonders interessieren, und auch den ungewohnten Pläsierlichkeiten geht man nicht zimperlich aus dem Weg.

Schon zu Hause hat sich der Städele vorgenommen, die günstige Gelegenheit zu benützen und seinen ehemaligen Mitschüler, den Herrn Professor Doktor Hadubrand, aufzusuchen, einmal wegen der alten Kameradschaft, und dann auch, weil er ihn gern ein bißchen darüber ausfragen möchte, wie es nun eigentlich mit dieser übelberufenen Freigeisterei bestellt ist und auf was die ganze Geschichte hinausläuft.

Also schlägt er im Adreßbuch nach, wo der große Mann wohnt, und rückt nachmittags zwischen drei und vier bei ihm an. Man führt ihn in ein geräumiges Zimmer mit lauter Büchergestellen an den Wänden, wo ein graubärtiger Herr am Schreibtisch sitzt und verwundert aufschaut.

„Städele ist mein Name", sagt der Besucher so schön hochdeutsch, wie es ihm nur irgend möglich ist. Und als ihn der Herr nur immer bloß erstaunt mustert, fährt er fort: „Wir sind nämlich vorzeiten einmal zusammen in die Realschule gegangen . . ."

„Städele??" fragt jetzt der Herr Professor, schüttelt den Kopf und denkt mit einer so angestrengten Miene nach, als müsse er einen Ichthyosaurus aus lauter kleinen Posidonienschieferstückchen zusammensetzen.

„Jawohl, Heinrich Städele aus Verenabeuren", wiederholt der Schreinermeister und muß übers ganze Gesicht grinsen. „Kannst dich denn nimmer erinnern?"

„Aaah . . . jetzt dämmert es mir . . . Richtig, ganz richtig . . . Und was verschafft mir die Ehre, Herr Städele?"

„So einer bist du?" denkt der und bekommt rote Ohren. „Wart nur, Alterle, dich wollen wir schon kriegen!" Und laut sagt er: „Weil Sie halt gar so berühmt geworden sind, Herr Professor, und weil ich grad zufällig in Berlin bin, hab' ich so frei sein wollen . . ."

Schon hat die Witterung in den höheren Luftschichten umgeschlagen. Der Professor sieht auf einmal ganz wohlwollend aus, steht auf, reicht dem Gast die Hand und bietet ihm einen Stuhl an. Ja, er geht soweit, sich herablassend nach seinen Schicksalen und Verhältnissen zu erkundigen, und erfährt von dem Schreinermeister alles Wissenswerte: daß er drei Gesellen habe und mit einem Motor arbeite und natürlich auch ein Telefon besitze und so fort.

Von der Technik bis zur Naturwissenschaft ist's nicht weiter als ein Schritt, und jetzt schwimmt der große Mann in seinem ureigensten Element. Der Städele braucht bloß zu fragen und bekommt im Handumdrehen sämtliche Welträtsel gelöst. Das hört sich soweit ganz schön an, und wenn er nur ein bißchen abergläubischer wäre und bronzierten Pappendeckel für Gold nähme, könnte er vollauf zufrieden sein. Aber er behält seine Bedenken, Zweifel und Einwände doch lieber für sich; bloß grad eins möchte er zum Schluß noch gerne wissen: was die Herren Freigeister denn nun eigentlich w o l l e n.

Der Herr Professor sieht ihn groß an, zieht die Augenbrauen hoch und erwidert: „Das läßt sich mit e i n e m Wort sagen, mein lieber Herr Städele: wir suchen d i e W a h r h e i t!"

So? denkt der Städele bei sich. Und sonst bist g'sund? Dann steht er auf, bittet um Entschuldigung, wenn er etwa gestört habe, bedankt sich höflich, schüttelt dem Schulkameraden von einst bieder die Rechte und sagt, bereits unter der Türe, mit einem Rückfall in sein Honoratiorenschwäbisch: „Jaja, d' Wahrheit! . . . Aber net wahr, Herr Professer, dees verspreche Se mir: sobald Se se g'f u n d e hent, telefoniere Se mir's umgehend . . . Verenabeuren Nummer dreiundfufzig . . ."

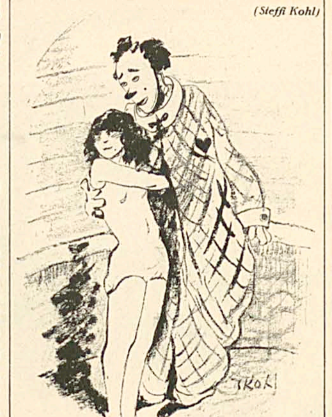
Und schon ist er draußen.

Auf der Treppe, wie das ja meistens so geht, fällt ihm noch eine schöne Redewendung ein, die in Verenabeuren und da herum gang und gäbe ist (ein Leckerbissen nebenbei für Erkenntnistheoretiker): Wenn m'r di vo weitem sieht, moint m'r, du seiescht a Rindvieh; wenn d' aber näher kommscht, no isch's a Tatsach . . .

Dafür hat er nun heute leider keine Verwendung mehr . . . Das nächstemal vielleicht.

Ausnahme

(Steffi Kohl)



„Aujust, ick will 'n Sicherheitsnetz, wenn ick über det hohe Seil loofe." — „Kunststück! Denn könntste ja ooch jleich pensionsberechtigter Minister werden!"

Der Dichter und die Krebse

Von John Förste

Der junge Dichter betrat am Abend ein Weinrestaurant, um sich bei einer preiswerten Flasche Oppenheimer niederzulassen. Ihm gegenüber saß ein Mann in besten Jahren: gediegen, korpulent. Vor dem Fremden stand ein Kellner, der den Deckel einer langen Pappschachtel sorgsam aufhob. In der Schachtel krabbelten sechzig, achtzig schwarze Krebse. Lebendige, ahnungslose Tiere, über deren Sein oder Nichtsein das geschulte Auge des breit Sitzenden entschied. Indem dessen massive Hand sachlich-wägend ein Dutzend der Tiere griff, ging dieses Krebsangeln mit allen jenen Finessen vor sich, die ein ansonsten tierliebender Mensch aufzubringen imstande ist. Ein Mensch, der wie tausend andere seine Familie redlich mit Kalbsbraten, Radio und Benzin versorgt.
Und gerade die Ruhe, die Selbstverständlichkeit des Vorgangs bewirkte, daß dem zuäugenden Dichter ein Gruseln den Buckel hinanlief. Der Kellner jonglierte die Krebse nach der Küche, der Eßgierige nahm gelassen wieder seinen Lokalanzeiger.
Stimmungen wechseln wie Minister. — Der Dichter dachte nach einer Weile toleranter über sein Gegenüber. Er verarbeitete das Erlebnis, das einen gewöhnlichen, alltäglichen Vorgang darstellte. Der Mann hatte Appetit nach Krebsen, — wie andere nach einem Blumenkohl oder Kreuzworträtsel!
Der Fremde saß bald mit gemütlich gekreuzten Beinen vor einer Flasche, die pralle Weste mit einer riesigen Serviette bedeckt, und futterte mit Hingabe die Krebsterrine leer.
Auch der Dichter war an der Arbeit. Mit nicht minderer Sachlichkeit als der Krebskranke, der so gesund dreinschaute. Sich sagend: „Der Artikel, den ich über jene Angelegenheit schreibe, wird achtzig bis neunzig Zentimeter lang! Das sind fünfzig Mark Honorar . . . verflixt. Da kann ich mir neben der zweiten Pulle getrost nach 'was Gediegenes zum Futtern bestellen!" . . .
. . . Der Dichter wandte sich stolz zur Seite, schnalzte leutselig den netten Ober heran und gab Auftrag: „Bitte, bringen Sie mir ein Dutzend Krebse! . . ."

Lieber Simplicissimus!

In einem Café unterhalten sich mehrere ältere Damen über den heutigen sittlichen Niedergang ihrer Mitmenschen, insbesondere der lieben Jugend. Ich sitze an einem Nebentisch und bin unfreiwilliger Ohrenzeuge des ziemlich laut und lebhaft geführten Gespräches. Es ist die Rede von den „unsittlichen Wochenendpartien" junger Pärchen, von den sehr verdächtigen Paddel-, Tanz-, Theater- und sonstigen Partnern und Partnerinnen, die heute in allen Zeitungen gesucht werden. Plötzlich meint eine der temperamentvollsten Wortführerinnen: „Ja, das muß ich sagen, ich bin bis zu meiner Verheiratung stets anständig gewesen!"

Silberstreifen *(Jeanne Mammen)*



„Weeßte, wenn et nu durch Hitler uffwärts jeht, denn wird jewiß ooch for uns die Arbeetslosigkeit abjeschafft!“

Lampenfieber vor der Frau / Von Joachim Lange

Bekommen Sie auch immer Lampenfieber
vor einer neuen Frau beim ersten Mal —?
Ich wünsch' mir stets: wär' das nur erst vorüber!
Es ist mitunter sehr fatal.

Man muß sich doch bei jeder neu einstellen.
Bloß wie? Man kennt sie vorher ja noch nicht.
Und auf genauer Kenntnis liegt in Fällen
wie solchen doch das Hauptgewicht.

Man steht da immer wieder vor Problemen.
Die Frauen sind nun mal nicht uniform,
und jede, jede muß man anders nehmen.
(Beim zweitenmal geht's schon nach Norm.)

Die eine Frau erwartet, mittels Bissen
von einem malträtiert zu werden. Gut.
Nun frag' ich Sie: wie soll man das denn wissen,
wo sie doch sonst so blumig tut?!

Die andere hielt man für Gott wie dämonisch
und schaltet sich auch dementsprechend ein.
Irrtum —: sie will erst stundenlang platonisch,
per Seele nur, gestreichelt sein.

Die dritte zürnt, läßt man das Licht hell brennen,
die vierte macht, dreht man es aus, Skandal.
Die fünfte wünscht, man soll vor Liebe flennen,
die sechste fordert Erz und Stahl.

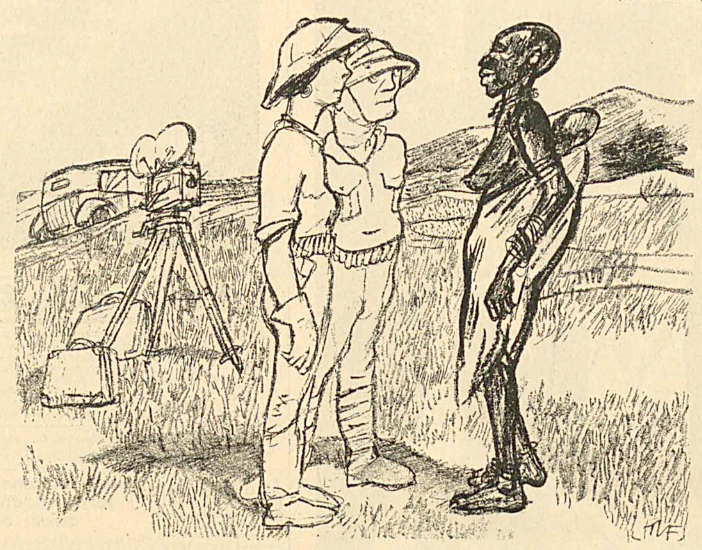
Man kann sich ja so fürchterlich blamieren,
wenn man's nicht trifft. Und erntet Spott und Hohn.
Man darf die Überlegung nicht verlieren.
Einfühlungskraft! Intuition!

Von einer rechten Teilung dieser schweren
Aufgabe sieht man leider nicht die Spur:
Die Frauen haben's leicht zu den Premieren.
Die liegen da. Und warten nur.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Kulturfilm-Pioniere

(M. Frischmann)



„Nein, Herr, wir noch nie Menschen gefressen." – „Macht nischt, for 'ne Mark fufzig werden Se doch 'n bisken an unserm imitierten Menschenknochen knabbern können!"

Begegnung mit den schönsten Händen der Welt / Von André Poltzer

Ich begegnete ihnen drüben in Amerika während einer Reise nach dem Süden. Sie waren in der Tat die schönsten Frauenhände, die ich jemals gesehen. Ihre Inhaberin saß mir gegenüber in dem engen Abteil des Expreßzuges, und die wundervollen Hände von der zarten Farbe des makellosen Elfenbeins ruhten gleich köstlichen, exotischen Blüten in ihrem Schoße. Ein eigenartiger Zauber entströmte diesen herrlichen Händen, der mich derart im Banne hielt, daß ich völlig vergaß, mich um die übrigen Äußerlichkeiten meiner Reisegefährtin zu kümmern. Außer uns befand sich niemand im Abteil. Ich hatte es erst vor kurzem mit einem anderen vertauscht, dessen Insassen eine allzu lärmvolle Unterhaltung führten. Bei meinem Eintreten rührte sich die Dame nicht; ich sah sofort, sie schlief. Ihr dem Fenster zugewandtes Gesicht bedeckte ein buntes Seidentuch, das die Schlafende gegen die Strahlen der sinkenden Sonne schützen sollte. Sie war in ein elegantes Reisekostüm gekleidet, und ihre schmalen Füße bedeckte ein tadelloses Schuhwerk. Diese Einzelheiten bemerkte ich erst später, denn vorerst wichen meine Augen nicht von den einzigartigen Händen. Je länger ich sie betrachtete, um so stärker empfand ich ihren Reiz. Wie jede reine Schönheit wirkten sie berauschend und gleichzeitig erdrückend auf mich.

Ich weiß nicht, wie lange ich so der Unbekannten gegenübersaß, versunken und fasziniert von dem sich mir darbietenden Wunder. Es war kindisch, doch es bereitete mir eine unsagbare Freude, daß ich an den köstlichen spitzen Fingern meines Visavis keinen Ehering sah. Ich habe niemals an einem Handfetischismus gelitten, aber der Anblick dieser unvergleichlich schönen Hände ließ mir ihre Inhaberin so begehrenswert erscheinen wie noch niemals eine Frau. Ich sah den schlanken Körper und die elegante Kleidung der Fremden und zweifelte keinen Augenblick, daß auch ihr Gesicht schön und ebenmäßig war.

Die Sonne hatte sich inzwischen verabschiedet, langsam fing es an zu dämmern; die Unbekannte schlief noch immer. Meine Blicke schweiften in dem halbdunklen Abteil umher und blieben auf dem Hut der Reisegefährtin haften. Er lag über ihr im Gepäcknetz; eine kleine hellgrüne Glocke aus glänzendem, feinem Stroh. Und da fühlte ich ganz plötzlich einen Stich im Herzen. Ich hatte den Hut wiedererkannt; den Hut und seine Inhaberin. Eine große Traurigkeit überfiel mich; diese schönen, herrlichen Hände gehörten zu einem farblosen, trockenen, jeden Reiz entbehrenden Gesicht . . . Deutlich sah ich es jetzt vor meinen geistigen Augen, wie es mir im Korridor des Eisenbahnwagens begegnet war, grell und unbarmherzig von der kalifornischen Sonne beschienen. Ein großer Schmerz übermannte mich.

Im Abteil wurde es immer dunkler. Mein Gegenüber tat plötzlich eine Bewegung; wie ein weißer Schatten fuhr eine der prachtvollen Hände empor und zog das Tuch vom Gesicht. Mein Anblick muß die Fremde erschreckt haben, denn trotz der Dunkelheit sah ich, daß sie zusammenzuckte. Auf meine Frage, ob ich Licht machen solle, antwortete sie verneinend. Ihre Stimme war etwas rauh, doch wohltönend. Wir befanden uns alsbald in eine Unterhaltung verwickelt. Ich weiß heute nicht mehr so recht, wovon wir sprachen, aber es waren scheinbar Dinge, die uns beide interessierten, denn nach einer halben Stunde Diskussion in dem unbeleuchteten Abteil waren wir uns recht nahe gekommen. Ich konnte das Gesicht meiner Partnerin in der Dunkelheit natürlich nicht sehen, aber in Gedanken verzieh ich ihr bereits dessen Reizlosigkeit.

Ich genoß den Zauber dieses Beisammenseins und wünschte lebhaft, es möchte nicht sobald ein Ende nehmen. Die Unbekannte schien meinen Gedanken zu erraten, denn sie sagte unvermittelt: „Wenn es hell wird, werden Sie enttäuscht sein."

Mit reinem Gewissen beteuerte ich das Gegenteil; eine Frau mit solch herrlichen Händen hatte es nicht notwendig, schön zu sein.

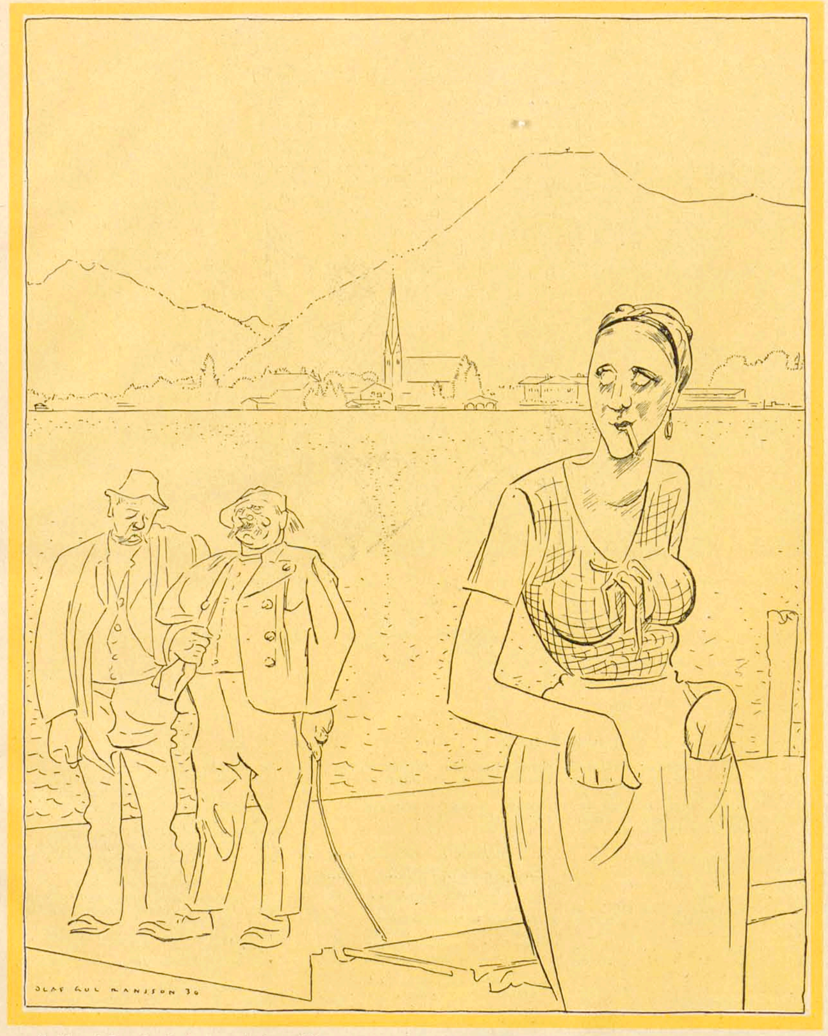
„Ja, meine Hände sind schön, die schönsten der Welt", sagte sie einfach, und ich erfuhr, daß sie soeben von einem Wettbewerb kam, wo sie preisgekrönt wurde als die Frau mit den schönsten Händen der Welt. Jetzt fuhr sie nach Holywood, um in einem Film mitzuwirken; genauer gesagt, sollten nur ihre prachtvollen Hände von der Kamera aufgefangen werden.

Nun ja, dachte ich, ihr Gesicht eignet sich nicht dafür, und hatte das Verlangen, dieses reizlose Antlitz zu liebkosen. Ein Wunsch, der sich in der folgenden kurzen Zeit noch verstärkte.

Dann wurde die Tür geöffnet, und der Schaffner trat ein. Merkwürdigerweise war es nicht meine Reisegefährtin, sondern der Hut im Gepäcknetz, was ich, nachdem es hell geworden war, zuerst erblickte. Er war gelb und nicht grün! Mir gegenüber aber lächelte ein Frauengesicht, das ich zum ersten Male im Leben sah. Ein sehr schönes Gesicht. Und ich konnte mich nicht freuen. Warum konnte ich mich nicht freuen?

Als später der Expreßzug in Los Angeles einlief, verabschiedeten sich die schönsten Hände der Welt mit einem eisigen, kaum fühlbaren Druck von mir.

Die Tegernseer Bühnenstars aus Berlin zurück *(Olaf Gulbransson)*



„Gott sei Dank, daß ma wieder z'Haus sin und net mehr den ganzen Tag die G'scherten spiel'n brauchen!"

Lieber Simplicissimus!

Der Loichnerbauer war ein trunkfester Mann vor Gott dem Herrn. Er saß und soff und zahlte redlich seinen Bierkonsum. Unter einer zweistelligen Zahl von Litern tat er es nicht. Damit er aber nicht so scharf nachrechnen mußte, wenn's ans Zahlen ging, hatte er ein geniales Kontrollsystem erfunden. Von wegen der Kellnerinnen! Bescheißen ließ er sich ungern! Bei jeder Maß, die ihm ausgehändigt wurde, knöpfte er einen Knopf seiner Weste auf — von unten nach oben. Trank er weiter, so wurde die Weste von oben nach unten maßweis wieder zugeknöpft. Verstanden! Die Kellnerin hätte er sehen mögen, die ihm zuviel aufgerechnet hätte!! Wo er doch nur die Knöpfe nachzuzählen brauchte.
Der Schmuderer Toni beschloß, ihm einen Strich durch diese Kontrolle zu machen. Er knöpfte ihm einmal während eines solchen stillen Suffes kurzerhand die Weste durcheinander und brachte sich in Sicherheit. Denn — nix Gwisses weiß man nicht! Der Loichner blieb seelenruhig sitzen, schaute sich die Weste an und rülpste: „Damischer Hund, damischer! Jetzt muaß i sovui saufa, bis i bsuffa bin! Nacha woaß i, daß i sechzehn Maß trunka hob! Gloiffi!"

Im Irrenhaus

(Alfred Kubin)



Lohnkampf im dritten Reich

Unser heißgeliebtes deutsches Vaterland geht entsetzlichen Zeiten entgegen: In der einzigen Branche, die von der allgemeinen Wirtschaftskrise nicht nur verschont blieb, sondern im Gegenteil gerade durch diese Krise zu beispielloser Prosperität emporgedieh, in der nationalen Industrie für Herstellung und Vertrieb des rein-arischen Haushaltartikels „Drittes Reich" (Unges. gesch.) sind schwere Lohnkämpfe ausgebrochen!

Die Arbeitnehmer, gelernte und ungelernte Berufspatrioten, forderten von den Unternehmern in Anbetracht der Gefährlichkeit des Teutonenberufs eine beträchtliche Lohnerhöhung, außerdem Vergütung der oft nicht unerheblichen Spesen. Zunächst schien es, als sollte der Konflikt durch den Schiedsspruch des Dritten-Reichs-Arbeitsgerichts beigelegt werden; doch leider erwies sich diese Hoffnung allzubald als trügerisch. Ungeachtet der geradezu katastrophalen Folgen, die ihr unüberlegter Schritt notwendigerweise nach sich ziehen muß, traten gestern die gelernten sowie die ungelernten Arbeiter am Dritten Reich in den Streik. Nicht einmal die nationalen Notstandsarbeiten werden verrichtet; alle nationalen Räder stehen still.

Bereits am ersten Streiktag machten sich die fürchterlichen Folgen dieses frevlerisch vom Zaune gebrochenen Lohnkampfes bemerkbar. Die Produktion an nationalen Werken sank auf ein Minimum: ein einziger Kommunist wurde in einem hinterpommerschen Dörfchen, in das die Nachricht von dem Streikbeschluß offenbar noch nicht gedrungen war, von der dortigen Sturmabteilung verprügelt. Sonst geschah nichts. Gar nichts!

Im Deutschen Reich herrschte Kirchhofsruhe, die Bevölkerung schlief Tag und Nacht; denn kein Sprechchor auf Lastauto weckte sie mit markigem „Deutschland erwache!"

Kein jüdischer Friedhof wurde verwüstet.

Kein Rathenaudenkmal wurde beschmiert.

Kein Braun, kein Grzesinski wurde beleidigt.

Kein Reichsbannermann, kein Kommunist (mit Ausnahme des obengenannten) wurde erstochen, erschossen oder erschlagringt.

Keine gegnerische Versammlung wurde gesprengt.

Kein Frankreich wurde siegreich schlagen gewollt.

Kein Hakenkreuz wurde an die Wand gemalt.

An keine Pissoirwand wurde „Juda verrecke!" gekritzelt.

Keine Fahnenweihe mit Vorbeimarsch und Hitlergruß wurde abgehalten.

Eine fürchterliche, eine niederschmetternde Bilanz!

Und was werden die nächsten Tage bringen? Schon hört man davon, daß einzelne fanatisierte Streikende beginnen, ihre Braunhemden auf Weiß zu waschen, daß sie in den Dienst der jüdisch-kapitalistischen Mächte übertreten wollen.

Es geht um Deutschlands Zukunft.

Was uns not tut, ist die Enno, die Nationale Nothilfe, die mutig in die entstandenen Lücken eintritt!

Hans Seiffert

Der verlassene Bürger und die ungetreue öffentliche Meinung

Von Peter Scher

Ich singe zu meiner Laute
den schwermutsvollen Gesang,
wie Adolf bei meiner Braute
der stürmische Anlauf gelang.

Wie kam er mir bloß ins Gehege –
sie schien mir verfallen zu sein –
da kreuzt' er uns plötzlich die Wege
und hakte sich frech bei ihr ein.

Ich muß es mit Reue beklagen,
daß ich sie nicht heißer umworb,
ich war ja mit Blindheit geschlagen,
ja, ich flocht meinen eigenen Korb!

Doch wehr' ich als Mann meinen Tränen,
doch fühl' ich den Mut in der Brust,
und ich knirsche nur still mit den Zähnen,
sie war vielleicht doch zu robust.

Dem Adolf, dem wird sie's schon zeigen,
und hält er nicht, was er versprach,
dann wird ihm der Mut schon entzwei gehn –
denn das dickere Ende kommt nach.

Erwecker Deutschlands gegen bar

(Th. Th. Heine)



„Wenn Deutschland jetzt bloß nicht zu rasch erwacht, sonst können wir wieder stempeln gehn!"

Ehe / Ein Monolog

Ich kann jetzt oft nicht einschlafen und dann kommen die Gedanken — — —
Wird das immer so fortgehen? Alle die vielen Jahre, die man wahrscheinlich noch zu leben hat? Immer so wie heute?
Aufräumen, einkaufen, kochen, Geschirr waschen — Und dann gibt's da und dort noch was zu nähen oder zu besorgen oder zu waschen — und abends geht man so müd ins Bett — — — und kann doch nicht schlafen. Und man müßte doch — — — m ü ß t e doch, denn man soll am Morgen frisch sein zur Arbeit. —
Hat nicht heute wer gesagt, daß die Butter teurer geworden ist, um zehn Pfennig das halbe Pfund —? Und ich habe nur noch — wieviel war's denn? — vierunddreißig Mark und siebzig Pfennige. Und der Monat hat einunddreißig Tage.
Ich sollte doch schlafen, mein Gott, ich kann sonst morgen nicht aus den Augen schauen. — Und überhaupt, es wird schon gehen, in der Nacht ist alles immer schwärzer. — Aber da sind noch die fünf Mark fürs Gas! Die gehen auch noch ab — — — das sind also nur mehr —
Schlafen, Herrgott! — — — Ja, es läßt sich wohl nicht zwingen —
Mal an was anderes denken — was Freundliches —
Wenn Kurt nur nicht so laut atmen wollte — ich muß immer hinhorchen und warten, bis der nächste Atemzug kommt —
An was Freundliches — — — Der große Garten zu Hause — ob die Hühner mir noch aus der Hand fressen werden? Und Hektor — ach, der ist ja inzwischen begraben —
Wie war das, wenn wir aus dem Büro kamen, Anni und ich? Die Aktentaschen hingeworfen und rasch noch hinaus — auf den Schloßberg — in den Leechwald oder in den Garten. — Was haben wir da alles gelesen und gelernt — — — Ich glaub', ich kann keinen französischen Satz mehr sagen — Ich denk nur noch dran, wo ich was billiger krieg' —
Ja, und Hermann, der liebe Kerl — und Walter — — — was haben wir mitsammen gelacht! — Und dann ist Kurt gekommen — und war so anders. Mein Gott, haben wir uns gern gehabt! — — —
Wenn ich nur wüßte, ob das Gas am Ende mehr machen wird?
Aber ich muß doch schlafen — — — Ich glaub', wenn ich sicher wär', daß mir morgen jemand dreißig Mark schenken wird, dann schlief' ich gleich ein.
Kurt, der schläft so fest jede Nacht und ist immer frisch am Morgen, und seine Arbeit macht ihm Spaß. Er braucht sich ja auch um nichts zu sorgen — hat seine Ordnung — das Essen wird ihm vorgesetzt, und er weiß nicht, was es kostet. Und wieviel Gedanken man dran wenden muß, daß das Geld reicht und beide satt werden.
Beneid' ich ihn? — Mein Gott, wie häßlich. — Nein, ich freu' mich ja, daß es ihm so gut geht. —
Was die Anni wohl gemacht hätt', wenn sie geheiratet hätte? Walter verdient doch auch nicht mehr. Und die Anni hat immer sechs Kinder wollen —
Ja, die braucht sich den Kopf nicht mehr zerbrechen — Die hat Ruh' —
Walter macht jetzt der Frieda den Hof, schreibt die Mama — Warum denn auch nicht? — Der Anni tut's nicht mehr weh.
Ich hab' sie immer bedauert, weil sie so jung hat sterben müssen — Aber schließlich — — — sie hat's doch schön gehabt. Wer weiß, wie's dann gekommen wär' —
Eins — zwei — drei — was? Schon halb vier? Jetzt hab' ich nur mehr drei Stunden! — Ich m u ß doch schlafen —
Es wird schon ein bißchen hell — Kurt hat doch einen schönen Kopf — die schmale, lange Nase — die Stirn — ich möcht' den Kopf an seine Brust legen, vielleicht könnt' ich dann schlafen. — Aber er wacht am Ende auf, und dann ist er böse. Er braucht den Schlaf ja so nötig. —
Was soll ich denn morgen kochen? —
Wenn ich nur meine Gedanken von dem Haushalt abbringen könnt' — ich kann überhaupt nur mehr rechnen —
Wie wird das nur werden? Immer so wie heut'? — Immer so — weiter — Wenn mir nur jemand — dreißig — Mark — E. Goltsch

Einem Optimisten

Ist dir der Mut noch nicht erloschen?

Schon wieder wirfst du deinen Groschen
in Gottes großen Automat
und hoffst ein Wunder-Resultat:
was Unverhältnismäßiges,
Wein statt des ew'gen Essiges.

Jedoch hier herrscht voll Peinlichkeit
der Satz von der Wahrscheinlichkeit.
Meist nämlich oder allemal
sind A und B proportional.
(Der Einsatz sei mit A bezeichnet,
mit B, was sich hernach ereignet) . . .

Du lächelst still und glaubensfroh:
manchmal geh's ex contrario.
Der Satz sei wohl auch umzukrempeln.
Beispiele geb' es von Exempeln . . .

Tjaja — wenn man ein schlechter Christ
und nicht, wie du, ein Bählamm ist . . .

Laß ab vom Spiel, spar' deinen Groschen.
So oder so wirst du verdroschen.

Dr. Owlglaß

Hearst und Diamond wieder daheim

(E. Thöny)



„Sehen Sie, mein lieber Diamond, der alte Bibelspruch hat doch recht: ‚Bleibe im Lande und nähre dich unredlich!'"

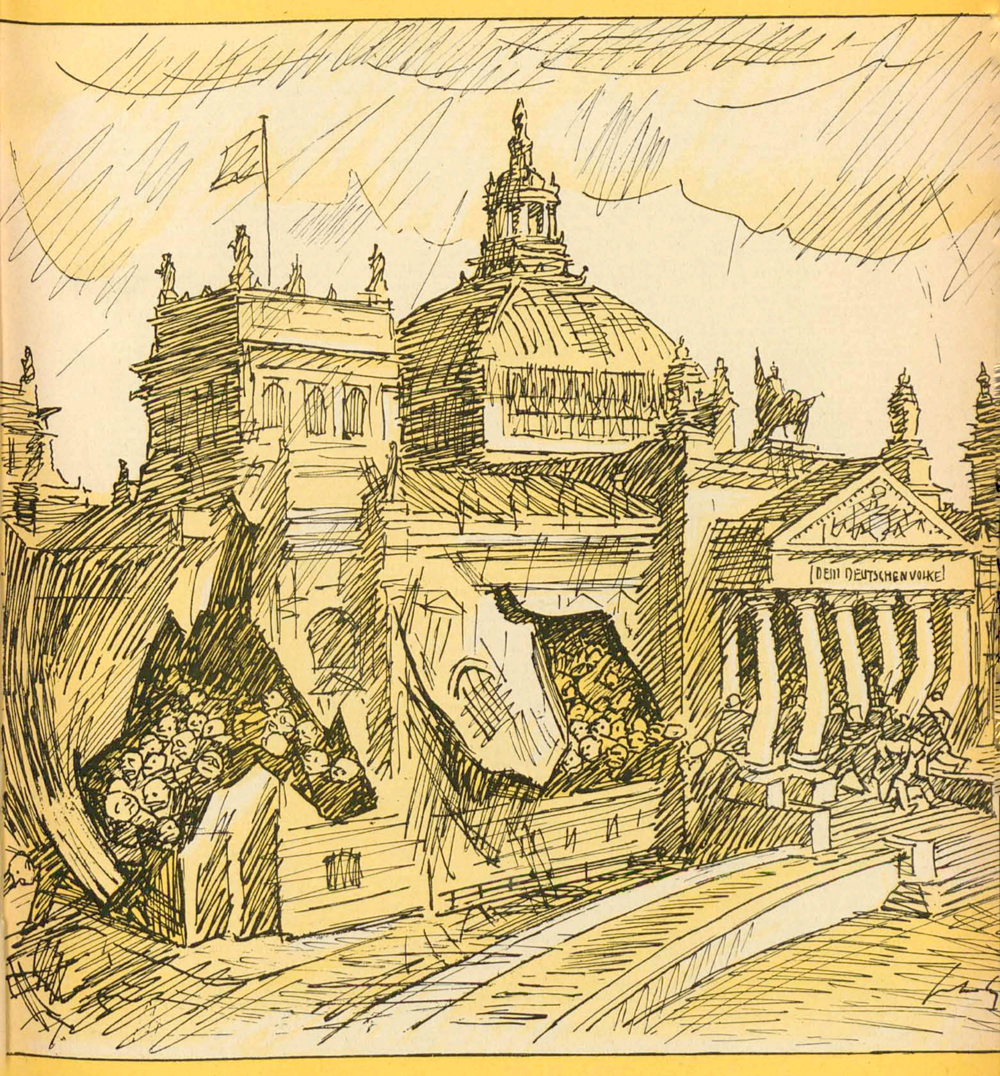
Stuttgart, 6. Oktober 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 28

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Volksvertreter ohne Raum

(Wilhelm Schulz)



Auf solche politische Aktivität ist das Gebäude nicht berechnet!

Nur keine Aufregung! / Von Karl Kinndt

Wir wollen Deutschland erwecken
und brauchen uns nicht zu verstecken
nach der September-Wahl!
Denn wenn wir auch rebellieren,
wir können dafür garantieren:
es geschieht vollkommen legal!

Und wenn wir die Sturmtruppen drillen
und haushoch mit Waffen füllen
das heimliche Arsenal –
Und wenn wir auch hetzen und schüren
und die Reichswehr unterminieren –:
es geschieht vollkommen legal!

Selbst wenn wir dann putschen, geschieht es
ganz kindlich-reinen Gemütes
und ohne jeden Skandal!
Und wenn wir Pogrome entfachen,
so tun wir's – Sie werden lachen –
vollkommen legal – – –

Der Mann mit dem Komikergesicht / Von Wolfgang Hartmann

Neulich ist in Berlin etwas Nettes passiert: Erwin Kirsch sitzt nichtsahnend in der Straßenbahn. Ihm gegenüber kuschelt in einer Ecke ein gut gekleideter dicker Herr, der ihn in einemfort anstarrt und ihm von Zeit zu Zeit freundlich zulächelt. Kirsch gerät in nicht geringe Verlegenheit, rückt unruhig auf seinem Platz hin und her und denkt: Was will der Mann eigentlich von mir? Ein Bekannter? Oder bin ich dem Mann vielleicht etwas schuldig? Höchstwahrscheinlich verwechselt er mich mit einem andern. — Kirsch steigt aus, der Dicke ihm nach. Auf der Straße spricht er ihn an: „Verzeihen Sie vielmals, Verehrtester . . .“ Kirsch ist darüber sehr ungehalten und brummt: „Bin ich Ihnen vielleicht was schuldig? Wenn ja, wieviel, mein Herr? Ich habe es eilig!“

Der Dicke: „Nicht im geringsten, mein Herr! Kabarettdirektor Rosenzweig ist mein Name. Ich suche einen neuen Komiker. Darf ich Ihnen Vertrag vorlegen, Verehrtester?“

Kirsch weiß nicht, soll er lachen oder brüllen über solche Anrempelung. Viel hat er schon erlebt. Aber sowas ist ihm noch nicht passiert. Für einen Komiker hält ihn der Mann! Endlich entschließt er sich zur Höflichkeit und antwortet: „Ich bedauere unendlich, mein Herr, ich bin nicht von der Branche.“

„Erzählen Sie mir doch keine Geschichten, mein Bester. Meinem Kennerblick entgehen Sie nicht. Sie sind ein Komiker! Wieviel also, bitte?“

Jetzt wird Kirsch wütend: „Belästigen Sie mich nicht länger, Herr! Ihre Zumutung bedeutet für mich eine Beleidigung!“ Er geht eilig des Weges. Aber der Dicke läuft hinter ihm her und fängt wieder an: „Ich überbiete die Konkurrenz, mein Lieber! Sie bekommen von mir die doppelte Gage! Gemacht?“

Erwin Kirsch schöpft tief Atem und betrachtet Rosenzweig aufmerksam. Dann wiederholt er mit allem Ernst, der ihm zu Gebote steht: „Ich bin aber doch gar kein Komiker! Wie oft soll ich Ihnen das noch versichern? Ich mache in Textil. Ich verkaufe auch Bilder. Sie können von mir einen Cézanne haben, zwei Corots, einen echten Rubens. Aber lassen Sie mich endlich mit Ihrer Theaterei in Ruh, bitte! Haben Sie Bedarf, mein Herr?“

Nathan Rosenzweig lächelt: „Das mit dem Cézanne können wir nachher besprechen, mein Guter. Darüber läßt sich reden. Ich habe einen großen Bekanntenkreis. Vielleicht findet sich ein Abnehmer. Aber vorerst das Wichtigste. Ob Sie nun Komiker sind oder nicht, ich engagiere Sie an mein Kabarett für hundert Emm pro Abend. Nebenbei können Sie meinetwegen weiter mit Ihren Bildern hausieren gehn. Gemacht?“

Kirsch, schon ganz wirr im Kopfe: „Wenn ich Ihnen aber ehrenwörtlich versichere —“

„Was Sie mir versichern oder nicht versichern, interessiert mich nicht, mein Freund. Für mich sind Sie ein Komikergenie ersten Ranges. Für sowas habe ich einen Blick nach zehnjähriger Praxis. Sie brauchen nur dazustehen und den Mund ein wenig aufzutun, dann wiehern die Leute! Nun —?“

Kirsch tobt: „Ich lasse mich von Ihnen nicht länger verulken!“ Er ist im Begriffe, einen Schupo um Hilfe anzugehen vor dem zudringlichen Rosenzweig. Aber der Dicke hält ihn freundschaftlich am Arm fest: „Nicht so stürmisch, lieber Mann. Sie bekommen zweihundert für zehn Minuten. Gemacht?“

Kirsch wird weinerlich und fleht: „Lassen Sie mich in Frieden, Herr. Ich beschwöre Sie, mir glauben zu wollen, daß ich nicht das geringste schauspielerische Talent habe und noch niemals in meinem Leben auf einer Bühne . . .!“

„Das macht gar nichts, Teuerster. Das erhöht sogar noch den Reiz für mich. Sie haben bis jetzt umsonst gelebt. Sie sind ein großer, gottbegnadeter Komiker. Ich mache Sie so berühmt wie den Pallenberg. Wir reisen dann zusammen nach Amerika. Meinetwegen nehmen Sie auch Ihre Corots mit gegen Prozente. Ich zahle Ihnen dreihundert Emm für abendliche zehn Minuten. Gemacht?“

Um von dem zudringlichen Manne Ruhe zu haben, folgte Kirsch dem Rosenzweig ins nächstbeste Café und unterschrieb den Vertrag auf dreihundert Mark abendlich. Er brauchte nur drei Witze zum besten zu geben, die man ihm liefert. Dann fahren sie gleich ins Kabarett, um die Stätte seiner künftigen Wirksamkeit kennenzulernen. Kirsch willigt, in der Hoffnung, den Mann dann endlich los zu werden, in alles ein. Endlich, spät abends, Kirsch mußte sich natürlich das Programm bis zum Schluß ansehen und nachher noch mit den Prominenten ein paar Flaschen leeren, kommt er nach Hause. Vollkommen erschöpft, sinkt er ins Bett. Am Morgen, beim Kaffee, liest er den Vertrag des Rosenzweig. Da findet er eine schreckliche Klausel: „Im Falle eines Vertragsbruchs durch Nichtauftreten zahlt der Unterzeichnete Herrn Direktor Rosenzweig die Summe von zehntausend Mark als Konventionalstrafe. Gerichtsort Berlin Mitte.“

Kirsch erbleichte. Das war nun eine nette Bescherung! Da es ihm doch nicht im Traume einfiel, dem Rosenzweig seinen Willen zu tun und in dessen Kunstinstitut aufzutreten, mit drei Witzen noch obendrein, die nicht einmal von ihm selber stammten, so war er also in wenigen Stunden bereits vertragsbrüchig! Er lief zu seinem Rechtsanwalt, legte ihm den Vertrag hin, Schamröte im Gesicht, vor Verlegenheit. Der Anwalt schüttelte sein Juristenhaupt und meinte skeptisch: „Da bleibt nichts anderes übrig, als aufzutreten oder zu zahlen, Herr Kirsch!“

„Aber —! Auftreten ganz ausgeschlossen! Für was halten Sie mich, Herr Doktor? Ich bin doch kein Hanswurscht. Was würden meine Geschäftsfreunde sagen? Meine Karriere wäre erledigt!“

„Dann versuchen Sie es mit einem Vergleich, Herr Kirsch“, riet ihm der Rechtsanwalt.

Das tat Kirsch unverzüglich. Aber Rosenzweig wollte davon nichts wissen. „Entweder Sie treten bei mir auf, oder ich bekomme von Ihnen zehn Mille!“ beharrte Direktor Rosenzweig auf seinem Recht. Kirsch lief zu vielen Anwälten, aber jeder sagte ihm für zwanzig Mark Honorar dasselbe: Zahlen oder auftreten. Kirsch war nahe daran, verrückt zu werden wegen diesem blödsinnigen Vertrag. Zehntausend Mark, das war selbst für ihn, der Cézannes und Corots und einen echten Rubens besaß, keine Kleinigkeit. Man hatte das Geld schließlich nicht auf der Straße gefunden, sagte er sich.

In der größten Not telephonierte er eines Abends vom Hotel aus seine junge Frau Mirjam in Censtochau an und erzählte ihr den ganzen traurigen Fall. Er machte furchtbare Stunden durch, bis er den Anschluß bekam und ihre Stimme vernahm. Endlich flötet die schöne, junge Mirjam in die Muschel, und bebenden Herzens beichtet er sein ihm widerfahrenes Pech. Mirjam denkt ein paar Sekunden nach und ruft dann aus Censtochau herüber: „Verträge soll man halten, mein Lieber. So werde eben für zehn Minuten Komiker. Drei Witze sind bald erledigt. Nachher gehst du zur Konkurrenz und erzählst dort drei echte Censtochauer. Vielleicht hast du sogar Erfolg. Ich gratuliere zu deinem neuen Beruf!“ Dann wurde es still in Censtochau. Nun hatte er seiner schönen Mirjam Rat. Was blieb ihm übrig? Er trat bei Rosenzweig auf, erzählte die drei Witze, hatte einen Riesenerfolg mit seinem Komikergesicht und sprach eine halbe Stunde später bereits seine fünf eigenen Censtochauer bei der Konkurrenz. Die Leute wieherten. Er mußte weitersprechen. Beim zehnten Censtochauer lagen die Menschen vor Lachen auf Tischen und Stühlen herum. Schließlich redete er den ganzen Abend. Darüber ging der Rosenzweig mit seinen zehn Minuten Pleite. Alles lief zur Konkurrenz, wo Kirsch abendfüllend wirkte. Rosenzweig mußte nach Karlsbad und war ein erledigter Mann. Kirsch floh, als sein Vertrag zu Ende war, nach Censtochau in die Arme seiner herrlichen Mirjam, der er das Glück dankte, wie ein Pallenberg gefeiert zu werden . . . Er lebte von nun an abwechslungsweise als Textilmann, Kunsthändler oder Komiker. Das Leben bekam erhöhten Reiz dadurch. Mirjam blühte herrlich. Nur wenn er des gestrandeten Rosenzweig gedachte, wurde er manchmal für fünf Minuten melancholisch . . .

Immerhin, immerhin —!

Von Peter Scher

Wenn das Weltgewissen auch mal wieder zauderte –
immerhin war Emil Ludwig dort;
wenn man auch am Wesentlichen hübsch vorüber plauderte –
immerhin fuhr Coudenhove fort.
Wenn man auch, gepanzert bis zum Kinn,
resigniert sich mit dem Nichts begnügte –
Thomas Mann war dort, der immerhin
Wickham Steed den Friedensgruß zufügte:
Heil!

Wenn auch Briand nicht so forsch wie Hitler wetterte –
immerhin sei Henderson gelobt,
daß er in der Theorie den Kriegspopanz zerschmetterte
(ob de facto auch die Rüstung tobt),
wenn auch zwischendurch der Scherz geschah,
zwischen Morgenrot und Abendröte,
daß sich Frankreichs Militäretat
fröhlich um das Doppelte erhöhte –:
Heil!

Wenn Afghanistan auch Aman Ullah weigerte,
was wir Willem gaben, weil wir's hamm –
immerhin stehn wir als steuerlich enorm gesteigerte
Republik-Inhaber treu zusamm'.
Wenn auch zwischen links und rechts ein Riß,
wie kein Riß noch war, uns leicht beschädigt –
immerhin:
überkleistert wird er ganz gewiß,
und so sei der kriegerische Friedensruf getätigt:
Heil!!!

Allerneueste Inszenierung der Berliner Passionsspiele

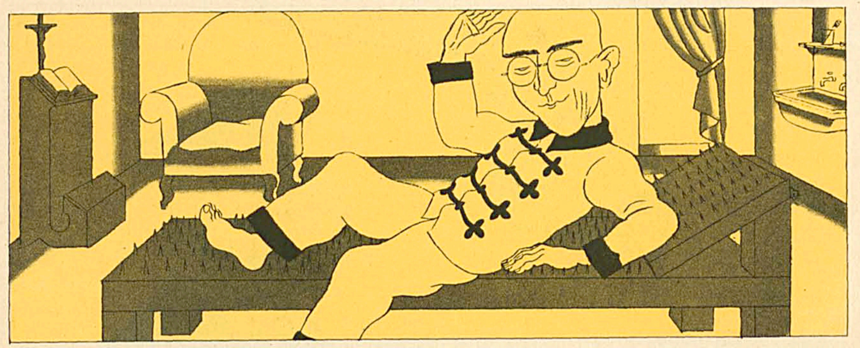
(Karl Arnold)



„Eine Ehebrecherin – aber wer wirft den ersten Stein auf sie?"
Stimme aus dem Publikum: „Det wenn ma machten, kåm' wa aus dem Steinhagel janich mehr raus!"

Brüning trainiert für die Reichstagseröffnung

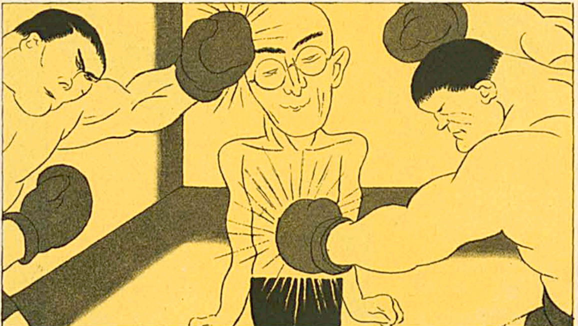
(E. Schilling)



Schon in aller Frühe erhebt sich der Reichskanzler frisch und gestärkt von seinem Nagelbett



Zum Frühstück übt er sich im Degenschlucken



Nach dem Mittagsmahl macht er sich ein Viertelstündchen hart im Nehmen



Den Tag beschließt er mit einem Abendspaziergang im Raubtierkäfig

Abschiedsbesuch

Von Eberhard Kuhlmann

Nach Mitternacht stand Pape in einem offenen Torweg, in den der Ausgang einer kleinen Kneipe mündete. Pape wollte bis zur Polizeistunde warten, um das ungestört ausführen zu können, was ihn fast ohne seinen Willen in diese entlegene Gegend geführt hatte. Nach und nach gab das kleine Lokal die spärlichen Gäste von sich, maßvolle alte Zecher und animierte Burschen und Weiber. Zur vorgeschriebenen Stunde verstummte das Klavier, und das Licht, das durch die bunte Glastür in breitem Strahl den Torweg erwärmt hatte, erlosch.

Pape trat in den eckigen Hof. Hinter einem Lastwagen scheuchte er zwei junge Leute von ihrem Vergnügen auf und vertrieb das Pärchen, nicht ohne zuvor den weiblichen Teil in seinen starken Armen gewürdigt zu haben. Das sollte ihm den schweren Gang, für den er sich nun bereitete, versüßen.

Nach geringer Anstrengung — ein Fensterflügel war aus den Angeln zu heben gewesen — stand Pape in der Auktionshalle. Minutenlang blieb er im Dunkeln und wußte nicht, wohin er sich in diesem großen Raum wenden sollte. Als er tastend vorwärts schritt, glaubte er plötzlich vertrauten Geruch zu verspüren von Wohnzimmer und Küche, und leichte Übelkeit befiel ihn.

Im Strahl seiner Taschenlampe lag vor ihm hochgetürmt sein einstiger Besitz. Pape verkniff die Lippen, als hätte er Salz geleckt. Dann bohrte er die Hände in die Hosentaschen und schlenderte um diesen wohlgeordneten und numerierten Wirrwarr herum. Es erging ihm so, wie er es gewünscht hatte: Nicht ein einziges Stück ließ ihn mit Wehmut an die Frau zurückdenken, die diesen Zusammenbruch verschuldet hatte.

Gott sei Dank, dachte er und spuckte in den verbeulten Grammophontrichter. Denn alle diese Möbel hier, sein Schreibtisch, der Küchenschrank auf zehn Monatsraten, die neuen Bettgestelle, der Glasschrank, dann die beiden Geigen und die Zither, die Boxhandschuhe und der Ball, alles das war sein Werk, seine Leistung, und er fühlte sich so beengt und geschnürt wie sein Piano, das er plötzlich zwischen Matratzen entdeckte. Da wurde er recht still, und es sah aus, als ob der große starke Pape, der auf einer Kiste saß, schwach und zusammengesunken war. Aber nur für einen Augenblick. Dann mochte er etwas Vernünftiges gedacht haben, vielleicht, daß auch eine ihm sehr verhaßte Person auf dem Piano geklimpert hatte, und deshalb drehte er ihm seinen breiten Buckel zu.

Aber da hatte er gerade seine Bücher vor sich, die klassischen unordentlich verschnürt, und in alten Schuhschachteln die zahllosen Hefte, Broschüren und Lehrbücher. Da dachte sich Pape, es wäre besser, die Lampe jetzt auszulöschen, weil er sich wohl schämen müsse, seine Bücher hier wiederzusehen.

„Hab' ich mich endlich", sprach er, „vom Weib losgesagt, so war's recht und billig, und ich kann's verwinden, denn ich hab' geschuftet für sie und hatte keinen Lohn und Untreu und Plage nach Feierabend. Aber ich war schwach am Anfang und gab zuviel gute Worte her, bis ich keins mehr zu geben hatte, denn sie hatte mir's entzogen; nur das Wörtchen ja nahm sie gern wie das tägliche Brot. Und so ist alles in unser Haus gekommen. Heute die neuen Schränke, morgen das Grammophon, heute die neue Küche, morgen der feine Mantel aus Pelz, aber am Ende war's ein großes Elend.

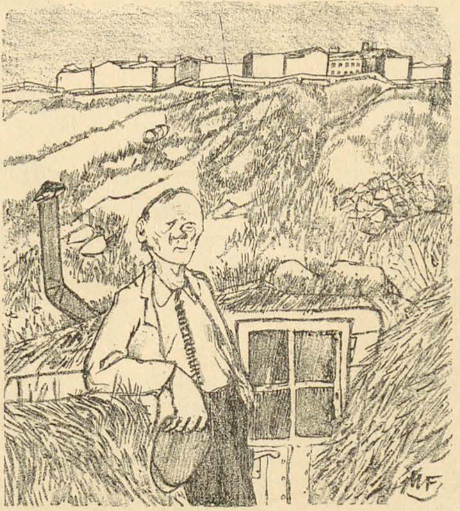
Und drum sitz' ich jetzt zur nächtlichen Stunde hier und find' es ungerecht, daß auch ich zu leiden habe, seh' ich meinen Besitz in fremder Hand. Und ich tat die Lampe aus, damit ich nicht schwach bin vor meinen Büchern, auf welchen der Staub fingerdick liegt und die goldenen Rücken verdreckt. Könnt' man seinen Hunger verkaufen, dann hätt' ich das viele Geld, das sie morgen für euch fordern, und ich würde der sein, der euch nach Hause trägt. Doch ist's einmal anders bestimmt worden, und ich bin seit Tagen ohne Dach. Wär' ich geschaffen zum Verzweifeln, so wüßt' ich nicht aus und nicht ein, aber ich hab' meinen Entschluß und komm' schon durch, und hab' ich schon ein Weib und eine warme Stube verwunden, gelingt mir's jetzt endlich auch, euch sehr liebe Dinge aufzugeben, wie ich eben mein Leben bis zum heutigen Tag mit auf diesen Krempelberg werfe."

Er muß wohl noch sehr lange da gesessen sein, denn plötzlich öffneten sich die Flügeltüren, und das fahle Morgenlicht drang mit einer Horde kreischender Weiber herein. Weil es ihnen aber unheimlich vorkam, einen Mann in der verschlossenen Auktionshalle zu finden, hielten sie sich ängstlich am Eingang zurück.

Schnell standen Männer neben Pape, wollten ihn festnehmen. Er aber zog die leeren Zipfel seiner Hosentaschen hervor und sagte, indem er sich durch den Haufen drängte: „Hab' nichts gestohlen." Und ohne daß einer es wagte, ihn zurückzuholen, ging Pape langsam aus der Halle.

Wahl-Fiasko

(M. Frischmann)



„Nu kann die Partei der Grund- und Hausbesitzer nich mal meine Interessen im Reichstag vertreten!"

Der Jemand

Von Herbert Scheffler

Auch die kleine Stadt N. hatte ihr Kuriosum, nur daß dieses Kuriosum die schmälernde Eigenschaft besaß, in der Nähe an Geheimnis zu verlieren. Man denke sich: in einer großstädtischen Zeitung erscheint das Bild eines Hauses (und zwar eines an sich durchaus nicht ungewöhnlichen Hauses), unter dem gedruckt steht: Das Haus des Mannes, den niemand kennt. Da wird aus der Abbildung, die man sonst überschlagen hätte, mit einemmal ein Leckerbissen, man studiert die Physiognomie dieses Hauses, die Phantasie zerrt sich einen Bewohner heraus, der mindestens aussieht wie ein Alchimist des Mittelalters. Nun aber: man kommt in die Stadt N., man fragt sich durch nach diesem seltsam undurchlässigen Haus, man steht davor — und da ist es ein Haus, nett, hübsch, nicht zu alt, nicht zu neu, ein Haus wie andere, fertig. Immerhin, ein Kuriosum bleibt ein Kuriosum, und für eine kleine und sonst reizlose Stadt ist es wichtig, daß überhaupt Fremde kommen.

Der Mann dieses Hauses — so viel wußte man gerade noch, daß es sich um einen Mann handelte — war wirklich unsichtbar, von jeher unsichtbar gewesen und daher auch den ältesten Bewohnern des Städtchens unbekannt. Man erinnerte sich, daß vor zwanzig, dreißig Jahren ein Jemand zugezogen war, mit dem niemand ein Verwandtsein oder sonst eine Bindung aufzuweisen hatte, der plötzlich da war, mittendrin und isoliert, ein Fremdkörper. Und wie ein Bazillus wirkte er auch: Ärgernis erregend, Gerüchte entfesselnd, Verdächtigungen anfachend. Man bildete einen Verein gegen ihn, man verschrie ihn als Spion, man warf ihm beleidigende Zettel in die Fenster. Er rührte sich nicht. Man inszenierte, um ihn herauszulocken, einen Prozeß, den sein Sekretär, ein Mensch, der nichts als das gerade Notwendige aus sich herausließ, so gemächlich zu Ende führte, daß den mit ihrer Klage Abgewiesenen vor den Gerichtskosten die Haare zu Berge standen. Schließlich beruhigte man sich. Der Fremdkörper wurde eingekapselt. Man strafte durch Übersehen, wenngleich man die Aufträge, die der Unbekannte durch seinen Sekretär oder seinen (ebenso verschlossenen) Diener an Handwerker und Geschäftsleute gab, durchaus nicht übersah, sondern im Gegenteil doppelt berechnete.

Inzwischen ließ man das Haus photographieren, man reihte es ein unter die Sehenswürdigkeiten der Stadt, ein Schriftsteller schrieb einen phantastischen Roman darauf, ein Mädchen verliebte sich über den Diener hinweg in den nie gesehenen Herrn, kurz: man banalisierte nach Möglichkeit und nach allen Richtungen hin das Geheimnis, um es nicht unerträglich werden zu lassen.

Da kam, unvermittelt, die alarmierende Nachricht: der Jemand sei gestorben. Ein neuer Witz? Eine Finte, die Interessiertheit der Stadt zu beleben? Nichts dergleichen. Jemand war tot, der Sekretär bestätigte es durch amtliche Meldung, der Diener nickte, und der fremde Arzt, der den Totenschein ausgestellt hatte, überbrachte der Bürgerschaft den letzten Willen des Verstorbenen: jeder, der Lust dazu habe, könne sich ihn auf dem Totenbett ansehen, sein Sekretär sei angewiesen, jedem zehnten Besucher ein Geschenk einzuhändigen. Es lief Tag und Nacht. Und alle — bis auf die zehnten Besucher — waren restlos enttäuscht.

(Schluß auf Seite 330)

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen.

(Schluß von Seite 329)

Ein ganz gewöhnlicher Toter. Ein Mann mit etwas Bart, etwas Glatze, einer Warze zwischen den Augen und einem zu kurzen Finger. Eine im Verhältnis zu dem, was man aus dem Leben zu vermuten das Recht hatte, ärgerliche Leiche.

Einige allerdings wollten ein zartes und wunderbar sauberes Lächeln um den Mund bemerkt haben. Aber das war wohl mehr höfliche Einbildung jener Leute, denen die dicksten Geschenke zugefallen waren.

Ein Toter lacht nicht mehr. Das wäre auch noch schöner, wenn ein Toter uns . . .

Größenwahn *(Anton Leidl)*



„Glauben Sie denn immer noch, daß Sie der Kaiser sind?" – „Det . . is . . noch . . janischt . . . Ick . . habe . . nu . . sojar . . Arbeet . . jefunden."

Lieber Simplicissimus!

Als Hermann Bahr katholisch geworden war, gab er sich bei der ersten Beichte mit Genuß der Bekenntniswut hin. Der wallenden Dichterphantasie gelang es, sich eine halbe Stunde lang von schweren Sünden absolvieren zu lassen. Dann aber begann der Quell zu versiegen und tröpfelte nur noch einige kleine Schwächen von sich; zum Schluß bezichtigte sich der Neophyt der Eitelkeit: er lese manchmal in seinen eigenen Büchern und finde großes Gefallen an ihnen. Worauf ihm der literaturbeflissene Priester antwortete, davon brauche er ihn nicht zu absolvieren, denn ein Irrtum sei keine Sünde.

Geld ist ausverkauft

Von Erich Kästner

Leute ohne schwere Sorgen
werden selten wie die Elche.
Heute gibt's ja wohl noch welche.
Aber morgen?

Politik mit ihren Bräuchen,
Wogenprall und Sturmgebraus,
darf uns nicht darüber täuschen:
Meine Herrn, das Geld stirbt aus!

Meiner Wirtin blieb ich schuldig.
Und wir grüßen uns nicht mehr.
Gott, auch ich wär' ungeduldig,
falls ich meine Wirtin wär'.

Ob ich esse, ist sehr fraglich.
Dabei wird es langsam Zeit . . .
Manchmal wird mir unbehaglich,
wenn der Magen Hilfe schreit.

Und was an der ganzen Sache
das bei weitem Dümmste ist:
Währenddem ich Schulden mache,
hab' ich selber Geld wie Mist.

Erstens habe ich von Krause
einen vordatierten Scheck.
Ungedeckt liegt er zu Hause.
Hoffentlich kommt er nicht weg.

Zweitens krieg' ich Geld von Grahl.
Doch wenn ich mich an ihn wende,
sagt der Affe jedesmal:
„Gern, doch ich hab' Außenstände."

Und so hab' ich Geld wie Dreck
und trotz allem nichts zu beißen.
Meinen vordatierten Scheck
könnte ich vor Wut zerreißen.

Wird mir Eduard was leihen?
Oder hat er es bereits
wie die andern in der Schweiz?
Patrioten sind zum Schreien.

Rocher de bronze

(Josef Sauer)



„Bal nur alle Stammtisch' fest zammahalten, nacha kinna weder dö von rechts no dö von links gega die ruhige Entwicklung an!"

Der dankbare Patient

Der Münchner Arzt Anton Peltz hat eine sehr kleine Praxis und eine sehr große Sehnsucht, zu verdienen.

Eines Tages kommt zu ihm ein Mann, dessen Leiden eine längere Behandlung erfordert.

Peltz ist darob hochbefriedigt, dann aber arg enttäuscht, als der Patient sagt, daß er nur geringe Einkünfte habe und nur ganz wenig zahlen könne.

Peltz sinnt nach einem Ausweg und sagt: „Vielleicht können wir uns so einigen, wie ich es schon des öfteren in ähnlichen Fällen tat. Ich hatte zum Beispiel einen Patienten, der war Schneider und bezahlte mich durch einen Schlafrock; und einen anderen Patienten hatte ich, der war Schreiner und polierte meine Möbel auf."

Der Patient erwidert: „So was gangat scho. I tät Eana scho recht dankbar sei, bals ma mei Krankheit behandeln tat'n und bal i koa bar's Göld net dafür zahl'n müaßt. I ko aa scho amal was umasunst tean fier Eana."

„Was sind Sie denn?"

„Leichenwäscher."

Wilhelm von Hebra

Was kostet Ruhm?

Von Hans Kafka

Die kleine Sängerin hatten Mäzene in einem Café chantant aufgelesen; sie wurde ausgebildet und galt, zum mindesten in den Vorankündigungen ihres allerersten Konzertes, bereits als die große Sängerin. Einen ihrer Männer hatte sie inzwischen geheiratet; der Name, den sie nunmehr trug, war aber weder seiner noch ihrer, sondern ein bezaubernd klingendes exotisches Phantasiegebilde, das ein anderer ihrer Männer, ein Dichter, in mühevoller Arbeit für sie ersonnen hatte.

Nun stand sie endlich auf dem Konzertpodium, zierlich, mit dem seltenen Zweiklang blonder Haare und dunkler Augen und lächelte ihr entzückendes Lächeln, das es in sich hatte, Gymnasiasten eventuell zum Selbstmord zu treiben. Sie war ganz mit Silberflittern behängt.

Die Vorankündigungen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, das Publikum konnte nach Hunderten zählen. Von der Ferne, also vom Podium aus, gesehen glich es einem Haufen kurioser Spielkugeln. In der Nähe erschienen zuweilen Gesichter von Menschen, von Männern, deren Behandlung schon schwieriger sein mußte. In den beiden Künstlerlogen und da und dort innerhalb des erleuchteten Logenbogens gab es geradezu faszinierende Köpfe. Es konnten immer wieder nur Männer sein. Irgendwo in einer Ecke des Saals tauchte ein Feuerwehrmann mit blitzendem Helm auf: das Stehparterre war überfüllt, dort hatte wohl der Claquechef alle seine Leute untergebracht. Sieh da, auf dem Eckplatz der dritten Reihe war der große Komponist zu sehen, dessen berühmtes kleines Abendlied den Schluß des Programms bildete. Er war abstoßend häßlich und unmenschlich dick: wahrlich, er sah nicht danach aus, als ob viele Frauen an ihm Gefallen finden könnten.

Nun wickelte sich langsam das ganze Programm ab, und die Claque raste . . . Unruhig suchte die Sängerin in dem Haufen, der zu ihren Füßen saß, die Kritiker. Singen, dachte sie, nur gut singen. — Ich spüre, daß ich die Kritiker damit nicht ganz herumkriege. Meine bloßen Arme sind weiß, und schon deshalb bin ich sicher. Aber ich hätte ein paar Jahre früher singen müssen, als man noch kurze Kleider trug. Ich lächle jetzt noch einmal, ich bewege die Arme, die Hände mit dem Notenblatt. Ein Spiel — vielleicht kann es noch gelingen.

Und dann am Ende des Programms kam das berühmte Lied. Es handelte von Abend und Liebe und mußte wohl mit einem Unterton von Weichheit, Anmut, Sinnlichkeit und Süße gesungen werden, mit jenem stimmlichen Reiz, den Stendhal als „infiniment petit" an den von ihm vergötterten Sängerinnen rühmte. Diesmal strömte die Stimme voll Blut und Leben über. Es war gewiß etwas darin — aber mußte es das Richtige sein? Vielleicht reichte die Technik, vielleicht reichte sie nicht? Nur die vollendetste Technik kann den Reiz zartester Improvisation erzeugen. Hier ging alles entlang einer haardünnen, unendlich feinen Grenze. Ob es wirkte oder nicht — das kam auf den an, der es hörte: wenn nicht allein mit der Stimme — vielleicht riß ihn die Sängerin mit etwas anderem zu sich hinüber; vielleicht aber auch nicht.

Die Claque blieb nichts schuldig und riß das Publikum endlich mit. Der dicke große Komponist hatte kein Auge von der Sängerin abgewandt. Sah das aber auch die gesamte Kritik? Und das Publikum, was war denn das, begann mit einem Male den Namen des Komponisten zu rufen. Er war plötzlich erkannt worden. Wie er sich endlich dann neben ihr auf dem Podium verneigte, gab die Sängerin bereits ihr Spiel verloren.

Da legte der Komponist da oben mit einem Entschuldigungsblick auf den Gatten, der irgendwo in einer Nische stand, den Arm um die Sängerin. So schwer war dieser Arm — und zitterte dabei. Vermutlich, dachte die Sängerin bitter, vor Freude über den alleinigen Erfolg des Komponisten. Da aber setzte sich dieser große Komponist mit einem plötzlichen Entschluß an das Klavier und spielte die Takte des lieblichen Vorspiels. Die Sängerin stellte sich eng neben ihn, noch einmal schwebte das Abend- und Liebeslied durch den nunmehr totenstillen Saal.

Das entschied. Danach waren Publikum und Presse restlos überzeugt. Bei dieser allerletzten Nummer des Programms wurde die haarfeine Grenze, hinter der der große Erfolg lag, meilenweit überschritten. Eine stärkere Bürgschaft, als sie der große Komponist selber durch sein Verhalten leistete, war eben nicht mehr möglich.

Ein paar Tage später sprachen ein paar Freunde des Komponisten mit ihm über die Sensation des Tages: den Ruhm, den sich die neuentdeckte Sängerin durch ein einziges Konzert hatte erwerben können. „Mir unbegreiflich", sagte der große Komponist, „ich habe allerdings überhaupt nicht zugehört, aber ich glaube, daß sie spottschlecht gesungen hat."

„Was?" riefen gleich mehrere. „Sie sind doch im Publikum begeistert aufgesprungen und haben sie gar noch auf dem Klavier begleitet!"

„Ihr habt sie nicht gesehen", bekamen sie zur Antwort. So dick, so häßlich und so tierisch traurig erschien ihnen der Komponist niemals mehr wie in diesem Augenblick. Er fuhr langsam fort: „Ich habe sie angesehen. Und da wollte ich ihr ein paar Minuten lang näher sein, ihren Atem spüren, ihre Wärme —"

Die Geheimnisvolle

Von Hermann Hesse

So viele Frauen, wenn sie lieben, geben
Uns in der Wollust ihr Geheimnis preis.
Wir pflücken es, und kennen sie fürs Leben.
Denn ob auch Liebe oft zu täuschen weiß,
Ob auch die Wollust noch vermag zu trügen:
Wo beide eins sind, können sie nicht lügen.

Du hast mit mir das Sakrament gefeiert,
Und Wollust schien bei dir mit Liebe eins,
Und dennoch hast du dich mir nicht entschleiert,
Du hast das bange Rätsel deines Seins
Mir nie gelöst und anvertraut im Lieben,
Bist immer ein Geheimnis mir geblieben.

Dann bist du plötzlich, meiner müd, gegangen,
Und tatest mir zum letzten Male weh.
Ein Stück von mir ist noch bei dir gefangen,
Und wenn ich fern dich Schlanke schreiten seh,
Kann ich die fremde schöne Frau begehren,
Als ob wir nie ein Paar gewesen wären.

Berliner Brief

Wenn man sonst so Mitte September von der See nach Berlin zurückkehrt, hat man schon immer den Eindruck: dicke Luft. Aber so dick wie am 14. September war sie doch selten. Viele reiche Leute im Berliner Westen haben ihr Radio abbestellt, weil ihnen der bis morgens früh um vier Uhr dauernde Sondervortrag nicht gefiel.

Gott sei Dank kündigte das Berliner „Tempo" (Sie wissen: „wer es liest, geht mit der Zeit" — nämlich zu einer anderen Zeitung über) ein paar Tage darauf an, daß ein bedeutender Politiker die bedeutendste Wahrsagerin des Jahrhunderts, die aus Kattowitz stammende Indierin Madame Terfren Laila, nach Berlin gerufen habe, damit sie Deutschlands Zukunft prophezeie. Einem kurz darauf erscheinenden Inserat zufolge tat sie das bereits, aber der Andrang war so groß, daß Besuchern, die unter zwanzig Mark zahlten, nur das eine Wort „mies" verraten werden konnte. Neuerdings ist sie nun unbekannt verzogen.

Barnowsky hat Pech: er muß sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum nicht nur ein paar Monate nach Reinhardt, sondern auch noch gerade in diesen erregten Zeiten feiern! Kein Wunder, daß man vergessen hat, ihm auch nur das Ehren-Einjährige zu verleihen.

In der neuesten tönenden Wochenschau hört man, daß Professor Piccard in die Stratosphäre aufsteigen wollte; dann sieht man ihn vorbereiten, in die Kugelgondel steigen, Abschied nehmen und nicht loskommen. Trotz dem sofort einsetzenden frenetischen Beifall zeigte sich der kühne Forscher nicht persönlich.

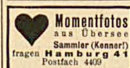
Im Kultusministerium wird erwogen, ob man nicht sämtliche deutschen Filmdirektoren, Produktionsleiter, Manuskriptschreiber und Regisseure zwingen soll, sich einen Monat lang täglich den Film „Sous les toits de Paris" von 7 bis 9 anzusehen und darauf von 9 bis 11 eins ihrer eigenen Produkte, damit sie lernen, daß Kunst auch ein besseres Geschäft sein kann als Kitsch.

Das Theater brachte an Uraufführungen: „Die Weber", „Schluck und Jau", „Bürger Schippel", „Der Schwierige", „Die Czardasfürstin", „Die Braut von Messina" und „Die lustige Witwe". Außerdem drei neue Zeit-Theater-Stücke, d. h. Kriegs- und Revolutionsdramen, bei denen jedoch das Angebot stärker ist als die Nachfrage. Und im Sportpalast auf allgemeinen dringenden Wunsch statt der Radrennen ein Passionsspiel.

Inzwischen zerbricht man sich den Kopf, wie man die hundert neuen Abgeordneten im Reichstag unterbringen soll. Die meiste Aussicht auf Verwirklichung hat der Vorschlag eines alten Parlamentariers, die Zuhörertribünen einzubeziehen und für das Publikum zu sperren, da es schon oft zu Mißhelligkeiten geführt hat, wenn die Wähler anders als durch ihre Parteiorgane hörten, wie sie vertreten wurden — und der Abgeordnete braucht nun einmal das restlose Vertrauen der Wähler!

Die wahrhaft großen Sensationen sind: die Lederausstellung, der neue See-Elefant im Zoo und ein Film, in dem Harry sich in häßlichen Unterhosen zeigt.

Kaki



Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

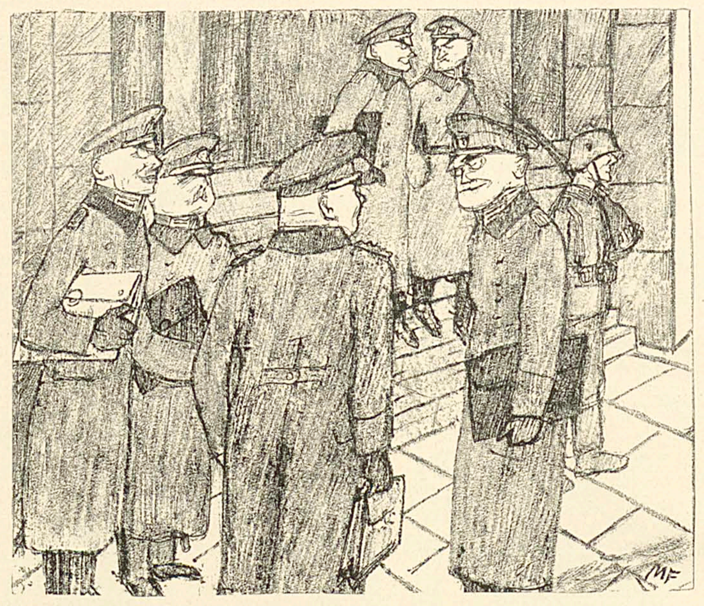
• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(Olaf Gulbransson)



Man sollte ihnen die Regierungsbildung nicht verweigern – irgend 'ne Bildung muß der Mensch schließlich haben!

Differenzierung in der Reichswehr (M. Frischmann)



„Sehnse, Herr Kamerad, als Mensch bin ich Monarchist, als Politiker bin ich Bolschewik, und als Gehaltsempfänger bin ich Republikaner!"

Mein erster Tag im dritten Reich

Als ich eines Tages erwachte — mir blieb nichts anderes übrig —, war das andere Deutschland schon erwacht, und das dritte Reich war da. Was ich gleich daran merken konnte, daß auf meinem Frühstückstisch eine appetitlich abgebratene Haxe lag, mit der — wie sich bei näherer Betrachtung herausstellte — gestern noch der Schnürsenkelzwischenhändler Schmul Awerbach über den Kurfürstendamm gejüdelt war. Daneben lag Roggenbrot, neben der Haxen nämlich.
Sofort fühlte ich mich denn auch erheblich wohler. Ich trat auf die Straße; der Himmel war schwarz, mein Kragen weiß und, richtig, die Trambahn war rot. „Grüß Wotan!" sagte der Schaffner fröhlich, „und auch ein recht kräftiges Heil!" — „Danke", antwortete ich in der ersten Verwirrung. Dann stieg ich ein und wollte mich setzen. Aber da war kein Platz mehr frei, denn im Wagen waren schon alle Plätze besetzt, und zwar von lauter Juden; die waren bisher in eigenen Autos gefahren, aber man hatte sie ihnen gleich gestern weggenommen, weil es sich nämlich um raffende Kapitalisten handelte. So nahmen sie jetzt ihrerseits mir meinen gewohnten Sitzplatz in der Straßenbahn weg. Jud bleibt Jud, wegnehmen muß er! Aber da erinnerte ich mich meines fetten Frühstückes und rechnete aus, daß die Plage bald ein Ende nehmen werde. Jedem Deutschen alltäglich zum Frühstück eine gebratene Judenhaxe, — wie lange hält das eine Rasse aus, und wäre sie selbst von der Karnickelfruchtbarkeit der jüdischen? Hei, sagte ich für mich hin, bald hast du wieder deinen Sitzplatz!
Dann sah ich die Zeitungen durch, die ich auf dem Weg zur Straßenbahn gekauft hatte. Die „Vossische", wie immer auf der Höhe der Aktualität, war schon in Runenschrift gesetzt, im Romanteil begann sie mit dem Abdruck des Nibelungenlieds auf mittelhochdeutsch. Der „Vorwärts" hatte sich, selbstverständlich, auf den Boden der Tatsachen gestellt und scheinbar Stehsatz verwendet, denn er bot dem Diktator die große Koalition an. — Indes war Adolf nicht faul gewesen. Das dritte Reich wollte regiert sein, und das muß man schließlich begreifen. So waren denn schon um fünf Uhr früh drei Gesetze erschienen. Das erste schaffte mit klaren Worten den Klassenkampf und die soziale Frage einfach ab, was bei mir und wahrscheinlich bei allen Beteiligten große Befriedigung hervorrief. Das zweite Gesetz hob den Youngplan auf, vorbehaltlich der Zustimmung Frankreichs; mehr konnte ich ja schließlich auch von Adolf nicht verlangen. Das dritte Gesetz endlich stellte fest, daß Ludendorff den Weltkrieg gewonnen hatte, was von der Judenpresse bisher gemeinerweise verschwiegen worden war.
Doch all das ist hohe Politik und kam mir erst viel später zum Bewußtsein. Vorläufig stand ich noch immer auf der Plattform und stellte mich innerlich um. Des Staunens war kein Ende. Zum Beispiel am Potsdamer Platz: Wer steht oben auf dem Verkehrsturm? Max Reinhardt, es ist nicht zu glauben! Durch das dritte Reich wurden die Juden aus dem deutschen Theater vertrieben, und jetzt inszenierte Reinhardt den Verkehr auf dem Potsdamer Platz. Er machte ein Mirakel daraus, und nichts kam vorwärts. In diesem Sinne blieb er, ein Charakter, der alten Theatertradition auch im dritten Reiche treu.
Der Mann neben mir begann ein Gespräch. Schlau, wie ich bin, erfaßte ich bald, was er eigentlich wollte. Das dritte Reich, das habe sich nun doch in diesen zwölf Stunden wohl schon endgültig für jeden Arier herausgestellt — sagte er —, sei auch nichts, Deutschland brauche eben eine Radikalkur, und ob ich bereit sei, mit der eben ganz frisch gegründeten freiheitlich-konservativen Nationalsozialistenpartei das fünfte Reich zu erkämpfen. Höflich, wie ich bin, sagte ich nicht nein. Ich gab nur zu bedenken, daß alles schön der Ordnung nach gehen müsse, daß demnach zunächst mal das vierte Reich drankäme. Darauf einigten wir uns auch; das politische Leben

Deutscher Sohn

Man hatte ihm früh gepredigt
Von Mannen und deren Art,
Bis seine Seele geschädigt
Und militaristisch ward.

Er träumte von Handgranaten,
Brüllte: Treudeutsch, Rotfront
Und hat vor Heldentaten
Nicht einmal schlafen gekonnt.

Schon ging er in Wickelgamaschen
Und trug einen feurigen Blick,
Verachtete hämisch die laschen
Genießer von irdischem Glück.

Er wurde den Menschen ein Friede
Und Freude in Engelshöh
Und avancierte rapide
In Deutschlands Reichswehrarmee.

Joachim Schwarz

Deutschlands ging also weiter, und ich mußte aussteigen.
Dann kam ich ins Büro (im dritten Reich: Amt); dort hatte sich nichts geändert, weil sich ein deutsches Büro Gott sei Dank nie ändern wird. Ich saß meine Zeit treu und ehrlich ab; abends wollte ich spazierengehen. Auf den Straßen war es aber sehr dunkel, denn an den Laternen baumelten lauter Novemberverbrecher und verstellten sogar noch im Tode das Licht. Unter solchen widrigen Umständen wurden die Deutschen, kaum erst erwacht, sehr bald wieder schläfrig. Ich auch, und darum ging ich in eines der im dritten Reich allein erlaubten Ufa-Kinos. Dort setzte man mir einen Fricky-Maus-Trickfilm und einen Gesangfilm mit Hugenberg in der Titelrolle vor. Während der Lichtpause erfolgte der feierliche Einzug einer Sturmabteilung (im dritten Reich — sprich deutsch! —: Miliz), die in siebenstimmigem Chor sang: „Siegreich wollen wir mtatata schlagen . . ." Der Name des betreffenden Landes hatte nämlich so lange durch das klangvolle „mtatata" ersetzt zu werden, bis Adolf sich's überlegt hätte, wen seine SA. siegreich schlagen wollen. Die meisten Chancen (im dritten Reich: Schangsen) soll übrigens — wie ich von einem wohlinformierten Sitzanweiser hörte — das militärisch überaus tüchtige San Marino haben, denn das stolze dritte Reich läßt sich nicht mit jedem ein.
Auf dem Heimwege ging ich über die Tauentzienstraße. Auch dort war das Laternenlicht getrübt (siehe oben), und darum wollte ich meine Taschenlampe ankurbeln, um eine Begleiterin zu suchen; denn eine zu finden hatte ich vor Freude im Sinn. Das mit der Taschenlampe erwies sich aber als unnötig, weil die Damen zur Feier des Tages illuminiert waren. Die meisten trugen überdies Täfelchen: „Juden Eintritt verboten!" So sehr hatte sich der neue Geist in kaum vierundzwanzig Stunden schon durchgesetzt. — Spät nachts kam ich in mein eigenes Bett und freute mich im Einschlafen auf die Frühstückshaxe.
Das war mein erster Tag im dritten Reich.

Kat.

Blick in die Zukunft

So hat denn Adolf den Thron erklommen . . .
Wir haben die goldenen W o r t e vernommen.
Nun sollen die goldenen T a t e n kommen:

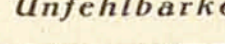
Flugs werden mit diktatorischer Kraft
die gesamten Finanzämter abgeschafft,
und statt der unzähligen Herren Beamten,
die unser Hab und Gut verschlampampten,
setzt man j e einen Esel-streck-dich ins Nest,
der immerfort Bargeld unter sich läßt.
Jeder kann holen, soviel er braucht,
weil dem Asinus ständig der Anus raucht.

Wonnige Tage! Herrliche Zeiten! . . .
Es fehlen bloß noch ein paar Kleinigkeiten,
dann sind wir im Himmel und über dem Graben:
Material wär' ja reichlich zu haben,
handelte sich's um die E s e l nur . . .

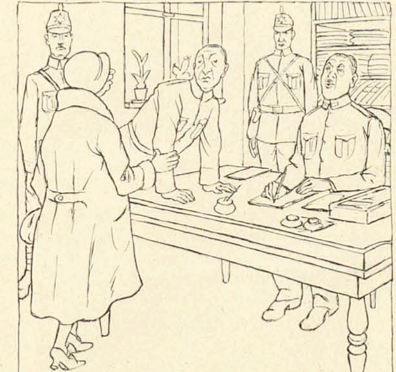
Aber die hintere Apparatur?!

Ratatöskr

(Th. Th. Heine)



Unfehlbarkeit



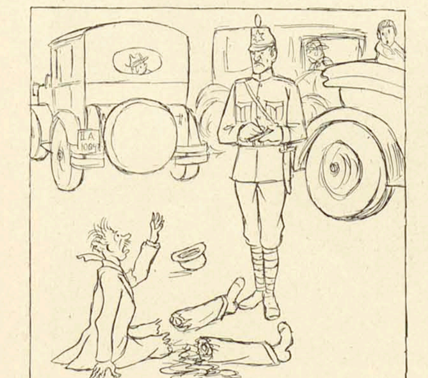
„Vor acht Tagen habe ich meine Tochter als vermißt gemeldet. Jetzt ist sie wieder da." – „Zu spät, liebe Frau, heute haben wir ihre Leiche gefunden."

Schützt die Moral der Liftboys!



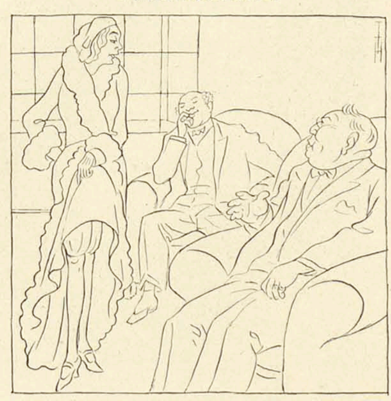
„Die Hotelgäste wollen mich immer verführen, da hat mich der Herr Direktor als Greis maskiert."

Verkehrsunglück



„Haben Sie überhaupt einen Fußgänger-Erlaubnisschein?" – „Nein, aber ich glaube, ich brauche ihn nicht mehr."

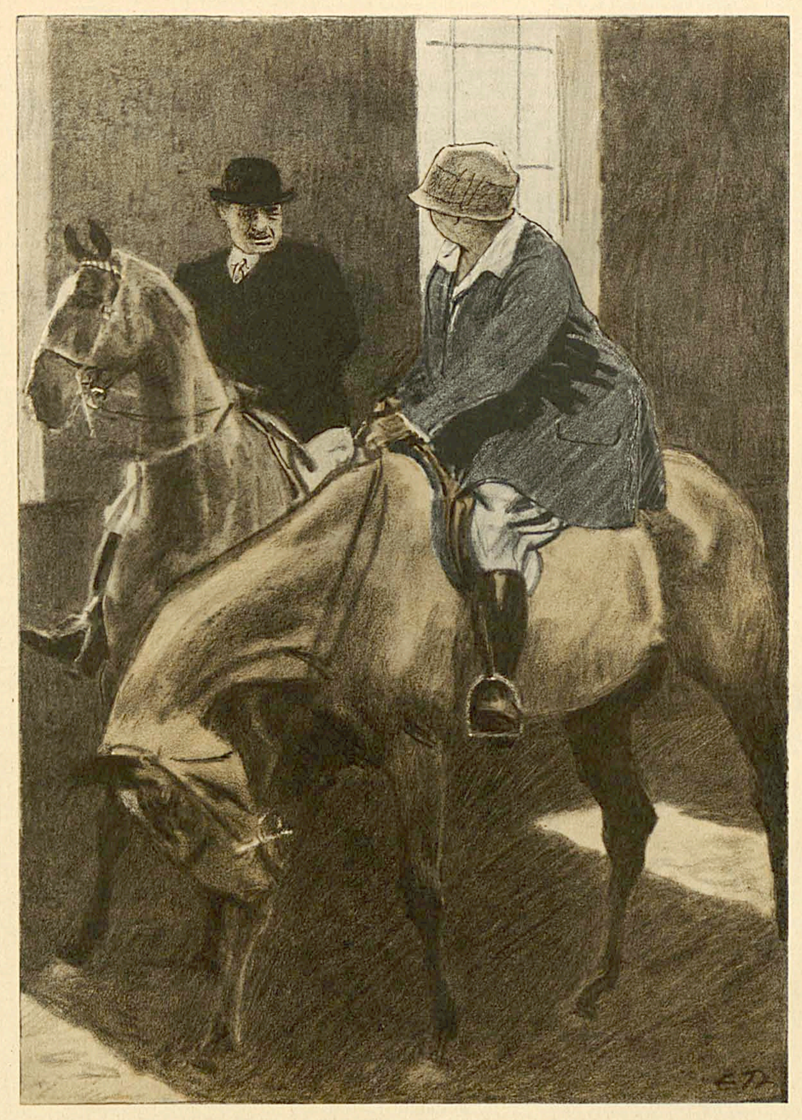
Neues Erfordernis



„Ach was, Beine! Bei mir Tonfilm, zeigen Se mal Ihre Zunge."

Krănkung

(E. Thöny)



„Sehnse, Jnädje, nu hat det edle Tier bereits jemerkt, dass'se eijentlich jar nich reiten, sondern bloß abnehmen wollen!"

Stuttgart, 13. Oktober 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 29

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Das Ausland erschließt deutsche Wirtschaftsgebiete

(Th. Th. Heine)



„Seht ihr, liebe Leute, mit einigem guten Willen kann man schon noch 'n bißchen Geld an euch verdienen!"

Midway / Von Ratatöskr

Eine schwere Frage, die jeden bewegt,
der rhythmisch gerne die Beine regt,
eine Lebensfrage im großen und ganzen:
Was wird man im kommenden Winter tanzen?

Gottlob, der Zeitung allwissender Mund
tut uns den Midway (den Mittelweg) kund.
Nun können wir wieder glauben und hoffen ...
Auch Doktor Brüning fühlt sich getroffen.

Auch er — so streng seine Lippe schweigt —
wäre dieses betreffend nicht abgeneigt.
... Wenn er allerdings seine Tänzer betrachtet,
dann wird ihm die Zuversicht wieder umnachtet.

Mediokrität ist zwar allerseits da,
bloß ist sie leider nicht aurea
und wehrt sich, im Midway dahinzuschweben ...
Hier wird es ganz andere Tänze geben!

Missis Every / Von Richard Gerlach

Die Frau des Chauffeurs Every saß jede freie Minute bei uns in der Küche, — bei uns, das heißt in dem Vorstadthäuschen des Boxers Eagle. Außer mir war noch ein zweiter Untermieter vorhanden, Mister Smith, ein pensionierter Kolonialsoldat, der nach jahrzehntelanger Einsamkeit in den Tropen nun gar nicht genug von den Londoner Singhallen und Tanzgirls besichtigen konnte, ein weißhaariges Unikum mit einer dröhnenden Baßstimme, etwas über zwei Meter lang.

Missis Every, das muß zugestanden werden, hatte ein böses Maul, und sie war nicht nur mit der Zunge schlagfertig. Als der Gärtner Hills den ihr gehörigen Schnauzer, ein freches ruppiges Vieh, einmal mit Steinwürfen aus seinem Vorgarten gehetzt hatte, lief sie spornstreichs mit dem Besenstiel hin und wichste dem überraschten Mann über den Kopf.

Der Chauffeur fuhr mit seinem Auto herum, wo er wollte, es war sein Eigentum. Er verdiente flott, aber er sorgte schon dafür, daß nicht zuviel Geld in die Finger seiner Gattin kam. Des Nachts fand er nur selten nach Hause, regelmäßig eigentlich nur Sonnabends. Dann lieferte er ab, was unbedingt sein mußte; nach dem Gesetz war er ja verpflichtet, wenigstens für Harry, den Strolch von dreizehnjährigem Jungen, zu zahlen.

Missis Every war keineswegs traurig über ihren Kerl. Sie ihrerseits tröstete sich mit einem Irrenanstaltswärter. Dieser war auch verheiratet. Seine Frau war nun zur Heilsarmee gegangen und sang des Sonntags im Chor in den Parks.

Obwohl die Tugend in diesem Kreise offenbar nicht absolut regierte, war es in Eagles Wohnküche sehr gemütlich. Missis Eagle war der reinste Engel. Irländerin von Geburt, war sie entzückend gastfreundlich. Sowie ich eintrat, bereitete sie auch schon den schwärzesten Ceylontee und stellte mir das Weißbrot und die Orangenmarmelade zurecht. Sie hatte, schwarzhaarig und blauäugig, wie sie war, ein jähes Temperament und konnte plötzlich ihrem siebenjährigen George in wilder Wut ein Schüsseltuch ins Gesicht klatschen, wenn der Bengel den Kater ärgerte; aber gleich darauf stürzte sie dem in seiner Mannesehre gekränkten Jungen um den Hals, knutschte und küßte stürmisch an ihm herum und behauptete, daß er doch „very clever", „hervorragend tüchtig", wäre. Niemand wagte sich mit dem unschuldigsten Flirt an die bildhübsche Frau heran, denn Mister Eagle war wirklich ein vorzüglicher Boxer.

Zuweilen tauchte der Kolonialsoldat auf und log die unverschämtesten Märchen mit knurrendem, treuherzigem Brummbaß: Zum Beispiel, er habe in Zentralafrika zwei Dutzend Weiber in seinem Kral gehalten, die Schwierigkeit sei nur gewesen, sie zu dirigieren. Aber er sei ihrer mit einem Kommandostock Herr geworden. Winkte er eine beliebige zu sich heran, so rutschte sie demütig auf den Knien bis zu seinen Füßen ...

„Das würde ihm passen, dem alten Sünder!" Missis Every schimpfte händelsüchtig. Mister Smith verabschiedete sich grunzend und mußte den Kopf einziehen, um sich nicht oben am Türrahmen zu stoßen. — Er war übrigens scheußlich knickerig, ein Pfennigfuchser. Sie raunten ja, eine Schar unehelicher Kinder in allen Erdteilen fräßen ihm die Haare vom Kopf. Einerlei, wie dem auch sein mochte, Tatsache war, daß eines Tages ein heftiger Zank mit ihm entstand, weil er nicht richtig seine Schuld begleichen wollte. Obgleich er wochenweise gemietet hatte, und es also auch klar war, daß er wöchentlich bezahlen mußte, wollte er für einen Monat von einunddreißig Tagen nur den Betrag für vier Wochen erlegen. Aber damit sollte er nicht durchkommen. Missis Every nahm ihn aufs Korn: "I will give him something." — „Ich werde ihm was geben!" Sie brachte es dahin, daß der große hartgesottene Feldwebel zu Kreuze kroch. Sie stichelte so infam, daß er endlich Reue gelobte, alles entrichtete und den Kindern sogar noch Süßigkeiten mitbrachte.

Den Charakter Missis Everys lernte ich jedoch erst ehrlich schätzen, als ich selbst einmal in der Klemme saß. Das Schaufenster einer Schneiderfirma hatte mich verlockt, den Laden zu betreten, es hieß, ein schwarzer Rock bester Qualität sei für drei Pfund (gleich sechzig Mark) zu haben; ausdrücklich war noch unterstrichen „nach Maß". Mir wurde auch bereitwilligst das Zollband um den Bauch gelegt, die Ärmellänge, Rückenbreite und so weiter wurde notiert, und dann hatte ich einen Zettel zu unterschreiben und ein Pfund anzubezahlen.

„Und wann ist die Anprobe?" Schon im Hinausgehen, erkundigte ich mich.

„Eine Anprobe findet nicht statt. Wir arbeiten so, daß ein Rock von uns besser sitzt, als wenn Sie anderswo zehn Anproben bekämen."

„Ich möchte einen Rock nach Maß. Für Konfektion ist der Preis zu hoch. Geben Sie mir mein Geld zurück."

„Das geht leider nicht. Sie haben dies hier unterschrieben."

Der Verkäufer lächelte sehr verbindlich.

Da war ich also hineingesegelt, sollte einfach übers Ohr gehauen werden. Sollte ich klagen? In solchem Fall zieht man als Ausländer immer den kürzeren.

Ich erzählte es Missis Every.

„Au", rief sie, „den wollen wir schon klein kriegen. Heute nachmittag begleite ich Sie."

Mitte der Dreißiger, war sie kräftig gebaut, eine resolute Person, nicht zu übersehen. Als wir die Ladentür öffneten, wußte ich: wir würden siegen. Sie heischte nur knapp und streng: „Haben Sie dem Herrn einen Rock nach Maß versprochen?"

„Ja, gewiß, und der Herr wird zu seiner Zufriedenheit bedient werden."

„Also wann ist die Anprobe?"

„Aber Sie können versichert sein ..."

„Anprobe oder nicht?"

„Jahrelange Erfahrung ..."

„Gut, ich werde gehen, einen Polizisten zu holen."

„Nein, so hören Sie doch nur, es wird möglich sein, der Herr kann am Donnerstag kommen. Ist Donnerstag Ihnen angenehm?"

„Ich werde den Herrn begleiten. Der Herr ist Ausländer und kann sich nicht immer restlos verständlich machen. Aber Sie sollten sich schämen, das auszunutzen. Ich bin gelernte Schneiderin, damit Sie es wissen."

Ihre Ruhe war eisig; hocherhobenen Hauptes verließen wir den Laden. Am Donnerstag nahm sie wirklich an der Anprobe teil. Sie sagte nichts, aber sie starrte auf die Mängel und kleinen Unebenheiten wie ein Habicht.

Sie war natürlich keine gelernte Schneiderin, sondern sie war Kellnerin in den Teestuben von Lyons gewesen, bevor sie den Chauffeur nahm. Ich bekam die folgende Woche einen herrlichen Rock; er kostete nur sechzig Mark und saß wie angegossen, schöner hätte ihn selbst ein High-live-tailor nicht verfertigt.

Und dann führte mich Missis Every zu Lyons. Ich spendierte eine große Portion Eis für sie. Die Kellnerinnen stolzierten umher wie Königinnen, und wenn man ihnen nicht freundlich in die Augen sah, ließen sie einen stundenlang warten.

Dies war das Element, das Missis Every beherrschte, London, das Volk und die Einrichtungen für die Massen der Weltstadt. Ich sah mit Bewunderung zu ihr auf. Hier suchte jeder rücksichtslos seinen Vorteil, und so hart mußte man also sein, um etwas dabei zu erreichen. — Aber was hatte diese Frau denn erreicht? — Der Irrenhauswärter wurde neuerdings gegen sie geradezu tobsüchtig, als hätte er selbst etwas abbekommen. Und der Chauffeur hatte schon seit vierzehn Tagen kein Geld gebracht.

Missis Every aber hielt den Löffel wie eine vollkommene Lady und benahm sich äußerst herablassend und gebieterisch. Und ironisch lächelnd gestand sie mir, daß sie sich möglicherweise veranlaßt sehen könne, mich demnächst unaussprechlich zu lieben ...

Hei lewet noch!

Von Karl Kinndt

Man glaubte doch, er wäre ausgestorben,
der Typ des forschen Vorkriegs-Leutenants,
der, noch durch Geist und Wissen nicht verdorben,
sich strahlend sonnt in seinem eignen Glanz —

Der überzeugt ist, daß er Sonderklasse
im Gegensatz zur Gattung „Zivilist",
und dem des eignen Volkes große Masse
nur „Pack" und besten Falles „Mannschaft" ist —

Der davon lebt, daß ihm der Staat besternt hat
mit etwas Glitzerndem das Achselstück —
und der nur darum, weil er nischt gelernt hat,
sich höchst berufen fühlt zur Politik —

ER regelt glattweg alles Weltgeschehen —
ER mit zehn Mann entthront das Parlament —
Und alle andren haben stramm zu stehen,
weil er die Schose doch viel besser kennt —

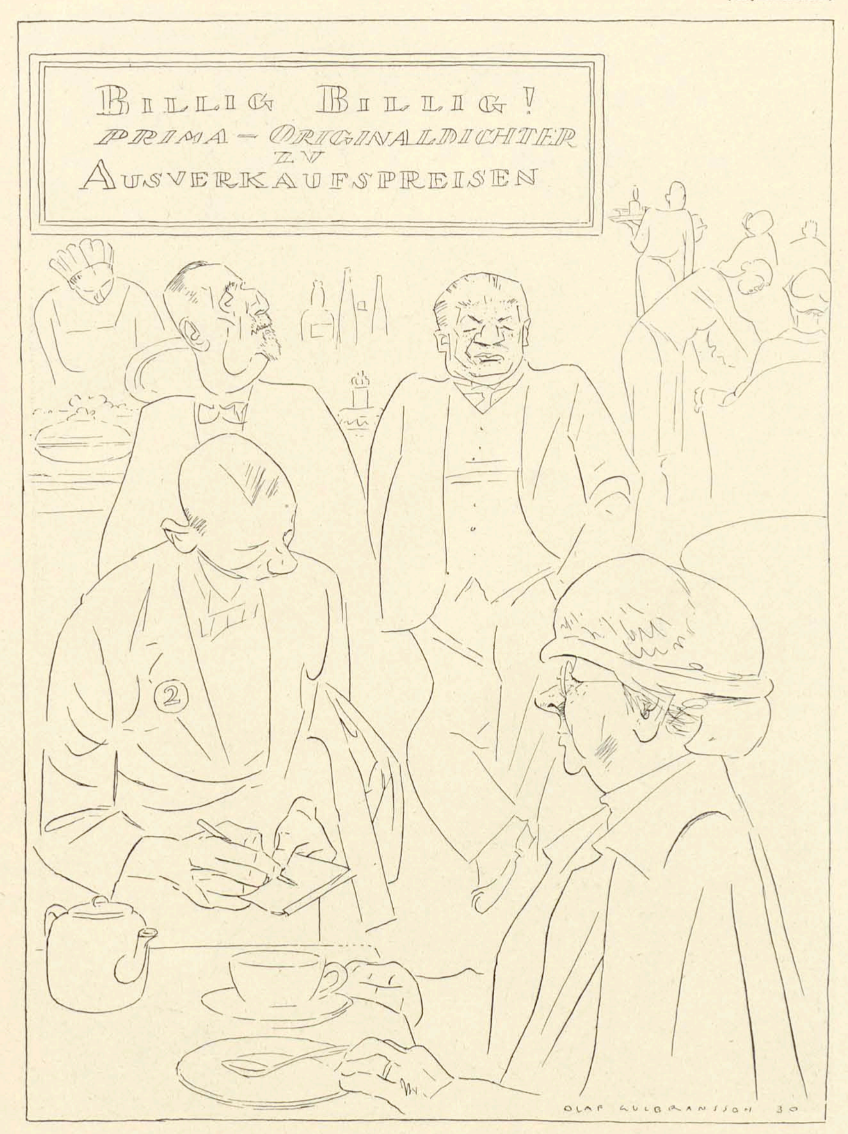
Nur ER allein ist wahrhaft patriotisch
und wahrhaft deutsch und wahrhaft vaterländ'sch,
und jeder Pazifist ist glatt idiotisch:
ein schlapper Hund und Zweiter-Klasse-Mensch!

Man glaubte doch ... Nun schrickt man auf und reibt sich
die Stirn und denkt, man sei noch nicht erwacht —:
ist ER das nicht, der sich zur Zeit in Leipzig
selbst vor dem Reichsgericht so mausig macht??

Und nur in einem Punkt hätt' sich ein früherer
„Offsier" wahrscheinlich anders aufgeführt:
mit einem ehemal'gen Tapezierer
hätt' er aus Standes-Rücksicht nicht paktiert — — —

Billige Dichter-Woche bei Karstadt

(Olaf Gulbransson)



„Wünschen Sie zum Tee ein Stück Kuchen oder ein Autogramm von Heinrich Mann?"

Virgils Zweitausend-Jahr-Feier

(Wilhelm Schulz)



„Erlassen Sie zur Feier meines Geburtstages eine Amnestie, lieber Duce! Von jetzt ab soll kein Schüler mehr gezwungen werden, mich zu lesen!"

Herbst 1930

Jetzt muß man mit Neid an Zugvögel denken.
Manchmal sieht man sie durch herbstklare Luftregion
die Route nach südlichen Stationen lenken —
sie wünschen sich fort, und da fliegen sie schon.

Sie haben es gut, während unsereins
mit bescheidnem deutschem Gemüte
sich freut am Gedeihen des Hakenkreuzvereins
und der Brotzeitlosenblüte.

Sie tragen zu den Pyramiden von Gizeh
keinen Kater von den deutschen Reichstagswahlen.
Sie reisen gratis und franko davon vor dem Schnee,
ohne Young-Bahn-Tarife zu zahlen.

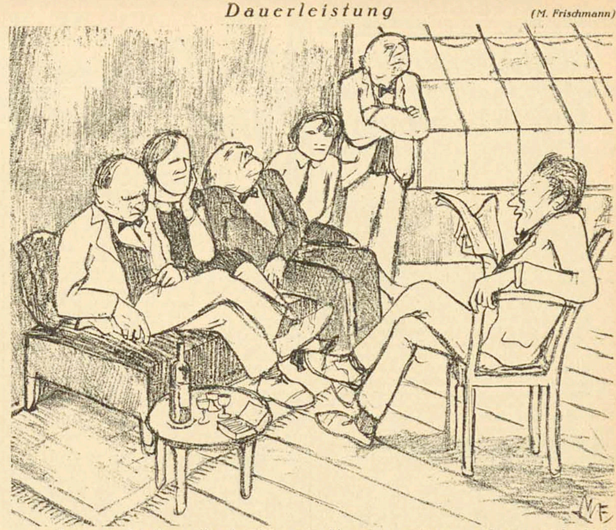
Sie werden in der Sahara und am Nil
weder Reichswehr noch Hakenkreuz vermissen.
Denn sie leiden nicht an patriotischem Gefühl,
nur der Mensch wird mit sowas beschissen.

Wenn es Frühling wird, kommen sie retourgeschwirrt,
um sich luftige Nester zu bauen.
Wir werden uns bis dahin, wenn es lustvoll wird,
um Adolfs Schnurrbärtchen hauen.

Walther C. F. Lierke

Dauerleistung

(M. Frischmann)



„. . . und nun sehe ich Ihnen allen den dringenden Wunsch an, mein ganzes Drama, unabgelenkt von der stofflichen Spannung, noch einmal rein künstlerisch zu genießen."

Literarische Geschichten

Der Wiener Schriftsteller traf am Morgen nach der verunglückten Uraufführung seines Stückes im Burgtheater einen namhaften Kritiker.
„Warum sind Sie gestern nach dem zweiten Akt gegangen?" fragte der Dichter beleidigt.
Der Kritiker erwiderte: „Weil ich es unhöflich gefunden hätte, schon nach dem ersten Akt zu gehen."

•

Anita Loos, die amerikanische Schriftstellerin, unterhielt sich einmal mit Mencken über die amerikanische Frau.
„Ich finde", sagte Mencken, „äußerst wenig Qualitäten in der Durchschnittsamerikanerin."
„Zwei Qualitäten hat jede Durchschnittsamerikanerin bestimmt", sagte Anita Loos. „Erstens nämlich ihre Schönheit und zweitens ihre Dummheit."
„Wieso ist Dummheit eine Qualität?"
„Nun, die Schönheit brauchen wir, damit die Männer uns lieben. Und die Dummheit brauchen wir, damit wir imstande sind, die Männer zu lieben . . ."

Die Eierkuchen / Eine Schwabinger Angelegenheit von Rudolf Nutt

Die Maler Wünke und Rohndorf führten gemeinsamen Haushalt, aber sie arbeiteten getrennt, das heißt, Wünke arbeitete allein. Rohndorf hatte eine äußerst empfindliche Seele und konnte Kritik so wenig vertragen wie ein Kanarienvogel einen Aufenthalt im Aquarium. Und da der Pinsel der erste Appell an Kritik ist, faßte er lieber gar keinen an und begnügte sich mit der Vorstellung, ein großer Meister zu sein.
Für Wünke hingegen schien die Kritik der Nähr-

(Schluß auf Seite 342)

SOEBEN ERSCHIEN

Karl Benno von Mechow

Das Abenteuer

Ein Reiterroman aus dem großen Krieg

1.–5. Auflage

Umschlag- und Einbandzeichnung von Friedrich Kremer

Geheftet 4.50 Mark, vornehm in Leinen gebunden 7 Mark

Einer, der dabei war, Karl Benno von Mechow, von dem wir das schöne, erdhafte Buch „Das ländliche Jahr" haben, einer, der Erde und Leben zu schätzen weiß, aber auch ein brennendes, junges Herz, schreibt uns hier den großen Reiterroman des Weltkrieges, nüchtern, nackt, jungmännlich und ritterlich. Er spricht nicht über das, was selber spricht, aber es spricht eben alles bei ihm selber, der ganze, wirbelnde Tanz, den das Leben mit dem Tode tanzt . . . Und jener lebensrettende Humor spricht mit, den jeder rechte Soldat in der Patronentasche tragen muß. Doch die stolzesten Fahnen dieses Buches neigen sich vor Kameradschaft und Führertum, das sind des Dichters große Kriegsgewinne! Jenen Rittmeister, den sie Lux nannten, werden wir alle nicht mehr vergessen, nicht nur die, die hinter ihm ritten und dann schweigend an seinem Grabe vorüberzogen . . ., jenen, der so heiß und durstig lebte, und doch nicht um sein Leben zitterte. Solche Führer, solche Kameraden machen dieses Buch zu einem Trutzlied wider den Tod, zu einem weit über diese Zeit hinausschallenden, denn „Abenteuer ist überall zwischen Geborenwerden und Sterben".

Früher erschien:

Das ländliche Jahr

Roman. 4.–6. Auflage

Umschlag- und Einbandzeichnung von Friedrich Kremer

Geheftet 6.50 Mark, geschmackvoll in Leinen gebunden 9 Mark

Dieser erste Roman eines neuen Autors bietet etwas Eigenartiges, Wertvolles. Sehr schlicht ist die Handlung, ländliche Arbeit im Rund des Jahres, Erfahrungen, die ein junger Inspektor in seinen ersten Stellungen macht. Nichts Sensationelles, nicht einmal eine Liebesgeschichte. Aber die Probleme, um die es hier geht, sind wirkliche; die Menschen sprechen und denken wie wirkliche Menschen. Es wird ein Stück Leben in die dichterische Darstellung gebannt, das bisher unbeachtet blieb. Wir haben viel zu erwarten von Mechow. (Breslauer Zeitung)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Albert Langen / München



TOD oder ZUCHTHAUS

bedroht jede Frau, die die Folgen ihres Verkehrs zu beseitigen sucht. Der bekannte Frauenarzt Dr. Holländer gibt in seinem Buche **„Die Vorbeugung der Empfängnis"** und die **Verhütung der Schwangerschaft,** dazu **„Die Geburtenregelung"** von Prof. Joh. Ferch wertvolle Ratschläge. Ein für Ehe- und Brautleute unentbehrliches Buch. Beide Bände nur **M. 5,–.** Scheuen Sie die kleine Ausgabe nicht, sie macht sich reich bezahlt. Nur zu beziehen durch den

Buchverlag A. Möller, Abt. Sort. 7
Berlin-Charlottenburg 4, Schließfach

Bücher sind Gefährten!

Nichts Menschliches

bleibt Ihnen fremd, durch alle Höhen und Niederungen körperlichen und geistigen Liebens und Lebens führt Sie das fesselnde Studium der Kultur- u. Sittengeschichte. Mit Offenheit werden Dinge besprochen, über die die Gesellschaft schweigt, deren Kenntnis aber für jeden von uns von eminenter Bedeutung ist.

Anhängender Gutschein berechtigt gereifte Interessenten zwecks Orientierung zu unverbindlich. **Gratisbezug** der Hauszeitschrift „FACKEL-CHRONIK".

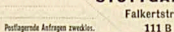


Gutschein Nr. 1

Fackelverlag Stuttgart, Falkertstraße 111 B.

Senden Sie mir bitte die „Fackelchronik" kostenlos und ohne Verpflichtung für mich

Name u. Vorname: ....
Beruf od. Stand: ....
Ort und Datum: ....
Genaue Adresse: ....
Alter: ....



Postlagernde Anfragen zwecklos.

FACKELVERLAG STUTTGART
Falkertstraße 111 B

PRIVATDRUCKE

auch Photos, wirkliche Seltenheiten.
Prospekt gratis.
FAUN-VERLAG, WIESBADEN (J)

Neues Wiener Journal
Eigentümer: Lippowitz & Co.
Das österreichische Weltblatt.
Wiens interessanteste Tageszeitung.

(Schluß von Seite 341)

boden des Schaffens zu sein, und er konnte Rohndorfs beißende Bemerkungen als Düngemittel einfach nicht entbehren.

„Wenn ich deine elenden Schinken verkitsche", sagte Rohndorf, „so ist mir zumute wie einem Verkäufer, der durchschwitzte Holzknechtsocken als feinstes englisches Kammgarn anpreist."

Obschon Wünke auf diese Weise leidlichen Absatz hatte, lag seine Hauptstärke doch in der Kochkunst. Nicht daß er gewaltige Vorbereitungen getroffen hätte, sein Hauptinstrument zur Herstellung des Gaumenkitzels war die Pfanne, und in der Bereitung von Eierkuchen war er unerreichter Meister. Rohndorf liebte exzentrische Vergleiche, und die goldgelben rundlichen Dinger erinnerten ihn irgendwie an schlummernde blonde Mädchen. Bei seiner empfindlichen Seele war er über jeden atavistischen Kannibalismus erhaben, und es tat ihm eigentlich leid, sie zu essen. Aber wenn er blonde Mädchen nicht so gern gehabt hätte, wäre er sicher der ewigen Eierkuchen überdrüssig geworden.

Rohndorf hatte am Nachmittag zehn Mark einkassiert und sich als Lohn seiner Mühen einen tüchtigen Dämmerschoppen in der „Brennessel" geleistet. Aber nun saß er hungrig wie ein Wolf am Tisch, während Wünke, anstatt nach der Pfanne und den Eiern zu greifen, pfeifend die restlichen vier Mark in der Hosentasche klimpern ließ.

„Nun fang doch endlich mal an, du Idiot!" brüllte Rohndorf schließlich, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Ich laufe mir den ganzen Nachmittag die Hacken ab, um diese vier Mark aufzutreiben, und du steckst sie ein und klimperst damit."

„Mensch, du bist ja wahnsinnig gereizt heute. Ich verstehe nur nicht, daß dir der Kerl vor Angst keine fünf gegeben hat."

„Kassier d u ein!" antwortete Rohndorf, streckte die Beine auf den Tisch und versenkte die Hände in die Hosentaschen.

Wünke verlor seine gute Laune nicht. Vier Mark waren vier Mark. Er fing an zu arbeiten. Fünf Eierkuchen wurden schweigend hergestellt, aber beim sechsten wagte Wünke die freundliche Aufforderung an Rohndorf zu richten: „Na, Messer und Gabeln könntest du wenigstens schon zurechtlegen."

Rohndorf schwoll die Zornesader. Er sprang auf. „Das wird ja immer toller! Das wird mir denn doch zu dumm! Meinst du, ich wäre dein Sklave?"

„Na, hör mal . . ."

„S c h l u ß!" brüllte Rohndorf, setzte seinen Hut auf, ging und schlug krachend die Korridortür zu.

Wünke stand einen Augenblick perplex da, stürzte dann hinter ihm her und rief zum Stiegenhaus hinunter: „Herrgottsakramentnochmal, friß doch wenigstens die Eierkuchen auf, ich kann sie doch nicht allein vertilgen!"

Rohndorf blieb stehen, schaute hinauf und ging wieder nach oben. Der Hut auf dem Kopf, schlang er zornentbrannt fünf Eierkuchen hinunter, stand auf und stürmte hinaus.

Sie gingen acht Tage aneinander vorbei wie geschiedene Eheleute. Am neunten versöhnten sie sich durch den gleichzeitigen Zuruf: „Rindvieh."

Wünke schwang wieder die Pfanne, aber er machte keinen Versuch mehr, Rohndorf als Sklaven zu behandeln.

Lieber Simplicissimus!

Der Verleger Pick sagt erregt zu seinem Kompagnon Pack: „Wir müssen den Reisenden Samu Mileck hinausschmeißen."

„Wieso, was hat er denn getan?" fragt Pack.

„Er erzählt unserer Kundschaft, ich wäre ein Hornochse."

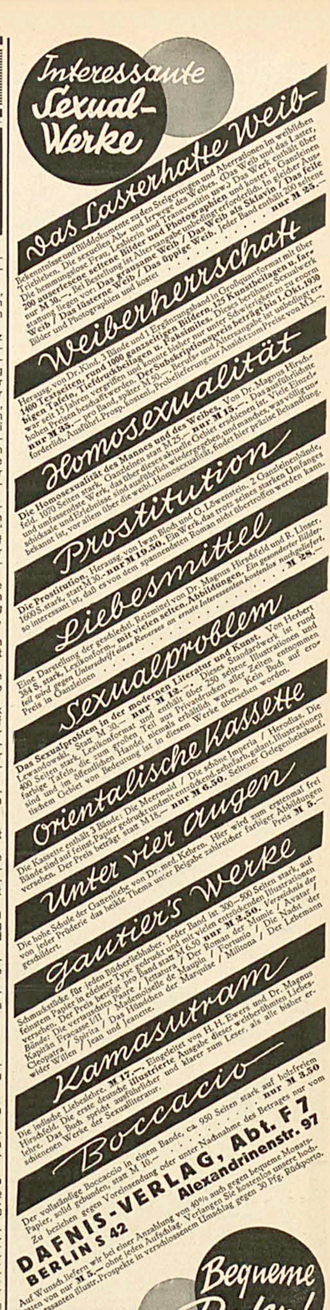
„Nu, was sollen wir ihn deswegen gleich rausschmeißen! Ich werde mal ernstlich mit ihm reden und ihm sagen, er soll in Zukunft keine Geschäftsgeheimnisse mehr ausplaudern . . ."



Amor und Psyche als Buch mit 32 reizenden Bildern . . . M. 3.–
32 Bilder allein in Mappe M. 1.50
Schönheit im Geschlechtsleben 3 Bände illustriert . . . M. 5.–
Stekel, Sadismus und Masochismus . . . . M. 30.–
Schertel, Der Flagellantismus, Neuerscheinung . . . . . M. 24.–
Frusta, Flagellantismus und Jesuitenbeichte . . . . M. 4.–
Liebe in Unnatur . . . M. 2.–
Ferch, Geburtenregelung (§ 218) . . . . M. 2.50
Urbantschitsch, Die Probeehe M. 4.–

Gegen Voreinsendung in Einschreibebrief oder Postscheckkonto Leipzig 84385. Alle neuesten sittengeschichtl. Werke stets lagernd. Interessante illustr. Prosp. — auch über Bilder — geg. Doppelbriefmarken.

EOS-VERLAG, WIEN 18, Sternwartestraße 18.



Differenzierung

(M. Frischmann)



„Halten Sie das Paar in Abteil 10 eigentlich für verheiratet, lieber Doktor?“ — „Ihn schon, aber sie nicht!“

Die Vagabundin / Von Joe Lederer

Meine vier Koffer sind mit bunten Marken beklebt,
Hotel Royal, Siena, Nizza, Grand Hotel, Berlin,
Dover, Ragusa, — ich habe viel erlebt
und viel vergessen. Ich weiß nie, wo ich morgen bin.
Addios, bon voyage, Madame. Ich reise.
Ich kenne die Autostraßen, Kursbuch und Abschiedskuß.
Ich kenne die Wartesäle, im Winter, auf dunklen Stationen.
Den Zimmernachbar, der nicht schlafen kann.
Einmal, in Rom, fiel nebenan ein Schuß ...

Ich liebte einen Mann, er hieß Henry,
ich traf ihn unterwegs und mußte weiter.
So ist das Leben. That's life. C'est la vie.
Fahrkarte, Koffer, immer geht ein Zug.
Lebwohl, Chéri, when we shall meet again?
Hotel Royal, Hotel Bellevue. Ich hab' genug.
Alle Menschen sind fremd, namenlos, ohne Gesicht.

Alle Städte sind gleich. Ich will nichts mehr sehn.
Mir sind Zimmernummern und Eisenbahnschienen verhaßt.
Ich will einen Schrank, der feststeht und mir gehört,
o mamma mia, eine kleine Rast ...

Ich will daheim sein. Das ist mein liebster Traum.
Ach, irgendwo daheim! Ich brauche nicht viel Raum,
my home is my castle. Ein kleines Tier, das mich liebt!
Mein Tisch! Mein Fenster! Anrecht auf einen Baum!
Ich weiß ja, daß es das alles gibt.

Die Räder rollen. Rauch. Schien je ein Stern?
Wem Gott bestimmt, im Wagon-lit zu leben,
der lebt nicht gern.

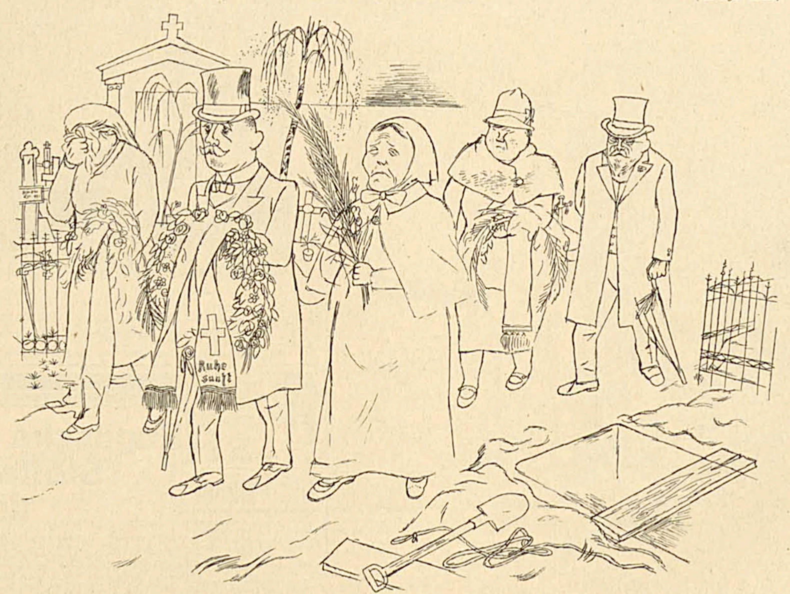
Die verehrlichen Leser werden gebeten, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus“ beziehen zu wollen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Letzte Instanz

(George Grosz)



„Jetzt kann er si glei beim Himmivata selber beschwer'n, mei armer Mann, daß' eam auf Erden sein Gehalt kürzen hab'n woll'n!"

Frau Nuschkes Scheidungsgründe / Von Max Marschall

„Frau Nuschke, nicht wahr? Bitte Platz zu nehmen; so, nun erzählen Sie mal, was Sie auf dem Herzen haben."

„Wissen Se, Herr Rechtsanwalt, wenn ick det allens azehlen wollte, wat ick uff'n Herzen habe, denn hätt ick ma missen 'n Hausschlissel instechen."

„Na denn fassen Sie mal kurz zusammen, was Sie wünschen."

„Ick wer ma sojar sehr kurz zusammfassen, jeschieden will ick sind."

„So, so, na dann müßte ich ja wohl doch erst Näheres hören, warten Sie mal, es sind keine Klienten mehr da, also denn man los."

„Also, Herr Rechtsanwalt, valiern Se man nich de Jeduld, ick muß ma 'n bißken sehr vabreitern, damit Sie im Bilde sind. Die Sache is die: ick war bis vor 'n jutet halbet Jahr nich vaheirat un hab' ma janz jut mit meine zwei Kinder durchjebracht."

„Erlauben Sie, Frau Nuschke, wenn ich recht verstanden habe, — — —"

„Ick weeß schon, wat Sie saren wolln, det will ick Ihn ja jrade klarmachen. Sehn Se, erst bin ick jejen neun Jahre mit een jejangen, davon is nu die erste, die Anni, jetzt isse bald vierzehn, 'n janz proppret Mächen; denn ha'ck ma richtich valobt, aber mit 'n andern, det dauerte finf Jahre, un davon is de Liselotte, die is jetzt achte, un denn hatte ick jenuch von de Männer un lebte mehrere Jahre alleene aber zufrieden mit meine beeden Mächens, bis ick uff den ollen Nuschke jestoßen wurde."

„Gestoßen bin, Frau Nuschke."

„Ick sagte jestoßen w u r d e, un det is richtich, ick w u r d e jestoßen, det steht nu bombenfest. Sehn Se mal, ick sagte ja schon, det ick mit die Männer janischt mehr in Sinn hatte, aber da warn nu die Nachbarn, det jing den janzen Dag: ‚Sehn Se mal, Schmidten', so hieß ick nemlich als Jungfrau, ‚da is doch der olle Nuschke in't Nebenhaus, det is doch noch 'n janz ansehnlicher Mann mit seine finfunsechszich, hat seine scheene Rente; er heert ja 'n bißken schwer, eijentlich so jut wie janich, aba det hat valleicht ooch wieder sein jutet', un so jing det nu in eene Tour, bis ick mirbe wurde, ick dachte, mit die Rente könnt' ick ma ja det Leben 'n bißken leichter machen, also wat soll ick Ihn saren, eenes scheenen Dages hatt ick 'n uff'n Halse, det is nu zirka so'n halbet Jahr her."

„Na, das war ja ein kurzes Vergnügen."

„Vajnüjen nenn Se det? Sie sind ja 'n kleener Schäker, Herr Rechtsanwalt, Sie kenn so bleiben, Vajnüjen! Ja vor den ollen Nuschke, det kann stimm, na ick kann Ihn saren, det is ja so 'n richtijer Kaso, na wie heeßt denn der Lebejreis aus det Altertum?"

„Sie meinen wohl Casanova?"

„Ja, jrade den meen ick, aber der Nuschke det is nu 'n Casanova von die dollste Sorte, ick habe nu wirklich jedacht, bei so 'n ollen Mann, da wer'ck det nu schön ruhig un jemütlich ham, aba wat jloom Se woll, Herr Rechtsanwalt, na ick bin jewiß nich schüchtern, aba wie der Olle — — — ne, det kann ick janich laut saren."

Frau Nuschke flüsterte eine Weile dem Rechtsanwalt ins Ohr.

„Ja, verehrte Frau Nuschke, das ist ja allerdings erstaunlich, aber ob das als Scheidungsgrund — — —"

„So, un det mit die Ziehharmonika?"

„Ziehharmonika???"

„Na ja doch, denken Se denn, det wär allens, det Scheenste kommt ja erst noch, passen Se bloß uff. Ick sagte ja schon, der olle Nuschke heert so jut wie janischt, det heeßt mit seine bloßen Ohren, aber da hat a nu von de Fürsorje so 'n Heerapperat jekricht, womit a janz jut heeren kann, aber den träjt a in de Hosentasche, weil er'n schonen will. Nu heert det olle Kanickel, wenn a nich w i l l, j a n i s c h t, un wenn a mal n i s c h t heeren soll, d e n n hat 'an Apperat an de Ohren, un denn spielt'a 'n Varickten. Det Theata mißten Se ma mitmachen, Herr Rechtsanwalt."

„Aber was ist mit der Ziehharmonika?"

„Kommt jleich ran, ick hab' Ihn ja jesagt, det ick sehr ville uff'n Herzen habe. Also passen Se uff, der Olle heert nischt, hat keen blassen Schimmer von Musike un hat doch richtich de Fürsorje so lange jedremmelt un jepiesackt, bis se ihn sein ‚s e h n l i c h s t e n W u n s c h', wie a sich ausjedrickt hat, e r f ü l l t e n un ihn zu Weihnachten so 'ne Ziehharmonika anjewiesen ham.

Nu machen Se sich bloß een Bild, sitzt det taube Jestelle, den Heerapperat in de Hosentasche, un nuddelt den janzen Dag uff die Ziehharmonika rum, dabei heert a nischt, hat keenen Dunst von Musike oder irjendeene Melodie, ick sare Ihn, det is reene zum Wänderuffkrauchen; un sagt man wat, det heeßt, wenn a so jut is, den Heerapperat aus de Tasche zu nehm, denn spielt a wieda 'n Varickten, un so jeht et nu Dag vor Dag, un wenn ick abends janz kaputt ins Bette krieche, denn issa ooch wieder da, na ick hab' Ihn ja vorhin int Ohr Bescheid jestochen, un hinter meine Anni issa ooch schon her; na, wenn det nich jenuch vor 'n Scheidungsjrund is, denn feif ick uff de janze Republik, un denn jibt et nächstens een Unjlick bei Nuschkens."

„Na, man ruhig Blut, Frau Nuschke, wir wollen die Sache schon kriegen."

„Aba noch vor die Jerichtsferien, Herr Rechtsanwalt!"

Bűhnen-Problematik

(E. Thőny)



„Schrecklich diese ewigen Schauspielerinnen-Selbstmorde! Wenn man leben bleibt, wirkt es direkt als Originalitätshascherei!"

Melancholie

(J. Fenneker)



„Glaubst du denn wirklich, daß deine Eltern gar kein Kind haben wollten?“ – „Sicher nicht, ich fühle mich immer so unbeabsichtigt auf der Welt.“

Idyll am Kamin

Von Wladimir Asoff

Sie saßen zu zweit im tiefen Großvaterstuhl am Kamin, in dem langsam die Glut starb. Bläuliche Dämmerung schlich durch das tüllverhängte Fenster. Er war in einem weichen seidenen Pyjama, sie in einem molligen rosafarbenen Negligé. Wie ein müdes Kätzchen hatte sie sich auf seinen Knien zusammengerollt.

„Schatz“, sprach er innig, und seine Hand fuhr liebkosend über das Köpfchen mit dem kurzgeschnittenen Haar.

„Geliebter“, flüsterte sie, indem sie sich fester an ihn schmiegte.

Im Kamin verglommen die letzten Scheite.

„Sag mir, Geliebte“, fragte er leise, „wäre es nicht schön, wenn wir zu dreien wären?“

„Gewiß wäre es herrlich“, flüsterte sie zurück.

„Stell dir vor“, fuhr er mit wachsender Begeisterung fort, „daß in diesem Augenblick, auf diesem weichen, flauschigen Teppich, zu unseren Füßen, ein winziges Geschöpf mit unschuldigen sanften Augen spielte ..., ein wehrloses kleines Geschöpf, das mit allen Kräften seiner kleinen schlummernden Seele nach unseren Liebkosungen verlangt ...“

„Ja, Liebster, gewiß, du hast recht“, flüsterte sie.

„Du würdest es auf den Arm nehmen, du würdest es an deine Brust drücken, du würdest seinen winzigen Körper mit Küssen bedecken.“

„Ja, Liebster, ja ...“, flüsterte sie.

„Wir würden uns zu dritt so behaglich, so glücklich fühlen“, fuhr er fort. „Niemand weiter würden wir in der Welt brauchen... wir würden es hegen und pflegen, es verwöhnen ... Ich würde ihm leckere Dinge bringen, du würdest es baden und schlafen legen ...“

„Gewiß, Liebster“, sagte sie beseligt. „Ich will aber keinen Foxterrier ... sie sind zu unruhig ... lieber soll es ein Toyterrier oder ein kleiner Japaner sein ... am besten wäre ein Pekinese ...“

(Autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Bar. Rausch v. Traubenberg)

Berliner Sonntagmorgen

Leere Fernbahnzüge stampfen
Schläfrig über Vorortstraßen.
In verrußten Zimmern dampfen
Vollgefüllte Kaffeetassen.

Alte Kirchenglocken klagen
Finster durch den Regenhimmel.
Klappernd einen Bollewagen
Zieht ein dicker, grauer Schimmel.

Türen öffnen sich verschlafen.
Eimer klappern laut und heftig.
Müde, alte Höfe gaffen.
Und die Stadtbahn schnurrt geschäftig.

H. Münzel

Diskussion über ein Dienstmädchen

Von L. Rhan

Die Diskutierenden: der Hausherr, die Hausfrau, ein Gast.

„Sag' mal, Tilly, hast du dem Mädchen erlaubt zu telephonieren? Sie war nämlich ganz verlegen, als ich ins Zimmer kam.“

„Pst, sie kommt. Nimmst du noch etwas Gemüsesalat, Lu? — Ja, vor Adolf hat sie mächtige Angst. Dabei hat er sie bloß einmal tüchtig angeschrien. Da ist sie um eins nach Hause gekommen. Ich bitte dich, das Mädchen ist neunzehn Jahre alt. Aber die macht sich auch gar nichts daraus. Doch, darüber hat sie sich mal ausgesprochen zu mir. Moment mal! Marie, bringen Sie den Kognak, und sehn Sie mal die Fusseln in dem Likörglas! — Doch, so was muß man ihr vor den Gästen sagen, da ist es ihr wenigstens unangenehm.“

„Ich verstehe nur diese Vorsichtsmaßregel nicht“, sage ich, „man kann doch bis elf gerad soviel Dummheiten machen wie bis eins, nicht wahr?“

Der Hausherr lächelt überlegen und etwas gekränkt. „Mein Gott, darum handelt es sich doch gar nicht. Ich gebe einem Mädchen nicht die Flurschlüssel. Aus Prinzip tue ich das nicht. Und sie kann nicht verlangen, daß ich ihretwegen bis eins aufbleibe. Außerdem hörst du ja eben von Tilly, sie macht sich gar nichts daraus. Sie kann uns sogar dankbar sein, daß sie auf diese Weise solide bleibt und Geld spart. Alle Herrschaften kümmern sich nicht darum; bitte, angenommen, sie geht tanzen. Und da lernt sie einen kennen, und der setzt sich zu ihr, und sie muß mal rausgehn — mußt doch mit allem rechnen! — und er nimmt ihr die Schlüssel raus. Oder macht schnell einen Wachsabdruck. Man hört doch andauernd davon. Natürlich ist so ein Mädchen auch ein Mensch. Wenn auch mit gewissen Unterschieden. Sie hat übrigens ganz dieselben Rechte wie wir. Baden kann sie, wenn sie will — wenn wir gerad nicht zu Hause sind. Ich meine, das ist auch schon unseretwegen. Man will ja was Appetitliches um sich haben. Jeder Mensch soll seine Persönlichkeit behalten. Nur widersprechen darf sie nicht. Das wünsche ich nicht. Ich kann meinem Vorgesetzten auch nicht widersprechen. Aber das tut sie. Erzähl' mal das neulich mit dem Ausgang, Tilly!“

„Ja, richtig, nun geht sie schon alle Woche einmal aus und jeden zweiten Sonntag. Und da kommen neulich ganz unverhofft Meiers. Soll ich nun den ganzen Kaffee und das Abendbrot allein machen? Nein, ich sage: ‚Sie müssen abtelephonieren, Marie!‘ Macht sie mir eine Szene, ihre Schwester erwarte sie, und ihre Schwester habe kein Telephon und so. Na, ich kann doch keine Rücksicht darauf nehmen, daß ihre Schwester kein Telephon hat, nicht wahr? Und eigentlich könnte sie sich sogar freuen. Wenn Besuch da ist, kriegt sie doch immer anständige Trinkgelder. Meiers neulich haben ja nichts gegeben; die geben überhaupt nie was. Dabei fällt mir ein, wir sind morgen mit Meiers in der Oper verabredet, und nachher essen wir bei Heßler oder wo. Was machst du denn für ein Gesicht, Adolf, ist dir wieder nicht recht, was? Man verkommt ja hier, wenn man die ganze Woche nicht rauskommt. Wozu heiratet man bloß? Das sagt sogar die Marie. So 'n Mädchen hat es doch eigentlich gut.“

„Ja, glänzend“, bestätige ich, „jeder Mensch

kann nach seinen acht Stunden Arbeit anfangen, was er will, nur sie hat den Vorzug, nur einmal in der Woche weggehen zu dürfen und nur alle vierzehn Tage Sonntag zu haben, und auch nur halb." — „Aber ich bitte dich, Lu, das merkt man gar nicht, wenn man es nicht anders gewohnt ist. Außerdem braucht sie ja nicht Mädchen zu sein. Sie könnte ja in der Fabrik arbeiten. Bloß da kann sie sich nicht allein ernähren. Und hier hat sie ihren Lohn und braucht nichts für Essen und Wohnung zu zahlen. Welche Frau hat ohne weiteres vierzig Mark für sich allein?"
„Adolf, wieviel Taschengeld hat deine Frau?"
Tilly läßt ihn gar nicht erst zu Worte kommen. „Lu, du machst mich ganz nervös, unsere Marie redet nicht halb soviel von solchen Sachen wie du. Würd' ich mir auch schön verbitten. Bist du etwa neuerdings kommunistisch? Die Marie steht jetzt auch immer, wenn sie mit dem Hund runtergeht, mit so einem, der hat sogar schon mal gesessen. Aber das dulde ich nicht. ‚Verlieben Sie sich bloß nicht in so was', hab' ich ihr gesagt. Ich bezahl' doch schließlich für ihre Arbeit und nicht für ihre Gefühle. Ich meine wirklich, vierzig Mark ist doch 'ne Summe für so 'n Mädchen. Du kannst sie schließlich nicht mit mir vergleichen. Ich hab' doch ganz andere Ausgaben. Sie bezahlt sicher nicht fünfunddreißig Mark für einen Hut. Ich muß das. Übrigens arbeitet sie sich nicht tot. Nach dem Abendbrot kann sie machen, was sie will — gieß mir einen Likör ein, Adolf. Ach, Lu, klingel mal eben, dann muß sie noch eine Flasche von unten raufholen. Oder hast du sie schlafen geschickt, Adolf? Natürlich. Übrigens, um auf den Schlüssel zurückzukommen, du mußt ihr noch einmal energisch sagen, daß du ihn ihr prinzipiell nicht gibst. Sie fragt nämlich jedesmal, das ist schon fast verdächtig. Die Geschichte mit den Kavalieren und den Wachsabdrücken ist wirklich schon zu oft passiert. Wir haben ja immer einen Revolver da. Aber stell' dir vor, das Mädchen ist allein in dieser Riesenwohnung. Wenn die schläft, hört sie von nichts. Da kann die ganze Wohnung ausgeräumt werden. Wenn sie durchaus später als elf nach Hause kommen will, soll sie Privatiere werden. Übrigens hast du noch in der Bibliothek Kognak, Adolf, den werd' ich holen." — — —
Wir kamen nicht mehr dazu, länger über das Flurschlüsselthema zu debattieren. Denn zwei Minuten später stürzte Tilly wieder ins Zimmer, warf sich laut schluchzend gegen ihren Mann und wimmerte: „Einbrecher — Einbrecher —"
Als wir in das Herrenzimmer kamen, fehlten dort und in dem anliegenden Zimmer die Teppiche, die Silberleuchter, die Pelze, die eingemottet im Schrank gelegen hatten, und alles, was irgend tragbar war.
Marie fanden wir schnarchend im Bett. Und zu meiner Freude entdeckten wir, daß offenbar kein Wachsabdruck von dem vielumstrittenen Schlüssel gemacht worden war. Denn die Tür war mit einem ganz gewöhnlichen Dietrich erbrochen.

Kleine Komödie in Leipzig

Man muß dem Menschen eine Chance geben,
denn seine Chance ist des Menschen Glück.
Drum läßt man Adolf kühn die Schwurhand heben
vor dem Gericht der deutschen Republik.

Er schwört, er sei legal bis in die Knochen.
Er schwört, er sei – bei Gott – verfassungstreu.
Er schwört, er habe nie sein Wort gebrochen.
(Und wenn er's tat, war weiter nichts dabei.)

Er schwört, er werde nie im Leben putschen.
Er schwört, kein Lämmlein sei wie er so rein.
Er schwört, er werde ganz von selber rutschen
in das verheiß'ne Dritte Reich hinein.

Er schwört, er sei antiparlamentarisch.
Er schwört, er kämpfe nur im Parlament.
Er schwört dreiviertel Hekto-liter-arisch.
Er schwört, es gebe Feuer, das nicht brennt.

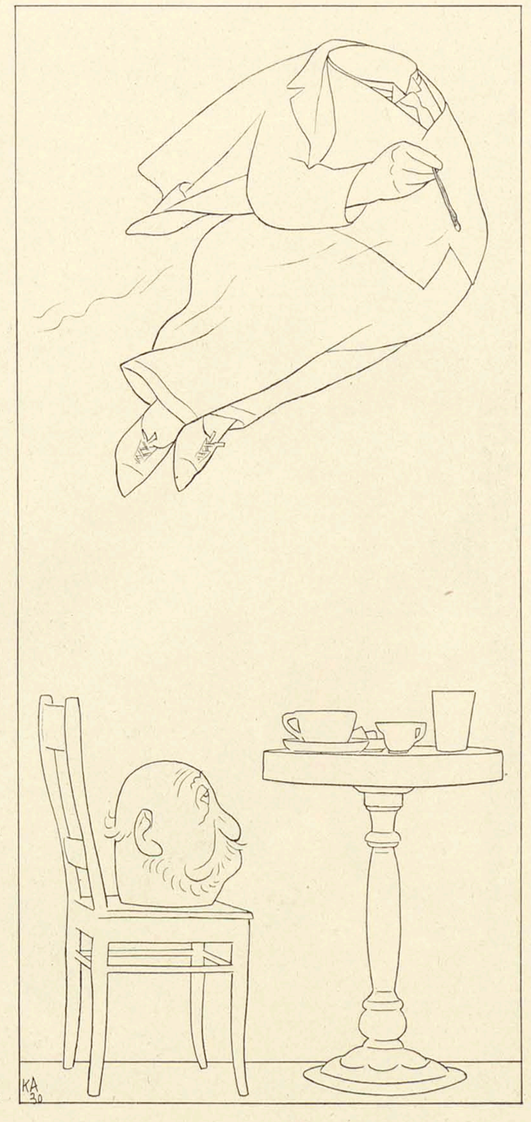
Er schwört, er folge treulich den Gesetzen.
Er schwört, er wolle keinen Rachekrieg.
Er schwört, Verträge seien bloße Fetzen.
Er schwört von Pulverdampf und Heil und Sieg.

Er schwört vor einem Dutzend roter Roben.
Er schwört als deutscher Mann und deutscher Christ.
Nun weiß der deutsche Gott im Himmel droben,
daß Adolfs Unschuld,
ja, Adolfs U-unschuld
sogar schon reichsgerichtsnotorisch ist.

Hans Seiffert

O du mein Österreich!

(Karl Arnold)



„Alsdann, bittesähr, warum soll's beileifig ohne Ballast nicht noch leichter aufwärts gehn?"

In Berlin W Gemüt die große Mode!

(E. Schilling)

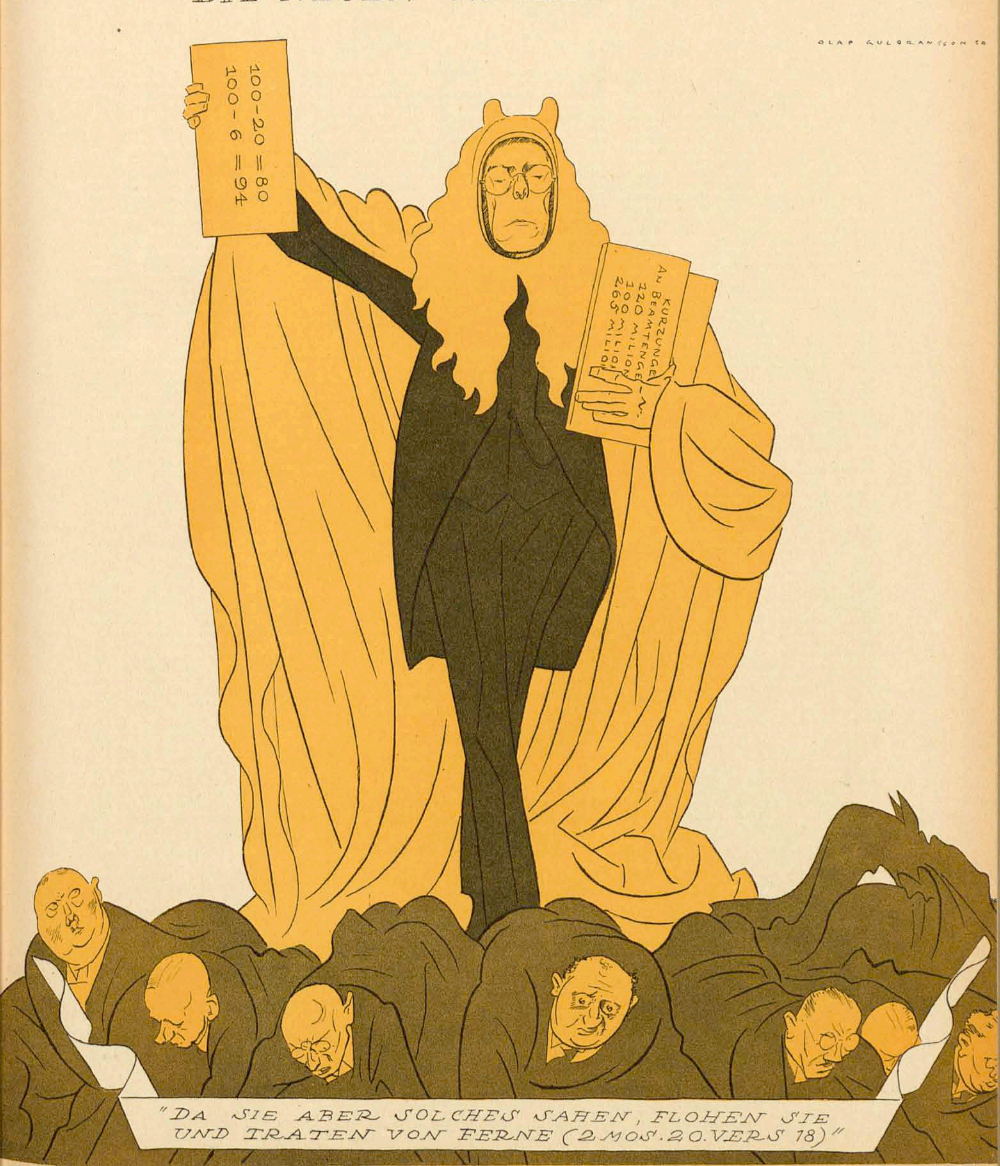


Bankier Wendriner hat in Polzin eine Original-Urgroßmutter entdeckt, bei der man es noch lernen kann.

Stuttgart, 20. Oktober 1930 · Preis 60 Pfennig · 35. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS

Brüning bringt seinem Volke die neuen Gesetzestafeln



„Da sie aber solches sahen, flohen sie und traten von ferne (2 Mos. 20. Vers 18)"

Programme / Von Karl Kinndt

Jedes Jahr verkünden mit Tamtam
die Berliner Bühnen ihr Programm,
und man liest es hochbeglückt,
stolz und froh:
„Dies Programm", sagt man und nickt,
„hat Niveau!"
— — Wenn die Frühjahrswinde wehn,
hat man nischt davon gesehn.

Auch vor jeder neuen Reichstags-Wahl
siehst du Silberstreifen sonder Zahl.
Schlaflos wälzt man sich bei Nacht,
wem man woll
mittels Stimmzettels die Macht
geben soll —?
Nachher war's mal wieder nischt,
und der Silberstreif erlischt —

Darum schlag zu Adolf Hitler dich,
denn was der verspricht, verstehste nich,
und dann biste hinterher
nicht enttäuscht,
wenn er weiter inhaltsleer
brüllt und kreischt.
Quatscht er Bockmist Taach für Taach,
hält er doch, was er versprach!

Dialog der Liebe / Von Hermann Kesten

Später sagten sie: „Hätten wir es gewußt . . ." Man muß unterscheiden. Viele wissen gar nicht, was sie leiden macht, daß sie schreien müssen oder weinen oder sterben. Es gibt die natürlichen Leiden, die Gott uns schenkte. Und das ganze Leben ist vielleicht nur ein Krankheitsprozeß? Aber man kann den Göttern nicht entrinnen. Doch die Schmerzen, die brennenden Schmerzen, die uns die schlechten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft zufügen, erscheinen uns überflüssig.
Sie hieß Gertrud Baum, war achtzehn Jahre alt und einzige Tochter eines pensionierten Amtsrichters. Er hieß Benno Busch und war Buchdrucker, dreiundzwanzig Jahre alt, eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und Atheist. Er liebte den Frühling, die langen feuchten, verschwebenden Tage des Herbstes und den Duft des frisch gemähten Heus und der nassen Wiesen im Sommer. Ferner liebte er Gertrud. Das Ganze war eine simple Liebesgeschichte. Sie hatten sich in einem Konzert kennengelernt. Die Musik führte sie aus den Gruben des Taglebens heraus und eröffnete ihre Seelen, sie sahen sich um, erblickten sich und hielten sich für Wunder. Da es Vollmond war, küßten sie sich hinter der Kirche im Schatten gotischer Pfeiler.
Es wäre zur Ehe gekommen, zu Kindersegen, betagtem Alter etwa, zu Glück im Winkel, stillem Heim, Häuschen mit Gärtchen davor und sanftem Tod in Frömmigkeit vielleicht und stillem Verlöschen, hätte nur Gertrud sich nicht gesträubt. Bewogen durch die Nützlichkeitsmoral bürgerlicher Geschlechtskonventionen, versagte sie sich dem heftig Begehrenden.
Statt, daß die Natur, produktiv wie stets, zur Schwangerschaft Gertrudens geführt, ein Kind die sozialen Klassengegensätze gelöscht und die Menschheit vermehrt hätte, Menschlichkeit eingekehrt wäre in die Familie Baum, stürzte das Mädchens bewährte Tugend beide Familien, die Busch, die Baum, in Reue und Unglück.
Amtsrichter Baum, Gertrudens Vater, war ein „Charakter". In unserer nackten Zeit bartloser Mode trug er Vollbart. In unseren lauten Tagen der rasenden Selbsterfüllung predigte er: man müsse der Welt genugtun und forderte von seiner Familie, ihr Leben solle um seines kreisen wie Planeten um Sonnen. Er war siebzig Jahre alt und trat auf, als habe sein Leben erst begonnen.
Er schrieb dem aufstrebenden jungen Mann folgenden Brief: „Herrn Benno Busch. Ihr proletarisch Geschlecht paßt nicht in bürgerlichen Schoß. Gott hat nicht Mauern aufgerichtet zwischen Klasse und Klasse der Menschheit, damit ein Wicht sich überhebe. Bedenken Sie, Gottes erste Tat war Scheidung, Trennung, Grenzung. Er schied das Licht vom Dunkel, das Feste vom Feuchten, den Proletarier vom Bürger, die Erde vom Himmel. Da wir gefestet im Rechtsstaat leben, wird Ihnen hiermit aufgetragen, künftigen Verkehr mit meiner einzigen Tochter, mit Namen Gertrud Baum, zu unterlassen, widrigenfalls Sie unter Anwendung von Polizei und Staatsgewalt in Ihre Schranken zurückgewiesen werden. Amtsrichter Baum."
Des jungen Mannes erster Gedanke war: Ich verdiene fünfzig Mark mehr, als dieser entlassene Amtsrichter Pension empfängt. Sein zweiter Gedanke: Gertrud. Dieser Gedanke war schmerzhaft süß. Sein dritter Gedanke war: Es ist aus. Da er nur ein durchschnittlich begabter Mensch war, waren drei Gedanken hintereinander das Höchstmaß seiner Leistung. Er fühlte sich seelisch erschöpft und weinte vor Wut, Demütigung, Hilflosigkeit, Liebe und Mitleid mit sich.
Es war an einem Sommerabend. In einer Stunde traf er die Geliebte. Sie wollten auf einem nahegelegenen Teich am Rande der Stadt rudern. Der Abend war schwül, das Gewölk des Himmels zerrissen, einzelne Sterne blitzten. Gertrudens Herz schwoll vor dunkler Ahnung, Bennos Aussehen war düster wie das von Verschwörern. Sie hinterlegten drei Mark fünfzig und bestiegen einen Kahn.
Sie saßen eng zusammen auf der niedern Ruderbank, jeder führte ein Ruder; der Abend dunkelte über dem Wasser; die Wärme ihrer Körper verschmolz; die Wogen rauschten unter den Schlägen der Ruder und blinkten weißlich.
Gertrud hatte Kenntnis vom Gewaltschritt ihres Vaters. Er hatte, durch dritte Seite vom Liebesverhältnis benachrichtigt, die Aufbegehrende schon am Tage zuvor heftigst gescholten und sie ernstlich darauf hingewiesen, daß er ihr Vater sei. Beim Scheine zweier Zündhölzchen las sie den Brief des Vaters. Wortlos begann sie schwer zu schluchzen. Als Benno, durch ihren wahren Kummer verführt, sich intimere Liebkosungen als je erlaubte, duldete es die immer noch leise Weinende wie im Gefühl der Einmaligkeit dieser Stunde und als sei angesichts des Schicksals alles erlaubt.
Bei der schwankenden Lage ihres Gefährts wagte er nicht das Letzte. Es hätte beiden zum Heile gereicht. Denn nichts tat ihrem hochgespannten Gefühl so not wie Entladung und daherrührende Ernüchterung. Der Kahn schaukelte still über einer entlegeneren Stelle des Teichs. Die Wolken liefen vor dem Wind, die Nacht war schwer, warm und unendlich.
Gertrud sagte: „Nun ist es aus."
„Ja", erwiderte Benno, „aus, ganz aus."
„Es ist entsetzlich", flüsterte Gertrud. „Warum sind wir so unglücklich? Warum gerade wir? Wir lieben uns so." Und der Jüngling flüsterte: „Wir lieben uns so. Unser Leben hat keinen Sinn, wenn wir einander nicht mehr lieben dürfen." Das Mädchen sagte: „Unser Leben hat keinen Sinn. Es ist aus. Wir müssen sterben."
Da ward es dem armen Benno schwarz vor den Augen. Sein Gehirn, dieser kleine Apparat, begann zu schnurren in angespanntem Betrieb. Er sagte lauter als bisher: „Es muß einen Ausweg geben. Es gibt doch immer Auswege."
„Nicht immer", entgegnete Gertrud.
„Ich trete vor deinen Vater", sagte er beschwörenden Tones, „ich werfe mich vor ihm auf die Knie, ich . . ."
„Du kennst ihn nicht. Er wird dich wegen Hausfriedensbruch verklagen."
„Er muß doch einsehen . . ."
„Er nicht."
„Das einfachste Gefühl . . ."
„Ihm ist es fremd."
„Aber ich will nicht."
„Willst du mich allein sterben lassen?" fragte Gertrud.
„Aber mußt du denn sterben?"
„Kann ich ohne dich leben?"
Da verstummte der Jüngling. Schweiß brach aus seinen Poren. Da Gertrudens Hand nach seiner Wange tastete, zog er die Wange weg. Gertrud meinte, aus männlicher Scham tue er das, um die Tränen vor ihr zu verbergen. Er aber tat es aus einem plötzlich erwachten Ekel vor dieser ihm fremden Person. Wer war sie? Er versuchte es, sich ihr Gesicht vorzustellen; es gelang ihm nicht. Er dachte, ich stoße sie ins Wasser, so bin ich frei, so kann ich leben.
Da ertappte er sich bei diesem Gedanken; die Schamlosigkeit dieses Gedankens machte ihn betroffen; er dachte, bin ich ein Mörder? Er schämte sich, das machte ihn weich. Plötzlich befiel ihn tollste Begier. Er packte sie. Sie wehrte sich, stärker, schien es ihm, als es ihrer Tugend entsprach. Ahnte sie sein voriges Gefühl, scheute sie seinen verworfenen Plan? Der Kahn schwankte aufs heftigste. Beinahe wäre er umgekippt. Im letzten Moment gaben sie nach und bewahrten Gleichgewicht.
„Jetzt wäre es geschehen", sagte sie.
„Aber ich kann doch nicht schwimmen", flüsterte er empört.
„Ich auch nicht", entgegnete sie. „Sonst wäre es auch zu schwer."
Er erbleichte entsetzt. „Du denkst doch, du willst doch nicht jetzt, nicht hier . . ."
„Warum nicht jetzt, nicht hier?" sagte sie und lächelte. Trotz der starken Dunkelheit sah er plötzlich, daß sie lächelte. Dies Lächeln machte ihn unruhiger und ruhiger zugleich. Aber doch sagte er: „Das ist so feucht, oh . . ."
Da küßte sie ihn, drängte sich an ihn heran und wie in ihn hinein und hob an,

Götterkompromiß

Von Peter Scher

O Wotan überm Wolkenmeer,
wo nimmt bei deines Namens Schalle
der schlichte Mensch die Spucke her
von Stallupönen bis nach Halle?
Von Bunzlau bis nach Finsterwalde
fühlt sich der Blondling arriviert,
übt sich der doofste Schöps als Skalde,
wenn er blauäugig aufwärts stiert.

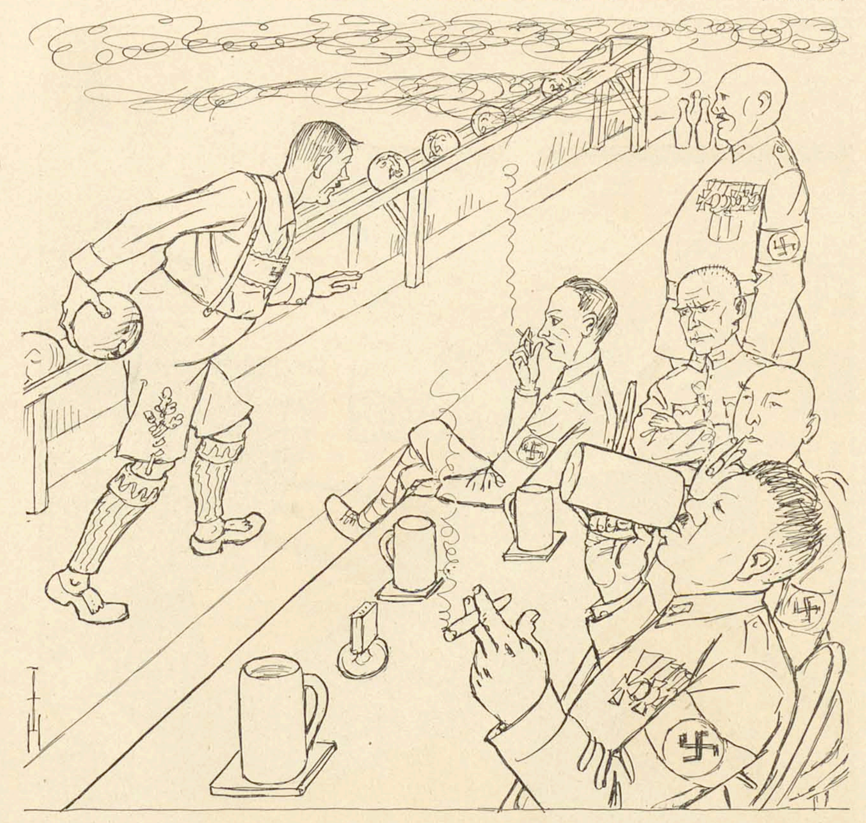
Der eingeführte liebe Gott,
der liebe Gott vom deutschen Zentrum,
empfindet nichts als bittern Spott —
schon laufen Gläubige getrennt rum:
der obere Teil beicht' noch im Stuhl,
der untre kreuzelt schon den Haken.
Welch Englein soll aus solchem Pfuhl
die Kundschaft noch zum Himmel tragen?

Der fleißige Wotan zaudert nicht,
mit Umsicht das Geschäft zu heben
und hat beim Leipziger Reichsgericht
auch schon sein Kärtchen abgegeben.
Verdrossen fand der liebe Gott,
dortselbst ja schließlich noch beeidet:
die Räte orientiern sich flott —
wie lang mich Adolf wohl noch leidet?!

Er braucht so bitter nicht zu sein,
so leicht wird doch kein Pakt zerrissen,
das renkt sich alles wieder ein,
es kommt ja doch zu Kompromissen;
von Wotan teils und teils vom Herrn
wird peu à peu was nachgegeben,
und jauchzend unterm Weihnachtsstern
wird dies Jahr sich der Song erheben:

Wotannebaum, Wotannebaum —
wie schön sind deine Blätter — —!

Nationalsozialistischer Kegelklub „Legalität" (Th. Th. Heine)



Hitler übt sich im Köpfe-rollen-lassen

auf ihn einzureden. Sie sagte: „Wir sind verloren. Wir haben keinen Weg mehr im Leben. Uns trennt alles, da wir doch untrennbar sind. Wir lieben uns so. Gibt es etwas Schöneres, als gemeinsam zu sterben, wenn man nicht gemeinsam leben darf?" Sie war achtzehn Jahre alt.

In ihnen brannte vergewaltigt das erhitzte Blut, sie fühlten sich aneinander gebunden wie von Tauen. Sie vergaßen die Welt, den Tag, die Frühlinge, die Sommer, die dauernde Sonne und künftiger Tage Glück, die Jahre, da sie einander nicht gekannt hatten. Sie vergaßen Vater und Mutter, das Praktische, das Vernünftige, das Gewöhnliche, die Angst ihrer Kindheit vor Dunkel und Ende, sie fühlten nur noch, die kühlende Feuchtigkeit des Wassers täte ihnen wohl.

Sie begannen gleichzeitig den Kahn sanft zu schaukeln, von links nach rechts, von rechts nach links. Sie schaukelten stärker und stärker. Ihr Gefühl ward taumelig. Vom Wasser atmete es kühl empor. Die Ruder klapperten. Die Stille rings um sie war wie hohl, als stäken sie in einem riesigen Glasrohr. Ihre Münder begegneten sich. Ihre Lippen saugten sich aneinander, sie keuchten, plötzlich griffen seine Hände um ihren schönen weißen Hals und griffen fester und krallten, sie gurgelte und stieß ihn mit dem Knie ins Gekröse des Bauches, der Kahn wippte, ihre Münder waren ineinander verflossen und verbissen, da gelang es ihr, ihren Hals seinen würgenden Händen zu entreißen, er warf sich jäh auf sie, der Kahn kippte um. Ineinander verkrallt fielen sie ins Wasser, eng verschlungen, wie es Liebenden geziemt. Sie ertranken rasch.

Der umgestürzte Kahn glitt hin, die Wolken zerrissen, der Mond, weiß, voll, schien über den Wellen. Ein leichter anmutiger Wind spielte im Gebüsche der Ufer. Am andern Tage sahen die Bootsleute den umgestürzten Kahn, entdeckte die Kassiererin den Kassenüberschuß von drei Mark fünfzig. Doppelte Unregelmäßigkeit machte den Verdacht eines Unfalls fast zur Gewißheit. Man ließ den Teich ab. Am Grunde, an einer schlammigen Stelle, zwischen Tang und Gewürm, fand man das innig verschlungene Paar. Jedermann erkannte da auf den ersten Blick: Das war Liebe gewesen.

Der Gerichtsarzt stellte den Tod fest, die Polizei Selbstmord. Im Leichenschauhaus rekognoszierten die bestürzten Eltern Baum und Mama Busch (Bennos Vater war lange schon tot) Tochter und Sohn. Der Kassenüberschuß von drei Mark fünfzig ward dem Richter a. D. zugestellt, der sie ordnungsgemäß per Postanweisung der trostlosen Witwe zuschickte, in der wohl nicht fehlgehenden Ansicht, der Betrag sei vom Buchdrucker Busch für beide gemeinsam erlegt. Man vergaß nicht, die Leichen zu begraben. Mutter Busch weinte und ging ins Spital.

Die Eltern Gertrudens grollten zuerst der unverstandenen Tat der Tochter. Amtsrichter Baum fühlte sich bestätigt in der Gesamtheit seiner Weltansicht, hieß vor seiner Frau den ertrunkenen Busch einen Proleten und Schuft, später jedoch, von Schmerzen erweicht, saßen sie nahe beisammen am Ofen und sagten: „Hätten wir es gewußt!"

Ford in München

(E. Schilling)



Nur mühsam entzog sich der Autokönig dem Zugriff Oskar von Millers, der ihn für das Deutsche Museum ausstopfen lassen wollte.

Erste Regung

Von Henri Barbusse

Es war ein Abend wie jeder andere, traurig und dunkel; er umhüllte die Dinge mit seinen düsteren Schatten. Gemeinsam mit meinen Klassenkameraden betrat ich den Schlafsaal, als man mir die Nachricht überbrachte, Onkel Felix liege im Sterben und verlange nach mir.

Für mich armes, verlassenes Wesen verbanden sich mit der Person dieses nahen Verwandten alle Annehmlichkeiten meiner Jugendzeit. Sein freundliches, gut gefärbtes Antlitz bedeutete für mich nur die Erinnerung an glückliche Tage. Dieser Mann mit dem langen, grauen Bart, schneeweißen Haupthaar und dem kleinen, stets beweglichen Körper war für mich, seitdem ich zu denken vermochte, das Sinnbild fürsorglicher Güte gewesen.

Gleich einem erfahrenen Zauberer hatte er es verstanden, mir jede Unannehmlichkeit aus dem Wege zu räumen. Und nun lag er im Sterben! Mit zitternder Hast schlüpfte ich in meinen Sonntagsanzug; seufzend und schluchzend bestieg ich den Schulomnibus. Auf dem Bahnsteig trippelte ich ungeduldig auf und ab. Ich fand, der Zug lasse ungebührlich lange auf sich warten. Als er endlich einrollte, flößte er mir Angst ein. Im Dunkel der Nacht stieg ich in Hérouval aus. Auf einem Pfad, den ich kaum wahrnehmen konnte, eilte ich zum Hause meines Oheims.

Die Haustüre stand offen. Von Herzensangst gequält, stolperte ich auf der Schwelle. Einige Frauen standen dort. Ohne ein Wort zu sprechen, streckte ich meine Arme nach ihnen aus. Sie zogen mich ins Haus, und eine von ihnen flüsterte mir zu: „Noch ist er am Leben."

Nun ging es über die Stiege und den Treppenabsatz ins Sterbegemach. Eine flackernde Kerze warf ihr trübes Licht auf die bleichen, starren Züge des in weiße Linnen vergrabenen Greises. Ich näherte mich ihm. Seine Augen waren halb geschlossen; die Lippen bewegten sich; die Denktätigkeit schien erloschen. Ich berührte die schmale, weiße Hand; dann sank ich tief aufschluchzend in einen Lehnsessel.

Im Zimmer gingen mehrere Frauen unruhig hin und her. Eine von ihnen trat auf mich zu.

Es war meine Cousine Martha. Obwohl ich sie in meinem Leben erst wenige Male gesehen und sie sich, seit ich ihr zuletzt begegnet war, sehr verändert hatte, erkannte ich sie augenblicklich wieder. Martha war groß und schön geworden und hatte ganz das Aussehen einer erwachsenen jungen Dame. Meine von Tränen geröteten Augen erhoben sich zu ihr und lächelten ihr zaghaft zu.

Das junge Mädchen war ebenso erschüttert wie ich, denn auch sie hatte Onkel Felix sehr lieb. Ihre großen Augen waren unnatürlich weit geöffnet und glänzten wie im Fieber. Sie rang unaufhörlich die Hände. Über den kleinen, blendend weißen Zähnen zitterten die Lippen; ihre hochgeschlossene Jungmädchenbluse hatte sie wegen der stickigen Hitze ein wenig geöffnet, so daß man den atmenden Busen sehen konnte. Das kastanienbraune Haar mit dunklem Goldglanz fiel in feuchten, unordentlichen Strähnen über die Stirne und die reinen Wangen. Gesenkten Hauptes und in gebeugter Haltung verließ sie wieder den Raum. Ich aber versank in dunkles Träumen.

Die alte Haushälterin, Frau Bettina, deren magerer Kopf schief zwischen den hohen Schultern steckte, nahm mich bei der Hand und führte mich ins Nebenzimmer; dort wies sie mir einen Divan zur Ruhe an.

Nun schlief ich ein. Halb wachend, halb träumend galten meine Gedanken dem gütigen alten Manne, der mir, solange er wohlauf gewesen war, stets liebevoll beigestanden hatte und dessen Leben nun dicht neben mir langsam erlosch. Der vertraut gewordene Anblick seiner Züge und die Helligkeit seiner gütigen Augen hatten mich schon im zartesten Alter vergessen lassen, daß ich nur ein Waisenkind war. Wie oft hatte ich die prachtvolle Tiefe seines klaren Blickes bewundert!

Sein Garten bedeutete für mich das Paradies, obwohl er so winzig war, daß zur Sommerzeit die Reflexe der Fensterscheiben sein Licht verstärkten. Es gab dort ein reizendes Blumenbeet mit schönen Topfpflanzen. Da tummelte sich auch im warmen Sonnenschein der Lieblingshund Mirliton herum, dessen rötliches Fell einen so mageren Leib umspannte, daß man ihn für einen vorzüglichen Jagdhund halten mußte. Aber niemals hat er einen Hasen erwischt— sondern stets nur Flöhe.

„Hans, Hans!"

Mit einem Schlage bin ich wach. Eine weibliche Gestalt neigt sich über mich. Es ist Martha. Ihr Gesicht berührt fast das meine. Die Augen sind angsterfüllt, die Haare gelöst und verwirrt; unter raschen Atemstößen hebt sich die Brust.

„Komm' rasch, es geht ihm sehr schlecht!"

Ich erhebe mich und bin recht beschämt, weil ich geschlafen habe, während sie Wache hielt. Ich ergreife ihre Hand. Einer Ohnmacht nahe, klammert sie sich an mich. Unwillkürlich schließe ich sie in meine Arme. Ich fühle ihre brennenden Wangen, ihren Duft, die Wärme und Frische ihres Körpers. Von Angst gewürgt, betreten wir beide das Krankenzimmer.

Der Sterbende wirft sich umher. Sein Gesicht verzerrt sich. Aber nun beruhigt er sich wieder.

Wir setzen uns lautlos nieder. Ich schlage die Augen zu Boden, aber erhebe sie alsbald wieder, um Martha anzusehen. Ganz zufällig kreuzen sich unsere Blicke. Ihre Augen funkeln im düsteren Kerzenlicht. Im Ausschnitt der offenen Bluse leuchtet strahlend ihr Hals bis zum Ansatz der Brust hervor. Sie steht auf und nähert sich dem Bett, kniet halb auf einem Sessel nieder, um die Kopfkissen zu ordnen. Diese Bewegung läßt mich einen Augenblick lang ihr schön geformtes Bein erblicken, dessen Haut durch das zarte Gewebe des dunklen Seidenstrumpfes schimmert. Der Kleidersaum senkt sich zwar wieder, aber trotz der Dunkelheit kann ich meine Augen von all dem nicht loslösen. Vom Kopf bis zu den Füßen befällt mich ein Zittern. Während ich mich krampfhaft an der Stuhllehne festhalte, beuge ich mich mit einem mühsam verhaltenen Aufschrei nach vorne.

Martha nimmt nun wieder Platz; ich aber kann meine Blicke nicht von ihr wenden und starre sie unverwandt an . . . Und in diesem durch die Fittiche des Todesengels geheiligten Raume, in dieser tragischen Umwelt fühle ich mich plötzlich von einem unbekannten, grenzenlosen Lustgefühl durchdrungen.

Ja, während das Zimmer immer mehr von Tränen und Schluchzen erfüllt wird, vermag ich es nicht zu hindern, daß mein Herz in heftigen Schlägen hämmert, die dem jungen, schmerzgebeugten Geschöpf gelten, zu dem es mich mit allen Fasern meines Herzen hinzieht. Selbst die Tränen des in Kummer aufgelösten Mädchens bannen nicht meine hoffnungsfreudigen Gedanken. Mit meinen Blicken sauge ich es in mich auf, berausche mich an dem aufgeregten Wogen der herrlich geformten Brust.

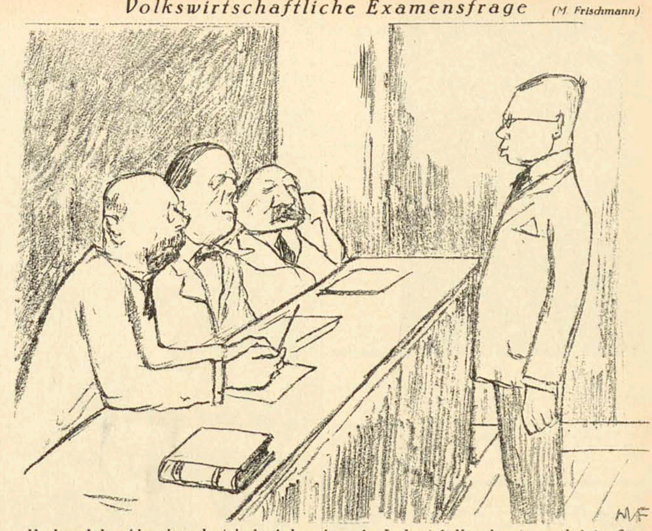
Im gleichen Augenblicke, da die ersten männlichen Regungen mich verwirren, läßt mich das schwere Unglück, das mich hieher geführt hat, völlig kalt. Krampfhaft bedecke ich mit den Händen mein Gesicht, um mich von jedem Gefühl loszulösen, das nicht reiner Schmerz war. Vergebens! Von unbezwinglicher Neugierde getrieben, dringt mein Blick durch die Finger und gleitet zu ihr hinüber.

Der arme, von mir stets vergötterte Mann, der nun im Begriffe steht, in das ewige Dunkel der Unendlichkeit einzugehen, verblaßt zu einem kaum wahrnehmbaren Schatten. Ich war die Beute eines furchtbaren Gedankens geworden, der mich nicht mehr losläßt: Nach dem Ableben des Oheims werde

(Schluß auf Seite 354)

Volkswirtschaftliche Examensfrage

(M. Frischmann)



„Und welche Abgaben hat beispielsweise ein Industrieller heute zu leisten?" – „Erstens an die Hitlerbewegung – – –"

(Schluß von Seite 353)

sich Martha an mich lehnen, und vielleicht könne ich ihrem armen, verweinten Gesichtchen nahe genug kommen, um mit meinen Lippen — o unvorstellbare Wonne! — ihre Tränen aufzufangen ...

Dies ist mein Bekenntnis. Ich bin weder manisch noch lasterhaft, sondern bloß ein Mann mit normalem Empfinden — nur vielleicht aufrichtiger als die meisten Menschen. Das sind die Dinge, die mich in jener Nacht bewegt haben, in der mein von Jugend an vergötterter Onkel Felix die Augen für immer schloß. Im Grunde genommen sind wir Menschen mit unseren unzähmbaren Instinkten nicht viel wert, wenn wir auch nicht als Verbrecher bezeichnet werden können. Und selbst jener nicht zu bändigende Trieb, den man Liebe nennt, der alle anderen Gefühle, jedes Pflichtbewußtsein über den Haufen rennt, auslöscht und vernichtet ... wer vermag von ihm zu sagen, ob er etwas Tierisches oder etwas Göttliches ist?

(Autorisierte Übertragung von Adele Klarwill)

Pessimismus *(Anton Leidl)*



„Wia a Parteiprogramm is so a Luftballon: Auf oamal verliert er sich in der Stratosphäre."

Kleine Geschichten von Theodor Etzel

Als Sommergast in einem kleinen Allgäudorf pflegte der kürzlich verstorbene Theodor Etzel abends am Wirtshaustisch unter den bäuerlichen Stammgästen zu sitzen. Einmal wurde er im Gespräch von seinem Tischnachbar — es war der Gemeindediener — gefragt, ob er auch im Krieg gewesen sei. Etzel bejahte, als ungedienter Landsturmfreiwilliger sei er eingetreten, nachher als gemeiner Muskote draußen gewesen, da und da, und so weiter. Und wie ihm das nun gefallen habe, forschte der Nachbar weiter. Etzel zuckte die Achseln: „Hm — das Schlimmste war der ewige Dreck, das Ungeziefer, und dann ... (er suchte nach milden Worten, um in diesem Kreis einfacher Menschen nur ja nicht anzustoßen) und dann, wissen Sie, dann war's für unsereinen halt doch besonders schwer, immerzu Tag für Tag und Nacht für Nacht nur mit Leuten zu leben und zu reden, deren Bildungsstufe ..." Schon fürchtete er zuviel gesagt zu haben und stockte, als wuchtig die rauhe Hand des Gemeindebüttels auf den Tisch schlug: „Des war's, Herr Schriftsteller, des war's! Und da können S' Ihnen denken, wie's erscht mir war — — wo i doch Beamter bin!" Etzel drückte dem Mann verständnisvoll die Hand.

•

„Ach, bitte, Fräulein", rief eines Tages Frau Krista Etzel der Privatsekretärin ihres Mannes zu, „ich muß fort, seien Sie so gut und schauen Sie gelegentlich ins Kinderzimmer hinein, damit den Kindern nichts passiert, sie sind heute so wild."

Die Kinder sind nicht gerade erbaut davon, daß jedesmal, wenn sie etwas Tolles ausgeheckt haben und laut lärmen, die Tür sich öffnet und das Fräulein, Ordnung stiftend, das Spiel stört.

Nach einiger Zeit hört im Arbeitszimmer das Geklapper der Schreibmaschine auf, der Schriftsteller gönnt sich eine Arbeitspause, bietet der Sekretärin ein Gläschen Likör an, und beide sitzen

(Schluß auf Seite 355)

(Schluß von Seite 354)
vergnügt plaudernd in den Klubsesseln. Da öffnet sich plötzlich die Tür, und auf der Schwelle steht ein kleiner Hosenmatz mit braunem Pagenkopf.
„Na, was willst du denn hier, Junge?“ fragt der Vater.
„Ich komme bloß aufpassen, daß dem Papa nix passiert!“

Hofsängerballade

Sie haben mir nicht alles genommen,
Diesen Anzug habe ich, etwas zerrissen,
Ein Hemd, Schuhe und stinkende Socken.
Oh, ich bin noch nicht auf den Hund gekommen.
Und meine Kehle ist noch nicht trocken.
Es ist, mit einem Wort, noch nicht beschissen.

Aber mehr können sie nicht nehmen.
Der Gerichtsvollzieher kommt gar nicht erst rein.
Und ich geh gar nicht nach Haus.
Man hat noch Scham und muß sich schämen.
Für meine Umwelt bin ich schon lange aus —
Dann schläft man eben im Hain.

Ich muß Ihnen ganz ehrlich sagen,
Es wäre besser, daß man ins Wasser springt.
Aber wenn man stirbt, tut's einem leid.
Die Menschen können soviel vertragen.
Und am Ende sind sie auch noch bereit
Zu versuchen, ob das Leben ihnen nochmal gelingt.

Danken Sie Gott und sein Sie zufrieden,
Daß Ihnen mehr Glück beschieden.
Mir aber wollen Sie bitte verzeihn
Und einen Groschen spendieren.
Auch belegte Stullen dürfen es sein.
Und ich werde Sie nie aus dem Gedächtnis verlieren.

Berthold Lenz

Folge der Arbeitslosigkeit

(Karl Rössing)



„Natürlich, wenn det Pack nischt zu schaffen hat, kommt es eben uff den Jedanken, zu fressen!“

Zwei Beiträge zum Begriff der Nationalität

In Prag siedet wieder einmal die nationalistische Volksseele. Das drang sogar bis in den Prager Harmlosen Geselligkeitsverein „Zlata Praha“, dessen Obmann schon seit langem eine eifersüchtige Opposition erdulden mußte. An jenem Abend, an dem Prag den Ansturm der Ufa siegreich abgewehrt hatte, unternahm also auch die Opposition im „Zlata Praha“ einen Vorstoß: Im Verein seien Leute, die verdächtig deutsch aussähen, das Statut sage aber ausdrücklich, daß der Verein aus tschechischen Mitbürgern gebildet werde; der Obmann möge sich wegen solcher Laxheit sofort verantworten usw. usw. — Das regte den Obmann Swoboda sehr auf, er verstand, es ging da um sein Mandat. „Meine Herrn“, verkündete er darum, „meine Herrn! Stimmt. Sind wir ein tschechischer Verein! Aber wer is a Tschech? Meine Herrn! Tschech is a jeder, was pinktlich seinen Mitgliedsbeitrag zahlt!“

•

Wir sitzen auf der Croisette in Cannes, mitten im Lande des Erbfeindes, und lesen mit Befriedigung, daß es in Prag große Krakeele wegen deutscher Tonfilme gegeben hat. Das ist recht und billig; warum singt Tauber auch nicht auf tschechisch.
Unerachtet der Gefahr, für Deutsche gehalten zu werden, trinken wir gierig ein Glas Bier. Es ist aber wenigstens tschechisches Bier. Das entlastet uns etwas. Bescheidenen Blickes mustern wir die dazugehörige Plakatreklame und lesen hervorquellenden Augapfels:

Trinkt echtes Pilsner!
Das Bier von Weltruf!

Und mit leichter Befriedigung stellen wir fest, daß der tschechische Erbfeind im Lande des französischen Erbfeinds sich der Sprache des deutschen Erbfeinds bedient, wenn er sein Bier an den Mann bringen will.



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Herr Frerichs rasiert sich / Von Karl Kinndt

Gestatten Sie, verehrter Leser, daß ich Ihnen Herrn Frerichs vorstelle? Hans Jakob Willibald Frerichs, Kanzleivorsteher im Büro der Rechtsanwälte Goldbaum III und Mayer XXXVII, zweiundvierzig Jahre alt, einmal vorbestraft wegen ruhestörenden Lärms durch Urteil des Schöffengerichts Neuruppin vom 3. Mai 1908, Gesichtsform: oval, besondere Kennzeichen: keine. Den geneigten Leserinnen wage ich ihn nicht vorzustellen, da er seine Morgentoilette noch nicht beendet hat, sondern eben erst damit beschäftigt ist, sich zwecks Rasierens die untere Gesichtshälfte einzuseifen. Da Herr Frerichs tagsüber keine Zeit hat, eigenen Gedanken nachzuhängen, und er abends zu müde dazu ist, denkt er jetzt:

Warum hat der Mensch Haare im Gesicht, wo er sie nicht braucht, aber auf dem Kopf, wo er sie sowohl der Schönheit wegen wie auch als Schutz gegen sengende Sonnenstrahlen ungern entbehrt, oft keine oder nur sehr wenige —? Wie ich zum Beispiel. Nun haben wir im zoologischen Unterricht in der Schule gelernt, daß die Körperbehaarung des Menschen stark nachgelassen hat, seit er Kleider trägt — was nicht wahr ist, denn mein Chef ist, obwohl er bis Ende Mai einen dicken Gehpelz trägt, behaart wie ein Affe, und alle wilden Völkerstämme, die ich im Zoo oder im Lunapark frieren sah, sind glatt wie ein . . . na, sagen wir mal wie nachher meine Wange, wenn ich jetzt eine neue Klinge nehme. Ebenso wurde uns gelehrt, daß wir heutigen Menschen mit den Füßen nur deshalb nicht mehr Klavier spielen oder Schreibmaschine schreiben können, weil wir sie nur noch zum Gehen, zum Radfahren, zum Fußballspielen oder zum Niedertreten des Gas- oder Bremshebels verwenden. Nicht benutzte Organe verkümmern, sagte man. Aber warum stirbt dann mein Bart nicht ab, den ich noch nie zu etwas anderem benutzt habe, als ihn abzuschaben?

Und warum ist noch kein Mittel erfunden, das den Haarwuchs hemmt oder zum mindesten verlangsamt, während Mittel der entgegengesetzten Tendenz in Masse erzeugt und angepriesen werden? Wieviel Ärger, Blut und Schmerzen könnte man sich dadurch ersparen! Und vor allem: wieviel Zeit! Durchschnittlich brauche ich täglich zehn Minuten zum Rasieren — das macht siebzig Minuten in der Woche und siebzig mal zweiundfünfzig gleich dreitausendsechshundertvierzig Minuten oder, durch sechzig dividiert, rund sechzig Stunden, also genau zweieinhalb Tage im Jahr! Seit mehr als zweiundzwanzig Jahren rasiere ich mich täglich —: wenn ich also auch die Kriegsjahre in dieser Beziehung nur halb rechne, ergibt sich ein Zeitverlust von zweiundvierzig Tagen durch Rasieren. Hätte man also statt des nicht unbedingt lebensnotwendigen Reise-Grammophons ein Mittel erfunden, das den Bartwuchs verhindert, so hätte ich mir bis heute nahezu anderthalb Monate erspart und könnte mir einen schönen Sonderurlaub leisten!

Gewiß, gewiß: ich hätte mir einen Vollbart wachsen lassen können! Aber zu meiner Zeit herrschte — wie auch heute noch — die Ansicht, daß der Bart eine Art Maske sei und eines ehrlichen und gradlinigen Menschen unwürdig. Richtig durchdacht ist freilich viel eher die Bartlosigkeit eine Maske, denn als „Maske" bezeichnen wir doch die künstliche Veränderung des Gesichtes — das Verbergen des natürlichen Aussehens! Von Natur aus hat der Mensch jedoch einen Bart — der Mann wenigstens —, und wenn er ihn abschabt, verändert er auf künstliche Weise sein natürliches Aussehen — — — Dagegen könnte man nun wiederum einwenden, wer so denke, dürfe sich auch die Nägel nicht schneiden und müsse sie fünfzehn bis zwanzig Zentimeter lang tragen, wie ich das einmal in einer illustrierten Zeitung bei einem exotischen Fürsten gesehen habe. Was schon der Handschuhe wegen nicht durchzuführen ist — und wie sollte man mit solchen Nägeln Maschine schreiben oder Akten durchblättern? Von den Fußnägeln ganz zu schweigen! Aber auch wenn man den bürgerlich-schlichten Mittelweg des zivilisierten Vollbarts wählt, spart man keine Zeit, denn man muß sich ihn Sonnabends nach Büroschluß schneiden lassen und muß dann beim Friseur oft so lange warten, daß die ganze Zeitersparnis der Woche wieder zum Teufel ist!

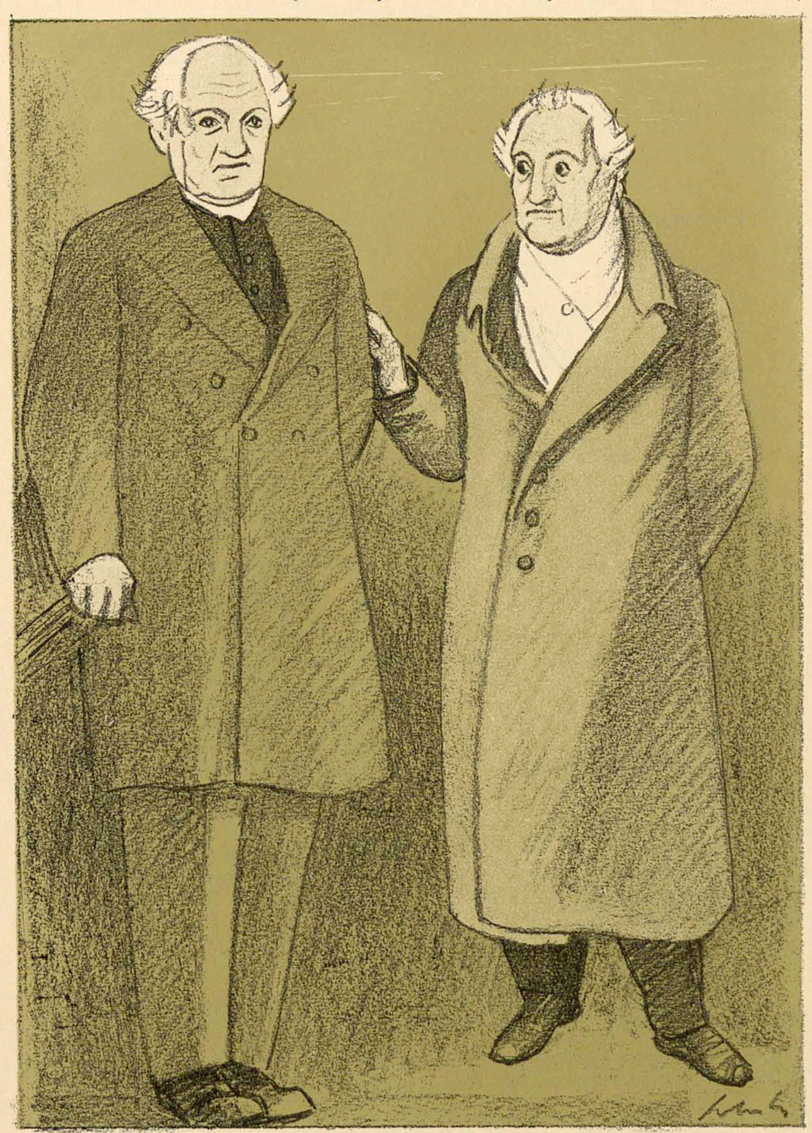
Ganz unfaßlich und geradezu widernatürlich ist jedoch die Erfahrungstatsache, daß der Bart um so toller wächst, je mehr man ihn entfernt! Das mutet mich direkt an wie eine Bösartigkeit und Gehässigkeit der Natur! Der linke Ringfinger, den sie mir im Krieg weggeschossen haben, wächst nicht nach — aber der Bart tut es — — —! Ja, er soll sogar noch wachsen, wenn man schon tot ist: auf der Bahre noch müßte sich ein Mensch, der bei der Beerdigung einen ordentlichen und gepflegten Eindruck machen will, rasieren lassen! Ich zum Beispiel habe das in meinem Testament angeordnet. Zweiundzwanzig Jahre lang oder mehr noch habe ich mich aus Sparsamkeitsgründen und weil die Friseure so viel reden und oft dreckige Finger haben, selbst rasiert —: nach meinem Tode will ich damit nichts mehr zu tun haben!

Heute hat es sogar elf Minuten gedauert! Herrgott, wenn ich denke, daß ich jetzt die ersparten anderthalb Monate einfach so nehmen und damit aufs Land fahren könnte — — —! Wobei freilich zu bedenken ist, daß es ein unbezahlter Urlaub wäre, und daß ich meine Ersparnisse an Geld deshalb angreifen müßte — — —! Und da sagt man, Zeit wäre Geld! Wäre dem so, so würde ich das Ersparte halb in Zeit und halb in Geld umsetzen und mich drei Wochen kostenlos ausruhen —: das wäre auch recht schön!

Es ist doch gut, daß ich nicht allzuviel Zeit zum Denken habe und abends zu müde dazu bin —: man kommt damit letzten Endes doch auf keinen grünen Zweig — — —

Das Haupt-Objekt des Objektivs

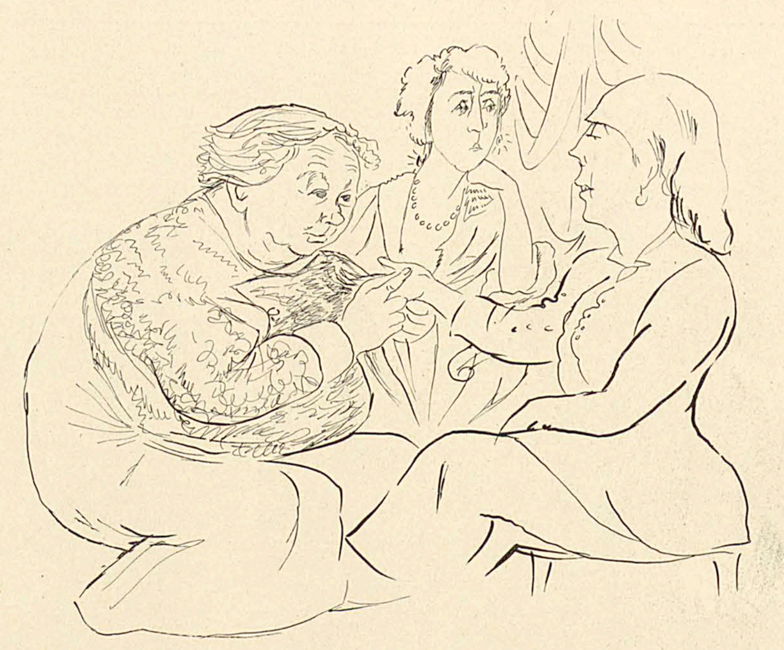
(Wilhelm Schulz)



„Äußerlich wirst du mir tatsächlich immer ähnlicher, lieber Gerhart. Aber wenn ich mich so viel hätte photographieren lassen müssen, wäre ich auch nicht dazu gekommen, den Faust zu schreiben."

Chiromantie

(Rudolf Großmann)



„Sie täuschen sich, liebe Frau, mein Mann verdient sehr wenig Geld." — „Dős glaubt Ehana vielleicht a Steuerbeamter, aber i net!"

Humaner Mordbetrieb / Von Trim

Vor meiner Tür, zwischen zwei mannsdicken Palmen, sitzt eine Kreuzspinne in ihrem ausgezeichnet organisierten Netz. Hundertmal ging ich vorbei, aber nicht oft sah ich sie über ein Opfer herfallen. Die Spinne hatte ihr Auskommen — nicht viel mehr. Sie saß am gezackten Stamm, glotzte gelangweilt aufs Meer und wartete. Wenn sich eine törichte Fliege ins Netz verirrte — oder auch eine gierige Zanzare — stürzte sie hinzu, packte das Opfer und spann es mit affenartiger Geschwindigkeit ein. Ein winziges Paketchen, schwang es als Nahrungsreserve unterhalb des Netzes.

Also doch Reserven!

Die sture Gleichförmigkeit im Treiben der Spinne, die kapitalistische Selbstverständlichkeit ihres Auspowerungsbetriebs gab mir den Gedanken ein, Schicksal zu spielen. Ich wünschte die Unternehmerin zu irritieren, indem ich vor ihr ein Schlaraffenland inszenierte, das ihre natürliche Anlage zur Ausbeutung illusorisch machte.

Mit zwei Fliegen fing ich an — ins Netz mit ihnen! Wie erwartet, fiel sie gierig darüber her, murkste sie ab, verarbeitete sie zu den berühmten Paketchen. Dann kehrte sie zu ihrem Beobachtungsposten am Stamm der Palme zurück. Mir schien, sie blicke nun aufgeweckter in die Landschaft, wie jene alte Amerikanerin nebenan, nachdem sie den neuen „Herald" erhalten hat.

Nun weiter, drei neue Fliegen ins Netz! Die Spinne, ihren Augen nicht trauend, nahm einen furiosen Anlauf, stutzte, kratzte sich am Kopf, schoß aber dann doch zum Tummelplatz, und wieder bammelten drei Paketchen unterm Netz. Worauf sie sich nachdenklich zurückzog.

Nun sieben Fliegen ins Netz; sie zappelten, das ganze Unternehmen erschütternd. Was wird die Spinne tun? Ist das Netz auf solchen Massenandrang eingerichtet? Gott gebe, daß es hält! Es hielt.

Die Spinne rieb sich die Augen. Derartiges war ihr noch nicht vorgekommen, ja in ihren kühnsten Träumen wohl als Möglichkeit nicht angenommen worden. Leicht verstört, rieb sie eine Anzahl Füße gegeneinander; ihre Augen glotzten stier, ihr gedunsener Leib schien noch mehr anzuschwellen; eine seltsam neurasthenische Unentschlossenheit — zwischen toller Gier und Schlafbedürfnis — paralysierte ihren Tatendrang. Aber dann raffte sie sich doch auf und überpurzelte sich im Bestreben, alles mit einemmal zu erledigen. Wie der Teufel wütete sie mit Klauen und Zangen über die sieben her. Mit ungeheurer Anstrengung umspann und verarbeitete sie die Opfer zu zwei Paketen, eins zu vier und eins zu drei. Da schwangen sie im Lüftchen, eine tolle Leistung.

Jetzt aber sackte sie zusammen. Die Fülle des Segens ging über ihre Kraft. Nun nicht mehr einer nur „Herald" lesenden, vielmehr einer ins Innerste getroffenen alten Amerikanerin gleichend, die eben aus dem Leibblatt den schlafverscheuchenden Tiefstand ihrer Papiere erfuhr, watschelte sie zur Palme zurück und versank in Meditation.

Als ich, den lieben Gott in seiner unerforschlichen Güte imitierend, mit abermals fünf Fliegen das Netz überschüttete, sah ich sie den Kopf angewidert abwenden und durch Gesten zum Ausdruck bringen, daß sie bis auf weiteres kein Bein mehr zu rühren gedenke.

Offenbar: sie wollte mir heimzahlen, so leichtfertig die ewige Ordnung der Dinge zu stören! Einen Zuwachs in bewältigungsmöglichen Grenzen lasse sie sich gefallen — oh, schönsten Dank! —, aber die Frivolität eines Segens, der ihre Verdauungsmöglichkeiten überschreite und ihr Pflichten und Verantwortungen auferlege, denen keine lebende Spinne gewachsen sei — das fehlte noch!

Beschämung überkam mich und der Drang, die Spinne künftig zu respektieren. Ihre vernünftige Anschauung gegenüber der unvernünftigen höheren Gewalt schien mir identisch mit Unfähigkeit zu menschlich kapitalistischen Tendenzen.

Hut ab vor einem Unternehmertum, das sich ernstlich verbittet, mehr Individuen aussaugen zu sollen, als zu seiner Erhaltung unbedingt nötig sind!

Politisches Potpourri

Die Herren von Pommern saßen betrübt am großen Tisch.
Die Ernte hatte nicht ihren Erwartungen entsprochen.
„Daran ist nur der verregnete Sommer schuld", meinte der Gutsbesitzer.
Ihm wurde die Antwort: „Aber, Kuno, haben wir in der Republik überhaupt schon einmal einen anständigen Sommer gehabt?"

•

Zu dem preußischen Ministerpräsidenten Braun sagte neulich ein Bittsteller: „Aber, Herr Ministerpräsident, Sie können doch das durchsetzen; Sie sind doch in Ihrem Ministerium der liebe Gott."
„Das schon; aber meine Beamten sind leider Atheisten."

•

Die Heimwehrminister Starhemberg und Hueber haben mit der unnachahmlichen Geste der Wohltäter ihr Ministergehalt den Arbeitslosen zur Verfügung gestellt.
Die Heimwehrpresse feierte Begeisterungsorgien ob solch unerhörtem Großmut. Die Gönner im Industriellenverband aber sagten empört: „Chuzpe! für unser Geld sind jene nobel!"

•

In dem Fenster der Kunsthandlung Sinz in Dresden hängt seit drei Tagen ein lebensgroßes Ölgemälde Hindenburgs. Und zwar entgegen den Gewohnheiten dieses sonst seriösen Geschäftes mit einem Preiszettel. Der Preis beträgt fünfundsiebzig Mark.
„Ich entsinne mich, Herr Sinz", trat ich in den Laden, „daß Sie dieses Bild noch vor kurzem mit zweihundert Mark verkaufen wollten."
Sagte Sinz, der Kunsthändler: „Was soll man machen? Nach diesen Wahlen — — —."

K i r c h w e i h

Es war doch ein passables Jahr.
Der Volkswirt leugnet dieses zwar.
Der Landwirt aber oder Bauer
befindet's eher süß als sauer.

Heu, Grummet, Korn und Bodenfrucht
wird gern als positiv gebucht.
Auch fehlt es keineswegs an Eiern . . .
Warum soll man nicht Kirchweih feiern?

Die Gans ist groß und fett gedieh'n.
— Wozu da bloß die in Berlin,
die wir grad eben erst erkoren,
so heftig mit dem Maul rumoren?

Was kommt bei dem Geschwätz heraus?
Im besten Fall ein Ohrenschmaus.
Ist je wer davon satt geworden?
W i r schätzen andre Nahrungssorten.

Und um sie drüber aufzuklär'n,
woll'n wir hiermit besagte Herr'n
und Fabrikanten von Suaden
ergebenst auf die Kirchweih laden.

Ratatöskr

Der Fachmann äußert sich

(Karl Arnold)

„Luftschiffe und Flugzeuge sind absolut sicher, bloß das Wetter ist unzuverlässig!"

Katastrophe

(E. Thöny)



„Haben Sie gelesen, Baron, Reinhardt hat seine Tonfilmpläne wieder aufgegeben." –
„Ei verflucht, denn muß man Bildung halber wieder in die Theater loofen!"

Stuttgart, 27. Oktober 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

Der Reichskanzler und die Parteien – Ein Paris-Urteil

(Karl Arnold)



„Am liebsten würde ich ja den Reichsapfel nach § 48 selber essen!“

An die Metallarbeiter! / Von Karl Kinndt

Ihr müßt den Herren mehr Vertrauen schenken
und dürft nichts Häßliches von ihnen denken,
wenn sie vorerst mal nur die Löhne senken —:
vielleicht wird später auch der Preis herabgesetzt!
Wird's ihnen wirtschaftlich erst besser gehn,
dann wird's im Frühling wieder wunderschön,
vorausgesetzt,
daß wir den Winter überstehn — —

Das müßt ihr Lieben endlich doch kapieren:
wenn oben die Geschäfte nicht florieren,
muß das für euch zu Katastrophen führen!
Drum still geblieben, nicht zum Streik gehetzt!
Was sind denn acht Prozent bei Licht besehn?
Und dafür wird's im Frühjahr wieder schön,
vorausgesetzt,
daß wir den Winter überstehn — —

Die Löhne senken und *die Arbeit strecken,*
das kann man nicht. Drum dürft ihr nicht erschrecken,
wenn ein paar Arbeitslose auch verrecken —:
auch so wird ihre Zahl herabgesetzt.
Steht treu zum Kapital — es wird schon gehn!
Dann wird's im Frühjahr wieder wunderschön,
vorausgesetzt,
daß wir den Winter überstehn — —

Non plus ultra / Von Rudolf Schneider-Schelde

Im Herbst 32 — 2032, versteht sich — fand im Weimarer Goethestadion, das eine Viertelmillion Personen faßte, das bemerkenswerteste Fußballspiel aller Zeiten statt. Es war das letzte Spiel um die Weltmeisterschaft, die zwischen Europa und Amerika ausgetragen werden sollte.
Die zweiundzwanzig Jungens, die antraten, waren das Schönste und Ebenmäßigste, das man sich denken kann. Sie wogen pro Mannschaft 824,3 Kilogramm, und mit jedem von ihnen waren umfangreiche Vorprüfungen angestellt worden, von der Hubkraft der Schenkel an bis zur Auffassungsgeschwindigkeit im Spielaffekt. Längst hatte die Fairneß im internationalen Sport sich dahin entwickelt, daß es als völlig unmöglich galt, ungleichwertige Spieler gegeneinander antreten zu lassen, und das Weimarer Spiel erfreute sich nicht zuletzt deshalb der Aufmerksamkeit der ganzen Welt, weil es das erste Spiel auf einwandfrei wissenschaftlicher Basis bis ins Allerletzte war: Die Gleichwertigkeit der Zweiundzwanzig war absolut; allerdings nahm der Match gerade infolgedessen einen unvorhergesehenen und grauenhaften Verlauf.
Als die Pfeife des Schiedsrichters erscholl, hatte der amerikanische Mittelstürmer Rixy den Ball. Er gab ihn nach links an seinen Halblinken, und dieser trat ihn zurück an den rechten Läufer; eine Anfangskombination, die sich als klassisch herausgebildet hatte. Der rechte Läufer, Brother, behielt das Leder genau drei Sekunden, dann sandte er es nach links vor, mit einem halbhohen Schuß von achtundzwanzig Meter Länge, zu Smits, dem amerikanischen Linksaußen, der inzwischen mit der Stürmerreihe vorgerückt war und den Ball im Lauf abzunehmen hatte. Selbstverständlich aber wurde Smits durch den rechten europäischen Läufer Huberl, der die Kombination natürlich durchschaut hatte, abgedeckt, und wenn das Spiel in Tempo und Anlage bis hierher auch geradezu ideal genannt werden kann, so setzte doch jetzt sogleich die von niemand vorausgeahnte Katastrophe ein, oder genauer, deren Beginn.
Der Ball kam nicht zu Boden. So selbstverständlich, wie Huberl Smits abdeckte, köpfte Smits das heransausende Leder im rechten Augenblick, und noch selbstverständlicher fast köpfte Huberl es mit. Die beiden Jungens waren gleichzeitig am entscheidenden Fleck, und infolge ihrer gleichermaßen vorbildlichen Spielereigenschaften erwischten sie den Ball im Sprunge — der eine von rechts, der andre von links — im selben Moment, so daß er, von ihrer beider Scheitel berührt, vertikal wieder in die Höhe stieg. Als er herabkam, geschah dasselbe noch einmal; als er wieder herabkam, geschah es wieder; die beiden Kerle prallten in einem herrlichen Sprunge brustwärts gegeneinander und trieben das Leder, das sich von ihren Köpfen in der gleichen Sekunde von entgegengesetzten Seiten berührt sah, immer aufs neue senkrecht nach oben. Noch ahnte niemand, was das hieß: daß die auf diese Weise entstandene Kräftekonstellation stabil und konstant war, noch standen die übrigen Spieler in Habtachtstellung im Feld, auf den Moment passend, in dem die Phase des Spiels überwunden sein würde, noch verharrte das Publikum in erregter Lautlosigkeit und Erwartung, als plötzlich auf der vorgebauten Reportertribüne ein schallendes, tobendes Gelächter ausbrach, ausgestoßen von einem kleinen, schlanken Herrn, der sich dort erhob und in einem wahren Paroxismus von Heiterkeit schüttelte. Er rief ein paar vom Lachen halbverschluckte Sätze, deutete ins Spielfeld, auf Smits und Huberl, die unverändert mit dem Ball auf und nieder gingen, und griff sich dann mit beiden Händen an die Stirn, die er wie toll zu reiben begann. Niemand erfaßte zunächst den Sinn dieses Vorgangs ganz, aber nach und nach fiel auch anderen das eigentümlich Stagnierende und im Grunde gespenstisch Anmutende dieser beiden Fußballspieler auf, die unter Höchstanspannung ihrer Kräfte den Ball immer wieder ergebnislos in die Lüfte schickten.
Der übrigen zwanzig Jungens hatte sich inzwischen eine gewisse Unruhe bemächtigt; das Schmunzeln, das ihre Gesichter umspielte, verging und machte befremdeten, leise erschreckten Mienen Platz. Der amerikanische Halblinke Watertown, der Smits zunächst stand, beschloß endlich einzugreifen, obwohl es gegen die goldene Spielregel verstieß, sich in das Köpfen eines Balles als dritter Mann einzumischen. Er rückte in Richtung der Kampfstelle vor, sah sich jedoch nach kürzester Zeit dabei durch den europäischen Mittelläufer Fernandez behindert, der Huberl zu Hilfe eilte und Watertown alsbald regelgemäß stellte. Als Watertown ihn links umgehen wollte, verhinderte Fernandez dies durch die entsprechende Bewegung nach rechts; als der Amerikaner zum Scheine zurückwich, nahm auch Fernandez die Finte auf und wich zurück, und es dauerte keine halbe Minute, da waren auch diese beiden Spieler in ihrer Kampfbewegung gewissermaßen voreinander erstarrt. In einem Abstand von einem Meter ritten sie mit Wendung, Gegenwendung, Sprung und Gegensprung umeinander herum, ohne sich den entscheidenden Vorteil abgewinnen zu können. Ein weiteres Paar eilte zur Hilfe herbei und versuchte durch gegenseitiges Rempeln an den Ball heranzukommen, aber es erging ihm nicht anders; die Ebenbürtigkeit ihrer Schultern und Stöße war zu groß, als daß ein Ziel hätte erreicht werden können.
Als es soweit war, fing eine Dame in der Kurve der Tribüne, wo sie einen sehr guten Platz inne hatte, plötzlich schrill und langgezogen zu schreien an. Die Haltung des Publikums hatte sich überhaupt verändert. Der Viertelmillion Menschen, die hier saß, schien es allmählich nicht mehr geheuer zu sein; die meisten drückten sich an die Lehnen ihrer Sitze und starrten mit einem beginnenden Grauen auf die Vorgänge im Spielfeld, andere hatten schon krampfhaft die Augen geschlossen, wieder andere suchten sich heimlich zu entfernen. Eine merkwürdige Stimmung lag mit einemmal in der Luft; es war, als würde diese Menschenmasse von einem Alp bedrückt, dem zu entrinnen sie nicht mehr die Stärke besaß. Als die Dame zu schreien anfing, vermehrte sich die ängstliche Unruhe noch, um so mehr, als die herbeigeeilten Sanitäter der ins Toben Geratenden nicht ohne Auffälligkeit Herr zu werden vermochten; gereizt und gepeinigt sah das Publikum mit an, wie die Strampelnde von den Männern in eine nahegelegene Sanitätsbaracke geschleppt wurde. Inzwischen war unter den Spielmannschaften ein allgemeiner, unheilschwangerer Kampf von Mann zu Mann ausgebrochen, der jedoch mit einer phantastischen Gleichmäßigkeit trotz höchster Anstrengungen aller Beteiligten vollkommen stationär verlief, und aus dem noch immer mit ihren nun an den Irrsinn grenzenden Sprüngen um den aufschwebenden und herabsinkenden Ball die Spieler Smits und Huberl hervorstachen. Das Ganze war, wie manchmal Träume sind, in denen man sich trotz aller qualvoll aufgewandten Mühe nicht vom Fleck zu bewegen vermag; das tanzte, raste, stampfte, wand und bäumte sich mit bis zum Platzen gespannten Muskeln, und doch geschah — nichts.
Es waren seit Spielbeginn siebenundzwanzig Minuten verstrichen, als auch noch die beiden Torwächter, die sich bis dahin

(Fortsetzung auf Seite 364)

Stimme aus Italien

Von Peter Scher

Hier glühn nun also die Granaten
im Baum (noch keineswegs im Rohr),
und Lerchen singen (scharf gebraten) —
ich aber danke schön davor.

Die Feigen regnen von den Bäumen,
die Tapfern gehn im schwarzen Hemd,
doch mit den Juden aufzuräumen —
der Wunsch ist hier so ziemlich fremd.

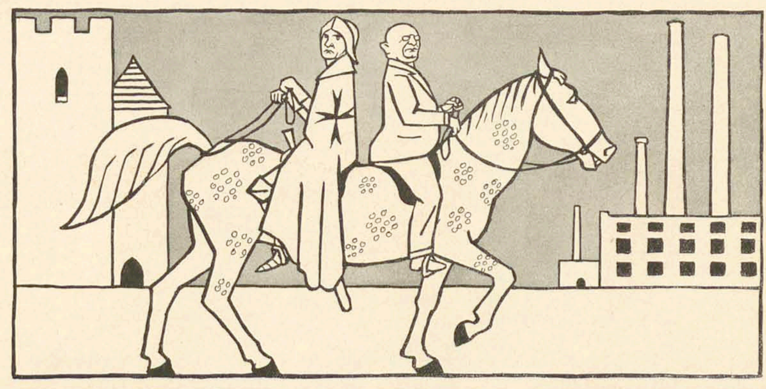
Das Schwarzhaar und die krumme Nase —
o Adolf — sind hier national . . .
geh nur und such du auf der Straße
den Veilchenfeld, den Löwenthal!

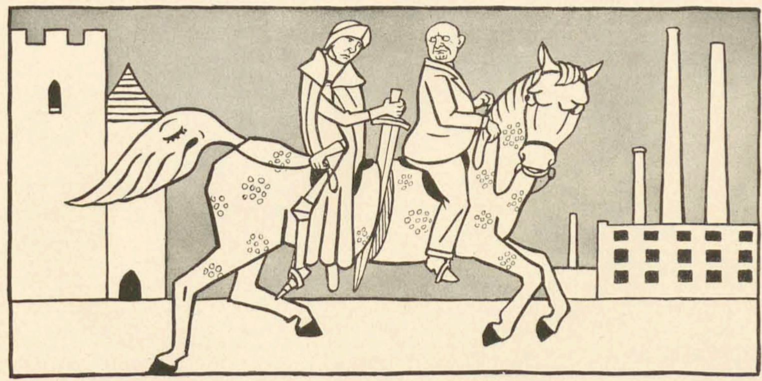
Es liegt in dieser Atmosphäre
von Sonne, Katzendreck und Wein
ein Etwas, das uns dienlich wäre,
nicht gar so unentwegt zu sein.

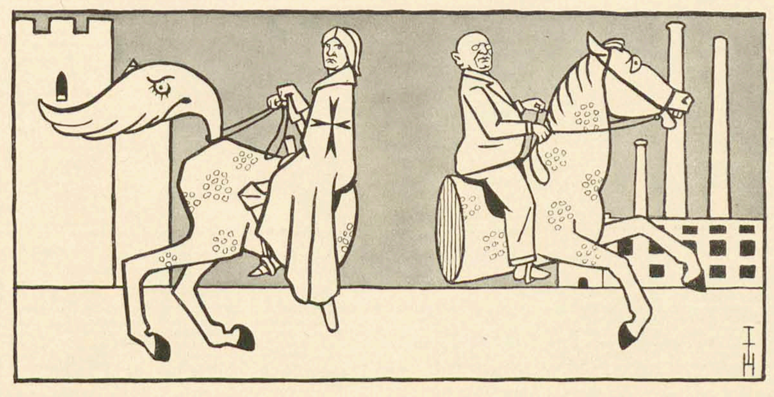
Die Deutsche Staatspartei

Drei Bilder ohne Worte

(Th. Th. Heine)







Das Denkmal des unbekannten Radaubruders *(Olaf Gulbransson)*



Feierliche Enthüllung durch die deutschen Kampfverbände

(Fortsetzung von Seite 362)

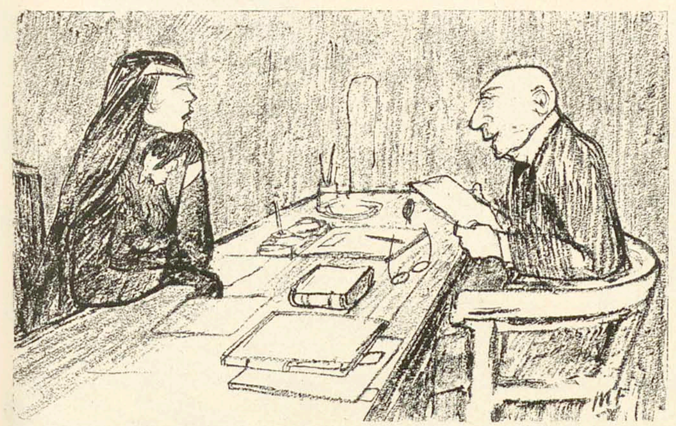
passiv verhalten hatten, ins Spiel einzugreifen suchten. Fast gleichzeitig kamen sie aus ihren Toren heraus, zögernd zuerst, dann rascher, bis sie unvermittelt auf den zappelnden Mannschaftshaufen loszustürzen begannen. Aber im selben Augenblick pfiff der Schiedsrichter ab; er pfiff mit kalkweißem, entstellten Gesicht, und so laut, als blase er die Trompete des Jüngsten Gerichts, und in diesem Augenblick brach auch die Panik aus.

Es ließ sich später nicht mehr feststellen, wodurch sie unmittelbar hervorgerufen worden war. Jedenfalls entstand auf den Pfiff hin in den oberen Rängen der Tribünen ein Schieben, ein drohendes Drücken und bald auch ein Schreien, das sich sehr schnell auf die gesamte Zuschauermenge übertrug, die fassungslos, hemmungslos mit immer furchtbarer werdendem Geschrei zu fliehen begann. Und

(Schluß auf Seite 365)

Testamentseröffnung

(M. Frischmann)



„Bei Ihrem Sohn Ludwig zweifelt Ihr Gemahl, ob er tatsächlich der Vater ist.“ – „Unerhört, und woher soll ich das denn wissen?“

(Schluß von Seite 364)

zwar erhob sich die Menge auf allen Seiten zugleich wie auf ein Signal hin. Aber es war wohl so, daß der unnatürliche seelische Druck, den die auf dem Spielfeld zuckenden, sich im ewigen Gleichgewicht ihrer Kräfte gleich Verdammten ergebnislos aufreibenden Jungens ausgeübt hatten, eine Art von Massenwahnsinn erzeugte, dem das Pfeifen des Schiedsrichters tatsächlich zum Ausbruch verhalf. Die Viertelmillion Menschen aus allen Gegenden und Schichten der Welt setzte sich gleichzeitig in Bewegung und fing die Tribünen herabzustürmen an, wobei sehr bald einzelne stürzten, die niedergetretenen wurden, und wobei sehr schnell die Ausgänge des Stadions vollkommen verstopft waren, so daß sich die Masse, geschoben von den Nachdrängenden, wie eine Riesenherde über das Spielfeld zu ergießen begann, wo die Zweiundzwanzig, in sich verbissen und verfilzt, noch immer kämpften.

Alles Folgende nun geschah rasch, unspürbar fast, in einer brüllenden, grauen, sich hierhin und dorthin schiebenden Woge, in der nichts Einzelnes mehr erkennbar war. Das Spielfeld bedeckte sich im Nu, und die Mannschaften verschwanden; sie wurden in ihrem Unverständnis des Vorgangs beiseite geworfen, niedergetreten und zerstampft, ehe ihnen die Bedeutung des Geschehens klar zum Bewußtsein kam. Die Woge flutete über sie hin, die Länge des Spielfeldes entlang, bis sie an die Stirnseite des Stadions stieß, dessen Zementpfeiler unter dem Andrang barsten. Der ganze Nordbau der Tribünen stürzte zusammen und begrub Zehntausende unter sich. Die Woge brüllte auf und flutete zur Seite, und mit ihrer Bewegung stürzte Trakt um Trakt der Tribünen, von der abgebrochenen Seite her bedrängt und nicht mehr standhaltend, auf die rasende Menschenmasse nieder, die sich weiterwälzte, jeglichen Verstandes beraubt, die sich gegenseitig zertrat, zerfetzte, zerriß, zerbiß und zu Tausenden und aber Tausenden hier in Minuten verging.

Es blieben, ohne weitere Einzelheiten zu geben, in diesem Run 116 000 Menschen auf der Walstatt, rund die Hälfte der Besucher des Spiels. Das Stadion wurde vollkommen zerstört. Noch nach Wochen zog man die schrecklich verstümmelten Leichen unter den Trümmern hervor.

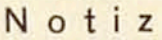
Das Spiel, das übrigens in der Tabelle der Standard-Works als unentschieden gebucht wurde, war der letzte Kampf um die Weltmeisterschaft. Es machte sich von 32 ab — 2032, versteht sich — überhaupt allenthalben eine gewisse Sportsmüdigkeit bemerkbar.

Vom Tage

„Zahlreiche Väter ringen in dieser schweren Zeit um die Seelen ihrer Söhne“, war kürzlich in einem Fachorgan der Haus- und Grundbesitzer zu lesen. Schon wollte ich staunen, was Haus- und Grundbesitzer so aus der Ruhe bringen kann, daß sie anfangen, um die Seelen ihrer Söhne zu ringen, da folgte die Aufklärung auf dem Fuße: „weil viele der Söhne dem grundbesitzfeindlichen Hitler zustreben . . .“

Ja, es bleibt heute keiner verschont. Jeder hat sein Hakenkreuz zu tragen. Aber da sagt man immer, der Deutsche halte sich bei seinem politischen Handeln zu wenig an einen greifbaren Grund — diesen Vorwurf kann man jedenfalls den Grundbesitzern nicht machen.

Teha



Notiz

Lassen sich Gedanken im Traum übertragen? Diese Frage wird von der neueren Forschung heute angesichts des erdrückenden Tatsachenmaterials **unbedingt bejaht.** Ein Teil dieses interessanten Materials findet sich z. B. in „Traumexerzitien“ von Jürgens, in dem Werke von Dr. Werner-Hagen: „Künstliche Traumerzeugung“ (Baum-Verlag Pfullingen in Württ., je 60 Pfg.).

Das geläufigste und den Vorgang wohl am besten erklärende Beispiel bietet hier wohl das Radio, und zwar nimmt man heute an, daß auch bei Gedankenübertragungen Strahlungen, vielleicht vitaelektrischer Natur, vorliegen, die von einem Hirn ausgesandt und von anderen, gleichgerichteten Hirnen bzw. „Seelenantennen“ aufgefangen werden.

Eine andere Erklärung geht bekanntlich von der Prof. Österreich'schen Theorie der „Telepathie des Alls“ aus, die kurz besagt, daß alle Wesen in den tiefsten Tiefen ihres Unbewußten mit einander in Verbindung stehen.

Ein interessantes Massen-Experiment in dieser Richtung wird nun in einem Preisausschreiben des Prana-Verlages unternommen. Wir verweisen dabei auf das Inserat in der vorigen Nummer. Da bekanntlich vor einiger Zeit schon im Radio ähnliche massentelepathische Experimente unternommen wurden, darf man auf die Ergebnisse dieses Experiments gespannt sein. Natürlich wünschen wir unseren Lesern, daß einer von ihnen den 1. Preis erringe!

Stammtisch

Von Fred Endrikat

„Wenn wir wieder een Kriech kriejen,
wat meen Se, meine Herrn, wie denn de Bude wackelt.
Denn wird aber nich wieder so lange jefackelt,
bis wir, wie damals, uff de Schnauze liejen.
Nee, nee, meine Herrn, aus diesem kihlen Jrunde
wolln wir vertrauensvoll in de Zukunft schaun.
Wenn det Korn reif is, denn wird losjehaun.
Jetzt knobeln wir um de nächste Runde!

Wenn wir wieder een Kriech kriejen,
denn stehn wir so fest wie de ollen knorrijen Eichen.
Die da von links tun wir zum Frihstick uff de Stulle streichen.
Wat meen Se, meine Herrn, wie denn de Fetzen fliejen.
Jawoll, meine Herrn, diese Hundsfötter un Schweinehunde,
die kriejen ihr Fett, aber det nich zu knapp.
Wenn det dritte Reich kommt, denn rechnen wir ab.
Jetzt knobeln wir um de nächste Runde!

Wenn wir wieder een Kriech kriejen,
denn wird alles in Jrund un Boden jehauen,
nachher denn fangen wir an wieder uffzubauen.
Se solln mal sehn, meine Herrn, det wird een Vernjijen.
Denn ziehn wir mit ‚Heil dir im Siejerkranz' im Vorderjrunde,
hinterher unser Jarde du corps,
hoch zu Roß durch det Brandenburjer Tor!"
„Feierabend, meine Herren! Polizeistunde!" —

Die Vorschriften des Glaubens

Es war am Abend des jüdischen Fast- und Versöhnungstages — da trafen die Herren Perl und Grünstein einander auf der Tauentzienstraße.
„Woher?" fragte Perl.
„Ich habe gefastet, gebetet und komme aus der Synagoge. Und Sie?"
„Ich habe im Restaurant gegessen. Offen gesagt, ich halte mich nicht mehr an das Fastengebot. Warum eine Reue heucheln, die ich nicht empfinde? Ich glaube, ein anständiger, wahrhafter Mensch zu sein, solider Kaufmann, bin meiner Frau treu . . ."
Grünstein blickte zu Boden und überlegte. Endlich sprach er: „Wissen Sie — lieber faste ich."

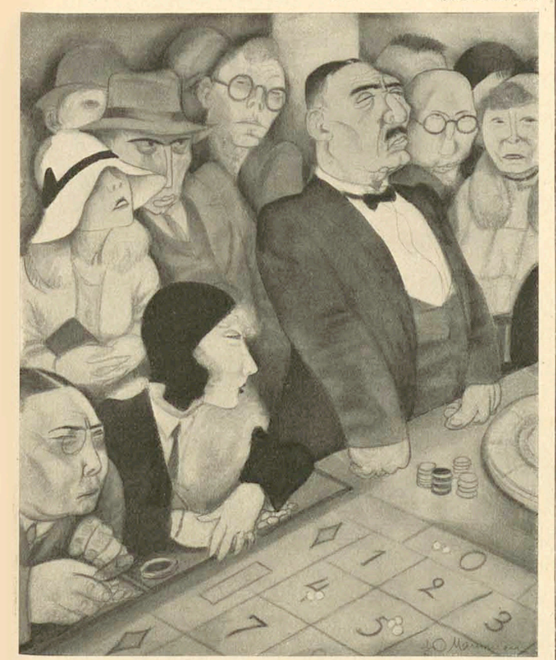
„Ignaz Kantor Doubletten-A.-G."

Von Kat

Jetzt, da Ignaz Kantor ein arrivierter Mann ist, läßt er sich nicht gerne jener trüben Zeiten erinnern, da er seinen Mokka nicht bezahlen konnte. Mokka mußte er aber trinken, denn er glaubte an seine Berufung zum Schriftsteller. Wenn Ignaz Kantor ins Kaffeehaus kam, riefen immer gleich ein paar Leute auf einmal: „Ober! Zahlen!" Diese Schlauen wußten schon, daß mit weiterem Aufenthalt die Gefahr verbunden war, von Kantor angepumpt zu werden.
Eines Tages saß Kantor trübsinnig im Kaffeehaus und bestellte — weil er ja etwas bestellen mußte — das zweibändige Adressenverzeichnis. Aus purer Langeweile blätterte er in den dickleibigen Bänden, von A bis Z. Als er bei Zw angelangt war, fiel ihm auf, daß in seiner Heimatstadt drei Männer namens „Zweig, Stefan" lebten. Da kam dem Ignaz Kantor jene Idee, die ihn für immer zum Barzahler machen sollte.
Er begann das Adressenverzeichnis systematisch durchzuarbeiten. Und er fand: einen Hauptmann, Gerhart, Bahnrevident; zwei Stück Mann, Thomas, der eine war Gemischtwarenhändler, der zweite Parfümeur; einen Werfel, Franz, Ratenagent; zwei Exemplare Wassermann, Jakob, der eine war Rabbiner, der andere Devotionalienhändler; einen Bahr, Hermann, Hühneraugenoperateur; einen Schnitzler, Arthur, der sich schlicht als Privatier ausgeben ließ; zwei . . . Aber was soll der Leser mit der ganzen deutschen Literatur ermüdet werden? Kurz, Ignaz Kantor konnte feststellen, daß fast jeder arrivierte Schriftsteller wenigstens einen namentlichen Doppelgänger hatte. Alles andere war nur mehr Sache der Überredung, Organisation und Unverfrorenheit.
Ignaz Kantor hatte in seinem erfolglosen Schriftstellerdasein das massenhafte Portogeld nicht ganz umsonst ausgegeben: nach dem ersten hundert von verschiedensten Redaktionen „dankend und bedauernd" zurückgesendeten Manuskripten hatte er endlich begriffen, daß man erst dann im Feuilletonparadies unterkommt, wenn man es gar nicht mehr nötig hat.
In ein paar Tagen hatte Kantor mit dem Bahnrevidenten Hauptmann, Gerhart, dem Devotionalienhändler Wassermann, Jakob, dem Hühneraugenoperateur Bahr, Hermann, dem Privatier Schnitzler, Arthur, dem Limonadeerzeuger Zweig, Stefan, dem Konditoreibesitzer Wildgans, Anton, und mit noch etlichen anderen Harmlosen Verträge abgeschlossen, in denen es hieß:
„Der Unterzeichnete ist bereit, die ihm von Herrn Ignaz Kantor vorgelegten literarischen Arbeiten — soweit sie nicht gegen das Strafgesetz oder gegen die guten Sitten verstoßen — mit seinem Namen zu versehen und als seine eigenen anzuerkennen. Die für diese Arbeiten bezogenen Honorare werden zu gleichen Teilen geteilt. Der Vertrieb der Firmenprodukte ist Sache des Herrn Ignaz Kantor, dem deren Herbeischaffung obliegt." (Schluß auf Seite 367)

Letzte Hilfe

(Jeanne Mammen)



„Scheußlich, Albert, ich glaube, es kommt wieder Rouge." – „Natürlich, immer wenn man 'n kleines Erdbeben brauchte, kommt's nicht!"

(Schluß von Seite 366)

Zwar waren zunächst noch einige Schwierigkeiten zu überwinden, aber Ignaz Kantor, in den plötzlich der Geist vollkommenster Geschäftstüchtigkeit gefahren war, traf das spielend. Niemand konnte den echten Zweigen und den echten Männern helfen; es ist ja das unveränderliche Recht jedes Deutschen, Feuilletons zu schreiben, und Ignaz Kantor tat das unter dem rechtmäßigen Namen seiner Geschäftspartner. So sehr sich auch die Rechtsanwälte der Betroffenen bemühten, — sie fanden nicht den leisesten Paragraphenvorwand: Die Feuilletons Ignaz Kantors trugen mit formell unbestreitbarem Recht die erlauchtesten Namen der deutschen Literatur; da konnte man gar nichts machen.

Kantors Feuilletons wurden bald der gesuchteste Artikel auf der literarischen Börse, denn er betrieb ausgesprochene Schmutzkonkurrenz. Welcher Redaktion kann es schließlich verübelt werden, daß sie einen rechtmäßig etwa mit „Thomas Mann" gezeichneten Aufsatz, dessen Abdruck nur eine Lappalie kostet, lieber nimmt als einen viel teureren und doch nur mit dem gleichen Namen signierten? Für den Leser ist Thomas Mann eben Thomas Mann, auch wenn er's nicht ist. Und allzuviel Unterschied bestand ja wirklich nicht.

Alles klappt, in die deutsche Literatur ist die rechtmäßige Doublette eingezogen. Eine neue Ära.

Ignaz Kantor ruht nicht. Er sucht unermüdlich neue Vertragspartner. Schwieriger sind jene Fälle, in denen der Mann zwei Vornamen haben muß. Es ist zum Beispiel leicht, einen Hanns Ewers zu finden; aber ein Hanns Heinz Ewers dürfte einmalig sein. Handelt es sich hier doch um eine Wahrscheinlichkeitsrechnung mit drei und nicht mehr mit zwei Elementen. (Warum und wie das die Sache kompliziert, ist in jedem Lehrbuch der Mathematik, Mittelstufe, nachzulesen.) Übrigens fand Ignaz Kantor nach langem Suchen tatsächlich einen Hanns Heinz Ewers; der war aber ein gerichtsnotorischer Analphabet. — Augenblicklich sucht Kantor einen Erich Maria Remarque und einen Roda Roda. Träger dieser Namen könnten ein glänzendes Geschäft machen.

Kantors Unternehmen ist, was er sehr bald verstand, nach allen Seiten ausbaufähig. Zum Beispiel wurde ein halbverhungerter Komponist angestellt und eine musikalische Abteilung eingerichtet. Sie arbeitet vorläufig mit dem Leiternfabrikanten Arnold Schönberg, dem Friseur Kurt Weill und dem Tempeldiener Alban Berg. Mehrere ihrer Erzeugnisse sind von vielen deutschen Operntheatern bereits angenommen. Gegenwärtig wird eine dramatische Abteilung vorbereitet. Verträge wurden bisher mit dem Stenographen Ferdinand Bruckner, dem Kanditenhändler Karl Zuckmayer und dem Parterreakrobaten Leonhard Frank abgeschlossen. Die „Ignaz Kantor Doubletten-A.-G." (ihre Papiere werden an allen europäischen Börsen gehandelt) denkt des weiteren an die Errichtung eines Malereibetriebes und einer Abteilung für Politik. Gerade von dieser verspricht man sich in unterrichteten Kreisen sehr viel, da es gelungen sein soll, eine Doublette aufzutreiben, die Adolf Hitler heißt; der Mann ist Fleischhauer.

Jedem, der sein Geld sicher und profitabel anlegen will, ist der Ankauf von Aktien der „Ignaz Kantor Doubletten-A.-G." bestens zu empfehlen.

•

P. S. Warnung! Wie wir erfahren, hat ein Mann, der zufällig ebenfalls Ignaz Kantor heißt, diesen Zufall dazu mißbraucht, eine neue „Ignaz Kantor Doubletten-A.-G." zu gründen. Es handelt sich natürlich um einen Schwindler!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Sammler-Rekorde

(Rudolf Großmann)



„Denken Sie nur, mein Lieber, ich habe nun in meiner Sammlung den ältesten Eierbecher der Welt." – „Gratuliere, aber ich habe in meiner Galerie ein Bild aus der Zeit, wo's noch gar keine Eier gegeben hat."

Winterstürme! / Von Mynona

Des wunderschönen jungen Lothar Atmosphäre war Luxus und Bummel, bis ihn an einem herrlichen Herbstabend sein alter Bankier aufsuchte, feinsinnig lächelte und ihm mit dürrer Hand fünf Tausendmarkscheine überreichte, den allerletzten Rest eines stattlichen Vermögens: „Verspielen Sie's nicht, mein Lieber", riet er ihm, „heiraten Sie sofort möglichst reich! Die Wintersaison beginnt. Sehen Sie zu! Evening, mon cher!"
Lothar kleidete sich hyperelegant, mietete ein Zimmer im Bristol, tanzte mit allen möglichen reichen Erbinnen, war ein paar Tage später mit einer schon etwas ältlichen Millionärin, einer Rittergutsbesitzerswitwe, verlobt und bald darauf verheiratet. Er stürzte sich mit ihr in den vollen Strudel der sportlichen und sonstigen Genüsse, bis sie kurz vor einem der wunderbarsten Bälle sich's lieber auf ihrem Landgut bequem machen wollte. Sie wäre nicht mehr die Jüngste, und für ihr schönes Geld verlangte sie seine Resignation auf die tausend süßen Beinchen und andre Bonbons, aus denen sie sich nichts machte. Sie wollte endlich ihre Ruhe haben, und ihr liebes Männchen sollte möglichst dichten Anteil daran nehmen. Sie griff zur Schere, um seine Flügel und ihre Coupons zu beschneiden. Sie bewachte ihn Tag und Nacht mit Argusaugen. Um seine Freiheit war es geschehen. Der Wintersaison mochte er von weitem zugucken. Er könne ja in der Zeitung auf dem Lande darüber lesen. Schließlich wollte sie auch mal dort einen Hausball geben ... ihm grauste.
Wozu hatte er denn seine Ohren? Um sich die Nacht darum zu schlagen. Kaum gelang ihm das noch gelegentlich mit List. Und wenn er dann in aller Herrgottsfrühe mehr oder minder leicht angesäuselt nach Hause kam, wallte, siedete, brauste, zischte die unaufhörliche Gardinenpredigt, die dann in Fortsetzungen zum ersten, zweiten Frühstück, zum Mittagessen, der Vesper und zum Nachtmahl wiederholt, ergänzt, der Verwandtschaft aufgetischt wurde. Gloria schleppte ihn dann zur Strafe tagelang aufs Land und ertappte ihn dort immerfort mit jungen Weibern in flagranti. Trotzdem brütete sie bereits sinnig über „Weihnachten auf eigener Scholle".
Schließlich vertraute er sich einem Freunde an, dem Leiter einer chirurgischen Privatklinik. „Laß dich scheiden", sagte der, „und anständig entschädigen!" — „Unsinn", ärgerte sich Lothar, „sie erklärt kein Gericht für schuldig. Ohne ihre Millionen kann ich nicht atmen. Glücklicherweise ist sie total in mich vernarrt, und unglücklicherweise ist sie nicht von mir zu trennen. Nein, ich brauche eine Kriegslist, um wenigstens nachts meine Freiheit zu haben, sonst nimmt sie mich mitten in der Saison aufs Land." — „So arbeite was und schwindle ihr Konferenzen vor!" — „Nee! Lieber sterben!" — „Na, dann mach', was du willst. Wenn sie predigt, stopf' dir Watte in die Ohren!" Lothar griff traurig und wütend nach Hut und Mantel. —
„Halt!" rief der Arzt und hielt ihn zurück, „ich habe einen Einfall: du mimst hier Beinbruch. Ich werde dir einen famosen Gipsverband anlegen. Du bleibst gleich hier im Bett. Es läßt sich ja so plausibel machen. Bist eben von der Treppe gefallen oder sonstwie ausgeglitscht. Bist sie dann monatelang los und machst nachts die Saison über, was du willst. Bist ja sowieso Langschläfer. Alle Nachmittage mag sie hier an deinem Bette sitzen und dich trösten. Abends schicken wir sie nach Haus und werden mobil." Getan wie gesagt. Lothar lag wie ohnmächtig in der Klinik, als seine Gattin dort eintraf und voll rührender Besorgnis seinen Verband abtastete. „Doktor", stöhnte sie, „lassen Sie das Bein nur möglichst grade wieder anheilen!" — „Grader als zuvor, meine Gnädige", versicherte der Gute. Die Dame wollte Lotharn natürlich nach Hause transportieren lassen. „Ja nicht", warnte der Arzt, „dann krümmt sich wahrscheinlich der Knochen." Sie beruhigte sich und lachte sogar schadenfroh: so könne er wenigstens nicht bummeln ...
Hernach wurde nachts gebummelt, und die Saison weidlich ausgenutzt. Gegen Morgen wurde er in der Klinik wieder vergipst, schlief bis in den Nachmittag hinein, empfing den Besuch seiner Frau, die abends wieder ging. Alles sehr amüsant, bis seine springlebendigen Beine eines Nachts in der Tat überfahren wurden ... Der Fromme sieht darin den Finger Gottes, der gottlose Analytiker die Folgen des eingeklemmten Gewissens. Obendrein empfand die eigene Frau zwischen Echt und Simili keinen Unterschied. So wurde Lotharn die Saison zum Winter seines Mißvergnügens.
Überdies wuchsen die Beine sehr krumm wieder an. „Mein Lieber", besänftigte der Arzt, „mit d e n Beinen wirst du auf dem Lande gut reiten können. Der Winter ist ja nur ein rauhes Transparent, durch das von ferne schon der Frühling schimmert ... Winterstrümpfe weichen dem Wonnemond ..."

Wo ist der Schnee ...

Von Theobald Tiger

Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr –
Anna-Susanna?
Weißt du noch, was damals Mode war,
Anna-Susanna?
Die Literatur trug man vorne gerafft,
jede Woche gab's ein Genie.
Und alles murmelte: „Fa-a-abelhaft!
Rein menschlich ... irgendwie ...!"

Wo sind die Blumen vom letzten Lenz —
Anna-Susanna?
Die Betonung des kosmischen Bühnen-[Akzents —
Anna-Susanna?
Das gebildete Publikum lief zuhauf
mit der Kritiker-Artillerie ...
Und die Stücke führt kein Mensch mehr [auf,
rein menschlich irgendwie.

Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr –
Anna-Susanna?
Brecht wird sein, was Sudermann war –
Anna-Susanna!
Sie brüllen sich hoch, die Reklame schreit...
das ist eine Industrie ...
Pro Mann einen Monat Unsterblichkeit –
— Anna-Susanna —
rein menschlich irgendwie.

Weinprobe

(Wilhelm Schulz)



„So 'n Neuer ist wie 'n Parteiprogramm: unklar und stark berauschend!"

Soziologisches Praktikum

Das kleinste Grundstück der fünfzehn, die Awacoff in der Inflationszeit in Berlin erworben hat, liegt im Norden, in der Ackerstraße, und es ist 'n bißchen verseucht, wie man so sagt. In diesem Sommer erst hat sich Awacoff des trostlosen Zustandes dieser Baracke erbarmt, und einige Wochen hatten die Handwerker zu tun. Es wurde nicht gespart mit grellen Farben und billiger Tapete. Als alles fertig war, bestellte Awacoff den Portier des Hauses in seine Wohnung, nach der Kaiserallee, und fragte ihn, ob sich die Mieter nun wohler fühlen in dem wohnlicheren Hause.

„Jott sei Dank, daß die ewige Meckerei 'n Ende hat", sagte der Portier. „'s war aber ooch höchste Zeit, daß etwas jemacht wurde for die Bude. Wo allens nicht mehr so runter is, kommen ooch die Meechen, wo auf den Strich jehn, wieder 'n bißchen hoch."

„Wieso die Mädchen?" fragte Awacoff erstaunt.

„Wieso?" lächelte der Portier. „Det is doch klar, daß die jetzt in die Preise, wo sie jetzt fordern, 'n bißchen was inkalkulieren von det Jeld, was Ihnen die neue Uffmachung von det Haus jekostet hat."

Aus dem dunkelsten Wien

„Ein armer, arbeitsloser Saldakontist tät um eine kleine Unterstützung bitten!"

„Wenn Sie nichts zu tun haben, kommen Sie zu mir, ich brauche einen Stundenbuchhalter!"

„Wie stellen Sie sich das vor? . . . Um zwölf hab' ich einen Heimwehraufmarsch — nachmittag bin ich bei die Hakenkreuzler engagiert —"

„Und da gehn Sie noch schnorren!"

„Ja, glauben Sie, daß ich von der Unterstützung der Kultusgemeinde leben kann?"

H. K. B.

Frommer Wunsch

(George Grosz)



„Weißt du, Max, im Hotel fühle ich mich noch immer wie auf der Hochzeitsreise!" – „Gott erhalte dir deine Illusionen, liebes Kind!"

Berliner Brief

Der neue Reichstag ist an einem Dreizehnten zusammengetreten, und doch hat sich im Hause selbst nichts von Bedeutung ereignet. Unter Führung des nun glücklich immun gewordenen Goebbels haben die Nazis lediglich in der beschworenen legalen Form das Uniformverbot ignoriert, was natürlich nicht gerügt werden konnte. Um so positivere Arbeit leistete dafür die jüngere Generation, indem sie das deutsche Erwachen und den tatkräftigen Willen zum Wiederaufbau durch Einschlagen unzähliger Schaufenster in der Leipziger Straße dokumentierte. Infolgedessen dürfte sich — als erster Erfolg der Wahlen — schon binnen kurzem ein Aufschwung in der deutschen Glasindustrie und im Glasergewerbe bemerkbar machen. Vertreter der Möbel-, Textil- und Porzellanindustrie sind nun bei Hitler mit der Bitte vorstellig geworden, bei künftigen Demonstrationen auch ihre Produkte, wie Inneneinrichtungen, Beleuchtungskörper, Vorhänge und Porzellangegenstände, ebenfalls zu berücksichtigen. „Scherben bringen Glück" —: das böse Omen des „Dreizehnten" dürfte durch die wackere Tat kompensiert worden sein!

Erstaunlich ist, daß die Rechtspresse, von der man bisher glaubte, daß sie mit den Nazis sympathisiere, diesen die Lorbeeren der Tat nicht gönnt, sondern sie den Kommunisten unterzuschieben sucht: eine undurchsichtige Stellungnahme! Ebenso hat sich ihr Verhältnis zur Berliner Polizei grundlegend verändert —: während sie immer, zum Beispiel bei den Mai-Unruhen, deren forsches Vorgehen lobte, tadelt sie sie nun als „planlos und nervös" im Gebrauch des Gummiknüppels.

Die Serie der Geschichte lehrenden Zeitstücke wurde erfolgreich mit Rehfischens „Brest - Litowsk" fortgesetzt. Ein ungeheurer Vorzug dieser Art von Stücken ist zweifellos, daß man im Bedarfsfall einfach den letzten Akt streichen kann, ohne daß Stück und Publikum darunter leiden. Bei den meisten Dramen der vergangenen Epoche wäre dies platterdings unmöglich! Falls allerdings die Klage auf Streichung der Szenen, in denen Kaiser Wilhelm II. auftritt, Erfolg hat, dürfte die Einlage einiger Chansons oder einer kleinen Revueszene nicht zu umgehen sein.

Einem dringenden Bedürfnis des Tages entspricht bahnbrechend das „Acht-Uhr-Abendblatt". Da sich bei den meisten Berliner Autos ein großer Mangel an Plaketten und Abzeichen bemerkbar macht (es gibt Herrenfahrer, die kaum vier bis fünf Klubabzeichen am Kühler haben!), verleiht diese rührige Redaktion den „Rittern vom Steuer" ein neues Schild, das jeder erhält, der vor einer jungen oder gebrechlichen Person rasch abstoppt und diese dann in Gegenwart von Zeugen über die Straße geleitet. Es ist klar, daß nun alle Fahrer fieberhaft nach Ritterlichkeitsmöglichkeiten Ausschau halten. Mit den Taxis kommt man überhaupt nicht mehr vom Fleck, da die Droschkenchauffeure, die statt der Plakette einen Geldbetrag wählen können, fortwährend halten und herausspringen, wenn sie ein Kind, einen Greis oder eine passende ältere Dame erspähen. Für Herrenfahrer soll sich bereits ein Institut gebildet haben, das dafür geeignete und gut eingeschulte Ritterlichkeitsobjekte verleiht und gleichzeitig begeisterte Zeugen des Vorfalls stellt, die ihn der Redaktion melden, und zwar gegen geringes Entgelt, das bei Nichterfolg zurückerstattet wird. Im Interesse eines ungestörten Verkehrs wäre es zu wünschen, daß bald jeder Berliner sein Abzeichen am Kühler hat! Sobald das erreicht ist, plant das genannte Blatt die Prämiierung des „Ritters zu Fuß", das heißt derjenigen Fußgänger, die sich auch den rücksichtslosesten Fahrern gegenüber duldsam, zuvorkommend und höflich benehmen.

Kaki

Nachdenkliche Geschichten

Das Schiff ging unter mit Mann und Maus.
Nur der Steuermann rettete sich auf einem dürftigen Balken. Drei Tage trieb er im Meer. Endlich sah er Land. Erschöpft kletterte er aus dem Wasser. Keine menschliche Siedlung weit und breit. Sollte er auf eine der verlassenen, kleinen Inseln des Großen Ozeans verschlagen sein?
Zwei Tage wanderte er in das Innere.
Endlich entdeckte er einen Galgen, an dem ein Neger baumelte.
„Gott sei gelobt", rief er begeistert aus, „ein Zeichen der Zivilisation!"

•

Im Nebenzimmer spielen die Kinder.
Plötzlich schrie das Kleinste jämmerlich.
Der Vater eilte hinüber.
„Was ist denn los? Warum schreit denn der Kleine so?"
Sagte Siegfried, der Größere: „Wir spielen Staat. Er ist Steuerzahler und will sich nicht sein Hemd ausziehen lassen."

Der Reichskunstwart

Dem Künstler geht es miserabel.
Er steckt im Dreck bis an den Nabel
— und dieses auch nur besten Falls.
Den meisten reicht er bis zum Hals.

Draus folgen denn, wie zu erwarten,
die mannigfachsten Todesarten.
Und bald ist, was vorhanden war,
statistisch nicht mehr nachweisbar.

— Gleich aber wird man wieder heiter:
Herr Redslob wirkt noch immer weiter.
Wie angenehm ist man berührt,
auch wenn man nichts davon verspürt.

Bei all den vielen Sparmaßnahmen
gelang es nicht, ihn abzurahmen.
Wir ziehen daraus einen Schluß
auf seinen hohen Genius.

Nicht um die Künstler — um I d e e n
geht es ... Ob wir auch schaudernd sehen,
wie täglich einer sich entleibt,
— wenn uns nur unser Kunstwart bleibt!

Ratatöskr

Museumseröffnung in Berlin

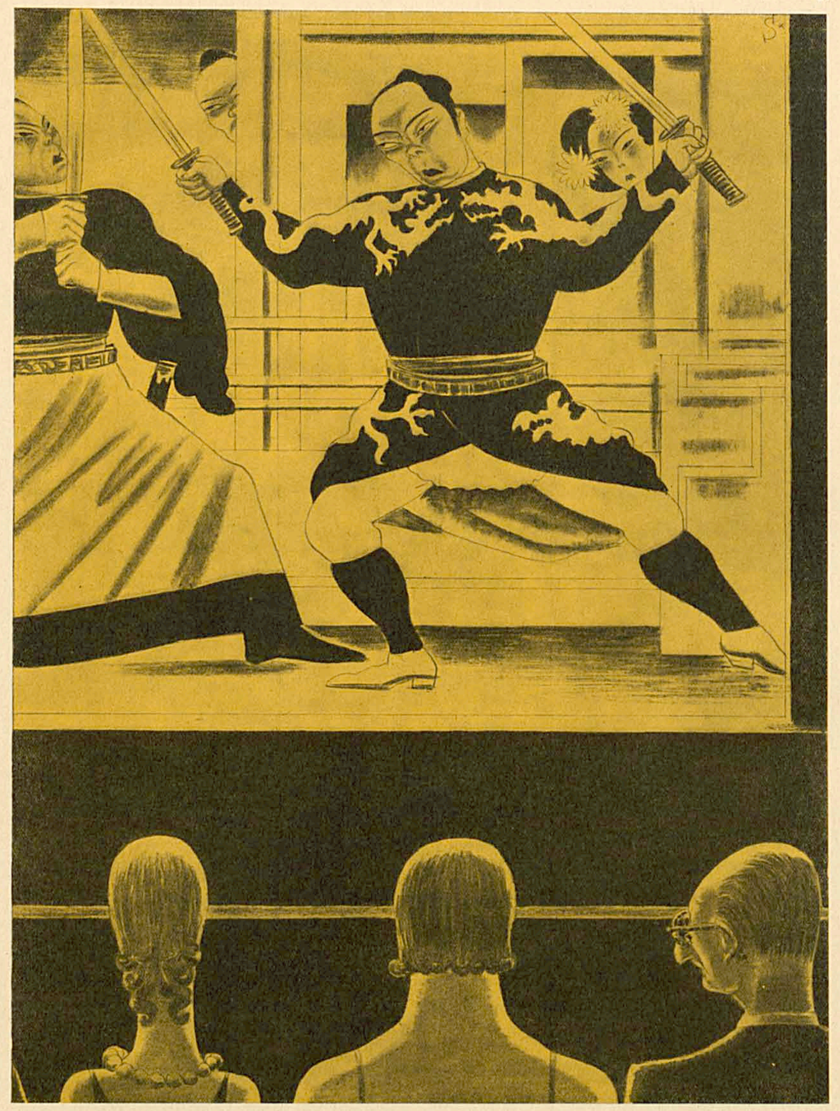
(E. Thöny)



„Wir hätten zur Einweihungsfeier ja auch gern ein paar Künstler eingeladen, aber von denen hat doch keiner mehr einen anständigen Anzug!"

Gastspiel des japanischen Theaters

(E. Schilling)



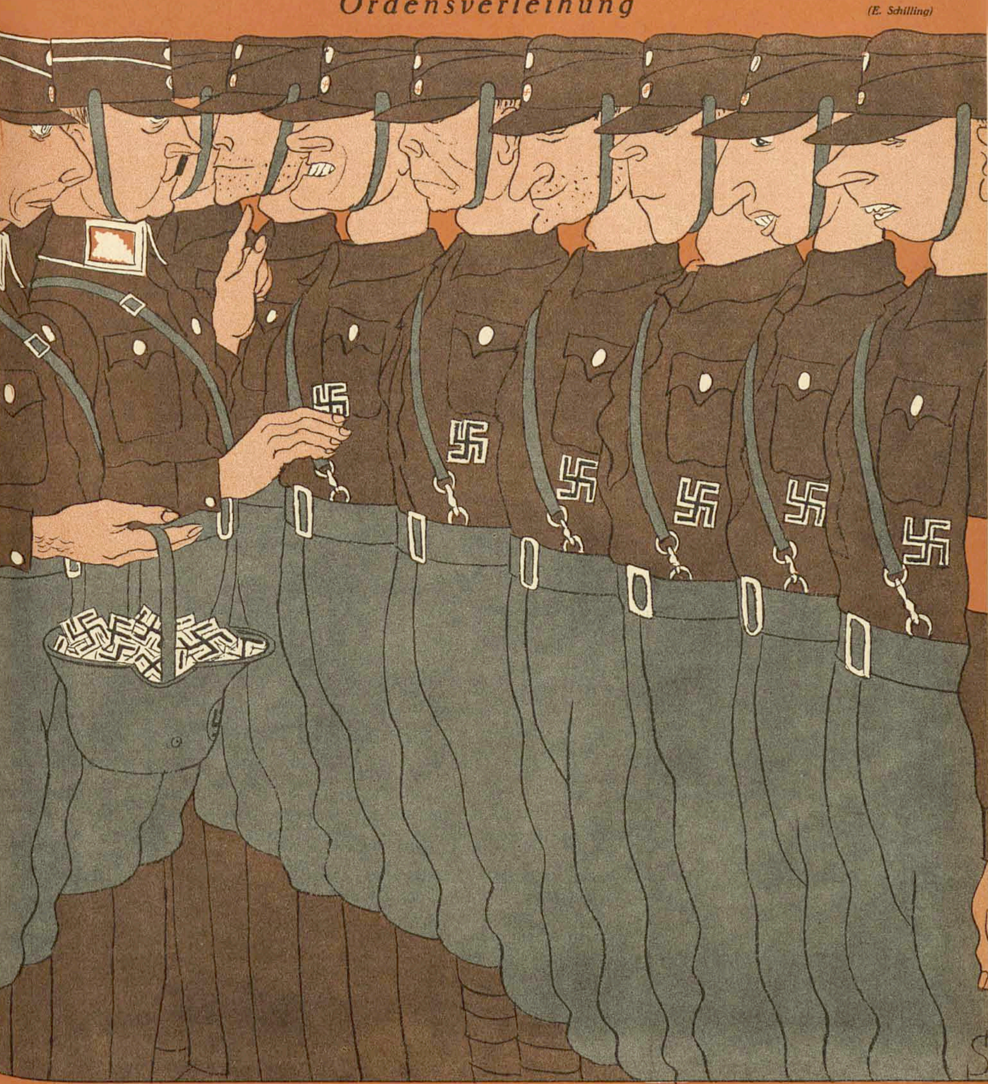
„Merkwürdig, je weniger man von 'nem Stück versteht, um so leichter fällt es einem als Kritiker, sich lobend darüber zu äußern!"

Stuttgart, 3. November 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Ordensverleihung *(E. Schilling)*



Die Sieger aus der Schlacht bei Wertheim werden für tapferes Verhalten vor der Schaufenster-Front mit dem Eisernen Hakenkreuz I. Klasse dekoriert.

Produktive Arbeit / Von Karl Kinndt

Deutschland erwacht und haut die Scheiben ein,
es strebt zur Tat, selbst wo es nicht immun!
Nun muß die Wirtschaft blühen und gedeihn —:
die Glaser haben schon enorm zu tun!

Tja, wo man hobelt, fliegen auch die Späne!
Hauptsache, daß die Späne fliegen — nich?!
Ein guter Mime setzt erst sich in Szene,
und was er spielen wird, das findet sich.

Und wer den Aufbau will, muß erst zertrümmern!
Und nur aus dem zerschmissnen Fensterglas
kann uns der Freiheit Morgenröte schimmern,
denn produktiv ist einzig nur der Haß!

Und wenn dann schließlich auch noch Köpfe rollen,
wird's endlich auch dem Dümmsten offenbar,
daß sie das Gegenteil von Moskau wollen
und daß ihr Weg der Weg des Heiles war!

Schreit man nur emsig „Nieder!" und „Verrecke!",
dann muß die deutsche Hitler-Eiche blühn!
— — — Nur wenn ich dieses Baumes Früchte schmecke,
scheint mir der Bau von Brotfrucht vorzuziehn — — —

Germaine / Von Lothar von Reppert

Ein gutes Stück hinter dem hölzernen Pier, abseits der regellos im trostlosen Sande durcheinander gewürfelten Steingebäude und Wellblechbaracken des verloren an öder Küste liegenden westafrikanischen Hafenortes steht ein kleines weißes Haus. Hier wohnt die Kurtisane Germaine, die den weiten Weg aus ihrer elsässischen Heimat nicht scheute, in der festen Absicht, hier so rasch wie irgend möglich eine ganz bestimmte Summe Geldes zu erwerben.

Dieses Geld soll die Basis für ihre Ehe mit Andreas Kügle bilden. Andreas, der einstweilen noch als Chauffeur in Straßburg tätig ist, braucht das Geld, um ein Motorradgeschäft eröffnen zu können. Ob Andreas über die Pläne seiner Braut Germaine genau orientiert ist, läßt sich schlecht beantworten — jedenfalls fragte er beim Abschied weder wohin noch wie lange.

Wenn nur alles klappt und wir das Geschäft aufmachen können, dachte er.

Nun also empfängt Germaine seit etwa einem halben Jahr während der Nacht die Kaufleute und Farmer Westafrikas, selten nur die Seefahrer, die sie für unsolide und gefährlich hält. Sie hat eine feste, gar nicht sehr niedrige Taxe, an der sie unerbittlich festhält, ebenso wie sie schwer Betrunkene grundsätzlich abweist. Da sie sauber, freundlich und bestimmt ist, besitzt sie einen guten, sicheren Kundenkreis. Sie hat eine ganz besondere Art, jedem das Seine zu geben. Sie versteht angenehm zu schwatzen und versteht aufmerksam zuzuhören: ja sie denkt dann nicht einmal an ihren fernen Andreas und das Motorradgeschäft — denn hier herrschen Afrika, das weiße Häuschen und ihr einwandfrei geführtes Kurtisanenleben, an dem jeder je nach seiner Ordentlichkeit, seiner Freigebigkeit und Potenz Anteil zu nehmen vermag.

Germaine hält streng auf sich, ihr Aussehen und ein bestimmtes Körpertraining. Sie hat sich daher ein Pferd angeschafft. Es ist ein kleiner temperamentvoller Schimmel, der beim Händler im Stall steht und an jedem Nachmittag pünktlich um fünf Uhr von dem grinsenden Klippkaffern Hans vor das Haus geführt wird. Das Bild ist stets das gleiche: Germaine tritt in einem Reitdreß aus weißem Leinen vor das Haus. Der Schimmel Ajax erhält seinen Zucker. Kritisch betrachtet sie Zaum und Sattel, schwingt sich rasch und ohne Umstände auf den Pferderücken und trabt davon, dem Strande zu. Mit einem erstaunten „Ai" bleibt Hans zurück.

Germaine hat einen genau festgelegten Weg. Sie reitet schnell und sicher. Bisweilen nur, wenn sie sich in ihren Gedanken trotz aller Regelmäßigkeit und klugen Praxis mit ihrem Leben innerlich nicht zurechtfindet, wenn gewisse ungelöste Triebe in der Wallung des Blutes durch den Ritt wach werden, gibt sie dem kleinen Schimmel die Sporen und galoppiert wild und rücksichtslos bis in die gelben Wanderdünen hinein, wo dem schnaubenden Gaul die Beine bis zu den Knien im losen Sande versinken. Ihr ovales, von schwarzem Haar umrahmtes Gesicht, das sonst so ruhig und heiter dreinschaut, ist dann völlig verändert. Die dunklen Augen haben einen sehnsuchtsvollen, heißen Glanz, die etwas breiten Nasenflügel beben, und ihre feste, wohlgeformte Brust spannt sich und wogt auf und nieder im Rhythmus des heftig keuchenden Pferdeatems. Vor sich sieht sie die in ewiger Unruhe ineinander rinnenden Dünen, die sich auf der einen Seite fernhin in die Weiten der westafrikanischen Wüste verlieren und auf der anderen Seite in den rollenden, sonnenschimmernden Wogenketten des Ozeans ihre Fortsetzung finden. Im Anblick dieser Einsamkeit und Öde überfällt Germaine jedesmal das Gefühl grenzenloser Verlassenheit. Sie reitet im Schritt den ganzen langen Weg zurück, um sich zu sammeln, denn mit sinkender Dunkelheit kann vielleicht der erste Kunde bei ihr eintreten: sie muß höflich und guter Dinge sein. Ihr Kummer darf mit den Angelegenheiten ihres Kurtisanenlebens nicht vermischt werden. . .

Noch niemals hat sie auf diesen Ritten jemanden getroffen, denn der Afrikaner, der an die Küste kommt, wandert nicht im Wüstensande umher. Er erledigt seine Geschäfte oder verbringt die Stunden müßig trinkend und würfelnd in den Schankwirtschaften. —

Eines Tages trabt sie wieder am Strande entlang. Ihre Gedanken beginnen gerade, sich wieder auf gefährlichen Bahnen zu bewegen, als sie einen Menschen auf sich zuschreiten sieht. Sie hat außerhalb ihres Hauses nichts mit den Menschen Afrikas zu tun und will rasch vorüber. Plötzlich aber breiten sich zwei Arme aus, der kleine Ajax stutzt und bleibt wie angewurzelt stehen. Sie blickt in ein breites, offen lachendes Mannsgesicht, das ihr unbekannt ist. Germaine stimmt in dieses Lachen ein, und in ihrem Blut schlägt eine Welle auf, die in diesem Augenblick ihr ganzes bisheriges Dasein zudeckt. Sie hat Mühe, sich im Sattel zu halten. Dann jedoch schreit sie: „Mensch, Mensch, in der Wüste!" und weiß selbst nicht, woher sie diese Worte nahm.

Der Fremde aber faßt ihr Pferd am Zügel und schreitet, bisweilen nur heiter aufblickend, still neben ihr her, dem Hafenorte zu. Plötzlich fragt er ruhig: „Wo wohnst du?"

„Dort", erwidert Germaine, mit der Reitpeitsche nach ihrem Hause weisend. „Kennst du mich nicht?"

„Nein."

„Weißt du nicht, wer ich bin?"

„Nein."

„Soll ich es dir sagen?"

„Nein, nein . . . bin ich der ‚Mensch in der Wüste', so ist alles gut, und ich will bei dir weilen."

Schweigen. . .

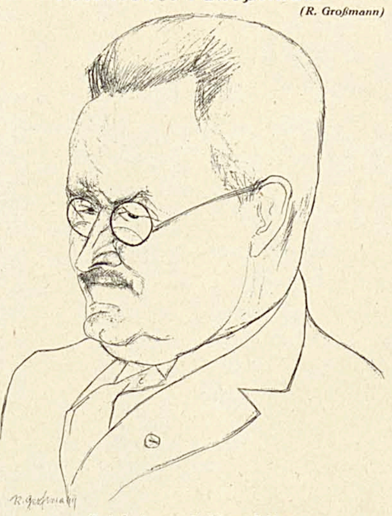
Sie gelangen an das Haus, wo Hans grinsend den Schimmel und ein Geldstück in Empfang nimmt. Doch der Schimmel sieht sich mißmutig um: zum erstenmal hat seine Reiterin vergessen, ihm den Belohnungszucker zu geben.

Germaine und der Fremde treten durch die Tür in einen kleinen Raum, der außer mit einigen sauberen Korbmöbeln mit einem Schrank und einem Büfett eingerichtet ist. An den Wänden Buntdrucke von Landschaften und spielenden Kindern; dunkle, schwere Vorhänge; parfümierte, doch nicht unangenehme Luft.

Der Fremde steht ruhig und

Politisches Panoptikum

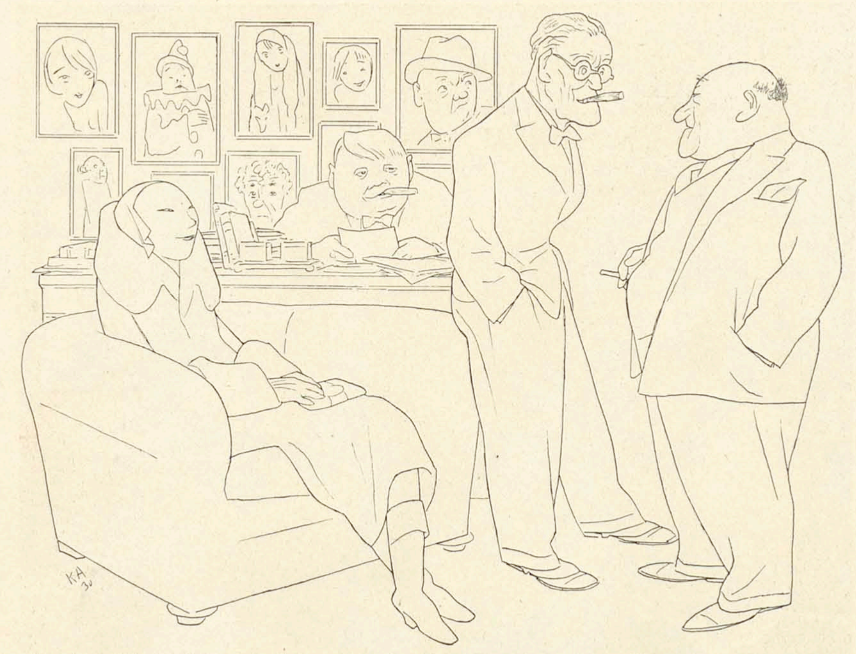
(R. Großmann)



Reichstagspräsident Löbe

Theater der Wirklichkeit

(Karl Arnold)



„Nee, 'n politisches Lustspiel würde ooch nich mehr ziehen, da macht die Wahrheit der Dichtung zu starke Konkurrenz!"

bescheiden in der Mitte des Raumes. Germaine blickt ihn wenige Sekunden von der Seite an. Dann fliegt sie auf ihn zu, umschlingt seinen Hals, seine Schultern mit den Armen und bedeckt sein Gesicht mit glühenden Küssen. Ebenso unvermittelt läßt sie wieder von ihm ab und keucht unter fanatischem Lachen, das die wahnwitzige Angst ihres Herzens verbergen soll: „Ich bin eine Hure! Wußtest du das nicht, du? Wußtest du es wirklich nicht?"

„Nein, ich wußte es nicht. Doch da ich es nun weiß, bist du mir nur lieber, denn du hast das Herz eines Menschen und die Augen und die Stimme eines Menschen ... darum muß ich dich lieben."

Da geht Germaine ganz leise zu den beiden Fenstern, schließt dicht die dunklen Vorhänge und die festen Fensterläden und geht zur Tür und schließt ab und legt die schwere Doppeltür ins Schloß, denn es kommen oft stürmische Besucher in der Nacht. Sie trägt wortlos Speisen auf und holt Wein aus dem Keller.

Sie essen und trinken. Sie sprechen sehr wenig, und die wenigen Worte sind Worte der Liebe, der Erwartung, der Sinnenwünsche ...

Und als Germaine, die afrikanische Kurtisane, den Fremden im Nebenraum auf ihr Lager zieht, ist es mit frischem Linnen bezogen. Der rote Lampenschirm ist durch ein gelbes Seidentuch ersetzt. Und in dieser Nacht vergessen zwei Menschen ihr ganzes Dasein im Taumel einer schicksalhaften Bestimmung der Zusammengehörigkeit. Sie fühlen, hören, sehen nur sich — zwei Tage und Nächte lang ... Hans muß mit dem Schimmel umkehren, und niemand — mag er sein Begehren lockend verkleiden oder roh und zuchtlos aufschreien —, niemand erhält Einlaß. — —

Der Fremde aber ist ein junger Farmer, den Sehnsucht und Lebensdrang aus Europa nach Afrika geführt hatten — ein Einsamer, ein Suchender des Lebens ... und in seiner Seele, in seinem Leibe wohnt unerbittlich wie ein Naturgesetz die Gemeinschaft mit der Kurtisane Germaine.

Nach zwei Tagen reist er wieder ins Innere des Landes, und nach einem Monat kehrt er wieder, und abermals nach einem Monat kommt er zum drittenmal. So geht es in gleichen Abständen ein halbes Jahr lang. Und jedesmal blühen diese beiden Menschen von neuem ohne Fragen, ohne Scham, ohne Ermüdung aneinander auf. Jedesmal bleibt das kleine Haus hinter dem Pier zwei Tage und zwei Nächte lang geschlossen. Und während drinnen im Halbdunkel die süßesten, die wildesten Träume der Liebe, die wehesten Wünsche der Sinne zur Wahrheit werden, müssen die lärmenden Besucher abziehen. Ihr Fluchen verhallt ungehört in den unermeßlichen Weiten der afrikanischen Nacht ...

Als der junge Farmer seinen siebenten Besuch in dem kleinen Hafenort machte, tritt ihm aus Germaines kleinem Haus eine große, üppige Blondine entgegen.

Weit draußen verklingt das Heulen einer Sirene. Langsam verschwindet am Horizont die letzte Schornsteinspitze des Dampfers, der Germaine, die Braut des Andreas Kügle, nach Europa zurückführt ...

Deutscher Parlamentarismus

„Das deutsche Volk ..." — „Halt's Maul, du Rind!" —
„... in tiefer Not, doch voll Vertrauen ..." —
„Dir möcht' ick mal eens in die Fresse hauen ..." —
„... zu uns, den Hütern seines Wohls ..." — „Verschwind', du Idiot!" — „... und einig wie noch nie ..." —
„Dem Lumpen müßte man mal Saures jeben ..." —
„... im Frieden mit der ganzen Welt zu leben ..." —
„Nu aber endlich Schluß, du dofes Vieh!" —
„... in stiller Arbeit wieder aufzubauen ..." — „Schwein!" —
„... fleht es zu Gott aus seines Herzens Nöten ..." —
„Du Lümmel, laß dir mal die Schnauze löten ..." —
„... um Ehre, Freiheit und das nackte Sein,
für seine Kinder wieder Raum und Luft ..." —
„Soll ick dir mal det Hinterteil verjerben?" —
„... und Achtung in der Welt sich zu erwerben ..." —
„Verräter!" — „Gauner!" — „Hundsfott!" — „Schuft!"

Jonas

(E. Thöny)



J a g a l i a d / Von Max Neumeyer

„Bals d' in d' Berg ei'gehst,
Muaßt aufs Weda schaug'n,
Sunst ist schad, vastehst,
Für deine Hehneraug'n.

Bal koa Suna it
Auf Bergaln aufischeint,
Geht koa Bock it aus,
Bloß as Mankei* greint.

Bleibst bei 'n Deandl hocka,
Da hast koan Vadrus,
Haltst as Pulva drucka
Für an bessan Schus."

* Mankei = Murmeltier.

U r a u f f ü h r u n g

Von G e r h a r d S c h ä k e

Der Autor hat ein Stück beim Preußischen Theater eingereicht. Er hat mit dem Direktor gesprochen, mit dem Chefregisseur, mit dem Dramaturgen — allen hat das Stück gefallen, sie finden es reizvoll, neuartig und bühnenwirksam.
Und trotzdem kriegt der Autor das Stück zurück. Keine Verwendung.
Der Autor hat eine Freundin, eine sehr schöne, schlanke, bestrickende Blondine. Die geht mit dem Stück zum Direktor und sagt: „Dieses Stück hat Ihnen gefallen — warum nehmen Sie es nicht? Es kann Sie sanieren — ich glaube an gute hundert Aufführungen!"
Der Direktor sieht die hübsche junge Dame an und verweist sie an den Chefregisseur.
Der Chefregisseur sieht die reizende Blondine an und erwidert: „Ich kann das Stück durchsetzen — ich dringe auf seine Annahme — wenn . . ."
Aus Liebe zur Kunst und zu ihrem Freunde erfüllt sie des Regisseurs sehr private und diskrete Wünsche. In seiner Wohnung.
Das Stück ist angenommen.
Frau Colgate soll die Hauptrolle spielen. Fünfzehnhundert Mark Gage pro Abend. Sie nimmt unter der Bedingung an, daß ihr Freund, der Schauspieler Berg, übrigens eine mittelmäßige Kraft, die männliche Hauptrolle bekommt.
Frau Zrini wird engagiert, für neunhundert Mark pro Abend, als zweiter weiblicher Star. Der Kontrakt kam zustande, nachdem man die Bedingung, Herrn Zrini als Bühnenbildner zu engagieren, erfüllt hat.
Frau Colgate ist wütend auf die Konkurrenz der Frau Zrini.
Herr Zrini widmet sich einige Zeit und einige Nächte der Frau Colgate und schafft dadurch alle möglichen Differenzen aus der Welt.
Übrigens hat Frau Zrini die Rolle nur bekommen, weil sie die intime Freundin des Direktors ist. Aber wer weiß das schon!
Die Frau des einflußreichen Kritikers ist die Freundin der Freundin des Autors. Der Kritiker liebt insgeheim die Freundin des Autors und kommt mit ihr so weit er nur will.
Die Frau des Kritikers besucht den Autor, mehrere Male. Die beiden verstehen sich ganz gut. Sie hat einen Neffen, der zum Theater will, der Autor wird sein möglichstes tun, ihm eine kleine Rolle in seinem Stück zu verschaffen.
Die Frau des Verlegers des Stückes, dessen Proben nun beginnen sollen, ist Schauspielerin. Sie schimpft: „Stars habt ihr da engagiert, das ist einfach skandalös! Das sind Prominente, aber keine Künstler. Laß mich wenigstens die kleine Rolle der Prinzessin spielen, mach deinen Einfluß geltend. Schrecklich, kommt man denn ohne Beziehungen gar nicht weiter!?"
Die Verlegersfrau kriegt die Rolle. Sie hat lange mit dem Dramaturgen gesprochen. Der Dramaturg hat sich dabei verausgabt. Die Verlegersfrau spricht mit dem Autor, er soll ihre Rolle vergrößern, soll ihr ein Chanson, einen Bombenschlager, dazu dichten. Der Autor ringt die Hände — in einem Schauspiel ein Chanson?
„Nennen Sie es Ballade, und das Chanson wird dann literaturfähig!"
Der Autor murmelt etwas von Nichtkönnen, innerer Beziehungslosigkeit, dramaturgischen Gesetzen und Konzeption des geistigen Arbeiters — aber die Verlegersfrau wehrt ab.
Nach einer Nacht bekommt sie die Balladeneinlage, Glanzpunkt des Stückes.
Hannes Kleyer, der berühmte Episodenspieler, nimmt das ihm angebotene Engagement nur an, wenn man seinen Freund Lovis Aton als seinen Partner mit engagiert.
Der Dramaturg hat eine kleine Tänzerin zur Freundin. Die kriegt auch eine Rolle.
Der Schwager des Herrn Direktors ist Komponist. Der will durchaus eine Musik zu diesem ernsthaften Stück schreiben. Der Autor will nicht. Der Regisseur will nicht, die Stars wollen nicht. Aber der einflußreiche Kritiker rät zu der Musik, denn auf diese Weise kann er zwei Musikern nützlich sein, denen er von früher her verpflichtet ist.
Aus dem Schauspiel wurde inzwischen ein „Zeitstück".
Musik. Chansons. Regieeinfälle.
Der Rendant des Theaters kennt eine junge Chansonette. Für die muß der Autor eine Einlage schreiben. Eine Parodie auf einen augenblicklich sehr populären Film. „Sonst garantiere i c h für gar nix!" sagt der Rendant achselzuckend. Die Chansonette, ein Püppchen, kriegt die Sondernummer. Sie bringt ihren „Cousin", einen Jazztänzer, mit — der kriegt auch eine Einlage.
Das Zeitstück kriegt den Charakter einer Revue.
Inzwischen geht es weiter. Die Frau des Direktors, Frau Colgate, Frau Zrini, der Rendant, der Autor, seine Freundin, der Regisseur — sie leben und lieben in innigster Gemeinschaft, die nur von dem alltäglichen Probenkrach getrübt wird.
Das Stück hat lauter Fehlbesetzungen, aber es hat dennoch Erfolg.
Nach der zwanzigsten Aufführung hat Frau Colgate genug, sie übergibt ihre Rolle einer zweiten Besetzung — von neuem beginnt das Spiel. Der neue Star, Fräulein Kling, „spricht" mit dem Dramaturgen, mit ihrem Partner, mit ihrem Regisseur. Eifersuchtsszenen, Konflikte — das Stück geht weiter — ab und zu tritt einer ab und ein neuer kommt — neue Nuancen, neue Verschiebungen, neue Komplikationen . . .
Der Mann auf der Toilette bezieht kein Gehalt, nur Trinkgelder. Er muß mit niemand schlafen, braucht niemandem schöne Augen zu machen. Er ist der einzige, der sachlich ist und bleibt und nichts als seine Pflicht tut.

Gekränkter Ehrgeiz

(M. Frischmann)



„Sag' mal, wieso ist eigentlich der Autor trotz dem Premierenerfolg so belämmert?" — „Kunststück! — Wenn man ihm nich mal 'ne einzige Stinkbombe geworfen hat!"

Notschrei einer kleinen Schauspielerin

Ich hab' Talent! Talent? Ich weiß, ihr lacht —
Talent ist wirklich keine seltne Gabe —
Ich hab' Talent, ich weiß, daß ich es habe!
Natürlich kommt's drauf an, was man draus macht.

Ihr solltet mich einmal als Wendla sehn,
Als die Prinzessin in „So ist das Leben"!
Wann wird man mir dergleichen Rollen geben?
Ich kann mit jedem doch nicht schlafen gehn!

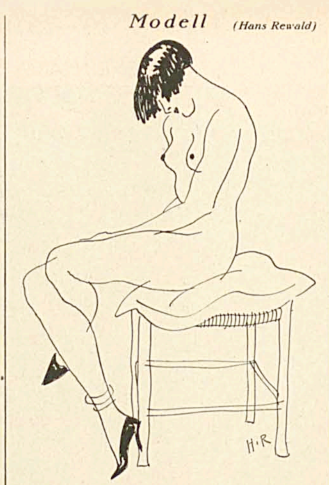
Das finge sonst mit dem Agenten an
Und ginge dann die ganze Stufenleiter,
Hilfsregisseur, Direktor und so weiter —
Denn alle sind so, alle. Mann ist Mann.

Doch manchmal denke ich: Was wär' das schon?
Wenn's denn sein muß, was ist schon groß dabei?
Nicht lange mehr und mir ist's einerlei.
Kunst ist auch ohnedies Prostitution —

Ich hab' Talent! Das teile ich mit vielen.
Ich weiß, das ist noch nichts. Ich brauche Zeit
Zu wachsen, werden. Nur Gelegenheit
Zu spielen, spielen!

Franz Lichtenstein

Modell (Hans Rewald)



„Wissens, Herr Kunstmaler, für so was Ausg'schamt's, wia die Leda, müaßt i halt scho die Stund' a Zehnerl mehr verlanga!"

Kleine Literatur- und Musikgeschichten

Alexander Dumas kam von einem offiziellen Abendessen der Regierung.
„Wie war es?" fragte man ihn.
Dumas antwortete: „Ganz nett. Aber ohne mich hätte ich mich entsetzlich gelangweilt."

•

Franz Werfel wurden von einem jungen Poeten ein paar Gedichte vorgelegt. Der Dichter erklärte mit großem Selbstbewußtsein hinwerfend: „Ich habe sie im Sektrausch geschrieben, was halten Sie davon?" — „Werden Sie Antialkoholiker, junger Freund!" meinte Werfel. . .

•

Maxim Gorki, der eine kurze Zeit Sänger an einer Provinzoper war, sang einmal, mehrere Jahre später, als er schon als Dichter namhaft geworden war, in einer Gesellschaft. Unter anderem befanden sich hier mehrere große russische Schriftsteller und Künstler. Als Gorki zu singen begann, schloß er die Augen und hielt sie während des Singens ohne Unterlaß so. Ein junger Schriftsteller wandte sich zu Tschechow mit der Frage: „Sagen Sie mal, warum singt Gorki mit geschlossenen Augen?" — „Ja", meinte Tschechow, „wenn Sie Gorki gelesen haben, werden Sie es ja wissen: er ist sehr mitleidig veranlagt und kann seine Mitmenschen nicht leiden sehen!"

•

Eine ähnliche Sängergeschichte: „Sie können es sich nicht vorstellen, wie unangenehm es für einen Sänger ist, wenn er merkt, daß er seine Stimme verloren hat", meinte einmal ein prominenter Sänger zu einem Kollegen. „Möglich, aber ich weiß, wie unangenehm es für die anderen ist, wenn ein Sänger diesen Verlust nicht merkt", antwortete dieser.

•

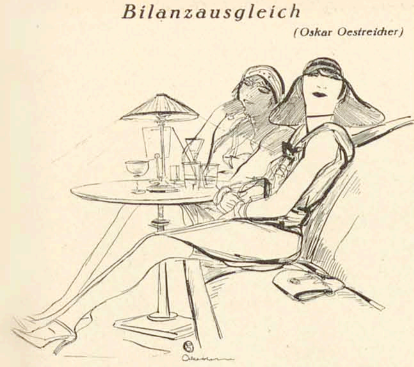
Siegfried Wagner, irgendwo auf dem Bahnhof mit Richard Strauß zusammentreffend: „Was macht die Arbeit?" — Strauß: „Danke, es reicht: vorgestern London, morgen Wien, übermorgen Berlin usw.!" Siegfried, etwas ironisch: „Na, da geht ja das Geschäft!" Strauß, ebenfalls ironisch: „'s ist wenigstens das eigene!"

Vom Tage

Aus der Feder des ehemaligen Vorsitzenden der Preußischen Akademie für Dichtkunst steht im „Völkischen Beobachter" folgender Beitrag: »In Nr. 221 Ihrer Zeitung, Reichsausgabe, vom 17. September, behaupten Sie, daß ich „Jude" oder „judenverdächtig" sei. Ich ersuche Sie daher auf Grund des Preßgesetzes, nachstehende Berichtigung zu bringen: „Es ist unwahr, daß ich ‚Jude' oder ‚judenverdächtig' bin; wahr ist, daß ich kein jüdisches Blut in mir trage. Walter von Molo."«
Um derartigen Verdächtigungen ein für allemal die Spitze abzubrechen, hat der Dichter, wie wir hören, den Gesamtbuchhandel angewiesen, seine Werke künftig nur mehr in unbeschnittenen Exemplaren an ebensolche Leser zu verkaufen. Max

Bilanzausgleich

(Oskar Oestreicher)



„Alles wird teurer. Ich nehme mir jetzt schon zwei Kleider in der Saison weniger. Und du?" – „Ich nehme mir zwei Freunde in der Saison mehr."

Regensonntag

Du kannst deinen Zylinder jetzt im nassen Asphalt spiegeln,
Vorausgesetzt natürlich, daß du einen hast.
Blödsinn, bei diesem Wetter in den Straßen rumzuigeln;
Morgen mußt du dafür die wieder deinen Anzug bügeln:
An Regentagen ist das Leben eine Last.

Verstimmt geh' ich durch eine mattbeleuchtete Passage,
Seh' fremde Menschen hin und wieder eklig an.
Die Kleine dort hat eine ganz ansprechende Visage.
Doch ich mit meiner minimalen Arbeitslosengage
Getrau mich doferweise nicht an sie heran.

Der Regen düngt noch meine Minderwertigkeitsgefühle,
Mein bißchen Selbstachtung schwimmt fort, dem Rinnstein zu.
Ich treibe gleich so vielen willenlos in dem Gewühle;
Wache erst auf bei starkem Wind und regnerischer Kühle
Und steure zitternd und durchnäßt dem Kino zu.

Fritz Sackmann

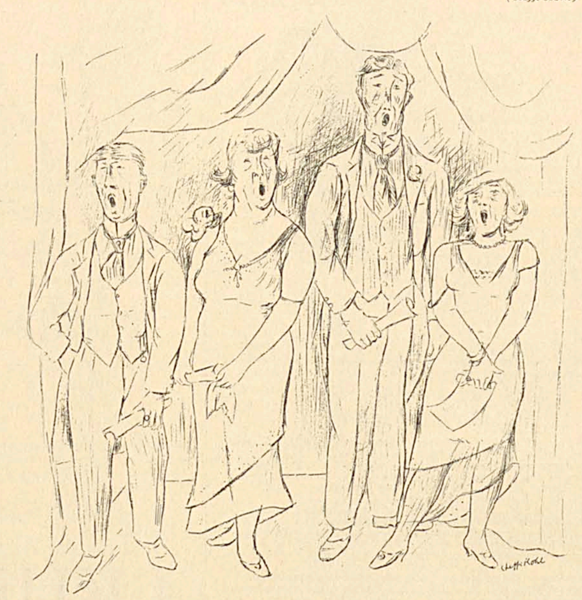
Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" zu beziehen.

Inseriert im „Simplicissimus"!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Die Stimme aus dem Publikum

(Steffi Kohl)



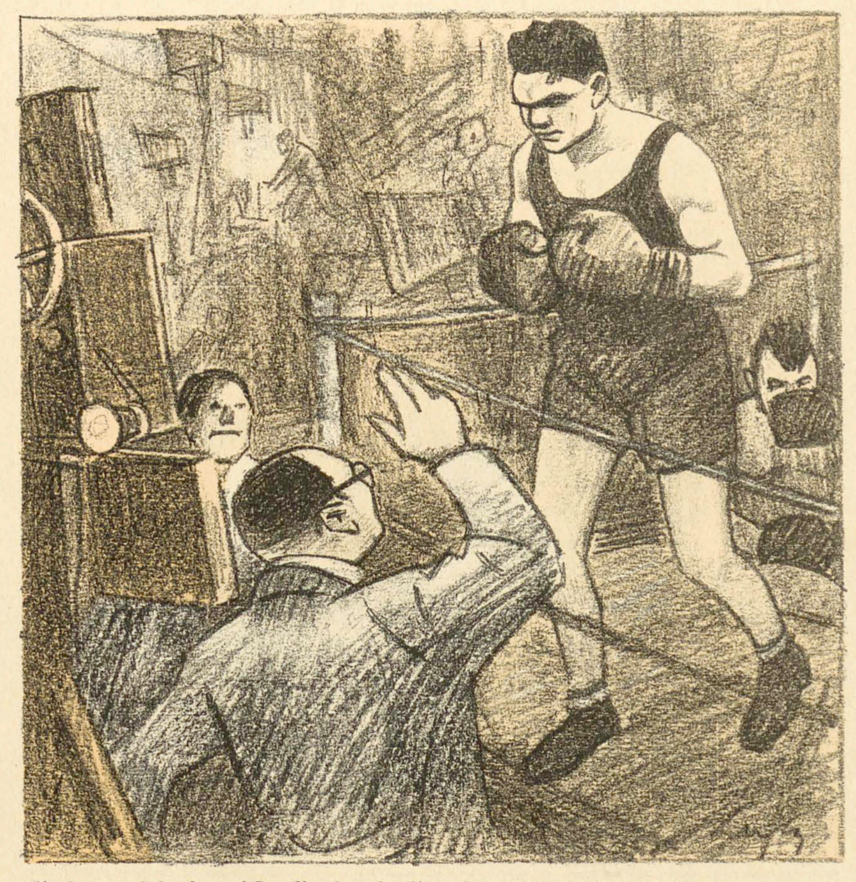
„Freut euch des Lebens . . ." — „Jemacht, . . . aber erst nach Rücksprache mit dem Finanzamt!"

Eine Chansonette ohne Engagement / Von Walter Kujawski

Der letzte Tag im Monat. Mein letzter Tag im „Kobaltblauen Flamingo". Jetzt habe ich dreißig Tage Engagement gehabt, und wie habe ich gehofft, daß ich Anschluß bekomme. Saperlotti hat mir auch versprochen, einen neuen Vertrag zu machen. Fünfzig Mark habe ich ihm gegeben, dem Hund, für eventuelle Spesen. Bis vor einer Stunde habe ich noch gehofft. Aber jetzt ist es ja schon zwölf Uhr. Draußen klappert der Steptänzer ja schon seinen Walzer. Also so schon die vorletzte Nummer! Wie ich blaß in diesem ollen Spiegel aussehe. Nachher werde ich mich in die Bar setzen und auf ein Wunder warten. Wie schnell dieser Monat vergangen ist! Eins — zwei — drei — war er rum. Heute kriege ich auch die Restgage. Sechzig Mark Vorschuß gehen ab. Dann die Steuern für den ganzen Monat, dazu die Agenturprovision. Der Garderobiere, der alten Schlampe, muß ich auch ein Trinkgeld geben. Der Hausdiener muß auch was kriegen. Der hat mich immer so freundlich gegrüßt. Und morgen früh bringt er mir die Koffer zur Bahn. Gott sei Dank habe ich die Tantieme für die neuen Chansons schon am Sechzehnten weggeschickt. Soviel Geld! Und dabei haben sie nicht mal richtig eingeschlagen. Kein Aas hat gelacht! Erst der alte „Onkel Adalbert" hat Applaus gehabt. Zehn Jahre singe ich diese Schweinerei schon. Das hat noch der dicke Buxbaum für mich schreiben lassen. Hatte der ein feines Auto! — Die Wirtin kriegt noch eine Woche Miete und mit morgen früh neunmal Frühstück. Bis zwölf Uhr kann ich noch im Zimmer bleiben. Die „Fricadelly-Truppe" zieht dann ein. 14.26 geht mein Zug nach Berlin. Wo ist mein Notizbuch? Ich will noch einmal rechnen. Wie die Handtasche schäbig ist! Wenn ein neuer Vertrag gekommen wäre, hätte ich eine neue gekauft. Ach, du meine Güte! Der lange Ober bekommt ja noch drei Mokka bezahlt. Auch wieder 3,75. Wieviel Geld behalte ich denn noch für Berlin übrig? Vielleicht werde ich doch noch ans Telephon gerufen. Saperlotti sagte doch, daß in der „Gelben Mühle" in Bremen noch eine Chansonniere gesucht wird. Ich will die Augenbrauen noch einmal nachziehen. Daß ich nur nicht vergesse den Dermatographen einzupacken. Sonst sind wieder achtzig Pfennig weg. Wie voll der Koffer wieder ist! Das lila Taftkleid wird wieder schön zerdrückt sein. Wenn schon! Jetzt aber endlich in die Bar, sonst sitzen nachher die Neuköllner Girls wieder am Ecktisch. Ach, der Musikclown ist schon dran. Jetzt kreischt das Publikum. Da tanzt er also gewiß gerade die Elefantenparodie. Wie leer es noch in der Bar ist! Die Barfrauen starren auch traurig vor sich hin. Ich will doch nachher aufpassen, wenn der erste Gast kommt, wie sie dann gleich lächeln. Es wird sicherlich aussehen, als ob Puppen im Weihnachtsballett tanzen. Na, endlich wird die Deckenbeleuchtung angemacht. Das Programm im Kabarett ist also zu Ende. Gleich werden Gäste kommen. Ob mich jemand einlädt? Wenn ich in Berlin auf dem Anhalter Bahnhof ankomme, habe ich gerade noch vierundsechzig Mark. Ob ich wieder bei Frau Müller in der Zimmerstraße wohnen kann? Da war es immer etwas dreckig, nie wurde Staub gewischt, aber sie pumpte. Vielleicht kann ich beim Film wieder statieren? Die Schröder hat auch immer 'n paar kleine Engagements. Der Kegelklub hat letzten Winter sogar sehr gut gezahlt. Da drüben steht ja Saperlotti. Er sieht aber nicht her. Da hat er also nichts für mich. Aber mit der Piasta tuschelt er. Die versteht's! Der Nutte macht jeder einen Vertrag. Es ist zum Kotzen. Wozu leben? Aber wo soll ich mir das Leben nehmen? Gift habe ich nicht. Ein Revolver ist sicher teuer. Nee, und schießen, da hätte ich doch Angst. Irgendwo runter springen? Da hätte ich Angst. Nachher breche ich mir nur die Beine. Gas? Aber wo? Im Zimmer ist alles elektrisch. Höchstens bei der Wirtin in der Küche. Da steht ein Gaskocher. Aber nachts schließt sie ja immer ab. — Ob der Jüngling an der Bar mich meint? Wahrhaftig. Ach ja, Tango tanze ich gern. Sie tanzen auch gut. Sekt trinken? Warum nicht? Prost! Nein, ich habe kein neues Engagement angenommen, nein. Ich hatte viele gute Angebote. Aber einmal muß man ausspannen. Vielleicht bleibe ich noch 'n paar Tage hier. Sie wollen nach Garmisch? Urlaub? Die Jazzband ist gut. Sie tanzen ein bissel sehr frech. Nicht doch! Na, wollen mal sehen. Also gut, ich komme. Ich will nur meine Sachen holen. Draußen in der Garderobe warte ich. Ja, was bleibt mir übrig, vielleicht ist der Jüngling anständig. Wie er eben zahlte, hatte er mehrere Fünfziger in der Brieftasche. Na, wollen mal sehen. Vielleicht war das das Wunder? Auf Wiedersehen, Piastachen. Ich habe in dein Album eingeschrieben, auch ein Bild eingeklebt. Laß dir's gut gehen! Jetzt, auf zum Jüngling! Er sieht nett aus. So blond. Ach, da sind Sie ja, schon lange gewartet? Gut, ist mir recht! Aber nur zu einem Glas Tee. (Ich glaube, ich könnte ihn eventuell wirklich lieben.) Nicht auf der Straße küssen! Junger Mann, Sie sind zu leidenschaftlich! (Ach, wenn dies das Wunder wäre!!)

Schmeling tonfilmt in Hollywood

(Wilhelm Schulz)



„Noch einmal die Szene! Das Krachen des Nasenbeins ist nicht deutlich genug gekommen!“

Vom Tage

Bei einer Aufführung von Bruno Franks „Sturm im Wasserglas“ im Staatlichen Schauspielhaus in Dresden brach an der Stelle, wo der nicht gerade rassereine Hund Toni vor Gericht vorgeführt wird und der Magistratsdiener Pfaffenzeller zur Charakterisierung sagt: „Nach Thüringen hätten s' den Toni net neing'lassen“, ein minutenlanges Gelächter aus. Am nächsten Tage erhielt der Schauspieler, der den Pfaffenzeller zu spielen hat, von der Staatlichen Direktion des Schauspielhauses ein amtliches Schreiben, in dem er angewiesen wurde, die Worte bezüglich Tonis und Thüringens in Zukunft wegzulassen. — Wenn das so weitergeht, werden wir bald nichts mehr zu lachen haben.

•

Das „Kabarett der Komiker“ in Berlin erhielt dieser Tage, wie der „Deutsche Theaterdienst“ mitteilt, den Brief eines Varietéagenten, in dem es heißt: „Ferner offeriere ich Ihnen eine ganz große Attraktion, welche besonders jetzt, bei der neuen Rechts-Stimmung, eine unglaubliche Anziehungskraft wäre. Das ist das bekannte Tanzpaar von der Wiener Staatsoper Maria von Mindszenty mit ihrem Partner Willy Fränzl, mit musikalischer Begleitung des Prinzen Albrecht Joachim von Preußen. Er dirigiert selbst die von ihm komponierten Tänze. Prinz Albrecht Joachim ist bereits nach London ins Colosseum verpflichtet, mit einer ungeheuren Gage.“
Mit Gott für Konjunktur! Auf, auf zur fröhlichen Rechts-Stimmung! Gott strafe England!

T.

Spätherbst

Jeder ruft: Ich will das Beste!
und zieht demgemäß vom Leder
für die Ideale. Jeder
pocht auf seine weiße Weste.

Ist das Beste auch das Selbe?
fragen wir uns düster brütend.
Jeder spuckt dem andern wütend
auf des Bauches Prachtgewölbe.

Also gibt's verschiednes „Bestes“?
Und es läßt sich nicht vereinen?
. . . Nimmer will die Sonne scheinen,
und vom grauen Himmel näßt es.

Armes Land im Phrasenregen,
armes Volk, wer soll dir helfen,
wenn sie miteinander belfen,
statt die Hände anzulegen?

Ratatöskr

Hüttenzauber

(Alfred Kubin)



Politische Miniaturen

Adolf Apostata

Als sich Adolf Hitler eines Tages in Münchens Straßen erging, wurde er auf dem Karolinenplatz, nahe seinem Schlosse, von einem auf der Durchreise in der Stadt weilenden rheinischen Großindustriellen angesprochen. „Adolf", sagte der würdige Herr mit tiefem Ernst, „du hast uns schwer enttäuscht! Dein Eintreten für die streikenden Metallarbeiter — — —." — „Heil!" rief der Angesprochene und wollte rasch seines Weges eilen. Aber der Industrielle hielt Adolf am Ärmel seines malvenfarbigen Waffenrockes fest und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Adolf! Wir haben doch das Wachstum deiner Partei, gelinde gesagt, ideell gefördert, wir haben für sie gedarbt, und nun fällst du uns in den Rücken? Ist das ein ehrliches Geschäft, Adolf?" — „Heil!" rief Hitler zum zweiten Male und suchte sich vom Griffe des Herren loszumachen. Da bemächtigte sich verzweifelte Stimmung des Industriellen, wehklagend, gleich jenem Kaiser Augustus nach der Schlacht im Teutoburger Wald, rannte er mit dem Kopf gegen den Obelisk und schrie ein über das andere Mal: „Adolf, Adolf, gib mir meine Millionen wieder!" Hitler aber ging mit den Worten: Manchmal krümmt sich auch spät, was ein Häkchen werden will" eilig seines Weges, und noch von weither vernahm der zu Tode betrübte Industrielle das donnernde „Heil" des Abtrünnigen.

•

Ein leutseliger Fürst

Auf einem seiner sechzehn Schlösser, an eichenem Tisch, unter den Wappenschildern seiner Ahnen saß Fürst Starhemberg, Obrist der österreichischen Heimwehren. Soeben war ein Bündnis mit dem ruhmvollen Führer des deutschen „Stahlhelmes" zustande gekommen, und da mag es nicht verwundern, daß der hohe Herr in heiterer Stimmung dem feurigen Tokayer zusprach. Ordonnanzoffiziere, die kühne Feder auf schmuckem Hut, überbrachten Meldungen oder eilten mit Befehlen hinweg, und nie versäumte es der leutselige Fürst, die biederen Kämpen mit einem freundlichen „Bitt' schön!" auszuzeichnen. Größtes Interesse aber brachte er dem Berichte entgegen, daß in Deutschland geplant sei, bei Ausbruch des dritten Reiches eine Anzahl unbotmäßiger, dem nationalsozialistischen Heerführer mißliebiger Personen zu enthaupten. Lange und in tiefer Bewegung schwieg der Fürst, während er sichtlich mit sich kämpfte, dann trat ein gütiges Lächeln auf seine Lippen, und er sprach sinnend: „Aber bitte sähr, das steht nicht dafür, bei unseren klaaneren Verhältnissen genügt's, wann ich beileifig einen Kopf rollen lasse." — Diese maßvolle Bescheidenheit eines Fürsten, der sich selbst bezwang, erschloß ihm das Herz von ganz Österreich, und sein Name wurde hinfort im Lande nur mehr mit tiefer Ehrfurcht genannt.

Awe

Die Prestigefrage

Die vor den Wahlen angebahnte Freundschaft zwischen Nazis und Kommunisten ließ nach den Erfahrungen der ersten Reichstagssitzungen auch weiterhin eine gewisse Arbeitsteilung möglich und wünschenswert erscheinen. Daher kamen Goebbels und Thälmann einmal zusammen, um taktische Obstruktionsfragen zu besprechen und sich bei der praktischen Bekämpfung des Parlamentarismus auf einer gemeinsamen Basis zu finden.
„Ich möchte vorschlagen", sagte Thälmann, „die Redner der Rechtsparteien bis inklusive Volkspartei schreit meine Fraktion nieder, die andern Parteien überlasse ich Ihren Leuten!"
„Ausgeschlossen!" protestierte Goebbels, „die Volkspartei gehört uns!"
„Die Partei des Dr. Scholz?" gab Thälmann zu bedenken. „Einerlei! die Stresemannpartei gebe ich grundsätzlich nicht her!"
„Und ich erst recht nicht!" schrie Thälmann empört. — — — Seitdem sind die Beziehungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten wieder äußerst gespannt.

Salpeter

Zeitdokumente

Das Sächsische Oberverwaltungsgericht hat in einem Urteil vom 25. Januar 1930 — 138. II. 1929 — festgestellt:

„Ein Vortrag General Ludendorffs über ‚Kriegshetze und Völkermorden' und seiner Ehefrau über den ‚Kampf um die deutsche Seele' ist nicht vergnügungssteuerpflichtig. Nicht jeder Vortrag ist schlechthin steuerpflichtig, er muß vielmehr die Wesensmerkmale einer Vergnügung an sich tragen, indem er der Ergötzung und Unterhaltung der Teilnehmer zu dienen geeignet ist (Jahrb. Bd. 30 S. 170). Bei den von General Ludendorff und seiner Ehefrau gehaltenen Vorträgen sind keine Merkmale zutage getreten, die es rechtfertigen würden, die Vorträge als steuerpflichtige Vergnügungen anzusehen. . . Ebensowenig gewinnt ein Vortrag, der seinem Inhalte nach keine Vergnügung darstellt, durch die Person des Vortragenden das Wesen einer Vergnügung."

•

Es ist eine Lust, zu sterben. Zumindest in Los Angeles. Die dortige deutsche Zeitung, die „Californische Staatszeitung", bringt folgende Anzeige:

J. H. RIEDEMANN
Deutscher Leichenbestatter
Damenbedienung.

Wer kann da widerstehen?

•

In Nr. 206 vom 7. September 1930 des „Oberbayerischen Gebirgsboten" findet sich folgende reizende Anzeige:

Widerruf

Da man sich nachts täuschen kann, nehme ich die Behauptung gegen Frau Maria Gelling zurück und erkläre hiermit, daß es möglich ist, daß es nicht der Weißsteiner Sepp, sondern ein anderer gewesen sein kann.
Therese Dick.

Haken-Kreuzworträtsel

Senkrecht: Frühstücksfreund des Herrn von Stauß,
der ihn liebt des guten Eindrucks wegen —
Waagrecht: raubt er „Börsen-Fürsten" aus
und beschlagnahmt alle Bankvermögen — —

Senkrecht: schwört der Führer höchsten Ortes,
daß man streng legal gesonnen sei —
Waagrecht: gilt der Bruch des Ehrenwortes
im polit'schen Kampf als einwandfrei — —

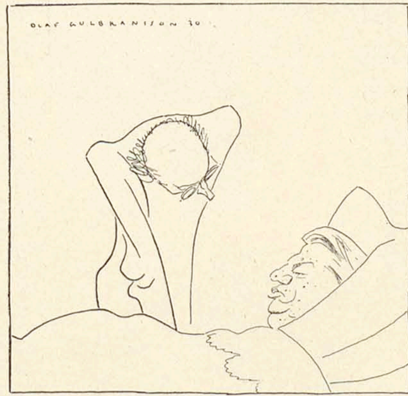
Senkrecht: nährt man weiter sich am Euter
der metall-industriellen Kuh —
Waagrecht: ruft man dem Metallarbeiter
sein „Kein Rad darf sich mehr drehen!" zu — —

Sechseinhalb Millionen Wähler möchten
dieses Haken-Kreuzworträtsel lösen —
Langsam kommen manche auf den rechten
Einfall, daß es nur ein Bluff gewesen — —

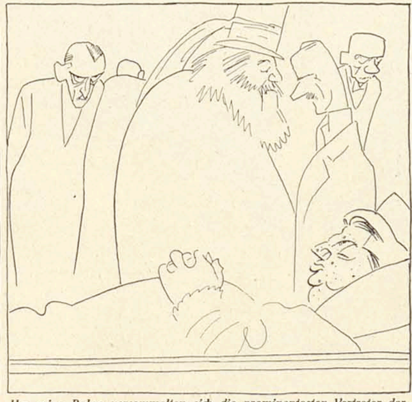
Benedikt

Ehrt eure deutschen Meister!

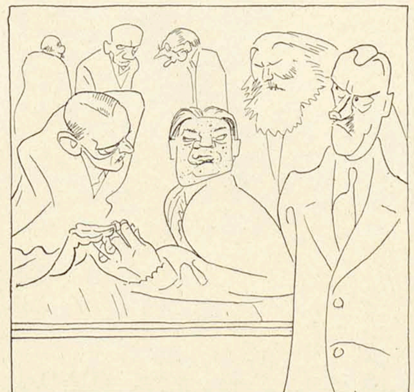
(Olaf Gulbransson)



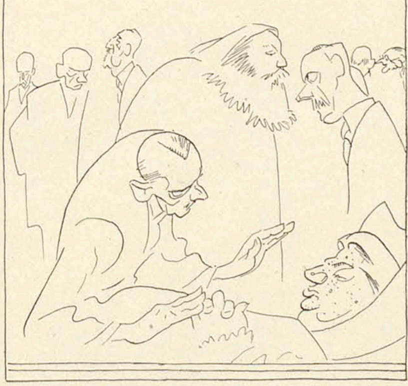
Am 29. Oktober starb der bekannte Dichter Alois Güldenkranz.



Um seine Bahre versammelten sich die prominentesten Vertreter der Literatur.



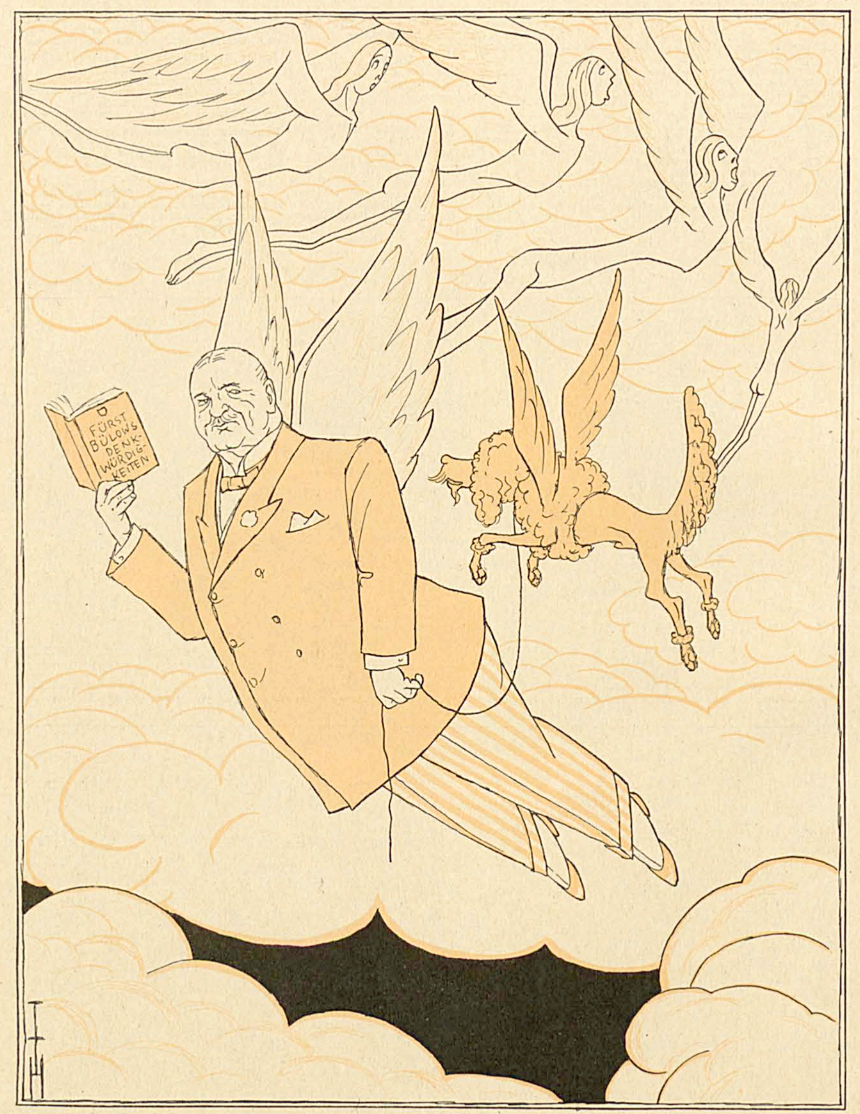
Bei der erhebenden Feier ereignete sich ein peinlicher Zwischenfall, da sich der Verschiedene zu allgemeinem Befremden als nur scheintot erwies.



Aber der taktvolle Hinweis auf die bereits fertiggestellten Nekrologe veranlaßte den Verstorbenen, auf jede weitere Störung des Programms zu verzichten.

Bülows Denkwürdigkeiten

(Th. Th. Heine)



„Ja, ja, Mohrchen, soviel Mut hätten wir bei Lebzeiten haben sollen! – Schade, daß Wilhelm es uns nicht erlaubt hat!"

Stuttgart, 10. November 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Moratorium?

(Wilhelm Schulz)



„Ob man am Ende die europäische Abmagerungskur doch eine Weile unterbrechen sollte?"

G l ü c k a u f ! / Von Walther C. F. Lierke

Zwölf Mille pro Jahr kriegt Herr Direktor Wanstmann
für den Aufsichtsratsposten in der Hütten-A.G.
Du aber haue Kohle so viel, als du kannst, Mann, —
dafür fährst du eines Tags nicht mehr vom Schacht in die Höh'.

Zwölf Mille pro Jahr. Das ist nebenbei.
In der Hauptsache tun's die Dividenden.
Du aber hast von der Kohlenhäuerei
nicht mehr, als man schafft mit harten Händen.

Und die Hände sind zu wenig, man braucht Kapital.
Das heckt über Tag, das wächst über Nacht.
Du aber mußt bleiben vielleicht unten einmal
mit Hunderten erstickt von Gasen im Schacht.

Zwölf Mille pro Jahr. Für die Winterreise,
für die Spielbank in Kairo oder Monte.
Du aber füllst Loren auf dem Grubengleise,
weil dein Pfennig nie Zinsen bringen konnte.

Nur, wenn es einmal aus ist, dann widmet man dir
und den Hunderten Toten drei Spalten Rotation.
Das gibt Stoff zum Lesen und Gefühl auf Papier.
Aber Wanstmann disponiert für die Winterreise schon.

E v a i m L o h n b ü r o / Von Fritz Schlüter

Wenn man den Lehrjungen mitrechnet, arbeiten in dem Lohnbüro sieben Mann.
Das Büro ist kahl und trostlos, wie jedes andere; hat aber ein paar große Fenster. Es ist wenigstens hell hier. In den Regalen liegt Staub. Doch der gehört dahin. Es hätte auch keinen Zweck, ihn wegzuwischen: Das Haus steht mitten in dem Eisenwerk und ist alt. Der Staub stört auch weiter nicht. Hier stört eigentlich gar nichts mehr. Es geht alles Tag für Tag seinen Gang. Der Lärm, das Pfeifen, das Gezisch der kleinen Lokomotive, die vor den Fenstern vorüberfährt — alles gehört in die große Regelmäßigkeit, die sich nicht ändern darf.
Die Menschen würden kopflos werden. Die Dinge blieben wenigstens teilnahmlos liegen oder würden vielleicht auch andersherum weitergehen. Die Menschen sprängen wie ein führerloses Auto davon und zerschellten irgendwo.
Sie gehen ihren präzisen Gang. Nicht zu schnell, nicht zu langsam. Meist schweigen sie, rechnen die Löhne der Arbeiter aus und schreiben die Resultate in große und saubere Listen. Selbst näher zugesehen, unterscheiden sie sich nicht voneinander. Sie tun das gleiche, im gleichen Tempo; in der gleichen Trägheit, oder in der gleichen Eile, wie man will. Die Grenzen sind verwischt. Es fehlt an jedem Vergleich.
Nur in den Pausen, wenn die Unterlagen für ihre Arbeiten noch nicht da sind, beim Verzehren ihrer Butterbrote, eine halbe Stunde vor Dienstschluß — in den Pausen entdeckt man, daß sie noch Menschen sind, oder es zum mindesten einmal waren. Da reden sie, erzählen sie; Reste von Temperamenten sind noch vorhanden.
Die Regelmäßigkeit hat sie aus dem Leben hinausgedrückt. Aber das wissen sie nicht. Sie sind immer noch dieselben Kerle, jawohl! Wie damals, als sie das Leben spürten. Im Kriege zum Beispiel; oder einer hat ein Abenteuer mit einer Frau gehabt. Der Krieg und die Frauen! Das ist das handgreiflichste Erleben, das offenkundigste.
Aber ihre Kriegserlebnisse sahen sich auch sehr ähnlich. Über den Erlebnissen selbst lag das große Einerlei. Und ihre Erzählung davon hatte schon längst den stumpfen Zug der Regelmäßigkeit und der grotesken Wiederholung.
Bleiben die Frauen! Die sechs Menschen sind verheiratet. Sie haben mehr oder minder die Reize einer Frau genossen. Die glühende Begeisterung hat auch hier einer trockenen Gleichmäßigkeit Platz gemacht. Sie wissen dies und das von den Frauen, weniger vom Weibe. Aber dies kümmerliche Wissen steht in gar keinem Verhältnis zu dem interessierten Vergnügen, mit dem sie dieses Thema immer wieder anfassen. Sie reden brennend gerne davon. Ab und zu streifen sie die primitive, lüsterne Seite dieser Dinge, aber darüber decken sie dann gleich wieder ihre Biederkeit.
Sie sind ernste Menschen, ja! Sie sind nicht mehr abgesperrt im Schützengraben, wo die jahrelang unbefriedigte Begierde mit einem durchging und einen verrückt machte. Nein!
So! — Und dann rechnen sie wieder. —
Der Oberingenieur, dem die sieben Menschen unterstanden, war nervös. Sein Büro lag zwei Türen weiter. Er stellte eines Tages eine Stenotypistin ein und setzte sie in das Lohnbüro. Er konnte das Geklapper der Maschine nicht vertragen. Es würde ihn noch ganz verrückt machen, ja!
Er kam selbst mit dem jungen Mädel herein und suchte in seiner fahrigen Art einen Platz für sie. In der Ecke am Fenster. Das ginge sehr gut. Die Tische zusammenrücken, bitte! Da konnte man den Maschinentisch hinsetzen. Machen Sie das mal sofort! Das Mädel nahm er gleich wieder zum Diktat mit.
Sie war jung, schlank und elegant gekleidet. Ein schmales Gesicht mit feiner Nase, vollem, gutmütigem, etwas traurigem Mund. Sie äugte die sechs Menschen ruhig an, während der Chef die Anweisungen gab. Ihre großen Augen waren dunkel, ebenso ihr Haar. Es rahmte bauschig ihr Gesicht ein. —
Den ersten Tag schwiegen die sechs Menschen. Sie redeten nicht einmal während ihrer Pausen. Die fremde und neue Situat'on bedrückte sie, machte sie scheu. Das Geklapper der Schreibmaschine störte. Bis sie herausfanden, daß man das Mädel sehr gut und unauffällig betrachten konnte, wenn man an dem Wasserkran stand. Darüber hing ein Spiegel, der ihr Profil wiedergab. Ein hübsches Bild; sie wurden nicht müde, es zu betrachten. Sie hatten eigentlich noch nie ein Mädchengesicht so aufmerksam angesehen. Es brachte ihr Blut in etwas schnellere Bewegung. Nicht viel. Sie hielten sich im Zaum, taten überlegen und gleichgültig. Aber auf ihren Plätzen blinzelten sie sich mit den Augen zu. Sie dachten alle das gleiche.
Wie es dazu kam, daß sie am nächsten Tage plötzlich mit dem Mädel sprachen, wußten sie nicht. Sie dachten auch nicht mehr darüber nach. Sie tauten auf, fühlten dunkel, wie sie leichter wurden, beschwingter. Sie suchten ihre Gedanken und Worte zusammen. Alle hatten sie das Bedürfnis, etwas Besonderes zu sagen und sich zur Schau zu stellen. Aber sie mußten stets zu lange überlegen, als daß eine flüssige Konversation daraus geworden wäre.
Das Mädel war zwar nicht auf den Mund gefallen, doch kamen ihre Antworten zierlich heraus, ein ganz klein wenig müde. Dabei lächelte sie träumerisch-traurig und blickte jeden mit ihren großen Augen an. Gut, ehrlich. Sie zierte sich nicht, sie hatte nichts leichtfertig Reizendes. Ein junges, gutes, hilfloses Weib. Das lockte die Männer aus ihrer Steifheit, aus ihrem beginnenden Alter.
Jetzt redeten sie nicht mehr nur in ihren Pausen. Ihr System war umgeworfen. Sie erzählten auch nicht mehr. Alles Gewesene verblaßte und wurde in einen undurchsichtigen Nebel weggedrängt. Es galt, im Augenblick wieder auf dem Posten zu sein.
Eine Woche hindurch übten sie sich. Sie räumten einmal in sich auf, warfen vieles zum Gerümpel, machten sich freie Bahn. Sie wurden mutiger. Nun kannten sie sich schon gut, waren schon mit dem Mädel vertraut. Sie rochen plötzlich eine ganz andere Luft in diesem Büro. Wie Frühling mit aufgebrochener Erde. Sie wagten schon einen Scherz, spielten mit dem jungen Weibe. Aber sie hatten noch nicht das Bewußtsein, daß sie mit einem Weibe spielten; eher mit einem jungen Tiere: einem Füllen, einem tapsigen Jagdhunde.
Und sie nahmen es auch nicht wahr, als sich dieser primitive und einfache Hang zum Spiel verschob. Aber sie lachten jetzt auf eine eigenartige Weise zu ihren Worten.
Das Mädel ahnte nichts. Sie verstand die Worte nicht recht und auch nicht das Lachen. Dennoch lächelte sie freundlich zurück und tat so, als hätte sie den Sinn des Gesagten verstanden. Sie lächelte nur aus einem feinen, rücksichtsvollen Gefühl heraus, den andern nicht durch ein fragendes Gesicht verlegen zu machen.
Ihr Lächeln aber und ihr scheinbares Verständnis fand einen vertrackten Widerhall. Oh, sie war eine solche! Sie hatte es hinter den Ohren! — Sie wurden plötzlich sehr wach. Ihr Denken spitzte sich zu. Sie hängten die Biederkeit an den Nagel und wurden wieder junge Bengel, die an einem Bonbon leckten, das ihnen nicht gehörte. Sie lasen nun etwas ganz anderes in den Augen des Mädels. Die Kühnheit schob sich hinter ihre Gedanken und dann hinter ihre Worte. Sie lachten dreister, lüsterner. Ihr Scherzen wurde zum Witz, und der Witz ganz eindeutig. Sie hatten ein verschwommenes Gefühl, als erstiegen sie lachend und mühelos den Gipfel der Freiheit.
Sie merkten nicht, daß das Mädel still wurde; sie sahen nicht, wie ihre Augen sich von Tag zu Tag weiteten. Sie lächelte immer noch zu den Worten der Männer. Aber so, wie einer es in der Angst einem Wütenden gegenüber mit der Freundlichkeit versucht. Es drückte ihr den Atem weg.
Bis sie an einem der letzten Tage der zweiten Woche plötzlich aufsprang und

Rezept für Könige

Von Peter Scher

Alfons mit der langen Lippe,
Alfons äußerte sich keß und kurz:
König oder Republik – worauf man tippe
sei ihm völlig schnurz.

Gut gesprochen, stolzer Grande!
Mit der einen Backe auf dem Thron
ist man nicht der Sicherste im Lande –
trudle dich davon.

Laß dich fröhlich pensionieren,
sag auf spanisch: Macht den Dreck alleen!
und du wirst den schärfsten Hieb parieren –
aber du mußt gehn!

Hintenrum zurückzukehren,
Untertans entbehrter Liebling sein –
das trägt Zinsen, Alfons, mit Gewehren
bringst du die nicht ein!

Begnadigung der Fememörder

(Th. Th. Heine)



„Schade, uns macht die Amnestie nicht wieder lebendig!"

hinausrannte. Das breite Lachen der Männer schallte hinter ihr her.
Aber nicht lange. Der Oberingenieur stürzte herein und ließ ein gewaltiges Donnerwetter über ihre Köpfe knallen. Sie duckten sich und machten krumme Rücken, als würden sie geschlagen. Sie spürten es auch wie Schläge und wußten unvermittelt, daß sie es verdient hatten. Sie fanden nicht einmal vor sich selbst eine Entschuldigung. Denn mit den paar abfälligen Worten, die sie über das Mädel brummten, halfen sie sich nur über die dumme und leere Situation hinweg, die entstand, als der Oberingenieur die Türe schloß.
Der kleine Tisch mit der Maschine wurde herausgeholt. Der Chef setzte das Mädel nun doch in sein Büro. —
Jetzt sehen die sechs sie nur noch zufällig, wenn sie morgens ins Büro gehen, oder abends, wenn Schluß ist.
Und sie grüßen das Mädel nicht anders als irgendeinen, der hier im Hause arbeitet. Sie haben längst in die Regelmäßigkeit zurückgefunden.

Herbstlied

Es wird recht kalt.
Die letzten Blätter fallen.
Der Adolf Hitler wurde Pazifist.
Nun weiß der deutsche Mann im Nationalen
schon ganz und gar nicht mehr,
woran er ist.

Der Aufrüstung
gilt nicht mehr Adolfs Streben.
Viel richt'ger — sagt er — ist,
man rüstet ab.
Wovon soll'n nun die Generäle leben?
Wie bringt man nun das schlappe Volk
in Trab?

Es fiel ein Reif.
Der Adolf mit dem Dollich
fiel in den Rücken unsrer Heilsarmee.
Und das nach seinem großen Wahlerfollich.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und bald fällt Schnee.

Hans Seiffert

Vom Tage

In der provisorischen Kirche St. Georgen und auch anderswo wohl in der Ostschweiz war folgender Anschlag zu lesen:

Exerzitien in St. Pelagiberg.
(Autoverbindung ab Station Gossau oder Wittenbach.)
7.—11. Sept. für Jungfrauen, 15.—19. Sept. für Haushälterinnen der H. Geistlichkeit, 16.—20. Sept. für Bauerntöchter. Entschädigung je nach Zimmer von Fr. 18 an.

•

In der Zeitschrift „Das Bayerland", 41. Jahrgang, Heft 14, fand sich folgendes Inserat:

Schloßbrauerei und Granitwerke
Friedenfels (Obpf.)
laden zum Besuch ihrer
Gast- und Werkstätten ein
Gut gepflegte, vorzügliche Lager- und Spezialbiere
Künstlerische Grabsteine aus Hartgestein

Hitler, der Nationalmarxist

(Karl Arnold)



„Adolf, Adolf! Gib den Sozis meine Theorien wieder!"

Politik des Terrors

(Josef Sauer)



„Warum san denn Sie jetzt aa für den Hitler, Frau Obersteuerkontrolleur?" — „Weil's mi g'freut, wann's recht Angst vor mir hab'n, die Franzosen!"

Entweder richtig oder gar nicht!

... Deshalb erlaube ich mir, einige Vorschläge zur Änderung der Geschäftsordnung zu machen: ich plädiere für Verbot jeglicher Zivilkleidung. Es darf kein M. d. R. anders als uniformiert das dem deutschen Volke geweihte Gebäude betreten. Im einzelnen wird folgendes vorgeschlagen:
Die Kommunisten haben in roten Hemden und gleichfarbigen Hosen, die aus alten französischen Heeresbeständen billig beschafft werden können, zu erscheinen. Ihren Nachbarn zur Rechten werden Hosen nach Belieben, aber mit schwarz-rot-goldenem Gehrock vorgeschlagen. Die Demokraten — soweit sie überhaupt zu erscheinen wünschen — erscheinen ganz in schwarz-rot-gold, während die sechs abtrünnigen Volksnationalen zur schwarz-rot-goldenen Hose schwarz-weiß-rote Sakkos tragen. Die Volkspartei soll mit langen Umhängen geschmückt auftreten, die nach Art der Patentwettermäntel je nach Lage der Witterung links wie rechts getragen werden können. Als Ausstattung empfiehlt sich, dabei auf der einen Seite die alten, auf der andern die neuen Reichsfarben zu nehmen. Je nach der Witterung kann dann die gewünschte Seite nach außen gekehrt werden. Das Zentrum wird vorziehen, einheitlich schwarz zu erscheinen, während von Hugenbergs Anhängern zu erwarten ist, daß sie sich für die Farben der alten Monarchie entscheiden. Die Nationalsozialisten haben ihre Uniform, und es wird nicht vorgeschlagen, den dunkelkhakifarbenen Grundton zu ändern.
Zur Uniform gehört die Trompete und der Parademarsch. Ein Anfang ist schon gemacht. Eine Fraktion ist in Marschkolonne in den Sitzungssaal eingezogen. Also bedeutet es nur wenig mehr, den dergestalt marschierenden Volksvertretern ein defilierendes Musikkorps voranzuschicken. Ein imposantes Bild wird das, wenn, in einheitlicher Kleidung, Tritt gefaßt, die Abgeordneten mit einem Schlage das hehre Gebäude füllen. Was ist das einstimmige „Juda verrecke" der nebbich 107 Nationalsozialisten gegen die sinfonische Fülle, die sich aus dem gleichzeitigen Absingen der Internationale, des Deutschlandliedes und des Schlachtgesanges „Hakenkreuz am Stahlhelm", alles reichlich instrumentiert, ergeben wird? Und noch einen Vorteil bringt der eben gemachte Vorschlag: man hat Krach gleich von Anfang an. Wozu erst Zeit mit Reden verschwenden? Carl Scheck

Wahlen in Wien

Auf dem Wege zum Wahllokal begegnete ich meinem alten Freund, dem Kommerzialrat Necheles, der seinen christlichsozialen Stimmzettel ganz offen in der Hand trug. „Was seh' ich?" fragte ich ihn, „Sie wählen die Antisemiten?"
„Was soll unsereins machen?" replizierte der Kommerzialrat achselzuckend, „die Christlichsozialen haben ein Herz für uns Kaufleute, während uns die Sozis mit ihren Steuern geflissentlich zugrund' richten. Und wissen Sie, ehrlich gesagt bin ich lieber unter klerikaler Herrschaft ein wohlsituierter Saujud, als unter rotem Regime ein pleitegegangener, wenn auch hochgeschätzter israelitischer Geschäftsmann!" Salpeter





Die junge Garde

Die Ortsgruppe Berlin des „Schutzverbandes deutscher Schriftsteller" hatte sich mit der dortigen Funkstunde in Verbindung gesetzt, um jüngeren Mitgliedern Arbeitsmöglichkeiten innerhalb des Rundfunks zu schaffen.

Die Funkstunde ging auch bereitwillig darauf ein: sie bat, die Autoren wissen zu lassen, daß sie von ihnen Vorschläge zu Reportagen erwarte; besonders willkommen seien moderne, aktuelle, lebendige Reportagen von Ort und Stelle.

Der „Schutzverband" sandte die beglückende Nachricht in die Runde.

Der Erfolg muß ungewöhnlich gewesen sein.

Denn gleich darauf ging ein zweites Rundschreiben hinaus:

„Unser letztes Rundschreiben ist vielfach mißverstanden worden. Gesucht werden allerdings aktuelle, lebendige Reportagen, die von Ort und Stelle gesandt werden sollen, aber von Vorschlägen über die Prostitution und die diversen Massageinstitute bitten wir doch abzusehen. Mit derartigen Vorschlägen können wir der Funkstunde nicht kommen, ohne das Ansehen des Verbandes zu schädigen."

Teha

Die Gemütvolle

Wir sprachen von Photographie, Porträt, Plastik — Ähnlichkeit der Wiedergabe und Stilisierung.

Edwin Scharff, der Bildhauer, erzählte: Unlängst die Totenmaske des Schauspielers sei ihm besonders gelungen; nur die Mundpartie habe Scharff nachträglich etwas heben müssen — man hatte vergessen, dem Toten vor dem Abguß das künstliche Gebiß einzuschieben.

„Hörst du?" sprach der berühmte Dichter zu seiner Frau. „Wenn es mit mir so weit ist — denk' an mein Gebiß!"

Da meldet sich Dichters Töchterlein: „Mama, wird nicht genügen, Vatern etwas Holzwolle in den Mund zu stopfen?"

Roda Roda

Bühnengeschichten

Adele Sandrock bekam auf der Probe mit ihrem Partner Krach. Es gab heftigen Wortwechsel. Adele beherrschte mit ihrem klingenden Baß die Situation. Ihr Partner, auch ein Prominenter, wollte die souveräne Stellung Adeles nicht anerkennen und wurde immer rabiater. Zum Schlusse verließ er mit Bemerkungen wie „blöde Starlaunen" türenschmetternd die Bühne. Die königliche Adele blickte ihm empört nach und sprach: „Wenn ich jetzt nicht eine so vollendete Dame wäre, würde ich ihm die Zähne in den A . . . . schlagen!"

•

Vor drei Jahren kam er das erstemal nach Berlin. Und noch am selben Abend erlebte er die Adele Sandrock auf der Bühne. Begeistert rief er aus: „Das ist wohl das schönste Asthma, das ich jemals gehört habe."

•

Maurice Chevalier gehört und persönlich gekannt zu haben, ist die große Sehnsucht und Mode aller kleinen Frauen Amerikas, die nach Europa kommen. „Wir waren sehr befreundet", erzählte in New York Beggy, „ich machte seine Bekanntschaft — es ist schon fünf Jahre her — damals in Aix les Bains, wo er eine entzückende Villa am Meer besitzt. Jeden Tag waren wir zusammen, und als ich wegfuhr, weinten wir sehr, und er schwor mir ewige Liebe. Und zur Erinnerung an diese Stunde pflanzten wir auf der weiten grünen Rasenfläche vor seinem Haus einen kleinen Baum — er muß jetzt schon sehr groß sein —, hast du ihn gesehen, Marry, als du dieses Jahr in Aix les Bains warst?"

„Ich weiß nicht", lächelte Marry, „welches dein Baum war, Peggy. Vor seinem Haus wächst jetzt ein kleiner Wald."

Der Zugsverkehr ins Jenseits

Das „St. Konradsblatt“ der Erzdiözese Freiburg (Nr. 31) veröffentlicht nachstehenden „allgemein gültigen Fahrplan“ für den „Zugsverkehr ins Jenseits“.

Richtung Himmelreich:

Abfahrt der Züge: zu jeder Stunde.
Ankunkt: weiß Gott allein.
Fahrpreise: erster Klasse: Unschuld und Opfer, zweiter Klasse: Buße und Gottvertrauen, dritter Klasse: Reue und Geduld.

Bemerkungen:

1. Rückreisekarten gibt es nicht.
2. Luxuszüge verkehren auf dieser Linie nicht.
3. Kinder unter sieben Jahren haben freie Fahrt, wenn sie in Begleitung ihrer Mutter, der Kirche, reisen.
4. Die Vertreter und Angestellten dieser Züge genießen keine Preisermäßigungen, sie erhalten aber für treue Pflichterfüllung entsprechende Aufbesserung.
5. Es ist nicht erlaubt, Reisegepäck mitzuführen, wohl aber gute Werke in großer Anzahl; Sparsamkeit in diesem Punkte verursacht unliebsamen Aufenthalt, der fahrlässigen Reisenden teuer zu stehen kommt.
6. Auf allen Stationen werden Reisende zugelassen, ohne Rücksicht auf Stand, Beruf und Herkunft; der mit einem römischen Kreuz abgestempelte Reisepaß — der auf dieser Linie unerläßlich ist — wird sehr genau geprüft.
7. Die Fahrscheinausgabe (Beichtstuhl) ist jederzeit geöffnet. Wem die Fahrkarte abhanden kam, der soll sich unverzüglich eine neue ausstellen lassen; er kann sie am vorerwähnten Hauptschalter zu den bekannten Bedingungen erhalten.

Richtung Feuerzone:

Abfahrt der Züge: ganz nach Wunsch (zum Beispiel Lebensüberdruß).
Ankunft: unbekannt; wenn man am wenigsten daran denkt.
Fahrpreise: erster Klasse: Gottlosigkeit, zweiter Klasse: Genußsucht und Ausschweifung, dritter Klasse: Gleichgültigkeit in Moral und religiösen Dingen.

Bemerkungen:

1. Die Fahrkarte wird für Lug und Trug sowie Laster aller Art freigebig überreicht.
2. Auf dieser Strecke verkehren nur Luxuszüge modernster Bauart.
3. Kinder unter sechs Jahren sind auf dieser Linie nicht anzutreffen.
4. Die Vertreter und Angestellten dieser Bahngesellschaft dürfen die erste Klasse benützen, wenn sie das Unternehmen nach Kräften fördern.
5. Den Reisenden ist das Mitnehmen von Gepäck jeder Art gestattet, jedoch muß an der Endstation alles zurückgelassen werden.
6. Das Reiseziel kann während der Fahrt vor Ankunft auf der Endstation geändert werden, wenn der Reisende die Fahrkarte rechtzeitig durch einen Geistlichen berichtigen läßt; sonst gibt es auf dieser Todesfahrt keine Rückkehr.
7. Unweit der Endstation befindet sich das Gerichtsgebäude mit dem Sitz des Obersten Richters, der jedem Ankömmling dieser Strecke den verdienten Paß aushändigen und den künftigen Aufenthalt im großen Bereich der Feuerzone anweisen läßt.

Äußerster Termin

(J. Mammen)



„Und wann willste nu eigentlich heiraten?“ — „Jedenfalls nich später, als daß et noch für'n Siebenmonatskind reicht.“

Die Entwicklung der Menschheit

Von Erich Kästner

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,
behaart und mit böser Visage.
Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt
und die Welt asphaltiert und aufgestockt,
bis zur dreißigsten Etage.

Da saßen sie nun, den Flöhen entflohn,
in zentralgeheizten Räumen.
Da sitzen sie nun am Telephon.
Und es herrscht noch genau derselbe Ton
wie seinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern.
Sie sind mit dem Weltall in Fühlung.
Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern.
Die Erde ist ein gebildeter Stern
mit sehr viel Wasserspülung.

Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr.
Sie jagen und züchten Mikroben.
Sie versehn die Natur mit allem Komfort.
Sie fliegen steil in den Himmel empor
und bleiben zwei Wochen oben.

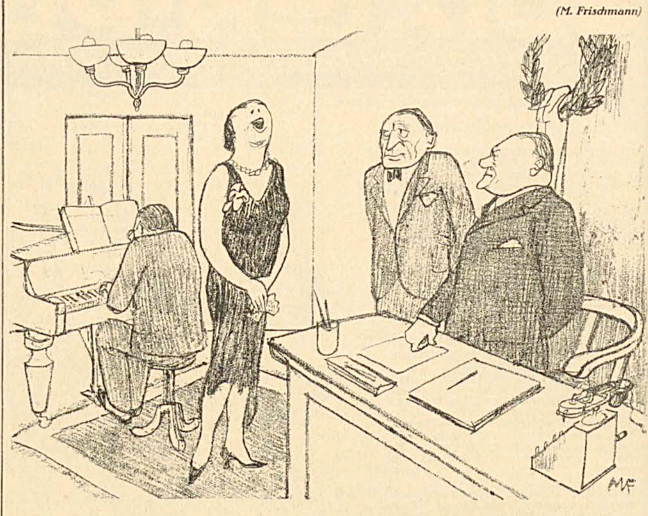
Was ihre Verdauung übrig läßt,
das verarbeiten sie zu Watte.
Sie spalten Atome. Sie heilen Inzest.
Und sie stellen durch Stiluntersuchungen fest,
daß Cäsar Plattfüße hatte.

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen und
bei Lichte betrachtet, sind sie im Grund
noch immer die alten Affen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(M. Frischmann)



„Schade, schade, das einzige, was bei ihr nicht voll ist, ist die Stimme!“

Die Generalversammlung / Von Walther Franke

Dr. Stich hielt sich überhaupt nur noch mittels Kampferspritzen über Wasser. Der erbitterte Abwehrkampf gegen den großen feindlichen Industriekonzern, die Tschechisch-Österreichische Industriegruppe, abgekürzt „Tschök“ genannt, hatte ihm den Rest gegeben, vor allem die Organisierung unseres fabelhaft arbeitenden, wenn auch kostspieligen Nachrichtendienstes innerhalb des feindlichen Lagers rieb ihn fast auf. Man würde ihm seinen Erholungsurlaub nach dieser Generalversammlung nicht verweigern können. Ein paar Wochen Ägypten taten da Wunder.

Es war die Generalversammlung der Spitzenverbände der deutschen Puppenhutindustrie.

Stich eröffnete die Versammlung und dankte den Anwesenden dafür, daß sie anwesend seien. Seine Augen blitzten stählern, sein ganzes Wesen sprühte Schneid. Er sprach kurz und abgehackt, mit fein geschliffenen Pointen, bei denen ein Schmunzeln durch die Reihen der Versammlungsmitglieder lief. Stich war auf der Höhe.

Thema der Generalversammlung war das eindeutig feindselige Verhalten des Tschök, der durch unlautere Mittel, gegen die es gesetzlich allerdings keine Handhabe gab, den oberschlesischen Markt zu erobern trachtete und der im Burgenlande bereits gefährliche Fortschritte gemacht hatte. So plante diese feindliche Gruppe die Herausgabe eines handkolorierten Modealbums mit dem Titel: „Dernier cri du chapeau de poupée grand chic“. Und in der Tat war diese Publikation, in entsprechender Menge an die Spielwarengeschäfte verteilt, imstande, dem von unsrer Gruppe vertretenen „Deutschen Gretchentyp“ des Puppenhutes gefährlich zu werden.

Dr. Stich führte aus (und diese Rede wird in den Annalen der deutschen Wirtschaft unvergessen bleiben): Die Situation ist prekär. Der durch tschechoslowakische Großbanken gestützte Tschök holt mit dieser Publikation zu einem entscheidenden Schlage gegen uns aus. Bedauerlich, um nicht zu sagen unethisch und unpatriotisch, ist vor allem die schamlose Anlehnung an landfremde Mode und Geschmacksart. Wir kennen leider die deutsche Unsicherheit in Geschmacksfragen viel zu sehr und können daher die Gefahr, die unserem ureigensten Produkt, der in jahrhundertalter Kultur hochgezüchteten Spezialität des „Deutschen Gretchentyps“ droht, nicht hoch genug einschätzen. Im Zeichen dieses Types stehen wir, und in diesem Zeichen werden wir siegen. Von diesem Siege hängt nicht nur die Zukunft unseres Konzerns, von ihm hängt auch die Zukunft der deutschen Seele ab. Noch immer ist die Puppe des deutschen Kindes liebstes Spielzeug, noch immer sind die ersten Kindheitseindrücke, die ersten zarten Reizungen der jugendlichen Hirnrinde maßgebend für die spätere Entwicklung des Kindes und für die Zukunft der Nation, noch immer aber gibt bei der Puppe, wie beim lebenden Menschen, die Kopfbedeckung den Ausschlag. Sage mir, was du auf dem Kopfe hast, und ich will dir sagen, was du darunter hast (Beifall). Wenn aber die Seele des deutschen Kindes von Jugend auf mit welschem Tand vergiftet wird, wenn Puppenhutmodelle, wie sie die Pariser Boulevardkokotte . . . (langanhaltender stürmischer Beifall).

Die Versammlung wogte. Der eine wollte eine Protestnote der Regierung, ein anderer Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Dr. Stich lächelte bloß fein. Er ließ die Gemüter sich austoben. Er kannte sich und uns, dafür war er unser Syndikus, unser selbstgewählter Interessenvertreter. Wir hatten eigentlich gar keinen Syndikus haben wollen, sondern nur einen jungen Mann als Korrespondenten, aber ein Syndikus kam uns billiger. Nun hatte er uns unsere ganze Industrie zusammenorganisiert. Hatte den fabelhaft arbeitenden Nachrichtendienst geschaffen, der uns über alle Bewegungen des Feindes unterrichtete, manchmal sogar schon, bevor der Gegner sie selber wußte. Mehr als das: er hatte eigentlich sogar den feindlichen Konzern organisiert. Bevor Stich auftrat, fabrizierte jeder schlecht und recht Puppenhüte, wie es ihm gerade einfiel. Er erst hatte die saubere Scheidung zwischen Norden und Süden geschaffen. Und so rief er mitten in die Brandung der Diskussion (die Versammlung war indessen schon bei der Forderung von Geiseln angelangt) das eine Wort „Psychoanalyse“!

Ja, das war es. Die Österreicher hatten die französische Mode hinter sich, wir aber die österreichische Wissenschaft. Unser Verbandsorgan mußte den Kampf von dieser Seite eröffnen, es mußte ein psychoanalytischer Mitarbeiter gewonnen werden. Er hatte schon einen an der Hand. Der hieß Cohen und stammte aus Wien. Der mußte die psychoanalytische Seite der Angelegenheit übernehmen, der deutschen Öffentlichkeit von traumatischen Neurosen, unverdrängbaren Komplexen, Kindheitseindrücken an Puppenhüten berichten. Mußte nachweisen, daß ein solches Modealbum, handkoloriert und französisch, auch wenn es nicht in Paris, sondern in Potschappel erschien, die schwersten seelischen Störungen brachte. Und gegen den in Vorbereitung befindlichen „Dernier cri du chapeau de poupée grand chic“ erschien die wissenschaftliche Beilage des „Deutschen Puppenhutes“ mit dem Titel: „Rasse und Klasse, psychoanalytische Blätter des deutschen Puppenhutes“.

•

Dr. Stich habe ich bald darauf bei den Pyramiden wieder getroffen. Sein ganzes Wesen trug den Stempel wilder Entschlossenheit. Er stand auf der obersten Plattform der Cheopspyramide und starrte mit gekreuzten Armen kühn über die verbrannte Ebene.

Schätzungsweise fünf Jahrtausende blickten zu ihm empor, ohne sich im geringsten zu mucksen zu wagen.

Nach dem Theaterskandal in Stuttgart

(Olaf Gulbransson)



Da der Anblick eines Negers auf der Bühne die Gefühle des völkischen Publikums so tief verletzt, wird künftig selbst der Othello nicht mehr als Mohr, sondern als Vollblutgermane auftreten.

Gottfried Feders Aktien

Eine Jubiläums-Reminiszenz

Aliquid — so heißt es — haeret semper.
Auch an Gottfried Feders Heldenkluft
hängt seit 23 im November
ein verdächtig penetranter Duft.

Seine Aktien hätt' er gern verschoben,
eh' den andern dies verboten war,
damals, als des Schwures Finger hoben
Hitler, Ludendorff und, ach, Herr Kahr.

Manches änderte sich unterdessen.
Häufig wird auch das Gedächtnis lahm.
Aber dürfen wir deshalb vergessen,
wie Herr Gottfried Feder sich benahm?

Er, der einst des dritten Reichs Finanzen
(wenn es erst einmal so weit ist) lenkt,
— ob er nicht zunächst an seinen Panzen,
wie schon anno 23, denkt?

Ratatöskr

Vom Tage

Der junge Autor Bruno Nelissen Haken, der auch an dieser Stelle schon mit eindrucksvollen Erzählungen zu Worte kam, ist, wie die Presse meldet, wegen seines im Eugen-Diederichs-Verlag, Jena, erschienenen, aus eigenem Erleben geschöpften Arbeitslosenromans „Der Fall Bundhund" vom Landesarbeitsamt Nordmark in Hamburg fristlos entlassen worden. — Erst ganz kürzlich gab es einen ähnlichen Fall mit dem, noch

Wirtschafts-Optimismus

(E. Thöny)



„Jetzt stehen Sie hier schon 'ne halbe Stunde vor dem Schaufenster, Sie wollen wohl was ausbaldowern?"
„Nee, ick möchte mir gern 'n neuen Smoking koofen und warte bloß noch uff den Preisabbau!"

dazu pseudonymen, Autor Karl Blitz, der, im Lehramt tätig, wegen seines Schulromans „Studienrat Hancke" von der vorgesetzten Behörde gemaßregelt wurde. — Wer gedächte da nicht des bekannten Bibelwortes: „Der Ochse, der da gedroschen wird, soll dem Autor das Maul nicht verbinden."

•

In der Toilette eines Berliner Restaurants steht zwischen zwei Hakenkreuzen an die Wand geschmiert: „Juden raus!"
Darunter steht: „Se werden lachen! Mer woll'n gar nich hier drin bleiben!"

Berlin stellt sich um

I. In der Gesellschaft

(E. Schilling)



„Bei Bankier Goldstein trifft man doch immer den Prominenten der Saison. Toller, Einstein, Tagore... und dies Jahr haben sie schon den Dr. Goebbels!"

Der Schiedsrichter

Zwischen dem Wiener Hausbesitzer R. und der Gemeinde Wien gab es einen Rechtsstreit. Der vom Hauseigentümer nominierte Sachverständige hatte den Vorkriegsbodenwert der betreffenden Liegenschaft mit 153 Goldkronen eingeschätzt, der Sachverständige des Magistrats dagegen hatte — die Abgabepflicht beginnt erst bei 300 Kronen — einen Bodenwert von 326 Kronen für den Quadratmeter errechnet.
Da sich die Sachverständigen nicht einigen konnten, nominierte — wie es im Gesetz vorgesehen — der Wiener Architektenverein einen seiner zahlreichen beschäftigungslosen Architekten als unabhängigen Schiedsrichter, der den Fall in letzter Instanz entscheiden sollte.
Der „Schiedsspruch" lautete — bitte, die Sache ist wortwörtlich wahr — folgendermaßen:
„Nach objektiver Prüfung der beiden Gutachten schließe ich mich der Ansicht des Herrn Gemeindesachverständigen vollinhaltlich an. Gleichzeitig empfehle ich mich dem löbl. Magistrat der Stadt Wien als tüchtiger und erfahrener Baufachmann und bitte, mich bei Vergebung von Gemeindebauaufträgen gütigst berücksichtigen zu wollen.
Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung Architekt N. N."

Salpeter

Dienst am Kunden

Das naßkalte Wetter der letzten Herbsttage hat mir einen ganz ansehnlichen Katarrh mit Zubehör eingetragen. Auf Befehl meiner Frau muß ich mir Hustenbonbons kaufen. Ich fühle dabei das Bedürfnis, zu dem Ladeninhaber die Bemerkung zu machen:
„Wenn das so weitergeht, werden wir eine schöne Grippeepidemie kriegen."
„Aber freilich", versichert er mir mit glückseligem Lächeln, „wir Kaufleute warten ja schon drauf!"

Berliner Karrieren

Von Karl Kinndt

Rauf und runter — rauf und runter
aber mit Elan und Schwung:
das erhält die Männer munter
und die Frauen frisch und jung!

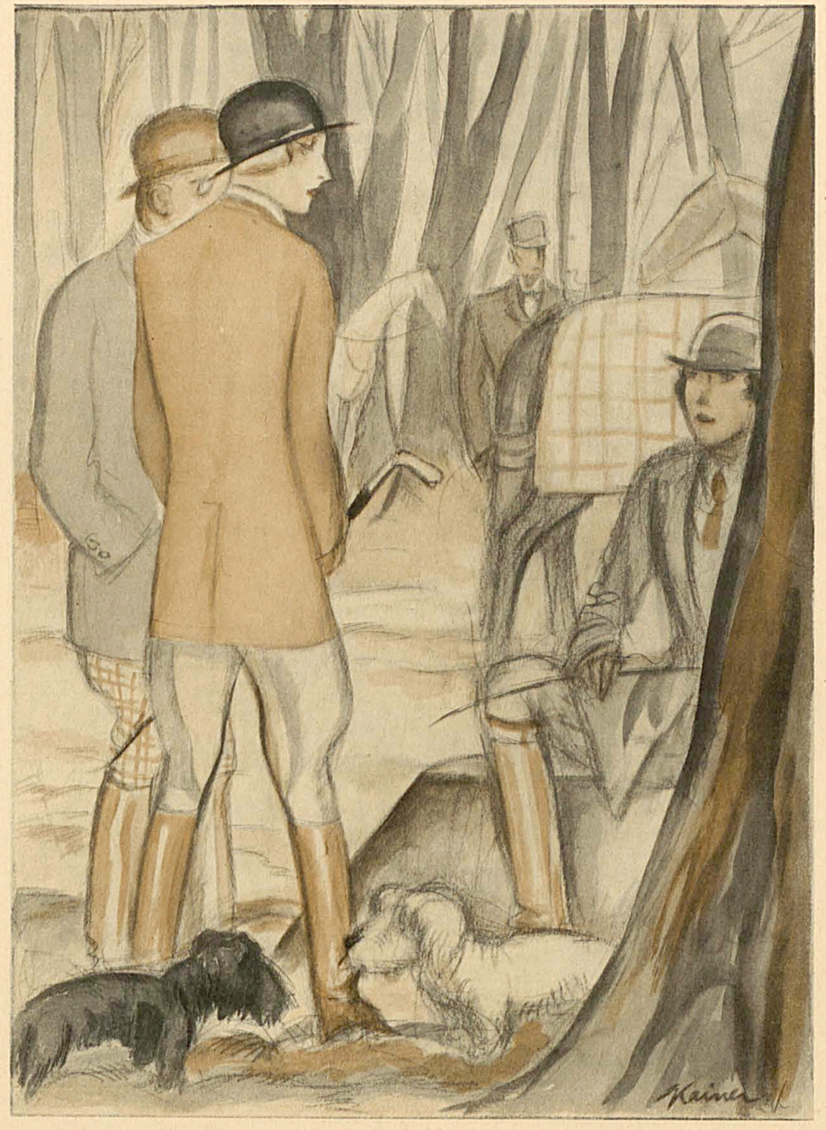
Heute noch der letzte Dreck,
Taschen leer und leer der Magen —:
morgen fährste keß und keck
leicht-blasiert im eignen Wagen —

Stark gefragt von Frauen biste,
börsenmäßig biste „Geld" —
übermorgen — doofe Kiste —!
abjemeldet — kaltjestellt — — —

Wieder runter — wieder rauf —
wieder runter — und so weiter —:
das ist die Gymnastik auf
der Berliner Himmelsleiter!

Sport

(L. Kainer)



„Ja, ja, Kinners, wenn man 'nen Gaul mit so primitiven Mitteln beherrschen könnte wie 'nen Mann, dann wäre das Reiten eben keine Kunst!"

Stuttgart, 17. November 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Wettlauf

(Th. Th. Heine)



Die Welt-Revolution marschiert — Der Welt-Fascismus marschiert — — Aber Welt-Verarmung und Welt-Verblödung laufen!

Chanson vom Erfolg / *Von Karl Kinndt*

Wir kaufen alle täglich uns Gazetten,
wo irgendwas gedruckt ist fett und dick,
um uns aus ödem Alltag zu erretten
durch Unglück, Stunk, Verbrechen, Politik.
Nach Sensationen schreien unsre Nerven,
wir brauchen sie wie unser täglich Brot —:
man braucht uns nicht grad Perlen vorzuwerfen,
ein kleiner Lustmord tut es auch zur Not.
Drum rast und tobt der Redakteur:
Eine Schlagzeile her! Eine Schlagzeile her!!
Man muß den Leuten irgend etwas bieten,
was ins Gesicht springt, lockt und packt und reizt!
Wer schamvoll ist, der mag die Lämmlein hüten —:
Erfolg hat nur, wer wie ein Pfau sich spreizt!
Es gilt das Wort und nicht die Tat:
Jedermann sein eigenes Plakat!

Ob Frau, ob Mann, man muß sich inszenieren.
Gibst du dich, wie du bist — dann lebewohl!
Man muß sein Innres schminken und frisieren
auf weich — brutal — streng — mütterlich — frivol —
Was du als Maske wählst, ist schnurz und piepe,
bist du in deiner Branche restlos groß.
Der Mensch ist tot, gefragt ist nur die Type —
da weiß man gleich Bescheid, was mit dir los!

Drum fragt sich angstvoll Frau und Mann:
Was zieht man dies Jahr als Seele an??
Man muß den Leuten irgend etwas bieten,
was ins Gesicht springt, lockt und packt und reizt!
Wer schamvoll ist, der mag die Lämmlein hüten —:
Erfolg hat nur, wer wie ein Pfau sich spreizt!
Es gilt das Wort und nicht die Tat:
Jedermann sein eigenes Plakat!

Nehmt euch ein Beispiel an Herrn Adolf Hitler,
der uns die Zukunft rosenrot tap'ziert
und als Gott Wotans ehrlicher Vermittler
das Dritte Reich spottbillig offeriert!
Und hat er uns auch weiter nischt zu sagen
als das, was jedes Waschweib sagen kann —:
er lebt recht gut — hat seinen eignen Wagen
und er gehört der Zeitgeschichte an!
Und bricht das Dritte Reich zusamm',
muß ein viertes her und ein neues Programm:
Man muß den Leuten irgend etwas bieten,
was ins Gesicht springt, lockt und packt und reizt!
Wer schamvoll ist, der mag die Lämmlein hüten —:
Erfolg hat nur, wer wie ein Pfau sich spreizt!
Es gilt das Wort und nicht die Tat:
Jedermann sein eigenes Plakat!

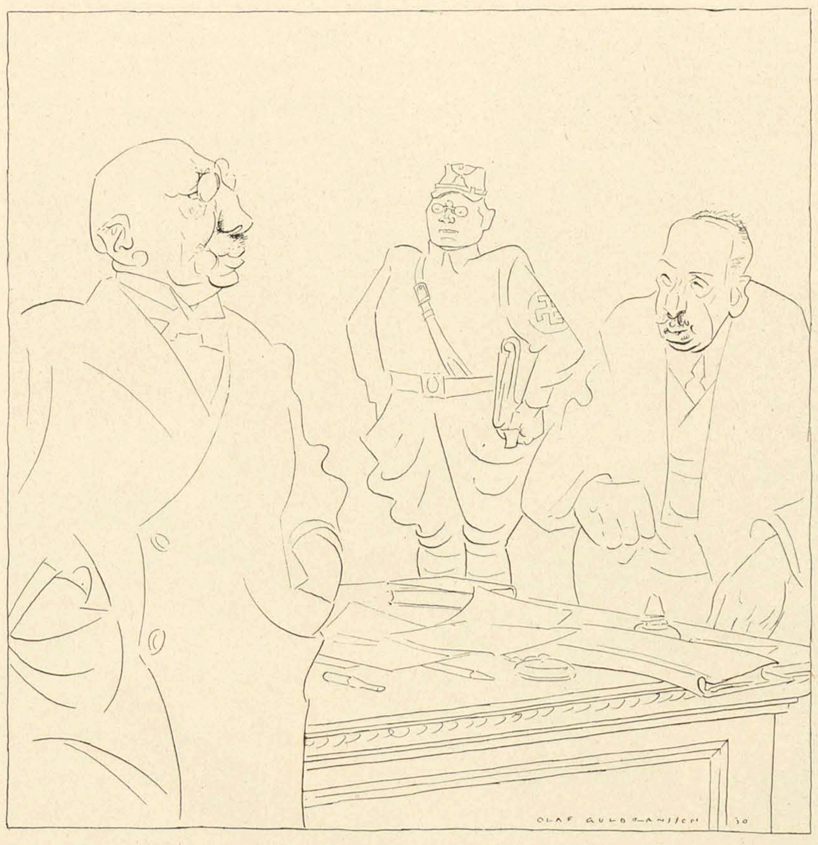
Seltsamer Gast / Von Rudolf Steiner

Das Café ist beinahe leer. Die Kellner rechnen ab, und die Büfettmädchen gähnen. Ich muß wohl nach Hause gehen.
„Darf ich mich an Ihren Tisch setzen?" — „Bitte sehr!" — Ich kenne diesen Herrn ja gar nicht. Komisch. Um halb zwei Uhr nachts kommt jemand ins Kaffeehaus, das ganz leer ist, und setzt sich ausgerechnet an meinen Tisch. Ich lege meine Zeitung weg und sehe den Fremden an. Der Fremde bestellt sich eine Tasse Kaffee.
„Sie dürfen mir nicht böse sein über meine Bitte — — — bezahlen Sie meinen Kaffee und geben Sie mir eine Zigarette. Ich besitze nämlich nicht einen Pfennig Geld." — „Aber ich kenne Sie doch gar nicht — — —" — „Ich bitte Sie herzlich, bezahlen Sie meinen Kaffee — — —."
Ja, was soll ich denn tun? Der Mann sieht gar nicht schlecht aus. Sein grauer Anzug ist abgetragen, aber sauber, und die dunkelbraunen Schuhe scheinen sogar neu zu sein. Sein Gesichtsausdruck ist müde und verzweifelt. Und in den Augen liegt etwas, das erschüttert — — — etwas ganz Trostloses. Er hat beinahe weiße Haare und kann trotzdem nicht älter als höchstens vierzig sein. Ich biete ihm von meinen Zigaretten an. Er betrachtet mich genauer. „Sie sind Schriftsteller, nicht wahr?" — Ich muß lächeln. Sieht man mir das an? „Ich heiße Doktor Guldenstück, ich bin auch Literat, wissen Sie. Ich komme aus dem Gefängnis — — —" — Was die Menschen manchmal für Scherze machen. — „Sie kommen direkt aus dem Gefängnis?" — „Nein — nein — seit zwei Monaten bin ich draußen. Ich habe schon alles versucht. Ich möchte gerne arbeiten. Aber man nimmt mich nicht. Ich sage den Leuten die Wahrheit. Manche glauben mir — die meisten weisen mich ohne jede Begründung einfach ab. Es ist so furchtbar. Es ist ja ein glücklicher Zufall, daß ich Sie getroffen habe und daß ich nun hier sitzen darf, einen Kaffee trinke und eine Zigarette rauche — — —"
„Sie müssen doch Verwandte haben. Ist denn kein Mensch da, der sich um Sie kümmern könnte? Lebt Ihre Mutter nicht mehr?"
„Ich habe zwei Jahre abgemacht: Sechs Monate in Moabit 12a — sechs Monate in Plötzensee und ein Jahr in Cottbus. Unterschlagung und Betrug. Ich bin jetzt fünfunddreißig, aber die zwei Jahre — — — was soll ich denn jetzt tun? Mit zehn Mark bin ich rausgekommen, und dann hat mir meine Mutter hundert Mark geschickt. Ich habe Schulden bezahlt und davon gelebt. Jetzt bin ich fertig."
„Fahren Sie doch zu Ihrer Mutter!" — „Nein — nein — das geht nicht. Meine Mutter lebt in Wien, da bin ich wegen politischer Vergehen ausgewiesen worden — und hier in Berlin" — seine Stimme wurde leiser — „lebe ich auch illegal; man hat mich natürlich abschieben wollen — — —"
Ich muß gehen. Ich kann mir das nicht anhören. Ich kann doch dem Menschen nicht helfen. Man müßte Geld haben — Beziehungen — — — ich muß gehen. — „Ober, zahlen! — Entschuldigen Sie mich — es ist schon spät, ich möchte gehen." — Doktor Guldenstück steht auf und nimmt seinen Hut. — „Ja — ich glaube, es ist Zeit — wir müssen gehen."
Die Tauentzienstraße liegt dunkel und einsam. Ein paar verspätete Menschen. „Wo wohnen Sie denn?" — Er dreht seinen Hut in der Hand. „Ja — ich weiß nicht genau — ich habe augenblicklich keine Wohnung — — —" — „Sie wohnen im Hotel?" — „Nein — nein — ich wohne gar nicht. Ich wollte Sie bitten — — — aber nur, wenn Sie — — — wenn es Ihnen — nichts ausmacht — — — kann ich vielleicht heute nacht bei Ihnen schlafen?" — Es ist drei Uhr. Die Nacht ist ja bald vorbei. Soll ich ihn mitnehmen? Eigentlich geht das nicht. — Jetzt sind wir am Wittenbergplatz. Ja, was machen? „Hm — also — wissen Sie — ich wohne sehr beschränkt. Aber wenn Sie gar nichts haben — — —" — „Herzlichen Dank!"
„So können Sie doch unmöglich weitermachen. Sie müssen doch etwas tun. Sie sind Schriftsteller. Schreiben Sie doch. Über Ihre Erlebnisse — — — und — — —" Doktor Guldenstück lächelt. „Freilich, ja, ja, ich müßte es halt versuchen — — — ich besitze keine Maschine, und gerade jetzt — — — ich weiß nicht — — — ich kann keine Prosa schreiben — — —"
Wir sitzen in meinem Zimmer, rauchen Zigaretten und warten. Bis die Nacht vorbei ist. Wir wollen beide nicht schlafen.
„Es war ja ganz originell. Eigentlich war es ganz nett im Gefängnis. So was kennen Sie ja nicht. In Plötzensee bin ich immer im Pyjama rumgelaufen. Hab' eigentlich nie gearbeitet. Der Arzt dort war ein reizender Mensch — — — die Krankenkost ist gar nicht schlecht. Wär' sehr froh, ich hätt' hier draußen so ein Essen — — — kennen Sie Aalooge? Und Otto vom Bahnhof? Natürlich nicht. Therese von Konnersreuth ist auch dagewesen. Bei uns hat jeder seinen Spitznamen gehabt. — — — Der humane Strafvollzug in Stufen, weißt du — — — so: ein — zwei — drei — — — ich hab's nur bis zur zweiten gebracht. Aber — piekfein — sag' ich dir, mein Junge. Zimmer mit Gardinen und Vogel. Tatsache — alles wahr — wir haben uns Tiere halten dürfen. Und Radio hören. Ja — Gefängnis is nich so, wie du glaubst. Is ganz nett. Wirklich. Zwei Jahre — — — so zwei Jährchen — müßte eigentlich jeder mal — — —
Du — da gibt's ganz andre Sachen. Ganz andre, sag' ich dir. Nee — nee — nich so — über Sexualität. Da redt' kein Mensch drüber. Die machen sich's alle selber. Aber jetzt paß auf. Will dir einen Fall erzählen. 'n bißchen traurig — is aber wahr. Haben da einen Jungen drin gehabt — Koeppke hieß er — guter Junge — ein schwerer Junge. Hatte allerhand auf dem Kerbholz. Fünfzehn Jahre — fünfzehn Jahre ‚Knast'. Allerhand. Was? Ja — ja — also der Junge — ja — der Junge hat sie glatt runtergemacht. War neunzehn, als er reinkam. Mit vierunddreißig ist er entlassen worden. Wir alle, versteht sich — haben uns gefreut. Ist nicht einfach — fünfzehn Jahre. Aber er hat's geschafft. Er kriegt also seinen Entlassungsschein. und weißt du, was der macht? Der hat sich an dem Tag, wo sie ihn entlassen haben, aufgehängt. Verrückt. Möcht' wissen, wozu hat der solange damit gewartet. Hat sich einfach aufgehängt. Wir von der zweiten Stufe haben ihm einen Kranz spendiert — — —" — — —
— — — Ich glaube, draußen ist es schon hell. Ich glaube, draußen steht schon der neue Tag.
„Ja, ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann Ihnen nicht helfen. Tut mir schrecklich leid."
Doktor Guldenstück sitzt verlegen da. Er lächelt. „Jetzt werde ich bald gehen können." — „Bleiben Sie doch noch und rauchen Sie eine Zigarette." — „Nein — danke. Nicht mehr rauchen. Wenn man wenig ißt, soll man nicht soviel rauchen." — „Was wollen Sie jetzt machen?" — „Weiß ich nicht. Ich geh' ein Stück spazieren. Mal sehen, ob ich einen Bekannten treffe." —
Sieben Uhr früh. Die Nacht ist vorbei. Meine Augen brennen. Ich habe Durst und Hunger. Ich werde frühstücken. Ich werde heute nachmittag schlafen. — Wir stehen auf der Straße. Wir gehen ein Stück zusammen. Doktor Guldenstück bleibt stehen. „Könnten Sie — vielleicht — — — zehn Pfennig entbehren. Ich will mal telephonieren. Vielleicht habe ich Glück." — Ich gebe ihm ein Fünfzigpfennigstück. „Es macht Ihnen auch wirklich nichts aus?" — „Nein — wirklich — nicht das geringste."
Am Wittenbergplatz trennen wir uns. „Wenn's so weiter geht, dauert's noch sechs Monate — — — länger mach' ich's nicht mehr. Ich danke Ihnen schön. Es war sehr lieb von Ihnen. Wirklich. Herzlichen Dank." — „Hat nichts zu sagen." — — — Wir drücken uns die Hand. „Auf Wiedersehn." Er geht etwas gebückt die Kleiststraße entlang.
Ich will jetzt frühstücken gehen. Der heiße Kaffee und die gestrichenen Brötchen mit etwas Schinken drauf werden mir gut tun nach dieser Nacht . . .

Berlin stellt sich um

II. In einer demokratischen Redaktion

(Olaf Gulbransson)



„Wir müssen Sie leider entlassen, ein Renommier-Christ genügt uns nicht mehr. Ihre Stelle wird durch einen Renommier-Nazi besetzt."

Lieber Simplicissimus!

Hier zwei schöne Inserate aus dem „Völkischen Beobachter":

„A n t i - S e m i t"
der Tabak des deutschen Rauchers.
Fein- und Mittelschnitt, ½ Pfd. RM. 2.50.
mild, leicht, hocharomatisch. Versand an Private. Wiederverkäufer noch in einigen Teilen Deutschlands gesucht.

•

Der Nationalsozialist fordert nur
H a k e n k r e u z -
V o l l m i l c h - S c h o k o l a d e
„Ins Dritte Reich"
Agitatorisch hochwirksamer Umschlag (ges.gesch.). Vorzügliche Qualität! Rein deutsches Fabrikat! Trust- und Konzernfrei!

In der „Eisenacher Zeitung", ähnlich, aber mit einer wichtigen Ergänzung:

Deutsche kauft und eßt nur deutsche
H a k e n k r e u z - S c h o k o l a d e
trust- und konzernfrei
Helft mit im Kampf gegen die Konzerne.
Z. Zt. vorrätig:
„I n ' s d r i t t e R e i c h" (Vollmilch)
„D e u t s c h l a n d e r w a c h e" (bitter).

Das Lied vom Nüsseknacken

Von P e t e r S c h e r

Ihr Führer alle und Gendarmen,
ihr Obrigkeit, Sinn, Wort und Halt —
jetzt wird es kalt
und also tagt ihr jetzt im Warmen.

Aus euren mitleidsvollen Blicken,
aus eurer Herzensflamme bricht
nicht so viel Licht,
sich einen Floh daran zu knicken.

Die Armut schlottert durch die Gassen,
die Armut weiß, wie ihr euch plackt
und Nüsse knackt,
um ihr den süßen Kern zu lassen.

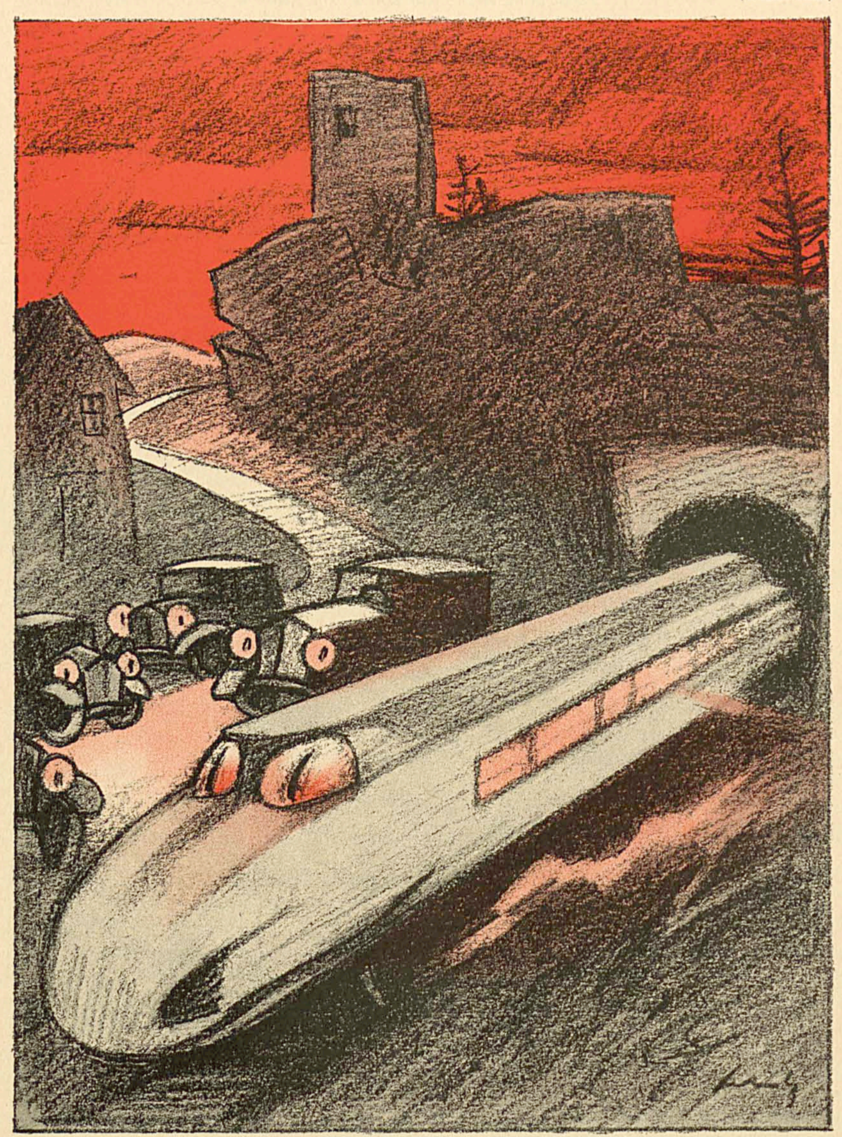
Doch leider ist es so im Leben
und wird so bleiben, meine Herrn:
Den süßen Kern,
hat man ihn erst, will man nicht geben.

Der süße Kern i s t ja die Wärme,
ist Wohlsein, Würde, Wort und Halt . . .
Wer hat gern kalt?
Wer liebt die kollernden Gedärme?

Den süßen Kern müßt ihr euch malen —
des Pöbels sind die harten Schalen.

Die neue Propeller-Bahn

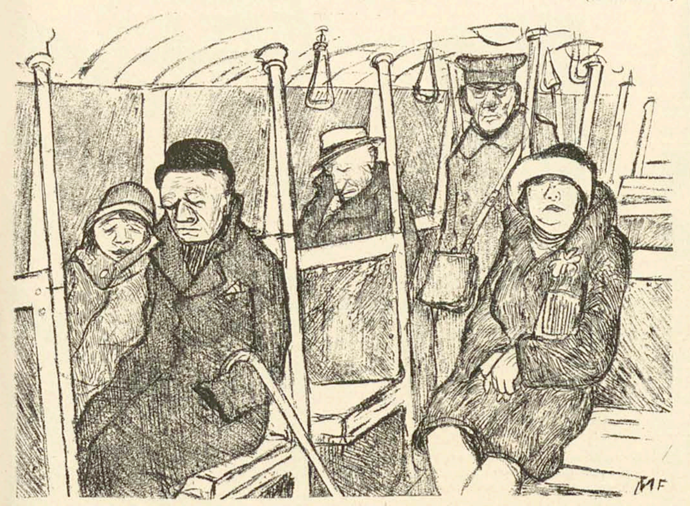
(Wilhelm Schulz)



„Kinder, macht euch nur nicht mausig, sonst kommt die böse Schnellbahn und frißt euch auf!"

Zurechtweisung

(M. Frischmann)



„Ach, Arthur, ick habe jrade so schön jeträumt!" – „Daß de mir sojar im Autobus untreu bist, finde ick 'n bißken taktlos!"



Miß Uptoncraft klärt auf ... / Von Trim

In einem Mailänder Hotel ließ es sich nicht vermeiden, daß ich Miß Uptoncraft aus Atlantic City U. S. A. kennenlernte. Sie hatte ein Pferdsgesicht mit großen wasserblauen Augen, war hervorragend in der Christian Science tätig, hatte Oberammergau gesehen und wünschte, mit mir in einen Gedankenaustausch über Deutschland einzutreten. Sie beherrschte schätzungsweise achtzig Worte Deutsch. Wenn sie entrüstet war, hob sie wie auf alten englischen Holzschnitten beide Hände zum Himmel.

Ihre Auffassung von der wirtschaftlichen Not in Deutschland entsprach zum Verwechseln der des seligen Serenissimus: „Wenn die Leute kein Brot haben — warum essen sie nicht Kuchen?"

Die deutsche Literatur war ihr nicht unbekannt; sie zeigte mir die Lebenserinnerungen des Christusdarstellers Anton Lang und Emil Ludwigs Christusbiographie. Ihre Meinung war, daß Deutschland noch ebenso halsstarrig sei, wie es Maximilian Harden vor sieben Jahren im „Philadelphia Herald" geschildert habe. Richtig: Harden war der dritte deutsche Autor, den sie in die Debatte warf. Aber Anton Lang stand ihrem Herzen näher. Mister Lang, meinte Miß Uptoncraft, und sah mich dabei tiefernst mit ihren blauen Wasseraugen an, Mister Anton Lang hätte man bei Abschluß des Versailler Vertrags zuziehen müssen — nicht zweifelhafte Elemente mit sozialistischer Vergangenheit. Wenn sie von Sozialismus sprach, schob sich automatisch ihre Oberlippe hoch, so daß man das blasse Zahnfleisch über den gelben Raffern bloßgelegt sah wie bei Katzen, die unerwünschte Nahrung im Schälchen finden.

Ich erlaubte mir den Einwurf, daß der Abschluß des mörderischen Vertrags keine Theaterhandlung gewesen sei — wenigstens für die Deutschen nicht. Aber da wies sie mich zurück: Erstens sei ein Gentleman gegen eine Lady niemals spöttisch, und zweitens habe ihr Liebling Lang nichts mit Theater gemein; er sei — obschon Deutscher — ein heiliger Mann. Aber da liege eben unsere Schuld: im Hochmut, über solche Dinge spotten zu können, halsstarrig zu sein, statt in Demut ergeben.

Ihre Augen glitzerten bös hinter der Brille, ihre gelben Pferdszähne schnappten im Bekehrungseifer; es entging ihr leider, daß sie als Christian-Science-Prominente eigentlich selber ein bißchen duldsamer argumentieren müsse ... glaubte ich. Aber schon wurde ich belehrt. Auf meine ironische Miene einhakend, gab sie zu verstehen, daß es durchaus logisch und bibelgemäß sei, wenn vom armen Deutschland ein anderer Grad von Demut gefordert werde als vom reichen Amerika, dessen Aufgabe vielmehr in der Produktion von Großmut zu erblicken sei.

Womit wir bei der Möglichkeit eines Moratoriums angelangt waren; es war in den Tagen der Versuchsballone in dieser Richtung; man weiß inzwischen, was daraus geworden ist.

Ich erlaubte mir die Frage, ob Miß Uptoncrafts Nation die Belange der Demut im christlichen Sinne gewahrt wissen wolle, worauf sie ernst erwiderte: „Nur im christlichen Sinne — nur!"

„Und in welchem Umfange würde Amerikas Großmut — ein entsprechendes Angebot an deutscher Demut vorausgesetzt — uns Ihrer Meinung nach entgegenkommen können?"

„Oh — bis zum Äußersten — das heißt soweit Bankers Association oder Kuhn Löb & Co. das mit ihren Zinsberechnungen vereinbar halten."

Miß Uptoncraft hatte hierbei nicht die entfernteste Ahnung, wie satirisch sie war. Im heiligen Eifer, die himmelstarrende Halsstarrigkeit der Deutschen dokumentarisch zu belegen, zeigte sie mir den Umschlag eines Briefes aus Deutschland. Auf die zufällig oben in der Mitte hingepappte Marke mit spitzem Finger weisend, wobei sich ihre gelben Raffer wieder voll entblößten, sagte sie unerbittlich, so inkorrekt könne nur ein halsstarriges Gemüt sich äußern; noch der am wenigsten disziplinierte Amerikaner klebe die Marke so, daß sie genau rechts oben sässe.

Als ich hier wohl oder übel etwas griente, warf sie sofort wieder die Lippe hoch und erinnerte mich scharf an die Pflicht eines Gentlemans gegenüber einer Lady. Worauf ich a tempo in Demutstellung ging.

Dabei möchte ich keineswegs sagen, daß Miß Uptoncraft nicht auch beglückendere Züge hervorgekehrt hätte; im weiteren Verlauf unserer Bekanntschaft war sie fähig, mir mein persönliches Schicksal, als Deutscher geboren zu sein, nicht nachzutragen — im Gegenteil. Sie zeigte sich für mein Wohlergehen überraschend besorgt. Mein Glück lag ihr am Herzen, sogar Pillen bot sie mir an, und jeden Morgen, wenn wir uns beim Frühstück begegneten, fragte sie mit dem diesen liebenswürdigen Geschöpfen eigenen Freimut — oder für was sie es sonst halten —: „Are you happy — oder sind Sie verstopft?"

Geschäftsgeist

Das Briefporto ist in Österreich sündteuer, zwanzig Groschen pro Brief; aber die Versendung von Mahnbriefen läßt sich heutzutage im Wirtschaftsleben leider nicht vermeiden.

Daher diktierte der Leopoldstädter Konfektionär Samuel Fischotter seiner Sekretärin kürzlich folgendes:

„Der säumige Zahler

Roman aus dem Geschäftsleben von S. Fischotter & Söhne.

4. Fortsetzung.

Samuel hatte bei Durchsicht seiner Bücher eine trotz dreimaliger Mahnung noch immer offene Post gefunden und schrieb allsogleich an die Firma Buchsbaum & Speichelröder:

‚E. W.

Wenn Sie den Restsaldo von S 156.34 nicht binnen 14 Tagen bezahlen, übergebe ich die Angelegenheit rücksichtslos meinem Rechtsanwalt.

Achtend

Samuel F. & Söhne.'

Nachdem Samuel den Brief unterschrieben, klingelte er seinen Rechtsfreund Dr. Tulpenstock an, um die eventuell gegen Buchsbaum & Speichelröder einzuleitenden Schritte gleich zu besprechen.

Fortsetzung folgt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Samuel Fischotter verstaute seinen Roman in einem Geschäftskuvert, schrieb darauf: „Drucksache — Manuskript" und frankierte den Brief mit einer Dreigroschenmarke.

Salpeter

„Vedi Napoli e poi muori"

(Jos. Hegenbarth)



„Wenn diese deutschen Barbaren vor dem Sterben noch zehn Lire für Liebe ausgeben, können sie sich meinetwegen alle hier begraben lassen!"

Der Minnesänger

Warum soll ich dein rotes Haar besingen
Und zimperlich von andern Dingen schweigen?
Ich könnte sagen, daß wie Falterschwingen
Deine Augenlider auf und nieder steigen.

Von deinem Knie, von deinem Fuße
Könnt' ich vertraulich sprechen,
Von den Schultern unter deiner Bluse —
Doch eher will ich mir die Zung' abbrechen.

Also so zu schwätzen von Banalem.
Kurz: deine Brust ist kugelrund,
Auch hast du einen krumm geschwungnen Mund —
Ich einen Nachgeschmack von Schalem
Und ein Lachen tief im Schlund.

Georg Britting

Literarische Anekdoten

Dichters Denkmal

In Stolberg am Harz, wo ich einige Tage verweile, fällt mir beiläufig ein, daß Otto Erich Hartleben hier dereinst ein ganzes Jahr verbracht hat: das Jahr 1890, und zwar als blutjunger Assessor. Sein Buch „Vom gastfreien Pastor" spielt in Stolberg, und die Stolberger kommen bei Otto Erich nicht gut weg; es war also zu erwarten, daß Otto Erich bei den Stolbergern auch nicht gut wegkommt. Richtig verfinstert sich das Gesicht meines Wirts, als ich nach Erinnerungen an den Dichter Hartleben frage. Aber eine Erinnerung an den Herrn sei schon da, meint er doch, und führt mich auf den kleinen Platz, der direkt vor Otto Erichs damaliger Wohnung liegt. Über diesen Platz sei der Herr Hartleben allmitternächtlich gegangen, wenn er sternhagelvoll von seinen Saufereien kam, und der Magistrat von Stolberg habe deshalb die Tafel dort setzen lassen müssen.

Auf der Tafel, die mein Wirt meint, steht zu lesen: „Das Verunreinigen dieses Ortes ist bei Strafe verboten. Stolberg, im März 1890. Der Magistrat."

Das Unikum

In der Eisenbahn lerne ich einen netten Kerl kennen. Schwarzlockig, klein und Tischler. Der sagt: „Was sind Sie? Schriftsteller? Das trifft sich gut! — Ich bin nämlich auch so ne Art Unikum . . . ich bin nämlich Linkshänder!"

Vorsicht

„Darf ich mit Ihrem Fräulein Tochter einen Spaziergang machen?" fragte der italienische Schriftsteller Ugo Ojetti einst eine Dame der Mailänder Gesellschaft.

„Ich bedaure unendlich, aber ich kann das nicht erlauben", gab die Dame zur Antwort.

„Wie, Signora!" rief Ojetti aus, „welch betrübender Entschluß. Und warum nicht? Trauen Sie mir etwa nicht?"

„Ich traue Ihnen vollkommen, Ojetti."

„Oh! So trauen Sie also Ihrer eigenen Tochter nicht?"

„Warum nicht? Ich vertraue ihr vollkommen. Aber euch beiden zusammen traue ich nicht . . ."

Bild-Ton-Woche

Mussolinis neueste römische Rede

Der Duce singt auf die Melodie des alten Volksliedes „Hannemann, geh du voran, du hast die größten Stiebeln an!“ eine hinreißende Arie über die böswillige Verzögerung der Abrüstung und den Widersinn, Europa in bewaffnete und waffenlose Staaten zu scheiden. In den Atempausen sieht man im Hintergrund die riesigen italienischen Befestigungsbauten am Brennero gegen das waffenstarrende Österreich, ferner Manöver italienischer Bombengeschwader in der Nähe der südslawischen Adriaküste. Dann fordert er unverzüglich Revision der schandbaren Friedensverträge, während ein Chor von tausend deutschen Kindern aus Südtirol zwangsweise erworbene italienische Sprachkenntnisse durch den Gesang der Giovinezzahymne demonstriert und eine kroatische Abordnung aus Fiume dem Duce begeisterte Ovationen darbringt. Zum Schluß wird der in Kühldampfern und -waggons jetzt endlich exportierfähige Weltfaschismus (Made in Italy) ausgerufen, worauf durch den nationalen deutschen Blätterwald ein zustimmendes Rauschen geht.

Christliche Seelengymnastik

Der aus dem Frenzelprozeß bekannte Pfarrer Schenk hält in der von ihm gegründeten Liga für kämpfendes Christentum einen Experimentalvortrag über die Worte des Heilands, dessen demütiger und eifernder Diener er ist: „Liebet eure Feinde!“ und: „Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“ Dazu führt eine Gruppe aufgeklärter junger Mädchen moderne Tänze vor.
Hierauf folgt ein Interview mit Landgerichtsdirektor Hellwig, dem Vorsitzenden im Frenzelprozeß. Er ergeht sich in längeren, äußerst anregenden Ausführungen über die Pflicht des Gerichtsvorsitzenden, vollste Objektivität walten zu lassen. Während der Unterredung singt Kammersänger Bender aus den Meistersingern: „Der Richter werde so bestellt, daß weder Haß noch Lieben das Urteil trüben, das er fällt!“

Die verlorene Stimme
(Komisches Intermezzo)

Hochmeister Mahraun raunt, daß ihn nichts mehr von Hugenberg trennt. Gleichzeitig nehmen die Jungdo-Abgeordneten der weiland Staatspartei ganz rechts Platz.
Nun treten von links her einige demokratische Wähler auf, mit deren Stimmen die Jungdo-Abgeordneten in den Reichstag gewählt worden sind, und suchen mit klagenden Gebärden ihre verlorengegangenen Stimmen. Eine Stimme aus der Höhe ruft: „Deutschland hat das gerechteste Wahlrecht der Welt!“

hs.

Belehrung

(J. Mammen)



„Sieh dich ja vor, liebes Kind, wenn man den Männern den kleinen Finger gibt, nehmen sie gleich die ganze Hand!“ — „Hand ist gut . . .!“

Vom Tage

Die Uhr der Großen Katharina

Die bekannte Politikerin Frau Katharina von Kardorff arbeitet bekanntlich ständig an der Seite ihrer Uhr für das Allgemeinwohl . . .
Wer das noch nicht wußte, erfährt es aus einem Inserat, in dem die bekannte Politikerin höchstpersönlich schreibt (natürlich über eine Markenuhr):

„Diese zuverlässige Uhr arbeitet mit mir für das Allgemeinwohl.“
„Um 12 Vorstandssitzung im Frauenverein . . . Am Nachmittag und Abend warten wieder Verabredungen, Sitzungen und pflichtmäßige Geselligkeit auf mich. Und 10 Minuten Verspätung können das ganze Tagesprogramm umstoßen. Darum ist meine Uhr mir fast ein lebendiges Wesen — ein Freund ohne Launen. Das zuverlässige Werk arbeitet mit mir für das Allgemeinwohl; und die Form ist so ansprechend, daß ich mich täglich daran erfreue.“ Katharina von Kardorff.

Wenn der Arbeitsertrag der Frau von Kardorff so greifbar ist wie der ihrer Uhr — dabei könnte man sich beruhigen. Weiter brauchte für das Allgemeinwohl nichts getan zu werden.
Für Katharinas karge Freuden — nur „pflichtmäßige“ kommen in Frage und nur mit Freunden ohne Launen! — sollte man ihr eine Stoppuhr zur Verfügung stellen.

Ihre Majestät — Frau Doktor

Die Universität Klausenburg hat zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens die Königin Maria von Rumänien zum Dr. philos. ehrenhalber ernannt. Wie die rumänische Presse berichtet, ist durch die Promotion zum Philosophiedoktor ein langgehegter Wunsch der Königin in Erfüllung gegangen. — Da sieht man's wieder: Republikanische Völker wissen gar nicht, wie leicht es für Monarchien ist, einen Philosophen auf den Königsthron zu bekommen.

T.

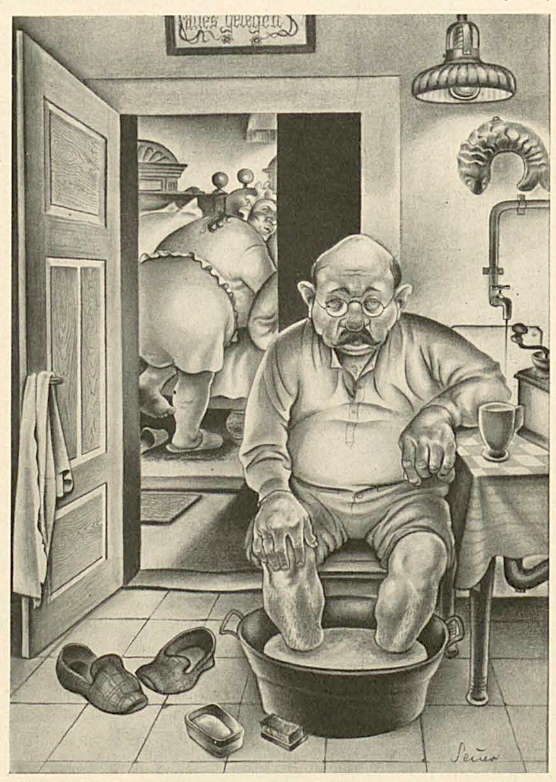
Zeitgemäßer Dialog

„Glauben Sie an das Sprichwort, daß Lachen entwaffnet?“
„Gewiß.“
„Dann können wir ja unbesorgt sein. Denn über die Abrüstungskonferenzen lacht schon die ganze Welt.“

J. H. R

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Beamtenabbau *(Josef Sauer)*



„Woaßt, Frau, i sag' halt so: Wann der Staat ohne mi auskommt, nacha is' halt überhaupts koa richtiger Staat net!"

Ein Genießer / Von Kaki

Seit Ottomars Erbtante gestorben und er in den Besitz eines sehr beträchtlichen Vermögens gelangt ist, denkt er an nichts anderes mehr als sich für die langen mageren Jahre zu entschädigen und sein Leben zu einer Kette von Vergnügungen zu machen. Das erste war, daß er sich eine herrliche Acht-Zimmer-Wohnung mietete und jedes Zimmer in besonderer Art ausstattete. Von seinem Schlafzimmer will ich nicht reden — aber es ist schon so viel davon durchgesickert, daß alle schönen Frauen Berlins darauf brennen, es kennenzulernen. Der Baderaum enthält so viel verschiedene Duschen, Vibrationsmotore, Bestrahlungsapparate und sonstige hygienischen Maschinen, daß einen die Angst ankommt. Er hat ein römisches Eßzimmer, in dem zwölf Ruhebetten mit der Kopfseite zum Tisch hin stehen, damit man die Mahlzeiten liegend einnehmen kann. Daß daneben eine Bar eingebaut ist, brauche ich kaum zu erwähnen. Aber schließlich war doch noch ein Zimmer übriggeblieben, mit dem Ottomar durchaus nichts anzufangen wußte.

Da kam eines Tages ein Möbelwagen an, der die ihm gleichfalls vermachte Einrichtung der verstorbenen Tante enthielt. Ottomar kannte die Möbel — und beschloß, sie sofort vom Wagen aus an alle Hausmeister der Straße zu verschenken. Aber als er schon dabei war, kam ihm eine glänzende Idee! Er suchte sich — aus Pietät, wie er entschuldigend meinte — die erlesensten Stücke aus und ließ sie in jenes letzte leere Zimmer tragen. Ein Umbausofa im Jugendstil zum Beispiel mit allem dazugehörigen Nippes, ein Tischchen aus Hirschgeweihen, einen mit Perlmutter eingelegten orientalischen Stuhl, zwei rote Sammetsessel aus der „Muschelzeit" und dazu passend Kronleuchter, Teppiche und Bilder.
Sie meinen, er hätte damit das traditionelle bürgerliche Fremdenzimmer einrichten wollen? Oh, nein! Ottomars Fremdenzimmer war wirklich ein Gastzimmer und höchst geschmackvoll und gemütlich. Dieser raffinierte Genießer erstellte sich mit diesen erlesenen Scheußlichkeiten völlig naturgetreu das „Wartezimmer eines Arztes", in dem sogar nicht die übliche „Bibliothek" fehlte, bestehend aus drei Jahrgängen der „Fliegenden Blätter" aus den Jahren 1888—91, dem Kochbuch der Henriette Davidis, der entzückenden Idylle „Hannele und die Küchlein" und dem Textbuch zur „Regimentstochter". Er vervollständigte sie noch durch verschiedene Prospekte von meist gänzlich unbekannten Heilbädern. Und als er die neue Tapete so lange mit der Höhensonne bestrahlt hatte, bis sie verblichen, fleckig und teilweise abgesprungen war, war die Illusion vollkommen.
Wozu das alles? fragen Sie. Einen Augenblick, Sie werden es sofort erfahren! Wenn Ottomar sich ein besonderes Vergnügen machen wollte — an grauen Regentagen oder wenn er sonstwie in melancholischer Stimmung war — suchte er sich zunächst eine recht böse Krankheit aus: schreckliche Magenbeschwerden etwa oder eine Kiefervereiterung, ein Furunkel in der Nase oder einen eingewachsenen Fußnagel. Und betrat nach kurzer Instruktion des Dienstmädchens das besagte Zimmer als das Wartezimmer eines Zahnarztes, eines Internisten oder Chirurgen. In schreckhaftbanger Erwartung des Bohrinstrumentes, des Magenschlauches und entsetzlich geformter Messer, Scheren und Zangen versuchte er sich zunächst auf dem mehr als unbequemen orientalischen Stuhl niederzulassen, floh auf das scheußliche Umbausofa, floh wieder, weil unten die Federn und oben das Nippes klirrten, und begann dann in dem roten Sammetsessel die Bilder zu betrachten: die „Kämpfenden Hirsche", den vom Kunstverein als Jahresgabe gestifteten Stich „Jägerlatein", die große Gravüre „Bismarck als Schmied der Einheit" und das Genrebild „Die ersten Hosen". Qualvoll-langsam verrann die Zeit —: immer nervöser werdend griff er nach „Hannele und die Küchlein" und zog es dann vor, „man nehme zwölf frische Hühnereier nebst drei Löffeln Mehl . . ." zu lesen. Dann schimpfte er sich eins: „Zum Teufel, ich bin doch auf dreiviertel vier bestellt — und nun ist es schon halb fünf!", dachte wieder an Bohrer, Magenschlauch und Messer und freute sich, daß die Tür sich noch nicht öffnete.
Endlich aber wurde sie aufgerissen, und das Dienstmädchen, in blendend-weiße Schwesterntracht gekleidet, schrie ins Zimmer: „Der Nächste, bitte!!"
Das war der große Augenblick, um dessentwillen dieser raffinierte Genießer sich dies Zimmer eingerichtet hatte.
„Bööööhh!" blökte er das Mädchen an und streckte ihm weit die Zunge heraus. „Sagen Sie dem Herrn Doktor, ich wär kerngesund und er könne mich kreuzweise — worum ich besonders gebeten haben möchte!" Und damit verließ er vor Vergnügen krähend und auf einem Bein tanzend das Zimmer, begab sich in die danebenliegende Bar und mixte sich seinen Spezial-Coctail „Ewige Jugend" — — —

Alltagstragik

Verspottet nicht die kleinen Bürgerfrauen,
Von denen manche, ach, so lang sie lebt,
Tagtäglich stumpf und ohne aufzuschauen
An irgendwelchen Handarbeiten webt.

Es ist so traurig, wie sie selbst sich quälen.
Ihr Fleiß ist mehr als bloße Handarbeit,
Er ist der Ausdruck kleingebliebner Seelen
Für ihre Sehnsucht nach Unsterblichkeit.

Sie ahnen Grenzen, weil ein Höhres waltet.
Nur leben! Leben über sie hinaus!
Der Genius fehlt, der Dauerndes gestaltet,
Bleibt nur die Arbeit, im und für das Haus.

Nur nicht vergehn, wie Sonnenschein und Regen
Nur ein Erinnern lassen — eine Spur,
So tappen sie im Dunkeln nach den Wegen
Zur Ewigkeit und wählen — den Ajour.

Madeleine Peters

Kapitalflucht nach der Schweiz

(Karl Arnold)



„Mach hurtig, Jenni! Zieh die Naue ein!
Das graue Elend kommt, dumpf brüllt der Hitler,
Der Seldte setzt schon seine Haube auf,
Und kalt her bläst es aus dem Russenloch.
Das Kapital, ich mein, verschwindet, eh' sie 's denken."

(Frei nach Schillers „Wilhelm Tell" I, 1.)

Politik und Wirtschaft / Von Peter Panter

„Und wissen Sie, wer an der ganzen Sache schuld ist? Das wer ich Ihnen sagen: die Beamten sind schuld. Oder glauben Sie vielleicht, die Kaufleute sind schuld?"

„Nein."

„Die Beamten sind schuld. Nur die Beamten. Sehn Sie sich mal diese Verwaltung an — sehn Sie sich das mal an! Sehn Sie da noch was von Treu und Glauben? von Verantwortung? von Rücksichtnahme . . .? Es ist reine, als ob wir ihretwegen da sind und die nicht unsretwegen. Oder sind wir vielleicht ihretwegen da?"

„Nein."

„Sag ich auch. Die Leute . . . ich meine . . . die Leute müßten . . . man müßte jeden einzelnen . . . ich meine . . . verstehn Sie mich . . . jeden einzelnen . . . oder glauben Sie vielleicht, da sollte einer 'ne Extrawurst haben?"

„Nein."

„Sehn Se — das ist mein Programm, und da geh ich nicht einen Buchstaben von ab. Nicht einen Buchstaben. Bevor wir das nicht durchgesetzt haben, was ich Ihnen hier eben kurz skizziert habe, vorher wird das nicht besser. Vorher nicht. Glauben Sie vielleicht, daß es vorher besser wird?"

„Nein."

„Sehn Se mal zum Beispiel in meinem Betrieb. Da reden die Angestellten immer so dicke Töne — die sollten erst mal . . . ich meine . . . die sollten mal erst unsere Verantwortung tragen. Meinen Sie, es ist einfach? Ich habe erst jetzt wieder acht Mann entlassen. Die Kündigung ist glatt durchgegangen; ich kann mir die Arbeit auch nicht aus dem Boden stampfen. Was? Nein, kann ich nicht. Da hab' ich sie eben rausgesetzt."

„Ja."

„Sie haben gut reden. Natürlich . . . da waren welche dabei, die waren schon jahrelang bei mir . . . darauf kann man

Der Unheimliche

(M. Frischmann)



„Wenn er uns bloß endlich sagen wollte, daß er 'n seriöser Mä'chenhändler ist, damit wa 'n bißken Vertrauen zu ihm fassen können!"

keine Rücksicht nehmen. Kann man nicht. Kann man heute einfach nicht! Jeder ist sich selbst der Nächste, wie?"

„Ja."

„Das verstehn Sie nicht. Ich meine ... Jetzt ist da eine faule Sache ... der eine war jahrelang in der Buchhalterei, der hat wohl die Steueraufstellungen zu sehen bekommen ... also für die Steuer ... und da hat er neulich eine Andeutung gemacht ..."

„Ja."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr? Was wollen Sie damit sagen? Meine Steueraufstellungen sind prima, verstehn Sie mich, primissima, die kann jeder sehen, jeder. Die Steuer kann sie sehen, und ich kann sie sehen, jeder kann sie sehen. Nur eben der Buchhalter — das war nu faul. Wir haben uns aber verständigt: ich hab'n wieder eingestellt. Trotzdem ich das gar nicht nötig hatte."

„Ja."

„Hörn Se mal — Sie sind aber 'n komischer Mensch! Sie ham aber komische Prinzipien ... In der heutigen Zeit? Na, hörn Sie mal an! Sie sind doch nicht etwa unter die Bolschewisten gegangen! Sie — — —"

„Nein."

„Sie widersprechen sich in einem fort. Vorhin haben Sie ja gesagt ...! Ich kann Ihnen nur das eine sagen: Bevor es nicht besser wird, wird es nicht besser — das ist meine Meinung von der Sache! Und schuld sind die Beamten, die können von uns Kaufleuten noch alle Tage lernen, das sag ich Ihnen, und das ist meine Meinung. Denn wissen Sie, was uns fehlt? Uns fehlt eine Verwaltung, die so ehrlich ist wie wir Kaufleute, und eine Wirtschaft, die so organisiert ist wie die gute alte Verwaltung — und dann sollen Sie mal sehen. Ich bin ein friedfertiger Mensch, aber wenn's dann losgeht, da nehm ich die Knarre noch mal auf den Buckel. Ich bin ja Gott sei Dank schon über das Alter raus ... aber ich nehm sie auf den Buckel. Und dann holen wir uns unsere Kolonien wieder! Und da machen wir unsere Geschäfte, und was übrig bleibt, das wird verwaltet, und wissen Sie, wer schuld ist an der ganzen Sache? Die Beamten. Und in diesem Sinne habe ich auch gewählt. Denn ich weiß, was ich will — das wissen wir alle, alle — — —"

Das gute Beispiel

Es ist doch gradezu vermessen
und grenzenloser Übermut,
sich durch sechs Gänge durchzufressen,
wie mancher manchmal abends tut.

Wie kann man sich nur so gebaren:
Ich nenn' es frevlen Schlendrian.
Sieh doch den Herrn Minister sparen
und nimm dir ein Exempel dran!

Die Feste meidet er und Bälle
und alle üppigen Soupers.
Kartoffeln speist er aus der Pelle
und Sonntags einen Backsteinkäs.

... Du sagst, daß dieses dich nicht wundert,
und daß es sehr begreiflich ist,
weil er ja zwanzig je vom Hundert
in seinem Portemonnaie vermißt?

O glaube nicht, mich zu verblüffen,
wenn du ihm so was imputierst:
Er tut's aus höheren Motiffen,
die du natürlich nicht kapierst.

... Du grinsest bloß und bleibst beim alten?
Nun – sehe jeder, wie er's treibt!
Wir woll'n uns an sein Beispiel halten,
schon weil uns sonst nichts übrig bleibt.

Ratatöskr

Schlechte Zeiten

Der Bezirksarzt nimmt eine sanitätspolizeiliche Ortsbereisung vor und macht dabei die Wahrnehmung, daß viele Schulkinder recht blaß und schlecht genährt aussehen; er legt dem Bürgermeister des Ortes nahe, zu veranlassen, daß den Kindern mehr Milch gegeben werde, worauf er zur Antwort erhält: „Sie henn gut rede, wenn mer net so viel Säu uffziehe müßte."

•

Ich komme vom Urlaub zurück. Auf der Treppe des Ministeriums treffe ich unseren ältesten Ministerialrat. Freundliche Begrüßung. „... Und wie geht es nun Ihnen selbst, Herr Geheimrat?" — „Schlecht!" — „Aber warum denn schlecht, Herr Geheimrat?" — Der alte Herr reißt seine Augen zornig auf: „Aus grundsätzlichen Erwägungen, mein Lieber!"

•

Die Börse ist faul. Oberfaul.
„Wenn das noch so weiter geht", sagte der Bankier Baisser, „wird bald meine Einkommensteuererklärung richtig sein."

•

Der „Johannesbund", ein katholisches Gegenstück zu dem „Verein für innere Mission" bewirbt sich in einem ausführlichen Flugblatt um Darlehen, da er in Berlin, „der Stadt der Million weißer Heiden", ein Heim zu gründen beabsichtigt. Den Angaben über Verzinsung usw. ist die tröstliche Versicherung hinzugefügt: „Für die Sicherheit des Geldes bürgen der Johannesbund mit seinen verschiedenen Häusern und die vielen Tausende seiner Mitglieder und Helfer. Und der hl. Joseph, unser guter Hausvater, garantiert dafür, daß Darlehen bei uns mindestens so sicher stehen wie auf der besten Bank!"

Der zartfühlende Grubendirektor

(E. Schilling)



„Sagen Sie mal, können Sie da nicht so 'n bißchen himmlische Verklärung reinfilmen? Es kann nicht schaden, wenn das Publikum etwas von den irdischen Tatsachen abgelenkt wird!"

Das neue Zugspitzhotel

(E. Thöny)



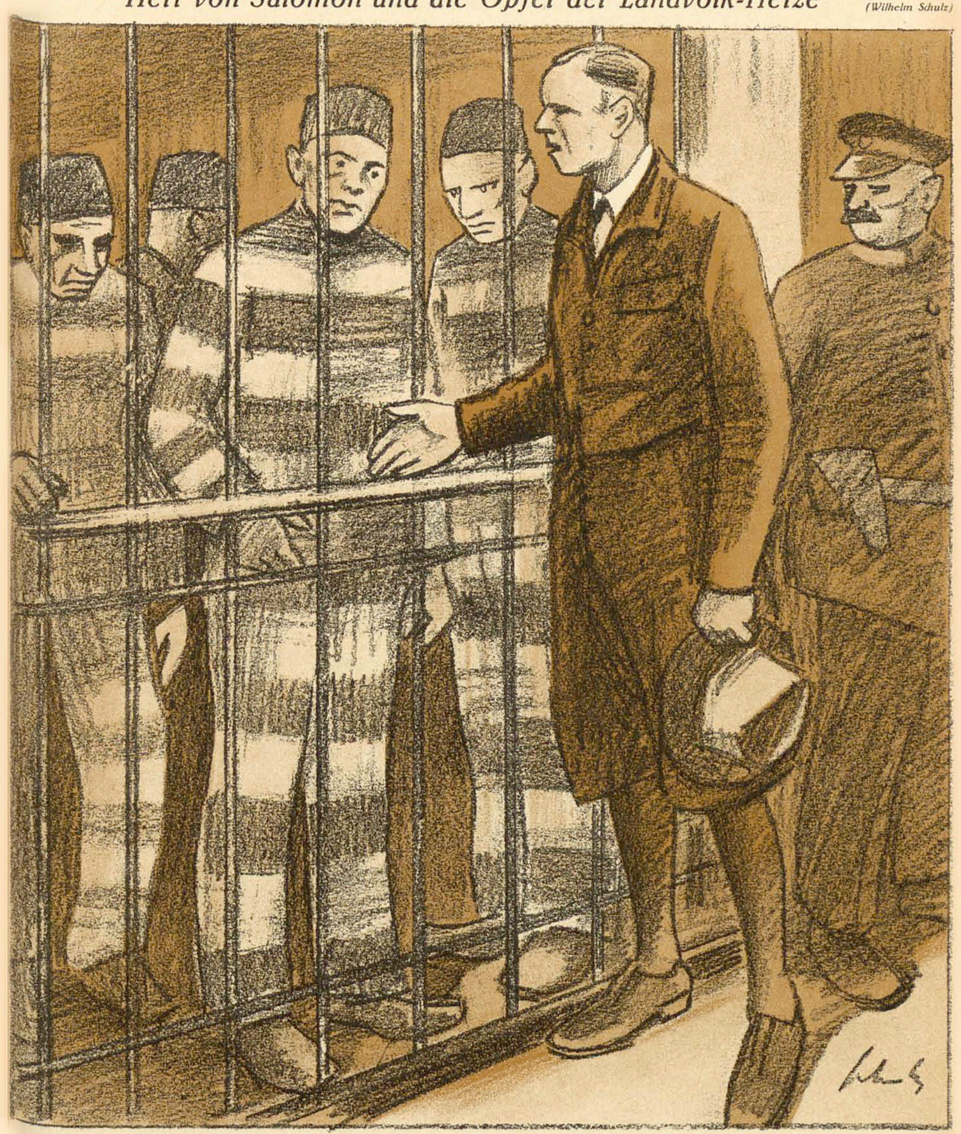
– wird so angelegt, daß der Gipfel als dekorativer Mittelpunkt der Halle dienen kann.

Stuttgart, 24. November 1930 | Preis 60 Pfennig | 35. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

Herr von Salomon und die Opfer der Landvolk-Hetze

(Wilhelm Schulz)



„Tröstet euch mit dem Gedanken, daß ich wenigstens weiterhin ungestraft literarischen Sprengstoff fabrizieren kann!"

Alea jacta est — / Von Karl Kinndt

Nun habt ihr den Schiedsspruch und müßt euch beugen —
umsonst war der Streik — das Geld hat gesiegt —
die Löhne fallen — die Aktien steigen,
und wer welche hat, ist restlos vergnügt.

Man hat euch nur etwas Zeit gelassen,
den Hungergurt langsam enger zu ziehn
und die Begründung des Spruchs zu erfassen,
der euch zuerst ganz unfaßbar erschien —

Doch freilich — man will auch die Preise senken,
eh man ein Zwölftel des Lohnes euch nimmt:
bei Fleisch und bei Brot ist zwar kaum dran zu denken,
doch die Autopreise fallen bestimmt!

Die drei Roßbauern-Weiberleut / Von Hans Gstettner

Die Resi wollte im Frühjahr heiraten.
„Was fällt dir denn ein?" sagte der Sepp, „wer tat denn da dunga und obaun?"
Und als die Resi langsam schaute, brummte der Bruder noch: „Und überhaupt — 's Grasen geht a bald o!"
Da sah es die Resi ein, drehte sich um und ging in ihren schweren Holzschuhen bedächtig zum Mistauflegn.
Die Rosi wollte im Sommer heiraten.
„Grad in da Ahn!" sagte der Sepp, „ich stell mir dennerscht wegn dir net eigns oane zum Huppalbacha ei!"
„D' Huppal machat Gstasi bessa als i", sagte die Rosi.
„A pah!" empörte sich der Sepp, „für Gstasi brauchat i na an Ahnknecht!"
Im Winter kam die Gstasi mit'm Straßwimmer Naz daher.
„Es war halt a stade Zeit iatz", meinte sie.
Der Sepp aber schüttelte langsam den Kopf, während er sich sein Brot vom Laib abschnitt. — „Wer tat denn d' Sau fuattan?" sagte er, „und 's Fürarbatn is a da!"

Da blieb auch die Gstasi am Hof wie die Rosi und Resi, es gab jahraus, jahrein die Hände voll zu tun, aber man kam ohne Eh-Halten aus.
Als die Gstasi schon fünfunddreißig, die Rosi sechsunddreißig und die Resi vierzig Jahr alt war, wollte der Sepp heiraten. Sie saßen beisammen beim Kaffee und löffelten aus ihren weiten, bunten Schüsseln die braunen Brocken heraus, als er es ihnen sagte.
„Hab' mir's scho glei denkt!" sagte traurig die Resi und tat unversehens ihren Blechlöffel in den Kaffee zurück.
Die Rosi hielt ihn am Mund und vergaß den Brocken zu kauen.
Die Gstasi tat „hm" und sagte nichts.
Lang schwiegen die Geschwister still.
„Weng uns war's ja net", stieß dann plötzlich die Resi so laut hervor, daß ihre Stimme wie Blech klirrte.
„Aber weng an Sach!" schrie die Rosi und legte ihre Fäuste auf die rauhgerillte Tischplatte.
„Schau, Sepp", begann da die Gstasi mit ihrer zärtlichsten Stimme, die sie seit dem Naz nimmer angewendet hatte, „wennst du ebba schnell sterbn tatst, wer hätt denn na an Hof?"
„Sterbn!" sagte der Sepp und starrte mit rotem Gesicht zwischen die Knie.
„Kannst uns unsern Teil rauszahln?" fragte die Resi, der die breite Oberlippe schon feine, grauschwarze Härchen überspannen. „Bringt is so viel mit?"
„'s sell net!" tat der Sepp kleinlaut, und seine Stirnader schwoll.
„Woaßt, Sepp", sagte die Rosi, „du kannst as ja a so a habn — d' Gschloßbauerin Zenz!"
„Was wißts denn ös?" schrie der Sepp, nahm sein Jagdgewehr und ging.
Er jägerte seit einem Jahr überhaupt viel, mehr als es für einen anständigen Bauern recht ist.
„Ich laß dennerscht dös Holz no abschlagn!" sagte die Resi — „von unserm Runkelacker bis zum Gschloßbauern abi! — dös Hurerholz!"
Es ist aber nicht nötig worden.
Der Sepp sah es auch so ein, daß er nicht heiraten konnte.
Dafür aber betrank er sich nun öfter im nahen Markt.
Dreimal in der Woche kam er in später Nacht erst mit seinem Gewehr nach Haus.
Es ist seltsam, wie das endete mit dem Sepp.
Man weiß nicht, wie es zugegangen ist.
Unter der hölzernen Brücke, über die er allemal auf seinem Heimweg mußte, sah ihn der Fischer eines Morgens, als er in seiner Zelle zum Binsenmähen fuhr.
Da stand der Sepp mit seinen langen Lederstiefeln im Wasser, an einen Pfeiler gelehnt, das Gewehr geschultert, als müßt er Posten stehn, und war tot.
Der Gschloßbauern Zenzi ihr Bruder aber war von dem Tag an verschwunden.

Nun hausten die drei Schwestern ganz allein.
Das weithin sichtbare Schöpfrad drehte sich langsam im Wind über ihrem Hof.
Der Resi aber war der schauderhafte Tod des Sepp am meisten zu Herzen gegangen.
Ihre grauen Haare schlugen nun durch, und von ihrem unteren Augenrand bis zu den rotgeränderten Wänglein hingen dicke Spinnweben von Fältchen.
Wenn sie redete, weinte sie leicht, und ihr Kinn klappte über die Maßen auf und zu.
„Schau, laß mi tragn!" sagte Gstasi oft, wenn sie die Resi die Trankeimer schleppen sah; die aber brummte etwas und ließ ab mit zitternden Armen.
Ihr liebstes Geschäft war noch, die Eier einzusammeln im Schurz, und im Herbst sah man sie oft unter dem Holzbirnbaum oder im Zwetschgengarten. Man mußte glauben, sie bücke sich gern, und es schien, als würde sie immer kleiner dabei.
Es waren auch noch keine drei Jahre herum, da lag sie am Sterben da.
Die Gstasi brachte ihr fleißig die heiße Milch, die Rosi aber wehrt' ihr die Fliegen ab, besprengte sie oft mit kühlem Weihwasser und las ihr wohl auch aus der großen Postille vor.
Das Stück von den zehn klugen und den zehn törichten Jungfrauen war das letzte, was die Resi verstand.
Als der geistliche Herr schon an ihrem Bett kniete und jede der drei Schwestern den braunen Rosenkranz um die stumpfe Hand gewickelt hatte, sagte die Resi stoßweise, indem sie das Sterbkreuzl ansah: „Na ja — war no recht schön gwen beianand — sama so guat zsammgricht gwen — aber unser Herr will mi halt hoamführn iatzt . . ."
Die Gstasi weinte. Wie sie noch nie geweint hatt, weinte sie.
„Hoamführn", schmerzte es sie im Herzen — „hoamführn . . ."

Als die beiden Schwestern diesen Winter zusammen im finsteren Stadel das Korn droschen, tönte der Zweitakt der Dreschflegel sehr hinkend und traurig.
„Is guat, daß ma net gheirat ham!" sagte die Rosi einmal.
Die Gstasi nickte.
Ein finsterer Freier aber, der im

Die Wunderdoktoren

Von Hans Seiffert

Hallo! Hallo!
Immer hereinspaziert, meine Herrschaften.
Immer hereinspaziert,
Brüder, Schwestern, Kameraden, Genossen, Frontsoldaten,
Mitmenschen, Kollektive und Einzelwesen!
Hier könnt ihr von euren Krankheiten genesen!
Wer immer Mut, Kopf, Verstand oder Herz verloren,
den kurieren wir —
die patentierten deutschen Wunderdoktoren.

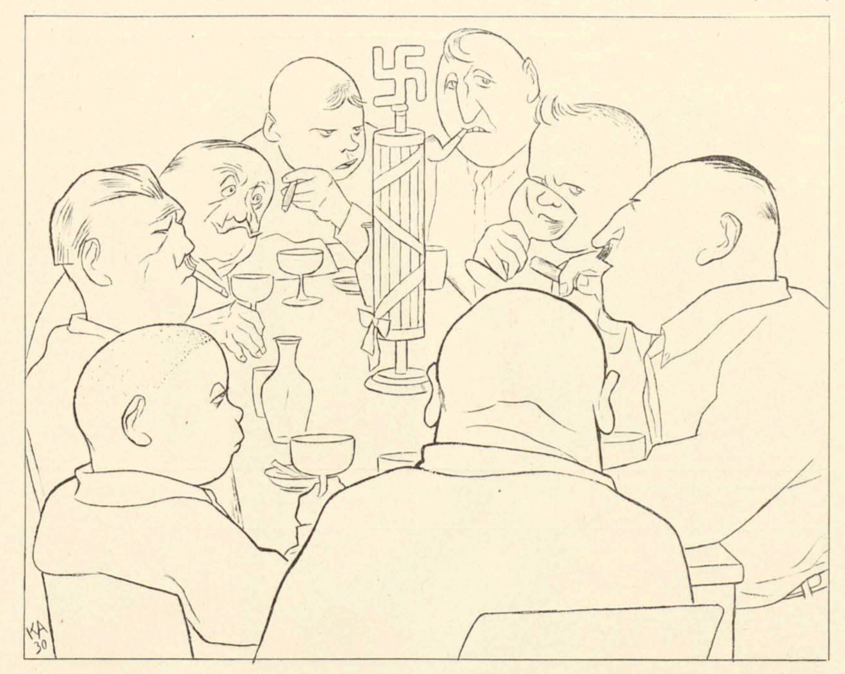
Wir heilen — der Zustrom zu unserer Bude beweist es —
Gebrechen des Körpers, der Seele und des Geistes.
Wir heilen mit Kuhmist, mit Bockmist, mit Phrasen,
wir heilen teils nüchtern
und teils durch Ekstasen,
wir heilen privat und wir heilen in Masse.
Aber wir heilen nur gegen Kasse.

Du konntest früher schlecht sehen, mein Kind?
Verlaß dich drauf, wir kurieren dich blind.
Dir ist jetzt immer so mies zumut?
So fahr nur geschwind ins Braunhemd hinein
und lerne kräftig „Heil Hitler!" schrein —
und du wirst sehen: Alles ist gut.
Wir sprechen dich aller Verantwortung ledig.
Zahl' und pariere — mehr ist nicht nötig.

Wir heilen prompt in jedem Falle.
Wir heilen, denn die Dummen werden nicht alle.
Wir betreiben das Heilgeschäft aus dem vollen:
Der eine läßt weißen Käse,
der andere läßt Köpfe rollen.
Im Endeffekt bleibt ja die Sache gleich:
Du kommst entweder ins Dritte
oder ins Himmelreich.

Literatur am Hakenkreuz-Stammtisch

(Karl Arnold)



„Der Oswald Spengler ist sicher auch ein Jude — bei der Sympathie fürs Morgenland." — „Heinrich Heine kommt als Fremdstämmiger nicht in meinen Bücherschrank!" — „Leid täte es mir um Goethe, er wird neuerdings stark angezweifelt und ist immerhin in Frankfurt geboren —"

Hofe stand, meinte wohl, sie habe ihm zugenickt. Er fragte nicht lange, ob das ein Irrtum sei, und nahm sie schnell.
Als sie nämlich, da es Zeit war, den Stier im Stall kastrierte (sie hatten den Tierarzt dafür sparen wollen), drückte sie der in seinem Schmerz an die schmutzige Wand, riß sein Gehörn los vom Strick und streifte sie damit an der Brust.
Blut war im stinkenden Stall, und die Gstasi lag wie eine, die sich versündigt hat, sterbend im Dreck unter dem entmannten Tier.
Sofort strich die Rosi zerquirlten Eidotter über ihre scheußlichen Wunden, und sie ließ sogar am gleichen Tag noch den Doktor kommen.
Bis er aber kam, hatte die Gstasi ausgeschnauft.

Jetzt mußte die Rosi alle Sonntag allein den Weg in die Kirche vor gehen.
Ihr Gesichtlein, immer noch rund wie eine Butterkugel und seltsam frisch, trug sie dabei mit steifem Genick. Denn sie ehrte das alte, schwarzglänzende Gesteck der reichen Bäuerin.
Sie war nun schon weit über die Vierzig alt. Da man es ihr aber gar nicht so sehr ansah und noch mehr, weil sie den Hof nun ganz allein besaß, kam nach dem Trauerjahr noch einmal ein Hochzeiter zu ihr.
Der Sunleitner hielt um sie an.
Die Rosi wurde rot bis unter die gelben Haarwurzeln; dann machte sie „nein".
„Es geht net!" sagte sie.
„Warum net?" fragte der Sunleitner.
„Weng dö andern", antwortete die Rosi sinnierend.
„Was hast denn?" tat der Sunleitner, „dö san ja gstorbn!"
Die Rosi aber schüttelte leise den Kopf.
Die fröstelnden Anemonen am Hofanger beim Weiher taten es nicht schöner im Frühlingswind.
„No, was mechst denn na ofanga mit deim Sach?" schrie der Sunleitner verärgert und brutal — „was mechst denn na ofanga, sag?"
„I woaß net", sagte die Rosi heiß, wandte sich weg und weinte in ihre ratlosen, schrundigen Hände.

Helden-Ehrung

Von Benedikt

Da man nun endlich den Feme-Mördern
wieder das Licht der Freiheit geschenkt,
ist es selbstverständlich, daß Adolf dran denkt,
sie zu belohnen und zu befördern!

Um ihrer großen Verdienste willen
erstrahlen nun Schulz und Klapproth im Glanz
eines Mitglieds des Nazi-Parteivorstands —:
dulce est, pro patria killen!

Und ersteht dann das Land der Dichter und Denker
strahlend und neu einst als Drittes Reich,
wo Köpfe rollen, so hat man doch gleich
zwei praktisch-erprobte erfahrene Henker — —

Joachim Albrecht Prinz von Preußen,

über den wir in unserer Nr. 32 an Hand einer Mitteilung des „Deutschen Theaterdienstes" eine Glosse unter der Überschrift „Vom Tage" brachten, teilt uns mit, daß die zitierte Notiz den Tatsachen widerspricht und ohne seinen Willen von einem übereifrigen Theateragenten lanciert worden ist. Ein Engagement beim „Cabaret der Komiker" komme für ihn nicht in Frage, und einen angebotenen Vertrag des Londoner „Colosseum" habe er, übrigens nicht aus politischen, sondern rein künstlerischen Gründen, bereits vor zwei Monaten strikt abgelehnt. Er verurteile genau so wie wir „die Geschmacklosigkeit, eine politische Konstellation zu Reklamezwecken zu benutzen".
Wir halten diese sachliche Übereinstimmung, die wir gern auch auf andere Mitglieder des Hauses Hohenzollern ausgedehnt sähen, für erfreulich genug, um unsere Leser zugleich mit der Berichtigung der Tatsachen davon in Kenntnis zu setzen.

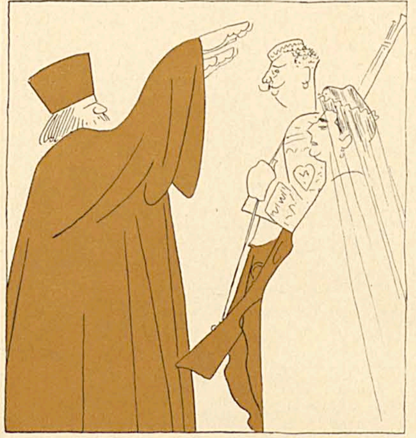
Die Redaktion.

Prinzessin Militza oder Happy end im Hause Mecklenburg

(Olaf Gulbransson)



In ihrer Jugend dem deutschen Volke von Herzen zugetan, jedoch in der Hoffnung — —



dem Ansehen ihrer Dynastie im Auslande mehr zu nützen, entsagte das deutsche Fürstenkind seinem Vaterland,



predigte hinfort ihren Schwarzberglern den heiligen Krieg gegen Deutschland



und wurde dafür in Anerkennung dieser Verdienste aus dem Überflusse des deutschen Volkes entlohnt.

Geschichten aus Österreich

Jenachdemokratie

Ein ausländischer Journalist interviewte neulich den österreichischen Innenminister über die Entwaffnungsaktion gegen den republikanischen Schutzbund.

„Die Regierung konnte nicht anders handeln", versicherte Fürst Starhemberg, „die Entwaffnung der roten Kampfformationen war unbedingt notwendig, schon um der Meinung des Auslandes willen."

Der Reporter aber fragte weiter, ob in diesem Sinne nicht auch eine Entwaffnung der Heimwehren ratsam sei.

„Daran ist gar nicht zu denken!" replizierte der Fürst empört, „schließlich ist Österreich doch ein freier Staat und braucht sich nicht in allem und jedem vom Ausland dreinreden lassen!"

— — — den Gesetzen getreu

Für Wahltage besteht in Österreich ein gesetzliches Alkoholverbot.

Daher wurde der Hilfsarbeiter Pepi Kubelka, als er am Nachmittag des 9. November schwer geladen durch die Favoritenstraße torkelte, sogleich von einem Wachmann hoppgenommen.

„Kummen S' mit aufs Kommissariat", sagte der Ordnungshüter strenge, „Sö ham dös Alkoholverbot übertret'n!"

Der Kubelka aber legte beteuernd die Hand aufs Bierherz und sprach: „Dös is nöt woahr, Herr Wochmann, — hup — dös is wirkli nöt woahr — hup — mei Rausch is nämli — hup — no von gestern!"

Salpeter

Ich erzähle hier keine wohlüberlegte, schöne Geschichte, keine komische, rührende oder schreckliche Sache; ich bin weder ein Novellist noch ein Romanschriftsteller und erhebe keineswegs den Anspruch, ein Literat zu sein. Ich bin ein ehrsamer Mensch, dem ein tragisches Unglück zugestoßen ist, und der sich in einer verzwickten, nahezu mystisch fatalen Situation an seinesgleichen wendet, um einen Rat und wenn möglich Beistand zu erbitten.

Meine Geschichte ist folgende . . .

Ehe ich beginne, noch etwas: Sie müssen genau wissen, mit wem Sie zu tun haben. Ich heiße Peter Allevard und bin dreiunddreißig Jahre alt. Ich bin weder schön noch häßlich, weder braun noch blond, weder groß noch klein. Ich habe die Schule abgesessen wie jeder Durchschnittsmensch. Aber da ich, wenn nicht grade reich so doch wohlhabend bin, fand ich es überflüssig, einen Beruf zu ergreifen. Ich bin also Rentner, weiter nichts. Außerdem Waise und einziges Kind. Ich habe keinen Onkel, keine Tante, keinen Vetter, keine Cousine. Auch keine Frau. Ein Junggeselle, frei von Kopf bis zu Fuß.

Ich wohne in Paris, 40 Rue du Cirque. In einer einfachen Junggesellenwohnung. Ich lebe allein dort, das heißt, nur in der Gesellschaft meines Dieners. So, jetzt habe ich alles gesagt. Sie wissen jetzt von mir soviel wie ich selbst weiß . . .

Jetzt das Abenteuer . . .

Im vergangenen Jahr ging ich an einem Herbstabend auf die Boulevards, zu Fuß; es war schönes Wetter. Durch Zufall stieß ich mit einer hübschen jungen Passantin zusammen. Ich hatte nichts Besseres zu tun und ging ihr nach.

Ich hatte sie an der Ecke der Rue Vignon getroffen; an der Ecke der Rue Scribe entschloß sie sich mir zuzulächeln. Der Abstand von der einen zur anderen Straße mag darüber Aufklärung geben, mit welcher Art Frau ich zu tun hatte: keineswegs mit einer Berufsmäßigen, aber auch nicht durchaus mit einer Dame der Gesellschaft. Ich überredete sie, eine Tasse Tee mit mir zu trinken, und versprach ihr, sie brauche sich für ein längeres Zusammensein nicht verpflichtet zu fühlen. Trotzdem traf ich sie nach diesem ersten Abenteuer bald wieder, und sie klärte mich auch ohne weiteres vollständig über sich auf. Im allgemeinen sind Frauen in einer ähnlichen Situation vorsichtiger oder schüchterner. Sie ließ alle Vorsicht beiseite. Und schon bevor sie mich zum erstenmal besuchte, wußte ich, daß sie die Frau, — die rechtmäßige Frau eines biederen Bürgers war, der in Batignolles, Rue Nollet, wohnte, und daß sie Frau T . . . hieß.

Ich wunderte mich ein wenig über ihre Vertraulichkeit und Kühnheit und hielt es für angebracht, sie dazu zu beglückwünschen. Sie lachte schallend, und ich erinnere mich Wort für Wort an die Antwort, die sie mir gab: „Ach, mein Guter, wenn Sie meinen Mann kennten, würden Sie weder von Kühnheit noch von Vertrauensseligkeit sprechen. Um diesen Mann zu betrügen, gehört nicht mehr Mut, als um diese Tasse Tee zu trinken. Wenn Sie morgen früh persönlich zu ihm gingen, um ihm zu sagen, Sie seien der Geliebte seiner Frau, würde er Sie auslachen und Ihnen nicht glauben . . .“

Herr T . . . war in der Tat — ich überzeugte mich selbst davon — ein Gatte aus der Rasse der taubstummen Blinden. Dieser Unglückliche hatte außerdem noch den entsprechenden Beruf: er war Reisender und von den sieben Tagen der Woche an sechs Tage fort. Wir waren also noch nicht vierzehn Tage zusammen, da hatte ich schon zwei Nächte in der Rue Nollet verbracht. In dem Haushalt gab es außer einer alten Magd, die der Frau T . . . sehr ergeben und allen komplizierten Situationen gewachsen war, kein Personal.

Bis hierher ist alles ganz alltäglich, nicht wahr? Und die Mehrzahl der Menschen hat sicher schon weniger einfache Abenteuer erlebt.

Doch . . . ein bißchen Geduld, bitte!

Diese Geschichte hier spielte sich im vergangenen Herbst, also genau vor einem Jahr, ab. Das Jahr war äußerst friedlich verlaufen. Meine Freundin und ich hatten uns beide aneinander gewöhnt. Und aus der Laune des ersten Zusammentreffens war vielleicht keine Liebe, aber eine wirklich echte Zärtlichkeit erwachsen.

Am vergangenen Samstag nun sah ich auf den Kalender: am kommenden Dienstag sollte sich unser erstes Zusammentreffen jähren, und ich schlug meiner Freundin vor, diesen Tag so schön wie möglich zu feiern.

„Eine ausgezeichnete Idee“, sagte sie. „Wollen wir Dienstag zusammen draußen essen und dann zu mir gehen?“

Zu mir hieß Rue Nollet. Ich nahm den Vorschlag an und fügte noch hinzu: „Wir könnten auch schon vorher zusammen sein, dann hole ich dich am Nachmittag mit dem Wagen ab, und wir fahren spazieren wohin du willst. Dein Mann ist in Poitiers, nicht wahr?“

„Ja, in Poitiers.“

„Schicke mir zur Sicherheit am Dienstag morgen noch einen Rohrpostbrief. Ich hole dich dann zwischen zwei und drei Uhr ab.“

Dienstag um halb zwölf erhalte ich den Rohrpostbrief, der von neun Uhr vierzig gestempelt ist. Ich gebe ihn hier der Übersicht halber wieder:

Herrn Allevard

40 Rue du Cirque

Erwarte Dich mit Ungeduld. Ich wünsche uns einen schönen Tag, Liebling, und bin Deine kleine . . .

Worauf hin ich um Viertel nach zwei strahlend an der bekannten Tür läute.

Im allgemeinen wurde immer innerhalb von vier Sekunden geöffnet. Dieses Mal öffnet man überhaupt nicht.

Erstaunt klingelte ich so laut ich konnte.

Da wurde hinter der Tür ein schwerer Schritt hörbar, und ich hörte, wie ein Riegel langsam zurückgeschoben wurde.

Die Tür öffnete sich ein wenig. Ich sah einen großen Mann mit langem dunklem Bart; er starrte mich an.

Ich hatte so wenig an die Möglichkeit der Rückkehr des Gatten gedacht, daß ich glaubte, mich im Stockwerk getäuscht zu haben.

Und als der Mann mit dem Bart mich ruhig fragte: „Was wünschen Sie?“

Antwortete ich ohne Zögern: „Ist Frau T . . . zu Hause?“

Der Mann nickte mit dem Kopf: „Frau T . . . ist da, aber . . . sie ist tot.“

Und die Tür wurde heftig zugeschlagen und fiel vor meiner Nase ins Schloß.

Das ist die Geschichte, die mir passiert ist.

Geben Sie mir also Ihren Rat, wenn möglich Ihre Hilfe.

Meine Freundin ist tatsächlich tot; ich bin gestern Mittwoch und heute Donnerstag den ganzen Tag um das Haus in der Rue Nollet herumgestrichen. Heute abend wurde der Sarg herausgetragen. Ich habe die Todesurkunde auf dem Standesamt eingesehen.

Wie ist sie gestorben? Das weiß ich nicht. Soll ich versuchen, die Wahrheit zu erfahren? Soll ich die Justiz auf diesen immerhin merkwürdigen Tod aufmerksam machen? Oder soll ich sie, die doch nie wieder aus ihrem fürchterlichen Schlaf zum Leben zurückkehrt, ruhen lassen, damit die Erinnerung an sie nicht beschmutzt wird, wenn ich rede?

Was soll ich tun, was täten Sie an meiner Stelle??

(Einzig autorisierte Übersetzung von Lissy Radermacher)

Morgenandacht (M. Frischmann)

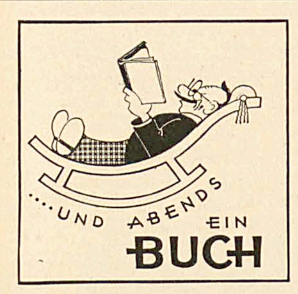


„Abends kann eenen die Welt ja sowieso — — —, aber wennse eenen schon morjens *kann, denn kannse eenen ooch bis zum Abend!“*

Notiz: Der 7. Band des „Großen Brockhaus“, des größten modernen volkstümlichen Nachschlagewerks in deutscher Sprache, wird — wie wir erfahren — noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen. Diese Nachricht wird für die zahlreichen Bezieher des Werkes, das seine Unentbehrlichkeit für den modernen Menschen bereits mit den schon erschienenen sechs Bänden bewiesen hat, sicher von Interesse sein, denn sie zeigt, daß das vom Verlag angekündigte schnelle Erscheinungstempo gewissenhaft eingehalten wird.







Ein lieber Gast *(Schäfer-Ast)*

Gute Stunde

Manchmal hat man eine gute Stunde,
ohne daß man alkoholdurchfeuchtet ist.
Manchmal schenkt sich einem armen Hunde,
dessen Dasein sonst durch nichts erleuchtet ist,
nicht viel mehr als das Gefühl: zu sein!
So: bis in die Fingerspitzen Blutschlag spüren.
So: vor einem Spiegel stehen und allein
mit dem Mensch im Glase gute Reden führen.
Denn man ist zu leben lebenslang verdammt.
Man gewinnt viel mehr, als man verliert.
Wer im Schlamme stecken bleibt, verschlammt!
Und gestorben ist, wer resigniert!

Alfred Pabst

Dreigroschenoper in Ulmer Fassung

In Ulm bereitet das Stadttheater, nachdem es bis jetzt angesichts der schwäbischen Hochburg der Nationalsozialisten eine Aufführung immer hinausgeschoben hatte, die „Dreigroschenoper" vor.
Aber der Blick auf die Braunhemden und ihre Stinkbomben hat den Intendanten Dietrich doch veranlaßt, den Text einer dramaturgischen Korrektion zu unterziehen, bei der es ohne liebenswürdige Eingriffe in das Villon-Brechtsche Vokabularium nicht abgegangen ist.
In den den Schauspielern übergebenen Rollenbüchern heißt es unter anderem nunmehr:
Peachum: „Meine Tochter ist nur ein Haufen Sinnlichkeit" = „meine Tochter hat viel Temperament".
„Die Ehe, sone Schweinerei" = „die Ehe, das ist sone Sache".
„Sauhund" = „Schweinehund".
„Menscher und Huren" werden zu „Weibern", der „Balg" zu einem „Kinde".
Das „Bordell, das unser Haushalt war", verwandelt sich in ein „Hotel" oder einen „Salon".
„Schlampe" = „Herzchen".
„Ungeheuer" = „Scheusal".
„Röcke heben" gibt es bei Herrn Dietrich nicht, bei ihm hebt man statt dessen die — Schultern. Das ist auch der Ulmer Ausdruck für Brüste zeigen.
Macheath sagt: „Ich bin gerade bei den Schändungen", Dietrich sagt: „Ich bin gerade bei dem Schönsten". (Aber Herr Intendant!)
„Dreckkübel von Köpfen" = „dreckige Visagen".
„Mit jemandem schlafen" = „mit ihm wohnen".
„Die Lumpen, Huren, Hurentreiber" = „die Strolche und die schlechten Weiber".
„Abtrittsweiber" gibt es in Ulm auch nicht, die nennt man dort —: „Hintertreiber".
„Gereinigter" Brecht, so wird man das nennen. Die Ulmer sind ja auch dafür bekannt, daß sie den schwäbischen Gruß nie anwenden!

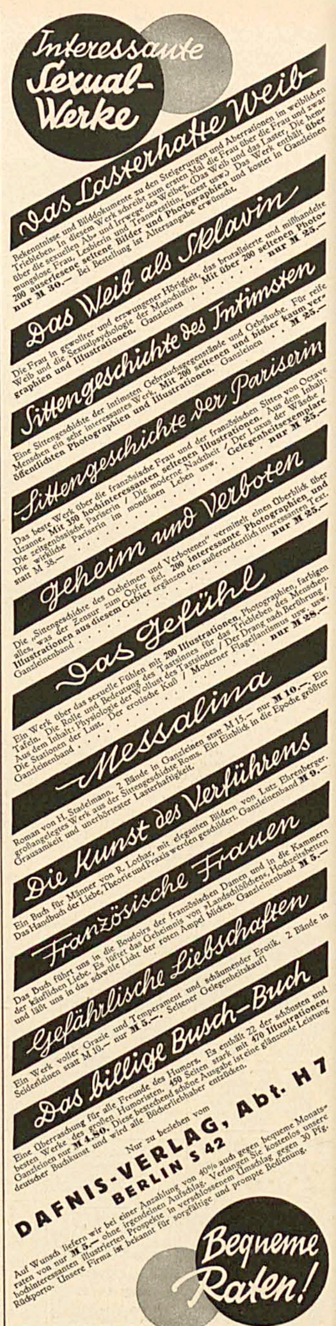
H. F

Lieber Simplicissimus!

Der kleine vierjährige Moritz ist mit seinen Eltern bei einer Familie eingeladen. Er trifft dort seinen gleichaltrigen Freund Karl, mit dem er spielt.
Moritz fragt Karl: „Was ist denn dein Vater?" — Antwort: „Regierungsrat." — Nun fragt Karl Moritz: „Was ist d e i n Vater?" — „Mein Vater ist Rechtsanwalt."
„Ja, Moritz, was ist denn Rechtsanwalt?"
„Ja, das ist sehr einfach. Mein Vater geht morgens aufs Büro; es klopft an die Türe, ein Herr kommt herein, legt einen Hundertmarkschein auf den Tisch, und dann sagt mein Vater: ‚Sie sind unschuldig.'"

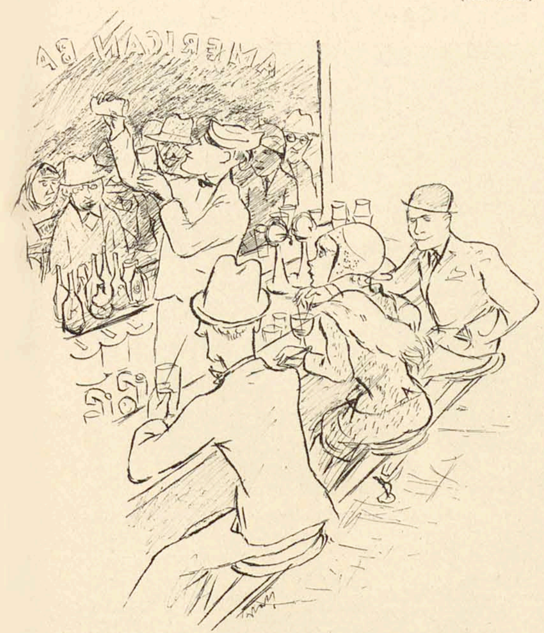
•

In eine große Buchhandlung tritt eine ältere Kundin mit der Frage: „Ach — bitte — was kostet das Billigste von Nietzsche?"
Der Verkäufer schlägt im Verzeichnis nach und antwortet: „Menschliches, Allzumenschliches kostet M 4,50."
Erschrocken die Antwort: „Ach nein, dann schenke ich lieber eine Tafel Schokolade!"



Demonstration

(Kurt Werth)



„Jleich noch 'nen Cobler, Mixer, det Volk will für die Besserung seines Lebenshaltungsindex ooch sichtbare Beweise haben!"

Deprimierte Stimmung der Stenotypistin einer Artistenagentur

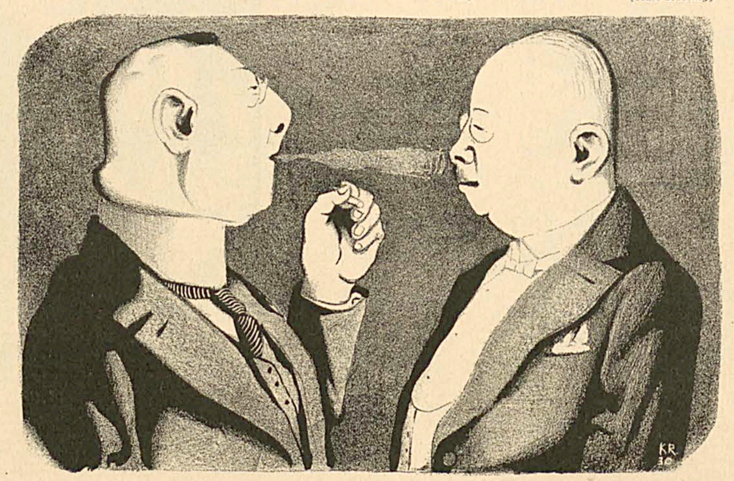
Von Steffy Landt

'eden Tag und alle Tage Briefe und Berichte und Verträge.
'erträge von großen Leuten mit großen Namen und auf wunderbar und unglaublich große Beträge.
'ie beiden Amerikaner zum Beispiel, der eine klein und mager und der andere (er ist ja viel netter) groß und stark,
'erdienen täglich (ohne Nachmittagsvorstellung und ohne Abzüge für die Provision) 450 Mark.
'ber dafür haben sie ja auch den Namen.
'ch müßte, um dieses Geld zu verdienen, viele, viele — wie viele Tage? —
'itzen und arbeiten. Und wenn ich einen von diesen wirklich netten Amerikanern frage,
'arum das so ist, dann sagen sie, es wäre sehr gefährlich, was sie tun, und es ginge täglich um ihr Leben,
'nd sie wären eigentlich schlecht bezahlt, man müßte ihnen das Doppelte und Dreifache geben,
'enn wie leicht fliegt einmal etwas auf den Kopf und was dann?
'a — was dann?
'ber bitte, sehen Sie mich doch einmal an!
'ir fliegt doch alles auf den Kopf. Jeder Vertrag. Jeder Brief.
'nd jeder unvorhergesehene — ach so falsche — Dativ,
'en meine gehorsame Hand stenographisch festlegt und notiert,
'ährend mein mechanisch ungehorsamer Kopf ihn mit einem dumpfen „J'accuse" in den Akkusativ transponiert.
'anchmal muß ich an meinen Freund Stephan denken, der in der Früh', wenn er sich rasiert,
'ber Sprachfeinheiten nachdenkt, mit einem Gehirn, das so scharf ist wie sein Rasiermesser.
'um Beispiel denkt er: sagt man tröstend oder tröstlich? Und: wär's nicht doch besser?
'ein Chef (der mit dem Dativ) müßte sich stundenlang rasieren,
'm mit seinem Gehirn, das so stumpf ist wie die Klingen,
'o man sagt: „Nein, das geht wirklich nicht mehr",
'er Sprache das geringste abzuringen.
'ber ich glaube, er geht zum Friseur.
'ch arbeite und habe mein Einkommen. Wie alle Leute.
'o ist das Leben. Übrigens bin ich nicht immer so schlecht gelaunt wie heute.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der weise Chef

(Karl Rössing)



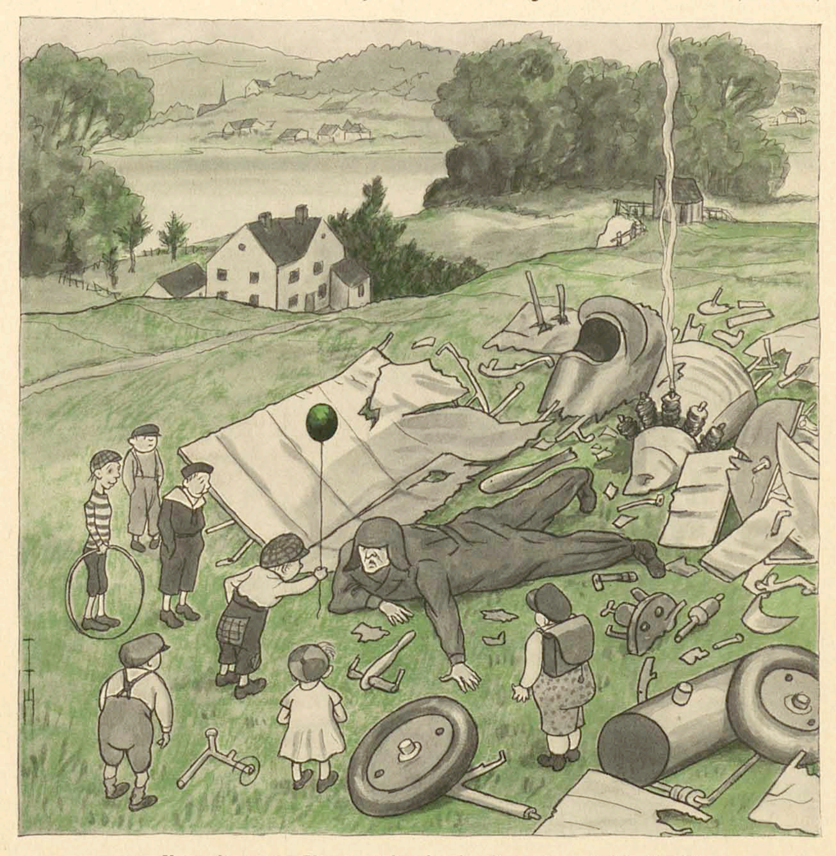
„Sehnse, wir haben die Preise grade noch rechtzeitig um 20% erhöht, damit wir sie nun zum Beweis unserer sozialen Gesinnung um 1,5% senken können!"

Boxerinnen / Von Maré Stahl

Faltin geht ins Kabarett. Er gibt dort Geld aus und ist berechtigt, dafür Amüsement in Empfang zu nehmen.
Faltin ist kein Einfaltspinsel, er geht nicht aus, um sich anzuregen, er geht auch nicht aus, um Studien zu machen, wie es gewisse Menschen tun, die eine Entschuldigung für ihre Ausschweifung brauchen. Er geht lediglich aus, um sich zu amüsieren.
Ein Kabarett ist ein kleines Theaterchen, ein Kurztheaterchen sozusagen, wo statt langer seriöser Theaterstücke heitere Sächelchen vorgeführt werden. Es ist ein Ort, wo man sich bemüht, vergnügt zu sein, dazu sind Leute engagiert, die ihre Hand-, Mund- und Fußfertigkeiten zeigen.
Faltin absolviert alle vierzehn Tage gewissenhaft jedes neue Programm und steht darum mit einem Bein in der großen Welt, er ist über alle Stars informiert, angefangen von den Three Kribble-Bibbles, die ganz große Kanonen sind, bis zu Pipse-Mipsi, die eine kleine Spitzentänzerin ist, half cast und semmelgelb.
Dieses Mal sind es Boxerinnen. Sie heißen Marylou, Maud, Sylvia, Carmen und Grita, eine heißt sogar Fennimore.
Ein Kabarett ist eben ein Kabarett. Faltin würde es bestimmt nicht mit ansehen können, wenn auf der Straße zwei Damen aufeinander losgingen und sich mit den Fäusten vor den Magen und gegen das Kinn stießen, das wäre auch ganz und gar unpassend. Er würde dazwischen treten und sagen: „Aber meine Damen —" und tapfer jeden Fausthieb auffangen, denn so schickt es sich für einen Mann. Aber im Kabarett ist das ganz etwas anderes!
Alle sechs Boxerinnen haben ganz kurze Höschen an, die über eine Bluse gezogen werden, die die Arme frei läßt. An Stoff ist möglichst gespart, damit man sich über die Körperlichkeit der Damen informieren kann.
Damen-Boxkämpfe sind sehr interessant; wenn es schon ein Fest ist, einen Boxkampf zwischen Männern anzusehen, bei denen Hiebe auf pralles Fleisch klatschen, so ist es selbstverständlich viel pikanter, Frauen sich prügeln zu sehen, es ist ein ganz eigener Reiz, nur Damen-Ringkämpfe sind noch aufpeitschender oder Ringkämpfe zwischen verschiedenen Geschlechtern, aber die sind leider nicht mehr Mode.
Faltin ist in seinem Element. Er ist vorher in der Garderobe gewesen und hat sich aus rein sportlichem Interesse von der guten Form der Champions überzeugt. Er ist Feuer und Flamme für die Sache und verspricht für Betrieb zu sorgen.
Er ergreift dann auch einen Teller, als der Conférencier den ersten Boxkampf zwischen Fennimore und Maud ankündigt, und sammelt zwanzig Mark zu einem Preis.
Sowohl Maud als Fennimore werden davon sehr angestachelt, denn Fennimore hat eben in der Garderobe einen Brief bekommen, in dem ihre kleine Schwester die baldige Geburt eines Babys mitteilt, das sie sich irgendwo auf einem Schützenfest hat andrehen lassen. Und sie ist ganz ohne Geld. Maud, die in Wirklichkeit Mathilde heißt, hat zwar nicht so selbstlose Zwecke, ist aber sehr in Schulden durch ein verunglücktes Liebesabenteuer und könnte sehr wohl die zwanzig Mark für ihre Miete brauchen.
Es entspricht also durchaus dem Wunsche des Publikums, als die beiden tüchtig rangehen und aufeinander losdreschen, daß Haare und Fetzen fliegen. Maud ist sichtlich im Vorteil, weil sie für sich selbst kämpft, was nach aller Erfahrung immer das beste sein soll. Sie siegt auch, nachdem Fennimore zweimal zu Boden geschlagen worden ist und beim dritten Mal nicht zur Zeit aufstehen kann, weil der Schlag zu tief sitzt, ein Nierenschlag geradezu; man schleift sie ab; die kleine Schwester wird warten müssen.
Faltin seufzt: „Ach Gott, das Volk ist doch so roh!" und wischt sich die Lachtränen aus den Augen. Dann wandert er wieder mit dem Teller umher, um einen Preis für das nächste Paar zusammenzubringen.
Das Publikum amüsiert sich köstlich. Der Direktor ärgert sich einen Augenblick, daß es niemals Conférenciers von der Fixigkeit Faltins gibt, die ihr Handwerk mit Vergnügen tun, sondern nur Hanswurste, wie den da oben, den er gerade engagiert hat. Aber so ist das Leben, sinnlos und roh. Dann beschließt er die Boxerinnen zu prolongieren.
Marylou kämpft gegen Sylvia und siegt, Carmen gegen Grita, und Grita geht als Siegerin hervor; beide gewinnen zwanzig Mark und sind sehr glücklich, wenn auch Grita wahrscheinlich das Geld anwenden muß, um ihr Auge ärztlich behandeln zu lassen, das Carmen mit einem blauen Rand verziert hat. Vielleicht tut es aber auch essigsaure Tonerde.
Faltin hat sich heute köstlich amüsiert; er beschließt, für die Boxerinnen Sekt auszugeben, und alle kommen in bunten Bademänteln hinuntergehüpft, in denen sie wie kleine Japanerinnen aussehen. Nur Fennimore kommt nicht.
Plötzlich steht der Conférencier auf der Bühne.
Er verbeugt sich und bittet um einige Sekunden Aufmerksamkeit, wie diese Leute es immer zu tun pflegen. Alles hört bereitwillig zu in Erwartung einer neuen Nummer.
„Meine Damen und Herren", sagt der Conférencier, „würden Sie vielleicht die Barmherzigkeit haben, auf diesen Teller einige Spenden zu legen, unsere beste Boxerin, Fräulein Fennimore, ist infolge eines Nierenschlages schwer erkrankt, sie ist gänzlich ohne Mittel. Sie tun ein gutes Werk, meine Herrschaften."
Eisiges Schweigen schlägt ihm entgegen.
Er hat die Absicht, sich mit dem Teller ins Publikum zu begeben, aber aus einer Vorhangfalte zischt ihn der Direktor an. Verwirrt kehrt er um.
Das Publikum fängt an zu murmeln. „Wir sind doch kein Wohltätigkeitsverein, oder eine Lebensversicherung." — „Trottel", schimpft der eine, „Idiot!" ein anderer. „Fennimore?" fragt ein dritter, „das ist doch die vom ersten Paar. Setz dich", schreit er dem Conférencier entgegen, „ist ja schon gar nicht mehr aktuell!"
Der Conférencier verschwindet hinter dem Vorhang. „Sie sind entlassen", knirscht der Direktor.
Faltin erhebt sich gekränkt. „Daß doch immer ein Karnickel die Stimmung verderben muß; der ganze Sekt ist mir verekelt."
Marylou, Maud, Carmen, Grita und Sylvia hängen sich an seine Arme. „Aber Herr Faltin, — Onkelchen, — Putzi, sei doch wieder gut."
Er läßt sich zurückhalten.
Er hebt sein Glas: „Prost, Kinder, denken wir nicht mehr an die Geschichte."
Und dann lehnt er sich zurück, je einen Arm um Maud und Grita geschlagen, und sagt seinen Lieblingsspruch: „Ach Gott, das Volk ist ja so roh!"

Seid hilfreich und gut!

(Th. Th. Heine)



„Hier, du armer Flieger, ich schenke dir meinen Luftballon!"

Lieber Simplicissimus!

Einer der Angestellten des Bankiers Fürstenberg ging hin und ließ sich taufen.
Am nächsten Tage diktierte ihm Fürstenberg einen Brief.
Der Brief wimmelte von Tippfehlern.
„Kohen soll reinkommen!" knurrte Fürstenberg.
Kohen kam rein.
„Kohen, was haben Sie da für einen Bockmist zusammengeschrieben. Wimmelt ja von Fehlern!"
Mit diesen Worten riß er den Brief in kleine Stücke, die er in den Papierkorb warf, wobei er die klassischen Worte hinzufügte: „Vierundzwanzig Stunden e' Goi und schon e' Chammer!"

•

Als sich die Tschechen Anno 1918 selbständig machten, gingen sie sofort daran, die deutschen Straßennamen ins tschechische zu übersetzen. Das waren sie ihrem Nationalstolz schuldig.
Wie sach- und sprachkundig diese Umbenennungen vorgenommen wurden, mag ein kleines Beispiel beweisen:
Da hatte es in Brünn — will sagen: Brno — ein Gäßchen gegeben, das Quergasse hieß. Und wie — glauben Sie — heißt das Gäßchen nun seit zwölf Jahren? Flintova ulice! (Gewehrgasse.)
Die Sache ist übrigens wortwörtlich wahr.

•

In dem mir hier vorgelegten Mietvertrag entzückte mich in der die intimeren Angelegenheiten behandelnden Hausordnung der Anfang des vierten Absatzes. Er lautet:
„Das Klosett bedarf nach dem Gebrauche, abgesehen vom Anstandsgefühle, der sorgfältigen Wasserspülung . . ."

Zeitgemäße Betrachtungen

Die Tragikomödie vieler Menschen besteht darin, daß sie mehr Geld ausgeben möchten, als sie besitzen, die Tragödie der meisten Menschen aber ist die, daß sie weniger Geld besitzen, als sie eigentlich ausgeben müßten, um sich überhaupt als Menschen fühlen zu können.

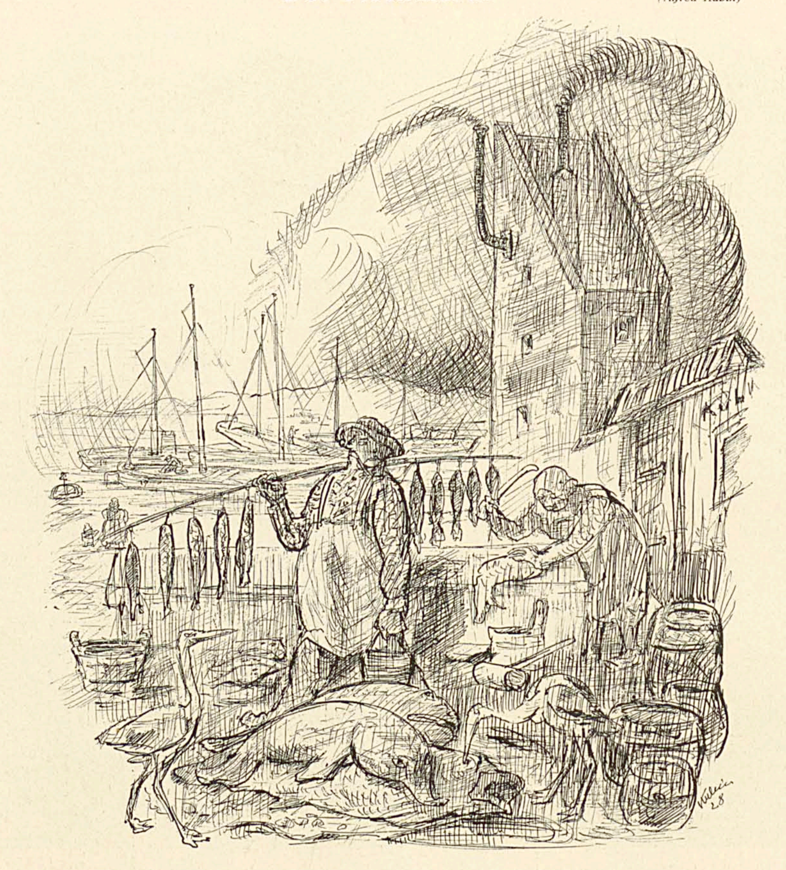
•

Zwischen Absolutismus und Demokratie scheint in der Praxis nur ein rein formaler Unterschied zu bestehen, insofern nämlich, als im ersteren Fall die Regierung machen kann, was sie will, da das Volk nichts zu wollen hat, im letzteren Fall das Volk zwar wollen kann, was ihm beliebt, die Regierung aber trotzdem macht, was sie will.

Max Hattemer

Der Fischmarkt

(Alfred Kubin)



Miß Uptoncraft wird Diamond retten / Von Trim

In Portofino traf ich sie wieder. Sie will über den Winter an der Riviera bleiben. Wir saßen in dem niedlichen Hafen vorm Café, die Fischerkutter mit den braunen Segeln vor uns; brüllende Kinder spielten Mora; hoch oben über dem Castello, das einst der berühmte Dichter Emil Ludwig bewohnte, machte sich die Sonne verdient. Miß Uptoncraft war glücklich, mit eigenen Augen das Schloß des Lincoln-Biographen lorgnettieren zu dürfen.

Ich erinnerte mich ihrer in Mailand betätigten Neigung, Ethos abzugeben, und beschloß, vorsichtig zu sein. Mein Bedarf war für längere Zeit gedeckt; ich wünschte im Gegenteil, sie zur Abwechslung mal ein bißchen im Kreise zu führen; sie hatte es reichlich um mich verdient. Ich hatte die großen deutschen Zeitungen seit Wochen von spaltenlangen Kabeltelegrammen über die Affären des New Yorker Verbrecherkönigs Jack Diamond überschäumen sehen; ich hatte keinen Grund, das atemlose Interesse meiner Heimat am Smoking wie an der Geliebten des Alkoholschmugglers von mir fern zu halten; Miß Uptoncraft sollte einmal wirklichen Grund haben, ihr liebenswürdiges Zahnarrangement zu fletschen.

Ich begann, als ob es sich von selbst verstehe, die Angelegenheit des großen Jack vor ihr auszubreiten. Erst stutzte sie und schien sprungbereit — wenn nicht alles zu leugnen, so doch die grundfalsche deutsche Einstellung festzunageln; aber als sie das sichere Gefühl hatte, daß ich nicht mit überheblicher Kritik anspringen wollte, ging sie mit fast entwaffnender Bereitwilligkeit in die Falle.

Jack Diamond — oh! ein böser Mann, gewiß — aber welch hundertprozentige Energie! Ein Irregeleiteter — ohne Zweifel! (Hier begann ihre Stimme leicht zu vibrieren; die Prominente der Christian Science war auf dem Posten.) Ein Scheusal vielleicht — aber ein Mann, welch ein Mann! (Miß Uptoncrafts verblichener Bräutigam war, ebenso wie Jack, magenleidend, doch irgendwie knapp fünfundzwanzigprozentig gewesen.)

Ein kranker Mensch, verfolgt von aller Welt, hatte Jack immerhin einige Hunderttausend gemacht; man sprach von Millionen — wer konnte wissen!

Hier sah sie mit weitgeöffneten blauen Augen abwesend übers Wasser; ich beglückwünschte mich, ihre Träumerei durch die Frage unterbrechen zu können: „Und Marion Roberts — das Schätzchen, das Ziegfeld Girl?!“

Ein Natternbiß hätte die Miß nicht jäher emporschnellen lassen, Feuer sprühte aus ihren Vergißmeinnichts, erbittert fauchte sie: „Das Scheusal ist schuld! Immer diese Girls! Immer diese schamlosen Weiber, die kühne Männer ins Verderben bringen — oh, wenn ich so ein Weib in die Finger bekäme —!“

Ich freute mich königlich, Miß Uptoncraft

so munter zu sehn; ein Mustang mit einem glühenden Schwamm unterm Schwanz hätte nicht stürmischer losgehen können als Miß Uptoncraft mit ihrer im tiefsten aufgewühlten jungfräulichen Frömmigkeit. Es fehlte nun nicht viel zu einer Gloriole über Jack Diamonds sündigem Haupt; Miß Uptoncraft war im Zuge, ihre verklemmten Altenmädcheninstinkte wollten dem großen Sünder gierig an den Leib; ich schlürfte den Moment wie einen eisgekühlten Drink.
Aber übermütig, wie man auf der Höhe des Triumphes nur zu leicht ist, mußte mich der Teufel reiten, unverhüllt zu grinsen und obendrein die ironische Bemerkung hinzulegen: „Wirklich eine Angelegenheit, die unsere Blätter ihren Lesern auch im geringsten Detail nicht vorenthalten durften!"
Da erwachte die Löwin und sah mich an, daß ich erbebte: „Hundertmal lieber möchte ich Jack Diamond bekehren als Sie!"
Päng! hatte ich meinen Tatzenhieb weg.
„Aber teuerste Miß", sagte ich, „was ist Ihnen denn — kommen Sie zu sich."
Was tut eine Miß, wenn man ihr nicht unbedingt beipflichtet? Sie schluchzt. Miß Uptoncraft schluchzte genau so lange, bis ich — innerlich aufheulend vor Vergnügen — zugab, daß mein Benehmen gegen eine Lady nicht das eines Gentlemans gewesen sei. Dann belehrte sie mich, daß wir alle diese amerikanischen Angelegenheiten schief sehen, total schief, und daß wir, wenn wir Jack Diamonds Glanz und Elend in unsern Zeitungen ausbeuten, dies nur zu dem einen Zweck tun: Amerika in ein falsches Licht zu rücken, damit wir heuchlerisch sagen können, ein Land, in dem solches geschieht, könne unmöglich großzügig an uns handeln.
Hier war nun ich wieder so klein und häßlich, daß ich — schon im Hinblick auf den drohenden neuen Tränenstrom — nichts Besseres tun konnte, als mich ihr angenehm zu erweisen.
Und so regte ich, indem ich nach Emil Ludwigs von der Sonne geküßtem Felsenschloß zeigte, bei Miß Uptoncraft an, den berühmten Biographen für eine Darstellung des bekehrungswürdigen Jack Diamond zu interessieren — was sie begeistert und versöhnt in Aussicht stellte.

November

Scheinbar kahl sind jetzt die Äste.
Doch wer schärfer blickt,
findet da und dorten Reste,
wert, daß man dran pickt.

Auf dem Ahorn beispielsweise
hängen Schötchen noch,
und erfahrne Eichkatzgreise
schätzen diese hoch.

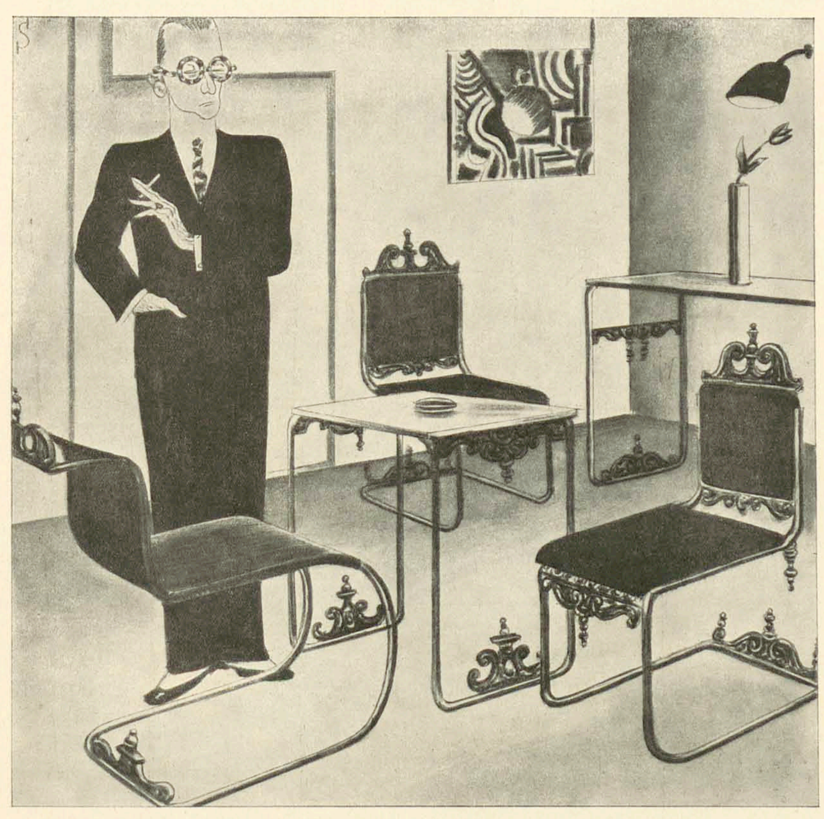
Auch dem Gimpel, bauchgerötet,
sind sie nicht Tabu.
Gerne wirkt er hier und flötet
seinen Damen zu.

Nur wir Menschen auf der Gasse
ziehn belämmert hin.
Schoten gibt's da zwar in Masse,
— aber mit nichts drin.

Dr. Owlglaß

Zeitgemäße Umwandlung

(Erich Schilling)



„Taille, Busen, Schleppenkleider — der Geschmack der achtziger Jahre kehrt wieder. Ich klebe jetzt Renaissance-Ornamente an meine Bauhausmöbel!"

Der abgebaute Münchner Reichsgesandte (E. Thöny)



Herr von Haniel, dessen diplomatischem Geschick es bekanntlich bisher gelungen war, Bayern als letzte Kolonie dem Reiche zu erhalten, benutzt seine unfreiwillige Muße zur Abfassung eines Memoirenwerkes unter dem Titel „Zehn Jahre unter den wilden Bayern".

Stuttgart, 1. Dezember 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 36

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

ABRÜSTUNG



DA KEIN STAAT SICH ENTSCHLIESSEN KANN MIT DER ABRÜSTUNG ZU BEGINNEN — WIRD DAS TIERREICH MIT GUTEM BEISPIEL VORANGEHEN

Preissenkung / Von Ratatöskr

Da seht nur die Regierung an,
was die nicht alles machen kann:
Brot und Fleisch und Millich
werden plötzlich billich.
Halleluja!

Der andre Viktualbereich
benimmt sich ähnlich oder gleich.
Ja die Preise stürzen
selbst bei Suppenwürzen.
Halleluja!

Man fragt mit frohbewegtem Sinn:
Eiei, wo will denn das noch hin?
Soll nach langem Knicken
ich im Geld ersticken?
Halleluja!

— Kalt Blut und guck mal näher her:
die Münze hat auch ein Revers.
Dich nicht zu verwöhnen,
zwackt man an den Löhnen . . .
I, da soll doch gleich — !

Das wär' ja, wenn ich recht versteh',
gesprungen wie gehupft — ojeh!
Eine Art Schimäre
und „Als ob"-Affäre . . .
Hilf, Hitler, hilf!

Der militaristische Parkwächter / Von Joachim Schwarz

Für ihn waren die Parkvorschriften heilig wie Armeebefehle. Den Wächterstock als Gewehrersatz im Arm haltend, ging er drohend auf und ab. Bälle, die über den Rasen rollten, wurden zum Feind. „Wer da?" schrie er innerlich und legte an. Ein Maschinengewehrfeuer von derbem Geschimpf traf die Verantwortlichen. Manchmal ertappte er Gegnerpatrouillen aus Stullenpapier, die sich dem Gelände anpaßten. Erbarmungslos stach er sie nieder. Es gab kein Pardon. Häufig auch gingen spielende Kinder zum Generalangriff über, indem sie ihn lachend umringten und an den Gitterketten turnten. Das waren seine höchsten Augenblicke. Er steigerte sich mit Zornaugen und schwellender Ader, er führte große Befehlshabergesten aus und ließ den Stock wütend durch die Luft schwingen wie einen Säbel beim Kavallerieangriff. Langsam und höhnend zog sich der Feind in die alten Stellungen zurück. Betrunkene allerdings, die wie amerikanische Tanks heranrollten und jede Parkordnung mörderisch unter sich begruben, machten Verstärkung notwendig. Oft genug hatte er die Hilfe des benachbarten Polizisten in Anspruch genommen.

Eines stillen Sommervormittags, als der Kampf ruhte und nur Kinderwägen und beschauliche Greise ihre Stellungen bezogen hatten, tauchte plötzlich in militärischer Tracht ein Mann auf, der mit großartigem Ausdruck den rechten Arm hob und winkte. Genau so standen die Generäle in den Bildern, wenn sie von einer Anhöhe aus den Fortgang der Schlacht beobachteten. Der Parkwächter riß sich zusammen und marschierte hin. Er stellte sich stramm auf, die Hand militärisch am Mützenschirm und mit mächtig zusammenschlagenden Stiefelabsätzen.

„Guten Morgen, Jungens", sagte der General freundlich mit lässigem Gruß. „Nehmen Sie bequeme Haltung an. Auch ein Soldat, was?"

„Zu Befehl, Exzellenz", murmelte der selige Parkwächter. „Habe 1914/18 meine Pflicht getan." Der General stellte einen Fuß vor und spielte mit den Handschuhen. Er war die Leutseligkeit in Person.

„1914/18? Ah, warten Sie, ich besinne mich. Wie war doch Ihr Name?" Der graue Seehundsbart des Wächters zitterte vor Glück. Ganz rot wurde er wie ein Backfisch und zeigte Tränen im treuen Hundeblick.

„Zu viel Güte, Exzellenz. Zu viel Ehre für einen einfachen Soldaten. Ich habe nur meine Pflicht getan. Schulze ist mein Name, wenn Sie sich erinnern sollten."

„Doch", sagte der General großartig. „Ich besinne mich. Der Name ist mir irgendwie geläufig. Lüttich, Tannenberg, Verdun und Brest-Litowsk. Irgendwo war es, wo man lobend Ihren Namen nannte." Er führte zwei Finger elegant zur Schläfe und senkte nachdenkend das Haupt. „Schulze, Schulze. Ah, jetzt erinnere ich mich. Sie haben einmal Ihrem Hauptmann den eigenen Helm angeboten. Es half zwar nichts, denn der arme Kerl fiel. Ja, das war Schulze. Ein unvergeßlicher Name." Jetzt gehen alle Träume in Erfüllung, dachte der Parkwächter. Ich werde eine Gehaltsstufe höher rücken.

„So eilt die Zeit", seufzte er daher überglücklich. „Jetzt bin ich Parkwächter geworden." Aber der General wurde ernst.

„Ich bin nicht hergekommen, um zu plaudern. Stehen Sie bitte stramm, wenn ein Vorgesetzter mit Ihnen spricht. Meine Ordonnanzen werden gleich folgen mit dem Scherenfernrohr. Es handelt sich um Geländeverschiebungen, Truppenokkupationen, Reservefassung und Munitionsnachschub. Sie werden verstehen. Die Situation erfordert rasches Handeln. Man wird mit leichtem Gepäck und Handgranaten ausschwärmen müssen." Ein kleiner Mann kann nicht ohne weiteres folgen, wenn ein General spricht, dachte der Parkwächter. Exzellenz spielte lässig mit seinen Handschuhen. „Sie werden verstehen. Der Feind hat das Karree der Stellung sieben besetzt. Wir haben durch Flieger feststellen lassen, mit welchen Typen er bestückt ist. Es sind durchweg üble Typen. Ich habe telephonisch eine Gaskompanie verlangt. Machen Sie sich gefaßt auf einen stürmischen Tag." Nun, die Sonne schien, und aus einem Kinderwagen kam friedliches Plärren. Der Parkwächter machte ein verdutztes Gesicht.

„Zu Befehl", murmelte er bescheiden.

„Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden", sagte der General und war weicher geworden. Er holte ein Notizbuch aus der Tasche. „Man wird sich Ihren Namen merken müssen. Solche Leute gibt es viel zu wenig. Bei der nächsten Besprechung werde ich Sie in Vorschlag bringen. Wie hießen Sie doch?"

„Schulze", antwortete der Parkwächter stolz. Es war etwas Herrliches um den Soldatenstand.

„Ah, Schulze? Der Name kommt mir bekannt vor. Haben Sie mich nicht bei Ypern aus dem feindlichen Kugelregen getragen? So was ist unvergeßlich."

„Exzellenz, ich bin nur ein einfacher Soldat. Aber wenn das Vaterland ruft, dann kenne ich meine Pflicht." Diese Sprache hatte der Parkwächter aus den Romanen von Rudolf Herzog gelernt. Er wußte, daß es eine wirkungsvolle Sprache war. Indessen machte der General Notizen in sein Büchlein und steckte es mit knapper Bewegung wieder ein.

„Ja, Geländeverschiebungen. Ich brauche Ihren Park. Leider muß ich die Anlagen requirieren. Der Krieg hat eben seine besonderen Gesetze. Zeigen Sie Zivilcourage, Mann." Er klopfte dem Parkwächter herzhaft und jovial auf die Schulter. Einige Leute hatten sich angesammelt. Trotzdem wagte der Wächter zaghaften Einspruch.

„Exzellenz, verzeihen Sie einem armen Untergebenen. Aber ich habe meine Parkordnung. Ich muß die Parkordnung schützen. Sie wissen, was es heißt: Eiserne Pflicht." Der General lockerte lächelnd die Haltung und wurde scharmant wie in der Anekdote. Denn es war ein echter General.

„Das weiß ich sehr wohl, lieber Freund." Er nickte langsam und bedeutungsvoll. „Eiserne Pflicht. Wenig Menschen wird es geben, die diesen Begriff so genau kennen wie ich. Aber auch das Eisen hat verschiedene Qualitäten, und es gibt Scheinpflichten. Begreifen Sie? Allen Zivilbehörden ist Ihr General übergeordnet, merken Sie sich das. Und ich muß leider von meinem Kommandorecht Gebrauch machen." Großartig richtete er sich auf und ließ die Falkenaugen über Publikum und Parkpanorama gleiten. Seine Stimme war fest geworden, daß eine ganze Armee dieser Suggestion verfallen wäre. „Ich erkläre hiermit den Park für requiriert. Platz für meine Ordonnanzen." Er hörte es nicht mehr, daß der zitternde Parkwächter sein „Zu Befehl!" murmelte. Mit festem, etwas steifem Gang schritt er durch die ehrfürchtig ausweichenden Zuschauer und blieb schön wie ein Denkmal in der Rasenmitte stehen. Noch einmal ließ er den Adlerblick in die Ferne schweifen.

Dann verrichtete er plötzlich seine lustige, hell sprudelnde Notdurft.

Aber zwei Polizisten waren auf die Menschenansammlung aufmerksam geworden. Kaum hatten sie sich nach vorn gedrängt, als der General ihrer ansichtig wurde. Und schon verzichtete er auf seine schöne Denkmalshaltung und stürzte tobend ins Unglück.

„Der Feind", schrie er. „Kriege ich dich endlich? Diesmal sollst du mir nicht entwischen." Sein Strampeln half ihm nichts. Die Polizisten schleiften ihn in ein Auto und fuhren mit der seltsamen Beute davon.

Drei Tage später reichte der völlig zusammengebrochene Parkwächter sein Pensionierungsgesuch ein.

Helf Gott!

Von Peter Scher

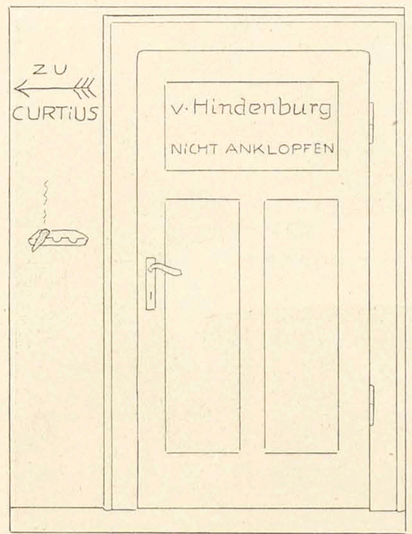
Ich sing den Ton, den stolzen Ton:
Was können Wir wie kein Land auf der Welt?
Organisation!
Das Baby, das schreit, das Hündchen, das bellt,
das Auge, das Ohr, der Bauch, der Popo,
der Hitler und der kleine Cohn,
sie alle bekunden und rühmen es froh —
Juchhei und juchho — :
Wir haben die deutsche Organisation!

Doch wenn's um Kopf und Kragen geht,
wenn jeder schon spürt: ob's morgen wohl knallt?
verflucht und verdreht,
dann bläst man die heiße Suppe rasch kalt,
dann „hört" man den Groener, dann „hört" man den Schiel':
Was halten Exzellenz davon —
Gefrierfleisch . . . oder Munition?
Gleich sind wir am Ziel —
in fünfzehn Minuten ist Revolution!

Es geht auch diesmal wieder glatt . . .
selbst Staatssekretäre sind eifrig dabei
und schreiben im Blatt —
o fröhliche Wegeweiserei!
Man druckt und tippt, man tagt und spricht —
Papier, Papier, Papier, Papier.
Im großen und ganzen langt es zwar nicht,
doch Hoffnung ist Pflicht:
Bald hungern statt fünf nur noch reichliche vier.

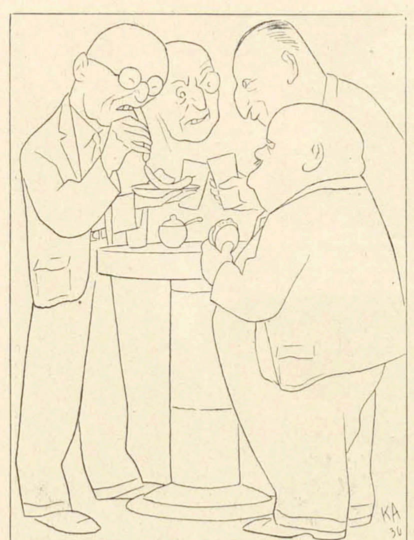
Sparmaßnahmen

(Karl Arnold)

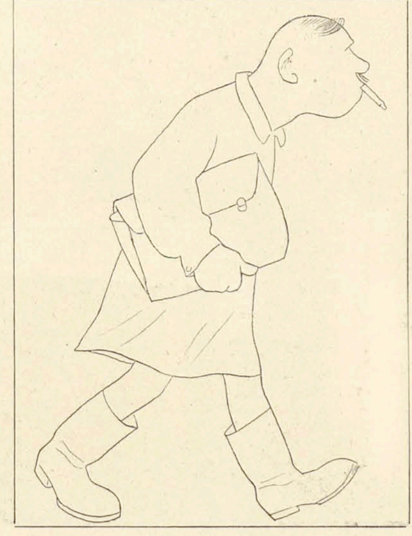


Die Reichskanzlei, mit allen Warte- und Vorzimmern, wird bis auf das Zimmer des Reichspräsidenten abgebaut.

Die Dienstautos werden abgeschafft — der Reichskanzler rollt ins Amt.



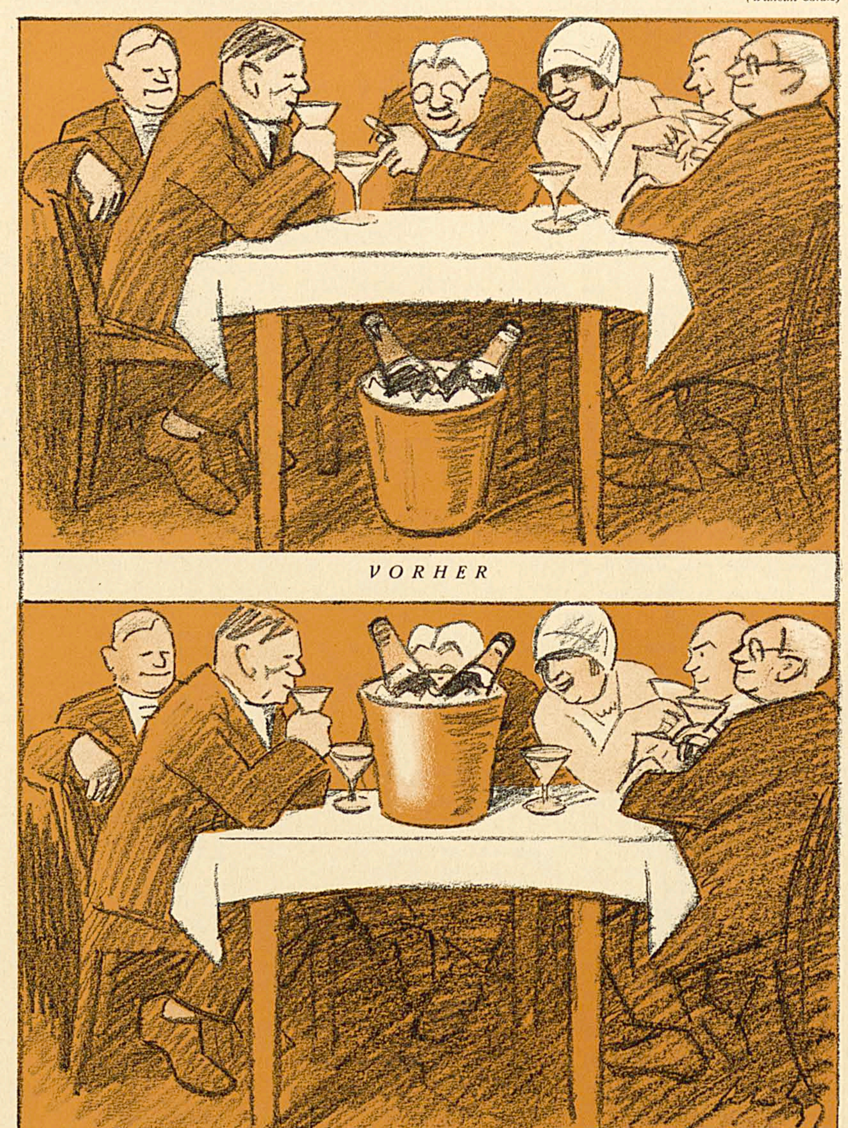
Diplomaten-Banketts finden bei Aschinger statt. Gesellschaftsanzug: Lüsterjacke und Leinenhose.



Die Höchstleistung an Einfachheit zeigen die nationalsozialistischen Abgeordneten — nur noch Braunhemd mit Stiefeln.

Aufhebung der Prohibition in Amerika?

(Wilhelm Schulz)



VORHER

NACHHER

Jüdische Anekdote

Geht da Salomo Jakobson an einem schönen Sonnabendnachmittag in den Straßen von New York spazieren, — müßig, wie es das Gesetz Israels von seinen strenggläubigen Söhnen am Sabbat verlangt, und nur im Kopf sein nächstes gutes Geschäft erwägend. Denn Salomo Jakobson verachtet nicht das Geschäft, er ist aber von frommer Gottesfurcht erfüllt und weiß, was er dem heiligen Sabbat schuldig ist. Daran hat selbst die ruchlose Atmosphäre der Vereinigten Staaten, wo er sich nun schon seit Jahren — Lob dem Allmächtigen! — aus dem Elend des heimatlichen galizischen Dorfes zu beneidenswertem Wohlstand emporgearbeitet hat, nichts zu ändern vermocht.

So schlendert also Salomo Jakobson, in angenehme und vernünftige Gedanken versunken, als er plötzlich dicht vor sich auf dem Boden eine Banknote unbeachtet liegen sieht. Und zwar nicht etwa einen, oder fünf, oder gar zehn Dollar, sondern ganze hundert! Schon bückt sich Salomo, um den Schein aufzuheben, da schnellt er betrübt und erschrocken zurück. Beinahe hätte er vergessen, daß heute Sabbat ist, der geheiligte Ruhetag, an dem ein strenggläubiger Jude unreines Geld nicht anrühren darf, bis am Himmel der erste Abendstern aufleuchtet. Wie soll er sich den Besitz des Geldes bis dahin sichern? Denn Salomo Jakobson ist von frommer Gottesfurcht erfüllt und ehrt die Gesetze seines Glaubens, er verachtet aber nicht das gute Geschäft, und könnte es wohl ein besseres geben, als auf dem Straßenpflaster von New York eine Hundert-Dollar-Note aufzulesen? Wo man sonst nicht einmal eine armselige Kupfermünze finden kann! Zweifellos schickt ihm den Reichtum der Gott seiner Väter, um ihn auf die Probe zu stellen, jedoch auch, um seinen Scharfsinn zu prüfen.

Und da weiß auch bereits Salomo Jakobson, wie er die geehrte Tradition mit dem profitlichen Geschäft versöhnen soll. Er wird, ganz einfach, den Fuß auf die Geldnote stellen — so! — schon verdeckt die Sohle den begehrten Schatz — und sich nicht vom Fleck rühren, bis der erste Abendstern das grausame Verbot aufhebt.

Salomo freut sich wie ein Kind über seine Findigkeit, aber im nächsten Augenblick macht ihm das Gesetz — das menschliche —, in Gestalt des diensthabenden Verkehrsschutzmanns, einen Strich durch die Rechnung. Dieser hat nämlich von weitem den regungslos in der Mitte des Bürgersteigs Stehenden erspäht, kommt auf ihn rasch zu und bedeutet ihm: „Weitergehen!"

Der andere bewegt sich nicht vom Platz.

„Weitergehen!" — wiederholt der Konstabler, bedenklich die Stimme erhöhend.

Als sei er in den Erdboden eingewurzelt, steht Salomo auf demselben Fleck.

„Weitergehen!" — donnert nun der Hüter der mißachteten Ordnung, und als Salomo auch daraufhin sich nicht rührt, saust der Knüppel des Polizisten auf seinen Kopf nieder, mit einer Wucht, — einer Wucht, daß ihm — Sterne vor den Augen flimmern. Und im selben Moment erleuchtet den Gezüchtigten ein genialer Einfall. Da ist es ja, das wunderbare Zeichen, das ihm der Allmächtige in seiner Güte schickt.

„Ich sehe Sterne, Sabbat ist zu Ende!" ruft Salomo Jakobson aus, bückt sich blitzschnell, greift nach den hundert Dollar und entfernt sich beflügelten Schrittes von der Stätte seines Triumphs, wo jetzt der sprachlose Schutzmann seinerseits wie versteinert zurückbleibt.

R. v. T.

Schwierige Konstellation

(M. Frischmann)

„Sagen Sie, Portier, könnte man nicht den Tänzer mal 'n Augenblick sprechen?" — „Jawoll, aber wenn Se nich' zufällig 'n Piccolo sind, werden Se keen Jlück bei ihm haben!"

Parlament

„Der Reichstag faßt die kulturellen Belange sehr unterschiedlich auf. Für Ausbauten und hygienische Einrichtungen der Zuchthäuser bewilligt er jede Mittel, aber für die Schulen hat er nichts übrig."

„Das ist leicht zu erklären", meinte Marcus, „die Abgeordneten sind sicher, daß sie für ihre Person niemals in die Schule zurückkommen werden."

Kinder sehr reicher Leute . . .

Von Mascha Kaleko

Sie wissen nichts von Schmutz und Wohnungsnot,
Von Stempelngehn und Armeleuteküchen.
Sie ahnen nichts von Hinterhausgerüchen,
Von Hungerlöhnen und von Trockenbrot.

Sie wohnen meist im „herrschaftlichen" Haus,
Zuweilen auch in eleganten Villen.
Sie kommen nie in Kneipen und Destillen
Und gehen stets nur mit dem Fräulein aus.

Sie rechnen sich schon jetzt zur Hautevolee
Und zählen Armut zu den größten Sünden.
— Nicht 'mal ein Auto . . .? Nein, wie sie das finden!
Ihr Hochmut wächst mit Pappis Portemonnaie.

Sie kommen meist mit Abitur zur Welt,
— Zumindest aber schon mit Referenzen
Und ziehn daraus die letzten Konsequenzen:
Wir sind die Herrn, denn unser ist das Geld.

Mit Vierzehn finden sie, der Armen Los
Sei zwar nicht gut, doch reichlich übertrieben. —
Mit Vierzehn schon! — Wenn sie noch Vierzehn blieben. —
Jedoch die Kinder werden einmal groß . . .

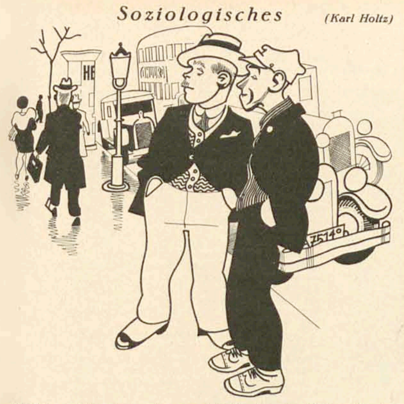
Egon und die Arbeiter

Egon — selbstverständlich Egon Friedell. Tiefgründiger Philosoph, bewandert im Jansenismus, Pascal, Chesterton, Peter Altenberg. Neuerdings mit Erfolg bemüht, die Kulturgeschichte auf den Kopf zu stellen. Schauspieler, Witzbold und Mittelpunkt zahlloser Geschichten, von denen einige den Vorzug haben, wahr zu sein. Sicher die folgende:
Als Schauspieler bei Reinhardt in Wien spielte er sehr zum Vergnügen des Publikums und sehr zu seinem eigenen Mißvergnügen in einem amerikanischen Kitschreißer, „Dreimal Hochzeit" benannt. Spielte schon an die hundertfünfzigmal. Was zur Folge hatte, daß er, auch sonst einem guten Tropfen keineswegs abhold, einmal dem Guten zuviel Bescheid gab, um den Geschmack des Schlechten zu tilgen. So kam er ins Theater. Seine umfangreiche Gestalt füllte daher etwas mehr Raum aus als sonst, so daß ein Bühnenarbeiter ihm nicht rechtzeitig ausweichen konnte. Er trat — es war nicht zu vermeiden — Egon auf den Fuß.
„Können Sie nicht aufpassen, Sie Knecht!"
Der Arbeiter, zumal ein Wiener Arbeiter, bekommt einen roten Kopf. Auch die umstehenden Arbeiter sind chokiert. Man kennt ihn ja, den Doktor, man ist sogar geneigt . . . aber was zuviel ist, ist zuviel. Die Bühnenarbeiter ziehen sich zu einer Beratung zurück, und nach geraumer Zeit verkündet eine Abordnung den Beschluß:
Man wird die Vorstellung nicht früher beginnen lassen, als bis sich Egon entschuldigt.
Man versucht die Arbeiter umzustimmen, indes Egon weiter poltert und auf den Proleten schimpft, der seinen Fuß malträtiert hat. Als die Abordnung schließlich zu Egon dringt und Entschuldigung verlangt, erklärt dieser, er denke nicht daran. Nach seiner Weltanschauung gebe es eben Herren und Knechte. Er sei hier der Herr, der geistige Arbeiter, auf den man achtgeben müsse, der bei guter Laune erhalten werden müsse, wenn er schon genötigt sei, in einem solchen Dreckstück zu spielen, dem man nicht auf die Füße treten dürfe. Und der es getan habe, sei ein Knecht und Prolet.
Die Abordnung sieht sich genötigt, unverrichteter Dinge, sich zu einer neuerlichen Beratung mit den Kameraden zurückzuziehen. Indessen wartet das Publikum bereits ungeduldig auf den Beginn der Vorstellung, der sich über Gebühr hinauszieht.
Wieder nach geraumer Zeit erscheint endlich die Abordnung zum zweiten Male bei Egon:
Schön, man sei bereit, seinen weltanschaulichen Standpunkt anzuerkennen. Man konzediere ihm, daß es Herren und Knechte gebe. Wenn er aber der Herr sei, dann müsse er eben zahlen. Man sei bereit, die Vorstellung beginnen zu lassen, wenn er den Arbeitern ein Bier stifte.
Mit dieser Lösung der sozialen Frage erklärte sich Egon sofort einverstanden, und die Sache endete vorbildlich mit einem angeschlagenen Faß Bier.
Ja mehr noch: als die Arbeiter nach Schluß der Vorstellung von dem mitspielenden Präsidenten des Bühnenvereins wegen Gefährdung der Vorstellung zur Verantwortung gezogen wurden und man an eine Maßregelung dachte, stellte sich Egon auf die Seite der Arbeiter gegen die Unterdrücker und Ausbeuter. Und da der Herr mit den Knechten gegen die Herren ging, verwirrt sich das Bild völlig zu einem verzwickten Standesproblem, über dessen Lösung an diesem Abend dann freilich nicht mehr gestritten wurde.

A. E. Rutra

Soziologisches

(Karl Holtz)



„Siehste, alles hat seine zwei Seiten — durch den Preisabbau erhöht sich nu wieder die Risikoprämie beim Klauen jejenüber dem Jewinn!"

Von deutschen Höfen 1930

„Hohenzollern-Sigmaringen. — Ein schwerer Schlag droht unsrer Stadt. Der prinzliche Hof soll nach München verlegt werden. Einige Hofbeamte sind bereits dorthin übergesiedelt. Andre Beamte und Angestellte des Hofes wurden abgebaut. Die hiesige Geschäftswelt wird dadurch schwer betroffen."
— Da sieht man wieder die enge Verbindung zwischen dynastischer Anhänglichkeit und den Interessen des Kleinhandels. Die Fürsten brauchen nicht zu verzagen: „Im Umsatz ruhn die starken Wurzeln ihrer Kraft."

•

„Schwerin. — Die deutschnationale Regierung von Mecklenburg hat beschlossen, dem früheren Großherzog den hölzernen, reichbronzierten Thronsessel abzukaufen, ebenso einiges dekoratives Steingut und eine Partie vergoldeter Säulen von Zinkguß aus dem Thronsaal." — Auch ein typisch deutscher Weg zur Republik: daß der Fürst seinen Thron den Untertanen gegen Höchstangebot verkauft. Sozusagen: Revolution auf Ratenzahlung.

•

„Darmstadt. — Vor einem auserwählten Kreise sprach hier in Gegenwart zahlreicher Fürstlichkeiten Graf Brockdorff über das Thema: ‚Hitler, Hugenberg und die deutsche Zukunft.' Dabei kam er auf die zahlreichen Anfeindungen zu sprechen, denen Hitler und Hugenberg ausgesetzt sind, und erinnerte daran, daß es Schiller und Goethe genau so gegangen wäre. Dabei sollten die Deutschen sich auch bei Hitler und Hugenberg des bekannten Wortes erinnern, das einmal in bezug auf Schiller und Goethe gebraucht worden sei: ‚Die Deutschen sollten sich freuen, daß sie zwei solche Kerle besäßen!'"
— Freuen ist gar kein Ausdruck. Wir lachen sogar!

Teha

Jakob Tiedtke erzählt mir,

daß er eine Köchin hat, von der er restlos begeistert ist. Nicht nur, daß sie ausgezeichnet kocht, sie ist auch — wahrhaft eine große Seltenheit bei guten Köchinnen — willig und folgsam wie ein Lamm. Nie kommt ein Wort des Widerspruchs aus ihrem Munde — was Jakob ihr auch sagt und aufträgt, sie nickt freundlich-lächelnd und sagt: „Aber ja doch, Herr Tiedtke, jewiß doch!" — „Wenn ich ihr sagte, sie solle mit meinem Hund Flip zweimal den Funkturm rauf und runter fahren", meint er strahlend, „dann nickte se auch und sagte: ‚Aber ja doch, Herr Tiedtke, jewiß doch!'"

Ein Wunder von Köchin! Und kein Wunder, daß Jakob seiner Begeisterung nicht nur seinen Freunden, sondern auch täglich seiner jungen Frau Hanni gegenüber Ausdruck gibt. Und da Frau Hanni ebenso zufrieden mit ihr ist, muß sie es ihr doch einmal sagen, wie sehr sie und ihr Mann ihre Willigkeit zu schätzen wissen.

„Tja, jnä' Frau", meint die Köchin mit einem leichten Seufzer, „wissen Se, det ha'ck ma ja nu so pöapö anjewehnt. Von wejen det Widasprechen ha'ck ja schonn manchet Ding an'n Kopp jekriecht! Seit die Zeit sare ick zu allen, wat eena saacht, ja und amen —: ick war nämlich friha Wärterin in 'ne Irrenanstalt —"

Kaki

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Gewissensfrage

(Jeanne Mammen)



„Wirst du mich auch immer liebhaben, Kindchen?" — „Jewiß, der Weg zu meiner Untreue führt nur über deine Pleite."

Der Raubmord

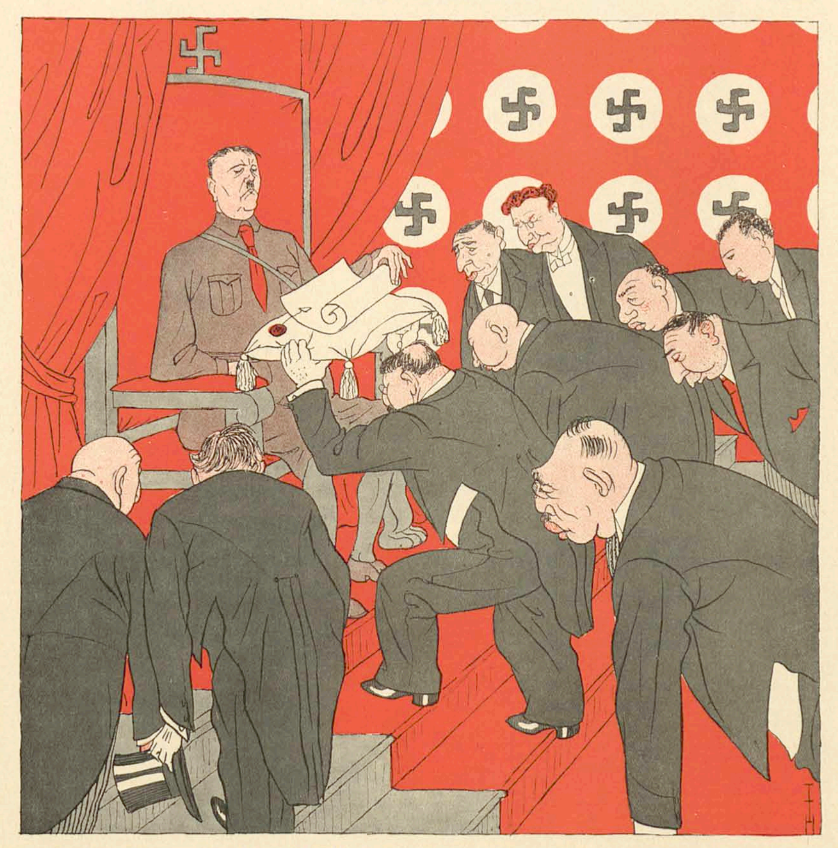
Eine dunkle Geschichte von Heinz Graumann

Sehr verehrter Herr Staatsanwalt!
Dies ist mein wortgetreuer Bericht über alle Einzelheiten, die in der belasteten Nacht passiert sind. Die Dame Halen ist an den Folgen derselben dahingegangen, was ich selber heute sehr bedaure. Um aber alle falschen Gedanken, was meine Schuld betrifft, auszuschalten, will ich Sie hier noch einmal an besagte Nacht erinnern und mit meinen Worten und Gefühlen wiedergeben, wie Sie es wünschen. Denn es ist kein Vergnügen in Untersuchungshaft, und die Freiheit ist draußen.
Ich kam zu ihr hin, vor ihre Entreetür und sagte zum Mädchen: „Gott zum Gruße, Fräulein, ich bin der und der", indem ich natürlich einen falschen Namen angab. „Die Gnädige wartet auf mich. Ich war lange fort", oder so ähnlich, an dergleichen Rederei kann man sich ja nicht so genau erinnern. „Ich werd' sehen", sagt das Fräulein, „kommen Sie mal mit. Hier ist das Klavierzimmer, ich sage Ihnen gleich Bescheid." Ich saß im Dunkeln, ganz weich, und spürte ein seidenes besticktes Polster und, wenn ich die Hand ausstreckte, geschmeidige samtene Vorhänge, aber keinerlei Geruch, weil wohl ins Klavierzimmer nie jemand hineinging. Und ich dachte bei mir, sie hat richtig jemand erwartet. — Weil keine Glastüren da waren, konnte ich mein Taschenlicht leuchten lassen. Ein gut situiertes Möblement. Ich wartete und taxierte dabei ein bißchen. Ich wollte übrigens nichts Schlechtes tun, sondern im Gegenteil etwas sehr Lustiges (Sie verstehen mich doch, Herr St.!), wonach es meiner Seele verlangte.
Und nun kam das Fräulein wieder und winkte mich in ein kleines Zimmer. Unter einem Lampenschirm saß eine Blonde in einem Pyjama und lächelte mir entgegen. Wir kamen gut ins Gespräch. „Ich bin verheiratet", sagte sie. „Wo ist Ihr Gatte?" fragte ich. „Er ist im Klub, er ist ein trefflicher Mann", sagte sie. „Dann brauchen wir ihn nicht vor morgen früh zu erwarten", entgegnete ich, „aber schickt es sich denn, daß ein fremder Herr so spät bei Ihnen vorgelassen wird?" — „Ich habe Sie rufen lassen, weil ich meine, es ist wichtiger, das Gewissen zu befriedigen als alles andere." — „Das ist edel gesprochen. Wie darf ich Sie nennen?"
Sie hieß eben Edith Halen, eine schöne Erscheinung, wie gesagt, in einem Pyjama, mit sehr freundlichem Blick. Übrigens auch ihr Kabinettchen war äußerst gemütlich eingerichtet. Ich erwähne zwei große Kerzenhalter aus gediegenem Silber, zwei Ölbilder mit Metallschildchen, die nicht wenig wert sein mußten, und einen großen Perser. Aber der war ungewöhnlich schwer. Edith ließ mir wenig Zeit. Sie weinte plötzlich ein bißchen und erzählte mir dabei, sie hat ihren Gatten des öfteren schlecht behandelt, sie hat ihn betrogen und ist überhaupt sehr launenhaft und unwürdig. „Das müssen Sie nicht tun. Wo führt das hin?" sagte ich. „Das ist noch lange nicht alles", sagte wieder sie, „ich will Ihnen alles beichten." —
Ich möchte jedem meine Hand darauf geben, daß ich sehr ergriffen wurde von dem Beruf, den sie von mir erwartete. Offenbar hat sie noch nie einen solchen bei sich gehabt. Ich streichelte sie und lehnte mich sanft an sie an, damit sie mehr Vertrauen gewann. Und sie sollte auch ihre liebliche Stimme nicht so anstrengen. Doch ich habe ihr ordentlich Bescheid gegeben. Männer müssen zusammenhalten. Sie hatte es arg getrieben und sah doch so rein aus wie ein Himmelskind.
Auf einmal klingelte es im Entree. Das Fräulein rief durch die Tür, es ist ein Kerl da, der sich für mich ausgäbe (also für den Kaplan natürlich). Wir waren ins Schlafzimmer geflüchtet. Madame war furchtbar in Ängsten, und ich war ganz verdutzt, weil ich doch annahm, ihr Alter ist es, der seine Botte schon durchgebracht hat und nun früher nach Hause kommt. Aber daß irgend so ein Kerl sich für mich ausgab, ärgerte mich damals sehr, und ich rief dem Fräulein zu, sie soll ihn hinauswerfen, den frechen Menschen, es ist womöglich ein Einbrecher. (Dieser Herr ist eventuell als Zeuge zu bitten.)
Wir wurden dann nicht weiter gestört, und Madam erleichterte sich sehr. Die Sache war merkwürdig. Ich redete mit ihr über Dinge, von denen ich vorher keine Ahnung gehabt hatte, weshalb ich sie auch nicht hier wiedergeben kann, aber damals verstand ich sie. Und ich tröstete sie, und es gefiel ihr großartig. Alles in Ehren, wir waren in gehobener Stimmung, dem Reinen ist alles rein. Auch ihr Gatte schien seine Fehler zu haben, ich konnte sie manchmal freisprechen. Auf einmal hielt sie ein Lederkästchen in Händen, das sie unter dem Kissen vorgeholt hatte, und zeigte mir Ringe und Halsketten, die glitzerten und wie lauter Augen mich anfunkelten. Die bekam ich, wie ich nur immer wieder erklären kann, als großzügiges Geschenk, und ich bedankte mich fleißig. Frau Halen machte ein Gesicht wie im Frühling, lag sanft lächelnd hintenüber und hielt jetzt die Hände gefaltet. Ihre seelische Wallung mußte sie überwältigt haben, so daß ich selbst davon sehr zufrieden wurde. Und wie ich nun näher herantrat, um mich zu verabschieden, und ihr liebes Gesicht betrachtete, da lag sie so sanft und unbeweglich, daß ich mich gar nicht wunderte, daß sie tot war. Ich erschrak auch nicht weiter, was gar nicht im Sinne der Verstorbenen gewesen wäre, gab noch dem Kammerkätzchen ein gutes Trinkgeld, dann verzog ich mich. —
Und das müssen Sie mir jetzt glauben, Herr Staatsanwalt. Wo Sie gar nicht dabei gewesen waren. Und das Kammerkätzchen ist nie mein Mädel gewesen, wie behauptet, sonst hätte sie mich unmöglich zu der Dame gelassen. Wo die Person jetzt hin ist, weiß ich nicht. Mögen Sie hingegen ersehen, wie wunderbar schön das Leben manchmal ist, wenn man Glück hat. — Aber so sind die Leute heutzutage: es braucht bloß einer ein bißchen Halsschmuck unter einem Kopfkissen finden, gleich muß es ein Raubmord gewesen sein.

Mit aufrechtem Gruß und voll Hoffnung
auf Ihr Verständnis
Ihr getreuer
Ulrich Zeckel.

Berlin stellt sich um

III. Auf der Börse *(Th. Th. Heine)*



Der Berliner Börsenvorstand hat Adolf Hitler das Ehrenprotektorat übertragen. Dies festliche Ereignis wird künftig als Versöhnungstag (auf deutsch Jom-kippur) gefeiert.

Kleine Zeitgeschichten

Der Paravent

Als die teutschen Landsknechte nach der ersten Reichstagssitzung mit ihren Fenstereinwürfen begannen, drang diese schauerliche Nachricht auch in die Redaktion des Ullsteinhauses. Schnell faßte man dort den Beschluß, über alle Schaufenster des Hauses den schützenden Rolladen zu ziehen. Gesagt, getan. Aber ein Rolladen funktionierte nicht. Und da das Unglücksfenster ausgerechnet ein Eckfenster war, folgerte man nicht unrichtig, daß es die Aufmerksamkeit der Steinewerfer in besonderer Weise erregen würde. Doch — das kostbare Fenster darf nicht ungeschützt bleiben.
Was tut man in einem solchen Fall?
Man stellt ein Standbild Hindenburgs hinein . . .!

Mit Gott für König und Vaterland!

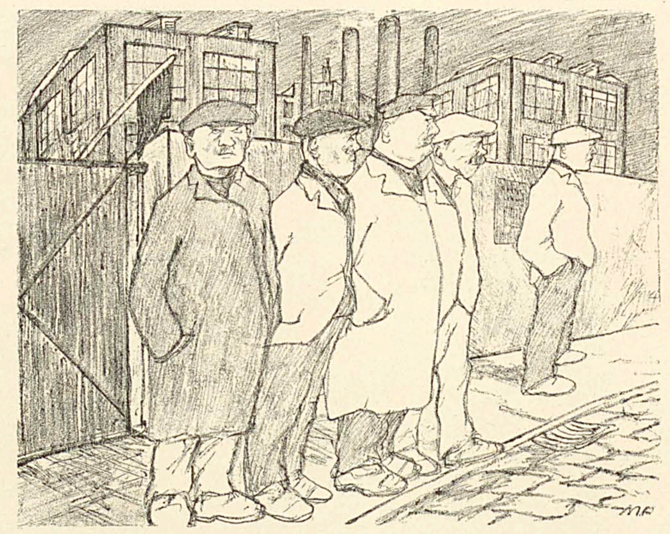
Wir hatten die Kriegsdramen. Wir hatten die Kriegsromane. Jetzt haben wir die Kriegsbilderbücher. In allen Buchhandlungen liegen sie aus, die besten Bilder blickgerecht aufgeschlagen, und sollen ja wohl der Abschreckung dienen. Sollte man meinen . . .
Aber da betrachten zwei zwanzigjährige Arbeitslose eine Aufnahme „Englischer Graben, mit Gastoten gefüllt". Und der eine sagt wissend: „Wenn de 'ne orndliche Jasmaske hast, kann dir jar nischt passieren!"
Na also!

Eisernes Geschlecht

Sie sitzen beieinander am Stammtisch, die junge schriftstellernde Garde des Dritten Reichs. (Denn auch der nationale Literaturbetrieb kann des Cafés nicht entraten.) Auf ihren Rockaufschlägen funkeln die Hakenkreuze, hinter ihren Brillengläsern à la Goebbels funkeln die von der Sorge um Deutschlands rechtzeitiges Erwachen entzündeten Augen, an ihren Waden funkeln kriegerische Ledergamaschen — alles an diesen Herren funkelt.
Und einer öffnet den Mund und läßt sich vernehmen: „Krieg — das wäre das einzig richtige. Krieg ist geradezu eine sittliche Forderung. Und was meint ihr, was für fabelhafte Reportagen man aus einem Krieg machen könnte, mit unseren heutigen literarischen Mitteln . . ."

Streikbrecher

(M. Frischmann)



„Seht ihr, im Reichstag habense ihnen ooch die Löhne jekürzt, und se wollen nu doch die Arbeet wieder uffnehmen!" — „Und dabei is es nich mal 'n lebenswichtiger Betrieb!"

Bundesgenossen / Von Trim

Als kürzlich in Rom die sächsischen Stahlhelmfaschisten in großer Uniform aufmarschierten, wurden sie von den römischen Heimkriegern mit dem Feldgeschrei begrüßt: „Andiamo a Parigi!" Ehedem, als sie noch in Loden mit geschultertem Regenschirm paradierten, lauteten die Zurufe anders — gleichviel, die sächsischen Gegenrufe: „Abbasso la Franscha!" wurden zur Besiegelung des neuen Bündnisses mit Jubel aufgenommen. Die Spießer beider Länder sind gemeinsam drauf und dran, einer vom andern zu hoffen, daß er die Kastanien aus dem Feuer holen und siegreich Frankreich schlagen werde. Dazu möchte ich ein kleines Erlebnis berichten.

Am Geburtstag des Königs, den der Duce merkwürdigerweise immer noch — wenn auch mit gedämpften Klängen — feiern läßt, trat ich nachts in eine Caffettiera, um einen Espresso mit Rum zu trinken.

Der Padrone lehnte elegisch nasebohrend an der Theke, zwei vereinzelte Gäste spielten Billard, der Duce beöldruckte die Szene hoheitsvoll von der Wand.

Als der Padrone heraus hatte, daß ich ein Tedesco sei, rollte er feurig mit den Augen, wichste seinen — ach wie lange nicht mehr in solcher Schönheit bewunderten — Es-ist-erreicht-Bart nach oben und brach mir zu Ehren in den Schrei aus: „Evviva Hitlero!"

Wobei er mich lauernd ansah.

Ich beschloß, ihn zu erforschen, und stimmte provisorisch in die Huldigung ein.

„Bene! Bene!" sagte er beiläufig und drückte mit zwei Worten und sechs Gesten aus, daß er hoffe, der Genannte würde mit dem Duce zusammengehen gegen den gemeinsamen Feind. Worauf natürlich: „Abbasso la Francia!" folgte.

Ich zögerte, zuzustimmen.

Er langte gerade unter die Theke und sah mich in gebückter Haltung schräg von unten herauf an. Die Billardspieler polterten mit den Kegeln, niemand hörte zu, nur der Duce in Öldruck sah streng auf uns nieder. Ich beschloß einen Vorstoß.

„Niente", sagte ich, den Mund skeptisch verziehend.

Er, lauernd: „Cosi —?"

Ich, kühl, sachlich: „Io anarchico! Io socialista!"

Er, in der Erwartung, daß ich noch einen Rum nehme, hielt die Flasche zum Einschenken bereit; nach einem raschen Blick auf die Billardspieler mit Mund und Fingern feurig bejahend: „Alle Achtung! Kann man verstehn!"

Zur Belohnung für seine Geschmeidigkeit nahm ich den zweiten Rum. Er wünschte, sich mir im Hinblick auf einen dritten gefällig zu erweisen, und äußerte mit geschürzter Lippe und geringschätzigem Grinsen: „Was ist schon Hitler —!"

Nun ging ich schärfer vor: „Abbasso la guerra!" Er, nach raschem Blick auf die Spieler, unterstrich meine Verdammung des Kriegs durch einen Faustschlag in die offene Hand — neuer Griff, Anerkennung heischend, nach der Rumflasche.

So leicht wollte ich mich aber doch nicht herumkriegen lassen; er sollte vorher schon etwas Ordentliches leisten. Ich gab den Wunsch zu erkennen, meinen gesammelten Abscheu gegen alles Gewaltsame und Heldenhafte durch ein summarisches Abbasso! zum Ausdruck zu bringen. Er schien glühend bereit, mir beizupflichten.

„Abbasso Hitlero!" sagte ich.

„Abbasso Hitlero!" knirschte er.

„Abbasso la guerra, abbasso la rivincita! (Revanche.) Nieder mit den Königen, nieder mit den Generälen, nieder mit was weiß ich noch!"

Er leistete mir standhaft Gefolgschaft und verfluchte alle Mächte, die mir unsympathisch waren, mit Leidenschaft.

Worauf er mir die Rumflasche wieder näher brachte. Ich hielt sie mit der Hand von meiner Tasse weg und holte zu einer letzten Kraftprobe aus. Ein rascher Blick nach dem ölgedruckten Duce, ich öffnete herb den Mund: „Ab — —!"

Da bückte er sich so weit unter die Theke, daß die Spieler ihn nicht mehr sehen konnten, und indem er wuchtig mit der rechten Faust in die linke Handfläche puffte, zwinkerte er mir listig zu, und sein Mund formte lautlos das gewünschte Wort.

Aber dann mußte ich außer dem Rum auch noch einen zweiten Espresso nehmen. Was ich gern akzeptierte. Denn mehr, als er für mich getan hatte, kann man einem Patrioten nicht zumuten — und wenn er ein noch so guter Geschäftsmann ist.

Die Führer / Von Karl Kinndt

Und kriegt das Volk den alten Schwindel satt,
dann wird es langsam reif für einen neuen —:
zu diesem Zwecke finden Wahlen statt
mit einer Umgruppierung der Parteien.

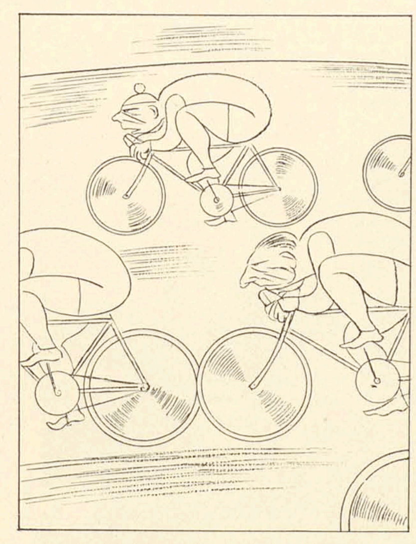
Wer jetzt von Hugenberg die Nase voll hat,
der denkt sich: Hitler macht's — verdammt juchhe!
Und wem die S.P.D. zu viel auf „Soll" hat,
erhofft ein „Haben" bei der K.P.D.

Man weiß nur: sooo kann es nicht weiter gehn
und träumt das alte Weltverbess'rungs-Träumchen —
um schließlich beim Erwachen einzusehn:
man spielte kindlich „wechselt eure Bäumchen" — —

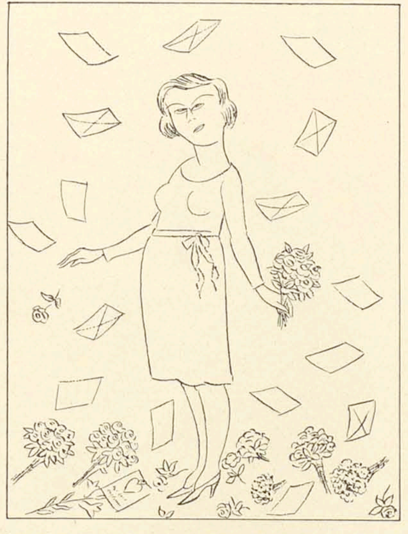
Jedoch die Führer, die du dir erkoren,
die haben unterdessen sich saniert —:
du warst das Schaf — drum wurdest du geschoren —
und wirst zum Schluß zur Schlachtbank noch — geführt — —

Berliner Sensationsmache

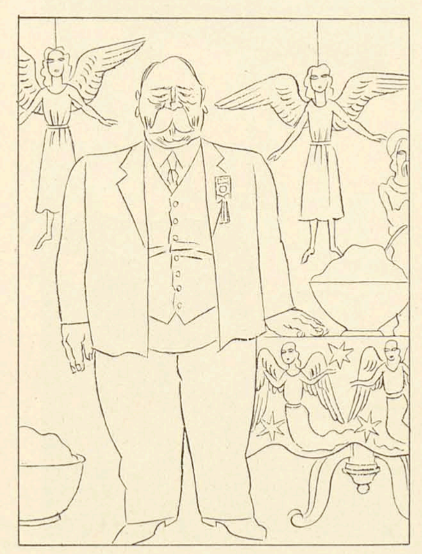
(E. Schilling)



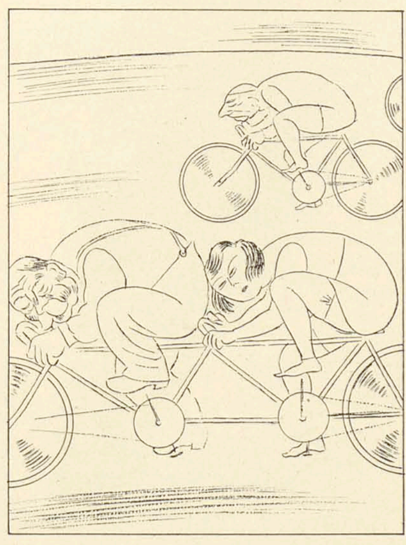
Das Sechstagerennen ist schon 'ne kesse Sache —



'ne sechzehnjährige Mörderin im fünften Monat ist immerhin noch dufter —



'n Weißbierwirt als Lieber Gott, das ist schon geradezu knorke —



aber das Richtige wäre es doch erst, wenn Weißenberg mit Lieschen Neumann auf dem Tandem das Sechstagerennen machte.

Riviera-Saison

(E. Thöny)



„Weeßte, Lolotte, mit die Allemangs machste noch immer die besten Jeschäfte – bloß Franzeesch mußte kennen!"

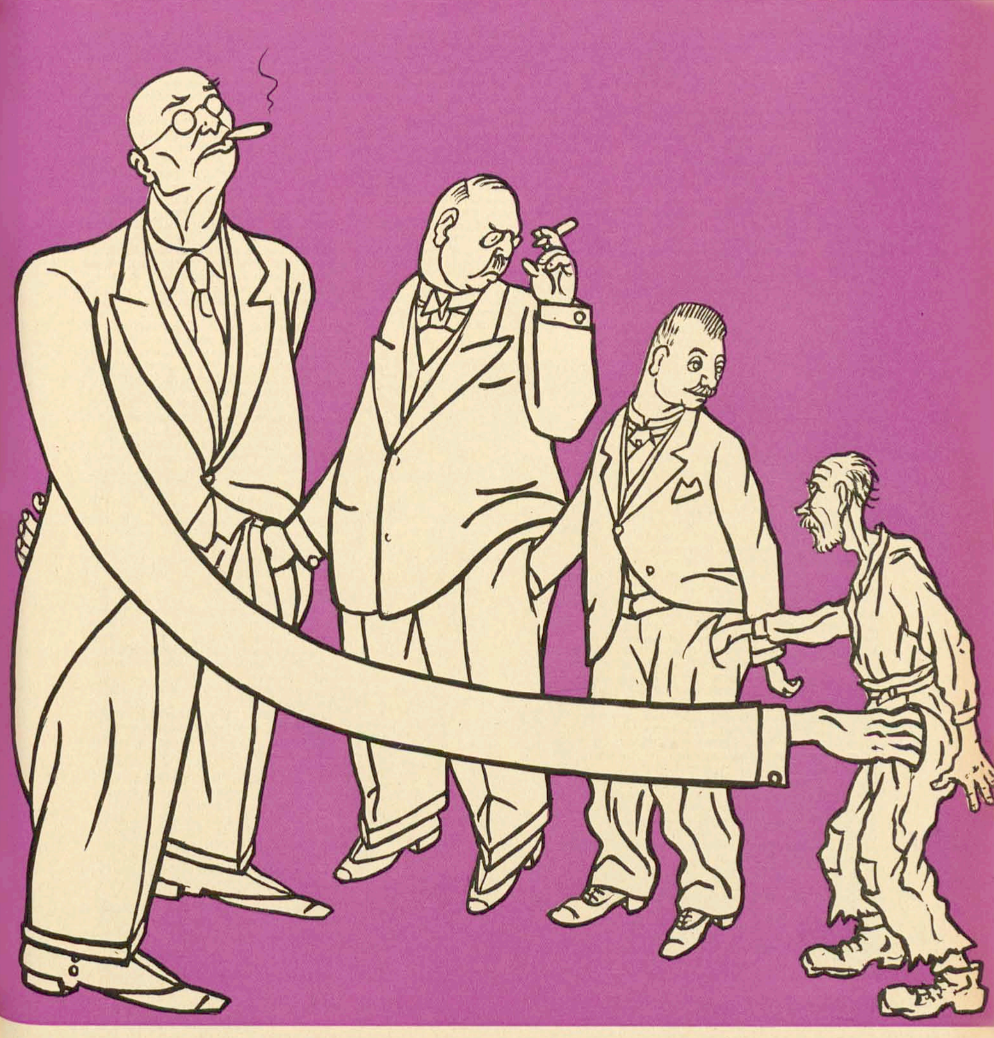
Stuttgart, 8. Dezember 1930 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 37

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Preisabbau oder Circulus vitiosus

(Th. Th. Heine)



Der Lohnabbau erfordert den Abbau der Kleinhandelspreise – also auch der Großhandelspreise – also auch der Fabrikpreise – also neuen Lohnabbau.

Resignation / Von Karl Kinndt

Ach, in Polen und Berliner Polizei-Revieren
wird, wer anders denkt, halbtot geschlagen —:
nichts ist heute schwerer, als ein ruhiges Leben führen,
denn die Menschen können sich nicht mehr vertragen.

National-sein heißt halt, einen Erbfeind hassen,
Kommunisten oder Juden hauen —
Leben heißt, den Mitmenschen nicht leben lassen —
Klug-sein heißt, dem besten Freund mißtrauen —

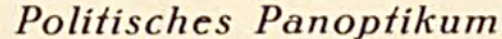
Kampf um jeden Preis ist große Mode —
jeder über alles in der Welt!
Ach, es ist ein kurzer Weg zum Heldentode,
wenn man dementsprechend treu zusammenhält — —

Manchmal möchte man sich deshalb gern entfernen,
sich nach Frieden sehnend und nach Ruh' —
Doch dann fürchtet man, selbst auf den bess'ren Sternen
ginge es womöglich grad so zu — — —

Das Wiedersehen / Von Maré Stahl

Die kleine Stadt hatte einen Markt. In der Mitte stand die Kirche, daneben lag die Schule, die Höhere Töchterschule; die Volksschule lag am Ende einer Nebenstraße zwischen Baustellen und dem Rudiment eines Parkes.
Die Hauptstraße ging mitten über den Markt und schnitt die Stadt in zwei Teile. Sie floß über in den Markt und trat wieder aus ihm heraus, wie ein Fluß aus dem See. Die Kirche stand darin wie eine Insel.
Der Rektor der Volksschule wohnte in einem kleinen roten Haus zwischen anderen roten Häusern. Es war aus Backsteinen gebaut, mit einem Eingang aus glasierten Ziegeln. Auf der Schwelle war ein Steinmosaik eingelassen; jeder, der hineinkam, las: Salve! Die Waschfrau, der Postbote, der Schornsteinfeger, alle mußten sie über das schwere lateinische Wort stolpern. Sie taten es mit Ehrfurcht, denn der Rektor war, wie man sah, ein gelehrter Mann.
Seine Frau war dick, schwarzhaarig, und als sie jung war, ihrer schönen Arme wegen berühmt. Er hatte einen buschigen Schnurrbart, der ihm das Aussehen einer Bulldogge gab. Sie hatten vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen; außerdem hatten sie Pensionäre. Die Mädchen schliefen in dem Zimmer, in dem auch gegessen wurde; die Betten standen hinter einem Schirm. Die Knaben lagen im Zimmer nebenan und versuchten abends durch die Türe zu sehen, wenn die Mädchen sich auszogen.
Einem dieser Pensionäre fiel es ein, nach zwanzig Jahren zurückzukommen und in einer Anwandlung von Sentimentalität die kleine Stadt aufzusuchen. Er ging durch die Straße und zählte die Häuser, es war das siebente in der Reihe. Er war sehr erstaunt darüber, daß es noch stand. Es sah aus wie eine Attrappe, oder wie ein Museum, das seine Kindheit barg. „Salve" stand vor der Tür; man mußte hinüberschreiten, durfte nicht darüber springen, wie vor Jahren. Krieg, Kriegsgefangenschaft, Revolution, Inflation waren gewesen, zwanzig Jahre waren vergangen, aber es stand immer noch „Salve" da. Er schüttelte den Kopf und trat ein.
Die Rektorin öffnete, sie war ebenso dick und noch schwarzhaarig; die schönen Arme waren nicht zu bemerken, es waren Ärmel darüber. Sie schlug nicht die Hände über dem Kopf zusammen, sie lächelte auch nicht, sie nickte nur und bat ihn hinein. Er wischte die Füße an der Fußmatte ab; zwanzig Jahre lang hatte er nicht diese Bewegung gemacht, jetzt auf einmal dirigierte eine unterirdische Gewalt seine Beine.
Geschickt wich er im finstern Korridor rechts der Kommode aus; zwanzig Jahre lang hatte er nicht gewußt, daß es sie gab; er hängte seine Mütze mit einem Klapp auf den Haken und stand verlegen in der Stubentür.
Der Rektor saß auf dem Sofa. „Ach, da sind Sie ja", sagte er, so wie man zu jemand spricht, der eben noch im Zimmer war. Er rückte zur Seite, und der Besucher setzte sich neben ihn; das war neu; früher war das nicht üblich gewesen.
Auf dem Klavier standen noch die zwei Makartsträuße; eine blaue Glasschale mit Goldrand barg Visitenkarten. Es kam ihm die Lust an, nachzuwühlen, irgendwo auf dem Grunde mußte noch die Karte seiner Eltern liegen, vom Tage, als sie ihn in Pension brachten.
„Sie sind also im Kriege gewesen, so, so", sagte der Rektor und machte ein strenges Gesicht. Der ehemalige Pensionär fühlte sich versucht, zu beteuern, daß er ein guter Soldat gewesen sei. Aber der Rektor fragte weiter: „Auch in Kriegsgefangenschaft?" — „Jawohl, Herr Rektor." — „Viel durchgemacht, was?"
Einen Augenblick wallte es in dem Besucher hoch, ein Hexensabbat von unfaßbaren Bildern, ein Sumpf von Blut, Hekatomben von Leichen. „Jawohl, Herr Rektor."
Der Sohn trat ins Zimmer. Er wollte dem ehemaligen Freunde enthusiastisch die Hände entgegenstrecken, aber ein Blick des Vaters scheuchte ihn zurück. Er mußte kuschen; er war ein Nichts, verkracht in allen Berufen. Sie maßen sich staunend, sie konnten es nicht fassen, daß sie Erwachsene waren.
Dann saßen alle stumm. In regelmäßigen Abständen stieß irgendwo ein Stock auf den Boden. Die Tür ging auf; ein junger Mensch stand auf der Schwelle. Seine Hand tastete in der Luft umher. „Er ist blind", flüsterte sein Bruder.
Die Mutter rief: „Komm her, Bubi, weißt du, wer hier ist?" Der Blinde murmelte etwas Unverständliches und setzte sich abseits. Jetzt tauchte die Erinnerung an den blassen kleinen Jungen mit hervorquellenden blauen Augen auf, die etwas Glasartiges hatten.
Die Mutter senkte etwas den Kopf; der Vater verharrte in der alten Reglosigkeit.
„Die Mädchen sind verheiratet", sagte er.
„Und sie haben beide Kinder", ergänzte die Rektorin. „Drei davon gehen schon in die Schule."
Der Besucher machte eine Bewegung des Schreckens. Zwei Mädchen mit strohblonden Zöpfen schlenkerten mit Büchertaschen durch den Raum. Jetzt hatten sie selber Kinder. Großer Gott! Wie sich das vermehrt, dachte er.
„Sie sind also viel auf Reisen?" fragte der Sohn. „Ja, ich war in China", antwortete der Freund, „von Sibirien aus."
„Ach", sagte die Rektorin, „Sibirien haben die Kleinen von Edith gerade in der Schule. Es ist dort wohl sehr kalt."
„Im Winter wohl", sagte der ehemalige Pensionär, „aber die Sommer sind sogar sehr heiß."
„Was Sie nicht sagen", wunderte sich die Rektorin, „ja, man lernt immer noch dazu."
Alle schwiegen wieder lange Zeit. Der Blinde hüstelte ein paarmal. Es wurde langsam dunkel.

„Ich muß nun gehen", sagte der Besucher und stand auf. Ein Wagen fuhr vorbei. Die Sträuße auf dem Klavier zitterten leise. Der Rektor und die Rektorin drehten die Köpfe nach dem Fenster und starrten dem Wagen nach.
„Ich muß nun gehen", wiederholte der Besucher.
„Ja, so, wenn Sie müssen", sagte der Rektor und drehte den Kopf langsam zurück, immer noch mit dem einen Auge aus dem Fenster spähend. „Dann also auf Wiedersehen."
„Ja, auf Wiedersehen", sagte die Rektorin, „bleiben Sie noch länger in der Stadt?" — „Nein, ich fahre heute abend."
„So, so, nun, — gute Reise!"
„Danke", sagte der ehemalige Pensionär und machte eine Verbeugung. Im Korridor wich er der Kommode wieder aus, diesmal nach links. Der Sohn drückte ihm die Hand, wollte etwas sagen, schwieg dann aber. Er sah ihm aus dem Fenster nach.
Der Besucher schritt über das „Salve", ging an den Häusern sechs bis eins vorbei und stand auf dem Markt. Die Kirche ragte wie eine Insel.
Die Straße tauchte aus dem See und schwemmte ihn fort, dem Bahnhof zu, hinter dem das freie Land begann.



Politisches Panoptikum

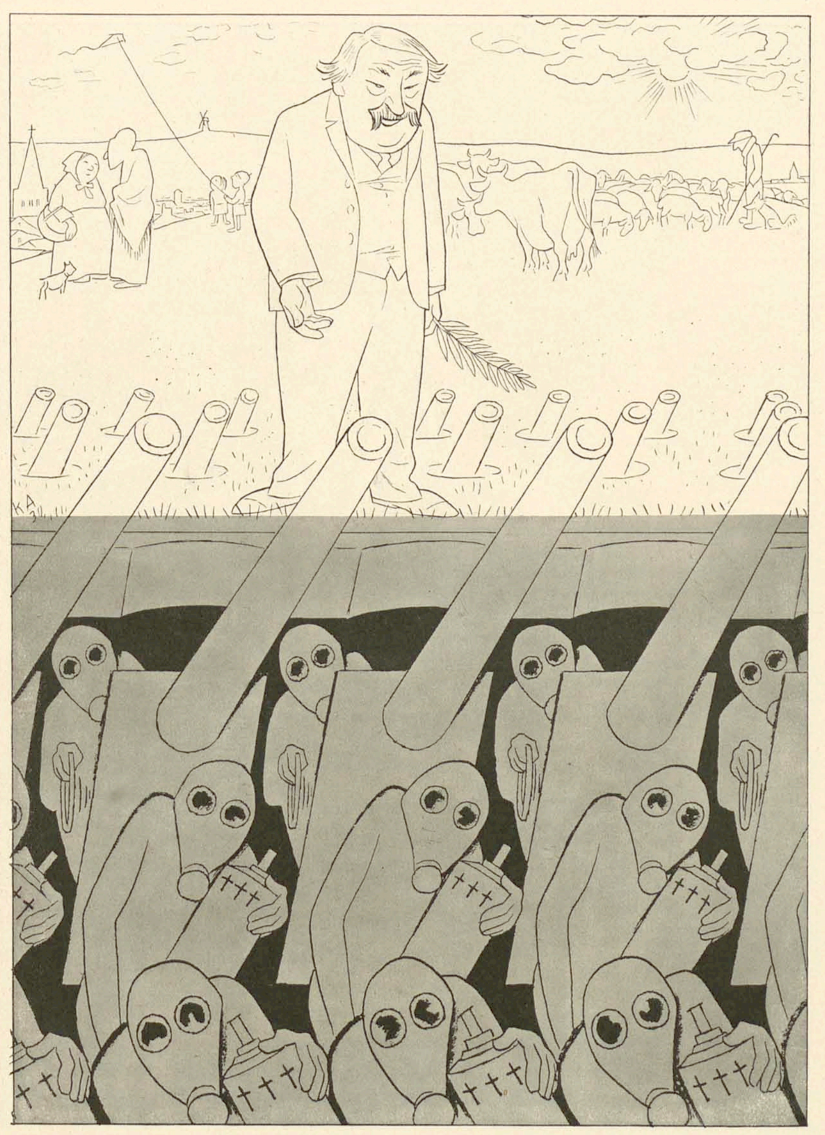
(R. Großmann)



Frau v. Oheimb-Kardorff

Der unterminierte Briand

(Karl Arnold)



„Reich' mir nur deine Freundschaftshand, Herr Nachbar — du siehst, wir haben unsere Kanonen begraben."

Das polnische Wahlergebnis

(Wilhelm Schulz)



Die Regierung Pilsudski wird von der Mehrheit des Volkes getragen.

Deine Freunde sind meine Freunde / Von Prinzessin Désirée Lièven

Lucienne hatte einen Freund. Es war nicht ihr erster und würde auch nicht ihr letzter sein, da sie achtundzwanzig Jahre zählte und ein liebebedürftiges Herz hatte. Und doch war dies ein einzigartiges Ereignis in ihrem Leben. Ihr Freund war nämlich bei seinen Kameraden sehr beliebt... zu sehr beliebt vielleicht. Ja, um die volle Wahrheit zu sagen, sein Vorgänger bei Lucienne soll ihm ebenfalls nicht ferngestanden haben, so daß sozusagen verwandtschaftliche Bande diese drei gefesselt hielten. Lucienne erfuhr dies alles natürlich erst allmählich, teils durch die moralische Entrüstung Jules, ihres „Augenblicklichen", als dieser hörte, daß Bill mit einer Frau lebe, teils durch das gekränkte Schweigen Bills, als er erfuhr, daß Lucienne ihn mit Jules betrog. Zwar hatte er sie, durch andere ... weibliche ... Umstände gezwungen, verlassen, war aber doch über dies Betragen seiner Geliebten schmerzlich erstaunt und zog sich von dem „unmoralischen" Paar zurück. Lucienne trug diese Verachtung heldenhaft; sie gewöhnte sich an die „kleinen Eigentümlichkeiten" Jules' und fühlte mit der Zeit sogar eine gewisse Überlegenheit über jene „Normalen", jene „Einseitigen" (honny soit qui mal y pense); sie bildete sich ein, gewissermaßen einem feineren Klub anzugehören! Jules war sehr stolz auf seine freidenkende Freundin, was ihn jedoch nicht hinderte zu verlangen, daß sie seine Socken stopfen und Knöpfe an seine Hemden nähen solle; einige Reste von Bürgerlichkeit schienen ihm mitunter nützlich. Er lebte augenblicklich in einem Interregnum der Gefühle und war daher Lucienne verhältnismäßig treu. Kleine Aventüren waren natürlich ausgenommen, und er fühlte sich sogar unerhört moralisch, da er Lucienne, während diese das Futter seiner Jacke flickte, alle Details schilderte und sie, wie er es nannte, „bildete". Dies Idyll trübte sich ein wenig, als Lucienne eines Abends diese Bildung in konkreter Form vorgesetzt bekam, in der Form nämlich eines sehr eleganten, geschminkten und parfümierten Jünglings, der sich bei ihrem Eintritt ins Zimmer höflich erhob, seinen Hut nahm und äußerst korrekt sich verbeugend erklärte: „Ich überlasse den Platz jetzt Ihnen, gnädige Frau!" Lucienne sagte schnippisch: „Aber bitte sehr!" lächelte ein wenig gezwungen und begleitete den Herrn höflich bis an die Tür. Diese Begegnung machte sie nachdenklich ... und sie hatte allen Grund dazu. Jules, des langen Interregnums müde, erkor einen russischen Tänzer zum Geliebten und begab sich mit ihm auf jene Pfade, die tugendhafte Seelen als die des Lasters zu bezeichnen pflegen. Er kam nur noch selten nach Hause und ließ Lucienne seine Socken ohne bildende Vorträge stopfen. Denn gestopft mußten sie werden, das versteht sich von selbst! Lucienne erkannte unter bitteren Tränen, daß sie bei Jules' so sehr gelobter „Vielseitigkeit" nicht mehr auf ihre Kosten kam, ja daß diese sehr bald in eine völlige Einseitigkeit ausartete, in eine Einseitigkeit ihrer zärtlichen Gefühle nämlich. Jules war von einer empörenden Gleichgültigkeit und zeigte, wenn er einmal heimkam, stets solch eine teuflische Laune, daß Lucienne sich gezwungen sah, ein anderes Zimmer zu nehmen. Niemand wird sich wundern, daß sie einige bittere Bemerkungen über „die Hysterie von Männern oder solchen, die vorgeben es zu sein", fallen ließ und anfing ihre Rolle als „Freidenkerin" weit weniger interessant zu finden. Eines Tages ereignete es sich, daß sie Jules' Vorgänger auf der Straße traf. Und es ereignete sich das viel Seltsamere, daß dieser sie nicht mit dem üblichen kühlen Lächeln grüßte, sondern sie herzlichst zu einem Kaffee einlud. Lucienne überlegte ein wenig mißtrauisch ... was wollte er von ihr? Dann siegte jedoch ihre Eitelkeit, sie lächelte geschmeichelt und nahm an. Bill war unerhört herzlich, wurde schließlich sogar ein wenig sentimental, fing an von seiner Liebe für Lucienne zu reden: kein Zweifel schien möglich, es war ein Rückfall. Beim Abschied erkundigte er sich sehr warm nach Jules; es schien Lucienne, als ob er sich ein wenig zu warm nach ihm erkundigte, doch sie versprach seine Grüße auszurichten. Am nächsten Tage lud Bill sie ins Kino ein. In der Dunkelheit lehnte er sich zärtlich an sie, drückte gefühlvoll ihre Hand und ... begann von Jules zu reden. Wie nahe er ihm gestanden habe, was für ein entzückender Bursche er sei ... Luciennes Ja klang etwas gezwungen. Dann begann er Jules' moralische und physische Qualitäten zu preisen; bei letzteren verweilte er besonders lange. Lucienne wurde ein wenig unruhig. Und wieder betonte Bill, daß sie sich sehr nahegestanden hätten (wobei dies Verb sicher ein Euphemismus war). Als Lucienne schwieg, begann er taktvoll von etwas anderem zu reden. Beim Heimgehen kaufte er ihr von einer Blumenfrau einen großen Strauß Rosen. Zwar kosteten sie nur fünf Francs, aber die Tatsache, daß Bill ihr Blumen kaufte, verstörte Lucienne doch völlig. Ihr Mißtrauen loderte auf: Bill hatte „Gründe". Und diese Gründe würde sie erfahren, schwur sie sich. Bereits am nächsten Nachmittag, als Bill sie zu einem Vermout einlud, welche Einladung er durch einen Strauß Margueriten unterstützte, legte er jedoch seine Karten offen auf den Tisch. Er fragte, ein wenig errötend, ob Lucienne wohl glaube, daß Jules ihn überhaupt noch anschauen würde, und ob sie, die immer so verständnisvoll gewesen ... Lucienne begriff! Einen Augenblick hatte sie Lust, Margueriten und Vermout dem „uneigennützigen" Spender ins Gesicht zu werfen; sie schnappte ein paarmal nach Luft, stürzte den Inhalt ihres Glases auf einmal hinunter und bekam einen fürchterlichen Hustenanfall, der ihr erlaubte, ihr seelisches Gleichgewicht unbemerkt wiederzuerlangen. Als sie rot und nach Luft ringend aus ihrem Taschentuch wieder auftauchte, hatte sie sich bereits in ihre Rolle gefunden. Bill erkannte dankbar ihren guten Willen an und bat sie, ein paar gute Worte für ihn bei Jules einzulegen. Im Laufe der darauffolgenden Unterredung mit Jules ließ Lucienne sich sogar dazu hinreißen, ihm seine Untreue gegen Bill bitter vorzuwerfen und höhnisch zu sagen: „Sogar mit mir hast du den armen Burschen betrügen müssen, dir ist auch keine Freundschaft heilig!" Etwas erschreckt hielt sie ein. Sollte sie den Edelmut nicht doch ein wenig übertreiben? Bill protestierte empört und zog sich gekränkt in die elegante Garçonnière seines Freundes Alexei zurück. (Das Wort Garçonnière scheint übrigens erst heute zu seiner richtigen Bedeutung gelangt zu sein.) Einige Tage später fragte Bill, ob in Luciennes Hotel nicht ein Zimmer frei sei. Trotz der erstaunt hochgezogenen Augenbrauen der Wirtin arrangierte Lucienne auch dies, und Bill zog ein. Lucienne sah sich plötzlich in der Rolle der lasterhaften Frau, die mit zwei Geliebten im selben Hotel lebt; leise Andeutungen ihrer Freunde ließen sie verstehen, daß man dies doch ein wenig übertrieben fände! Überall warf man der armen Lucienne ihr Lasterleben vor, und doch hatte sie noch nie so keusch und moralisch gelebt wie eben jetzt. Ihre gerechte Empörung wuchs mit jedem Tage; saß sie mit Bill im Café, steckten ihre Freundinnen die Köpfe zusammen; ging sie mit Jules über die Straße, lächelten sie spöttisch hinter ihr her und sagten: „Armer Jules!" Dabei gingen ihr Bills Herzensergüsse entsetzlich auf die Nerven, und die Geschenke von Jules, gestickte Gürtel und bunte Taschentücher, schienen ihr auch mehr indirekte Annäherungsversuche an Bill. Sie beschloß abzureisen! Und zwar allein abzureisen! Sie packte ihre Sachen, kündigte ihr Zimmer und bat, es an Bill zu geben, kaufte ihr Billett nach Marseille und kam dann zu einer letzten Unterredung mit Jules ins Hotel zurück. Nach einer zweistündigen Debatte erklärte dieser: er sei bereit, Bill zu vergeben, falls dieser selbst zu ihm käme. Da klopfte es: und Bill trat ein! Rasch erfaßte Lucienne die Situation, ergriff Jules' Hand, fügte sie mit theatralischer Gebärde in die von Bill, deklamierte gezwungen lachend: „Seid glücklich, Kinder!" und verschwand, bevor noch einer der beiden ein Wort sagen konnte. — — — In ihrem Zimmer starrte sie ein wenig trübselig auf Bills Blumen und Jules' Geschenke, die ja alle nicht für sie gemeint waren. Dann schrieb sie einen kleinen Abschiedszettel.

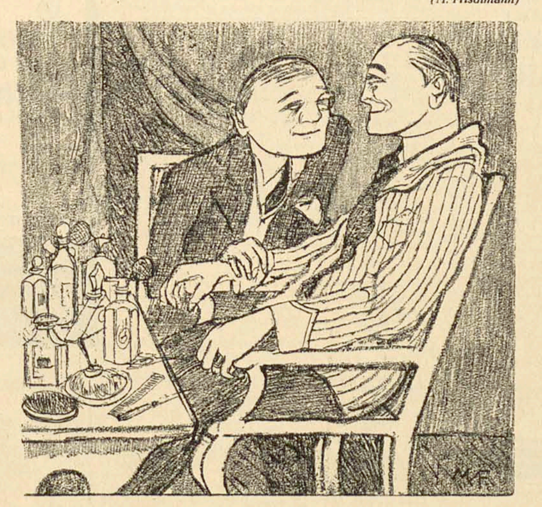
„Lieber Jules, ich reise ab! Bill hat mein Zimmer, so kannst Du Dich in der Nummer nicht irren! Simone wird Deine Socken stopfen, Du brauchst sie nicht zu bilden, sie weiß alles! Blumen und Seidentaschentücher sind sehr schön, wenn sie für einen gemeint sind: aber die Verwandtschaft wird mir zu kompliziert. Deine Freunde sind zwar meine Freunde, aber wenn meine Geliebten nun auch wieder Deine Geliebten werden, fürchte ich, daß ich nicht mehr auf meine Kosten komme.

Lucienne."

Sie schob den Zettel unter Jules' Tür und stieg ein wenig seufzend zum letztenmal die Treppen hinunter. Das „Lasterleben" hatte ein Ende; um neun Uhr fünfundzwanzig ging ihr Zug nach Marseille.

Freunde

(M. Frischmann)



„Hör' mal, Fritz, von heute an nenne ich dich ‚Friederike', das entlastet seelisch 'n bißchen."



Großaufnahme (Hans Aufseeser)



„So ist's recht, Fräulein: Mit dem Gesicht noch mädchenhafte Schelmerei, aber mit dem Busen schon bewußte Erotik!“

Rund um die Literatur

Seine neuen Werke wuchsen beträchtlich an Seitenzahl. Die Verleger druckten sie um seines berühmten Namens willen. Aber gelesen wurden sie selten.
„Kennen Sie schon seinen neuen Roman?“ fragte man den Feuilletonisten A. K.
„Ich habe versucht, ihn zu lesen.“
„Sie müssen ihn lesen. Er ist doch der größte Schriftsteller Deutschlands — er ist von einem immensen Wissen — und dann, eine Arbeit steckt in diesem Werk, ein Feilen um jedes Wort, ein Suchen nach dem letzten Ausdruck — eine Arbeit von vielen, vielen Jahren.“
„Das glaube ich gern“, erwiderte A. K., „denn auf den ersten Wurf kann ein Roman gar nicht sooooo langweilig werden.“

•

„Es ist ein schwieriges Beginnen“, sagte man dieser Tage zu einem zeitgenössischen Kritiker, „ein Urteil über Verse abzugeben.“
Der Kritiker erwiderte: „Sagen Sie ruhig von allen Versen, daß sie schlecht sind. Sie irren sich bei diesem Urteil in Ihrem Leben höchstens dreimal.“

•

Ein Stückeschreiber von heute traf den Berliner Schauspieler Kurt Götz. „Sagen Sie, Herr Kollege“, fragte er, „Ihre Stücke sind fabelhaft. Können Sie mir nicht Ihr Geheimnis verraten, wie Sie Stücke schreiben?“
Götz lächelte: „Zuerst eine kleine Gegenfrage: Was ist Ihr Hauptprinzip, wenn Sie ein Stück schreiben?“
„Ich denke immer daran, das Publikum zu unterhalten.“
„Also gerade das Gegenteil von mir“, erwiderte Götz, „ich denke nämlich in erster Linie daran, mich zu unterhalten.“

•

Ein junges Mädchen verfolgte während einer Gesellschaft Bernard Shaw mit ihren ununterbrochenen neugierigen Fragen.
Schließlich fragte sie den bejahrten Dichter: „Ich habe gehört, Sie sind Vegetarier, Mister Shaw?“
„Das bin ich“, erwiderte Shaw, „aber ziehen Sie keine falschen Schlüsse daraus! Damit ist durchaus nicht gesagt, daß ich mich nun auch für alles mögliche Grünzeug interessiere.“

Lieber Simplicissimus!

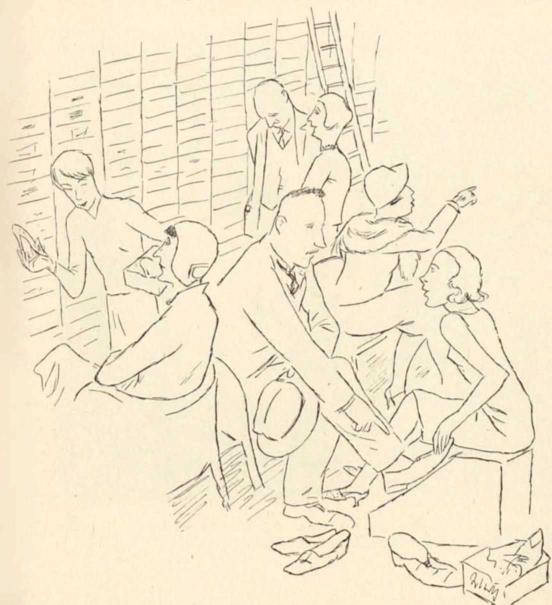
Sonntag — fünf Uhr dreißig. Deutsches Theater: Liebesparade. Vor mir ein behäbiger, biedrer Münchner. Bei der Stelle, an der sich der Prinzgemahl auf die hinterste Ecke des Sofas verzieht und die Worte ausstößt: „let me“ (laß mich), ruft der Dicke erstaunt: „Ja, jetzt schaug daher, jetza därfns beim Fülm a scho ‚leck mi‘ brüllen.“

•

Im Schlangenhaus des Leipziger Zoologischen Gartens. Eine Frau fragt, nicht eben leise, ihren Mann: „Du, was for 'ne Schlangensorte hat dänn eejendlich 'n Adam und de Eva im Baradies verfiehrt?“ Schweigen. — Da ruft eine Stimme aus der Zuschauermenge: „Vrleichd 'ne Puffotter!“

Etappenweises Vorgehen

(Kurt Werth)



„In Ihrer Auslage sind die gleichen Schuhe um eine Mark billiger." – „Dort haben wir eben auch schon mit dem Preisabbau angefangen."

Thesen — Diskussion am Mikrophon

Von Max Marschall

Achtung! Achtung! Hier Berlin und die angeschlossenen Sender.
Geehrte Rundfunkteilnehmer aller deutschen Länder:
Es werden jetzt diskurrieren drei Prominente:
Zuerst ist da ein Herr Regierungspräsidente,
a. D. allerdings, in agrarischen Fragen ein äußerst beschlagener Herr.
Dann eine linksradikale Dame, Erwählte des Volkes, M. d. R.
Und als dritter ein wirklicher Geheimer Regierungsrat,
Der wiederum für den Handel allerlei zu sagen hat.
Punkt dreiviertel sechse nachmittags ging es los:

Die radikale Dame fing an, ganz sittsam und bescheiden fragte sie bloß:
„Im Namen der Konsumenten, Frau Schulze, Frau Lehmann und Frau Meier,
Warum, erklären Sie mir gütigst, bitte, sind die Kartoffeln so teuer?
Wenn doch der Bauer nur sechzig Pfennig für den Zentner erhält,
Weshalb, ich bitt' Sie um alles in der Welt,
Müssen wir Hausfrauen zahlen zwischen drei und vier Mark?
Ist diese Preisspanne nicht Ihrer geehrten Meinung nach etwas sehr stark?
Da scheint mir doch etwas nicht zu stimmen im Zwischenhandel,
Und wie schafft man Ihrer geehrten Meinung nach hier Wandel?"
Als die radikale Dame, M. d. R., mit ihren Fragen war zu End,
Begann als zweiter der Herr Regierungspräsident:
Und er betonte mit Schwung und agrarischer Kraft,
Wie miserabel es ginge der deutschen Landwirtschaft.
Und er bewies mit vieler Statistik und auf alle mögliche Weise,
Die Landwirtschaft treffe keine Schuld für die hohen Kartoffelpreise.
Im Gegenteil, sie werfe ihre letzten paar Groschen noch hinterdrein,
Also müsse doch wohl der Handel schuld daran sein. —
Nun aber begann der Herr Geheime Regierungsrat zu sprechen
Und für den schwer beschuldigten Zwischenhandel eine Lanze zu brechen:
Und er bewies mit vieler Statistik und auf alle mögliche Weise,
Daß der Handel beinahe Geld zusetze sowohl beim Groß- wie Kleinhandelspreise.

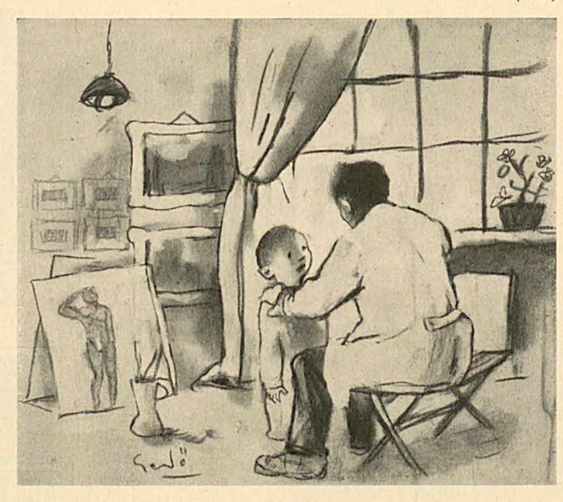
Dann sprachen alle drei noch ein Weilchen um die Sache herum,
Bis die vom Rundfunk bewilligte halbe Stunde war um.
Und dann haben sie wohl vom Rundfunk ihr Honorar empfangen
Und sind nach Haus oder auch anderswo hingegangen. — — —
Es haben drei Hähne gekräht auf dem Mist,
Aber der Kartoffelpreis bleibt so hoch wie er ist!!! —

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Erfahrung

(Gedö)



„Und wie hast du bisher am liebsten Modell gestanden?“ — „Am bequemsten war et als Säugling an der Mutter Brust.“

Das Wunder / Von Walther C. F. Lierke

Sie sagen, es gebe kein Wunder? — Es gibt natürlich keine Wunder vom Standpunkt der Naturwissenschaften aus. Aber das zaubert den Begriff Wunder nicht aus der Welt, und also gibt es Wunder.

Selbstverständlich können Sie nicht gleich verlangen, daß Diamantringe oder goldene Armbänder vom Himmel fallen. Aber auch das kommt vor. Sie gehen beispielsweise am Vormittag durch eine hochherrschaftliche Straße. Aus einem Fenster schüttelt ein Dienstmädchen einen kleinen Perserteppich, Vorlage vor einer Ottomane. In einer hochherrschaftlichen Gegend passiert das selten. Indessen, heute ist das Dienstmädchen zu faul, lange mit dem Staubsauger herumzuhantieren, denn die gnädige Frau schläft noch und schaut nicht zu. Die gnädige Frau hat nämlich auf schon erwähnter Ottomane heut nacht etwas heftig der Liebe gepflogen, und eben darum fliegt Ihnen vor die Füße direkt vom Himmel ein Diamantring. Zugegeben, daß dieses Wunder zu den sehr aparten gehört, denn welche wirkliche gnädige Frau vergäße über der Liebe sogar ihre Schmuckstücke? Aber es gibt auch weniger schwierige Wunder. Mir sind in meinem Leben hin und wieder solche passiert.

Im Anfang des Jahres 1922 lebte ich in Berlin; es war eine verdammt schlechte Zeit für mich. Ich machte Gedichte; sie waren miserabel, und da sie obendrein noch nicht einmal expressionistisch waren, ließ sich absolut nichts mit ihnen anfangen. Was ich sonst noch tat, war noch schlimmer. Jedenfalls, ich lungerte eines Spätnachmittags hilflos und hungernd durch die Straßen und wußte nicht, wie mir helfen. Eine Woche zuvor hatte ich die Geige eines guten Bekannten versetzt, bei dem ich wohnte, und der gerade verreist war. Das Geld war schon verbraucht, ich konnte nicht noch mehr von seinen Sachen aufs Leihhaus tragen. Er war wohl ein schlechter Geiger, aber seine Anzüge brauchte er schließlich . . . Ich stand auf einmal vor dem Russischen Café in der Nürnberger Straße. Ich sah Leute hineingehen, ich sah sie drinnen sitzen: sie tranken Tee und aßen dazu Kuchen. Mir fiel ein, daß ich kein schlechteres Exemplar Mensch wäre als sie, und daraufhin ging ich hinein ohne einen Pfennig in der Tasche. Ich bestellte mir Tee, ich bestellte mir „Kolibjaka“, vielleicht hieß es anders, jedenfalls: eine russische Art von Kuchen, mit Fisch darin oder mit Fleisch oder Reis gefüllt, eine famose Sorte Kuchen, die man nicht um der Leckerei willen ißt, sondern um zu essen, sich zu sättigen. Als ich das erledigt hatte, blieb ich stundenlang sitzen, bis zur Schließung des Lokals, denn etwas Angst hatte ich doch. Aber endlich — es waren außer mir nur noch drei Gäste da — stand ich auf und spazierte ruhig hinaus. Kein Kellner kam mir nachgelaufen, nichts derlei. Am nächsten Tage ging ich wieder hin; ich dachte mir weiter gar nichts, als daß es gleichgültig sei, ob man mich arretieren ließe, oder ob ich in den Straßen herumliefe. Aber man ließ mich nicht arretieren; man brachte mir auf Bestellung Tee und jenen russischen Kuchen. Und dann bin ich vier Wochen lang, buchstäblich vier Wochen lang, Gast des Lokals gewesen, ohne je einen Pfennig zu bezahlen, ohne je eine Silbe über diesen Punkt zu hören; es war unbegreiflich. Ich hatte wohl einige russische Bekannte, die hin und wieder in dem Café verkehrten, aber die hatten selber kein Geld. Ich kannte eine schöne junge Russin; sie war ein Engel von einem Menschen, aber sie hatte kaum genug zum Leben. Freilich, sie hatte es fertiggebracht, einmal im Russischen Café zu erscheinen, sich an meinen Tisch zu setzen und ein anständiges Abendessen zu bestellen. Als dann das Essen serviert war, behauptete sie, plötzlich keinen Appetit zu haben, nicht den geringsten, — so stellte sie es an, damit ich eine Mahlzeit von ihr annehmen konnte. Das ist übrigens auch schon ein kleines Wunder, für unsere mitteleuropäischen Verhältnisse wenigstens, für eine russische Frau ist es das nicht. Also, diesen russischen Engel sah ich während der vier Wochen offenkundiger Zechprellerei vielleicht zweimal im Lokal. Es ist ausgeschlossen, daß sie sich hätte für mich verbürgen können oder gar für mich zahlen.

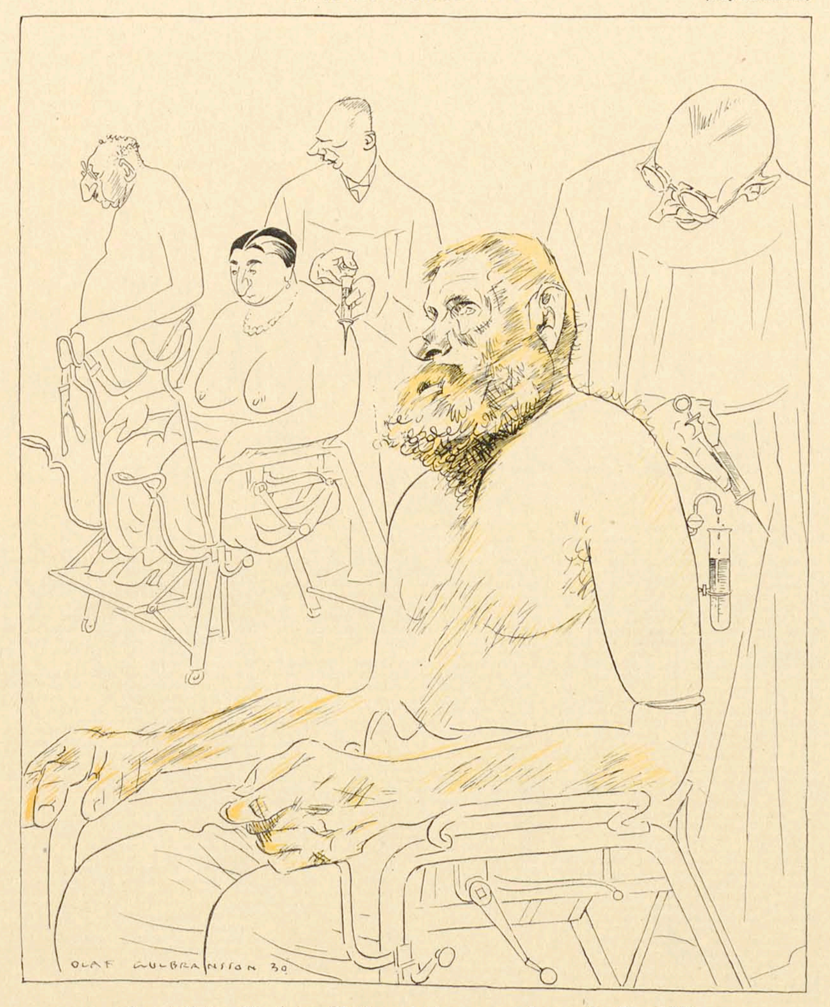
Mein logisches Gehirn wurde Tag für Tag erstaunter; trotzdem fand ich alles ganz in Ordnung; ich bestellte jedesmal zwei bis drei Tees, ebensoviel gefüllte Kuchen, ich ging ans Büfett, verlangte Zigaretten, immer zehn Stück. Jeder andere Gast mußte sie sofort bezahlen. Ich erhielt sie auf Wunsch hingereicht: kein Wort von Bezahlung. So ging das tagtäglich, ganze vier Wochen lang. Es war und blieb ein Wunder.

Dann bekam ich endlich Geld in die Hände. Ich suchte das Café auf, bestellte wie sonst, aber als ich aufbrechen wollte, rief ich den Kellner und wünschte zu zahlen. Das wurde sehr merkwürdig aufgenommen. Ich sehe noch heute sein nicht nur verwundertes, sondern geradezu entsetztes Gesicht. Weiß der Himmel, was in ihm vorgegangen sein mag. Ich hatte auf einmal ein scheußliches Gefühl der Entfremdung. Seinem entsetzten Gesicht gegenüber, dem ganzen Lokal gegenüber. Denn wahrhaftig, auch die Tische und Stühle und das Mädchen am Büfett, alles schien mich entsetzt anzustarren. Ich gewann es in der darauffolgenden Zeit nicht mehr über mich, das Lokal zu betreten. So nahm das Wunder ein Ende.

Wäre ich nicht so borniert gewesen, plötzlich meine Zeche zu zahlen, ich hätte bis in alle Ewigkeit als Freigast eines Wunders im Russischen Café, Nürnberger Straße, Berlin, sitzen können, — das heißt, bis in alle Ewigkeit doch nicht. Ich habe nämlich durch Zufall gehört, es hat schon vor Jahren Pleite gemacht. Das allerdings ist kaum ein Wunder gewesen.

Berlin stellt sich um

IV. In der ärztlichen Praxis *(Olaf Gulbransson)*



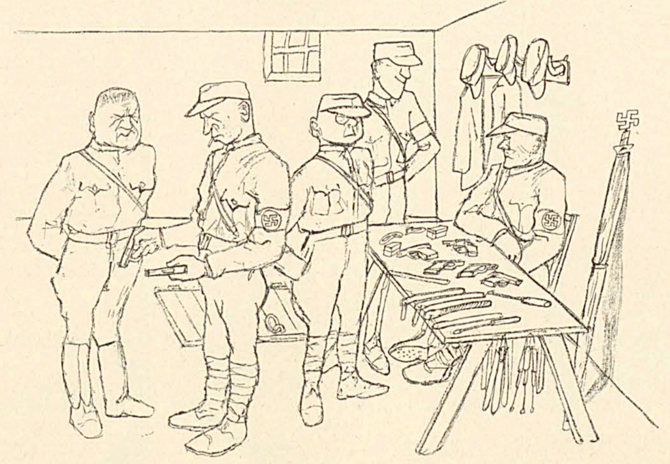
Spezialisten für Arier-Bluttransfusionen machen gute Geschäfte

Bellagamba oder Der andere Marsch auf Rom / Von Peter Scher

Herr Bellagamba hat ein Trikotagengeschäft in Genua. Die Weltlage ist bekannt, auch Trikotagen wollen heutzutage angebracht sein; schließlich leben wir im Jahre IX des Fascio, und Schwarzhemden werden nicht alle Jahre erneuert. Herr Bellagamba ist unzufrieden; das Öldruckporträt des Duce hängt aber natürlich in seinem Laden — wie sollte es nicht! —, und seine Beiträge entrichtet er schon deshalb pünktlich, weil sie mit Energie eingetrieben werden.
Aber wenn man in sein Herz sehen könnte — madre di Dio! Knapp gesagt: In seinem Herzen ist er nicht anders gesonnen als die meisten seiner Landsleute.
Für den zwölften Dezember war aus irgendwelchen Gründen eine große Huldigung der Vereinigten Trikotagenhändler in Rom angesetzt. Man hätte sie auch vorher oder nachher ansetzen können, aber am

Versammlungsvorbereitung

(M. Frischmann)



„Det müssen Se natürlich selber wissen, ob Se Ihre Ansicht heute abend so energiisch vertreten wollen, daß Ihnen 'ne Stahlrute nich mehr jenügt!"

zehnten huldigten die vereinigten Olivenölgrossisten, am elften der Staatsverband der Pasticceria-Inhaber, und am dreizehnten paßte es dem Duce nicht — also am zwölften Dezember, Punktum, keine Widerrede.
Herr Bellagamba begann gegen den zehnten Dezember katarrhalische Beschwerden zu äußern, die sich am Abend fieberhaft bemerkbar machten. Zudem meldeten sich geschäftliche Schwierigkeiten, die seine Anwesenheit in den nächsten Tagen zu einer lebenswichtigen Angelegenheit stempelten. Herr Bellagamba legte sich ins Bett, Kompressen auf dem Kopf, Telegramme auf dem Nachttisch. Die Angestellten blinzelten sich verständnisinnig zu. Der Disponent Agostini wurde mehrfach geheimnisvoll ans Telephon gerufen, was die Verkäuferin Fiametta, die mit Agostini befreundet war, nichtsdestoweniger dem Chef hinterbrachte, mit dem sie ebenfalls befreundet war.
Herr Bellagamba ahnte Unheil. Das Fieber, das er geheuchelt hatte, stellte sich wirklich ein. Immerhin: Niemand konnte bezweifeln, daß er unpäßlich war.
Am zehnten abends wurde Bellagamba ans Telephon gebeten. Ein Herr vom Fascio erkundigte sich liebenswürdig, wie es ihm gehe. Fieber? Ohh — wie bedauerlich! Aber bis zum nächsten Tag würde sich Herrn Bellagambas Befinden bestimmt bessern. Was er sagen wolle — zufällig habe er bei der Bahn erfahren, daß Herr Bellagamba für den elften noch keinen Schlafwagen nach Rom bestellt hätte . . . Barmherziger, noch eins — fast hätte er vergessen: die Hotels in Rom — — —
Der gepeinigte Bellagamba schrie auf: Alle Hotels in Rom seien besetzt — er wisse es genau. Übrigens glaube er bestimmt, daß sein Zustand ihm nicht erlauben würde . . . Außerdem die dringlichen Geschäfte!
Die Stimme des Herrn, beschwichtigend: Nun, nun, das sei alles nur halb so schlimm. Hauptsache: rascheste Besserung! Es wird schon werden. Va bene. Schluß.
Herr Bellagamba, nun ernstlich fiebernd, hatte böse Stunden; schließlich läutete er bei der Bahnauskunft an. Schlafwagen Rom? Alles besetzt!
Der glückliche Trikotagenhändler machte einen Luftsprung, der schon stark nach Rekonvaleszenz anmutete, besann sich aber rasch und wankte ins Bett zurück.
Die Nacht war schauerlich. Im Traum sah er sich, heldenhaft seinen Plan durchführend, als einzigen Trikotagenhändler des Landes, fern der Huldigung, über seine Bücher gebeugt. Ein fetter Auftrag aus Livorno wollte sich auf ihn niedersenken, aber als er zugriff, faßte er die Hand eines finsteren Schwarzhemdlers, der ein Maschinengewehr auf ihn einstellte. Der Alp drückte so heftig, daß er wie besessen aufbrüllte und von Signora einen Verweis einstecken mußte.
Am Morgen des elften rasselte das Telephon. Der Disponent Agostini sah die Verkäuferin Fiametta verschmitzt an, als Signore Bellagamba persönlich verlangt wurde—verlangt, nicht gebeten. Heraus aus dem Bett, herunter mit den Kompressen!
Der freundliche Herr vom Fascio. Ein Redestrom, wie Bellagamba einem ähnlichen noch nie standzuhalten hatte, selbst von sizilianischen Kunden nicht. Herrlich! Wunderbar! Wie gesund und frisch die Stimme! Man merke sofort, wie die Aussicht, dem Duce die schuldige Ehrfurcht darzubringen, Herrn Bellagamba verjüngt, erhoben, gerettet habe.
Wie, was? Kein Schlafwagen? Kein Hotel? Oh — da müsse man doch — einen Augenblick, das fehlte noch, daß dem glühenden Verlangen eines Patrioten, dem Duce zu huldigen, aus so lächerlichen Gründen nicht Erfüllung werden solle! In einer halben Stunde spätestens mehr! Rrrrr — ab.
Herr Bellagamba schmetterte den Hörer an den Apparat, daß die Muschel absprang. Dann duckte er sich, denn Agostini tauchte auf. Knirschend und gebeugt schleppte er sich wieder ins Schlafzimmer, hatte mit Signora eine gellende Unterredung, schrie, weinte und legte Eis auf.
Nach zwanzig Minuten wieder der Fascio — jubelnd, giovinezza, primavera und was weiß ich noch in der Stimme: Alles in Ordnung! Schlafwagenplatz soundso belegt, Hotel soundso hält Zimmer soundso reserviert, Bezahlung im Wagen, gute Reise, es lebe der — — —
Das große Wort war noch nicht heraus, als Signore Bellagamba wie ein getretener Hund aufheulte: Aber er sei schwächer als je und sein Geschäft — porco das und das, Himmelkreuz — — —
Erblassend stoppte er seinen Raptus, denn die andere Seite wurde plötzlich sehr ungemütlich. Alle Trikotagenhändler des Landes würden in Rom dem göttlichen Führer huldigen, und einzig Herr Bellagamba aus Genua — ja, was denn das heißen solle?
Herr Bellagamba mauzte kleinlaut ein paarmal auf, schluckte einige, wenn auch liebenswürdig mit Zucker krustierte, so doch nicht minder bittere Drohpillen hinunter und schlotterte hoffnungslos am Apparat.
Die andere Seite machte nun weiter kein Aufhebens, sondern ging forsch ins Sachliche. Um die und die Zeit geht der Zug; wir werden uns erlauben, Sie an der Bahn persönlich zu der ereignisreichen Fahrt zu beglückwünschen. Rrrrr. Schluß.
Als Herr Bellagamba am elften abends den Perron betrat, tänzelte ihm auch schon ein Schwarzhemdjüngling entgegen, führte ihn zum Abteil, schob ihn unter gellenden Freudenausbrüchen hinein und machte die Tür hinter ihm zu.
Er stieß, zugleich mit tausend anderen ebenso begeisterten Trikotagenhändlern, feurig das kommandierte Huldigungsgeschrei aus, und als er, ein zermürbter Mann, nachts in seinem Hotelbett lag — Vorzugspreis zweihundert Lire ohne Frühstück —, erinnerte er sich fiebernd an nichts als an einen weitgeöffneten Mund, aus dem immer heftiger schmetternde Töne hervordrangen. Mit dem Gedanken, daß alle ausgestandenen Leiden eines Tages vielleicht doch für das Trikotagengeschäft nützlich sein könnten, schlief er, wenn auch im Unterbewußten noch leise knirschend, dennoch mit einem glücklichen Lächeln ein.

Vom Hexen

Es wäre so schön aus verschiedenen Gründen,
wenn Brüning und Co. das Hexen verstünden
und uns von den hundsmisrabligen Zeiten
durch ein kräftiges Abrakadabra befreiten.

Freilich heißt es, daß Hexerei
im Grunde nichts als Geschwindigkeit sei.
Leider, wie die Erfahrung lehrt,
gilt dieser Satz nicht auch umgekehrt.

Tempo – das müssen wir unbedingt loben –
Tempo haben die Herren da droben.
Wird nun aber durch selbes demnächst
Heil und Segen uns angehext?
Schwinden plötzlich die alten Verdrüsse?
Oder hagelt es Hexenschüsse?
Oder springt gar, o Jammer und Graus,
schließlich ein Hexensabbat heraus?

Ratatöskr

Akademische Disputationen

(Erich Schilling)



im dunklen Mittelalter —



und in unserer aufgeklärten Neuzeit.

Peinlicher Zwischenfall bei der Londoner Indien-Konferenz

(E. Thöny)



Ein wirklicher Vertreter des indischen Volkes, der sich unbefugterweise eingeschlichen hatte, konnte noch rechtzeitig aus dem Saal entfernt werden.

Stuttgart, 15. Dezember 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 38

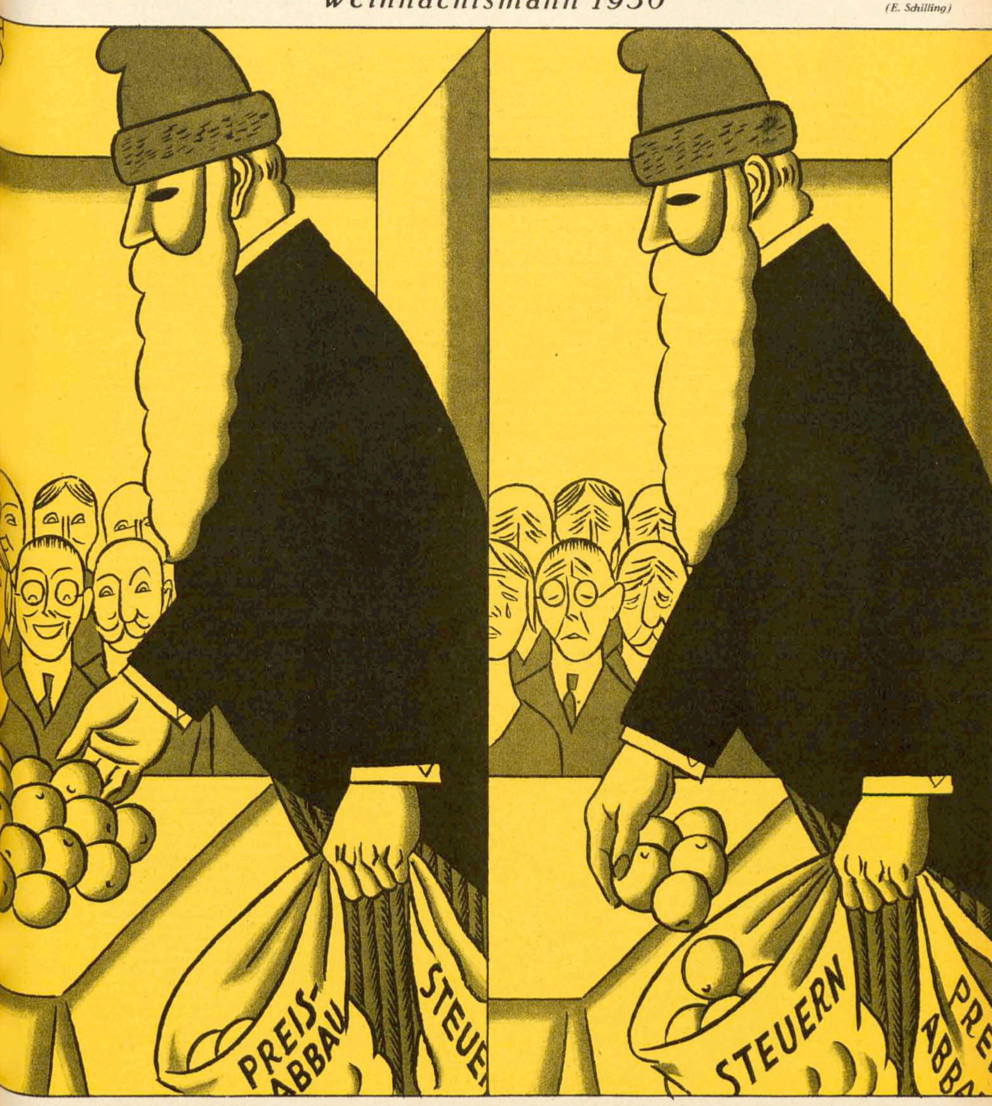
SIMPLICISSIMUS

„Der Weihnachtsmann“

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Pos… sand: Stuttgart

Weihnachtsmann 1930

(E. Schilling)



„Der Weihnachtsmann hat's gegeben, der Weihnachtsmann hat's genommen – der Weihnachtsmann sei gelobt!“

Die Gans, die vor Weihnachten bebt —

Die Gans, die vor Weihnachten bebt,
weil sie durch mystisches Erkennen
schon halbwegs in der Pfanne lebt,
ist schwer vom Weihnachtsmann zu trennen.

Man kennt sie auch in Form der Braut
auf festlicher Verlobungsplatte,
und ist so knusprig, daß man kaut,
als wär' man selbst der künftige Gatte.

Kurzum die Gans, ob so, ob so —
und dumpf bewußtseint sie sich dessen —
ist sozusagen ein Symbo':
daß wir nur lieben, was wir fressen.

O Zeit, die selbstlos uns erhebt,
da alle Metzger Messer schleifen —
die Gans, die vor Weihnachten bebt,
ist ganz als Sinnbild zu begreifen.

Peter Scher

Himmlische Nothilfe

Von Peter Panter

„Wat denn? Wat denn? Zwei Weihnachtsmänner?"
„Machen Sie hier nich sonen Krach, Siiie! Is hier vier Tage im Hümmel, als Hilfsengel — und riskiert hier schon ne Lippe."
„Verzeihen Sie, Herr Oberengel. Aber man wird doch noch fragen dürfen?"
„Dann fragen Sie leise. Sie sehn doch, daß die beiden Herren zu tun haben. Sie packen."
„Ja, das sehe ich. Aber wenn Herr Oberengel gütigst verzeihen wollen: woso zwei? Wir hatten auf Schule jelernt: et jibt einen Weihnachtsmann und fertig."
„Einen Weihnachtsmann und fertig . . .! Einen Weihnachtsmann und fertig . . .! Diese Berliner! So ist das hier nicht! Das sind ambivalente Weihnachtsmänner!"
„Büttaschön?"
„Ambi . . . ach so, Fremdwörter verstehn Sie nicht. Ich wer Sie mal für vierzehn Tage rüber in den Soziologenhimmel versetzen — halt, oder noch besser, zu den Kunsthistorikern ... da wern Sie schon ... Ja, dies sind also . . . diese Weihnachtsmänner — das hat der liebe Gott in diesem Jahre frisch eingerichtet. Sie ergänzen sich, sie heben sich gegenseitig auf . . ."
„Wat hehm die sich jejenseitich auf? Die Pakete?"
„Wissen Sie . . . da sagen die Leute immer, Ihr Berliner wärt so furchtbar schlau — aber Ihre Frau Mama ist zwecks Ihrer Geburt mit Ihnen wohl in die Vororte gefahren . . .! Die Weihnachtsmänner sind doppelseitig — das wird er wieder nicht richtig verstehn — die Weihnachtsmänner sind polare Gegensätze."
„Aha. Wejen die Kälte."
„Himmel ... wo ist denn der Fluch-Napf ...! Also ich werde Ihnen das erklären! Jetzt passen Sie gut auf:
Die Leute beten doch allerhand und wünschen sich zu Weihnachten so allerhand. Daraufhin hat der liebe Gott mit uns Engeln sowie auch mit den zuständigen Heiligen beraten: Wenn man das den Leuten alles erfüllt, dann gibt es ein Malheur. Immer. Denn was wünschen sie sich? Sie wünschen sich grade in der letzten Zeit so verd . . . so vorwiegend radikale Sachen. Einer will das Hakenkreuz. Einer will Diktatur. Einer will Diktatur mitm kleinen Schuß; einer will Demokratie mit Schlafsofa; eine will einen Hausfreund; eine will eine häusliche Freundin . . . ein Reich will noch mehr Grenzen; ein Land will überhaupt keine Grenzen mehr; ein Kontinent will alle Kriegsschulden bezahlen, einer will . . ."
„Ich weiß schon. Ich jehöre zu den andern."
„Unterbrechen Sie nicht. Kurz und gut: das kann man so nicht erfüllen. Erfüllt man aber nicht ..."
„Ich weiß schon. Dann besetzen sie die Ruhr."
„Sie sollen mich nicht immer unterbrechen! Erfüllen wir nicht — also: erfüllt der liebe Gott nicht, dann sind die Leute auch nicht zufrieden und kündigen das Abonnement. Was tun?"
„Eine Konferenz einberufen. Ein Exposé schreiben. Mal telephonieren. Den Sozius . . ."
„Wir sind hier nicht in Berlin, Herrr! Wir sind hier im Himmel. Und eben wegen dieser dargestellten Umstände haben wir jetzt zwei Weihnachtsmänner!"
„Und . . . was machen die?"
„Weihnachtsmann A erfüllt den Wunsch. Weihnachtsmann B bringt das Gegenteil. Zum Exempel:
Onkel Baldrian wünscht sich zu Weihnachten gute Gesundheit. Wird geliefert. Damit die Ärzte aber nicht verhungern, passen wir gut auf; Professor Dr. Speculus will auch leben. Also kriegt er seinen Wunsch erfüllt, und der reiche Onkel Baldrian ist jetzt mächtig gesund, hat eine eingebildete Krankheit und zahlt den Professor. Oder:
Die Nazis wünschen sich einen großen Führer. Kriegen sie: ein Hitlerbild. Der Gegenteil-Weihnachtsmann bringt dann das Gegenteil: Hitler selber.
Herr Merkantini möchte sich reich verheiraten. Bewilligt. Damit aber die Gefühle nicht rosten, bringt ihm der andere Weihnachtsmann eine prima Freundin. Oder:
Weihnachtsmann A bringt dem deutschen Volke den gesunden Menschenverstand — Weihnachtsmann B die Presse. Weihnachtsmann A gab Italien die schöne Natur — Weihnachtsmann B: Mussolini. Ein Dichter wünscht sich gute Kritiken: kriegt er. Dafür kauft kein Aas sein Buch mehr. Die deutsche Regierung wünscht Sparmaßnahmen — schicken wir. Der andere Weihnachtsmann bringt dann einen kleinen Panzerkreuzer mit.
Sehn Sie — auf diese Weise kriegt jeder sein Teil. Haben Sie das nun verstanden?"
„Allemal. Da möcht ich denn auch einen kleinen Wunsch äußern. Ich möchte gern im Himmel bleiben und alle Nachmittag von 4—6 in der Hölle Bridge spielen."
„Tragen Sie sich in das Wunschbuch der Herren ein. Aber stören Sie sie nicht beim Packen — die Sache eilt."
„Und . . . verzeihen Sie . . . wie machen Sie das mit der Börse —?"
„So viel Weihnachtsmänner gibt es nicht, Herr — so viel Weihnachtsmänner gibt's gar nicht —!"

Der Tiefsee-Weihnachtsmann

(Hilla Osswald)



Nikolauslegende

Von A. Wisbeck

Die umfangreichen mit seiner Person getriebenen Mystifikationen hatten den heiligen Nikolaus veranlaßt, sich nach langen Jahren wieder einmal selber auf den Weg zu machen, um die guten Kinder zu belohnen, die bösen zu züchtigen. Vor einer prächtigen Villa hielt der Heilige an, begehrte und fand Einlaß.
In der luxuriös ausgestatteten Diele trat ihm ein elegant gekleideter Herr ohne Zeichen der Überraschung, jedoch mit sichtlicher Freude entgegen. „Ah, du bist es, Onkel Peter!" lachte der Mann und reichte dem Heiligen die etwas fettliche Hand hin. „Alle Hochachtung, Onkelchen, du siehst dir von Jahr zu Jahr ähnlicher! Übrigens, weißt du, ich finde es geradezu heroisch, in dieser wahrhaft beschissenen Zeit noch die Stimmung für einen Ulk aufzubringen. Hast du heute den Börsenbericht gelesen? Na, Schwamm drüber, ich will dir den Rummel nicht verderben. Eine Postanweisung hätte natürlich auch genügt. Aber Heinz wird sich trotzdem über dein persönliches Erscheinen freuen, denn der Junge ist nu mal so 'n bißchen romantisch veranlagt. Leider! Was ich aber noch sagen wollte, kannst du mir bis Ultimo fünftausend Mark leihen, Onkelchen?" — Der Heilige erstarrte, und nur murmelnd entrang es sich dem Gestrüpp seines Bartes: „Ich habe kein Geld!" — „Na, wenn nicht, denn nicht", antwortete der Herr etwas unwirsch, „Äppel und Nüsse haben wir übrigens genügend selber im Haus, aber wenn du dem Jungen die Verstärkerröhre für sein Radio gibst, wird es ihn vielleicht freuen. Gott befohlen, oller Knicker!" Damit entfernte sich der Herr, und eine junge, schlank gewachsene Dame betrat den Raum. Sie näherte sich, dem abtretenden Herrn vorsichtig nachschielend, legte ihren zarten Zeigefinger an das zinnoberrote Lackschnäuzchen und flüsterte dem Heiligen in die struppige Ohrmuschel: „Hugo hat nichts gemerkt!" Dann trat sie einen Schritt zurück, betrachtete mit einem seltsam verschleierten Blick die Figur des heiligen Nikolaus und wisperte aus bebenden Lippen: „Weißt du, Peter, wie du in dieser Maskerade auf mich wirkst? Pervers! Fabelhaft pervers! Ein Mann in deinen Jahren, rüstig noch und straff, doch mit kitzelndem Greisenbart und dieser von gewalttätiger Sinnlichkeit geschwellten Nase eines Trunkenboldes, brünstige Glut unter härenem Mönchsgewand — ah — letzte Sensation unter der nivellierenden Bügelfalte der heutigen Männerwelt!" Damit näherte sich die Dame wieder dem Heiligen, schmiegte sich katzenhaft an seine Kutte und küßte ihn plötzlich so heftig, daß dem Gekosten ein ganzer Büschel seiner Barthaare in den Schlund geriet. Während ihn ein heftiger Hustenanfall erschütterte, öffnete die Dame ihr Handtäschchen und entnahm ihm ein Flakon. „Weißt du, Peter", sprach sie lächelnd, „alle Originalitätshascherei in Ehren, aber dein Bart braucht deshalb nicht nach Schnupftabak zu muffeln! Parfümierte Askese ist nebenbei bemerkt der letzte Cri!" Mit diesen Worten goß die schöne Dame den Inhalt des Flakons über den Bart des Heiligen. Eine nach Narzissen schwer duftende Flüssig-

König Otto und das Christkind

(Olaf Gulbransson)



„Nur Geduld, lieber Otto, bis mein Königtum anerkannt wurde, hat es auch ziemlich lange gedauert!"

keit rann durch die langen Strähnen und träufelte von ihnen auf das Parkett. „Verruchtes Weib!" schrie Sankt Nikolaus, während ihn ein heftiger Nießreiz befiel, „verfluchte Dirne, dir gebührt in Wahrheit eine Züchtigung!" Und er schlug der Dame mit voller Kraft die Rute über die schwellenden Rundungen des Gesäßes. „Herrlich!" stammelte verzückten Blickes die Frau, „siehst du, Peter, nun bist du endlich das, was ich mir immer schon ersehnt habe, ein Mann, ein wahrhafter Mann mit den herrischen Trieben des Sklavenhalters!" Noch immer gegen Nießreiz ankämpfend, entwand sich Nikolaus einer leidenschaftsvoll versuchten Umarmung und humpelte zum Kinderzimmer. Der melodische Schwall rhythmisch quäkender Jazzmusik drang ihm entgegen, und da ein sanftes Pochen kein Gehör fand, begann er mit beiden Fäusten an die Türe zu hämmern. „Verdammte Schweinerei!" schrillte drinnen eine helle Knabenstimme, „kann man denn nich mal in Ruhe seinen Jazz abhören? Herein!" Sankt Nikolaus trat ein und stand einem stramm gewachsenen Knaben gegenüber, der sich mit zornrotem Gesicht vor die Türe gepflanzt hatte. Als er des Heiligen gewahr wurde, verzog sich das dickwangige Gesicht des Kleinen zu einem breiten Grinsen. „Ach, du bist es, Onkel Peter!" kicherte der Junge, „na, nischt für ungut, ick habe nämlich jedacht, et sei wieder mal Minna, dieses Rindvieh!" — „Warst du auch immer hübsch brav und artig?" stotterte Nikolaus gewohnheitsmäßig. „Na, mache schon keene Fisimatenten, Onkelchen", lachte der Kleine fröhlich auf, „und jib mir mal die Verstärkerröhre, die du mir versprochen hast! Nebenbei bemerkt, Vater hat keene Ahnung von der Chose mit Mutti, und det muß dir alleene schon hundert Emm wert sin. Immerhin, Onkelchen, Vorsicht jeboten!" Da ergrimmte Nikolaus, legte den Jungen über sein Knie und versuchte ihn mit seiner Rute zu züchtigen. Der aber wehrte sich aus Leibeskräften und schrie auf: „Nee, Onkel, jeder Spaß hat nu mal seine Jrenzen, eenen Hieb nur, und ick verpetze dich Vatern!" Damit krallte sich der Junge im Vollbart des Alten fest und riß ihm ein Büschel Haare aus dem Kinn. Nachdem sich Nikolaus vom Schmerz ein wenig erholt hatte, versetzte er dem Knaben zwei wohlgezielte Maulschellen und verließ entrüstet das Haus. —
Seither verzichtet Sankt Nikolaus darauf, die Erde zu besuchen, und überläßt es wieder neidlos den Onkeln, seine Person zu mystifizieren.

Arbeitsloser im Advent

Wir brauchen keinen Preisabbau.
Wir haben doch kein Geld.
Wenn einer gar nichts kaufen kann,
dann kommt es schließlich nicht drauf an,
ob so ein Preis mal fällt.

Wir brauchen auch kein Weihnachtsfest.
Wir sind ja viel zu arm.
Wir stecken tief im Dunkel drin —
da reicht nicht mal die Hoffnung hin
und macht uns etwas warm.

Wir brauchen nichts. Wir wollen nichts.
Wir leiden keine Not.
Wir haben längst schon ausgelebt
und warten, daß uns wer begräbt. —
Denn morgen sind wir tot.

H. S.

Weihnachtssorgen

(E. Thöny)



„Schrecklich, diese beschränkten Räume! Nicht einmal den neuen Rolls-Royce, den uns der Weihnachtsmann gebracht hat, können wir unter den Christbaum stellen!"

Altkluges Kind schreibt an den Weihnachtsmann

Von Hans Seiffert

Sehr geehrter, lieber Herr Weihnachtsmann!
Gestatten Sie mir, Sie so vertraulich zu titulieren,
obwohl ich weiß,
daß Sie in Wirklichkeit gar nicht existieren.
Aber, nicht wahr, man tut, als ob man an Sie glaubt,
damit man nicht den Erwachsenen
die letzten kindlichen Illusionen raubt.
Denn auf die Illusionen kommt es an.

Bringen Sie mir also, bitte, lieber Weihnachtsmann,
eine Puppe. Selbstverständlich mit sex appeal!
Aber auch mit Herz, mit Busen und mit Gefühl,
wie es die Mode in dieser Saison verlangt.
Denn Flapper und Girl haben endgültig abgedankt.
Garçonne und Girl sind auch im Puppenmilieu
vollkommen unmöglich, total passé.
Zweitens
wäre mir natürlich ein Auto sehr lieb,
wenn auch nur mit Hand- oder Fußbetrieb.
Aber, bitte, mit einer recht lauten Hupe dran,
damit ich den Leuten
einen ordentlichen Schreck einjagen kann.
Heutzutage ist ja der Mensch nichts mehr wert,
der nicht im eigenen Wagen fährt.
Drittens
möchte ich irgendein Gesellschaftsspiel haben.
Es fördert die Entwicklung der Geistesgaben;
man lernt gewinnen, man lernt verlieren,
man lernt, seine Komplexe abzureagieren;
man übt auf hundert verschiedene Weisen,
den Mitspieler nach Kräften zu be—trügen.
Und das macht nun einmal das meiste Vergnügen.
So,
nun wissen Sie, wie es mit meinen Wünschen steht.
Im voraus bestens dankend
grüßt Ihr Fred.

Weihnachtsbesorgungen

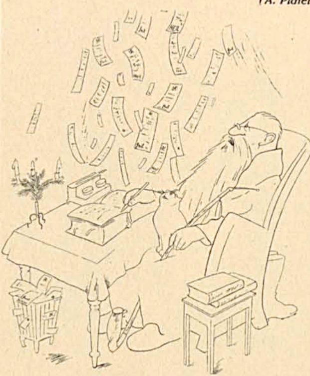
(M. Frischmann)



„Nee, Mieze, wenn dir der Pelz nich tadellos paßt, denn wird er eben jleich jejen 'nen andern umjeklaut."

Der Weihnachtsmann lernt um

(A. Pichel)



„Aha, die neue Generation erscheint, die wünschen nicht mehr — sie fordern!"

Blitzinterview mit dem deutschen Weihnachtsmann

Er empfing mich dort, wohin neuestens alle geistigen Repräsentanten Deutschlands zum Empfange laden: im Warenhaus Karstadt.

Meine erste Frage: „Haben Sie heuer viel zu tun, Herr Weihnachtsmann?"

Seine Antwort: „Die Wirtschaftsdepression ändert meine Beschäftigung nur, aber mindert sie nicht."

„Was bringen Sie dem deutschen Volke?"

„Den Preisabbau. Und zwar wird, weil mit irgend etwas ja doch begonnen werden muß, mit dem Abbau der Literaturpreise angefangen."

„Was hat der Reichstag von Ihnen zu erwarten?"

„Diesmal eine ganz besondere Überraschung. Über dem Sitz des Reichstagspräsidenten wird ein Mistelzweig angebracht werden, und wenn Löbe den Goebbels darunter erwischt, darf er ihn küssen! Wie finden Sie das?"

„Famos! Und weil wir gerade davon sprechen: Womit gedenken Sie Hitler selbst zu überraschen?"

„Mit einer Einladung, den Heiligen Abend bei Jakob Goldschmidt zu verbringen. Er wird seit dem Frühstück bei Direktor v. Stauß sicher wieder Hunger bekommen haben, und bei Goldschmidts wird eine ganz tadellose Küche geführt. Herr, wissen Sie, was Pfefferkarpfen sind?!"

„Was darf sich die deutsche Presse von Ihnen erhoffen?"

„Wenn sie schön brav ist und der Regierung keine Schwierigkeiten macht, — einen funkelnagelneuen Massenmörder!"

„Wundervoll! Und was haben Sie in Ihrem Sack für das deutsche Theater mitgebracht?"

„Fünf Zeitstücke und außerdem auch ein Drama."

„Haben Sie auch nicht des notleidenden Kapitals vergessen?"

„Sehe ich so aus? — Ich bringe ihm eine Dauerermäßigung für Fahrten und Transporte in die Schweiz."

„Wird das aber eine Freude sein! — Und was wird die deutsche Außenpolitik abbekommen?"

„Deutsche Außenpolitik? So etwas gibt es nicht, Herr, das ist nur eine Erfindung von Theodor Wolff."

„Worauf darf die deutsche Industrie hoffen?"

„Auf Kriegslieferungen. Aber sagen Sie das vorläufig niemandem weiter. Man würde es Ihnen nämlich Gott sei Dank nicht glauben."

„Was bringen Sie der Reichswehr?"

„Diese Frage beantworte ich nicht, in Ihrem eigenen Interesse. Was hätten Sie schließlich davon, wegen Landesverrat eingesperrt zu werden?"

„Vielen Dank für Ihre Rücksicht, Herr Weihnachtsmann. Um also von etwas Unverfänglicherem zu sprechen: Worauf darf sich die Staatspartei freuen?"

„Auf ihre Auflösung."

„Und was bekommt die Kirche?"

„Ach, Sie halten Weihnachten für ein katholisches Fest? Welch naives Mißverständnis!"

„Aber Hugenberg, der wird doch immerhin beschenkt?"

„Freilich, freilich. Der kriegt zwei Hausjuden für seinen Zeitungskonzern; der arme Kerl hat sie schon gebraucht wie einen Bissen Brot."

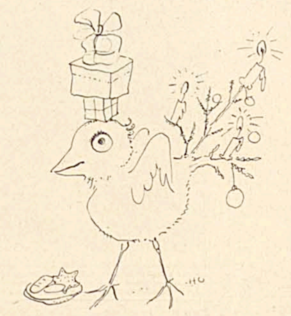
„Und was bringen Sie den Erwerbslosen, Herr Weihnachtsmann?"

„Leider nichts. In meinem Sack war schon gar kein Platz mehr, sehen Sie selbst! Aber nächstes Jahr bekommen bestimmt auch die Erwerbslosen etwas ab. — Das heißt", fügte der deutsche Weihnachtsmann skeptisch lächelnd hinzu, „wenn es im nächsten Jahre mich noch gibt. Und sie."

Kat.

Der Weihnachtsvogel

(Hilla Osswald)



Weihnachtskatalog 1930

Unser bestrenommiertes Versandhaus „Deutsche Weihnacht" hat trotz der überaus schwierigen Wirtschaftslage auch in diesem Jahre wieder eine große Anzahl sehr aparter Weihnachtsneuheiten herausgebracht, und gestatten wir uns, Ihnen nachstehend eine kleine Auswahl aus unserem reichhaltigen Weihnachtskatalog zu offerieren.

Artikel 0017: Preisabbau-Stereoskop. Das Wunder des plastischen Sehens. Der durch diesen Apparat betrachtete Preisabbau erscheint in ungeahnter Plastik und Natürlichkeit, daß man aus dem Staunen nicht herauskommt. Lieferbar in zwei Ausführungen:
0017A für Produzenten (mit gewöhnlicher Linse).
0017B für Konsumenten (mit eingebautem Mikroskop und Zeitraffer, um die äußerst winzigen und noch dazu auf lange Zeiträume verteilten Preissenkungen überhaupt erst sichtbar zu machen).

Artikel 0084: Freitod-Apparat „Stirb wohl-riechend!"
Um den in Rentner-, Fürsorgeempfänger- und Erwerbslosenkreisen beliebten Freitod durch Leuchtgas genußreicher zu gestalten, fügt der Apparat dem ausströmenden Gas, ohne seine Wirksamkeit zu beeinträchtigen, ein sehr angenehm duftendes Parfüm bei. Vorrätig in zwölf verschiedenen Duftsorten. Der äußerst niedrig bemessene Preis ermöglicht jedem die Anschaffung dieses Gerätes. Tausende von Anerkennungsschreiben liegen bereits vor.
Auf Wunsch wird der Apparat mit dem bereits im Vorjahre auf den Markt gebrachten Selbstauslöser „Stirb billig!" zusammen geliefert, der bekanntlich nach erfolgtem Tode des Freitödlers die Gaszufuhr selbsttätig sperrt und unnütze Kosten verhindert. (Bestellnummer der Kombination 0084/S.)

Artikel 0137: Tischkegelspiel „Laßt Köpfe rollen!"
Ausführung 0137A für Hitler-Leute.
Ausführung 0137B für Starhemberg-Leute.
Die Kugeln dieses hübschen Spiels zeigen porträtähnlich die Gesichtszüge deutscher bzw. deutsch-österreichischer Linkspolitiker.

Artikel 0305: Roboter „Braunhemd". Sensationelle Neuheit.
Bewegt sich im Marschschritt vollkommen gleichmäßig, schreit auf Kommando „Deutschland erwache! — Juda verrecke! — Heil Hitler!" und singt drei nationale Lieder.

Artikel 0306: Dasselbe in Luxusausführung mit eigener Limousine.
Die eingebaute Lautsprecheranlage gibt zwei Reden wieder:
„Wir werden bestehende Verträge loyal erfüllen!"
und
„Wir werden die Schandverträge zerreißen!"
(Die erste Rede für ausländische Journalisten, die zweite für deutsche Wähler bestimmt.)

Artikel 0796: Automatischer Verkehrsregler.
In Thüringen und Braunschweig nicht zugelassen.

Artikel 0821: Bleisoldaten in den allerverschiedensten Ausführungen.
Sortiment A für Pazifistenkinder: Die hochkünstlerisch ausgeführten Figuren stellen Krieger aus vergangenen Zeiten (Römer, Germanen, Assyrer, Karthager, Ritter, Landsknechte usw.) oder aus fernen Zonen (Chinesen, Indianer, Trapper usw.) dar.
Sortiment B für deutsche Kinder: Die Figuren zeigen naturgetreu sämtliche Truppengattungen aller europäischen Staaten und dienen der Erziehung zur Wehrhaftigkeit.

Artikel 0999: Gesellschaftsspiel „Die Abrüstung".
Urkomisch! Lachen ohne Ende! Jahrelang haltbar! Jeder Teilnehmer gewinnt und besitzt zuletzt mehr als zu Beginn des Spiels.

Artikel 1001: Deutsche Parteibrillen. Angefertigt nach den Vorschriften des Reichs-Gesundheits-Amtes. Zur Zeit vorrätig in 637 Schattierungen.

hs.

Weihnachtsreisen nach Bethlehem mit dem Luxusdampfer

(Wilhelm Schulz)



„In den letzten neunzehnhundertdreißig Jahren ist die Welt doch ziemlich fortgeschritten. Wenn man denkt, wie unbequem w i r *seinerzeit nach Bethlehem gereist sind!“*

Das Weihnachtsgeschenk

Der arbeitslose Hilfsarbeiter Pepi Hromatka führte seinen Sohn Ferdl am Weihnachtstage durch die hellerleuchtete Kärntner Straße. Natürlich hätte er das lieber nicht tun sollen, denn plötzlich blieb der kleine Ferdl vor der Auslage eines Spielwarengeschäftes stehen, drückte die winterlich verrotzte Nase platt an die Scheiben und begann zu betteln: „Votta, kauf' m'r dös Schaukelpferdl!“

„Blöder Bua“, sagte der Vater ärgerlich, „arme Leut' ham ka Göld für Weihnachtsg'schenke!“

Der Bub, ohne Verständnis für die Gottgewolltheit ungleicher Kapitalsaufteilung, ließ nicht locker: „Votta, i wüll's oba habn!“

„Jetztn bist still und kummst weiter!“ donnerte der Erzeuger und packte seinen Sprößling an der Hand. „Wannst no a Wurt redst, meiner Seel', nacher fangst a Mordstrummwatschen!“

„I wüll's oba do habn!“ kreischte der Kleine.

„Jetztn host eigentli a Watschen verdient, indem daß du trotz mein' Verbot weiterg'redt host“, sprach der Vater strenge, „aber weil heut' der Heilige Abend is, so schenk' i dir dö Watschen!“

Und so ist der arme, kleine Ferdl Hromatka doch zu einem Weihnachtsgeschenk gekommen . . .

Salpeter

Weihnachten 1930 *(Jeanne Mammen)*



„Sag', Mutti, wollen wir auch noch 'n bißchen Christbaumschmuck kaufen?“ — „Noch nicht, lasse Vater erst mal den letzten Börsenbericht abwarten!“

Weihnachtsmänner

Tante Frieda machte am Niklastag noch einmal einen Versuch, Rudi zum Glauben an den Weihnachtsmann zurückzuführen. Sie besorgte sich einen Wattebart, borgte sich einen Kutscherpelz und trank einen großen Kognak zwecks Reduzierung der Stimme. „Wir wollen ihr den Spaß nicht verderben“, flüsterte Edith dem Brüderchen zu, als sie Tante Friedas Lackschuhe unter dem Pelz hervorblitzen sah. Sie schimpfte weidlich auf die Rangen. Da konnte sich Rudi nicht halten und rief: „Ein feiner Mann bist du auch nicht, Ruprecht, du hast ja Onkel Heinrichs Spazierstock geklaut!“

•

Mit dem Geschäftsführer gehe ich durch das vorweihnachtliche Gedränge eines Warenhauses. Wir kommen auch an einem sehr stilvollen Weihnachtsmanne vorbei, der von einer fröhlichen Kinderschar umjubelt wird. Auffällig erscheint mir, daß er mit großer Hornbrille bewaffnet ist und ab und zu mit einem Zeiß-Glas Umschau hält. „Der alte Herr ist wohl nebenbei eine Reklamefigur für optische Instrumente?“ befrage ich mich. „Nein“, entgegnete mein Begleiter, „aber — im Vertrauen gesagt — er ist unser erster Hausdetektiv!“ A. V

Verschwiegener Weihnachtswunsch

Von Karl Kinndt

Ob ich einen Wunsch hab'? Freilich!
Doch wenn mir das Herz auch bricht —:
dieser Wunsch ist mir zu heilig,
und ich sage ihn euch nicht!
Wüßtet ihr den Wunsch — womöglich
zürntet ihr mir doch im stillen,
und es fiele euch unsäglich
schwer, ihn wirklich zu erfüllen — —
Laßt mich in der Weihenacht
meine besten Seiten zeigen
und — weil ihr's ja doch nicht macht —
diesen Wunsch diskret verschweigen!



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Zur Verhütung von Christbaumbränden

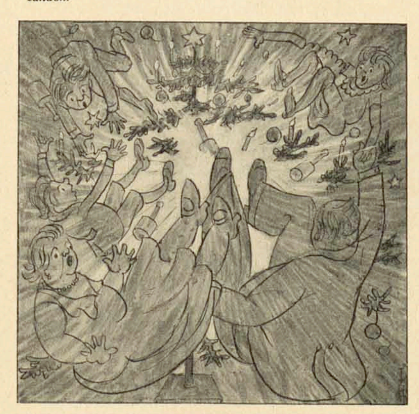
(Th. Th. Heine)



Nach vorhergegangenem starkem Alkoholgenuß darf man nicht versuchen die Kerzen auszublasen, da sich Alkoholgase leicht entzünden.



Bei starker Bewegung des Baumes sind die Lichter unbedingt vorher zu löschen.



Handgranaten, die als Christbaumschmuck dienen sollen, dürfen niemals unmittelbar über einer Kerze angebracht werden.



Der wirklich vorsichtige Hausvater stellt den Christbaum am besten unmittelbar unter der Brause im Badezimmer auf.

Die Edeltanne

Im Wiesbadener Nerotal lebte er, der alte Michalowitsch, früher Kunsthändler en gros, die letzten Jahre seines Lebens, durch ein Nierenleiden geplagt, ein sonderlicher Kauz, — der die Welt ausschließlich durch die Brille eben jenes Nierenleidens zu betrachten pflegte. So saß er stundenlang im Lehnstuhl am Fenster, die gealterten Augen nach dem herrlichen Park gerichtet, der seine Villa umgab.

. . . Und immer gegen Weihnachten erschien ein junger Bursche aus dem nahen Sonnenburg, der eine prächtige Edeltanne anbot, die zehn Mark kostete, alswelche er prompt erhielt.

Einige Jahre war das so gegangen, da erschien der junge Mensch wieder; der alte Michalowitsch ließ ihm die zehn Mark reichen, dann richtete er sich mit Mühe hoch, um dem Besucher freundschaftlich auf die Schulter zu klopfen: „Wenn ich mir e Bemerkung erlaube darf, junger Mann, — — sage Sie, bitte, wär' es nit besser, wenn Sie jedesmal die hübsche Tanne, die Sie mir da verehre, am T a g e aus meinem Garten klaue würde und nit d e s N a c h t s, — denn wie leicht könnte Sie sich bei der rauhe Jahreszeit e gefährlich' Nierenleide zuziehe . . .“

John Förste

Lieber Simplicissimus!

Herr Steuerdiätar Stepukeit sitzt im Kreise seiner Familie und sagt: „Hört mal, Kinder, der Weihnachtsmann wird euch wahrscheinlich ein kleines Schwesterchen oder Brüderchen bringen —!“ Darauf erhebt sich Fritzchen Stepukeit, sechs Jahre alt, legt demonstrativ seinen Löffel hin und sagt achselzuckend: „Natürlich. Wir kriegen immer nur billige Sachen — — —!“

Julfest-Runen

Was kriegen die armen Kinder
der Sozen und sonstigen Sünder?
Das üblich geformte Weihnachtskonfekt,
wie's die törichte Mutter charakterlos bäckt,
Sterne und ähnliche hohle,
oriental'sche Symbole.

Dem Teig für n a z i s c h e Sprößlinge
entwachsen andere Schößlinge.
Hier waltet die Runen-Ausstechform.
Ihr völkischer Wert ist ganz enorm.
Sie wandern durch Darm und Geblüte
bis hoch hinauf ins Gemüte.

So kommen schon Hosenträtraher
dem Geiste der Edda näher.
Wer von klein auf zuckrige Runen schlotzt,
gibt Gewähr, daß er später dem Erbfeind trotzt
— eine eminent wichtige Sache
auf dem Weg zu: Deutschland, erwache!

Ratatöskr

Nirgends Friede!

(Karl Arnold)



„Mit dem können wir nicht fliegen, er stammt aus Palästina und ist kein reinrassiger Engel!“

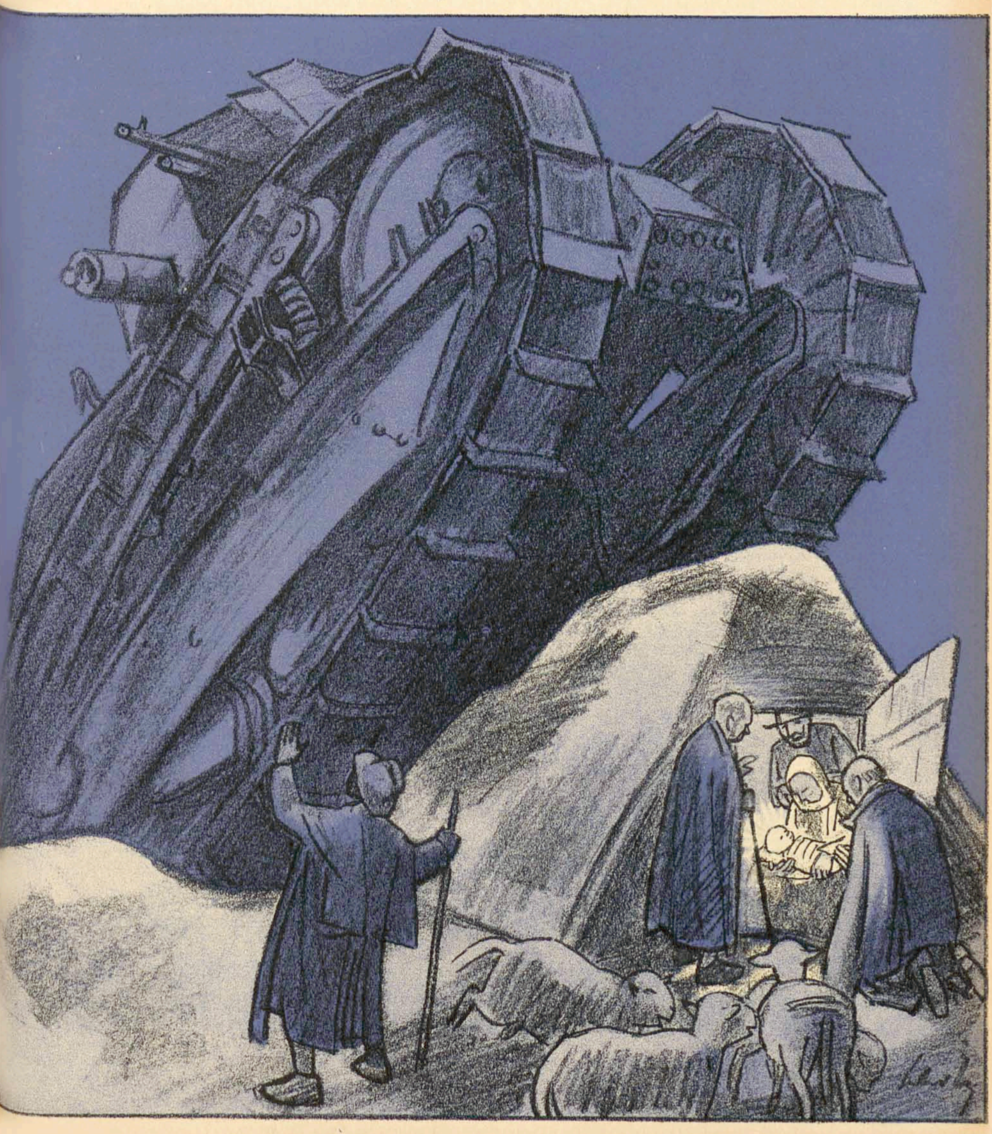
Stuttgart, 22. Dezember 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 39

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Abrüstungs-Weihnachten

(Wilhelm Schulz)



„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Die Bescherung / *Von Karl Kinndt*

Nichts ist schöner als eine wirklich sinnige Weihnachtsfeier,
friedlich im eigenen Heim und quasi im engsten Familienschoß!
Hat man zu diesem Zweck nur ein paar tausend Eier,
ist die Freude bei allen Beteiligten groß!

Eh' man den Christbaum anknipst und er festlich erglommen,
dreht man das Grammophon auf und läßt mit Lautnadel-Macht
durch den Berliner Domchor (mit Orgel und Glocken) die „Kinderlein kommen".
Und auf der Rückseite hat man: „Stille Nacht, heilige Nacht".

Während nun Familie und Dienstboten dankbar und froh
ihre Geschenke auf Preis und auf Qualitäten prüfen,
tönt die Reportage von Christi Geburt aus dem Radio,
und man hört, was die Engel den Hirten zuriefen — — —

Tief ergriffen lauscht alles. Die armen Verwandten
lassen derweil diskret ihre Schecks in die Taschen gleiten.
Dann bedankt man sich sehr. Und alle Lichtglanz-Gebannten
wünschen innigst, es möchte nun endlich zum Essen läuten.

Ein Kind ward geboren / Von Eberhard Kuhlmann

Am Tage von Maria Empfängnis geschah es, daß ein Mädchen namens Maria Michailicka, dreiundzwanzig Jahre alt, wegen versuchter Abtreibung der Leibesfrucht vom Amtsgericht in L. zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Beschämt und gedemütigt, weil ihre Sache gerade an diesem heiligen Tage zur Verhandlung kam, stand Maria Michailicka vor Gericht, blaß, verfallen, im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie gestand mit leiser Stimme den sträflichen Versuch, stimmte dem Vorsitzenden, der in Einzelheiten wühlte, zu, ja, alles sei so gewesen, wie es die Zimmergenossin bei ihrer Anzeige ausgesagt habe: Vertrauen zuerst auf die vielen kleinen Mittel und Mittelchen, von denen ein jedes hatte sicherer wirken sollen als das andere, dann aber, da nichts half und die Zeit hinging und die Verzweiflung, die Unruhe, die Angst immer ärger wurden, der letzte Versuch in jener Septembernacht, als sie allein lag in der Kammer. Näheres über diesen letzten Versuch konnte das Mädchen nicht angeben, die Erklärung, sie sei an dem bewußten Abend, ja schon tagelang vorher wie von Sinnen gewesen, wurde ihr nicht geglaubt und ihr Schweigen als schlechter Wille ausgelegt. Einzig ihrer Schreie, ihrer wütenden Schmerzen erinnere sie sich, und so sei es ja schließlich gekommen, man habe sie gehört, die Vermieterin wurde gerufen, der Arzt . . . „Ich fürchtete, meine Arbeitsstelle zu verlieren", sagte Maria Michailicka zum Schluß, bereits verängstigt und unsicher, denn jedes ihrer Worte war voll Hinterlist gedreht und gewendet, jede Aussage bezweifelt worden. Die Beratung war schnell beendet, das Urteil schnell gesprochen, wie ja überhaupt dieser ganze Fall viel zu belanglos, viel zu alltäglich war, um sich mit ihm — es schlug eben zwölf — eingehender zu befassen.

„Fabrikarbeiterin", sagte eine Stunde danach Schädler, der Vorsitzende, als er im Familienkreise, Suppe löffelnd, von der Verhandlung erzählte, „leichtsinnig, ausschweifend — mit einem Zimmermannsgesellen, der heute längst über alle Berge ist —", er blickte dabei seine drei Töchter der Reihe nach warnend an, „seht ihr, so kommt es immer, wenn man sich mit Männern einläßt." Dann, sich dem Braten zuwendend, gab Schädler der Genugtuung Ausdruck, daß die Person nun gottlob ihr Kind austragen müsse, ja, ihre sträflichen Bemühungen seien so ungeschickt, geradezu tollpatschig gewesen, daß für die Leibesfrucht keinerlei Gefahr bestanden habe; nun sei sie, in ihrem Sinne, doppelt gestraft, eigentlich dreifach, da sie ja naturgemäß auch ihrer Arbeitsstätte verlustig ginge. Als Margot, die älteste Tochter, mit erregter Stimme verlauten ließ, das Urteil sei grausam, sei unmenschlich gewesen, zuckte Schädler die Achseln, Gesetz sei Gesetz; man habe übrigens bei der Urteilsberatung dem vorgeschrittenen Zustande der Angeklagten vollauf Rechnung getragen, so daß sie nach Ablauf der verhältnismäßig kurzen Haft in vollster Freiheit ihre Stunde erwarten könne; worauf Frau Schädler betrübt kopfnickend die Worte sprach: „Weihnachten im Gefängnis", und Schädler abermals die Achseln zuckte.

Schädlers zweite Tochter, Erna, achtzehnjährig, stand nach dem Essen am Fenster des Schlafzimmers, lautlos vor sich hinweinend; die Erzählungen des Vaters hatten sie bedrückt, fürchterlich gepeinigt und trostlos gemacht, sie hatte Mühe gehabt, nicht schon bei Tisch ihrer verzweifelten Stimmung nachzugeben. Nun fühlte sie sich elend zum Sterben und am Ende der Kräfte. Seit drei Monaten war sie schwanger. Ein Bankbeamter, der von ihr verehrt worden war, weil er im Charitasverein von Zeit zu Zeit selbstverfaßte lyrische Gedichte vortrug, hatte sie verführt, das Verhältnis währte kaum länger als acht Tage, dann wurde er, es war Anfang Oktober, plötzlich in eine auswärtige Filiale versetzt, ließ nichts mehr von sich hören. Gewiß, ein ganz alltäglicher, belangloser Fall folgenschwerer Verführung, deren Leidträgerinnen oft ärmere, hilflosere Wesen sind als Erna Schädler; aber, und das ist es, sie war die Tochter eines Gerichtsrats, eines Mannes, der seinen Paragraphen verfallen war, eines Vaters, der vor dem Gesetze die Tochter verleugnen würde; von ihm war kein Verständnis zu erwarten, und dann, wer durfte es wagen, die Weihnachtsstimmung des Hauses zu trüben, gar den Heiligen Abend, die Feiertage durch eine Katastrophe zu stören, jene seltene Festzeit im Jahr, da der Vater sich der Familie so ganz und gar widmete, mit ihr feierte und Lieder sang und fröhliche Spiele veranstaltete und kurz vor Neujahr mit allen hinauf ins Riesengebirge zog, wo sie den Silvesterabend verbrachten, Jahr für Jahr, und nachts unter seiner Leitung vor der Tür der verschneiten Baude „Des Jahres letzte Stunde" gemeinsam sangen . . .

Erna, hoffnungsloser als je, sah vom Fenster auf den kahlen Platz, fand alles grau, nüchtern, kümmerlich, die Tannenbäume, die zum Verkauf hingestellt waren, die Weihnachtsbuden, gefüllt mit widerlich-süßlichem Zuckerzeug, mit ärmlichem, billigem Flitterschmuck, Glaskugeln und Wachsengeln. Sie sah die Freundin, die sie erwartete. Dieser Freundin, Mitschülerin, gleichaltrig, aber keck und erfahrener in Liebesdingen, hatte sie sich anvertraut, mit ihrer Hilfe sollte an diesem Nachmittag ein entscheidender Schritt unternommen werden. Livia, die Freundin, hatte nichts wissen wollen von jenen unzulänglichen Mitteln, die sich die Schülerinnen geheimnisvoll gegenseitig anzupreisen pflegten, sinnlose Versuche, die auch Erna, wie sie gestand, schon unternommen hatte, Trinken stark gewürzten Rotweins, Auf- und Abspringen von Straßenbahnen, akrobatische Übungen und dergleichen mehr.

„Alles in Butter", sagte Livia und bemühte sich, siegesgewiß zu lachen, als Erna totenbleich mit roten Augen aus dem Hause kam, „ich habe die Adresse, sei vernünftig, nimm dich zusammen." Erna hing am Arm der Freundin, ließ sich führen, teilnahmlos, wie ein betäubtes Tier. Livia plapperte, um sie abzulenken, irgend etwas von Weihnachtsgeschenken, heimlichen Arbeiten für die Eltern, ein Kissen für die Mutter, eine Stoffpuppe für die kleine Schwester, die große Freude bereiten wird. Siehe, ich verkündige euch große Freude, mußte Erna denken und hörte des Vaters singende Stimme, wenn er diesen Spruch der Weihnachtsgeschichte am Heiligen Abend vorlas; mein Gott, wie unsinnig, ein Hohn, Fest der Freude, Friede auf Erden, Lichterglanz — was wird aus mir, Verbrecherin, der Paragraph, der Weg zum Schafott, zum Gefängnis — wohin führst du mich. Die Vision eines Messers, rostiger Geräte, die drohend auf sie niedersausen, Blut. Es war ihr unmöglich weiterzugehen, die Beine versagten, Schwäche in den Knien, Livia mußte sie stützen. „Komm", sagte Livia ängstlich, „noch ein paar Schritte, gleich sind wir da, nur nicht hier auf der Straße . . ." Sie waren in eine Gasse eingebogen und gingen jetzt durch einen Torbogen über einen holprigen, verschmutzten Hof. Junge Burschen standen herum, Kinder, an den Fenstern neugierige Weiber. Erna schloß die Augen; sie sehen es mir an, wissen Bescheid, alle blicken auf mich — das ist kein Hof, das ist ein Gerichtssaal, sie klagen mich an, verurteilen mich. Und wieder des Vaters Stimme: Verurteilt zu sechs Wochen Gefängnis! Fast gewaltsam zog Livia sie eine Treppe empor, eine endlose, knarrende dunkle Treppe mit einem wackligen Eisengeländer, empor an undurchsichtig-gelben Fenstern, an Stockwerken mit geheimnisvollen Türen, aus denen man Stimmen, schlurfende Schritte, Gebell, Musik vernahm, aus denen Gerüche und Dämpfe quollen, widerlich stinkende, wie aus tausend Hexenküchen. Erna zögerte. Wie hoch hinauf ging das? Wohin? Schweißströme rannen über ihren Körper, nichts stand fest vor ihren Augen, Treppenstufen, Gitterstäbe schienen zu schwanken, morsch zu brechen, sie suchte Halt — da wurde von oben her ein Schrei hörbar, schrill wie ein Sirenenpfiff, erschreckend, beängstigend, nur eines Kindes Schrei, aber in das Mädchen drang er wie ein Warnungssignal, sie gewann neue Kräfte, wandte sich, riß sich von der Freundin los, die Treppen hinab, durch all die Gerüche, den Schmutz, die Finsternis hindurch ins Freie, in reine, klare Luft, und trotz allem nach Hause, nach Hause!

„Mach, daß du zum Fest wieder wohlauf bist", sagte Schädler zu seiner Tochter Erna, die seit Tagen krank im Bett lag; Fieber, Angstzustände, Abneigung gegen Medikamente, Arzt und sonstige Hilfen, nur Alleinsein! Sie lächelte müde, „ich werde mir Mühe geben". Nach acht Tagen kam die Freundin, zum erstenmal seit jenem Nachmittag, trat ans Bett zu der Kranken. Die aber empfing sie schweigend, mit bösen Augen. Was sie tun wolle, fragte Livia. Erna wandte sich ab. Livia setzte sich auf den Bettrand, ergriff ihre Hände, fast flehend: nur jetzt nicht den

Weihnacht

Als wir noch zu Hause hockten,
o wie selig war die Enge!
Keine fernen Ufer lockten;
aber aus dem Himmel flockten
Lichter, Gaben und Gesänge.

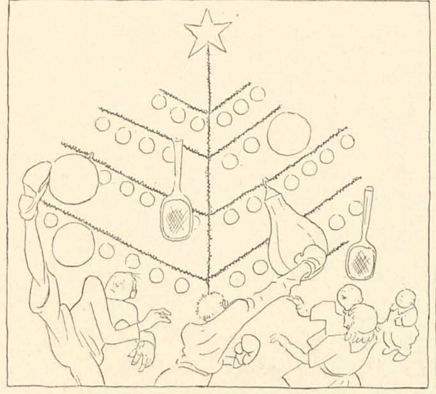
Heute, da wir nun seit Jahren
fort und fort die graue Ferne
suchend hin und her befahren,
ohne Heimstatt, ohne Laren —
heute funkeln wieder Sterne.

Sind's die alten Kinderlichter,
die da oben fragend gleißen?
Milde Schlichter? Strenge Richter?
. . . Unsre heutigen Gesichter
sind bereit, sich auszuweisen.

Dr. Owlglaß

Moderner Christbaumschmuck

(Olaf Gulbransson)

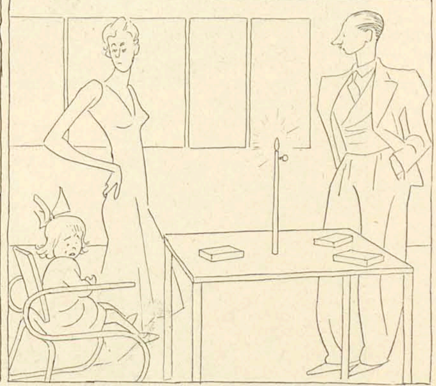


Statt der Glaskugeln verwendet man in Sportkreisen gerne Fuß-, Faust- oder Punchingbälle, an denen sich die lieben Kleinen üben können.

Begüterte Leute hängen gerne echten Schmuck an ihren Weihnachtsbaum, der dann durch ein zierliches Stacheldrahtgitter gesichert wird.



Reizender Papierschmuck aus alten braunen Tausendern erfreut sich besonderer Beliebtheit bei den bescheidenen Kleinrentnern.



Aus der wirklich modernen Wohnung wird der Christbaum als unsachlicher Kitsch verbannt.

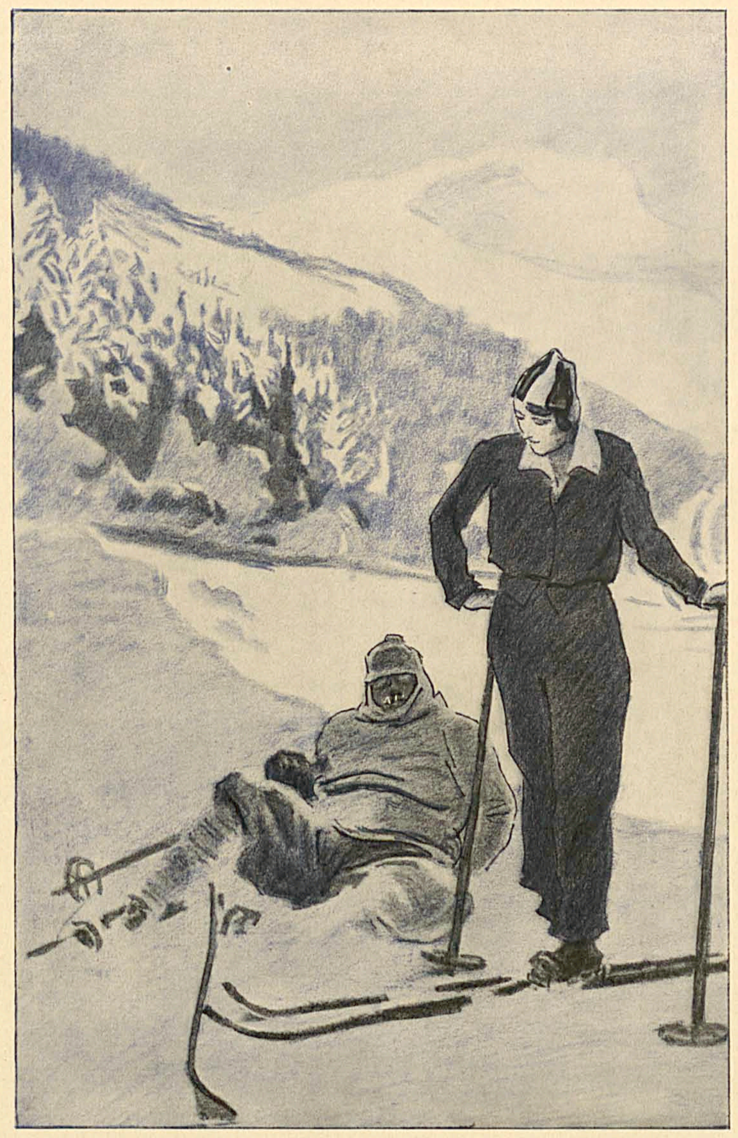
Kopf verlieren, noch sei Zeit, ein Eingriff ungefährlich, tausend Frauen, tausend Mädchen hätten das zu überstehen, sie solle sich's überlegen, an Weihnachten denken, an die Eltern . . . Die Kranke schüttelte den Kopf. Livia rang die Hände: „Du bist von Sinnen!" Die Tränen waren ihr nahe. Ich bin von Sinnen, dachte Erna, so weit ist es schon, die Fabrikarbeiterin, die Verbrecherin, von der Vater erzählt hat, will es auch gewesen sein — ich bin von Sinnen, wiederholte sie sich und empfand ein seltsam befreiendes Lustgefühl.

An diesem Abend, während draußen der erste Schnee fiel und nebenan die Schwestern weihnachtliche Lieder sangen, offenbarte Erna der Mutter ihren Zustand. Die Stimmung hatte sie überwältigt, die Einsamkeit, sie konnte ihr Geheimnis nicht länger allein tragen. Im Bett kniend preßte sie sich an die Mutter, weinte, stammelte, gab alles preis. Dann sank sie befreit zurück, alles schien von ihr genommen . . . Alles schien der Mutter aufgebürdet, die überrannt von tausendfältigen Empfindungen, Fassungslosigkeit, Entsetzen, Schmerz und Mitleid, minutenlang dastand, die Hände auf den Mund gepreßt, unfähig sich zu rühren. „Schöne Festüberraschung", sagte Schädler, als er von der Frau die Neuigkeit zu hören bekam, bewegte hilflos die Hände, was ist zu machen, die Weihnachtsstimmung war in Gefahr. Ging hinein zu der Tochter, strich ihr zärtlich über die Haare, die Arme und Hände, eine Geste, die der Frau wie ein Wunder erschien. Nein, er tobte nicht, verfluchte nicht. Nach langer nächtlicher Beratung kam er zum Entschluß, die Sache aus der Welt zu schaffen, baldigst. Ehre der Familie, Ansehen und Ruf seines Namens, seines Amtes standen auf dem Spiel. Er verfügte die Aufnahme der Tochter in eine Privatklinik, noch in derselben Nacht; auch er hatte seine Adressen. Nach vierundzwanzig Stunden war alles vorüber. Schmerzlos und kunstvoll hatte der geübte Arzt die Operation vollzogen; nun lag das Mädchen in einem hellen, sauberen Zimmer, erlöst und glücklich, und Tannenzweige verbreiteten den wunderbaren Duft der Weihnachtszeit.

Und es geschah, daß fast zur gleichen Stunde die verurteilte Fabrikarbeiterin Maria Michailicka das Gesetz erfüllte und in ihrer Zelle zu unerwarteter Zeit einem Knaben das Leben gab.

Ski-Weihnachten

(E. Thöny)



„Hören Sie die Weihnachtsglocken, lieber Freund?“ — „Nee, augenblicklich mehr den Engelchor!“

Wann immer Gotthold Kiesewetter in der Kreisstadt weilte — und dies brachten die Geschäfte einige Male im Jahre mit sich —, malte er den Seinen in mit Bibelsprüchen geschmückten Briefen die unvorstellbare Verderbnis der Großstadtmenschen aus, die in ihrer Steinwüste ganz an Gott vergessen und ihres Seelenheils nicht achten. Dies hinderte ihn aber nicht, von den teuflischen Lockspeisen der großen Stadt (er liebte diese Stilblüte) ab und zu zu kosten; denn Gotthold war noch ein rüstiger Mann. War es der wahre Gottfried oder ein entarteter, der nach verrichteten Geschäften abends den Weg in das dunkle Seitengäßchen einschlug, wo einige Damen, zumeist selbst aus der Provinz, einer liebesbedürftigen Kundschaft harrten, die sich zum überwiegenden Teil aus Provinzlern vorübergehenden Aufenthaltes rekrutierte.

Im verflossenen Jahre war es, daß sich für Gotthold die Notwendigkeit ergab, die Weihnachtsfeiertage in der Kreisstadt zu verbringen. Diesmal hatte er wirkliche Sehnsucht nach der braungebratenen Weihnachtsgans, der gutgeheizten Stube, den festlich-erwartungsvollen Kinderchen — ja sogar auch ein wenig nach der treuen Gattin. Seine in die Heimat gesandten Briefe waren diesmal wirklich aufrichtig.

Wo sollte er den Weihnachtsabend verbringen? Brennende Sehnsucht war in ihm, wenn er sich der Weihnachtstafel zu Hause, des glitzernden Christbaums, des gewohnten Besuches beim Pfarrer und des Weges zur Christmette im knirschenden Schnee erinnerte. Er beschloß, die Familie seines Landsmannes, des Steueramtsdirektors Haase, aufzusuchen, wo er so etwas wie Weihestimmung und Gemütlichkeit zu finden hoffte.

Doch was war das? Schon auf dem Korridor konnte er die Teufelsklänge einer Jazzmusik vernehmen. Und als er eintrat, fiel sein Blick zuerst auf Frau Steueramtsdirektor Haase, welche sich im Arm eines geschniegelten jungen Mannes — war es nicht gar ein Jude? — in zuckenden Bewegungen durch die gute Stube schlängelte. Und Herr Haase, zwar schwitzend und pustend, aber freudig angeregt, schien bei einem kurzberockten und kurzhaarigen Großstadtpflänzchen modernen Tanzunterricht zu nehmen. Gotthold, mit erheuchelter Freude begrüßt, nahm kaum an dem noch mit den Überresten des Weihnachtsmahles besetzten Tische Platz. „Ich bin nur gekommen, um euch fröhliche Weihnachten zu wünschen“, sagte er mit solcher Herzlichkeit in der Stimme, daß allen fröstelte.

Auch bei Wickelmanns war von der ersehnten Weihnachtsstimmung nichts zu spüren. Als er eintrat, war eine lärmende Tarockpartie im Gange, die sich durch Gottholds mit Grabesstimme vorgetragenen Weihnachtswünsche nicht stören ließ.

Bei Hinzes gab es heuer nicht einmal einen Christbaum. Die Kinderchen waren außer Haus, bei Bekannten eingeladen. Herr und Frau Hinze hatten die Kopfhörer ihres Radioapparates fest an die Ohren gepreßt.

In verzweiflungsvoller Stimmung betrat Kiesewetter wieder die Straße. Wohin sollte er? Etwa wieder in das ungemütliche Hotelzimmer, wo nichts als die leeren Wände seiner harrten?

Zusehends wurden seine Schritte beschwingter. Aber welch höllischer Geist hatte ihn in das wohlbekannte, heute wie ausgestorbene Seitengäßchen geleitet? Da war er nun einmal. So wollte er seinen Seelenkummer in abgrundtiefer Verruchtheit betäuben. In dieser gottlosen Steinwüste gab es eben keinen beschaulichen Christabend, keine festliche Weihestimmung, kein Medikament für das Gemüt. Drum mitten hinein in den Sündenpfuhl. Dort gab es wenigstens Vergessen.

Gotthold stieg über eine altertümliche Wendeltreppe hinan zur Wohnung der schwarzen Karla. Sein schüchternes Klopfen blieb nicht vergeblich. Karla öffnete und geleitete, ein wenig verwundert, unsern Gotthold in die mollig-warme Stube. Lächelnd betrachtete sie den unerwarteten Besucher, der zwischen Genugtuung und Enttäuschung seltsam schwankte. Ein kleiner, aber dicht mit Kerzen, Flitter und Süßigkeiten besetzter Christbaum nahm die Mitte des Zimmers ein. Zu seinen Füßen spielte ein blondlockiger, etwa vierjähriger Junge vergnügt mit der neuen Eisenbahn. „Mein Söhnchen“, sagte Karla, „heut abend ist man auch mal ein Christenmensch . . .“ Ungleich ehrbarer sah die schwarze Karla in ihrem hochgeschlossenen Taftkleid heute abend aus als die schwitzende, tief dekolletierte Frau Steueramtsdirektor Haase. Die Hausfrau bewirtete Gotthold mit Weihnachtspunsch und Kuchen, und mächtig erscholl aus dem Grammophon „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ durch die Stube. Erschauernd fühlte Gotthold, daß er hier geborgen sei. Als braver Onkel entnahm er seiner Brieftasche einen Zehnmarkschein, damit sich Karlchen ein Wächterhaus mit Signalapparat für seine Eisenbahn kaufe . . .

Der Arbeitslose als Weihnachtsmann

Sie brauchen nicht an mir vorbeizulaufen!
Ich habe kunstseidne Schlüpfer und Schokolade
Zu unerhört billigem Preis zu verkaufen!
Ich bin doch auch ein Weihnachtsmann.
Mein Gesicht ist blaugefroren
Mit der Pelzmütze über den Ohren
Und dem zerfransten Mantelkragen.
Ich dachte, Sie würden sagen:
Ich sei ein Original!

Haben Sie doch Erbarmen
Und denken Sie an die Heilige Nacht.
Glauben Sie doch, daß wir Arbeitslosen
Nicht nur zum Vergnügen hier stehn.
Ich zum Beispiel
Bin ein Familienvater,
Was Sie bei dieser Beleuchtung nicht sehn.

Meine Kinder sind unterernährt,
Und die Frau hat Tuberkulose.
Sie meinen, das sei ein Märchen . . .?
Warum sollte ich denn
Hier als Weihnachtsmann stehn?
Sie müssen unsre Not doch begreifen.
Sie müssen das Leben doch verstehn.
Ich will Ihnen nichts in die Stimmung pfeifen,
Wenn Sie mit Ihren Lieben die Feier begehn . . .

Aber von Illusionen kann ich nicht leben!
Unterstützen Sie mich bitte in meinem Bestreben:
Ich möchte zu den beiden Feiertagen .
Wenigstens zwanzig Mark nach Hause tragen.
Denn die Kinder sollen von ihrem Vater nicht sagen,
Er sei ein schlechter Weihnachtsmann gewesen!

Rudolf Steiner

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Anzeigen-Annahme durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Gefährliche Gabe *(J. Fennecker)*



„Denk' nur mal an, Mama wollte mir noch eine Puppe schenken!" — „Natürlich, Mutterinstinkte sollen wir bekommen, aber dabei tugendhaft bleiben!"

Sachliches Weihnachtslied

Von Kurt Rudolf Neubert

„O du fröhliche, o du selige . . ."
Ich kann mich nicht so richtig freuen.
Du schenkst mir einen Ring.
?
Ich muß nur an das Mädchen denken,
Das hungrig auf die Straße ging . . .

„Stille Nacht, heilige Nacht . . ."
Ich kann mich nicht so richtig freuen.
Du hast mir doch den guten Wein geschenkt.
?
Ich muß nur an den Arbeitslosen denken,
Der sich hier gestern aufgehängt . . .

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her . . ."
Ich kann mich nicht so richtig freuen.
Die seidne Wäsche, die du mir gebracht,
Erinnert mich an Exmittierte,
Die noch kein Zimmer haben für die Nacht . . .

„Alle Jahre wieder . . ."
Du bist zu mir so überraschend lieb!
Ich kann mich nicht so richtig freuen.
Du bist zu mir so überraschend nett!
?
Ich muß nur an die armen Kerle denken,
Die niemand mitnehmen können in ihr Bett . . .

„O du fröhliche, o du selige . . ."

Wenn Luk. 2 heute geschähe . . .

Unser B-Korrespondent meldet:
In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember wurde in dem wenige Kilometer entfernten Bethlehem eine mehrere Minuten andauernde Lichterscheinung beobachtet, für die bis zur Stunde eine genügende Erklärung noch nicht gegeben werden konnte. Daß dieselbe auf rein meteorologischer Grundlage beruht, wird bestritten. Wie wir vor Redaktionsschluß erfahren, steht ein nördlich der Stadt gelegenes Gehöft mit der mysteriösen Angelegenheit in Verbindung. Unser nach dort gesandter Sonderberichterstatter steht noch mitten in den Erörterungen. Die Behörden schweigen sich hartnäckig über den Fall aus. In der Stadt selbst herrscht Ruhe. A. V.

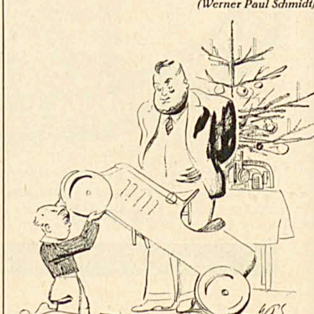
Das Geschenk des Mister Mick

Ein windschiefes Männchen betrat das Juweliergeschäft: „Guten Tag. Nun geht's wieder auf Weihnachten."
„Ja, gewiß, Herr Mick, sicher wollen Sie wieder ein Geschenk für die gnädige Frau heraussuchen?"
„Ja, da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Also nun passen Sie mal auf. Kennen Sie das?"
Herr Mick zieht ein Kästchen aus der Tasche, öffnet es und zieht eine Perlenschnur heraus.
„Das ist doch die Perlenkette, die ich vorige Weihnachten bei Ihnen gekauft habe, nicht wahr?"
„Jawohl, Herr Mick."
„Na schön. Nun passen Sie mal auf. Jetzt ist doch Wirtschaftskrise, nicht?"
„Ja, das Geschäft geht schlecht."
„Sehen Sie! Bei mir auch! Und da kann ich meiner Frau nichts zu Weihnachten schenken."
„Aber Sie sagten doch, Sie wollten . . ."
„Abwarten, abwarten, junger stürmischer Freund! Da bin ich auf eine glänzende Idee gekommen! Sie ersetzen diese echten Perlen durch falsche, verstehen Sie. Und Sie bezahlen mir für die echten Perlen, was Sie können!"
„Tja, ich bedaure . . ."
„Nicht so stürmisch, junger Mann. Ich will ja von Ihnen gar kein Geld haben. Für den Preis der echten Perlen nehme ich irgendwas anderes, sagen wir mal, eine kleine mit Diamanten besetzte Armbanduhr für meine Frau, verstehen Sie."
„Ich verstehe schon, aber . . ."
„Na, was gibt es denn da noch zu abern! Das ist doch ein gutes Geschäft für Sie. Sie verdienen doch doppelt und dreifach daran. Erstens mal sind diese Perlen schon bezahlt, da haben Sie dran verdient. Zweitens gebe ich Ihnen die Perlen billiger wieder, das ist der zweite Verdienst. Und drittens verdienen Sie doch an der Armbanduhr sowieso was. Das ist der dritte Verdienst, das müssen Sie doch einsehen, da gibt es doch nichts zu abern!"
„Ja, ich würde das Geschäft ja auch machen, aber . . ."
„Schon wieder aber! Nun sagen Sie doch endlich mal, was es da zu abern gibt!"
„Mit Freuden würde ich auf Ihren Vorschlag eingehen, Herr Mick. Aber es gibt da ein kleines unüberwindliches Hindernis!"
„Da bin ich aber mal auf das kleine unüberwindliche Hindernis gespannt!"
„Ihre Frau ist schon drei Monate vor Ihnen auf dieselbe Idee gekommen. Was Sie da haben, das sind schon falsche Perlen. Aber dafür bekommen Sie von Ihrer Gattin auch etwas sehr Schönes zu Weihnachten . . .!" Kurt Miethke

Fabel

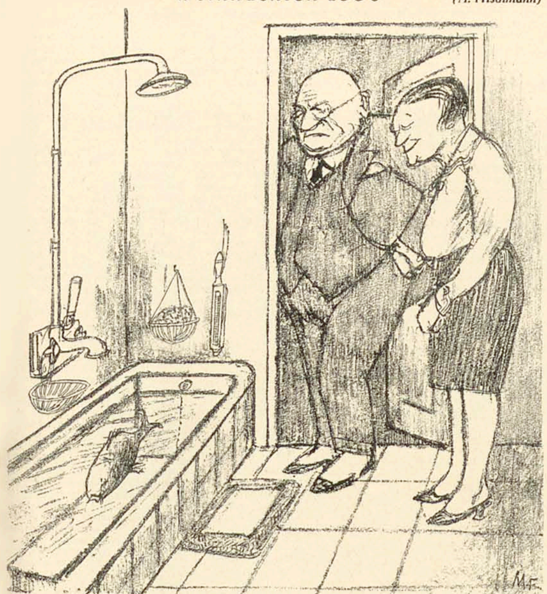
In den Himmel kam die Seele eines Menschen, der am Weihnachtstage verschieden war. Die Seele wunderte sich, weil sie so gar keine Vorbereitungen sah, die auf die Geburtstagsfeier des Gottessohnes hindeuteten. Sie fragte einen Engel, der vorüberrauschte, warum nichts dergleichen geschehe. Doch der sagte: „Weißt du, wir rechnen hier nicht nach dem Kalender."
„Ja, aber", meinte die Seele, „könnt ihr denn dann verstehen, was wir unten treiben?"
„Wo unten?" fragte der Engel. Gomo

Einem geschenkten Gaul . . . *(Werner Paul Schmidt)*



„Die Konstruktion, Vater . . . na ja!"

Weihnachten 1930 *(M. Frischmann)*



„Den Christabend in allen Ehren, aber ob wir den Karpfen nicht vielleicht doch für noch schlechtere Zeiten großziehen sollen?"

Weihnachtsgeschenke

Es ist die Zeit der freigebigen Sonntage — des silbernen, goldnen —, Kaufleute, Buchhändler freuen sich das ganze Jahr darauf.

Wenn es gilt, Waren, Geschenke zu wählen, wird der Menschheit ganzer Wankelmut offenbar. Die Frauen wissen sonst wenigstens obenhin und ungefähr, was sie erstehen wollen; betreten etwa mit dem Vorsatz, zwei Päckchen Zündhölzer zu fordern, einen Laden und verlassen ihn mit drei Murmelpelzen. Oder sie suchen Strümpfe und lassen sich Schildpattkämme andrehen.

Vor Weihnachten aber ist das anders: da schwanken auch die Männer. Du, du selbst, verehrter Freund, gestehe offen: Bist du dir im klaren, was du schenken sollst?

Nein? So überlege nur ein wenig — im Nu hast du den erlösenden Einfall:

Die kleine Hedwig ist oft auf Nachmittagstänzen zu sehen, das niedliche Persönchen. Und jedesmal mit einem andern. Hedwigs Eltern sind ahnungslos. Wie wär's, wenn du sie ein wenig zur Vorsicht mahntest — die Eltern und das kleine Fräulein? Wenn du sie aufmerksam machtest auf Gefahren, mit denen ausgiebiger Flirt immerhin verbunden ist? Kaum eine Spende ist geeigneter dazu als eine Babyausstattung. Die Eltern und Klein-Hedwig werden sich fragen: Was will er nur damit? Im nächsten Augenblick errötet Hedwig — errötet, daß man nasse Windeln an ihren Wangen zur Glut entzünden kann. Und die weise Mutter spricht: „Ah — so?!" — Du kannst dir jegliche weitere Erklärung sparen.

Onkel Albert bekommt eine Brosche. Du mußt sie mit Liebe aussuchen, bei Krawutschke an der Prenzlauer Straße, zu 3 M 70 — genau die gleiche Brosche, wie Onkel Albert sie jüngst seiner Kassiererin angeheftet hat; wenn es aber nicht haargenau die gleiche Brosche ist, hat das Geschenk seinen Zweck verfehlt: dem Onkel anzudeuten, daß du von seinen Seitensprüngen weißt.

Krügers leben in Scheidung. Nichts wird sie mehr erfreuen als ein Herz von Marzipan.

Kaufe Bücher! Im Halbdutzend bezieht du das Strafgesetz sicherlich mit Rabatt. Zahlreiche deiner Freunde lassen sich damit beglücken — solche, die sich im Paragraphendickicht schon mit Erfolg verhaspelt haben — andre können ihm vielleicht noch entrinnen. Alle aber werden mit Vergnügen das schöne Werk durchblättern, Verständnis haben für die feine Anspielung.

Den Dichtern deines Kreises widmest du die Deutsche Schulgrammatik für die untern Klassen. — Fritzens Operette ist jüngst so explosiv durchgefallen. Muß ich dir erst ausdrücklich sagen, Mann, was du dem unglücklichen Komponisten zu verehren hast? Du konntest es — nicht wahr? — schon selbst erraten. Ganz richtig: eine „Einführung in die Harmonielehre".

Nein, die Leute passend zu beschenken, ist nicht schwer. Es gehört nur ein wenig Nachsinnen dazu und — vor allem — Takt. Dann werden dir selbst die silbergoldnen Sonntage des Geldausgebens für andre zu Feiertagen deiner Seele erblühen.

Roda Roda

Lieber Simplicissimus!

In den Schulen gewisser österreichischer Länder, beispielsweise Steiermarks und Kärntens, herrscht die hübsche Sitte, daß die Schüler alljährlich zu Weihnachten ein Buch geschenkt bekommen, das sie sich unter der Anzahl der zur Verteilung gelangenden Bände auswählen dürfen.

„Herr Lehrer", sagte ein Schüler, „ich möchte ein Buch von Karl May!"

„Nix da", antwortete der Lehrer, „bischt in letzter Zeit so garschtig gewesen, kriegscht ein patriotisches Buch!"

Weihnachten vor fünfzehn Jahren in den tiefen russischen Wäldern. Wir waren bei dreiunddreißig Grad Kälte zum Feldgottesdienst angetreten. Die Stiefel schwammen in Lederfett. Die Barbiere hatten fast übermenschlich gearbeitet; auch die Haarschöpfe waren bis auf zwei Millimeter herunter. Wir harrten des Augenblickes, da sich der Herr Divisionspfarrer auf leisem Schlitten nahen und aus seinen Pelzen entwickeln würde. Wir warteten eine und eine halbe Stunde. Dann trat der Feldwebel in unsere erstarrten Reihen und verkündete mit alkoholverschleierter Stimme: „Feldgottesdienst fällt aus, n' lieben Gott friert ooch. Weggetreten!"

Warum Zangerls nicht mehr „Husch-Husch" sagen / Von N. Dymion

„Husch-Husch" mußte man einstmals sagen, wenn man im Monat Dezember an eine Tür bei Oberlehrer Zangerls klopfte. Denn in dem Zimmer hinter der Tür saß immer ein Mitglied des Zangerlschen Familienverbandes und war auf geheimnisvolle Art werktätig. Herr Oberlehrer Zangerl hegte damals die Ansicht, daß modernes Reklame- und Geschäftsgebaren dem innigsten deutschen Fest seinen wahren Geist rauben würde und daß, wenn man seinen Lieben eine Freude bereiten wolle, man selbst mit Hirn und Hand produktiv sein müsse. Gekauft werden durften höchstens die Rohstoffe für die anzufertigenden Geschenke; ihre Herstellung oblag dem mit mehr oder minder Phantasie gepaarten Können der einzelnen Familienmitglieder. Die Parole „Husch-Husch" aber sollte den geheimnisvollen Zauber der vorweihnachtlichen Produktion erhöhen und verhindern, daß vorwitzigen Blicken sich schon verfrüht ein Anblick von Dingen böte, die erst durch den Kerzenschimmer des Heiligen Abends ihren ideellen Vollwert erhalten sollten.

Dem verhätschelten Nesthäkchen Toni wurde gesagt, der Warnruf gelte den Weihnachtsengeln, die in dieser erwartungsreichen Zeit dem oberlehrerlichen Hause sich zur Verfügung stellten, die in den verschiedenen Zimmern moralische Tatbestände aufnähmen, „ob denn der Toni auch brav gewesen sei usw. . . ." und die als Indizien ihres segensreichen Wirkens regelmäßig ausgefallene Haare in Gestalt silberner Fäden zurückließen. Wollte ein solcher in einen Zangerlleib geschlüpfter Engel in seiner Arbeit nicht gestört werden, dann antwortete er auf den Ruf „Husch-Husch" durch ein leises Läuten mit einem silbernen Glöckchen und durch das mit verstellter Stimme gesprochene Versehen:

„Hier sitzt ein liebes Engelein,
Drum zähme deine Neugier fein!"

Darauf mußte sich der Einlaß Begehrende wieder still entfernen. Um Tonerls willen spielte die ganze Familie samt näherer Bekanntschaft diese Komödie, und niemand ahnte, daß das sich schon arg krümmende Nesthäkchen drunten auf der Straße seinen grinsenden Freunderln erzählte: „Ja mei, der alte Bazi" (womit er respektwidrig den Herrn Papa meinte), „der glaubt halt no dro, und da mach' i eahm die Freid' und sag' ‚Husch-Husch'."

Warum Zangerls von dem bewährten „Husch-Husch"-System vor einigen Jahren endgültig abgekommen sind, das hat nun seinen tragischen Hintergrund: Wieder einmal war, vierzehn Tage vor Weihnachten, das ganze Haus Zangerl in fieberhafter Tätigkeit, bis auf den Knaben Toni, den man zur Vorsicht weggeschickt hatte. In jedem Zimmer saß ein Engerl und werkelte, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Da klopfte es an der Tür des Zimmers, in dem Mama Zangerl gerade den schönen schwarzen Bart vom König Ludwig auf ein Kissen stickte, das den König in der bekannten Situation zeigen sollte, wie er im Vollmondlicht von der Terrasse des vieltürmigen Neuschwanstein auf ein Rudel steifbeiniger Rehe blickt. Das Kissen sollte ein Geschenk für den geschichtslehrenden Gatten werden, und als draußen eine Stimme „Husch-Husch" rief, wehrte die geschäftige Mama mit Glöckchengeläut und dem zart gehauchten himmlischen Sprüchlein ab. Aus dem Nebenzimmer, an dem es gleich darauf klopfte, klang dasselbe Sprüchlein viel weniger himmlisch. Dort saß nämlich der Älteste des Hauses, der Karl, und bemühte sich ingrimmig, aus Konservenbüchsenblech, Zwirnrollen und Bierflaschenverschlüssen einen Radioapparat zu konstruieren, nach einem Modell, dessen Schnittmuster sich im „Deutschen Heimbastler" befand und dessen Verwirklichung sich die Tücke des Materials beharrlich widersetzte. Folgsam entfernte sich auch hier der abgewiesene Besucher und erschreckte bald darauf durch sein „Husch-Husch" das Töchterchen des Hauses, dem das Schlafzimmer als Wirkensstätte angewiesen war, das aber darin unter dem Schutze des Weihnachtsmysteriums heimlich die „Vollkommene Ehe" las.

Unter Glöckchengeläut wehrte es deshalb den bescheidenen Frager ebenso energisch ab wie der Papa Oberlehrer, der in der Küche rumorte und der kaum die Hände freimachen konnte, um zum Verslein das silberne Glöckchen zu schwingen. Seine Arbeit war sehr diffizil, da er, der dem Wehrgedanken huldigte, kleine selbstgefertigte Hülschen am Bügelschlauch mit Leuchtgas füllte: das Spiel mit wirklichen Giftgasgranätchen sollte dem Buben Toni eine besondere Freude bereiten. Eine gewisse Befriedigung empfand Papa Zangerl nun doch, daß sein System sich wieder mal so schön bewährte, und er bemühte sich gewissenhaft, seinem rauhen Baß einen recht engelhaften Schmelz aufzuzwingen. Wieder entfernte sich der Besucher, und „Husch-Husch" klang's nun vor der letzten Tür der Wohnung. Das war ein kleines Kabinettchen, und die gute alte Tante Elisabeth aus Moosham hatte gerade hingemußt. Obwohl sie dort nicht in weihnachtlichem Sinne wirkte und obwohl das Klopfen des unbekannten Besuchers gerade an dieser Tür sie hätte stutzig machen müssen, war sie doch genügend mit den Zangerlschen Hausgesetzen vertraut, um ebenfalls mit himmlischer Stimme abweisend zu sprechen:

„Hier sitzt ein liebes Engelein,
Drum zähme deine Neugier fein!"

Daraufhin entfernten sich leise die Tritte, und draußen ging die Haustür. Und gleich danach stellte sich auch schon das Schreckliche heraus! Die Tante, die nichtsahnend das Kabinettchen verließ, schrie gellend auf. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihr: Den ganzen Korridor fand sie radikal ausgeraubt; von der Garderobe war das letzte Kleidungsstück entwendet, Mäntel, Pelze, Schirme, — selbst die Bilder an den Wänden. Nur der trübselige Dante aus Gips stand noch droben auf der Garderobe und schien zu sprechen: „Laßt alle Hoffnung fahren!" In allen Zimmern störte Elisabeths Warnungsschrei die Mitglieder der weihnachtsbeflissenen Familie Zangerl auf: Der Karl setzte sich in jähem zerstörendem Schreck auf den halb erbastelten Radio, und eine Neutroheterogensuperoxydspule mußte ihm noch vor dem Fest operativ aus dem Gesäß entfernt werden. Die Mutter floh von des Königs unvollendetem Bart und stieß mit der heißwangigen Tochter Franzi zusammen, die den Vandevelde fallen ließ. Der aufgescheuchte Papa aber schluckte in der Küche ein so gehöriges Quantum Leuchtgas, daß sein Gefechtswert wesentlich herabgesetzt war, als mitten im Tohuwabohu weinender und fluchender Ratlosigkeit mit einem herzig gesprochenen „Husch-Husch" der Tonerl auf der Bildfläche erschien! Immerhin schlug ihm der Herr Oberlehrer ein Silberglöckchen, das bisher als friedliche Waffe seinen erfundenen Engerln gedient hatte, heftig um die Ohren, und seine Gasgranaten bekam der Tonerl überhaupt nie. Niemand anders als dieses brave Kind war ja an dem Unglück schuld: der Toni hatte das Weihnachtsgeheimnis des Hauses Zangerl ausgeplauscht, und ein schlauer Schuft hatte mit seinem Komplizen das Zauberwörtchen zu finsteren Taten mißbraucht.

Für Zangerls gab es damals ein böses Weihnachten, da jeder in der Familie dem andern die Schuld an allem zuschrieb. Nur der Lausbub Tonerl war insgeheim doch noch vergnügt; denn vom nächsten Jahr an brauchte er gewiß nicht mehr heuchlerisch „Husch-Husch" zu sagen, und obendrein hoffte er für alle Zukunft, an Stelle von ebenso sinnigen wie mangelhaften Produkten des Familienfleißes solide Fertigfabrikate als Weihnachtsgeschenke zu bekommen. Damit behielt er auch wirklich recht.

Deutsche Weihnacht 1930

Es ist Zeit, daß wir uns vom jüdischen Krippenkind
zum urgermanischen Wotan-Kultus bekehren.
Nur Esel, Schafe und einfältiges Rind
können, damals wie heute, ein jüdisches Wesen verehren.

Dieses Kind, das durch feige Flucht und List
sich dem Bethlehemer Pogrom entzogen,
war natürlich Jude und nannte sich nur Christ,
und hat die Weltgeschichte durch seinen Namen betrogen.

Ein arbeitsscheuer, landfremder Vagabund,
der mit bolschewistischen Lehren hausierte.
Mit einem Wort: ein jüdischer Hund,
der gegen die arische Autorität agitierte.

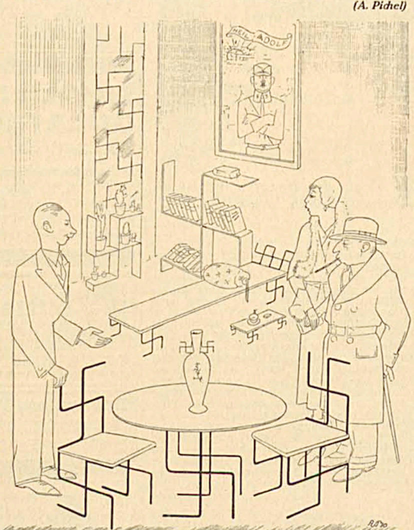
Nein, wir brauchen Wotan, den germanischen Held,
mit rauschendem Vollbart und blitzendem Speere,
der alle Juden verjagt aus der deutschen Welt
mit jauchzendem Walküren-Heere!

Heil Wotan! Heil Hitler! Die Stunde gebeut's,
die deutsche Weihnacht, jetzt naht sie:
Fort vom Kreuze, — zum Hakenkreuz!
Fort vom Nazarener, — zum Nazi!

Siegfried von Vegesack

Ein wirklich nationales Weihnachtsgeschenk —

(A. Pichel)



dies Zimmer im Adolf-Hitler-Stil!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Berlin stellt sich um

V. Im Familienkreise — *(Th. Th. Heine)*



stickt man als Weihnachtsgeschenke Sofakissen in Haken-Kreuzstich mit entsprechender Inschrift

Volkswirtschaft

Statistik: Man hat ausgerechnet, daß in Deutschland pro Jahr etwa 5 Millionen Christbäume konsumiert werden. Diese 5 Millionen Bäume, auf den Zeitraum von 30 Jahren verteilt und sachgemäß aufgeforstet, hätten etwa 40 Millionen Kubikmeter Holz ergeben. Es drängt sich der zwingende Schluß auf, daß — den Kubikmeter Holz mit 12 Mark berechnet — rund eine halbe Milliarde Mark Volksvermögen auf obige Weise unproduktiv vertan worden ist. Der Einwand, daß zahllose Minderbemittelte durch den Vertrieb von Christbäumen finanziell gestärkt worden sind, kann volkswirtschaftlich durch das Bagatellmäßige des Handelsvorgangs und der dabei umgesetzten Summen völlig entkräftet werden.

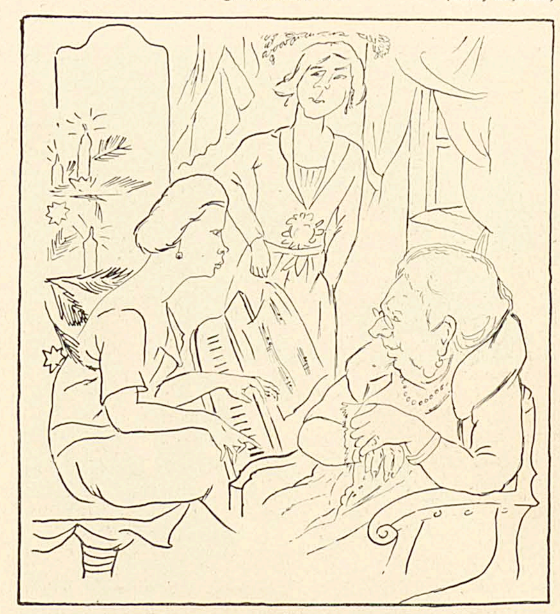
Noch einmal Statistik: Man hat ausgerechnet, daß — wenn in Deutschland pro Jahr nicht mindestens 5 Millionen Stamm Nadeljungholz ausgeforstet würden, die hauptsächlich als Christbäume Verwendung finden — der gesamte Nadelholzbestand im Verlaufe von rund 30 Jahren etwa 40 Millionen Kubikmeter Holz Verlust durch Verkümmerung erlitten hätte. Durch sachgemäße Ausforstung ist demnach — den Kubikmeter mit 12 Mark berechnet — dem Volksvermögen ein Betrag von rund einer halben Milliarde Mark erhalten geblieben. Volkswirtschaftlich ist dabei noch zu berücksichtigen, daß durch den handelsmäßigen Vertrieb der Jungstämme im Weihnachtsgeschäft zahllose schwächere Existenzen finanziell nachdrücklich gekräftigt worden sind.

Folgerungen: Die Volkswirtschaft leitet daraus gewisse Gesetze ab; sie ist sich — abgesehen von anderem — nur darüber nicht einig, ob die oben verlorene halbe Milliarde und die unten gewonnene halbe Milliarde sich gegenseitig aufheben, ob ein Totalgewinn oder allenfalls sogar ein Totalverlust daraus entsteht. Wäre letzteres der Fall, so neigt die Wirtschaftstheorie der Annahme zu, daß hier die Quelle der augenblicklichen Weltwirtschaftskrisis zu suchen ist. So seltsam es anmuten würde, die Logik bewiese es: Weihnachten ist einerseits an der Arbeitslosigkeit schuld, während es anderseits die Arbeitslosigkeit entschieden verhindert.

Club

Sensation

(Rudolf Großmann)



„Seht ihr, Kinder, einmal im Jahr statt dem Lautsprecher wieder ein Original-Klavier, und man fühlt sich gleich in heilige Stimmung versetzt!"

Landsleute zu Weihnachten

Vor ein paar Jahren war ich zu Weihnachten gerade in Paris.

Es regnete. Gegen drei Uhr nachts landete ich im Hafen des „Café du Dôme" und bestellte einen Grog mit Rum. Dann entfaltete ich meine deutsche Zeitung, um das Feuilleton zu lesen, kam aber nicht dazu. Denn vom Nebentische her meckerte mich ein spindeldürres Männchen an: „Verzeihunk, Sie sinn wohl auch Deudschr?"

„Ja, allerdings."

„Na, nu saachnse bloß mal, was saachnse denn nu zu so 'nem Weihnachten?"

„Ja, das Wetter ist allerdings schlecht."

„Ach, das Weddr, das Weddr, aber überhaubd und so, das is ja furchtbar is ja das, nich wahr, Selma, wir haben ja förmlich drundr geliddn haben wir ja!"

Die massige Frau des spindeldürren Männchens seufzte bloß zur Bestätigung.

„Und da sinn mir nu exdra hier riwwr gefahren und da dachdn mir nu wundersch, was da hier los wäre, ja, aber feife mei Lämmjn! Es rechnd und mr weeß überhaubd nich, was mr machn soll! Da habe ich nu immer geläsn über das Gaffee di Dom hier, und da wäre immr so viel los, ich märge nischd. Märgsd du was, Selma?"

Selma schüttelte seufzend das Haupt und begann eine Karte, die sie wohl zu schreiben schon angefangen hatte, ehe ich kam, weiterzuschreiben.

„Wir sinn nämlich hier rüber geggomm, weil wir gelesen ham ‚Weihnachten in Baris — Osdrn in Rom'. Das ham wir geläsn, und weil das so gud glank, da sind mir ähm nu zu Weihnachdn nach Baris gegangen."

„Tja, was haben Sie denn nun so den ganzen Tag getrieben?"

„Ach, im Hodäll ham die uns gesaachd, wir solldn in die Girche gehen. Wie heeßd die Girche, Selma?"

„Ich gloowe Margarede."

„Näh, näh, Margarede war das nich."

„Etwa die Madeleine?" fragte ich.

„Ja, die Mäddelene, das schdimmd. Sie wissn wohl hier gud Bescheid? Ja, na, also da sind wir hingegangen, in die Middrnachdsmesse. Na ja, da hamse ähm gesungen und dann hamse ooch Orjl geschbield, das ham wir alles bei uns in Ziddau genau so schön. Ja, und dann sind wir ins Hodäll gegangen, da war ähm Godilljong."

„Kotillon? Sie meinen sicher Réveillon!"

„Richdch, schdimmd, ja, Sie wissn ähm Bescheid, Rewälljong, da gab's nu was zu fressn; awr wir haddn doch schon so viel zum Abendbrod gefressn, da gonndn wir doch gar nich mehr; na, meine Frau hads ja noch geschaffd, aber ich därf nich so viel. Ich habe nämlich Zuggr. Alles vollr Zuggr. Und da muß mr vorsichdch sein. Und dann sind wir von einem Gaffee ins andre gegangen; aber das war ja alles besedsd, alles vorbeschdelld, und da sind wir nu ähm hier gelanded. Ich habe mir beschdimmd den Schnubvn gehold bei dem Sauweddr. Und deuer is das hier alles! Was willsde denn, Selma?" wandte er sich schließlicn an seine Frau.

„Ach, du sollsd bloß mal die Garde undrschreim!"

„An wen is denn die?"

„An Dande Garola."

„Na, da lies ma vor, was du geschrieben hasd."

„Liebe Dande Garola! Wir sidsn hier gemüdlich zu Weihnachdn in Baris. Baris war eine große Iwerraschunk für uns, nein, so eine Weldschdadd. Die Lichdreglame auf dem Buhlwar, so was gibds nich mal in Leibzj! Ich will damid Deiner Vaderschdadd nich zu nahe dredn, aber Baris bleibd doch Baris. Wir amüsiern uns glänzend und wünschn Dir, daß es Dir ähm so gud gehd. Wir wollen nur hoffn, daß es uns Osdrn in Rom ähm so gud gefallen wird wie zu Weihnachdn in Baris. Mid den besdn Wünschn Deine Selma."

Das spindeldürre Männchen unterschrieb die Karte.

„So, Sie wollen also Ostern nach Rom?" fragte ich ihn.

„Ja, freilich, es gehd doch nischd über Reisen. Und vor allen Dingen: Reisen bilded!"

Kurt Miethke

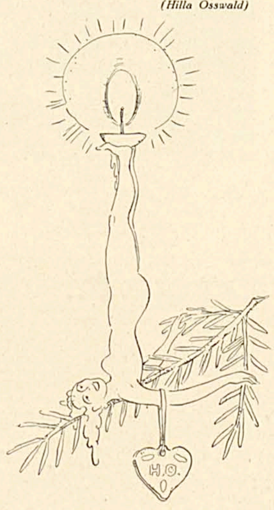
Weihnachtsgroggedanken

Kerzen leuchten, Kinder jubeln, Glocken läuten.
Leise summe ich ein Liedchen für mich hin.
Märchen ziehen mir, aus fernen, schönen Zeiten,
tannenduftumschwängert durch den Sinn.
Alle Säbel werden eingeknetet.
Die Kanonen samt und sonders eingestampft.
Adolf Hitler in der Synagoge betet.
Flocken fallen. Grog im Glase dampft.
An dem Weihnachtsbaum hängt ein Revolver,
der geladen ist mit Marzipan.
Alle Magazine, welche voller Polver,
sprengt man in die Luft mit Nitroglyzeran.
Prachtvoll zieht die Uniform zur Maskerade,
sporenklappernd, saxophon- und jazzumtost.
Mit der allerfeinsten Stollwerckschokolade
wird kandiert der letzte Stahlhelm. Prost!
Unser Reichstag soll ein Anstandskursus werden.
Nur der Kammerjäger trägt ein Schießgewehr.
Alle Völker singen: Friede auf der Erden.
Wundervoll! Mein Glas ist wieder leer.
Während ich mein Ohr nun schweifen lasse,
bin ich jählings aus dem Traum erwacht.
Unten prügeln sich zwei Menschen auf der Gasse,
oben singt man: Stille, heil'ge Nacht.
So verbringe ich den Weihnachtsabend,
bis das letzte Licht verlöscht, der Morgen graut,
mich an schönen Friedensphantasien labend.
Prost! Der Grog war doch ein wenig stark gebraut.—

Fred Endrikat

Die Weihnachtskerze

(Hilla Osswald)



Die Macht der Diktatur

(Karl Arnold)



„Die Kartenlegerin behauptet steif und fest, daß 1931 die Welt untergeht." — „Ausgeschlossen — da haben wir ja glücklicherweise den § 48."

Tiefkonjunktur

Edgar hatte versichert, daß der Weihnachtsmann ihr unter den Christbaum 1930er Auslese einen Sechssitzer legen würde. Das war Ende Februar unter der roten Lampe des Sporthotels geschehen. Die Marke stand noch nicht fest. Im März hatte man sich auf einen Viersitzer geeinigt, im April auf einen Ford-Typ. Luzie war zwar etwas enttäuscht, aber immer noch selig. Im wunderschönen Monat Mai, als die linden Lüfte wehten, war Luzies Sehnsucht nach Benzin nicht mehr zu bändigen. Im Juni hatte Edgar gerade noch so viel Konto, um ein Motorrad mit Aluminiumgondel zu kaufen, aber keine günstige Gelegenheit und Zeit; im Juli hatte er Zeit, aber kein Konto mehr. Ende August wurden auf der „Ipa" Pelze verschenkt; einen davon sollte Luzie haben! Im September steckte der Frost so tief in Edgars Brieftasche, daß er sie bis Oktober vertrösten mußte. Ende November standen die Pleite und der Weihnachtsmann vor der Tür. Die Pleite erhielt den Vortritt. „Zu einem gediegenen Blumenarrangement wird's wohl noch reichen!" dachte er, „oder schicke ich ihr die letzte Flasche Karthäuser?" Die vorletzte hatte er gestern geleert. Der Sorgenlikör saß ihm noch wie Rattengift in der Kehle. „Die Blume vergeht, Karthäuser besteht!" philosophierte er. Da erschien der Postbote und überreichte ihm Luzies Verlobungsanzeige. Sie hatte sich einen Weihnachtsmann mit 6 Prozent Gehaltsabzug erwählt. In dieser Gesellschaftsklasse sah sie sich wenigstens vor allzu jähen Wandlungen geschützt.

A. V.

Weihnachten —, falls . . .

Jetzt wird mit stanniolnem Engelshaar
der — falls erworbne — Tannenbaum geschmückt.
Als man noch Kind und guten Glaubens war,
wurde man deshalb früh zu Bett geschickt.

Das Marzipan- und Zuckerzeuggehänge
verdankt man längst nicht mehr dem Weihnachtsmann,
das kauft man sich im Warenhausgedränge,
falls man sich's leisten kann.

Falls man sich's leisten kann, werden Geschenke
besorgt, die selten die gewünschten sind.
Für Tante Emma Schürzenstoff, — und denke:
sie wünscht sich Vicki Baum in Gips aufs Spind!

Das sind so Träume einer ältern Dame,
wohinter keiner spioniert.
Und dann hat auch die Ullsteinsche Reklame
mit Gips noch nichts probiert . . .

Falls man sich's leisten kann, hat man vom ganzen
Weihnachten vorher schon die Nase voll,
packt für drei Tage seinen Weekend-Ranzen
und läßt den andern Gips und Stanniol.

Walther C. F. Lierke

Schlesische Weihnachten

(E. Schilling)



Zu spät! — Die Polen haben schon beschert!

Stuttgart, 29. Dezember 1930 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 40

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Sylvester 1930

OLAF GULBRANSSON 30



„Na – das war wieder mal ne verdammt schlechte Suppe!"
„Na – tröste Dich Michel – dafür scheinst Du einen umsobesseren Magen zu haben"

Silvester 1930 / Von Karl Kinndt

Wir wollen diesmal maßlos uns besaufen,
wenn es vom Kirchturm dröhnend zwölfe schlägt —:
das nächste Jahr, das wir dann festlich taufen,
wird höchstwahrscheinlich ungemein bewegt!

Wir werden wenig mehr zu lachen haben —
das paßt ja auch nicht recht mehr in die Zeit —
wir werden alle Hoffnungen begraben
außer der einen auf die Ewigkeit — —

Doch diese eine kann uns nicht verregnen,
denn an Gelegenheiten mangelt's nicht,
dies stark vermieste Zeitliche zu segnen —
vielleicht wird es sogar zur süßen Pflicht — —

Doch keinesfalls stirbt man an Langerweile —:
es wird sich vieles kaum Geahnte tun!
Sauft, Kinder, sauft! Heut ha'm wir keine Eile
und bald sehr reichlich Zeit, uns auszuruhn — — —

Ein Bankier stirbt / Von Oskar Maurus Fontana

Der Bankier Jakob Bärenstein lag im gepolsterten Stuhl des ägyptischen Luxushotels, anderes Liegen war ihm nicht mehr möglich. Seine Frau saß neben ihm. Hörte sie Totenklage? Hörte sie noch immer von ferne Musik, die den Tanzenden in die Beine gefahren, Abschied vom alten Jahr und Gruß dem neuen? Nichts verriet ihr Gesicht. Starr, aufgerichtet, maskenhaft groß saß sie neben dem Gestreckten, die Hände an sich gezogen und hinter dem Rücken versteckt. Noch nicht lange war es her, daß der Arzt sie verlassen hatte, nach einer Injektion, die er Bärenstein gegeben. Sie wirkte. Sein Toben hatte sich verloren. Er lag im Lehnstuhl und atmete wieder ruhig und regelmäßig.

Plötzlich öffnete er die Augen. Die Frau rief ihn an. Er gab keine Antwort. Er hörte sie nicht. Er sah sie auch nicht, obwohl seine Pupillen sich unnatürlich erweiterten; er sah nichts um sich, er sah in toten Raum.

Ein Lächeln kam schüchtern wie eine kleine, blaue Wolke nach vielem Regen über den Horizont seiner trüben Trauer. Das Lächeln gefror. Die Frau erschrak. Sollte es schon das Wohlergehen sein, das immer dem Ende vorausgeht? Wieder rief sie ihn an. Er regte sich nicht. Sie schüttelte ihn. Seine Lippen, von Trockenheit zersprungen, formten Laute, die sie nicht verstand. Sie beugte sich nieder. Sie rief ihn. Er nickte. Sie verstand: Pollizer. Was wollte er von Pollizer? In dieser Stunde?

Seine Gedanken tropften langsam nieder, fast konnte man sie zählen. Sie fielen in ein leeres Becken, das war sein Kopf. Einige Erbsen schütterten darin, und dann wieder wuchs das Becken in gasförmigen Ringen, als sei da oben über der Nase, über den Augen und hinter ihnen nichts mehr Festes.

Die Gedanken, niedertropfend ins Becken, schon ergaben sie was. Pollizer. Richtig. Pollizer. An Zucker starb er. Nichts hat ihm genützt, daß er mich hereingelegt. Es war ein schlechtes Geschäft. Ich ahnte es. Ich blutete dabei viel. Ich kam mit einem blauen Auge davon. Pollizer hatte Zucker. Schon Zucker, als er mir die Haut abziehen wollte. Dann nahmen sie ihm ein Bein ab, dann ein zweites. Dann starb er im Rollstuhl. Ich hatte das Geschäft schon weitergeschoben, mochte ein anderer daran zugrundegehen. Und sie ließen Pollizer in die Grube. Da liegt er. Aber ich lebe. Ich, Jakob Bärenstein. Meine Geschäfte gehen gut, sehr gut.

Und der alte Bellak? Sie nahmen ihm, dem zweiundsiebzigjährigen Patriarchen der Börsenmanöver und ausgenützten Kursschwankungen, die Bankpräsidentenwürde. Sie konnten auf seinen Tod nicht warten. Der junge Cantore brauchte den Bankpräsidentenstuhl, um seinem Anstieg und Einbruch in die obersten Welten der Finanziers auch den äußeren Glanz zu geben. Der alte Bellak wurde fortgeworfen wie eine alte Zahnbürste. Und er lebt noch. Aber wie. Seine Villa hat er seit Jahren nicht mehr verlassen. Er läßt keinen mehr vor sich, er wird in Schmutz verkommen, der alte Halsabschneider. Aber ich lebe, ich, Jakob Bärenstein. Ich behaupte meinen Platz, und keiner wirft mich hinunter.

Exzellenz Petersen. Auch der bestand nicht. Sehr gut. Bestand nicht. Sein Sohn hob den Revolver gegen ihn. Niemand war in der Bibliothek. Sie fanden Exzellenz Petersen tot vor dem Schreibtisch, die rechte Hand verkrallt in den Schlüssel der Schreibtischlade. So konnte der Mörder die Lade doch nicht öffnen: der Leichnam ließ es nicht zu. In der Lade war der falsche Wechsel, mit dem der Sohn betrogen hatte. Sie fanden ihn bei der Totenschau. Sie nahmen den Sohn als Mörder fest. Er leugnete standhaft. Er wurde zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Auch die glückliche Exzellenz, wie man Petersen genannt, hielt nicht vor, starb elend und hatte den Schimpf seiner Familie als Leichentuch. Zum Einwickeln. Sehr gut. Aber ich lebe. Ich, Jakob Bärenstein. Meine Frau liebt mich, meine Töchter lieben mich.

Er schrak auf. Wer sitzt dort auf dem Stuhl vor mir? Eine Frau. Aber sie hat einen Hyänenkopf. Nein, nein. Ich sehe schlecht, das Licht zittert. Es ist das Gesicht meiner Frau, aber sie hat den haarigen Körper eines Teufels mit seinen Klauen und Bockfüßen.

Er konnte nicht atmen. Eine Hand hatte sich auf seine Brust gelegt: ah, die steinerne Hand der Frau, des Gespensts vor ihm. Er schloß die Augen und rief mit verzweifelnder verlöschender Stimme: „Emma!"

Sie streichelte über seine Haare. „Hier bin ich."

Durch einen Spalt der Lider schaute er. Dann öffnete er die Augen. Das Gespenst war fort. Seine Frau saß vor ihm, wie er sie lange Jahre gekannt. „Emma, es war doch schön", sagte er. Sie verstand nicht, was er meinte. Eine Weile später bat er: „Gib mir die Hand." Sie reichte sie ihm; er hielt sie mit zitternder Inbrunst. Dann fiel er wieder in ein Dösen, dann ließ er die Hand achtlos sinken.

Es schüttelte ihn. Er fuhr auf. Wachheit kam in seine Augen. Er sah durchs Fenster. Eine Palme. Wo bin ich? Palmen, Palmen? Wieder verwirrten sich seine Gedanken. Er stand vor Pharao, und Pharao trat ihn mit Füßen. Die Ägypter trieben ihn von den Feldern, auf denen er Stroh sammeln wollte. Er brannte Ziegel unter der unbarmherzigen Peitsche des Aufsehers. Der Pharao fuhr in Gold vorbei. Soldaten kamen, der Frau die Kinder zu nehmen. Die Söhne schmissen sie ins Wasser. Wie es klatschte, als die kleinen Körper aufschlugen und versanken. Die Töchter, erwachsen, steckten sie in die Bordelle. Er litt die Schur und war ein Sklave der Ägypter und lag im Staub und spürte den Aussatz wachsen an seiner Haut. Der Pharao fuhr in Gold vorbei. „Wer ist der alte Jude, der da stinkt und schreit?" fragte er. Und der neben Pharao antwortete: „Es ist der, dessen Frau du gestern beischliefst und dessen Töchter du heute beischlafen wirst." — „Der", sagte der Pharao, „dann hetzt die Hunde auf ihn." Und sie kamen hintereinander her, mit hängenden Zungen und großen Zähnen und spitzen Schnauzen.

Er warf sich flüchtend herum, fiel vom Lehnstuhl auf den Teppich. Seine Frau war sofort bei ihm, schrie seinen Namen. Er erwachte, ließ die Unterlippe hängen. „Du?" fragte er. „Und der Pharao?" Sie gab keine Antwort, mühte sich, ihn wieder auf den Lehnstuhl zu bringen. Es gelang. Er schlummerte wieder ein.

Sie saß und betrachtete frostschüttelnd sein Antlitz, das immer mehr verfiel. Was gehörte ihr daran noch? Was wollte sie davon noch haben? Eine große Fliege war im Zimmer, brummte an den Fensterscheiben. Sie scheuchte sie nicht. Das Geräusch tat ihr wohl. Das ist meine Musik, dachte sie. Sie war voll Mitleid mit sich. Manchmal streichelte sie den Schlummernden, der sich schwer hin und her warf. Sie streichelte damit sich. Tränen waren in ihren Augen. Sie weinte um sich. Das Weinen überfiel sie immer stärker, wurde ein Krampf; sie warf sich an seine Brust, deren Sinken in ein Namenloses unaufhaltsam war; sie küßte das sterbende Antlitz, wie um das Glück vor dem Sturz noch einmal zurückzurufen.

Er erwachte unter ihren Tränen. Er sah sie an, lange und traurig. Plötzlich kam Kraft in ihn. Er wuchtete sich auf, stand, fiel nicht nach vorn, griff mit der Hand in leere Luft.

Die Frau war aufgesprungen. „Jakob, was willst du?"

Er sagte mit stockender Zunge, aber deutlich: „Ich muß gehen. Dem Pharao entgegen. Dich befreien. Die Kinder befreien."

Er machte ein paar stolpernde Schritte vor. Sie wollte ihn zurückhalten: „Bleib."

Er schüttelte sie ab. Mit plötzlicher Schlauheit des Kranken, der erkennt, daß man ihn betrügen will, war er schneller als die Frau, stand schon vor der Türe, griff nach der Klinke.

Die Frau drängte ihn zurück: „Laß, bleib."

„Ich bleibe nicht. Der Pharao wartet. Ich muß euch befreien. Ich kauf' euch los. Geld ist meine Macht, Geld ist unsere Freiheit. Laß mich."

Die Frau warf sich ihm entgegen. Er kämpfte gegen sie. Sie breitete die Arme

Zu Silvester

Was bringt uns wohl das neue Jahr?
Ich fürchte, manches lose Haar
fällt ihm vom Kopf in unsre Suppe
und manche Schuppe:
's ist, wie das vorige, verlaust.

Und wir? Wir müssen alles schlucken,
dürfen nicht mit der Wimper zucken,
wenn uns auch noch so heftig graust . . .

Was sagst du da? Man soll sich sperren?
Ja wie denn, lieber Freund? Mit Plärren,
so wie's die kleinen Kinder tun?
Bild'st du dir ein, das macht immun?
So wenig wie Illusionen,
die sich bekanntlich auch nicht lohnen.

Nein nein — die Suppe muß hinunter.
Da hilft kein Hitler und kein Wunder.
Je mehr wir Würde drauf verwenden,
um desto eher wird es enden.

Und nach den Jahren des Gefretts
gibt's auch mal wieder Koteletts.

Ratatöskr

Silvesterball

(E. Thöny)



„Glauben Sie mir, lieber Freund, ich war meinem Mann das ganze Jahr über treu!" — „Und in der letzten halben Stunde läßt sich das nun leider auch kaum mehr ändern."

vor die Tür, widerstand ihm. Mit dem Kopf rannte er gegen sie, als er die Schwachheit seiner Arme spürte. Sie umfing ihn, wollte ihn küssen. Er zog den Kopf aus der Umstrickung ihrer Arme. Immer war es die Frau, die einem die Tür verstellte. Immer war es die Frau, die einem den Weg versperrte. Immer war es die Frau, die einen zu sich in die Lust ihrer Arme und ihres Schoßes ziehen wollte. Aber er mußte durch die Tür. Mit seiner Freiheit war erst ihre Freiheit und die Freiheit der Kinder gesichert. Sie verstand es nicht. Er haßte sie. Er schlug sie. Aber seine Hände hatten nur noch rasch hinwischende kraftlose Bewegungen.

Er fühlte seine Ohnmacht vor ihr, der prall, in der Fülle des Fleisches und Lebens dastehenden Frau. Er sank vor ihr nieder. Er winselte, er flehte, er küßte ihr die Schuhe, bat nur immer wieder, die Tür zu öffnen, ihm den Weg freizugeben.

Die Frau stand und stand.

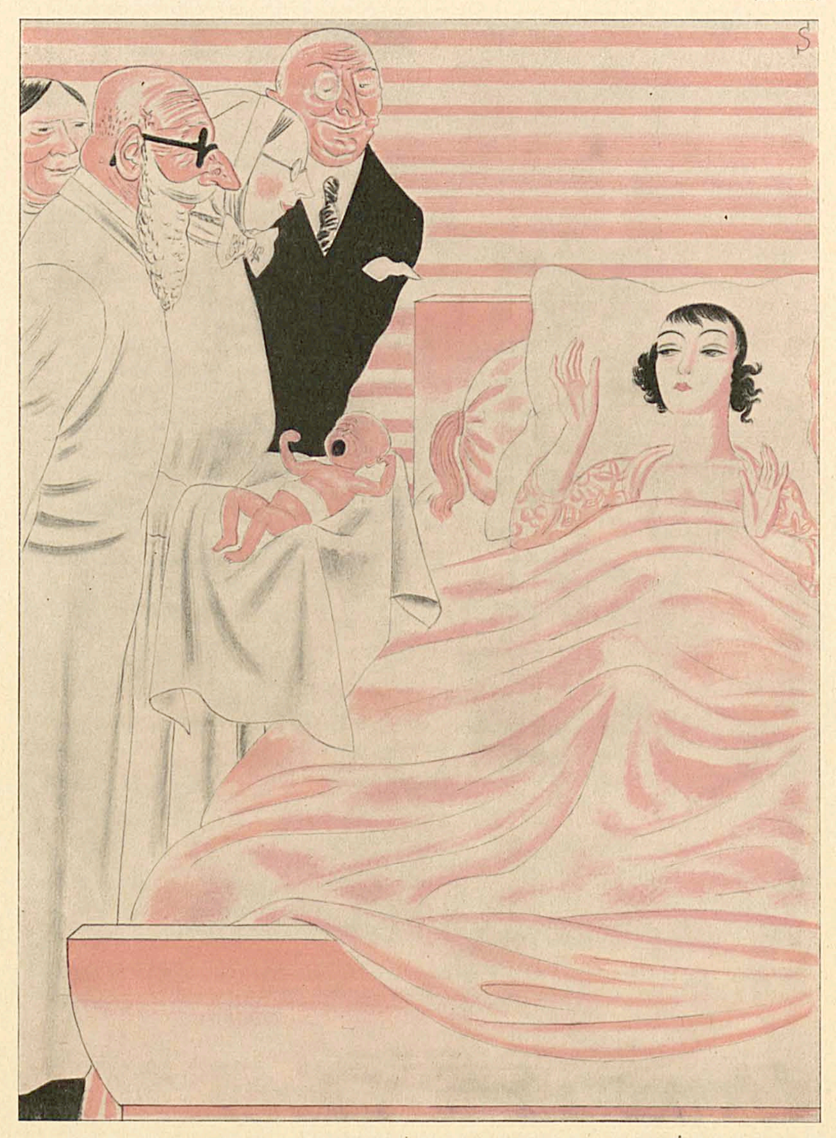
Da mußte er sie zu Fall bringen. Um sie einzubrechen, packte er sie an den Kniekehlen, biß sich in ihre Schenkel fest.

Sie schrie auf, warf ihn zurück. Er brach nach vorn, ließ die Arme fallen. Rasch beugte sie sich zu ihm nieder. Ihm war noch, ein schwarzer Engel neige sich und schlage die großen dunklen Schwingen über ihn zusammen.

„Theater", wollte er noch schreien, „listiges Frauentheater", aber die Federn, sie drangen auch in seinen Mund, waren so weich, unaufhaltsam weich.

Umtausch — die große Weihnachtsfreude!

(E. Schilling)



„Freuen Sie sich, gnädige Frau, das Christkind hat Ihnen ein herziges Mädelchen gebracht!" — „Was mach' ich mit einem Weihnachtsgeschenk, das ich nicht umtauschen kann!"

O du fröhliche, o du selige . . . / Von L. Rhan

Entsetzlich, wie lang so ein Weihnachtsabend sein kann. Dabei ist es erst fünf Uhr. Wenn nur die Wände in den Neubauten nicht so dünn wären. Die Leute nebenan singen schon seit einer halben Stunde Weihnachtslieder, immer alle Strophen, und man versteht jedes Wort. — Wenn man nur den Mut hätte, „Aint she sweet" oder irgendeinen Foxtrott aufzulegen, um dieses „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" nicht zu hören. — Valdin, Dr. med. Peter Valdin, wie auf seinen Visitenkarten so schön steht, schließt das Grammophon mit einem Knall. Nein, das kann man nicht. Weihnachten bleibt eben Weihnachten, auch wenn man keinen Baum mit Lichtern hat und nicht das Geld, um für Mila ein Paar seidene Strümpfe oder auch nur eine Flasche Kölnisch Wasser zu kaufen.

Aus einer Ecke schreit es plötzlich auf, hoch und spitz, wie die Weihnachtstrompeten der Kinder von nebenan. Wie kann man einen Mann solange mit einem quarrenden Baby allein lassen! Draußen fällt die Flurklingel schrill in das Schreien des Kindes ein. Das ist Mila. Sie kommt ins Zimmer, und über ihrem ganzen Gesicht liegt ein zarter roter Schimmer, den Valdin so sehr an ihr liebt. Mila wirft sich mit einem Satz auf den Diwan und steckt den Kopf zwischen die Kissen. „Müde", sagt sie, ohne Valdin anzusehen, und knöpft im Liegen den Mantel auf. „Sei doch so lieb und leg' das Kind trocken, Pet." Scheinbar bemerkt sie erst jetzt, daß es schreit. „Ich hab' noch so schrecklich viel zu tun."

Valdin wickelt das Kind aus, das jetzt leise vor sich hin weint; am liebsten möchte er ebenso leise und monoton mitweinen. „Bring' doch mal das Tablett mit Geschirr heraus!" schreit Mila aus der Küche. Er legt das Kind in das Bett zurück und stellt das Geschirr zusammen. „Was machst du für ein Gesicht, Valdin", fragt Mila scharf, „zu viel Arbeit?" — „Mein Gott, Mila", sagt Valdin verzweifelt und legt den Arm um sie. Mila befreit sich gereizt. „Was ist denn? — Laß los!" — Wäre ihr früher jemals eingefallen zu fragen, was los sei, wenn er sie umarmen wollte?! Offenbar hatte sie ganz vergessen, daß er eigentlich nur ihretwegen seine Stellung verloren hatte. Sie hatten ja beide vorher gewußt, daß es ihn die Stellung kosten würde, wenn man von der heimlichen Heirat erführe. Und diese verrückte Bestimmung, daß die Assistenzärzte nicht verheiratet sein dürfen, gilt in fast allen Krankenhäusern.

Und das nahm sie ihm jetzt übel. Sie nahm ihm überhaupt alles übel, was geschah: Daß sie jetzt in dieser schlechten Zeit das Baby von ihm hatte, daß sie außer der Hausarbeit noch Schreibmaschinenarbeiten machen mußte, daß sie zum erstenmal in ihrem Leben ihre Wäsche selbst wusch, daß sie von ihren Freundinnen gefragt wurde: Ist es wahr, daß du deinen Mann jetzt ernähren mußt? Ist es wirklich wahr, daß er stempeln geht? Aber so weit hätte er es doch nicht kommen lassen dürfen — — —

Valdin hatte sich daran gewöhnt, all diese wohlbekannten Vorwürfe in seinem Kopf hin und her zu wälzen, grad wie den Kaugummi zwischen den Zähnen, den er nicht mehr entbehren konnte, seitdem Zigaretten unerschwinglich waren. Mitten in seine Versunkenheit hinein läutete es. Er sprang auf — er vergaß immer wieder, daß sein Telephon seit vier Monaten gesperrt war. Ich werde wahnsinnig, dachte Valdin und preßte das Ohr gegen die Wand, hinter der das fremde Telephon geläutet hatte. Weihnachten vor einem Jahr noch hatte ihn so ein Läuten zweimal von der Feier weggerufen, während der Baum brannte und Mila nach vielen Küssen mit den neuen Skiern die ersten Trockenübungen auf dem Teppich machte. Das war ihr erstes verheiratetes Weihnachten, und in der Klinik wußte niemand etwas. Warum schickt kein Gott heute Offenbarungen und läßt aus dem unbezahlten Telephon eine Patientin rufen, damit man sieht, daß man gebraucht wird — — —

Wie kann einem Freiheit nur so zur Qual werden? — Aber da klingelt es ja. „Mach' mal auf", ruft Mila aus der Küche, „der Briefträger —" Valdin läuft zur Tür. Er findet zwei Gratulationskarten, eine von einer ehemaligen Patientin, die andere von einem Jugendfreund Milas. Keiner von den Kollegen aus dem Krankenhaus hat geschrieben, nicht mal Erwin. Wahrscheinlich haben sie Wind davon bekommen, daß er stempelt. Wenn einer hungert oder nur etwas Geld verdient, kann man noch sagen: „Es geht ihm dreckig." Das hat noch ein gewisses Format. Aber dieses „Stempeln" stempelt auch den Menschen. Daß ein Arzt, ein guter Bürger, der noch gestern im Smoking zu großen Abendgesellschaften erschien, vom Staat ernährt wird wie ein Findelkind, grenzt ans Lächerliche. Der Begriff Stempeln gehört zum Proletarier. Wo allerdings der Unterschied ist zwischen einem arbeitslosen Arzt und einem arbeitslosen Proletarier, ist schwer zu sagen.

Jetzt fangen die Nachbarn von der anderen Seite an zu singen. Verzweifelt dreht er das Radio an, sonst die letzte Möglichkeit, unerwünschte Geräusche zu übertönen. „Freue dich, o freue dich, o Christenheit!" jubelt eine grelle Sopranstimme aus dem Lautsprecher. „Valdin", schreit Milas Stimme dazwischen. „Hörst du überhaupt nicht, daß das Kind schreit — hier nimm die Klapper oder irgendwas! Ach, und dann mußt du mal schnell heruntergehen, ich kann nicht weg vom Essen."

Ist es eine Beschäftigung für einen Mann, der jahrelang die Verantwortung für die schwierigsten Operationen getragen hat, — die Klapper zu halten und für zehn Pfennig Suppengrün zu holen? Zum erstenmal fühlte Valdin einen maßlosen Haß gegen Mila. „Ich habe keine Zeit!" sagte er kurz und setzte sich an den Schreibtisch. Mila wurde dunkelrot im Gesicht. „Du bist wohl irrsinnig, was?" fragte sie und tippte sich an die Stirn.

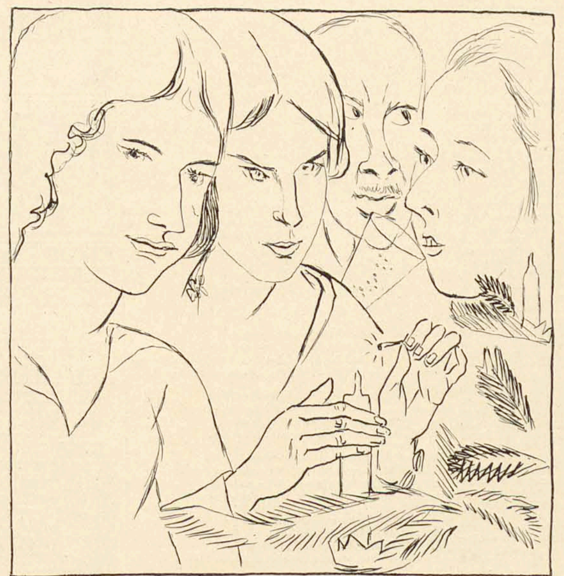
Valdin drehte sich langsam wieder um und nahm wortlos das Einkaufsnetz. Sie hatte ja recht. Daß er „keine Zeit" hatte, war einfach Hohn. Er hatte jetzt wirklich absolut nichts zu tun, was wichtiger gewesen wäre, als die Klapper in Bewegung zu setzen oder einzuholen.

„Ich mache Schluß, ich halte das nicht mehr aus", sagte er zu Mila, als er wieder herauf kam. Und als sie die Tür mit einem Krach ins Schloß fallen ließ, um ein Schluchzen zu übertönen, begann er wütend gegen die dünne Wand zu hämmern, hinter der ein ungeheurer Lärm von dem gleichmäßigen Knarren eines Schaukelpferdes, von Trompeten, Weihnachtsliedern und lauter Klavierbegleitung herüberdrang. Da das Klopfen nicht den geringsten Erfolg hatte, holte er einen alten medizinischen Wälzer aus dem Schrank und begann zu lesen. Aber durch Zeilen und Buchstaben drängten sich die Erinnerungen. Weihnachten zu Hause, Weihnachten mit seiner ersten Liebe, einem ebenso süßen, wie (eben mit dieser Süßigkeit) sparsamen Mädchen, die ihn zwang, Heiligabend mit ihr in die Kirche zu gehen, Weihnachten auf der Baude im Riesengebirge und das erste Weihnachten mit Mila. — Als er von dem Buch hochsieht, ist plötzlich ein vertrauter Geruch in der Luft von Tannen, Bratäpfeln und Bratensauce. Kommt das durch die dünnen Wände von nebenan oder einfach aus der Erinnerung? Valdin reißt die Tür auf und läuft in die Küche. An der Tür lehnt ein verkrüppeltes, zwergenhaftes Bäumchen, das vorhin nicht da war. Mila begießt den Braten und legt Äpfel in die Röhre. Tableau: des armen Mannes Weihnachten! denkt Valdin bitter. Dann erschrickt er tief im Innersten und weiß noch nicht, warum eigentlich: „Was ist denn das, Mila?" — „Weihnachten", antwortet Mila lakonisch, „und allerlei, was dazu gehört." — „Heute morgen, eh' du weggingst, hattest du grad noch fünfzig Pfennig für Fahrgeld, nicht?" Mila trommelt nervös mit dem Löffel auf dem Herd. „Der Geldbriefträger —" „— — — ist heute nicht hier gewesen!" ergänzt Valdin. „Lügen konntest du wenigstens

(Schluß auf Seite 474)

Mahnung

(R. Großmann)



„Nur nicht jetzt schon so sentimental, Kinder! Vater hat ja seinen Jahresabschluß noch gar nicht gemacht!"

(Schluß von Seite 473)

nie glaubwürdig. Also woher hast du das Geld?“ Mila sieht ihn überlegen an. „Ich frag dich nicht, warum du kein Geld hast, also frag du mich nicht, warum ich etwas habe —“ Valdin reißt ihr in plötzlicher Wut den Löffel aus der Hand und schüttelt sie hin und her. Der weihnachtliche Duft in der Küche wird scharf und brenzlig. Aber keiner denkt daran, die verbrannten Bratäpfel aus der Röhre zu nehmen. „Ich habe es von deinem Freund Erwin“, antwortet Mila endlich wütend, „ich finde, daß man von seinem Freunde ruhig —“ Valdin unterbricht sie: „Warst du denn mit ihm zusammen, seitdem ich nicht mehr in der Klinik arbeite?“ „Ich treffe ihn ab und zu“, antwortet Mila, ohne Valdin anzusehen. „Er bat mich darum; er fand es ungeschickt von dir, daß du alle Kollegen meidest. Außerdem wollte er uns etwas helfen in der schlimmsten Zeit, und er dachte, du würdest es vielleicht nicht annehmen. Erwin ist wirklich sehr zartfühlend.“ Valdin ließ den Arm seiner Frau los. Ja, Erwin war immer äußerst zartfühlend. Er entsann sich plötzlich eines Gespräches, das sie zusammen hatten, kurz nachdem sie beide Mila auf dem Ärzteball kennengelernt hatten. „Ich bin eigentlich verliebt in die Kleine“, hatte Erwin damals gesagt, „aber wenn es dir so ernst ist, bemüh' ich mich gar nicht erst; denn heiraten würde ich sie kaum.“ Und dabei fiel ihm ein, daß Mila in den letzten Monaten öfter wegging und müde und sehr schweigsam zurückkam, gerad wie vorhin. — Der kleine Baum bekam einen Tritt und kippte mit einem ächzenden Knacken zur Seite. Die ganze Wohnung roch plötzlich nach diesem winzigen Baum und nach den verbrannten Äpfeln, die Mila von Erwins Geld gekauft hatte. Es war nicht länger zu ertragen. Valdin nahm Hut und Mantel und lief davon.

Es muß etwas geschehen, dachte er, irgend etwas — nur nicht mehr untätig warten und zusehen müssen, wie einem das Leben unter den Händen davonläuft. Man müßte einfach bei Professor Tomas in der Klinik anrufen und ihm sagen, daß er einmal eine Ausnahme machen müßte, wenn er ihn nicht zugrunde gehen lassen will. Valdin wartete eine Viertelstunde, bis der Automat frei wurde, dann nahm er den Hörer ab und verlangte die Nummer. „Bitte zahlen!“ sagte die Stimme vom Amt. Valdin faßte in die Tasche. Er hatte keinen Pfennig Geld mehr. Draußen nahm ihn ein Menschenstrom auf und schob ihn nach dem Potsdamer Platz zu. Er schlenderte durch das riesige Warenhaus und begann, sich vor den eigenen Gedanken zu fürchten. Sie schienen klebrig und abgenutzt wie alte Geldscheine, die man schon zu oft hin und her gewendet hat. Meine Laufbahn als Arzt ist zu Ende, sagte etwas undeutlich in ihm. Es wird Zeit, eine neue zu beginnen. Aber von heut auf morgen lernt man keinen neuen Beruf. Im nächsten Monat ist die Unterstützung zu Ende. Dann kommt die Krisenunterstützung, und dann ist es aus — aber man braucht doch Geld — man müßte sich also beizeiten üben, auf alle Fälle Geld zu haben, selbst wenn man keine Arbeit hat — wirklich, man muß es beizeiten lernen — ich bin ja schon verrückt, dachte er verwirrt, hilf mir doch, Mila — Tomas, Professor Tomas —, Mila — Da hatte er eine dicke Handtasche, die zwischen vielen Paketen an der Ecke des Tisches lag, in der Hand und lief, ohne sich umzusehen und ohne Gedanken, dem Ausgang zu.

Einige Sekunden später drehte sich eine große, gutangezogene Frau, die eben mit der Verkäuferin gesprochen hatte, um und begann hinter ihm her zu schreien.

Der Polizist auf der Wache sah ihn durchdringend an. „Name?“ — „Peter Valdin.“ — „Beruf?“ — „Arzt — — — Arzt!“ wiederholte Valdin, als könnte das als Entschuldigung gelten. — „Ja, unter den Taschendieben sind heute die feinsten Leute“, sagte der Beamte spöttisch. „Aber es ist eine Schande grad für einen Mann aus Ihren Kreisen, die Feststimmung des Heiligen Abends zu benutzen, um zu stehlen. Zum mindesten ist es leichtsinnig, die Karriere eines Arztes gegen die eines Taschendiebes einzutauschen. — Abführen.“ —

Dr. Valdin verbrachte diese Nacht in der Zelle. Zwischen ihren kahlen Wänden war er vor dem Weihnachtsduft von Tannen, Bratäpfeln und Bratensauce, vor dem er davongelaufen war, ganz sicher. Nur vom Mannschaftsquartier her klang Lärmen und Singen. Aber nur ganz gedämpft. Denn Gefängnisse haben nicht so dünne Wände wie Neubauten.

Erfahrung *(Hans Aufseeser)*



„Und, Jnädige, während dem Silvesterläuten den Männern nischt versprechen, denn sonst müssense det halten, und nachher will's keener jewesen sinn!“

Neujahrs-Defraudation

Von Walther C. F. Lierke

Silvester-Pünsche dampfen ihr Aroma.
Die Tür zum alten Jahr wird zugenagelt.
Punktum! Punkt! Punkt! — Ach, es wird nur ein Komma,
auch wenn es Glückwunsch über Glückwunsch hagelt.

Der alte Krempel, — ob ein Jahr verging,
ob zwei, ob drei, — wird weiter existieren.
Der alte Krempel ist ein zähes Ding,
nur du wirst deine Jahre merklich spüren.

Du wirst das Fleisch- und Knochen-Institut,
in dem du hausest, Mensch, langsam verbrauchen.
Gelegentlich fehlt's dir an frischem Blut,
gelegentlich wird sich dein Herz verstauchen

an Liebes- oder sonstigen Affären. —
Na, und so geht das, bis sich eines Tags
die Zeichen des Verfalles kritisch mehren,
und dann gibt's einen allerletzten Knax.

Und trotzdem kriegst du's fertig, Jahreswenden
wie aufgefüllte Kontos anzuprosten.
Du defraudierst mit deinen eignen Händen,
du buchst mit „Plus“ ein Heer von Minus-Posten.

Neujahrs-Vorbereitungen

Die Neujahrsnacht naht.

Die Hotels der großen Städte treffen wilde Vorbereitungen. Eine Sensation überbietet die andere. Stundenlange Schlemmersoupers, prominente Schauspieler, tausend Saxophone werden angekündigt.

„Und was werden Sie dieses Jahr machen?“ fragte man einen bekannten Berliner Gastronom.

„Etwas ganz Neues“, sagte er, „und ich bin überzeugt, daß der Erfolg mir gehört.“

„Und was?“

Er sagte leise: „Keine Vorträge. Keine Musik. Speisen à la carte.“

•

Herr Keeke verschickt Neujahrsgratulationen.

Auf die erste schreibt er:

„Herrn Anton Beebe, Berlin, Charlottenstraße 10.“

Auf die zweite Karte schreibt er:

„Herr Karl Kümmel, daselbst im Hinterhaus.“

Kleine Anleitung zu Silvesterscherzen

Die stärkste Menschenansammlung, die das Jahr aufzuweisen hat, vollzieht sich zweifellos zu Silvester um die Mitternachtsstunde. Besonders aufschlußreich und lohnend ist nun der Scherz, kurze Zeit danach von Mensch zu Mensch zu gehen, irgendeine leere Brieftasche in der Hand zu halten und zu fragen, ob der Betreffende nicht vielleicht eine Brieftasche, Inhalt tausend Mark, um Mitternacht auf der Hauptstraße verloren habe. Achtzig von hundert solchen Fragen werden bejaht werden. Hierauf hat man höflich noch zu sagen, daß leider keine solche Brieftasche gefunden worden sei; es handle sich lediglich um eine interessante Verluststatistik der Silvesternacht.

Des weiteren empfiehlt es sich, eine Liste aufzustellen von Börseanern, Rechtsanwälten, Bankdirektoren, Politikern, aber auch von Leuten, die die Öffentlichkeit weniger beschäftigen und sich nur ihrem Privatleben zu widmen scheinen. Von dieser Liste sind einer nach dem andern telephonisch anzurufen. „Hallo, Herr Doktor“ („oder Herr Direktor“), sagt man sodann mit vor Schrecken zitternder Stimme, „es ist alles herausgekommen.“ Danach hängt man an. Von hundert Partnern eines solchen Telephongesprächs werden ungefähr vierzig am Neujahrsmorgen schon geflüchtet sein.

Amüsant und lohnend ist ferner, an eine ziemlich große Menge verheirateter Herren Erpressungsbriefe zu schreiben. „Wenn bis zum Neujahrsmorgen nicht in dem oder dem Gebüsch des Stadtparks diese oder diese Summe Geldes deponiert ist, wird Ihr letzter Ehebruch sofort öffentlich angeprangert werden.“ Hier sind es erfahrungsmäßig neunzig von hundert, die parieren. Die im Stadtparkgebüsch ordnungsmäßig eingelaufenen Beträge widme man wohltätigen Institutionen. Zehn von hundert zahlen allerdings nicht — so viele pflegen nämlich über Neujahr zu verreisen.

Oder wie wäre es mit einem kleinen Zeitungsaufsatz, oder mit einem entzückenden Inserat? Ein juristischer Aufsatz etwa, eingeschmuggelt in eine größere Zeitung, müßte den Menschen weismachen, daß eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes in einem bestimmten Fall, einen Betrugsversuch, eine Verleumdung, einen Ehebruch und eine Unterschlagung, die alle in der letzten Silvesternacht begangen worden waren, straflos hatte ausgehen lassen. Als Strafausschließung war der seelische Ausnahmezustand der Silvesternacht, bedingt durch erhöhten Alkoholkonsum und tiefe Ergriffenheit, angenommen worden. So ein unsinniger Aufsatz wird keinesfalls als Silvesterscherz erkannt, weil seine Tendenz an diesem Tage allen so ungeheuer gelegen kommt. Die Gerichte haben dann mit seinen Folgen vielleicht ein halbes Jahr lang genug zu tun.

Und nun vielleicht noch ein Inserat, unterzeichnet mit einem sehr gebräuchlichen Vornamen, Maria etwa, und diesem Text: „Frau ...! Ach Ihre Krokodilstränen, Ihre scheinheilige Miene! Raffinement zu durchsichtig! Werde nicht mehr schweigen! Maria.“ — Oder so ähnlich. Die meisten Frauen, die auf den Namen Maria (oder den sonst gewählten) hören, werden hierauf von ihren Freundinnen und Feindinnen, von bekannten und unbekannten Frauen die seltsamsten Dinge erleben: Rücksendungen fehlender Dinge, briefliche oder persönliche Entschuldigungen ungeahnter Verleumdungen, Mitteilungen folgenden Inhalts: „Behalten Sie nur bitte Ihren Mann —“ und viel anderes mehr. —

Aber der tollste Silvesterscherz wäre doch vielleicht ein kleiner ernster Trinkspruch auf die Güte, die Ehrlichkeit, den Mut, die Sauberkeit und die freiwillige Moral der Menschen.

Hans Kafka

Ethischer Verfall (J. Mammen)



„Det war wieder mal 'n mieses Jahr! Wenn die Männer keen Jeld mehr haben, werdense jlatt zu Idealisten!“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1930 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Orakel

(Kurt Werth)



„Ist das nun ein Kindchen oder ein Frosch?" — „Nehmense's ruhig für 'nen Frosch, Fräulein, 'n Kindchen wird's immer von selber!"

Silvester / Von Herbert Strutz

Ich habe heute meinen Smoking an
und trinke Sekt aus einem schlanken Glase.
Die Pfropfen knallen jubelnd dann und wann.
Man ist ganz voll von Glück und von Ekstase.

Die Ober fliegen, und die Jazz markiert
das Trommeln schlanker Beine auf den Dielen.
Die Glocken orgeln festlich. Etwas klirrt:
zwölf Gläser, die auf harten Marmor fielen.

Jetzt hebt das Jahr an. Und man küßt sich froh
mit etlichen und schamlosen Geräuschen,
denn morgen früh wird uns schon sowieso
das Leben wieder neuerlich enttäuschen.

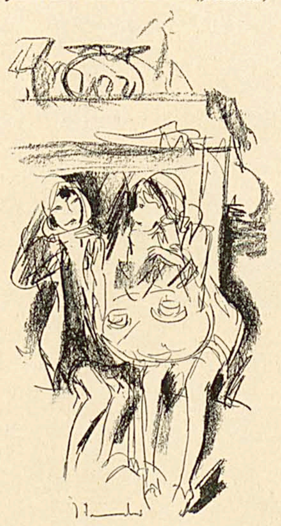
Ein wohlfeiles Geschenk

Ein wohlfeiles Geschenk für die ganze Familie wünschen Sie? Bitte sehr. Sie brauchen nur meinem Rat zu folgen. Hören Sie mich aufmerksam an.
Es gibt eine Art Versicherung gegen den Verlust von Hausschlüsseln. Man kauft ein hübsches ledernes Schlüsseltäschchen im Warenhaus — Preis etwa sechs Mark. An dem Täschchen haftet ein kleiner Zauber:
Das Täschchen enthält eine Karte mit der Anschrift des Fabrikanten und eine gedruckte Bitte an den ehrlichen Finder: er möchte das Täschchen samt Schlüsseln dem Fabrikanten zuschicken; zur Belohnung werde der Finder ein ebensolches Täschchen bekommen . . . Der Fabrikant sendet das verlorne Täschchen samt Schlüsseln dem Eigentümer zu (dessen Adresse in der Fabrik registriert ist).
Der Vorgang hat sich nun — hören Sie mich an! — wie folgt abzuspielen — damit Sie sich eines wohlfeilen Geschenkes für Ihre ganze Familie erfreuen:
Sie, schöne Hausmutter, kaufen das erste Täschchen; geben dem Fabrikanten Ihre Adresse an; hängen Ihre Schlüssel ins Täschchen; und verlieren alles auf der Treppe. (Schluß auf Seite 477)

Silvester in Familie / Von Thea Reimann

Bevor Mr. Charles Brown sich nach Europa einschiffte, fuhr er mit dem Lift noch einmal ins achtundzwanzigste Stockwerk seines Wolkenkratzers und traf die letzten Anordnungen. Er, Charles Brown, der vor fünfunddreißig Jahren nach Amerika gekommen war, arm wie eine Kirchenmaus, und nun sein Vermögen kaum überblicken konnte, — er hatte plötzlich Heimweh bekommen, und impulsiv, wie er war, riß er dieses Übel mit der Wurzel aus. Der Lift spie Mr. Brown im Erdgeschoß wieder aus, und mit der Shagpfeife und einem Allright zwischen den Zähnen stürzte er sich in seinen achtzylindrigen Brown-Exquisite.
Fünf Minuten später saß Mr. Brown an Bord des „Fürst Pückler" und ließ jenseits der Prohibitionsgrenze bei einer Flasche Rüdesheimer Auslese seiner Sentimentalität die Zügel schießen. „Silvester in Familie . . .", dachte er und holte sich verstohlen mit dem kleinen Finger eine Träne unterm Monokel vor. Vor fünfunddreißig Jahren also war er dem Schoß der Familie entflohen; und nun trieb es ihn zurück zu dem kleinen thüringischen Städtchen, das sich ihm in der Erinnerung verklärte. Was war Neuyork gegen — sagen wir beispielsweise — Gera! Und wie würde sich Tante Minna freuen! Ob sie überhaupt noch lebt?
Da fiel Mr. Brown ein, daß er sie ja alle gar nicht benachrichtigt hatte. Er winkte seinem Diener, der stumm und schwarz wie eine Sarottireklame hinter Mr. Browns Sessel stand. Tommy mußte neun Funkentelegramme nach Gera aufgeben, die bei ihrer Ankunft eine kleine Revolution verursachten. Max schickte seinen Jüngsten zu Tante Minna, aber da war schon Emmy, die Älteste von Fritz, und außerdem hatte Tante Minna ja auch ein Telegramm bekommen.
Zu Silvester, dem Tag der Ankunft, zog man geschlossen zum Bahnhof. Oh, es war eine stattliche Familie, die Braunsche!
Der D-Zug brauste in die Halle. Man war aufs äußerste gespannt. Wie mag er aussehen?
Aus einem Abteil erster Klasse stieg Tommy. (Ein Schrei des Entzückens entfuhr Emmy, der Ältesten von Fritz.) Und dann kam er . . . Man stürmte dem Erwarteten entgegen, der, noch mit einem Bein auf dem Trittbrett stehend, weinte wie ein junges Kalb. Und dann sah man von Mr. Brown nur noch die großkarierte Mütze.
Als man ihn endlich wieder freigab, hing noch immer Emmy an seinem Hals.
Dann mußte er mit zu Tante Minna kommen. Dort gab es Kaffee und, noch von Weihnachten her, selbstgebackene Mandelstolle.
Ein kleiner Zwist entstand, als Mr. Brown, der übrigens Mandelstolle haßte und nur Rosinenstolle aß, die ganze Familie zum Silvesterpunsch ins Hotel einlud. Wie, im Hotel wollte er wohnen? Und die Frau von Max hatte schon das Fremdenzimmer mit dem bequemen Schlafsofa hergerichtet. Und auch Fritz hatte damit gerechnet, den amerikanischen Bruder zu Gast zu haben. Als Mr. Brown jedoch auf der Feier im Hotel beharrte, brach der Sturm los.
„Ins Hotel???" schrie Fritzens Frau. „Da darf Emmy nicht mit!!!"
„Was soll denn aus meinem vielen Heringssalat werden?" jammerte Tante Minna.
„Nein, Karl" (das war Mr. Charles Brown) „darf nicht ins Hotel. Karl bleibt bei uns", entschied Max.
„Bei e u c h??? Bei u n s bleibt Karl!!!" kreischte wer.
Stimmen schwirrten durcheinander. Stühle fielen um. Jemand beleidigte Hulda.
Der kleine Schorsch spuckte Emmy auf die neuen Schuhe. Kurz: man war ganz: „en famille".
Da entfloh zum zweiten Male Mr. Brown dem Schoße der Familie. Tommy schleppte die Reisetaschen zurück. Die großen Koffer waren zum Glück noch auf dem Bahnhof. Mr. Brown löste eine Karte nach Hamburg. Als im Speisewagen gegen Mitternacht der Kellner Silvesterpunsch offerierte, lehnte Mr. Brown dankend ab und bestellte eine Prairie-Oyster mit doppelter Dosis Pfeffer.
Hinten im letzten Wagen saß schwarz und stumm wie eine Sarottireklame Tommy und wunderte sich über Mr. Browns seltsame Reise, bis er einschlief. Und über Neuyork und Gera (sagen wir beispielsweise Gera . . .) läuteten die Silvesterglocken . . .

Jahresbilanz 1930 *(J. Fenneker)*



„Im großen und ganzen kann ich noch zufrieden sein: wenigstens habe ich zwei abgebaute Freunde gegen einen nur gehaltgekürzten umgetauscht!"

Gewissensfrage

(Jeanne Mammen)



„Hast du in dem vergangenen Jahr jemals an eine andere Frau auch nur gedacht?" — „Doch, einmal am 13. Juni ein bißchen."

(Schluß von Seite 476)

Sie, wohlbeleibter Hausvater, finden Mutters Schlüssel. Der Weisung gemäß schicken Sie Ihren Fund dem Fabrikanten.

Der Fabrikant hat a) Muttern die verlornen Schlüssel wiederzugeben, b) Vatern (zur Belohnung für seine Ehrlichkeit) ein zweites Täschchen zu verehren.

Was tut Vater? Er gibt dem Fabrikanten seine Adresse an; hängt seine Schlüssel in das Täschchen; und verliert Schlüssel samt Ledertäschchen auf dem Flur.

Unschwer wird der aufmerksame Sohn sie eräugen; wird sie dem Fabrikanten einsenden; zum Lohn ein neues Täschchen bekommen, das dritte.

Nur Geduld, nur Zeit! Über ein kurzes werden Tochter, Tante, Neffe, Nichte, Großpapa und Urahne zu Schlüsseltäschchen kommen — auf eine — wenn man diese verschrobenen, abscheulichen, verbrecherischen Zeitläufte betrachtet — auf eine gar nicht einmal so betrügerische Art.

Roda Roda

Diskrete Andeutung

Ich habe in irgendeiner literarischen Angelegenheit eine Anfrage an den Stadtrat in München. Das zuständige Referat sei Referat VIII, wird mir bedeutet. Ich suche das Referat im Telephonbuch — und da steht:

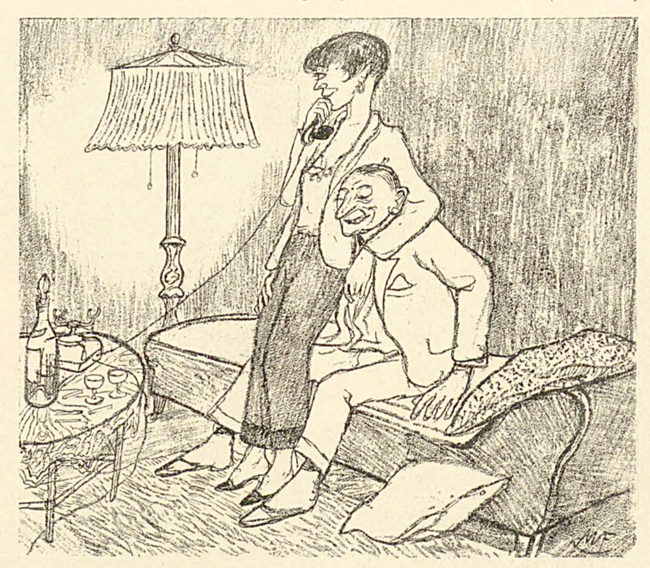
Referat VIII (Kultus-K r a n k e n h a u s - und F r i e d h o f r e f e r a t).

Oh, ihr lieben, neckischen, ahnungsvollen Englein im Rathaus!

J. M. Lutz

Ferngespräch

(M. Frischmann)



„Ja, Männe, und so gehe ich nun an diesem Silvesterabend einsam zu Bett — —"
„Daß Frauen doch immer 'n bißken übertreiben müssen!"

Völkische Groteske / Von Fritz Schick

Der Bankier Baruch Horn las schreckensbleich in der „Neuen Freien Presse". Von Zeit zu Zeit murmelte er mit angsterfüllter Stimme ein paar Worte: „. . . gewaltige Exzesse auf der Ringstraße . . . zweihundertfünfzehn Verletzte . . . dreihundert Verhaftungen . . . achtundsiebzig zertrümmerte Spiegelscheiben . . . Polizeipferde . . . Heimwehr . . . Bundeskanzler . . ."
Schrecklich, dachte er. Das haben wir noch gebraucht! Als ob es nicht schon genug Antisemiten gäbe! Da ging die Tür!
An dem entsetzten Diener vorbei drängte sich ein seltsamer Besucher ins Zimmer. Er trug einen wallenden Germanenbart, war mit einer Windjacke bekleidet, hatte eine Armbinde, auf der ein riesiges Hakenkreuz prangte, und einen derben Knotenstock. Er trat mit wuchtigen Schritten vor den Bankier hin und schmetterte mit einer Stimme, die wie Schwertgeklirr und Wogenprall brauste: „Juden hinaus!"
„Großer Gott!" sagte der Bankier. „Wie belieben Sie zu meinen?"
„Hoch Hitler!" war die Antwort. „Nieder mit Juda! Fort mit den Blutsaugern!"
„Herr!" stotterte der Bankier. „Sie müssen sich in der Adresse geirrt haben. Was sagen Sie das ausgerechnet mir?"
Der Fremde warf sich in einen Lehnstuhl. „Saujud", rief er, „zittere nicht! Ich will ein Geschäft mit Ihnen machen!"
Der Bankier atmete auf. „Gott sei Dank! Endlich ein Wort, das nicht antisemitisch ist. Womit kann ich dienen?"
„Kusch!" sagte der Fremde würdevoll. „Im übrigen kümmern Sie sich nicht um meine rauhe Redeweise. Es ist mannhafte Rede, auf die ich auch bei Geschäften nicht verzichten kann. Aber hören Sie mich an: Wir leben, wie Sie wissen, in einer Zeit, wo sich das Volk endlich auf seine wahre Pflicht besinnt und die Parasiten, die an seinem Mark schmarotzen, endlich zu erschlagen anfängt. Hoffentlich wird auch Ihnen bald dieses Los blühen!"
„Erlauben Sie —", schrie der Bankier.
„Halts Maul, Jude! Ich kann dich retten. Wenn Sie es sich eine nennenswerte Summe kosten lassen wollen, verrate ich Ihnen das Mittel, meine Erfindung, die Frucht jahrelanger Laboratoriumsarbeit. Das Mittel, das Sie vollkommen sicher und schmerzlos, ohne Berufsstörung vom jüdischen Wucherer in einen rassereinen Arier, ja noch mehr in einen völkischen Helden verwandeln wird. Kein Antisemitismus wird mehr an Sie herankönnen. Unsre Mannen werden Sie gern in ihre stolzen Reihen aufnehmen, und deutsche Jungfrauen . . ."
Der Fremde begann zu schluchzen. Man hörte nur die Worte: „Kühner Kämpe . . . Siegfrieds Schwert . . . Jüdische Nacht und deutscher Tag . . ."
Der Bankier riß den Mund auf: „Was ist das für ein Mittel?"
„Eine harmlose Pille. Ich nannte sie Teutopurgen. Man schluckt sie mit etwas Bier hinunter, und alles Semitische geht schleunig ab. Das Jüdische im Blut wird unschädlich gemacht. Die weißen arischen Blutkörperchen vermehren sich rapid. Übrig bleibt ein neuer Mann, ein deutscher Mann!"
„Wer bürgt mir für die Wirkung der Pille?"
„Ich! Ich werde" — die Stimme des Fremden sank zum Flüsterton herab —, „ich werde Ihnen etwas anvertrauen. Die Erfindung stammt aus einem jüdischen Kopf. Ich habe die Wirkung an mir selbst erprobt, damals, als ich noch Jeiteles hieß und Tempeldiener in der Synagoge zu Kolomea war. Hoch Starrhemberg!"
Verlockend präsentierte der Fremde eine Schachtel mit Pillen. Der Bankier riß das Scheckbuch aus der Tasche und schrieb eine vielstellige Zahl hinein. Der Fremde nahm den Scheck, legte eine Pille auf den Tisch, brüllte „Heil" und verschwand.
„Ein Meschuggener!" dachte der Bankier. „Aber kann man wissen! Johann, bringen Sie mir ein Glas Salvatorbräu!" Er trank das Bier; die Pille wurde hinabgespült; ein Zucken und Ziehen ging durch Magen und Gedärme; ihm wurde totenübel, und seine Sinne schwanden . . .
Als er aufkam, reckte er sich und fühlte, wie eine unbändige Kraft alle Muskeln erfüllte. Nur im Kopf spürte er eine sonderbare Leere. Er trat vor den Spiegel. Um sein Kinn sproßte ein goldblonder Vollbart, wallendes blondes Gelock fiel in den Nacken, blaue Augen blitzten kühn, und die Nase hatte ihre Biegung von abwärts nach aufwärts geändert.
„Großer Wotan!" dachte der Bankier. „Er hat also doch recht gehabt. Jetzt kann ich in der Politik Karriere machen!" Er schritt am Schreibtisch vorbei, auf dem jetzt statt der „Presse" der „Völkische Beobachter" lag, ließ sich vom Diener in die Windjacke helfen, steckte ein Hakenkreuz ins Knopfloch und einen Gummiknüppel in die Tasche und verließ die Wohnung. Am Messingschild der Tür blieb sein Blick haften. Dort war früher „Baruch Horn, Bankier" gestanden. Jetzt aber las er dort: „Baldur Hornung, Gesellschaft für völkische Geldgebarung." — — —
Baldur Hornung mischte sich auf der Straße unter einen Trupp von Studenten, die eben dabei waren, dem Minister Vaugoin einen Fackelzug zu bringen. Er hielt beim Weigel eine Rede, in der er die Auflösung des judenfreundlichen Schutzbunds und die Demolierung der judenfreundlichen Redaktionen forderte. Er führte eine Abteilung der Heimwehr zum Sturm auf den Kursalon. Er zwang den Oberrabbiner von Wien, auf die nächste Abortwand eigenhändig ein Hakenkreuz zu malen.
So war alles in schönster Ordnung. Nur leider — leider zeigte es sich allmählich, daß die Pille, je weiter die Zeit fortschritt, immer mehr an Wirkung verlor.
So wurde Baldur Hornung aus dem Lager der Völkischen in die „Kaisertreue Staatspartei" abgedrängt. Und wenn das so weitergeht, ist zu befürchten, daß er demnächst nur mehr christlichsozialer Gemeinderat sein wird.

Berliner Brief / Von Kaki

Wenn diesmal in der Silvesternacht Schüsse knallen, wird keiner recht wissen, ob das nun die Ausrufung der Hitlerdiktatur oder die der Sowjetrepublik bedeutet, ob die Nazis siegreich Juda schlagen oder die K.P.D. die N.S.D.A.P. Denn auf den Gedanken, daß da einer Pulver verschwendete, um in überströmender Freude das neue Jahr zu begrüßen, wird so leicht keiner kommen. Vielleicht aber hat man sich inzwischen wieder so ans Knallen gewöhnt, daß einem das bißchen Schießerei gar nicht weiter auffällt. Dazu dürfte das eben erlassene Verbot, in Deutschland Antikriegspropaganda zu treiben und das Völkermorden im Film anders denn als liebliche Spielerei hinzustellen, das seinige tun.

Bei den Demonstrationen all derer, die gegen den Remarquefilm protestierten, weil sie ihn nicht gesehen hatten, erlebte ich auf dem Kurfürstendamm eine nette Szene: Ein blondes Freudenmädchen, das wegen reiferen Alters sonst nicht allzuviel Zuspruch zu haben schien, begrüßte jeden Trupp der kriegsfreudigen Hitlerjungs mit Faschistengruß und stellte sich ihnen, „Kommt ihr mit, Jungs?!" jauchzend, hingebungsvoll zur Verfügung. Hoffen wir, daß ihre zahlungsfähigere fremdstämmige Stammkundschaft den Vorfall nicht bemerkt hat und sich das begeisterte Mädchen nicht zwischen zwei Betten gesetzt hat!

Auch sonst ist man liebevoll besorgt, daß wir uns langsam wieder an die Härten einer neuen großen Zeit gewöhnen, denn anders kann es kaum erklärt werden, daß in Berliner Gaststätten und Hotels kein Weizenbrot mehr verabfolgt werden darf — eine Maßnahme, die gerechterweise auch die Ausländer trifft und den Fremdenzustrom nach Berlin sicherlich weiter beleben wird. Den Gewinn haben die Hotelpagen, da es dem Gast unbenommen ist, sich aus der nächsten Bäckerei Brötchen holen zu lassen.

Der Preisabbau ist in vollem Gange. Die Lohnkürzung bei den Metallarbeitern ist überreichlich dadurch ausgeglichen, daß die Taxis bis zu zehn Prozent billiger geworden sind. Wenn jetzt ein Metallarbeiter von den Vergnügungsstätten des Westens in die ferngelegene nördliche oder östliche Heimat fährt, spart er so viel, daß dabei auch noch die Getränkesteuer herauskommt! Darum ist es zu verstehen, daß die Eisenindustrie den gottlob noch nicht begonnenen Preisabbau stoppt, zumal der Export gestiegen ist.

Der Karneval ist ebenfalls in vollem Gange — nur daß er in diesem Jahr nicht wie sonst in geschlossenen Räumen, sondern nach rheinischem Muster auf der Straße gefeiert wird.

Da der Himmel seit Wochen ständig bedeckt ist und die Wolken sehr tief hängen, sieht man die Flugzeuge nicht, die nach jedem neuen Nazikrawall das Geld in die Schweiz tragen, was sonst unliebsames Aufsehen erregen könnte. Darum sieht man in interessierten Kreisen der projektierten Beschlagnahme der Privatvermögen mit Ruhe entgegen.

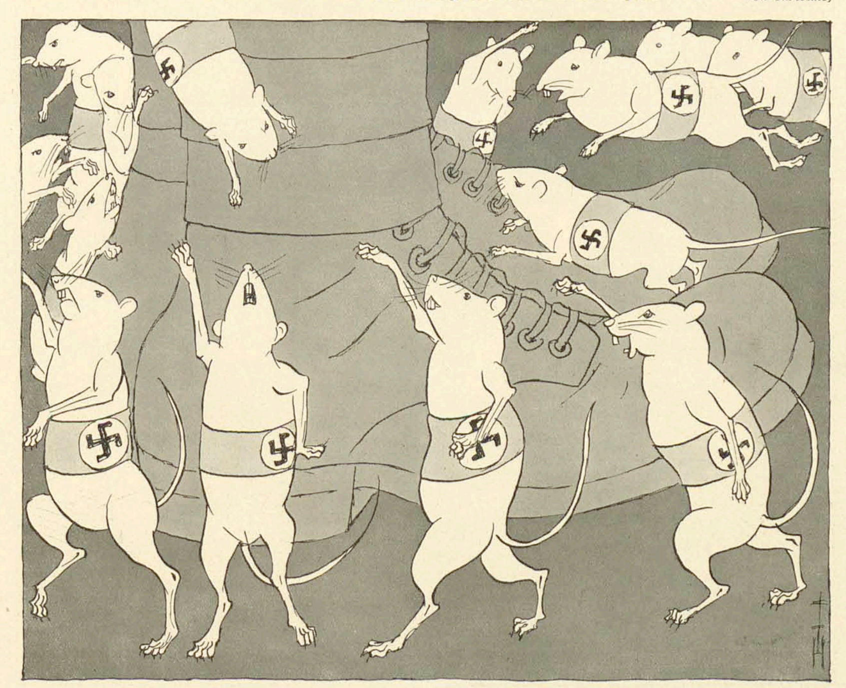
Das Weihnachtsgeschäft, das lange Zeit nicht recht in Fluß kommen wollte, hat noch im letzten Moment durch starke Nachfrage nach Totschlägern, Gummiknüppeln, Schlagringen und Schußwaffen eine erfreuliche Belebung erfahren. Und da auch die Zahl der Arbeitslosen rapid zunimmt, wird das Fest der Liebe, des Friedens und der Versöhnung in schönster Harmonie gefeiert.

Merkspruch

Was sollen wir die kurze Frist
Das Leben uns verbittern,
Weiß keiner doch, was morgen ist,
Wird uns ein Unglück umgittern.
Lach die Welt und das Schicksal aus,
Bleibt dir kein Freund und kein Pfennig,
Der Blitz schlägt ein ins schönste Haus,
Kein Weib, kein Glück ist beständig.
Pfeif dir ein Lied und vergiß, o vergiß
Rosen und Schmetterlinge.
Wenn der Schwindel vorüber ist,
Kommen die himmlischen Dinge.

Jakob Haringer

Goebbels Mäuse-Sieg über Remarque *(Th. Th. Heine)*

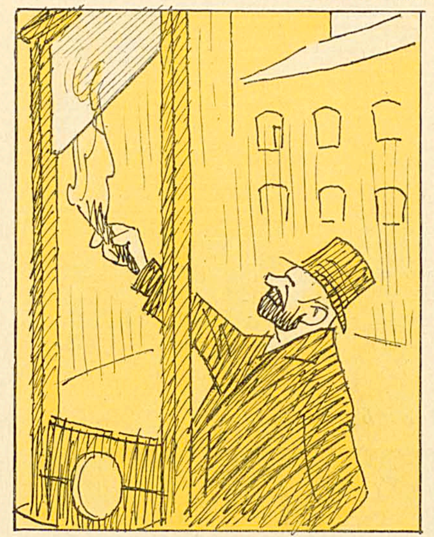


„Ein Skandal so ein pazifistischer Kriegsfilm! Aber wir haben es den Leuten wieder mal gezeigt, was wahres Heldentum ist!"

Neue Berliner Presse-Auszeichnungen

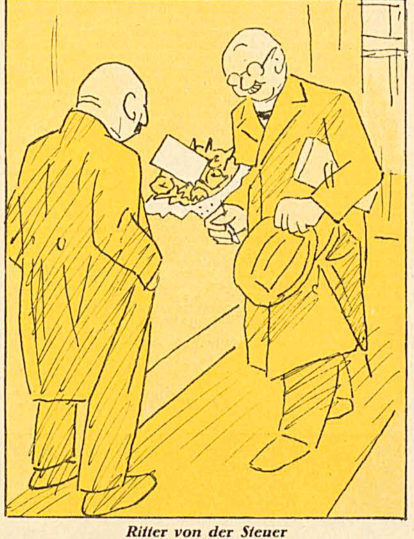
Der rücksichtsvolle Chauffeur wird „Ritter vom Steuer", der höfliche Verkäufer erhält das „Blaue Band" –

(Wilhelm Schulz)



Ritter vom Fallbeil

wurde Scharfrichter Brendle, der in der kalten Jahreszeit das Eisen anzuwärmen pflegt.



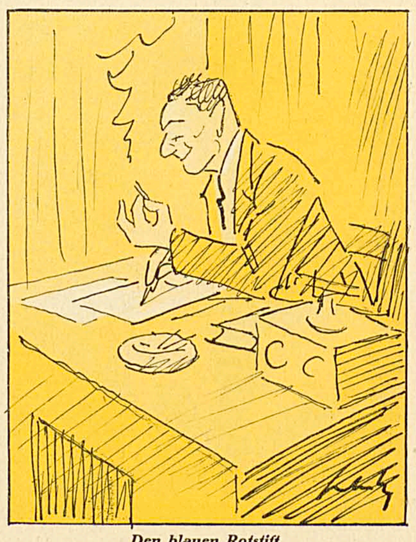
Ritter von der Steuer

der Steuerbeamte Lippke, der alten gebrechlichen Bankiers den Steuerbescheid stets persönlich in einem Blumenstrauß überreicht.



Den blauen Dietrich

erhielt der Einbrecher Stekuweit, der in jedem erbrochenen Kassenschrank ein Lotterielos hinterläßt.



Den blauen Rotstift

erhielt der Redakteur Siegfried Schmonzner, der sich verpflichtet hat, keine derartigen Auszeichnungen mehr zu erfinden.

Stuttgart, 5. Januar 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS



„Nur keine Angst, dein Vorgänger hat auch durchgehalten!"

Neumichelsjahr / Von Peter Scher

Melodien, die wir hören,
zauberhafte Melodien,
ausgeübt von Reichstenören,
die dafür Gehalt beziehen,
Töne, die uns aufwärts weisen,
können dennoch nicht verhindern,
daß wir auf die Hoffnung – aber so-
was sagt man nicht
vor Kindern.

Möchtest du ein Beefsteak schlingen?
Nein, du schnappst nach Idealen.
Soll man Rotspon dazu bringen?
Weg damit! Du lechzt nach Qualen;
daß es fromm den Schöpfer preise,
dämpfst du der Begierde Flämmchen,
und so liegst du weiter in der – aber
still davon,
mein Lämmchen!

Laß nur auch im neuen Jahre
bei den hoffnungsvollen Liedern –
laß nur Federn, laß nur Haare
und verzichte, zu erwidern.
Wenn die würdevollen Greise
deine Schicksalsmarken kleben,
bleibst du auch im neuen Jahr bis an
den Hals darin –
na eben!

Das Glück kommt in die Ackerstraße / Von Fritz Seyboth

Im östlichsten Osten der großen Stadt, so weit draußen, daß selbst die Straßenbahn nicht mehr hinfand, lebte Paul Fuhrmann. Sechs weitere Parteien lebten mit ihm im selben Stockwerk des großen Miethauses an der Ackerstraße, und von ihnen allen hatte Paul Fuhrmann die begehrteste Wohnung inne. Durch seine Küche ging nämlich der Kamin vom Bäcker Ohnesorg im Erdgeschoß, und wenn der Winter kam, war die Küche warm, und Paul Fuhrmann konnte sich das Heizen sparen.

Dieser Glücksumstand, verbunden mit der Erhöhung seines Monatsgehalts von 140,— auf 160,— RM. — Paul Fuhrmann war kaufmännischer Angestellter bei der Firma Schmiedinger & Klein — diese beiden Glücksumstände also ließen es Paul angezeigt scheinen, seine Ella zu heiraten. Frau Ella wiederum fand es angezeigt, bald zwei kleine Fuhrmänner in die Welt zu setzen, und half damit die Tradition des Hauses Ackerstraße 17 — Windelgestank und Säuglingsgeschrei — zu erhalten.

So wäre ja nun alles ganz in Ordnung gewesen, wenn nicht die Firma Schmiedinger & Klein Pleite gemacht hätte. Paul Fuhrmann ging nun jeden zweiten Tag zum Stempeln, und wenn man ihm am Sonnabend seine 22,05 RM. Unterstützung ausbezahlte, kaufte er sich regelmäßig für fünf Mark Papier und Briefmarken und schrieb Bewerbungsschreiben. Das ging wieder 1¾ Jahr lang ganz gut. Dann war es Schluß mit der Arbeitslosenunterstützung, und man überwies den kaufmännischen Angestellten Fuhrmann dem Wohlfahrtsausschuß. Nun langte es nicht mehr zum Briefporto für die Bewerbungsschreiben, und Paul war froh, wenn er seine Ella und die kleinen Fuhrmänner hin und wieder mit einem großen Pott Graupen aus der Volksküche überraschen konnte.

Ella aß ohnedies wenig, denn seit einem halben Jahr war sie bettlägerig. Sehr zum Leidwesen des Möbelabzahlungsgeschäftes Petz & Kronacher, weil Paul für dieses Bett schon seit Monaten die Wochenrate in Höhe von 1,— RM. schuldig geblieben war. Aus Gründen der Nächstenliebe — und es hätte ja auch den Ruf der Firma geschädigt — konnten die Herren Petz & Kronacher der kranken Frau das Bett nun doch nicht fortnehmen lassen, hofften aber auf ein baldiges Ableben der Frau Fuhrmann und begnügten sich vorläufig damit, dem Idioten von einem Vertreter, der dies faule Geschäft getätigt hatte, die Provision wieder abzujagen. Herr Dr. Blumenthal wiederum, Rechtsbeistand von Petz & Kronacher, ließ seinerseits pünktlich zweimal im Monat bei dem kaufmännischen Angestellten Paul Fuhrmann erfolglos pfänden, wodurch seinem Mandanten der Schuldtitel und ihm die Gebühren sichergestellt waren.

Bis hierher ist die Geschichte ganz in dem alltäglichen Gleis der Ackerstraße gelaufen, und es lohnte sich gar nicht sie aufzuschreiben, wenn nicht Lolette May gewesen wäre. Lolette May, der gertenschlanke rassige Liebling aller Kintoppbesucher, und Generaldirektor Nikolaus Kaudler, Aufsichtsrat en gros, der sich für den einzigen Freund Lolettes hielt.

Generaldirektor Nikolaus Kaudler fuhr nämlich eines schönen Vormittags in seinem 120pferdigen Roadster bei Lolette vor, um ihr einen kleinen Auto-Ausflug vorzuschlagen. Lolette konnte sich auf dies Anerbieten hin fünf Minuten lang nicht von einem entzückenden Dankbarkeitskomplex trennen, der dem Generaldirektor das Blut in die Schläfen und 200,— RM. für ein neues Complet aus der Brieftasche trieb. Dann fuhr man los. Nicky saß am Steuer und die süße Lolette neben ihm. Und weil Nicky heute seinen freigebigen Tag hatte, flüsterte ihm die reizende Kleine so viel betäubende Verheißungen ins Ohr, daß dem Generaldirektor ein zweites Mal schwül ward. So schwül, daß Kaudler sogar für einen Moment die Herrschaft über den Wagen verlor.

Als die Vierradbremsen die 120 Pferde zum Stehen gebracht hatten, war Lolette ohnmächtig; Kaudler fluchte, weil er mit dem Kopf durch die Windschutzscheibe gerannt war, und unter dem Wagen zog man einen Menschen hervor, ein blutüberströmtes Bündel verrenkter Glieder. Kaudler bemühte sich um die bewußtlose Lolette, Sanitäter waren mit dem Überfahrenen beschäftigt, und die Schutzleute drängten die Menschen zurück, die wie eine Mauer standen. Ein Mann aus dem Publikum zog umständlich einen Zollstock aus der Tasche, schob ihn sachverständig auf dem Fahrdamm hin und her und machte sich wichtige Zeichnungen in sein Notizbuch. Es war der Augenzeuge, der sich jetzt schon — von allen Umstehenden sichtlich beneidet — auf seine bedeutende Mission im Gerichtssaal vorbereitete.

Lolette hat sich inzwischen wieder erholt, fühlt hundert Augenpaare auf sich ruhen und langt mit der kraftlos-entsagenden Bewegung einer Sterbenden nach der Puderquaste. Kaudler, wieder ganz Generaldirektor, beantwortet jovial die Fragen der staatlichen Machtorgane, zeigt seine Papiere vor, hinterläßt 100 Emm für die ersten Unkosten des Verletzten und findet noch Zeit zu einer vertraulichen Rücksprache mit den anwesenden Zeitungsreportern: „Wenn ich bitten darf, meine Herren, keine Namen nennen, Gott soll schützen, keine Namen. Sie verstehen — äh — bin verheiratet — äh — Diskretion — na, Sie verstehen schon — — — hähähä."

Eine Stunde später sitzt Kaudler wieder in Lolettes Boudoir. Lo hat sich inzwischen für einen kleinen Nervenschock entschieden, wimmert, schreit, lacht gellend. Als Kaudlers Füllfeder sich endlich ins Scheckbuch bohrt, ist Lolette so weit wiederhergestellt, daß sie ihm sogar mit zuckenden Lippen einen Kuß auf die Wange hauchen kann.

Und der Verunglückte? Der Verunglückte ist natürlich der kaufmännische Angestellte Paul Fuhrmann. Vor einem Monat hat man ihn aus dem Krankenhaus entlassen. Er trägt zwar jetzt ein Glasauge; das rechte Bein mußte ihm abgesetzt werden, und auch der rechte Arm wird steif bleiben. Aber der Generaldirektor Kaudler hat ihm ein Schmerzensgeld von 1500,— RM. anweisen lassen und sich mit ihm — Gott, was braucht man erst'n Prozeß?! — auf eine monatliche Rente von 180,— RM. geeinigt.

In der ganzen Ackerstraße spricht man natürlich nur mehr vom Fuhrmannschen Unfall. Und als Frau Gerstenkorn aus dem dritten Stock von der 180-Mark-Rente hörte, da hat sie sich mit der Stricknadel am Kopf gekratzt und neidisch zur Maiern von nebenan gesagt: „Hab' ich's nich immer jesacht, Frau Maier, 's Glück kommt über Nacht!"

Kleine Ursachen – große Wirkung

(Th. Th. Heine)



„Det merkste jleich, wenn de Ober-Filmprüfstelle 'ne Sitzung jehabt hat. Da jibt's immer ville Arbeit for uns."

Theaterverbote in München

(Th. Th. Heine)



„Warum verbieten Sie uns eigentlich alle Augenblicke unsere Stücke?" — „Aus dem einfachen Grunde, weil es nach der deutschen Verfassung keine Zensur gibt!"

Der mildernde Umstand / Von Ödön Horváth

Der Drogist Lallinger ist ein begeisterter Nazi, und zwar schon seit längerer Zeit. Er ist ein direkt prominentes Mitglied in seiner Ortsgruppe, aber in den Landtag ist er halt doch nicht hineingewählt worden, sondern der Herr Major. Dieser Major ist ein Norddeutscher — „überhaupts wächst sich unser Herr Major zu einem Schädling in unserer Bewegung aus, der Saupreiß, der windige!" versicherte mir der Lallinger, als ich ihn unlängst in der Schellingstraße traf. „Dir darf ich's sagen", fuhr er fort, „denn du bist ja ein Internationalist! Aber meiner Seel', mir ist schon manchmal a so a roter Hund lieber als wia so a Preiß! Du wirst schon sehen, wie sehr daß der völkische Gedanke bei uns in Bayern zusammenschrumpfen wird, seitdem daß der Hitler in Norddeutschland droben einen derartigen Sukzeß hat!"

So unterhielten wir uns, natürlich ausschließlich über Politik, denn der Lallinger war ein durchaus politisierter Mensch. Er erzählte mir auch, daß er gerade vom Gericht komme, aus einem hochpolitischen Prozeß ersten Ranges; dort hätte er nämlich einen Entlastungszeugen markieren müssen, aber man habe ihm kein Sterbenswörtchen geglaubt. Es drehte sich um die gerichtliche Sühne einer schweren Körperverletzung anläßlich einer Wahlversammlung in Oberlochhausen, und an dem ganzen Schlamassel waren natürlich nur einige Zwischenrufer schuld, die um einen runden Tisch herumgehockt seien und ihre Schandmäuler nicht hätten halten können. „Was waren denn das für Zwischenrufe?" erkundigte ich mich schüchtern. „Lauter zustimmende natürlich!" versicherte mir stolz der Lallinger. Ich sah ihn überrascht an, worauf er mir auseinandersetzte, daß die Sache natürlich einen Haken gehabt hätte, denn die Zwischenrufer seien total besoffen gewesen, und durch diese Tatsache wären nun ihre begeistert zustimmenden Rufe in einer eigentümlichen Weise in das Gegenteil verwandelt worden. „Und plötzlich", fuhr er fort, „war eine ganz lächerliche Atmosphäre im Saal. So hab' ich mich halt erheben müssen, weil ich den Vorsitz geführt hab', und hab' gesagt: ‚Meine Herren Zwischenrufer', hab' ich gesagt, ‚ich werde jetzt wohl bald gezwungen werden, von meinem Hausherrnrechte Gebrauch zu machen, falls die Herren Zwischenrufer nicht das Maul halten wollen, das ganz abscheuliche! Hier dreht es sich um unsere Erneuerung', hab' ich gesagt, ‚und nicht um den Bierrausch der Herren Zwischenrufer!' Aber kaum hab' ich geendet, da hab' ich schon den Kopf zur Seite tun müssen, denn da ist auch schon ein Maßkrug durch die Luft geflogen. Und dann ist's halt aufgangen. Es werden wohl hundertzwanzig Personen gewesen sein, die wo da gerauft haben. Hernach waren halt zwanzig Stühl' zerbrochen, dreißig bis vierzig Maßkrüg' — auf nähere Details erinnere ich mich aber nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß die B'soffenen meinen Bruder unter ihren Tisch nunterzogen haben und mit ihren Genagelten in seinem Antlitz herumgetrampelt haben, direkt fanatisch, die Hammeln, die hundsheiternen! Aber zum Glück hat das Ganze nicht lange gedauert, durch einen glücklichen Irrtum. Nämlich als die Rauferei grad angegangen ist, ist ein B'soffener hereingekommen, der wo von nichts eine Ahnung gehabt hat — und dem hat dann mein Bruder, der wo sonst ein sehr friedliebender Charakter ist, den Maßkrug von hinten auf den Schädel naufg'setzt, daß er zersplittert ist in tausend Teile — und der B'soffene ist umg'fallen, ohne einen Ton von sich zu geben, wie eine Leich'. Jetzt sind halt natürlich alle furchtbar erschrocken und haben gemeint: ‚Schau, jetzt ist der gar tot!' — und so habens halt gleich aufg'hört zu raufen vor lauter Entsetzen. Wir haben dann den Toten in das Nebenzimmer ge-

Die Sieger im Filmkrieg

Stinkbomben, weiße Mäuse und Geschrei —
so zaubern sie das dritte Reich herbei.

Stinkbomben, ihrem Wesen adäquat,
ersetzen billig eine Geistestat.

Und auch ein Haufen resoluter Schreier
ist leicht beschafft und kommt nicht eben teuer.

Schon eher macht die Frage uns Beschwer:
wo bringen sie die weißen Mäuse her?

Nu — Adolf liefert sie zu jeder Frist,
der ja konstant von sich besoffen ist. . .

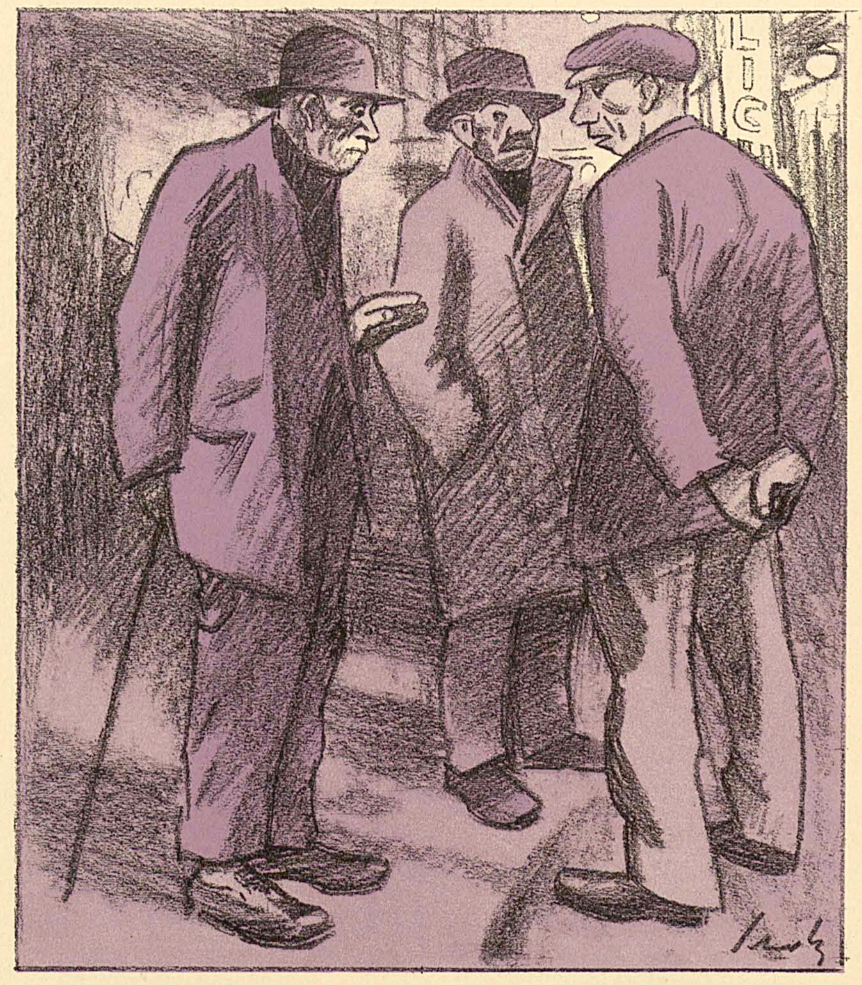
Wie tun sich doch die guten Kinder leicht:
Hirnmäuse, Stank, Radau – schon ist's erreicht!

Die hochwohllöbliche Regierung kuscht.
Und wir? Wir buchen einen Kursverlust.

Ratatöskr

Herrlichen Zeiten entgegen!

(Wilhelm Schulz)



„Na, für uns Arbeitslose ist ja gesorgt. Wir sollen sogar neue Hungertücher zugeteilt bekommen, weil unsere alten aufgenagt sind!“

schafft, und ich hab' die Versammlung wegen dieses traurigen Ereignisses schließen wollen. Aber kaum hab' ich mit meinem Schlußwort angefangen, es war eine feierliche Stille, weil halt jeder gemeint hat, nebenan liegt ein Toter — also kaum hab' ich die ersten Worte gesagt, geht die Tür auf, und der Tote kommt rein; er hat einen ganz blutigen Schädel gehabt und war noch immer nicht ganz nüchtern. ‚Ja Blutsakrament!‘ brüllte der Tote. ‚Wo is er denn, der Hund, der Schlawack, der Häuter, der wo mi da niedagschlagn hat?! Sakrament, Sakrament, den spring i jetzt aba aufn Nabel nauf!‘ — Natürlich hat man aber den Toten sofort beruhigt durch gütliches Zureden. Aber angezeigt hat er meinen Bruder halt doch, und heut war die Verhandlung. Mein Bruder hat gesagt, es tät ihm sehr leid und er empfände Reue darüber, daß er den Toten niedergschlagen hat, aber es wäre halt ein Irrtum gewesen, und er bitte um mildernde Umständ, weil der Tote ja einen derartigen Rausch gehabt hätte, daß er eh umgfallen wär. Er hat dann auch nur die Mindeststrafe bekommen, und zwar mit Bewährungsfrist.“

Politische Ziele

(Josef Sauer)



„I sag' halt so: Bal mir do koan Kini mehr kriag'n kinnan, tat' uns vielleicht a Diktatur die größte Ruhe für insern Tarokabend gewährleisten."

Abbau der Lebensmittelpreise

Heute mittag kam mein Flurnachbar, kleiner Angestellter mit M. 250.— brutto Monatsgehalt, zu mir herein und klagte mir sein Leid: „Was habe ich nun von der Senkung der Preise für Schweinefleisch, Brot und Milch?" weinte er, „vorhin hat mir mein Chef eröffnet, daß er infolge dieser Verbilligung des Lebensunterhaltes mein Gehalt um zehn Mark kürzen werde."

Da ich mich von jeher durch scharfes Denken und gutes Rechnen ausgezeichnet habe, so brauchte ich nur einige Minuten nachzudenken, um eine Lösung des Problems zu finden: „Mensch", sagte ich, „die Sache ist nur halb so schlimm; passen Sie mal auf. Wieviel Schweinefleisch haben Sie bisher so durchschnittlich gegessen?" — „Na, vielleicht so zwei bis drei Pfund im Monat", meinte der junge Mann etwas verdutzt.

„Also nun hören Sie zu, von jetzt ab werden Sie täglich ein Pfund Schweinefleisch essen, macht im Monat eine Ersparnis von M. 1.50 bei fünf Pfennig das Pfund. Weiter: Wieviel Milch haben Sie verbraucht? Einen halben Liter pro Tag? Mensch, wie unrationell, wenn der Liter 29 statt 30 Pfennige kostet, werden Sie natürlich für den halben Liter nach wie vor 15 Pfennig bezahlen. Sie werden also einen ganzen Liter täglich verkonsumieren, spart 30 Pfennig im Monat, ferner werden Sie sich die teuren Kartoffeln ganz abgewöhnen und dafür das ungemein nahrhafte und verbilligte Brot in größeren Quantitäten zu sich nehmen, sagen wir ein Brot täglich macht eine Ersparnis von 30 mal 4 gleich M. 1.20. Nun rechnen Sie zusammen. Sie haben durch diese einfache Umstellung Ihrer Ernährungsweise schon drei Mark, also genau 30% des Gehaltsabzuges, schon wieder eingebracht; es liegt in Ihrer Hand, wenn Sie mit Ihrer Familie durch eifriges Training im Schweinefleischessen es auf zwei oder gar drei Pfund täglich bringen, diesen Ausfall im Einkommen wieder beinahe ganz wett zu machen, verstanden?"

„Ja, rechnerisch haben Sie ganz recht", meinte der junge Mann, schon etwas getröstet, „aber es bleibt trotzdem immer noch ein Rest. — — —"

„Und die moralische Seite der Frage?" schrie ich. „Sie sind doch Hitlerianer, wie mir bekannt ist, nicht? Na, nun bedenken Sie doch mal, junger Mann, daß grade d i e Kreise, die infolge von Vorschriften kein Schweinefleisch essen, kein Schweinefleisch essen d ü r f e n !, verstehen Sie nun?, daß diese Kreise naturgemäß auch von dieser Ersparmaßnahme ausgeschlossen sind und ihr erschachertes Geld in nicht verbilligten Gänsegrieben und andren ähnlichen Nahrungsmitteln verschleudern müssen. Wenn Ihnen dieser moralische Erfolg nicht die vielleicht noch fehlenden drei Mark wert ist, legen Sie Ihr Hakenkreuz ab und treten ein in die Staatspartei. Mahlzeit."

Max Marschall

Lieber Simplicissimus!

Der niemals rastende Erfindergeist der Hakenkreuzler, dem wir unter anderem schon die Stinkbomben und die weißen Mäuse als politisches Ausdrucksmittel zu danken haben, hat eine reizende kleine Neuerung hervorgebracht. In Berliner Gaststätten wird Damen in Begleitung eines irgendwie rassisch Verdächtigen ein in Maschinenschrift gehaltener Brief ohne Unterschrift überreicht, dessen wörtliche Wiedergabe zweifellos kulturhistorisches Interesse beanspruchen darf. Der Text lautet:

S i e v e r k e h r e n m i t e i n e m J u d e n

Wir nehmen an, daß Sie sich der Tragweite Ihres Tuns nicht bewußt sind. Da wir nicht wünschen, daß Sie in absehbarer Zeit moralisch und körperlich die Folgen zu tragen haben, werden Sie hiermit gewarnt. Es ist einer deutschen Frau unwürdig, überhaupt einen Juden zu beachten, geschweige gar, sich mit ihm zu vermischen.

Falls unsere Beobachtungen ergeben, daß diese Warnungen ohne Einfluß auf Sie geblieben sind, resp. Sie weiter verjuden, wird Ihr Name in das Register derjenigen Frauen aufgenommen, die keinen Rassestolz besaßen und sich an einen Juden wegwarfen.

Zur Kennzeichnung für jeden deutschen Mann wird diesen Personen in einem neuen Deutschland ein sichtbares Zeichen ins Gesicht eingeätzt oder tätowiert werden.

Glauben Sie ja nicht, dies wäre ein Scherz oder leere Drohungen. Sie sind gewarnt — und werden weiter beobachtet.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Spar-Fasching 1931 *(J. Mammen)*



„Ich fürchte, daß ich mir heuer kein Maskenkostüm leisten kann." — „Ach wat, Strümpfe haste doch schon, und 'n Lippenstift kann ooch nich die Welt kosten!"

Kleines Merkblatt
für die Staatl. Gemäldegalerie in Weimar

Das Weimarer Museum ist der echten und einzig wahren deutschen Kunst (Made in Germany) geweiht.
Nach 1830 geborenen Malern ist der Eintritt strengstens verboten.
Alle Bilder sind in Einheitsgröße (Dritte-Reichs-Format) anzufertigen.
Statt an den bisher üblichen Haken werden sie an Hakenkreuzen aufgehängt.
Die expressionistische oder sogenannte Ausdruckskunst ist verboten. Die Kunst hat nichts auszudrücken, was die Fassungskraft eines nationalsozialistischen Ministers übersteigt.
Jede subjektiv gefärbte Kunstäußerung ist untersagt.
Kunst wird nach dem Parteiprogramm der NSDAP. genormt und vorschriftsmäßig uniformiert.
Porträts sind so ähnlich herzustellen, daß man sie von einer kolorierten Photographie nicht oder nur mit größter Mühe unterscheiden kann.
Sie haben den Blick scharf nach rechts gerichtet zu tragen.
Gruppenbilder, stets im Zug nach rechts angeordnet, müssen in der Lage sein, „Deutschland erwache!" und „Juda verrecke!" zu rufen.
Als Muster für die Lebenswahrheit von Plastiken dienen zwei Wachsbüsten aus dem Schaufenster des Hoffriseurs Alois Schimpke.
Gemälde, Radierungen und Handzeichnungen eines gewissen, sicherem Vernehmen nach schon vor einigen Jahren verstorbenen Rembrandt, der mit Vorliebe Juden und Untermenschen konterfeite, sind sofort zu vernichten.
Alle Neuerwerbungen sind einer Kunstkommission zur endgültigen Entscheidung vorzulegen.
Diese Kommission besteht aus der reinrassigen Scheuerfrau Luise Paapendieck, dem langschädeligen Bierkutscher August Lüdersen und dem urarischen Teutonen Frick.

hs.

Beim guten Doktor

Der gute Doktor Löbel in Franzensbad, der alle Leute so schön zu trösten weiß, hatte in seiner Güte dem Arbeitsamt ein Dutzend Exemplare seines Buches „Haben Sie keine Angst!" für bedürftige Arbeitslose zur Verfügung gestellt.
Am Neujahrsmorgen klingelt's bei Löbel. Die zwölf Beschenkten stehen vor der Tür. Ein Wortführer druckst und druckst . . .
„Na, scho' gut, ihr Leut'!" kommt ihm Löbel zu Hilfe, „aber was wollts ihr? Ihr wollt mir gratuliern zum neuen Jahr, gel, und auch ich soll euch gratuliern zum neuen Jahr, gel? — und . . ."
Er greift in die Tasche.
„Naa, naa, des net, Herr Geheimrat", sagt bescheiden der Wortführer, „aber Herr Geheimrat können so schön trösten . . . und da wollten wir nur anfragen: könnt' Herr Geheimrat uns net trösten, daß wir das neue Jahr nu aach noch weiterleben müssen?"

Teha

Gute Vorsätze fürs neue Jahr / Von Weare Holbrook

Herr Wassup in Katzelshausen erwachte am 1. Januar 1930 als neuer Mensch. Das Jahr 1930 sollte den Wendepunkt in seinem Leben darstellen. Er stand zeitlich auf, nahm eine kalte Dusche, beantwortete jeden Brief noch am Tage des Einlangens, las moralische Bücher, aß Spinat und führte ein Tagebuch, wo er nicht nur seine Körpergröße, sein Gewicht und seine Uhrnummer verzeichnete, sondern auch die Postgebühren nach Portorico, Hawai und den Sandwichinseln notierte.
Um stets an sein neues Leben erinnert zu werden, schmückte er die Wände seines Büros mit eingerahmten Sinnsprüchen wie „Tu es jetzt!", „Du kannst, wenn du willst!", „Ein ersparter Pfennig ist ein verdienter Pfennig", „Der Elefant vergißt niemals". Dann kaufte er einen Schreibtischkalender und einen Vormerkblock, auf dem er sich vormerkte, daß er am nächsten Morgen ein Blatt vom Schreibtischkalender abreißen müsse. Wenn er unbeschäftigt war, las er in einem Buche „Der Weg zum Erfolg", bis er ganze Seiten auswendig wußte, und wenn er des Morgens seine kalte Dusche nahm, pflegte er ein Kapitel laut aufzusagen. Er rauchte keine Zigaretten mehr, und wenn ihm jemand einen Likör anbot, sagte er: „Danke, ich nehme niemals Alkohol zu mir!"
Aber trotz seiner spartanischen Sitten war er durchaus nicht erfolgreich, ja nicht einmal beliebt. Was nützt es einem, daß man sogar griechische Klassiker liest, wenn niemand einem zuhört, da man aus ihnen zitieren will? Oft träumte Wassup, er befände sich im Mittelpunkt einer Gruppe anmutiger junger Damen, die ausriefen: „Oh, Herr Wassup, bitte, wir möchten so gerne eines Ihrer unnachahmlichen Zitate aus Epiktet hören!" Aber dergleichen kam nie vor.
Dann war noch diese Sache mit der kalten Dusche. Es ist unmöglich, daß jemand jeden Morgen eine kalte Dusche nimmt, ohne daß er ihrer gelegentlich im Laufe des Gesprächs Erwähnung tut. Er braucht doch irgendeine Ermutigung. Helden erhalten Auszeichnungen für Tapferkeit im feindlichen Feuer, aber für Tapferkeit unter dem Wasser gibt es keine Medaillen. Er hatte keine Zuschauer, die ihn beglückwünschen würden. Sein Wagnis vollzog sich in noch größerer Einsamkeit als das der Helden der Antarktis, die wenigstens durch das Radio launige Botschaften an die Zeitungen senden können. So war es ganz natürlich, daß er von seinen morgendlichen eiskalten Waschungen ab und zu berichtete, wie ein alter Krieger, der von seinen Erlebnissen in blutigen Kriegen berichtet. Er verstand es mit der Zeit, das Thema so geschickt aufs Tapet zu bringen, daß man, wenn man zehn Minuten mit ihm sprach, in Erfahrung gebracht hatte, daß er A) an jedem Morgen seit dem 1. Januar 1930 eine kalte Dusche genommen hatte, B) nicht etwa zuerst warmes Wasser, sondern sogleich kaltes Wasser laufen lasse, C) daß die kalte Dusche nach dem ersten Schock wärmer sei als ein warmes Bad, D) daß er gewöhnlich zehn Minuten lang unter ihr ausharre, E) daß er dann großen Appetit zum Frühstück habe, das aus Orangemarmelade, getrocknetem Brot, einem weichen Ei, aber n i c h t aus Kaffee bestehe, weil F) Kaffee schlecht für das Herz ist und man, wenn man ein schwaches Herz habe, den Anforderungen einer kalten Dusche nicht gewachsen sei, G) daß er es an keinem Morgen seit dem 1. Januar 1930 unterlassen habe, eine kalte Dusche zu nehmen — und so fort in anmutigem Kreislauf.
Aber Herr Wassup mußte schließlich erkennen, daß seine Berichte durchaus keinen gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer machten, ja man ging sogar so weit, sie in Zweifel zu ziehen, und eines Morgens betrat eine Gesellschaft elegant gekleideter Herren und Damen, offenbar nach durchschwärmter Nacht, geräuschvoll seine Wohnung. Wassup umhüllte sich mit seinem Bademantel und forderte sie auf, sich zu entfernen. Aber sie wollten nicht gehen. „Wir sind Mitglieder der Gesellschaft für skeptische Forschung", verkündete ihr Sprecher. „Wir haben gehört, Herr Wassup, daß Sie jeden Morgen eine kalte Dusche nehmen. Wir haben Sie sogar ziemlich viel davon reden gehört. Aber hat Sie schon jemand unter der Dusche gesehen? Nein. Hat jemals irgendwer die Temperatur des Wassers nachgeprüft und beglaubigt? Nein! Wir haben nichts als Ihre Erzählungen. Und das genügt uns nicht. Herr Wassup, der Tag ist gekommen, da die Wahrheit Ihrer Berichte nachgeprüft werden soll. Wir verlangen eine kalte Dusche!"
„Eine eiskalte Dusche!" sagte eine junge Dame.
„Was also geschehen muß", fuhr der Sprecher fort, „ist, daß Sie sich in Gegenwart zweier Zeugen einer kalten Dusche unterziehen. Dann wird Fräulein McWilliams, die öffentlicher Notar ist, ein Protokoll aufsetzen und es beglaubigen . . . Sie haben doch Ihr Amtssiegel mitgebracht, Fräulein McWilliams?"
„Also beeilen Sie sich!" sagte die Notarin.
„Also wollen Sie die kalte Dusche nehmen oder nicht?" sagte die energische junge Dame.
„Ich . . . ich kann nicht", erwiderte mit schwacher Stimme Wassup, „ich kann nicht . . . vor dieser ganzen Gesellschaft . . ."
Der Sprecher grinste. „Ganz wie wir es erwartet haben", meinte er triumphierend. „Sie haben Ihr wahres Gesicht gezeigt, Herr Wassup. Sie sind ein Maulheld! Und jetzt werden Sie wohl endlich aufhören, allen Leuten von Ihrer kalten Dusche zu erzählen! Verstanden?" Unter dröhnendem Gelächter entfernte sich die Gesellschaft. Aber entschlossenen Mutes betrat er sein Badezimmer. Als er jedoch den Hahn mit der Aufschrift KALT aufdrehen wollte, schrak er zurück. Wozu taugt schließlich eine kalte Dusche, wenn man nachher nicht einmal von ihr erzählen darf? Wassup seufzte und ließ das warme Wasser fließen.
Tage und Monate verstrichen; Wassup blieb standhaft bei seinen Plänen, ein neues Leben zu führen. Aber er konnte immer weniger und weniger dazu tun. Er riß weiterhin täglich seine Blätter vom Schreibtischkalender und vom Vormerkblock ab, und sein Schreibtisch war ebenso wie die Wände mit aufmunternden Sinnsprüchen bedeckt.
Noch im Dezember hoffte er, daß das Jahr 1930 irgendwie eine Wendung in seinem Leben bringen würde. Aber seine Moral begann zu wanken und brach schließlich zusammen, als er eines Tages den Besuch eines ehemaligen Schulkollegen empfing. Nachdem die beiden sich herzlich begrüßt und Erinnerungen ausgetauscht hatten, zog der Freund sein Zigarrenetui hervor.
„Danke, ich rauche niemals", antwortete Wassup.
„Aber einen guten Tropfen wirst du doch nicht ablehnen, alter Bursche?" meinte der Besucher und zog aus seiner rückwärtigen Hosentasche eine Flasche hervor.
„Ich trinke niemals", erwiderte lächelnd Wassup.
„Und warum grinst du in so selbstzufriedener Weise? Was hast du überhaupt zu grinsen?"
Anstatt zu antworten wies Wassup auf einen eingerahmten Sinnspruch an der Wand, lautend:

„Auf dieser Welt kommt nur der zu Jahren,
Der stets sein Lächeln weiß zu bewahren!"

Der Besucher starrte auf den Sinnspruch, dann wieder auf Wassup, dann fiel sein Blick auf einen anderen Sinnspruch „Tu es gleich!", und ein Leuchten kam in seine Züge. Er holte kräftig mit seiner rechten Faust aus, schwang sie durch die Luft und schlug seinem Freunde mit geübtem Boxergriff mitten zwischen die Augen. Dann bedeckte er seinen zu Boden gesunkenen Freund mit einem Haufen ermunternder Sinnsprüche, die auf dem Schreibtisch lagen, und entfernte sich.

(Einzig berecht. Übersetzung aus dem Amerikanischen v. Leo Korten)

Der Nachwuchs besucht mich

Von Erich Kästner

Als ich neulich die Tür öffnete (denn es hatte geklingelt), stand ein zwölfjähriger Junge draußen. Er sei, sagte er energisch, aus Dresden-Zschertnitz, befinde sich, auf der Durchreise zum Onkel, in Berlin und habe gedacht: Gehst mal zu Erich Kästner. Ich bat ihn ins Zimmer.

„Die Sache ist die", meinte er, als er saß, „ich gebe in der Schule eine Zeitschrift heraus. Auflage dreißig Stück, Preis zehn Pfennig. Das Unternehmen muß ausgebaut werden. So geht das nicht weiter. Ich kann die Hefte nicht wie bisher allein schreiben, ich brauche Mitarbeiter. Hätten Sie Lust dazu?"

Ich erklärte meine Bereitwilligkeit.

„Gut", sagte er und machte sich Notizen. „Zweitens brauche ich Inserate. Denn wenn ich einen Vervielfältigungsapparat kaufen will, brauche ich Geld. Ich denke, fünf Mark pro Inserat. Ich habe schon einigen Verlagen geschrieben. Könnten Sie nicht auch Ihren Verlag veranlassen, bei mir ein Inserat aufzugeben? Fünf Mark, wie gesagt."

Ich bemerkte, daß ich es ja einmal versuchen könne.

„Die dreißig Exemplare meiner Zeitschrift kursieren und werden von über hundert Kindern gelesen. Das Geld wäre gut angelegt", meinte er und schien gekränkt.

Ich hätte ihm gern ein Stückchen Schokolade angeboten. Aber ich traute mich nicht. Es hätte ihn vielleicht beleidigt.

Er notierte wieder. Dann sagte er: „Dabei fällt mir folgendes ein. Sie haben doch ein sehr hübsches Kinderbuch verfaßt. Doch, doch, es ist sehr hübsch. Es gefällt allgemein. Ich interessiere mich dafür, ich möchte es verlegen."

Wenn ich auch nicht viel von Geschäften verstehe, — daß mein Buch bereits verlegt war, wußte ich. Und ich teilte ihm das mit.

„Natürlich. Aber ich plane eine Volksausgabe. Das Buch ist viel zu teuer. Wenn es zwei Mark kostete, würden es allein in meiner Klasse zehn Schüler kaufen, die sich das jetzt nicht leisten können. Bedenken Sie, wie viele Schulklassen es in Dresden gibt!"

Er beabsichtigte offenbar, eine Dresdner Sonderausgabe herauszubringen.

„Haben Sie das Recht, mit mir zu verhandeln, oder muß ich mich an Ihren Verlag wenden?" fragte er.

Ich wies ihn vorsichtshalber an den Verlag. Er notierte wieder. Dann erinnerte er mich an mein Versprechen, Beiträge zu schicken. „Der weiße Spatz" heiße die Zeitschrift. Das übernächste Heft gedenke er als Antikriegsnummer herauszubringen. Dafür hätte ich doch sicher etwas Geeignetes vorrätig.

Ich nickte gehorsam. Er notierte, stand auf und sagte, er habe es eilig. Ich begleitete ihn zur Tür. Er stand schon draußen, da fragte er: „Wie steht das übrigens mit der Verfilmung Ihres Kinderbuches? Der Stoff eignet sich glänzend dafür. Sie sollten diesbezüglich etwas unternehmen."

Ich winkte, denn ich brachte kein Wort mehr heraus, und schloß die Tür. Dann brach ich zusammen.

Bescheidene Ansprüche

(L. Meitner)



„Im neuen Jahr ein braver Mann, ein fescher Geliebter, ein reicher Freund — mein Gott, was kann man schon in diesen schlechten Zeiten vom Leben verlangen?"

Interview mit einer Diva / Von Victor Klages

Sechs Reporter und die Berichterstatterin einer Modenzeitung waren zugegen. Man wartete im blauen Salon. Die Herren standen. Die Berichterstatterin hockte auf der Kante des Diwans und strich scheu über ein Kissen mit bunter chinesischer Seidenstickerei. Hatte der Kopf der Göttlichen darauf geruht? Was war mit diesem Kopf? Nichts weiter. Er war hübsch. Und er hatte diesem oder jenem gefallen, und deshalb war er eine Million wert. Eine Million! Für unsereins kaum ein Begriff. Und ich hab' doch auch einen Kopf; einen anderen, besseren. Obendrein kann er denken. Was man so braucht. Aber eine Million . . .? Du lieber Gott! Zeile fünfzig Pfennig. Es ist eigentlich zum — — wollte die Berichterstatterin ihre Gedanken fortspinnen, da tat sich die Tür auf, und die Diva trat ein. Die Berichterstatterin sagte „Ah!" und mußte nun wohl auch B sagen. Sechs Herren verbeugten sich lächelnd.
Mit der Diva waren ins Zimmer gekommen: ein Griffon, ein Barsoi, ein schottischer Terrier und ein weißer Spitz. Der Griffon faßte das Hosenbein des Reporters Mendelsohn und erprobte dessen Haltbarkeit. Welch ein ekelhaftes Vieh! dachte Mendelsohn, beugte sich nieder und sagte mit wohllautender Stimme: „Haben Gnädigste dieses reizende Hündchen schon lange?"
Die Berichterstatterin fieberte und drängte sich vor: „Was halten gnädige Frau von den langen Abendkleidern?"
Mendelsohn merkte, daß er ins Hintertreffen geriet. Er variierte rasch: „Und glauben Sie, daß die kurzen Röcke . . .?"
„Ach", seufzte die Diva, indem sie sich in einen Sessel sinken ließ — denn Divas setzen sich nicht, sondern lassen sich immer sinken —, „ach, man muß mit der Zeit gehen. Machen wir die Zeit? Nein, die Zeit macht uns."
„Sehr gut", echoten sechs baritonale Stimmen. Die Bleifedern stenographierten.
Die Diva hatte die Augen geschlossen und flüsterte: „Sie wollen gewiß etwas über meine neue Rolle hören. Es ist aber nichts Besonderes. Viel Arbeit, viel Qual, oh, viel Qual!"
„Viel — Qual", buchstabierten sechs baritonale Stimmen, zuzüglich eines kleinen Soprans. Die Diva erinnerte sich der Rebhuhnpastete vom Abend vorher.
„Mein Wunschtraum", fuhr sie geheimnisvoll fort, „wird wohl noch lange nicht in Erfüllung gehen."
„Und der wäre?"
„Den Napoleon möcht' ich spielen, modernisiert, im Smoking . . ."
Sie hat einen Tick, dachte Mendelsohn und sagte: „Überwältigender Gedanke!"
Das Telephon läutete. Zwölf Hände griffen nach dem Hörer. Der Berichterstatterin ging die Million im Kopf herum.
„Hallo?" seufzte die Diva. „Nein, ich kann heut' nicht. Weshalb? Was mir fehlt? Ich fürchte, ich habe mich überarbeitet. Gewöhnen Sie sich das Lachen ab. Sieben Menschen sind hier um mich bemüht, und Sie lachen! Was? Ein Attest? Noch schöner!"
Einer der Herren fing den Hörer auf. Die Diva seufzte: „Oh, diese Sorgen!"
„Wären gnädige Frau nun so freundlich, mir wegen der langen Abendkleider . . .?" sang der Sopran der Berichterstatterin.
„Tonfilm ist wichtiger", grunzte ein Reporter, „nehmen Gnädigste Gesangunterricht?"
„Hab' ich das nötig?" flüsterte es.
Mendelsohn erwiderte: „Nein, das haben Sie nicht nötig", hatte aber ein sehr schlechtes Gewissen.
„Und wie stehen Gnädigste zum Youngplan?"
„Kann man dazu überhaupt stehen? Ich liege, meine Herren, ich liege!"
Von hoher Symbolik getragene Antwort — notierte Mendelsohn und war sich jetzt bereits bewußt, daß er eine halbe Stunde später drei Kognaks trinken würde.
„Und die langen Abendkleider?"
Die Berichterstatterin bekam einen sanften Knuff in die Rippen.
„Idiot", fauchte sie ihren Nebenmann an, „glauben Sie, daß ich mir hundert Zeilen à fünfzig Pfennig aus der Nase gehen lasse!? Ich bin doch für eine Modenzeitung hier."
„Also paß auf, Kleines", sagte der Nebenmann und wandte sich zur Diva: „Haben Gnädigste nicht eine Botschaft an die Frauen Deutschlands, die allabendlich hingerissen vor der Leinwand sitzen?"
„Eine Botschaft?" träumte die Diva und überlegte, daß in einer Viertelstunde das Auto kommen würde, und daß sie außerhalb speisen wollten, und vielleicht hatte er was mitgebracht. „Ja, ich habe eine Botschaft. Sagen Sie dies: Eine deutsche Frau ist in erster Linie dazu gemacht, die Mutter ihrer Kinder zu sein (und dabei strich sie dem Barsoi und dem Griffon und dem schottischen Terrier und dem weißen Spitz, die sich ankuschelten, zärtlich über die Köpfe), „die deutsche Frau ist berufen, den Sparsinn hochzuhalten, und wenn sie Zerstreuung braucht . . ."
„. . . ist das Kino der gegebene Ort", ergänzte Mendelsohn.
Die Glyzerinaugen der Diva blitzten: „Das hab' ich nicht gesagt. Bitte, meine Herren, achten Sie sehr darauf, daß keine falschen Darstellungen in die Zeitung gelangen. Ich wollte natürlich ganz was anderes sagen. Aber wenn die Herren es besser wissen... Danke, meine Herren, die Zeit drängt, es war sehr nett."
Die Diva entschwebte, und der Barsoi, der Griffon, der weiße Spitz und der schottische Terrier entschwebten mit.
Ein Sopran sang im Hintergrund: „Und die langen Abendkleider . . .??"

Aber

Die Männer machen manchmal Dinge,
Die sind bestimmt weder gut noch gesund.
Zum Beispiel du. Du verwendest die Peitsche
Sowohl für mich als auch für den Hund.
Du hast mich bunt und blau geschlagen
Und warst noch begeistert – was ich nicht versteh'.

Ich möchte ja gern Masochistin werden,
Aber mir tut gleich alles so weh.

Die Männer sagen manchmal Dinge!
Zum Beispiel sagten Sie neulich zu mir:
„Sie haben so blutrot gelackte Nägel –
Hat das einen Grund? Oder nur so – zur Zier?"
Sie brachten mir schließlich für M. 25.—
(In Leinen gebunden) „Das grausame Weib".

Ich möchte ja gerne Sadistin werden,
Aber mir tut gleich der andre so leid.

Die Männer glauben manchmal Dinge
(Sie glauben überhaupt furchtbar viel).
Man sagt mir zum Beispiel: „Ich liebe Sie glühend,
Denn Sie sind kalt – und das ist Ihr Stil."
Und eigentlich müßt' ich – dem Stil zu Ehren –
Aber ich weiß nicht: Wie tut man das?

Ich möchte ja gerne frigide werden,
Aber mir macht doch gleich alles Spaß.

Etiennette

Skeleton

(E. Thöny)



„Wenn dieser Sport bloß dazu erfunden wäre, die Gedanken der Männer mal ganz auf unsere Rückseite zu konzentrieren, hätte er schon seine innere Berechtigung!“

Volk ohne Raum

(M. Frischmann)



„Wenn se vor fuffzig Jahren den § 218 uffjehoben hätten, könnten wa alle im Lande bleiben!" — „Bleiben schon, aber jeboren wären wa nich."

Demonstration in Biederstadt / Von Trim

Wenn man acht Tage in Biederstadt an der Knarre zugebracht hat, kommt der Moment, wo man aus scheinbar unerklärlichen Gründen plötzlich an einen geeigneten Behälter eilen und seinen Kopf darüber beugen muß.
Bei mir ereignete es sich diesmal im Café Central am Sonntagvormittag.
Ich hatte, hinter meiner Zeitung verborgen, ohne Absicht dem Gespräch zweier Damen am Nebentisch zugehört; ein befremdliches, weil unbekanntes Wort, das sie häufig gebrauchten, hatte sich bei mir festgebissen: Bullewehr.
Wer oder was — um Gottes willen — ist Bullewehr? bohrte es immer von neuem an mir, bis ich endlich dahinter kam, daß sie von der ganz neuen sensationellen Erfindung „Pullover" nicht loskommen konnten.
Ich dachte: Gott mit ihnen! und fühlte mich nun verhältnismäßig komfortabel, als ein neues Wort wie ein Stachel in mein Bewußtsein drang: Schwitzhändchen!
Ein entsetzliches Wort, dessen Sinn mir ebenso dunkel wie bedrohlich erschien. Man stelle sich vor, was ich fühlte, als ich nach längerem Forschen dahinter kam, daß man in Biederstadt an der Knarre das grauenhafte Wort anwendet, um die Verliebtheit zweier Menschen zu charakterisieren, die sich an den Händen halten.
Noch einmal bekämpfte ich den aufsteigenden Brechreiz mit Erfolg; es war ein schöner Vormittag, die Sonne schien, ich hatte gut geschlafen — warum sollte man nicht auch einmal in Biederstadt seines Lebens froh sein können!
Dies kaum gedacht habend, sah ich mit Staunen, daß sich der vordere Teil des Cafés inzwischen mit farbentragenden Studenten angefüllt hatte — das heißt, ich sah nicht nur, ich hörte es mit gesträubtem Haar.
Um eine hufeisenförmige Tafel saßen an die achtzig Jünglinge, bunte Mützen im Genick, bunte Bänder um den Bauch und alle mit ehemaligen Gesichtern versehen. (Denn die Hackfleischmasse, auf der die Mütze befestigt war, konnte nur in den seltensten Fällen noch als etwas Gesichtähnliches festgestellt werden.)
Aus allen diesen zersäbelten Fleischportionen, in deren klaffende Öffnungen mit beängstigender Hast gelbes Bier geschüttet wurde, das keuchende Kellner ununterbrochen zutrugen — — — aus allen diesen fleischernen Apparaten erschollen dauernd gellende Schreie, die zum Teil in chorischem Rhythmus herausgestoßen wurden.
Die meisten dieser Erscheinungen waren kälbern-rosig und also sehr jung, doch hatten auch einige bereits rindhafte Färbung, und einer von diesen gebot plötzlich: „Silentium!", worauf beängstigende Stille eintrat, die nur durch einen Rülps unterbrochen wurde, dem ein herzhaftes Wiehern folgte, das ich als Humorausbruch deutete.
Das rindfleischerne Wesen stieß nun mit donnerndem Ton eine Fülle patriotischer Geräusche aus, von denen ich mir folgende notierte: Wahrhaftiger Frontgeist! Nationaler Wille! Judenschwindel! Pazifistenschwindel! Mut, Blut, Gut! Die Fahne hoch! Vaterlandsverräter! In Treue fest!
Hierauf erfolgte ein Beifallsgetöse, das die Kronleuchter erbeben ließ. Die Biergläser klirrten gegeneinander, genießerisch langgezogene Rülpser drückten Behagen aus, Kellner bewirkten neue Bierzufuhr.
Ein bleicher Jüngling, der wirklich und wahrhaftig ein Methorn umgehängt trug und im Gehen stolperte, hätte im Vorübertaumeln um ein Haar meinen Tisch überrannt. Ich tuschelte ihm streng vertraulich das Wort: Rotzlöffel! ins Ohr und stand auf, daß er mich in voller Höhe bewundern konnte, worauf er trotz seines Zustandes Verständnis bewies und schweigend weitertorkelte.
Das zoologische Wesen in der Studentenabteilung wurde noch mehrmals durch rednerische Kundgebungen unterbrochen. Der pazifistische Terror — wie sie euphemistisch die Tatsache bezeichneten, daß sich Minister dem Widerstand randalierender Buben unterworfen hatten — der pazifistische Terror also mache sich mausiger als je. Der deutsche Frontgeist werde von Juden in den Schmutz getreten, bereit sein sei alles, die alten Farben — — —
Die Rede konnte nicht zu Ende geführt werden, weil eins der ganz jungen Kälber mitten in die patriotische Demonstration hinein kotzte, daß es über den Tisch sprühte.
Eine Aufwaschfrau sollte kommen; aber sie kam nicht, weil sie Sonntagsausgang hatte, und die Kellner weigerten sich, den Dreck wegzuräumen. — Was tun?
Es blieb nichts übrig, als in respektvollem Abstand stehend sowohl das Gelöbnis für als den Widerstand gegen wer weiß was alles zu erneuern.
Bis dahin hatte ich standgehalten; es war meine bisher stärkste Leistung in Biederstadt an der Knarre gewesen. Aber als ich nun einige Stadträte und Doktoren, sogenannte Alte Herren, die auch bunte Bänder vorm Bauch trugen, ihre Genugtuung über die ungebrochene Frische und den fröhlichen Burschengeist unserer nationalen Jugend rühmen hörte, war es mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende. Ich begab mich schnell hinaus und vollendete, was ich zu erledigen hatte, neben einigen bemützten Jünglingen, die das nämliche taten — wenn auch aus grundverschiedenem Anlaß.

Immerhin / *Von Karl Kinndt*

Das letzte Jahr war so beschissen,
so voll von Pleite, Stunk und Krach,
daß wir es gern beendet wissen —:
wer weint ihm eine Träne nach?

Das neue freudig zu begrüßen
fehlt freilich auch der rechte Schwung —:
man ahnt, es werde dieser miesen
Zeit adäquate Fortsetzung — — —

Und doch erstrahlt beim Vorwärtsblicken
Uns immerhin ein kleines Licht,
denn was uns auch die Götter schicken:
viel schlimmer werden kann es nicht!

Lieber Simplicissimus!

Ein kleiner Junge von etwa drei Jahren, der im Gedränge des großen Kaufhauses seine Mutter verloren hatte, wird weinend zum Geschäftsführer gebracht. Der versucht nun die Personalien des kleinen Mannes festzustellen, hat jedoch nicht viel Erfolg damit; er weiß zwar, wie er heißt, kennt jedoch den Namen der Straße nicht, in welcher er wohnt. Der Geschäftsführer versucht nun auf andere Weise zum Ziel zu kommen und fragt: „Was ist denn dein Vater?", worauf unter Schluchzen die Antwort ertönt: „Hakenkreuzler."

•

Der Dr. Karl Lueger, Wiens Oberbürgermeister und populärste Erscheinung der Stadt um die Jahrhundertwende. Setzte sich sogar gegen Franz Joseph durch, der jahrelang die Bestätigung seiner Berufung als Oberhaupt der Stadt, die dem Kaiser vorbehalten war, nicht geben wollte. „Der schöne Karl" — so kannte ihn jedes Kind in Wien. Lueger war der Schöpfer der Christlichsozialen Partei und damit des Wiener Antisemitismus. Was ihn nicht hinderte, nachmittags mit ihm befreundeten Juden in der Leopoldstadt Tarok zu spielen, um abends in den Volksversammlungen um so heftiger gegen sie wettern zu können. Zu seinen intimsten Freunden gehörte ein Wiener Arzt, Dr. Mandl. Der war Luegers Getreuen lang schon ein Dorn im Auge, und sie bestürmten den Führer, sich von ihm loszusagen. Es errege böses Blut unter den guten Antisemiten Wiens. Das ging so lange, bis Lueger eines Tages wütend mit der Faust auf den Tisch hieb: „Wer a Jud is, bestimm' ich!"

Zwei Lager

Gestern war ein führender oppositioneller polnischer Politiker auf der Durchreise in Berlin. Auf eine Frage nach der gegenwärtigen Konstellation der Parteien in Polen antwortete er: „Oh, die ist im Moment unkompliziert, denn wir haben ja eigentlich nur zwei Lager."

„Nur zwei?" wurde erstaunt zurückgefragt.

„Ja", fuhr der Gast fort, „also da haben wir erstens den Pilsudski-Block, das sogenannte Regierungslager, und dann — ja, dann haben wir noch das Konzentrationslager in Brest-Litowsk . . ."

Berlin stellt sich um

VI. In der Gymnastikstunde —

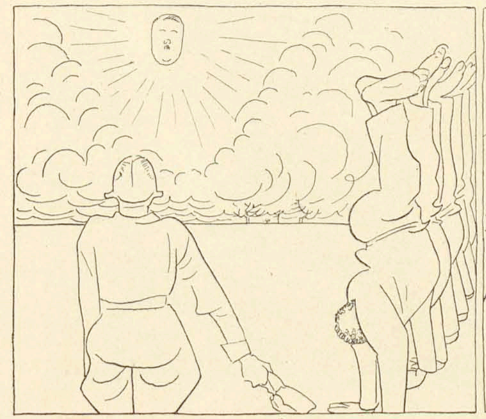
(Olaf Gulbransson)



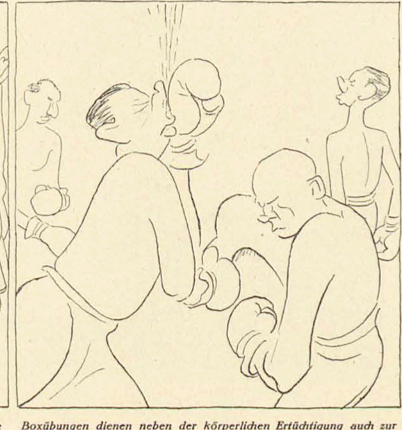
versucht man die normalen Sprechbewegungen zum Fascistengruß umzuwandeln.



Man übt tiefe Rumpfbeugen vor dem Bildnis Mussolinis.



Der Kopfstand ist unentbehrlich, um den richtigen Gesichtspunkt für das dritte Reich zu gewinnen.



Boxübungen dienen neben der körperlichen Ertüchtigung auch zur Gewinnung arischer Physiognomien.

Spanien

(E. Schilling)



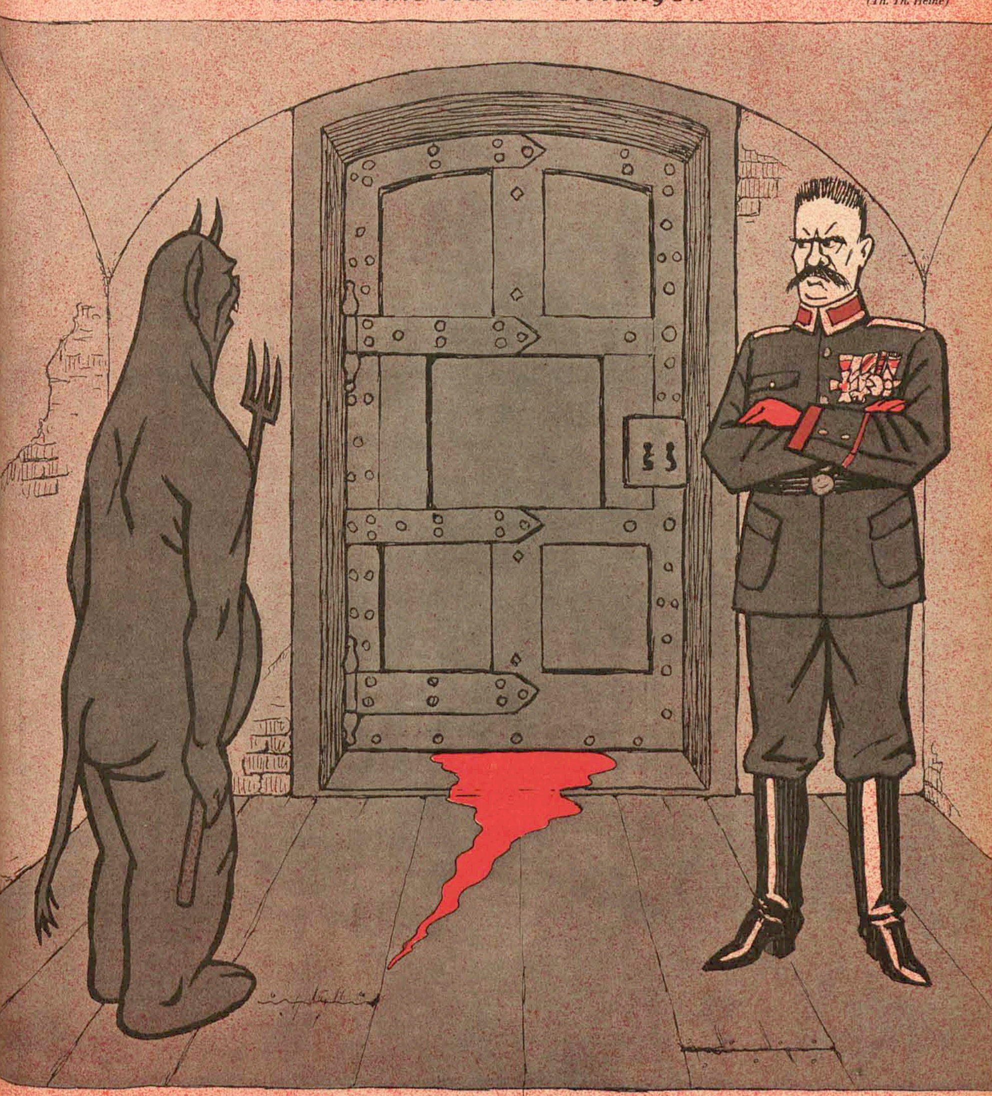
„Solange nur meine Generale nicht streiken, kann mir kein Generalstreik imponieren!“

Stuttgart, 12. Januar 1931 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 42

SIMPLICISSIMUS

Pilsudskis Musterleistungen

(Th. Th. Heine)



„Meine Bewunderung, verehrter Meister Pilsudski! Sie sollten mal unsere veralteten Höllenmethoden modernisieren!"

Wie Onkel Emil, so auch wir / Von Peter Scher

Als Onkel Emil, der Gefaßte,
zu Weihnacht jenes Feuerzeug bekam,
das er im voraus grimmig haßte
und niemals in Benutzung nahm —
was tat er, als der schöne Lichtbaum brannte?
Er warf es in die Ofenglut,
dazu noch manch Geschenk von Tante,
und erst, als alles schwelte, war ihm gut.
Nun erst konnt' er sich ganz erlaben,
und wahrhaft mit vergnügtem Sinn
setzt' er sich an den Schreibtisch hin
und dankte allen für die Gaben.

So woll'n wir fühlen, woll'n wir denken,
wenn uns das Schicksal und der Vater Staat,
wenn uns Regierung und Partei beschenken —
ein Feuerchen sei stets parat.
Hinein mit all den ausgedachten Sachen,
die scheinbar klug und praktisch sind
und dennoch nichts als Ärger machen —
entlaste dich und sei kein Rind;
hast du erst mal den Dreck im Feuer,
den die besorgte Liebe schenkt,
dann denkst du, wie man oft auf bayrisch denkt — — —
und das erquickt dann ungeheuer!

Reflexionen im Badezimmer / Von Harry Luck

Fast kochend rinnt das Wasser in die Wanne. Kleine zarte Dampfschleier bilden sich, steigen langsam hoch und überziehen die unangenehm mit hellgrauer Ölfarbe gestrichenen Wände des Badezimmers mit stumpfer Feuchtigkeit.
Renate dreht den grünspanüberzogenen Hahn, der auf einer Marmorplatte an der Wand angebracht ist, schnell wieder nach rechts (er schreit bei derartigen Anlässen wie eine liebeverlangende Katze).
Als dann das kalte Wasser unter gedämpftem, komischem Gurgeln aus der Leitung kommt, beginnt Renate sich auszuziehen. Es ist elf Uhr morgens, sie hat noch nicht viel an, nur ein wenig helle schöne Seidenwäsche und darüber das unentbehrliche, peinlich billige Strickkleid, denn als einzige Tochter ist sie verpflichtet, der Aufwartefrau bei der Besorgung einer Fünf-Zimmer-Wohnung zu helfen. Sie tut das gern, denn wenn der Haushalt in den richtigen Händen liegt, so dehnt die süße, etwas hysterische Mama ihren Schlaf bis in die Mittagszeit aus, und überall herrscht friedliche Stille.
Auf einem ausrangierten Korbsessel, den zusammengerollten Bademantel als Unterlage benutzend, liegt die Katze, dankbar den unmodernen, kohlengeheizten Kupferkessel, der das Wasser erhitzt und Wärme auch über sie hinströmt, anblinzelnd. Eigentlich will Renate das Katzentier hinausschicken, aber sie beschränkt sich dann doch darauf, den Mantel auf einen Nagel zu hängen, nachdem sie von diesem die rosa Gießkanne herabgenommen hat. Mag die Katze liegen bleiben. Hier liegt ja so viel.
Dank dem Genie der Hausfrau ist der Baderaum eine ebenso vorurteilslose wie ungeschickte Kombination von Ersatzküche und Rumpelkammer mit leichtem Museumseinschlag. Doch Renate will nicht nachdenklich werden, sie will baden. Herrlich wäre es, wenn man jederzeit so einfach aus dem Stegreif in warmes Wasser gleiten könnte. Es gehört zu den kleinen Trübseligkeiten des Lebens, daß um 1905 erbaute Häuser zwar prinzipiell noch Andeutungen von Stuck, aber keine Zentralheizung aufweisen.
Seife und Frottierbürsten werden in erreichbare Nähe gerückt, und Renate gleitet gelblichweiß und nackt in das Wasser. Erschauern fließt über ihren ganzen Körper, und sie fühlt das Frieren bis in die Spitzen ihrer Brüste, die sich zusammenziehen und klein und farblos werden. Dann schließt sich das lauwarme Durchsichtige wie eine Decke über ihrem ruhenden Leib zusammen. Wenn sie sich bewegt, verschieben und dehnen sich alle Umrisse, und sie wird zu einem merkwürdigen Zerrbild ihrer selbst.
Lavendelseife schäumt und mildert mit ihrem Duft die Herbe der in dem vielverwendbaren Baderaum herrschenden Atmosphäre, die noch deutlich daran mahnt, daß hier erst vor zwei Stunden auf der Gasanlage Kaffee geröstet worden ist. Auf einem wachstuchüberzogenen Brett stehen Tassen und Tabletts, und man muß sich ängstlich bemühen, diese Gebrauchsartikel und den Teekessel nicht mit Seifenwasser zu bespritzen. Dies ist einer der neueren Einfälle Mamas, denkt Renate, damals, als wir für die alte Zinkwanne dieses herrliche weiße Emailleexemplar bekamen, war er noch nicht geboren . . .
Jene Tage, die vor zwei Jahren der Anschaffung der neuen Badewanne folgten, waren sehr munter und belustigend gewesen, weil Mama strahlend sämtliche Verwandte, Bekannte und die Angehörigen der Morgenfrau rudelweise, Bewunderung heischend, in das Badezimmer führte. Wunderbar eigentlich, daß sie nicht Passanten von der Straße herauf holte.
Mama hat so selten Hemmungen. Wenn sie nicht schläft, oder — eine Lieblingsbeschäftigung, der sie mit Leidenschaft obliegt — in der Wohnung Veränderungen hervorruft, so spielt sie unbefangen mit dem Gedanken, wie nett es sein würde, wenn Renate heiraten wollte.
Aber diese will nicht recht. Wenn man ihr schon keinen Beruf erlaubt, so möchte sie wenigstens nicht auch noch die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft haben. Eine Zukunft nämlich, wie Mama sie sich denkt, an der achtbaren Seite des Herrn Donnenkamp, Dr. jur., mit Viereinhalb-Zimmer-Wohnung, Flügel, gemeinsamem Schlafzimmer, Mädchen, kommendem Baby und jungem Hausfrauenglück. Renate bezweifelt überhaupt, daß sie mit Dr. Donnenkamp auch nur ein gemeinsames geistiges Schlafzimmer besitzt.
Eigentlich müßte man sich jetzt abtrocknen. Aber wohlig durchwärmt und ein wenig widerstandslos entdeckt man, daß dicht unter der Decke, peinlich für Ästheten und Hygieniker, abgenutzte Schuhe aufbewahrt werden.
Etwas melancholisch werdend erkennt Renate darunter auch ihre schwarzen Wildlederpumps, die sie vor einem Jahre trug, als sie zum erstenmal, nachdem dieses Thema lange ergebnislos verhandelt worden war, mit Helmut zusammen ein Hotel aufsuchte, das in durchaus solider Gegend lag, und wo nur Provinzleute abstiegen.
An jenem Abend hatten sie sich so gut verstanden wie seit langem nicht, und Renate beschloß, ihre Hemmungen beiseitezulegen. Aber dann wollte sie doch nicht. Hätte Helmut nicht schon die Nachtglocke eines friedlich verdunkelten Hauses in Bewegung gesetzt, so wäre sie davongelaufen. Nach dem Ausfüllen eines Anmeldeformulars, das grauenvoll viele Fragen enthielt, wurden sie in ein Zimmer geführt, in dem es sauber und kalt, aber beklemmend nach Hotel roch. Der Wirt, er sah aus wie ein Weihnachtsmann und war ebenso bieder und altmodisch wie seine Ausdrucksweise, sagte freundlich: „Gute Nacht, die Herrschaften. Und dort ist die Bequemlichkeit." Dann ging er.
Renate und Helmut, die sich zum erstenmal allein sahen mit weißer Bettwäsche und hinter geschlossener Tür, begannen beide über die drollige und doch so natürliche Ausdrucksweise des alten Mannes zu lachen, und vielleicht entschwand in diesem Lachen ein Teil jener erotischen Sehnsucht, die sie hierher geführt hatte. Zwar lagen sie dann doch in einem der ächzenden Betten, denn das Zimmer war ungeheizt und draußen Winternacht, aber Renate war voller Angst und begehrte, geschont zu werden, und nichts vollzog sich, was sie ihrem Mädchendasein entführt hätte. Ohne Beschämung und fröhlichen Herzens tranken sie um fünf Uhr morgens in einem Restaurant Kaffee. Was er vorausgesehen haben mochte, geschah: wenige Wochen später wurde sie doch seine Geliebte. Heiraten konnten sie noch nicht. Der Kunstmaler ohne Protektion stand dem Leben zwar optimistisch, doch wirtschaftlich sehr schwach gegenüber. Als Fixum verdiente er nur das, was er in handwerksmäßiger Arbeit drei Stunden täglich für ein Krankenhaus an anatomischen Präparaten zeichnete.
Nach einem halben Jahr betrog Helmut sie und gestand dies, anständig und schwermütig, auch sofort ein. Renate weinte tagelang, aber rückgängig zu machen war ja nichts, und Vorwürfe schienen ihr würdelos und banal. So trennte sie sich völlig von ihm, und das machte sie zwar unglücklich, stärkte aber gleichzeitig ihr Selbstgefühl . . .
Renate steigt aus dem abgekühlten Wasser. Es rieselt an ihr herunter, und bei einer heftigen Bewegung fallen der schlafenden Katze ein paar runde Tropfen auf das Fell. Erschrocken springt das Tier in einem langen Satz auf das gegenüberliegende Bord, auf dem ein ererbtes Photographiealbum unbeachtet träumt. Das Buch ist nicht darauf vorbereitet, eine springende Katze abzufangen, es setzt sich, goldschnittgleißend, träge in Bewegung. Renate kann es noch rechtzeitig festhalten, aber eines der nur lose hineingelegten Bilder begibt sich doch auf die senkrechte Wanderschaft und fällt zaghaft in das weißliche Wasser. Es ist das einzige Bild von Helmut, das Renate besitzt, und irgend jemand muß es ordnungsliebend in das Album gelegt haben.
Verwundert und naß und unbekleidet nimmt Renate von dem im Seifenwasser ertrinkenden Helmut Abschied. Vor einigen Monaten hegte sie noch Wunschträume. Ob man ihn wohl mit vielem Geld von seiner Freundin loskaufen könnte? Das war eine unmoralische Vorstellung gewesen, gewiß, aber Kinderwünsche kennen selten ethische Bedenken. Und ein kindlicher Traum, angepaßt ihrem jetzigen Weltbild, war es gewesen. Einstmals wünschte sie sich ein goldenes Schiff, und es sollte auch fliegen können. Manches Jahr später dachte sie an einen Geliebten, der ihr ganz allein gehöre. Märchendinge.
Renate frottiert Leib und Hüften; sie ist ein wenig voll Spott, während das Bild der völligen Auflösung entgegenweicht. Mittelalterliche Reminiszenzen tauchen auf: auch damals tranken Edelherren das Badewasser jener Frouwe, die sie minnten, mein Lieber. Allerdings geschah das freiwillig.
Man könnte Helmut noch aus dem Wasser herausholen, abtrocknen und anwärmen, und er sähe vielleicht noch ganz repräsentabel aus. Aber lieber nicht. Er mag sie auch schon lange vergessen haben, und man kann nicht rückwärts leben. Als das Papier unkenntlich geworden ist, läßt Renate das Badewasser ablaufen. Sie ist vollkommen angekleidet, erfrischt und hübsch, hängt den Bademantel zum Trocknen auf und nimmt die Katze unter den Arm. Dann schließt sie die Tür auf und schaltet das Licht aus.
Renate hat gebadet.

Gallspach

Wie schnell ist oft zu Ende,
was unbegrenzbar schien!
Herr Zeileis ringt die Hände;
denn niemand geht mehr hin.

All seine Wunderstrahlen
war'n schließlich für die Katz'.
Jetzt soll er selber zahlen
als Mißerfolgs-Ersatz.

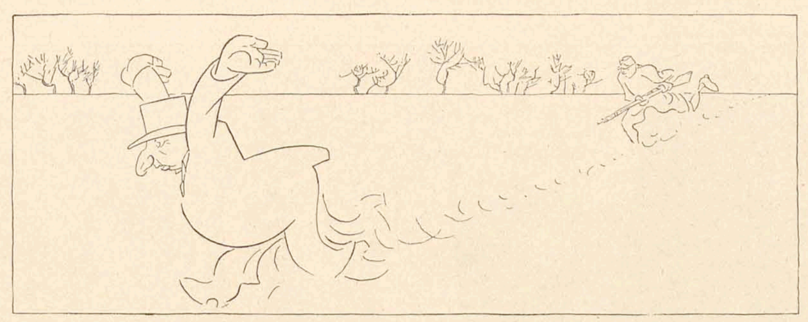
Von wegen Schwunds der Kräfte
kommt's überall zur Zwangs-
versteig'rung der Geschäfte,
Hotels und Restorangs.

Konkurs in Immobilien!
Bald schnappt der Ärmste ab . .
Drei Lilien, drei Lilien
pflanzt Laz'rus auf sein Grab.

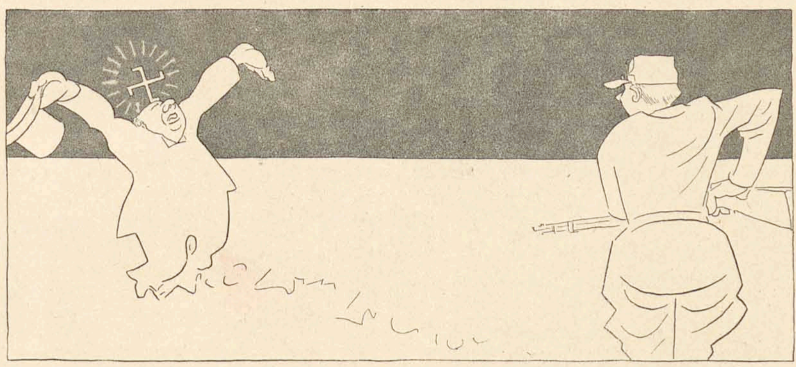
Ratatöskr

Die neue Hubertus-Legende

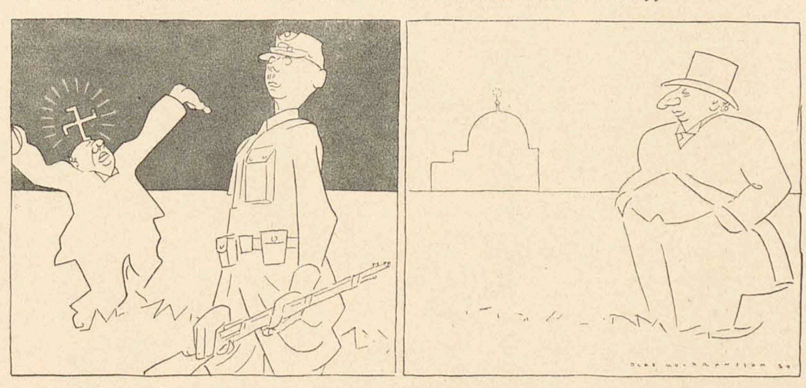
(Olaf Gulbransson)



Ein Hakenkreuzler verfolgte einen flüchtigen Hirsch —



In seiner höchsten Not tat der Verfolgte das Gelübde, eine Million für die nationalsozialistische Parteikasse zu stiften. Da wuchs ihm ein leuchtendes Hakenkreuz aus dem Kopf —

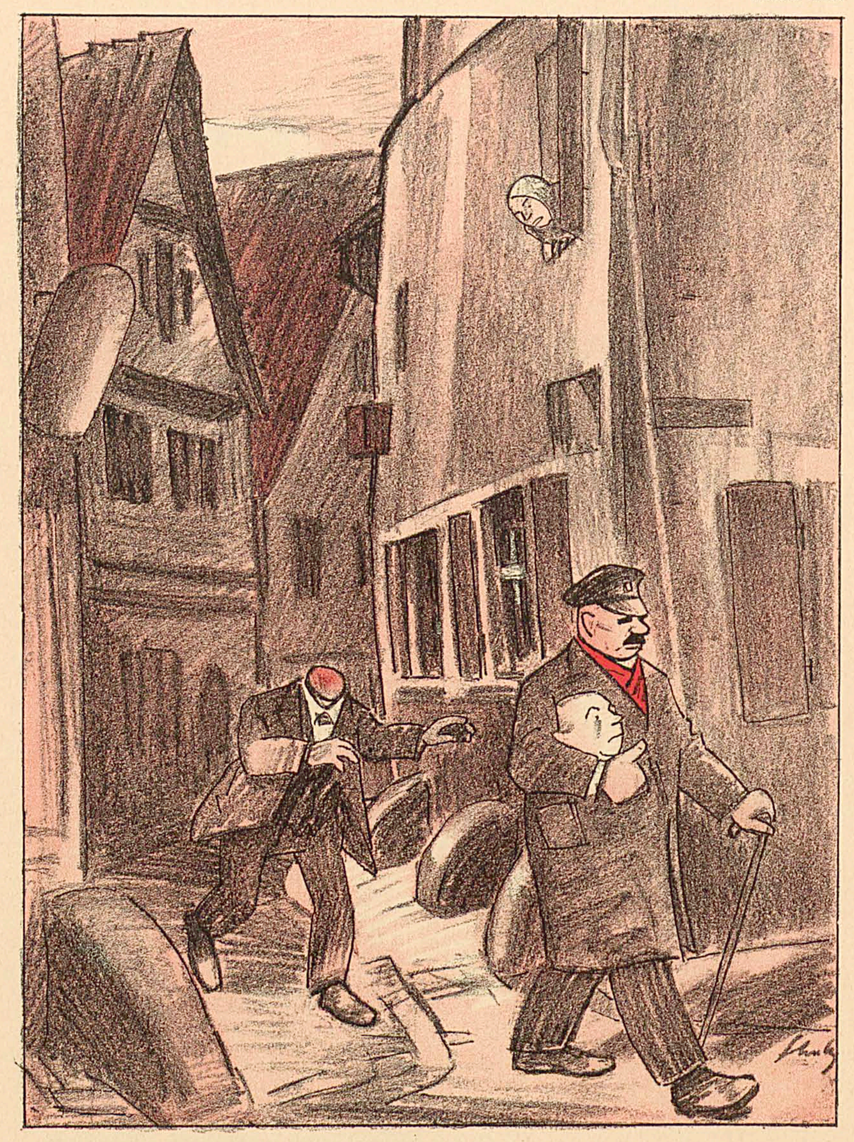


und sein Verfolger ließ reuig die Waffe sinken.

Der gerettete Hirsch aber baute an der Stelle dieser wunderbaren Errettung von der versprochenen Million eine Synagoge.

Angsttraum eines Kopfsteuerpflichtigen

(Wilhelm Schulz)



Das Geld ist gestorben!

Von Victor Polzer

Bis zu seinem achtundzwanzigsten Lebensjahr war Aladar, der Schriftsteller, ein Ehrenmann und Armitschkerl.
Armitschkerl ist eine Synthese von Habenichts und Asket aus Minderwertigkeitskomplexen.
Aladar ging nicht ins Theater, denn auch schlechte Sitze kosten Geld.
Aladar lief in Lumpen, denn er bezahlte seinen Schneider stets im vorhinein. Und das konnte er selten.
Aladar liebte spärlich, denn Liebe kostet Geld — im vorhinein wie im nachhinein.
Und aus ähnlichen Erwägungen rauchte, spielte, tanzte, reiste Aladar nicht, hielt keine Zeitung und keinen Hund, hatte keinen zweiten Anzug und kein chinesisches Teeservice.

In seinem vierten Siebenjahr ($4 \times 7 = 28$) verliebte sich Aladar sterblich. Ilona war reinrassig, hatte kleine Brüste und war anspruchsvoll. Sie erklärte, ins Theater ginge sie nur vom Parkettsitz aufwärts.
Aladar brach zusammen. Vorher rief er noch um zwanzig Groschen von einem Telephonautomaten seine „Beziehung" an, den Direktionssekretär des Staatstheaters. Auf der Schule hatten sie ihn immer „Bühnentürl" genannt.
Aber natürlich. Warum er denn nie angerufen habe? Morgen abend, Parterreloge links.
Sie kostete weniger als ein Stehplatz. Ilona strahlte.
Zum Namenstag wünschte sich Ilona ein Abonnement auf eine Film-, eine Radio-, eine Rätsel- und eine Modezeitung. Aladar rechnete. Dann ging er ins Literatencafé, das einen befreundeten Redakteur beheimatete. Der umarmte ihn, nahm ihm etliche Manuskripte ab, die er nie bezahlte, und schenkte ihm vier Gratis-Abonnements auf ein Jahr.
Der Schneidermeister bat Adalar um Empfehlung bei allen Bekannten und um Leseexemplare seiner erschienenen und künftig erscheinenden Bücher. Auch wollte er gern ins Theater gehn. Aladar rief sogleich bei ihm den Direktionssekretär an. Die Anzüge machte der Meister auf langfristige Raten.
Und gegen Theaterkarten, Abonnementsermäßigungen, Empfehlung des Ratenschneiders bekam Aladar billige Zigaretten, freien Eintritt in eine Bar, ein leichtbeschädigtes chinesisches Teeservice und zwei Gratis-Flugkarten nach Venedig. Für letztere mußte er allerdings einen Radiovortrag halten über die unfehlbare Sicherheit des europäischen Flugdienstes.
Mit der Zeit kam Aladar darauf, daß nur die Armen und Dummen alles zahlen, alles kaufen, dagegen die Reichen und Klugen alles billig, alles umsonst haben, beziehungsweise es eintauschen gegen Produkte des Eigenbaus oder gegen Visitkärtchen mit dem Sesam-Wortlaut: „Darf ich Sie bitten, Überbringer dieses . . ."
Und er schrieb einen großen Artikel in das Sensationsblatt seines Redakteurfreundes: „Das Geld ist gestorben. Praktischer Kommunismus in Mitteleuropa."
Ein Honorar erhielt er dafür nie, aber er konnte seinem Butterhändler einen Trostpreis bei dem Rätselpreisausschreiben der Zeitung verschaffen.
Schließlich verlobte er sich mit Ilona. Warum auch nicht? Sie war entzückend und kostete rein gar nichts. Früher hatte er immer Barauslagen in der Liebe gehabt, Hotelzimmer und so, jetzt bekam er noch eine Wohnung als Draufgabe.

Eben höre ich, daß das jungvermählte Paar seine Hochzeitsreise nach dem Sudan angetreten hat. Aladar dreht nämlich einen Film im Sinne der ägyptischen Schlafwagengesellschaft. Nächstes Jahr wird man von ihm auch Kinokarten bekommen können.
Hätten Sie Lust? Klingeln Sie mich doch gelegentlich an.

Pflichtgefühl

(Max Körner)

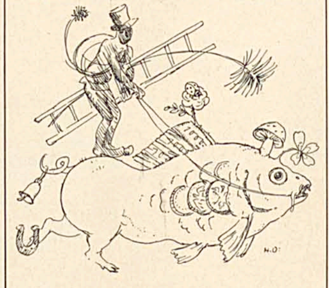


„Schau, schau, der wirtschaftliche Aufstieg kommt — da muß man aber nun schon jeden Tag zweimal eine Zeitung lesen, damit man ihn nicht übersieht!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7 gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart



Das Glückstier *(Hilla Osswald)*



Der Ruf des Herzens

Es war auf einer Vermählungsfeier in Berlin. Ein reicher Mann gab seiner Tochter eine Prunkhochzeit mit auf den ferneren Lebensweg, und das Bankett, wo ein Toast dem andern folgte, war nicht von Pappe.

Der Geistliche, von ungewohnten Genüssen ermüdet, wollte langsam aufbrechen — möglichst nicht, ohne eine kleine Unterstützung für seine Gemeinde herauszuschlagen. Er wartete also, bis jener einen neuen Toast herausgeschmettert hatte, trat dann sachte hinter seinen Stuhl und flüsterte: „Ich möchte mich nun empfehlen — aber ich darf mir vielleicht eine kleine Erinnerung gestatten: vergessen Sie die Armen nicht!“

Wie von einer Explosion der Herzensgüte hochgeschleudert, riß im Nu der reiche Mann sein Sektglas empor und schrie: „Silentium! Bitte ums Wort! Verehrte Gäste, zur rechten Zeit werden wir daran erinnert, die Armen nicht zu vergessen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Sie bitte, Ihr Glas zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Die Armen, sie leben hoch! hoch! hoch!“

Teha

Vom Tage

In einer Berliner Zeitung las man unter der Spitzmarke „Die von der Straße leben“ folgenden, das soziale Gewissen aufrüttelnden Passus:

„In Bayern ist das Ansprechen gestattet. In Preußen aber wird jedes Ansprechen als Belästigung betrachtet. Das Gericht steht auf dem Standpunkt, daß junge Mädchen und Kinder durch den Anblick des Ansprechens sittlichen Schaden leiden. Ob es mit diesem Standpunkt recht hat, mag dahingestellt bleiben. Die Ausübung des ‚Unzucht‘-Gewerbes ist jedenfalls dadurch außerordentlich erschwert!“

— Sire, geben Sie Gewerbefreiheit!

•

Die neuen „Gothas“ sind heraus — das „gräfliche“, „freiherrliche“, „uradlige“ und „briefadlige Taschenbuch“, sowie der „Hofkalender“! Freude und Wohlgefallen allen, die sich darin wiederfinden. Der Verlag teilt mit, daß in den letzten Jahren die Wünsche adliger Familien, in dem „Gotha“ verewigt zu werden, derart zugenommen haben, daß nur mit Hilfe eines Vormerkungssystems der Nachfrage genügt werden kann. Dabei muß man nicht vergessen, daß als Höchster all dieser Hohen Herrschaften, als „letzter Kaiser der Welt“, dessen Bildnis im Titel den „Hofkalender“ ziert, der Kaiser von Abessinien fungiert.

Ein Vorschlag

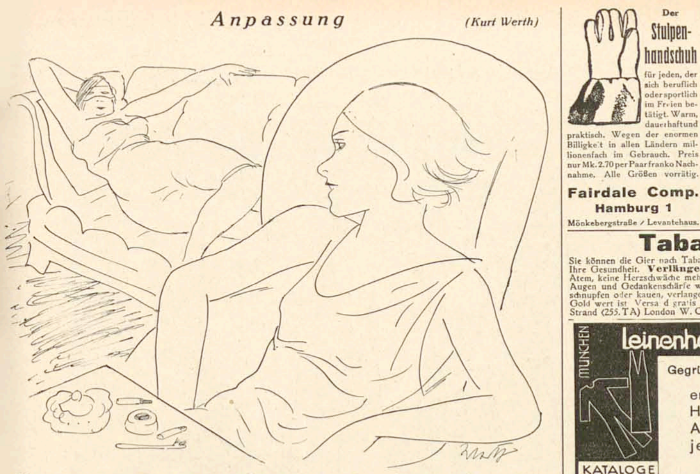
Roda Roda trifft auf Hitler.

„Sie, Herr Hitler“, sagt Roda, „ich habe eine glänzende Idee: machen Sie doch mal von Ihrem ‚Völkischen Beobachter‘ eine Nebenausgabe für Erwachsene.“



Anpassung

(Kurt Werth)



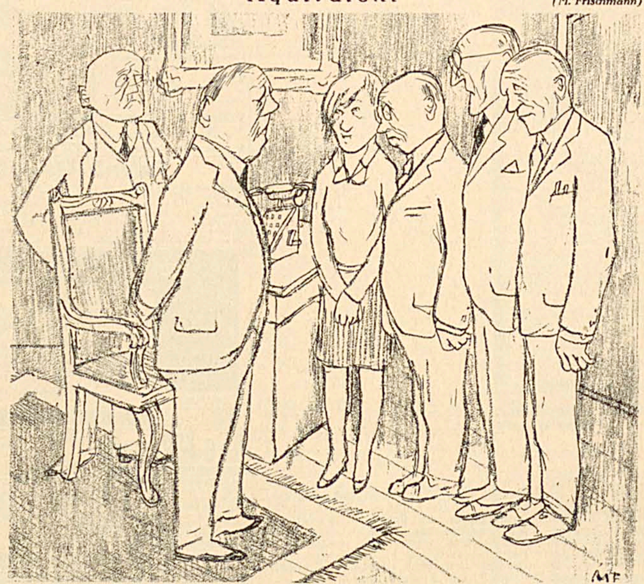
„Was, du willst dich heuer nicht einmal mehr schminken?" — „Nein, in dieser schlechten Zeit geht man am vorteilhaftesten bloß auf ‚Seele'."

Frau auf dem Balkon / Von Kurt Rudolf Neubert

Ein Mann ohne Hut sah sie zuerst. Er blieb plötzlich stehen, nahm einen Zigarrenstummel aus dem Mund und sah interessiert hinauf. Ich kam eben vorüber. Der Mann hielt mich am Ärmel fest; ich sah mich überrascht um, da sagte er begütigend: „Na, sehn Se doch mal hin, is das nich 'ne Frau?"
Ich sah hin.
Etwas Weißes zeigte sich dort auf dem Balkon im ersten Stock. Man konnte nicht viel erkennen; die Straße lag in der Beleuchtung einiger Ecklaternen.
„Ein Hemd auf der Leine!" sagte ich. Was ging mich das an? Aber der Mann machte genießerisch den Mund auf: „Eine Frau, mein Lieber!"
Jetzt blieben noch andere nächtliche Passanten stehen, alle sahen auf den Balkon.
„Eine Frau!" wiederholte ein gutgekleideter Herr.
„Im Nachthemd!" setzte ein Arbeitsloser hinzu.
Wirklich! Eine Frau im Nachthemd auf dem Balkon.
Was war mit dieser Frau?
„Mondsüchtig?" lachte der Mann ohne Hut.
„Von dem bißchen Laterne?" fragte der Arbeitslose.
„Sie muß ja frieren!" dachte ich.
Der gutgekleidete Herr schlug seinen Mantelkragen hoch.
„Hallo!" rief der Mann ohne Hut hinüber.
„Hallo!"
Die Frau gab keine Antwort, sie stand ganz still.
Jetzt bewegte sie ihre Arme; sie ließ sie wieder sinken.
„Eine Irre!" sagte der Arbeitslose.
„Schupo!" schlug der bessere Herr vor.
„Feuerwehr!" sagte ich.
„Hallo!" riefen jetzt der Mann ohne Hut, der Arbeitslose, der gutgekleidete Herr und ich hinüber.
„Fehlt Ihnen was?" setzte ich hinzu. Meine Stimme klang wie dumpfes Donnern in der nächtlichen Straße.
Jetzt schrak die Frau auf. Sie kreuzte die Arme über der Brust.
„Sie weint!" sagte der gutgekleidete Herr.
„Reden Sie doch, können wir Ihnen helfen?" rief ich wieder hinauf.
Der Arbeitslose maß die Höhe zum Balkon; er schritt rasch über die Straße und kletterte über das Gitter des kleinen Vorgartens.
„Na, na!" meinte der Mann neben mir.
In diesem Augenblick kam eine Schupostreife vorüber.
Der Mann berichtete. Die Beamten sahen sich das an.
„Hallo!" rief der eine hinüber.
Die Frau trat tiefer in den Balkon zurück. Das weiße Hemd leuchtete noch immer.
„Verdammt!" sagte jemand.
Der Arbeitslose war jetzt im Vorgarten, konnte aber nicht weiter.
Plötzlich wurde drüben Licht in einem Zimmer. Es war das Balkonzimmer.
Hinter der Gardine wurde der Schatten eines Mannes sichtbar.
Mir kam ein Gedanke, eine Erklärung.
Ich sprach es nicht aus.
Ich wartete.
Und, ja, da wurde drüben die Balkontür aufgerissen; ein Mann steckte die Arme hinaus und zog die zitternde, weinende Frau ins Zimmer.
„Lump!" schrie plötzlich verstehend der Mann ohne Hut.
Der Arbeitslose spuckte in weitem Bogen über die Straße.
„Was soll man da . . .", zuckte der gutgekleidete Herr die Schultern.
Drüben ging das Licht schon wieder aus.
„Jetzt kriecht sie wieder ins Bett, zu ihm . . .", sagte jemand.
„Ein idealer Gatte!" dachte ich.
Wir standen noch kurze Zeit zusammen. Kleine Geschichten aus dem Alltag wurden erzählt; dann verschwand einer nach dem anderen.
Ich sah noch einmal zu den Fenstern hinauf. Man konnte nur ahnen, was dort vorgefallen war . . .

Äquivalent

(M. Frischmann)



„— und an Stelle des Gehaltsteils, den wir Ihnen kürzen, genießen Sie von heute an die Ehre, am Aufbau des deutschen Wirtschaftslebens teilnehmen zu dürfen!"

Firma Meyer & Co. bezahlt ihre Rechnungen

Firma Meyer & Co. hat von Ascher Waren auf drei Monate Ziel bezogen. Nach drei Monaten meldet sich Ascher und erhält die Antwort, die Faktura werde soeben gesucht. Nach einer Woche erhält Ascher die Auskunft, die Rechnung wäre leider in Verlust geraten, es möge ein Duplikat geschickt werden, es eile aber nicht.
Ascher schickt ein Duplikat und erhält nach einer Woche die Auskunft, die Rechnung werde überprüft.
Ascher erhält nach einer Woche die Nachricht, daß die Rechnung nicht stimme, er möge den Durchschlag der Rechnung bringen, es eile aber nicht.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß die Zahlungsanweisung bereits geschrieben sei.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß die Zahlungsanweisung bereits auf dem Schreibtisch des Direktors liege.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß der Direktor erkrankt ist.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß der Praktikant mit dem Gelde zur Post geschickt werde.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß der Praktikant das Geld unterschlagen habe.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß mit einem Postscheck bezahlt werde.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß die Formulare ausgegangen wären.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß der Scheck bereits per Brief abgesendet wurde.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß der Brief wahrscheinlich in Verlust geraten sein dürfte.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß Inkassanten aus prinzipiellen Gründen immer hinausgeworfen werden.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß eine Forderung zediert würde.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß an der Ware Mängel vorhanden waren.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß die Schadenersatzklage bereits beim Gericht anhängig ist.
Nach drei Jahren hat Firma Meyer & Co. den Rechtsstreit in allen Instanzen verloren.
Ascher erhält nach einer Woche die Auskunft, daß die Forderung bereits verjährt ist.

Solterer

In der Trance liegt die Chance

Arbeitslose im Reich Nr. 3?
O nee – dann ist die Misere vorbei!
Die Frage der Fragen löst ein Rezept,
womit wir uns auch durch den Krieg geschleppt,
als man dozierte mit würdiger Miene:
Von nun ab siedeln die Vitamine
aus Fleisch und Eiern und Milch und Butter
über in Seegras und Steckrübenfutter . . .

Das wäre für Adolf doch ein System
in puncto Arbeitslosenproblem;
denn der Erfolg wird ihm sicher sein,
im Hypnotisieren hat er doch Schwein.
Er zaubert in seiner Allmacht als Duce
die Arbeit als solche restlos futsche . . .
Von ihr zu sprechen, ist strengstens verboten,
wer's wagt, zählt bald zu den Femetoten! . . .
Sie wird aus der Ethik, aus allem gestrichen,
wohin sie irgendwie sich geschlichen . . .
Bei „Arbeit" steht ein Sternchen im Duden
und unten als Fußnote „Sieh unter Juden" . . .

Tja – vorbei ist dann endlich diese Psychose
– im dritten Reich ist überhaupt nichts „looose" –
Parole Arbeit? Man pfeift darauf!
ihre –losigkeit hört dann von selber auf!

Berndt Lembeck

Business

Ich weiß wohl: keine Geschichte wird besser durch die Versicherung, daß sie wirklich passiert ist, aber sie wird dadurch eindrucksvoller. Und so sei denn ausdrücklich festgestellt, daß der hier geschilderte Vorfall sich vor kurzem in Budapest tatsächlich zugetragen hat.
An der Budapester Universität sind auch einige amerikanische Hörer eingeschrieben, die sich mit ihren ungarischen Kollegen halbwegs in deutscher Sprache verständigen: Medizinstudierende, die sich fast ausnahmslos für die Chirurgie spezialisieren wollen. Aber was nützt schon das schönste chirurgische Studium, wenn der junge Mediziner keine Gelegenheit hat, seine in langen Semestern erworbenen theoretischen Kenntnisse am lebenden menschlichen Objekt praktisch zu erproben? Die Spitäler der ungarischen Hauptstadt verhielten sich schroff ablehnend, es sei denn — — — Amerikanische Studenten verfügen ja über Dollars. Zahlen sollen sie also für jeden ihnen überlassenen operativen Fall, und zwar nicht zu knapp! Auch hier, wie überall, wirkt das Gesetz von Nachfrage und Angebot preisbildend und preisregulierend; und da die Nachfrage das Angebot bedeutend überstieg, so schnellten die Preise in die Höhe: 1000 Dollars für einen leichten Operationsfall, bis 5000 Dollars für mittelschwere und bis zu 10 000 Dollars für ganz schwere Fälle . . .
Einer der Amerikaner bildet sich als Spezialist für Blinddarmoperationen aus. Er hat sich wegen Überlassung eines Falles bei einem Spital vormerken lassen und erfährt nach langem Warten und auf wiederholte Nachfrage, daß ihm — endlich! — ein Patient überwiesen werden kann. Preis 10 000 Dollars. Diese Forderung erscheint dem Amerikaner zu hoch, und er versucht, eine Reduktion zu erlangen, indem er fragt: „Excuse me, haben Sie nicht ein billiger Bauch in your store? . . ."

Christus Lang hat seinem Personal Trinkgelder vorenthalten

(E. Thöny)



„Euer unchristliches Verlangen widerspricht dem Evangelium. Bei der Speisung der Fünftausend hat die Bedienung auch keine Trinkgelder bekommen!"

Tanzschule

(Alfred Kubin)



Ein Irrenwärter plaudert

Als ich noch jung war im Berufe, mußte
ich manchmal lachen über meine Kranken.
Jetzt bleibt das Lachen unter einer Kruste
von längst gewohnten Bildern und Gedanken.

Es ist nicht jeder gar so irr, der irr ist —
Es ist da mancher wie ein krankes Pferd,
das immer falsch gezwängt in sein Geschirr ist,
und deshalb geht es seinen Trab verkehrt.

Das sind die Leichten. Dann gibt's wieder die,
wo man sich fragt: „Wozu soll das noch leben?"
Auf diese stürzt sich die Psychiatrie,
um lauter Etiketten draufzukleben.

Denn sonst läßt sich mit Irren nicht viel tun.
Die sind von Gottes Gnaden wie ein Potentat.
Nur, wenn sie allzu irr zu sein geruhn,
verfügt man sie ins Dauerbad.

Dort treibt dann jeder, ob er noch so badet,
den Irrsinn, den er grade in sich spürt.
Wenn er sich beispielsweis ein hohes Amt aufladet,
tut er's nicht selten förmlich talentiert.

Ich seh' und hör' sie oft mit großen Gesten
die Welt regieren oder auch erlösen,
ganz wie die andern bei Versammlungen und Festen —
Und doch sind meine Kranken irre Wesen.

Walther C. F. Lierke

Traum / Von Alfred Pabst

Wir hatten alles versucht, aber es war unmöglich, aus dem fenster- und türlosen Raum zu entkommen.
Wir waren eingemauert.
Es gab kein sichtbares Licht; fahle Dämmerung schwelte.
Vor uns auf dem kalten Steinboden lag das Ding.
Es war rund und anfangs nicht größer als ein Kinderballon, umspannt von gelblich durchscheinender Haut, hinter der eine tintenhaft dunkle Flüssigkeit pulste; bei jedem Pulsschlag hob sich das Ding, dehnte glitschig schaukelnd bis zum Bersten seine schleimige Haut und wuchs unaufhaltsam unheimlich in regelmäßigen Pausen.
Wir standen erstarrt; unsere Gesichter glimmten milchig in der Dämmerung.
Wir wußten: wir waren dem Ding ohne Gnade ausgeliefert, dem Ding ohne Augen, ohne Mund, ohne Organ, mit dem gespenstisch lebendigen Pulsen.
Das Ding würde wachsen, aufgepumpt von der furchtbaren, fremden, unangreifbaren Macht; würde den Raum ausfüllen, uns zerquetschen und ersticken oder zerplatzen und uns einschlucken in seine giftige Flüssigkeit.
Wir lehnten regungslos in klammernder Angst dem Ding gegenüber an der glatten Wand.
Einmal hatte der Andere neben mir langsam den Arm gehoben, als wolle er das Ding berühren, aber dann zog er unentschlossen die Hand zurück.
Das Ding pulste, dehnte sich ekelhaft schleimig, wuchs; und unser Atem ging erstickt in den gleichen Intervallen.

Die Hühnerleiter / Von Trim

In Berlin zur Prominenz zugelassen sein, ist eine große Sache; aber es bringt Verpflichtungen mit sich, die manchmal Menschenkräfte übersteigen.
Prominenz ist die oberste Sprosse jener Hühnerleiter, die von oben bis unten beschwerlich ist.
Prominent sein entspricht in der neuen republikanischen Rangordnung der Hoffähigkeit unter Wilhelm. So hoch hinauf können natürlich nicht viele gelangen. Mit Abstand folgt die Arriviertheit ersten, zweiten, dritten bis siebenten Grades.
Es versteht sich, daß Prominente nicht mit Arrivierten — und seien sie selbst ersten Grades — verkehren dürfen, wenn sie sich nicht deklassieren wollen. Und das wollen sie natürlich noch weniger als sterben. Erstklassige Arrivierte wiederum haben sich des bloßstellenden Umgangs mit zweitklassigen durchaus zu enthalten, zweitklassige wiederum des Fraternisierens mit drittklassigen und so weiter.
Es ist genau wie in der Beamtenhierarchie, nur selbstverständlich viel differenzierter, weil es sich nicht um gewöhnliche Geheimräte, Sekretäre und Schreiber, sondern um Dichter, Boxer, Maler, Politiker und Journalisten — kurz um die Geistigen handelt.
Ein Beispiel. Der zur Prominenz aufgestiegene Dichter Y. traf sich in einer schwachen Stunde mit einem nur zur Arriviertheit zweiten Grades gehörenden Jugendbekannten, der ihm viel Gutes erwiesen hatte, in einer vorsichtig gewählten entlegenen Weinstube. Es kam dennoch heraus, Ableugnung half nichts, er wurde streng zur Ordnung gerufen und für den Wiederholungsfall mit Aberkennung der Prominenz und Verweisung in die niedere Arriviertheit bedroht.
Prominente zeigen sich öffentlich — ob nun in Person oder als Foto im Blättchen — nur in Haltung von hohen Würdenträgern, die im Brennpunkt des Interesses stehn. Einfaches, sogenanntes menschliches Gebaren ist nur in der Form wirkungsvoller Leutseligkeit gestattet. Offenheit und Herzlichkeit sind als Reklamemittel, weil immer einschlagend, anerkannt, jedoch als ernsthafte Kundgebungen ebenso unmöglich wie die Erlangung der Prominenz bei Voraussetzung solcher Eigenschaften.
Ich hatte unlängst in Berlin den Vorzug, mit Prominenten wie mit Arrivierten aller Kategorien beisammen sein zu dürfen. Es war interessant und strapaziös. Ich hatte es nicht leicht, mich inmitten eines so komplizierten Apparates zurechtzufinden. Mir unterliefen unausgesetzt die schlimmsten Fehler. Ich sah die Schafsköpfe hinter den Masken; ich grinste, wo tiefe Feierlichkeit, und gähnte hemmungslos, wo überlegenes Schmonzeln Vorschrift war. Als Kulturgeheimräte sublimiertes Ethos herumreichten, mußte ich rülpsen; als ich gute alte Bekannte pagodenhaft auf ihrer Prominenz thronen sah, schrie ich nach einem Schnaps, und als von Berufsästheten die Geistigkeit dieser Republik zelebriert wurde, unterdrückte ich mit Mühe den Aufschrei: Zurück zu Wilhelm!

Auf ins „Flötenkonzert"!

Von Karl Kinndt

Hereinspaziert, ihr lieben deutschen Jungen!
Hier zeigen wir den Krieg euch schön frisiert
und wie man von Begeisterung durchdrungen
im Stechschritt in den Heldentod marschiert!

Hier wird das deutsche Ansehn nicht geschädigt,
hier kämpfen Deutsche gegen Deutsche nur —
Hier wird kein fauler Frieden euch gepredigt:
hier herrscht der deutsche Geist in Rein-Kultur!

Vergeßt bei uns das welsche Hetz-Erzeugnis,
durch das man Deutschland zu entmannen strebt —:
hier wird der Krieg zum fröhlichen Ereignis,
und jeder schämt sich fast, daß er noch lebt!

Rekruten werden hier nicht schuhgeriegelt,
kein Unteroffizier ist bös und barsch!
Hier wird der Krieg, so wie er ist, gespiegelt,
als Geist-belebender Parademarsch!

Hier hört ihr keinen Blindgeschoßnen heulen —
hier bläst man keine gift'gen Gase ab —:
Hier möchte man gleich zu den Fahnen eilen,
gepackt von Sehnsucht nach dem Massengrab!

Kleine Zeitdokumente

Kein schön'rer Tod ...!

Nicht leicht ist die Berliner Kritik zufriedenzustellen; aber dann und wann kommt doch ein Treffer.
Über den neuen Afrikafilm erhebt sich Kurt Pinthus im „8-Uhr-Abendblatt" zu hymnischer Anerkennung, denn was bekommt man — endlich einmal! — zu sehen? „Wie der Löwe einen Negerprinzen zerreißt", und wenn auch gerügt werden muß, daß sich der Aufnahmeleiter allzu oft und selbstgefällig zeigt, „dieser Fehler wird ausgeglichen" — durch was, bitte? — „durch das Geschrei des Sterbenden ... gleichzeitig mit dem Bilde aufgenommen."
Prima todschickes Prinzenröcheln!
Das „8-Uhr-Abendblatt" wird nicht umhin können, den für die Anerkennung der Berliner Kritik Gefallenen nachträglich zum Ritter vom Filmtod zu ernennen.

Dreiklang der Zeit

Im Versatzraum des Staatlichen Leihamts in der Jägerstraße zu Berlin ist auf einem Plakat in kalligraphisch-schwungvoller Lackschrift zu lesen:

Auf Grund des Reichsgesetzes vom 12. April 1928 dürfen Schußwaffen aller Art nicht mehr beliehen werden.
(Stempel.)

Darunter steht in zittrigen Bleistiftzügen:

Selbstmord gestattet

Noch etwas tiefer, mit Blaustift klein, aber von energischer Hand gesetzt:

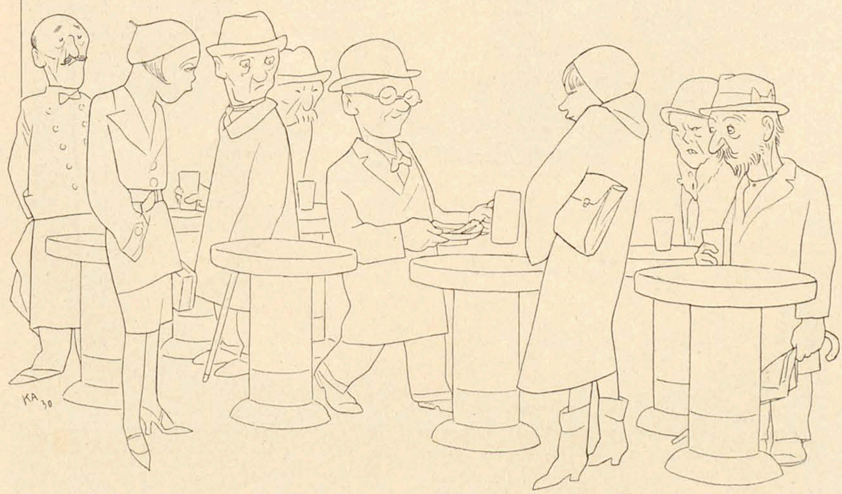
Raubmord lohnender!

Professor der Frisierkunst

Wie die „Dresdner Nachrichten" melden, ist der Friseur Karl Weißlogel, ein geborener Badenser, Sieger in vielen internationalen Frisierkonkurrenzen, jetzt von der Wiener Akademie für seine großen Erfolge auf dem Gebiet der Haartrachterfindung zum Professor ernannt worden. — Er scheint offenbar zu den prominentesten Kopfarbeitern der Republik zu gehören!

Sensation bei Aschinger

(Karl Arnold)



„Der Mensch benimmt sich ja wie einer, der die Sparsamkeitsdevise ausgibt, und nicht wie einer, an den sie gerichtet ist!"

Staatsanwalt Krylenko, der Regisseur der Moskauer Prozeß-Komödie

(E. Schilling)



„Sie haben Ihre Angeklagtenrolle so ausgezeichnet gespielt, lieber Ramsin, daß ich Sie gleich für unsere nächste Aufführung engagieren kann."

Stuttgart, 19. Januar 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Friede wünscht eine Lebensversicherung

(E. Schilling)



„Die Genfer Luftkuren nützen gar nichts. Bei Ihrem miserablen Gesundheitszustand wird die Versicherungsprämie mächtig teuer kommen!"

Die großen Symbole / Von Peter Scher

Wenn ein Feldherr qualvoll stirbt, stirbt er im Bette,
denn im Feld zu sterben, hat er leider nicht die Macht;
Millionen Schatten halten ihn an einer Kette –
losgelassen, stürzt er klappernd in die Nacht.

Andre wieder – lebend tot – versinken mystisch,
wie der einstige Ludendorff, in Druckpapier
und betätigen sich pseudo-pazifistisch –
Gottes Zeigefinger sieht man dort wie hier.

Ehrfurchtsvoll bereit, ein Affe in Hypnose,
harrt der Mensch des nächsten Peitschenknalls:
Kommt er oder kommt er nicht, der letzte große
Haupt-Dressur-Akt des gesamten Stalls?

Aufgepaßt, Kopf hoch und Blick auf die Symbole,
aber stillgestanden, weh dem, der sich rührt!
Daß uns Ärmste nicht der Teufel hole,
hol'n wir ihn uns selbst, daß er uns führt.

Der Einbruch bei der Sängerin / Von Werner Richter

Seit Jahren zum erstenmal hatte sie wieder die schöne Helena gesungen. Alle hatten ihr bestätigt, daß es glänzend gewesen war: mühelos gab die Stimme ihre reiche Kraft her und gehorchte verläßlich wie nur je. Nun endlich saß die Sängerin allein und aufatmend in ihrem champagnerfarbigen Wohnzimmerchen, worin eine Schale voller Veilchen ruhig freundlichen Duft verströmte. Wie schön, — nun also zu wissen, daß es noch lange nicht Zeit war, an Abstieg zu denken, an Abgang von der Bühne, den sie manchmal schon in Tagen des Mißvergnügens so nahe gewähnt hatte. Glücklich spielte sie mit dem eigenen schönen Bilde im Spiegel, lächelte ihm zu, neigte den Kopf, bis die Ohrgehänge die Schultern streiften, und blies dann wieder Zigarettenrauch über alles, alles hin . . .

Plötzlich kam aus dem runden Speisezimmer nebenan ein scharfer Luftzug, wurde auch der Trommelton des Regens schärfer: also hatte wohl der Wind die Tür zum Wintergarten aufgedrückt. Aber indem die Sängerin nun, in der Schiebetür zum Speisezimmer, nach dem Lichtschalter tastete, entstand drinnen im Dunkel tumultuöses Krachen des Parketts und Stoßen der Möbel: ein fremdes Wesen mußte hineingeraten sein. Die Sängerin jedoch, voll des fröhlichen Muts, den das Glück gibt, drehte trotzdem das Licht an; es ergoß sich, aus Deckenleisten milde verteilt, — und richtig: am Fenster unter den zitronengelben Stores zeigten sich zwei erbarmungswert auseinander getretene, schmutzbespritzte Schnürschuhe; kurz also: ein Einbrecher war da.

Aber die gute Laune der Sängerin war heute unerschütterlich. Sie sagte einfach: „Kommen Sie hervor oder ich schieße", und da sich nichts regte, fast besorgt: „Also, wollen Sie es knallen hören?"

Da wickelte er sich aus dem Zitronengelb. Großer Gott, — wie sah er aus! Ein Männlein, ein Sechziger mindestens, das graue Gesicht gedunsen, das kaffeebraune Mäntelchen zerknüllt, rotrandige Augen kümmerlich ins Licht zwinkernd. Heiser offenbar vor Angst, murmelte er unaufhörlich vor sich hin, man solle telephonieren, ohne Umstände, ans Überfallkommando . . .

Die Sängerin ließ die Hand, die sie bisher auf dem Rücken hielt, nach vorn sinken; natürlich hatte sie keinen Revolver darin, nur die Zigarette. Aber dies war ja auch ein Einbrecher, den man keinesfalls ernst nehmen, den man nur amüsant finden konnte, und wirklich lachte ihm nun auch die schöne Frau einige ihrer berühmten glockenreinen Kehltöne entgegen. Aber auf einmal brach sie ab, — als nämlich die kugelig hervortretenden, sonderbar perlmuttern schimmernden Augen des Einbrechers sich voll auf sie richteten: denn diese Augen erkannte sie ja, — mehr noch, sie selbst fühlte sich plötzlich wieder als das überlange, dürre Kind, das, zum Schnapsholen weggeschickt, sich schämt, die Flasche unter der Schürze versteckt, vom Vater angebrüllt, sie schreckhaft fallen läßt, und nun erst recht wütend angeblitzt wird, — und immer aus den gleichen Augen, die sich eben hier so greisenhaft schwerfällig auf sie zu drehten! Und diese Hände auch, die jetzt großadrig herabhingen, hatte sie sie nicht stark, braun, fleißig und nur allzu rasch bereit gekannt, den Leibriemen zu lösen und ihn ihr um Beine und Rücken sausen zu lassen?

In jedem Fall aber mußte Sicherheit geschafft werden. „Sie sind doch", fragte sie also entschlossen, „Herr Kunze, der vor etwa zwanzig Jahren in der Kleinen Winzerstraße wohnte?"

Der Alte zuckte sichtbar zusammen, sagte dann jedoch gleichmütig: „Mehr Pech kann man nicht gut haben; nun kennen Sie mich also auch . . ."

Jetzt freilich wollte ihr einen Augenblick lang das ganze Zimmer in rötlich grauer Dämmerung untergehen, wollte die weiße Decke, aus der unsichtbare Glühbirnen ruhiges Licht sandten, über ihr zusammenrutschen. Gleich indessen hatte sie sich wieder gefaßt; ja, sie wunderte sich, wie kühl diese Entdeckung sie ließ und keinerlei Rührung oder Mitleid aufkam, — ja, eher noch etwas wie Glück, — daß dies alles nun so fern lag, sie gar nichts mehr anging, — ein hartes, aber helles Glück.

So konnte sie ganz sachlich sagen: „Aber Sie waren damals doch ein sehr reeller, anständiger Mann, hatten Frau und Kinder . . ."

Er nickte nörgelig: „Gewiß doch, ich war ein anständiger Mensch, — aber viel zu lange, Fräuleinchen, viel zu lange war ich anständig. Denn, wissen Sie, wenn man so alt ist wie ich und dann erst so was anfängt, so was . . .", eine vage Handbewegung ging um das Zimmer, in das er widerrechtlich eingedrungen war, — „dann wird nichts Rechtes mehr daraus. Nur noch junge Leute bringen es heute zu was; das ist in jedem Beruf so. Im Asyl, wissen Sie, da haben sie mir gesagt, hier bei Ihnen, das wäre eine ganz leichte Sache: erst durch ein Loch in der Gartenhecke, wo die Kaninchen gewühlt haben, dann hier durch die Glasveranda. Aber wenn man alt ist, wird man selbst bei so was Kinderleichtem erwischt. Nun telephonieren Sie aber schon; Nr. 3339 — Überfallkommando."

Aber sie schüttelte nur nachdenklich den Kopf. Gar nichts also ahnte er, heruntergekommen und verstört, davon, daß sie es war, die, knapp siebzehn Jahre alt, bald nach dem Tode der Mutter ihm entlaufen war, ein langbeiniges, eigensinniges Wesen mit hartem Gesicht, aber der unheimlich schönen, großen Stimme, — der lieben Stimme, die ihr Glück geworden war. Damals freilich in der ersten Zeit der kleinen Rollen und der Ausbildung konnte sie, was die Geldbeschaffung anging, nicht allzu wählerisch sein; Gönner verschiedenster Art und Güte mußten herhalten, Gegenleistungen gewährt werden, wie sie nun einmal üblich sind, — weshalb der Vater, gekränkt im tiefsten Stolz des kleinen Angestellten — er war Botenmeister in einer Versicherungsbank —, ihr mitteilen ließ, daß er sie „hiermit verstoße und enterbe".

„Und nun also", fragte sie weiter, „geht es Ihnen so schlecht, daß Sie einbrechen müssen?" Diese Frage, unterstützt vom straffen Blick ihres wirkungssicher untermalten Auges ging dem Alten offenbar zu tief. Er brummte böse vor sich hin und brachte endlich schielend heraus: morgen sei Sonntag; auch unsereins wolle schließlich einmal ausgehen, vielleicht, jawohl, mit einer Dame, und wenn es auch nur zu ein paar Gläsern Bier lange; aber ein Sonntag ganz ohne Geld . . .

Das nun allerdings fand sie einfach empörend; dies schien ihr Kränkung sogar noch der toten Mutter. Nein, mit solcherart Leuten hatte sie nichts mehr zu tun; Einbruch aus Not, gut, wäre zu verstehen: — aber nur eines fragwürdigen Sonntagsvergnügens wegen, — das war zu viel.

„Gehen Sie", sagte sie in plötzlicher Heftigkeit, „seien Sie froh, daß ich Sie nicht verhaften lasse. Verdient hätten Sie es. Aber gehen Sie rasch, damit ich es mir nicht noch anders überlege." Und eine deutliche Bewegung ihrer Hand zum Tischtelephon ließ den Alten sehr beeilt über den Ziegelboden des Wintergartens davontappen.

In diesem Augenblick jedoch begriff die Sängerin erst, was sie tat. War es denn möglich, ihren Vater, der ja in alle Ewigkeit ihr Vater blieb, so verschwinden zu lassen, auf Nimmerwiedersehn? Natürlich war doch auch die empörende Geschichte von dem Sonntagsausflug, zu dem er Geld brauchte, nur eine dumme Erfindung seines Kleinbeamtenstolzes gewesen, — eine Finte, um sein ganzes Elend nicht zugestehen zu müssen, eine Wichtigmacherei, vielleicht auch nur ein Wutanfall gegen die Eleganz dieser fremden Dame und ihrer Villa. In Wirklichkeit sicherlich hungerte er und hatte kein Obdach. Und er war doch der Vater, — man konnte doch, um Gottes willen, den Vater nicht so davongehen lassen! Und doch: er war ja sogar schon gegangen! Also mußte sie ihm nach, ihn zurückbringen, ihn, was auch immer daraus folgte, aufnehmen, durfte ihn doch nicht hungern, ihn wieder einbrechen, stehlen lassen.

Hastig das Kleid raffend, rannte sie durch die raschelnden Palmenwedel des Wintergartens. Die Tür ins Freie schwankte klappernd im Wind, offenbar vom Vater aufgebrochen. Und er selbst, schon sah sie ihn, stapfte nun in der unscharfen Feuchte der Winternacht davon, steuerte, mühsam gegen den Wind, der Hecke zu, wo er sein von Kaninchen gewühltes Schlupfloch wußte.

Sie fegte ihm nach, ungestüm quer über

Panik

Wehe, wehe euch Frommen!
Habt ihr die Kunde vernommen,
daß die „Gottlosen" kommen
und — natürlich! — in Babel-Berlin
ihre verruchten Quartiere beziehn?

Bäffchen beben, Soutanen zittern
vor den drohenden Ungewittern.
Orthodoxe und Liberale
treten sorgenbeschwert die Pedale.
Ängstliche Stirnen glühn pfundheiß;
andern geht andres mit Grundeis . . .

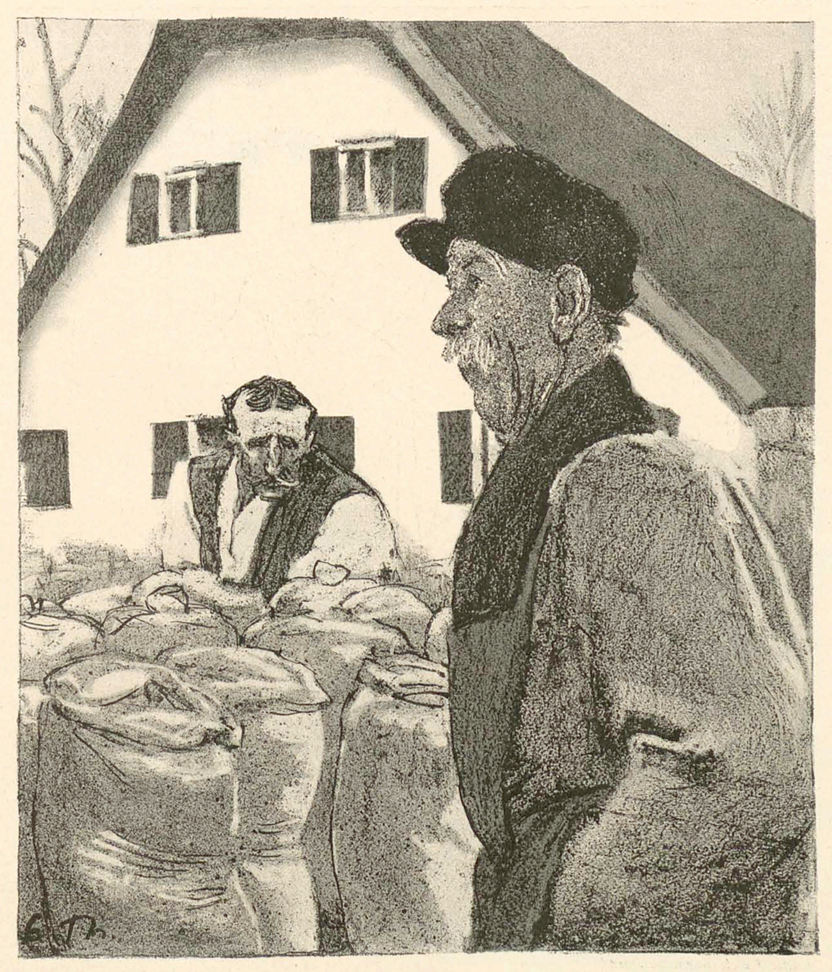
Treibt ihr denn mit euch selber Spott?
„Ein' feste Burg ist unser Gott"
habt ihr, wer weiß wie oft, gesungen.
Ist euer Fiduz so rasch zersprungen,
daß ihr nun, da 's ein wenig hapert,
gleich heult und mit den Zähnen klappert?

Wenn's so um euren Glauben steht,
dann: gute Nacht und abgedreht!
Dann feiert der alte Satz ein Fest:
Für die Gottlosen ist der Rest!

Ratatöskr

Wirtschaftskrise

(E. Thöny)



„Ja, so is heutzutag': Der Bauer vadeant nix mehr am Troad, der Bäcker nix mehr an die Semmi'n, und der Großkopfete vadeant aa nix mehr, aber frißt's!"

verschrumpftes Gras. Über schwere Augensäcke hinweg sah er sie fragend an; vielleicht wollte sie ihn also doch verhaften lassen?

Schon hob sie die Arme, sie ihm um den Hals zu legen, — aber im gleichen Moment schlug von ihm herüber zu ihr eine so starke Wolke modrigen Geruchs aus Alkohol und Armut, daß ihre Knie selbsttätig zurückwichen.

Nein, — man mußte ehrlich sein. Und dies war die Wahrheit: sie stand vor dem Vater völlig beziehungslos. Die Zeiten, in denen irgend etwas sie mit ihm verbunden hatte, waren vorbei, — mit der vollkommenen Ewigkeit des einmal Gewesenen vorbei. Gewiß, — vom gemeinsamen Erbgut bäuerlicher Lebenskraft, das die Familie einst in die Stadt mitgebracht hatte, mochte die Sängerin den größten Teil errafft haben. Aber nichts davon durfte sie herausgeben, auch dem Vater nicht: denn er — dies schien ihr der plötzlich offenbarte Sinn ihres Daseins — hatte sinken müssen, damit sie steigen konnte; sein Versinken aufhalten, hieße ihren Aufstieg hemmen.

„Ich will nichts weiter", brachte sie also, blaß werdend, hervor, „ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich mich freuen würde, wenn Sie gelegentlich wiederkämen." Und das war in diesem Augenblick auch ihr Ernst: wirklich hätte sie den Vater gern zuweilen in der Küche sitzend gefunden, einen Topf Suppe auf den Knien, wie andere Bettler auch.

(Schluß auf Seite 508)

Schwierige Frage

(Olaf Gulbransson)



„Geht sie jetzt die edle nordische Herrenrasse vermanschen — oder will sie nur das jüdische Großkapital enteignen helfen?“

Er sah sie an, mit einem von ihrer Stirn zu den Füßen sinkenden Blick. „Es ist sehr edel von Ihnen, meine Dame“, antwortete er, „daß Sie mich laufen lassen. Aber veralbern sollten Sie mich alten Mann deshalb doch noch nicht.“

Damit wandte er sich ab und stapfte mühsam über schollernden Kies davon; und sogar seinem gebeugten Rücken war anzusehen, daß er nie wiederkehren würde.

Aber indem auch die Sängerin nun mit gebeugtem Kopfe langsam zurückging, spürte sie schon, wie in ihrem Herzen alles sich verhärtete: in aller Eile hämmerte sich hier ein Beschluß zurecht, — der Beschluß, daß das Begebnis des heutigen Abends nicht wahr gewesen war: dieser Einbrecher hatte ein ganz fremder gewöhnlicher Vagabund zu sein; ja, warum sollte denn nicht auch irgendein anderer Mensch namens Kunze einmal vor zwanzig Jahren in der Kleinen Winzerstraße gewohnt haben? Und daß er dem Vater ein wenig ähnlich sah, — nun, konnte sie überhaupt wissen, wie der Vater heute aussah?

Und morgen, fühlte sie, würde sie an all dies noch viel fester glauben und mit jedem Tage mehr, bis später einmal ein Morgen kommen würde, sonnig, freundlich, im Frühling. Vögel würden ins offene Schlafzimmerfenster zwitschern, und dann würde es nur noch eine einzige Wahrheit geben: daß sie heute abend ein groteskes und eigentlich lustiges Ereignis erlebt habe, irregeführt durch eine lächerliche Ähnlichkeit.

Denn was gibt es nicht alles für Ähnlichkeiten in dieser an Überraschungen so überreichen Welt! — Und was für komische Sachen hörte sie doch nicht manchmal schon erzählen, — überwältigend komische, geradezu hinreißende, nicht wahr?

Skihasen

Ulla das Mädchen hatte mit dem eleganten Jungen, der auf dem gleichen Hang wie sie trainierte, zu flirten begonnen und war gleich mächtig ins Zeug gegangen, denn sie war aus München; die Münchnerinnen sind in der Beziehung immer ungeduldig. Sonst war sie etwas sehnsuchtsvoll angehaucht, und ihr knabenhaft straffer Körper, der in weiten Norwegerhosen und einem weniger weiten Pullover steckte, wirkte entzückend . . . Pech, daß sie immer flirten mußte.

Aber die Sache war ganz nett. Man fuhr, rastete, saß in der Sonne und aß von den gemeinsamen Vorräten.

Hinter der großen Sprungschanze war es sogar einsam. „Hier", sagte Ulla und blinzelte den Jungen von der Seite an, „könnte ich alles mögliche tun . . ."

„Ich auch", sagte der Junge und bekam verträumte Augen. Er hatte weite blaue Hosen an und eine Windjacke, die ihm etwas zu groß zu sein schien; dazu eine entzückende Baskenmütze.

„Ja . . .?" sagte Ulla, zog den Pullover straff und öffnete leicht die Lippen. Alles zusammen wirkte wie das Hissen der Notflagge auf bedrängten Schiffen . . .

Sie versuchte es dann hinter der Schwedenschanze und beim Brunnenhäusel, wo der Wald so schön dicht ansetzte; beim Steinbruch und in den Latschen — der Junge war lieb und gut und lachte . . . aber er machte nicht satt. Ulla das Mädchen begann regelrecht zu hausieren und veranstaltete einseitige Auktionen ohne Preis . . . sie redete Unsinn und seufzte . . . aber es war alles umsonst . . .

Heulend stürzte Ulla zu Onkel Adolf ins Zimmer; er war der lässige Tugendhüter des Skihasen. Es folgte eine lange, nicht ganz klare Erzählung von einer großen Liebe und einer großen Sehnsucht . . . Der Junge sollte mit seinem Papa im Track-Hotel wohnen, und so . . . Onkel Adolf zog sich seufzend an und zog los; er war neugierig. Nach einer Stunde kam er zurück.

„Ausgeschlossen", sagte er und legte das Gesicht in Falten, „ganz unmöglich vom biologischen Standpunkt . . . Der Junge heißt Adelheid und ist aus Breslau . . ."

Solche Dinge können nur Skihasen passieren.

A. v. K.

Soziologie der Liebe

Er sah sie und fand sie reizend. Aber er sprach sie nicht an. Dann sah er sie lange nicht. Aber er vergaß sie nicht, sondern bekam Herzklopfen, wenn er an sie dachte. Später lernte er sie in einer Gesellschaft kennen.

Sie gefielen sich beide, aber er wagte nicht davon zu sprechen. Sie sahen sich nur alle paar Wochen, denn er brachte es nicht über sich, sie um ein Rendezvous zu bitten, obwohl sie vielleicht nicht nein gesagt hätte. Dann trafen sie sich wieder einmal, und er gab ihr einen Kuß.

Eines Abends, nach einem Ausflug, verpaßten sie den letzten Zug und mußten in einer kleinen Ortschaft übernachten. Aber sie nahmen nicht ein Zimmer zusammen und trugen sich nicht als Ehepaar ein, sondern er brachte sie in einem Gasthof unter und ging dann selber in einen andern.

Sie kannten sich ungefähr ein Jahr, und er hatte sie erst geküßt. Er wußte weder, ob sie einen Leberfleck an irgendeiner verborgenen Stelle ihres Leibes habe, noch wußte sie, ob er lange oder kurze Unterwäsche trug. Aber er verlobte sich mit ihr. Sie sahen sich nun häufiger, ohne daß es zu Zärtlichkeiten gekommen wäre. Zwar brannte er darnach, sie zu umarmen, und sie hätte ihm wahrscheinlich wenig Widerstand geleistet, aber er wich ihr aus, wenn er befürchtete, sich nicht bezähmen zu können.

Schließlich heirateten sie. Nach der Brautnacht fragte er, ob sie glücklich sei; er sei unendlich selig.

„Gewiß, Schatz", antwortete sie, „aber mußten wir dazu heiraten?"

Club

Am Scheidewege *(Max Heiß)*



„Nee, Kinners, von heute an kommt für mich nur mehr 'ne einzige Frau in Frage!" — „Hängt das nun mit den Sparmaßnahmen oder etwa mit der Abrüstung zusammen?"

Ein Stellungsloser an den Herrn Reichsfinanzminister:

Wir haben gelebt — so behaupten Sie —,
als hätte der Krieg für uns siegreich geendet . . .
Gewiß doch: ich lebe wie Plutokratie,
nur mein Anzug ist schäbig und schon gewendet.

Wir sollen mehr sparen? — Ja spar einer mal! —
Wer hat denn Ihr dickes Ministergehalt!
Unsereins kommt nicht zu Sparkapital —
Das haben Sie und Ihresgleichen im Kriege verknallt.

Denn Sie waren doch damals erwachsene Männer!
Unsereins war noch zu jung und zu dumm.
Wer buchte denn Sieg als sicheren Nenner,
und wem fiel denn die glorreiche Rechnung um?

Wir hätten gelebt wie die Sieger? — Mein Gott,
kommen Sie mal zu uns in die Küche! — :
Sauerkraut mit Kartoffel-Kompott!
und jetzt als Dessert Ihre Sparsamkeits-Sprüche!

Lehren Sie sparen, dort, wo man praßt!
Passen Sie auf, wohin „Mehrwert" sich drückt!
Was haben Sie denn von den Summen erfaßt,
die Herr Geldsack aufs Schweizer Bankkonto schickt?

Walther C. F. Lierke

Charleys Tante

Jo Hanns Rösler

Diese Geschichte hat sich tatsächlich in Wien am 23. Oktober 1930 ereignet. Es ist nichts darin verändert, nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt. Dem Autor blieb nur übrig, das Begebnis aufzuzeichnen:

In einem Wiener Theater sollte in den nächsten Tagen der Schwank „Charleys Tante" neu herausgebracht werden. Und da Wien sich auch heute noch — wenn auch meist nur platonisch — für sein Theaterleben sehr interessiert, fiel im Hause des Rechtsanwalts Kammar das Wort: „Charleys Tante."

„Von wem ist eigentlich dieses Stück?"

Kammar dachte nach: „Das muß — warten Sie mal — ich glaube, es ist von einem Engländer."

„Von wem?"

„Dickens?"

„Nein — Dickens ist es nicht — aber von einem Engländer ist es. Übrigens können wir das gleich haben. Ich werde einfach das Theater anrufen, dort werden sie es doch bestimmt wissen."

Kammar ruft das Wiener Theater an.

Läßt sich mit dem Dramaturgen verbinden.

„Eine Frage, Herr Doktor — Sie bringen doch demnächst ‚Charleys Tante' heraus?"

Der Dramaturg bestätigt es.

„Könnten Sie mir vielleicht sagen, wie der Verfasser dieses Stückes heißt?"

„Natürlich. Das Stück ist von einem Engländer."

„Und wie heißt der Engländer?"

„Ja", die Stimme des Dramaturgen wird schwächer, „das kann ich Ihnen im Augenblick auch nicht sagen, das Rollenmaterial trifft erst übermorgen vom Verlag ein."

Kammar hängt ab.

Kammar ruft eine große Wiener Zeitung an.

Der Kritiker ist zufällig in der Redaktion.

„Können Sie mir bitte sagen, von wem ‚Charleys Tante' ist?"

„Ja — ‚Charleys Tante' ist von — von einem Engländer."

„Sein Name?"

„Ja — warten S' mal — Dickens ist es nicht, Shaw auch nicht — ich kann mich augenblicklich nicht entsinnen — rufen Sie doch am besten das Theater an."

„Dort habe ich schon angerufen", erklärt Kammar, „aber man hat mir gesagt, daß das Rollenmaterial noch nicht da ist."

„Ja, lieber Herr", antwortet da der Kritiker pikiert, „wenn sie es im Theater, also an der Quelle, noch nicht einmal wissen, woher sollen wir es dann wissen, da wir noch keine Vornotizen bekommen haben?"

Kammar ruft eine große Buchhandlung an.

„Könnten Sie mir bitte sagen, wer der Verfasser des bekannten Stückes ‚Charleys Tante' ist?"

Die Buchhandlung gibt schnell Auskunft: „Das Stück ist von einem Engländer."

„Aber wer, Herr, wer??"

Da sagte die Buchhandlung nach einigen Rückfragen: „Das können wir Ihnen nicht sagen, denn das Stück ist noch nicht ins Deutsche übersetzt."

Kammar rief noch drei große Buchhandlungen an.

Kammar rief noch zwei weitere Zeitungen an.

Kammar rief die Universitätsbücherei an.

Es war vergebens.

Alle antworteten: „Das Stück ist von einem Engländer."

Mehr wußte keiner.

Und so war es tatsächlich unmöglich, in Wien zu erfahren: „Wer ist der Verfasser von ‚Charleys Tante'?"

Übrigens, wer ist wirklich der Verfasser von „Charleys Tante"?

Anerkennung

(Josef Sauer)



„Siehste, Maxe, der Reiche jibt uns jerne von seinem Überfluß, er darf et nur selber nich merken!"

Die Geschichte vom Kopf

Da haben wir also die neuen Zwanzigmarkscheine mit dem Kopf Werner von Siemens' . . . Wer nun aber glaubt, der Werner von Siemens wäre ohne vorangegangene heftige Kämpfe auf die Banknote gekommen, der kennt unsere deutschen Verhältnisse nicht.

Wir haben viel zuviel repräsentative Köpfe, als daß wir einem Kopf von Anno dazumal ohne weiteres das Feld überlassen müßten. Nein, da steckten sich allerhand Köpfe zusammen; eine „Interessengemeinschaft druckreifer Köpfe" bildete sich und stellte das Schlagwort auf: „Weg vom öden Historizismus! Köpfe der Gegenwart sollen den Schein beleben!" — Dann wieder fuhren sie als pfiffige Selbstversorger auseinander und hielten sich — Einzeln eintreten! — Luthern unter der Hand für den Notendruck bestens empfohlen.

Er war verzweifelt. So viele Köpfe und nur ein Zwanzigmarkschein! Man zählte schließlich 743 führende Köpfe aus Politik, Verwaltung und Wirtschaft, deren ernsthafte Anträge zu erwägen waren. Der Familienhaß, die Blutrache von 742 Verschmähten drohte also im Hintergrund — die Situation war geradezu lebensgefährlich.

Da kam Luther auf einen Gedanken: Er gab eine Nachricht an die Presse. In dieser Nachricht hieß es, daß auf dem neuen Schein zum erstenmal Wasserzeichen und Kopf e i n s sein sollten. Über dem „Schaurand" solle — Terminus technicus: — ein „Kopfwasserzeichen" stehen.

Er hatte nicht schlecht gerechnet. Am nächsten Tage lagen 743 Absagen auf seinem Schreibtisch. Die meisten ohne Angabe von Gründen. Einige machten milde Andeutungen über den Verzicht. „— — — möchte ich auf Grund der Wiedergabe meines Kopfes auf besagten Banknoten keinesfalls das Opfer eines boshaften Wortspiels werden, wie sie besonders von den respektlosen Berlinern allzu leicht in die Volksmassen geschleudert werden . . ." — „Und ist für einen derartigen Dienst am Volke doch nicht das nötige Verständnis in Deutschland entwickelt. Bei dem bei uns vorhandenen primitiven Volkswitz kann man die Entstehung eines Schlagworts vom ‚Wasserkopfzeichen' geradezu mit hundert Prozent Sicherheit prophezeien . . ."

Teha

Kohle

Von Arnold Weiß-Rüthel

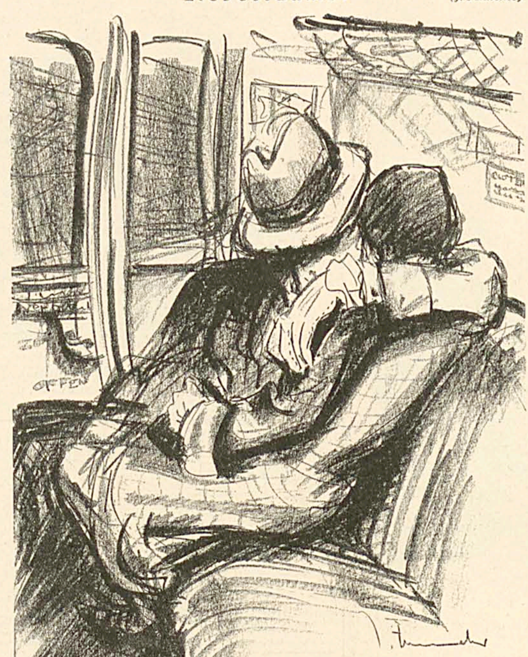
An jedem Stückchen Kohle, das dich wärmt –
klebt Menschenschweiß,
klebt Menschennot und Blut;
und klebt die Träne einer, die sich härmt
um einen, der im Schacht verschüttet ruht.

An jeder Kohle, die dein Ofen frißt,
klebt Geld . . ., mit dem ein reicher, dicker Mann,
der niemals in den Schacht gestiegen ist,
sich Wollust, Macht und Ehre kaufen kann.

An jeder Kohle klebt ein Stück
vom Schicksal derer, die sie holen . . .,
von armer Menschen Not – und reicher Glück,
je, selbst von deinem eignen Kampf um eine
Handvoll Kohlen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80**. **Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Liebestaumel (J. Fennecker)



„Und weißt du, Kurt, wenn wir erst einmal Mann und Frau sind — —" — „Aber, Kleines, man darf doch nicht immer gleich so schwarz sehen!"

Großes Abenteuer eines kleinen Pagen / Von Erich Rohde

„Clemens Krams heißt du?" fragte der Portier und sah den Jungen, der vor ihm stand, wohlwollend an. Der Junge nickte, hielt sich kerzengerade und wartete. „Was du hier zu tun hast, wirst du ja lernen", sagte der Portier. „Wir haben hier keine festen Aufgaben — alles ergibt sich mehr aus dem Augenblick und der Situation. Wir haben da gute, ärgerliche und alltägliche Situationen — na, das wirst du selbst merken und lernen. Vorerst bleibst du mal in meiner Nähe!"
Der Page Clemens Krams nickte wieder, stand kerzengerade . . . und wartete auf die Arbeit, die man ihm zuweisen würde. Er sah gut aus in seiner grünen Uniform, die ihm ganz fest am Körper saß und vierzehn goldene Knöpfe hatte. Der hohe Kragen stützte einen kleinen, dicken Kopf mit pechschwarzen Haaren und großen, buschigen Augenbrauen. Der kleine Page hatte den Typ eines deutschen Dragoners . . ., der in Italien rekrutiert wurde.

•

In Zukunft lernte der Page seinen Dienst zu versehen und die Menschen nach den Trinkgeldern, die sie gaben, abzuschätzen. Das Läuten der Klingeln war hier oft wichtiger als das gesprochene Wort, und das Schweigen der Gäste fast immer ein Zeichen, daß sie irgend etwas, was man tat, anders wünschten.
Spiegel in den Zimmern — ein Dutzend Spiegel in den Sälen — Frauen, die in einer Wolke von Eleganz und Wohlgerüchen schritten — Liebespaare, die eigens in das gut renommierte Hotel kamen, um sich zu erschießen . . . und Zimmermädchen, die sich auf dem Korridor noch einmal schnell die Seidenstrümpfe höher und fester befestigten, bevor sie nach den Wünschen der amerikanischen Gäste fragen gingen, gehörten zum Leben, das der Page zu zwingen hatte.
Abwechslungsreich, aber nicht weniger erregend, war der Dienst am großen Fahrstuhl. Hier gab der neue Gast oft das erste Trinkgeld . . .

•

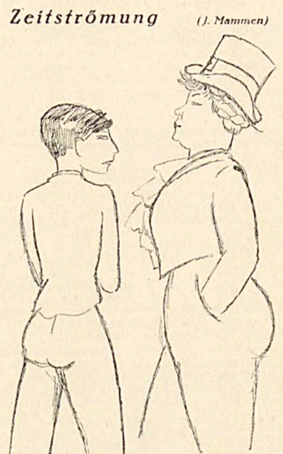
Der Page Clemens Krams stand am Schalthebel des Fahrstuhls und sah neugierig zu der schönen Frau, die er in das zweite Stockwerk zu bringen hatte. Er hatte unten bei der Anmeldung gehört, daß sie eine Tänzerin war, und als er sie betrachtete, schämte er sich des Gedankens, daß sie auch so nackt vor aller Augen tanzen könnte, wie er es oft von Tänzerinnen im großen Gesellschaftsraum des Hotels gesehen hatte. Mit ärgerlichem Ruck schaltete er den Strom aus — der Fahrstuhl hielt.
Die Frau stieg aber nicht sofort aus, sondern trat auf den Pagen zu und hob mit ihrer Hand seinen Kopf. „Mein Junge", sagte sie, „was siehst du mich denn so wütend an? Hast du Ärger gehabt?"
„Tanzen Sie auch so?" fragte der Page . . . und wunderte sich, daß er sprechen konnte.
„Junge", sagte die Tänzerin, „sei doch fröhlich! Wenn du lachen würdest, wärst du ein lieber Kerl." Hier beugte sie sich über den Pagen, küßte ihn mitten auf den Mund, lächelte ihm noch einmal zu und stieg aus.

Der Page wollte ihr willenlos nachgehen, aber die Klingel aus der Hotelhalle mahnte zur Arbeit.

•

Nach der Ablösung blieb der Page im Hotel. Er hätte, ohne Aufsehen zu erregen, zum zweiten Stockwerk gehen können, aber er schlich sich nach oben, denn er wollte nicht gefragt werden. Betrat jemand den Korridor, verbarg er sich hinter einer Säule — gingen die Schritte wieder, trat er hervor und wanderte mit leisen Schritten auf und ab. Niemals aber weiter als zehn Schritte von jener Türe, hinter der er die Tänzerin wußte.
Wieder kamen Schritte, und ein Mann trat vor die Türe des Zimmers der Tänzerin. Er stand unschlüssig, hielt einen Brief zwischen zwei Fingern und sah sich nach allen Seiten um. Da trat der Page aus seinem Versteck hervor, und der Fremde war sehr erfreut, ihn zu sehen. „Trage doch einmal den Brief zu der Dame", sagte er, „aber hier . . ." Er legte den Finger auf den Mund und gab zu verstehen, daß er Stillschweigen erwartete.
Der Page hielt den Brief fest mit beiden Händen umklammert und rührte sich keinen Schritt. „Geh schon . . .!" drängte der Mann, aber der Junge blieb stehen und sah ihn groß an. Der Mann wurde aufmerksam, schüttelte erstaunt den Kopf und fragte: „Willst du den Brief nicht abgeben?"
„Nein!" sagte der Page, „denn ich weiß — ich weiß, es wird von Ihnen gar kein Brief erwartet. Diese Frau hier drinnen, diese Frau . . ." Er konnte nicht mehr weitersprechen, sein Gesicht war dunkelrot geworden. Mit zitternden Händen zerriß er den Brief, warf die Schnitzel dem Fremden vor die Füße und stellte sich mit abwehrenden Händen vor die Türe, die zum Zimmer der Tänzerin führte. — — —
„Dummer Bengel", sagte der Portier, als er prüfte, ob der Page auch jedes Stück seiner Uniform richtig abgeliefert hatte. „Hast es hier nicht gut gehabt? Draußen wirst du Hungerpoten saugen können: vielleicht läßt man dich irgendwo einen Handwagen schieben . . ."
In diesem Augenblick kam der Herr, dessen Brief der Page zerrissen hatte, die Treppe herunter — an seinem Arm schritt die Tänzerin. Der Herr flüsterte ihr etwas zu, und sie lachte hell auf. Da ging der Page ohne Gruß. Er schritt sehr aufrecht — war doch schon ein Mann, denn solange er noch in der Halle war, weinte er nicht einmal.

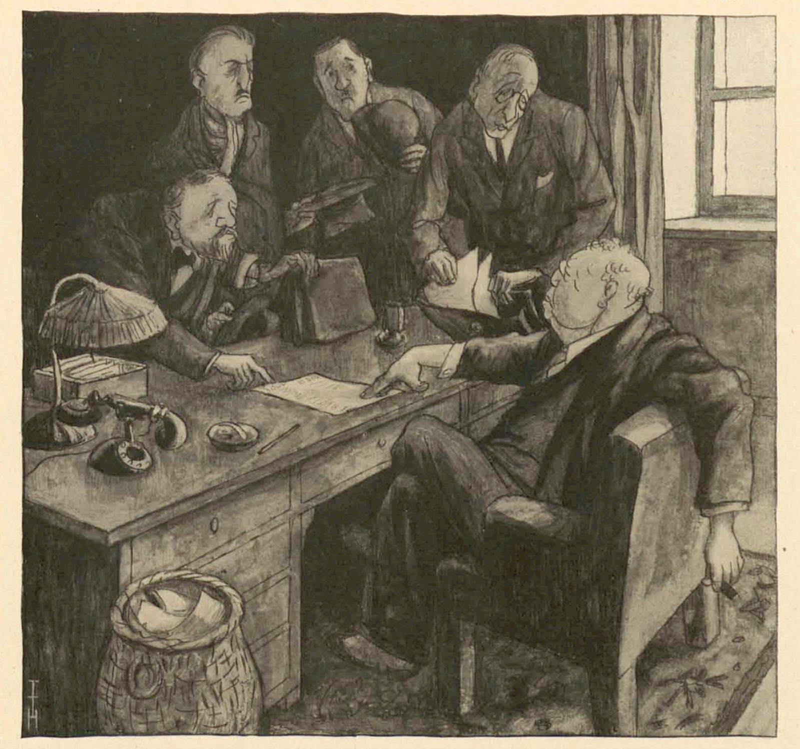
Zeitströmung (J. Mammen)



„Weißte, Mieze, den Nachteil hat eben so 'ne Maske als Liftboy: nachher sind manche doch recht enttäuscht, wenn man 'n Mädchen ist!"

Expansion der Pleite

(Th. Th. Heine)



„Also, meine vier Theater arbeiten alle mit Unterbilanz? — Dann muß ich eben mit dem Defizit das fünfte finanzieren!"

Rezept für eine deutsche Volkserhebung

Man nehme einen Militärstiefel und fülle ihn bis an den Rand mit Seele. (Das Ideal — ein unerreichbares allerdings — wäre, die Lorelei als Feldmarschall für den Generalstab der deutschen Volkserhebung zu gewinnen.)
Sodann muß ein gieriger Todfeind beschafft werden; kann er nicht beschafft werden, muß man ihn schaffen. (Wenn man ihm nicht einen solchen Todfeind präsentiert, ist kein Deutscher hinter dem Ofen hervorzulocken.)
Dazu nehme man Fahnen. (Ohne Fahnen ist in Deutschland gar nichts zu machen.)
Ferner besorge man sich einen historischen Präzedenzfall. (Der Deutsche geht nur dann vorwärts, wenn er nach rückwärts schaut, und hätte es nicht vor hundert Jahren den Freiherrn v. Stein gegeben, dann wäre ein zukünftiger Revanchekrieg gegen Frankreich einfach undenkbar.)
Dann nehme man einen Dichter, aber nur im äußersten Notfall einen Judenknaben. (Dieser Mann muß imstande sein, „Siege" auf J. G. zu reimen.)
Des weiteren beschaffe man ein tiefes Gemüt, aber eines mit modernster Ölheizungsanlage. (Denn es ist zu beachten, daß schon Jungsiegfrieds Schwert ein Rekordstück deutscher Technik war.)
Dann kaufe man im nächsten feindlichen Ausland ein wenig prinzipielle Soziologie. (Es soll der Feldwebel mit dem Professor gehen, wobei Professor Sorel besonders zu empfehlen ist.)
Dazu nehme man ein Gewehr und lade es mit einem Schuß Ethos. (Die Welt soll sehen, daß in Deutschland auch die geistigen Waffen schießen.)
Jetzt fehlt nur noch die kapitalfeindliche Note; diese Note hole man sich vom nächsten führenden Bankdirektor. (Wie überhaupt, angesichts der deutschen Vorliebe für den Fachmann, zur Ausarbeitung der Enteignungsprogramme in erster Linie Kapitalbesitzer heranzuziehen sind.)
Hat man all diese Ingredienzien fest durcheinandergemischt, dann verschaffe man sich nur noch eine polizeiliche Erlaubnis für die Volkserhebung. (Denn die deutsche Geschichte lehrt, daß bloß jene Revolutionen siegen, die behördlich bewilligt wurden.)

Kat.

Des Salonlöwen Erwachen

Von Karl Kinndt

O seht doch nur, wie Herr von Seeckt sich
in neuer Jugendkraft ermannt —:
der alte forsche Kämpe regt sich,
seit er den Weg zu Hitlern fand!

Und köstlicher als das Vergnügen
mit westlich-schicken Ehefrauen
erscheint es ihm, wenn Spähne fliegen
von Feigen, Undeutschen und Lauen!

Deutschlands Regierung soll ein Keil sein
mit ihm als Spitze der Vernunft —
und dieser Keil wird unser Heil sein
und großer Zeiten Wiederkunft!

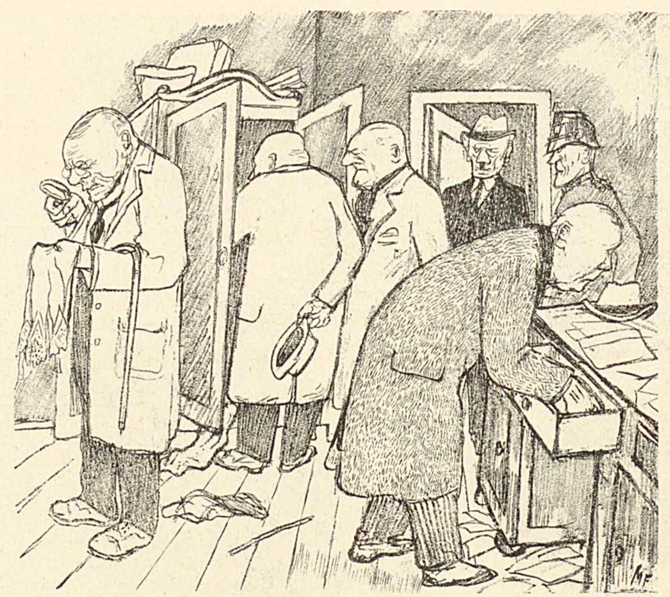
Doch sonnt er nun in neuem Glanz sich,
erinnert man sich ungern nur,
wie einst im Juni vierundzwanzig
das Nazitum mit ihm verfuhr — — —:

Da wollten ihn zwei Attentäter
umlegen, denn er galt noch als
„Schildhalter Eberts" und „Verräter
am deutschen Volkstum" ebenfalls —!

Als undeutsch und als feige galt er,
als lauer schwarzrotgoldner „Spahn" —
Wie hat man dir, du guter Alter,
doch bittres Unrecht angetan!

Gipfel der Kriminalität

(M. Frischmann)



„— — und seine Einkommensteuer scheint dieser Lustmörder zu allem anderen auch noch hinterzogen zu haben!"

Der Lacher für „Plenol" / Von Liberat Korn

Die Firma „Plenol", Fabrik für Schuhcreme, Sonnenbrandvaseline und Bodenpaste, stellte für ihren neuen Reklamefeldzug ein Radio-Lautsprechauto in ihren Dienst. Man engagierte für den Posten des Werbesprechers den stellenlosen Schauspieler Philipp Verderber, gewährte ihm ein schönes Honorar und sicherte ihm eine hübsche Prämie zu, wenn er seine Sache zur Zufriedenheit der Firma mache. Der Reklamechef hielt Verderber einen längeren Vortrag über Reklamepsychologie und gab ihm schließlich strikte Normen für seine Werbereden im neuen Plenolauto. Darnach hatte er eigentlich nichts anderes zu tun, als zu lachen, herzlich zu lachen. Und zwar habe er einen imaginären Gesprächspartner auszulachen darüber, daß er noch nicht „Plenol" kennt; etwa so: „Herr Maier, ich habe heute keine neuen Schuhe an, wie sie soeben meinten, sie sehen aber wie neu aus, weil ich sie täglich mit ‚Plenol' putze. Sie fragen, was ‚Plenol' ist? Sie machen wohl einen Scherz!" Nach diesen Worten mußte nun Verderber zu lachen beginnen, so herzlich und so ulkig, daß alle Zuhörer aufhorchen und schließlich mitgerissen werden.

Verderber, ausgehungert und abgerissen, schlug glückselig in den Handel ein. Das Honorar war schön, und er hatte auch gar keinen Grund, seiner neuen Brotherrin nicht treu und ergeben zu dienen. Er nahm seine Rolle durchaus nicht leicht, saß täglich sechs Stunden im Auto und lachte ins Mikrophon „. . . . aber, Herr Maier, hahaha, daß Sie ‚Plenol' nicht kennen, hohoho, hihihi, das ist ja wirklich zum Lachen, zum Totlachen!"

Dann lachte Verderber mit so ehrlicher Begeisterung für „Plenol", das ihn Ausgehungerten, Abgerissenen wieder auf die Beine gebracht hatte, und es wurde ihm selbst warm um Herz und Zwerchfell. Der Erfolg der neuen Reklameidee stellte sich auch bald ein. Man sprach von dem quietschfrohen Lacher im blauen Plenolwagen und freute sich schon auf das melodische, jauchzende Gelächter, wenn der Wagen um die Ecke bog. Der Griesgrämigste nahm auf seinen weiteren Großstadttrott ein Etzelchen von der Heiterkeit mit, die aus dem Lautsprecher tönte.

Verderber fühlte sich in den ersten Wochen überaus glücklich. Die Firma erhöhte auch bald das Honorar, das nun jede mittelmäßige Bühnengage weit übertraf. So brauchte er seinen Frohsinn, den Übermut und seine Lachseligkeit gar nicht erst herbeizuzwingen, sein Beruf war ihm reinstes Vergnügen. Ja er bedauerte, wenn die Stunden des Lachpensums vorüber waren. Dann stieg er beschwingt aus dem Wagen, zündete sich eine profunde Importzigarre an und schmunzelte bei seinem abendlichen Gang durch die Stadt heiter aufgelöst jedem Menschen hell und herzlich ins Gesicht.

Verderber verlor rasch seine schlanke Linie und bekam rosige Wangen, spiegelnde Backen und ein neckisches Doppelkinn. Das Lachen, das ihn immer mehr und mehr belustigte, befriedigte ihn tief, und das Leben schien ihm im höchsten Grade lebenswert.

Da kam über ihn das Unglück herein, plötzlich und ohne Ansage. Eines Tages, an dem er mit besonderer Freude seinen Obliegenheiten nachgekommen war, befiel ihn, nachdem er aus dem Wagen gestiegen war, eine unendliche Traurigkeit, eine schwere Melancholie, deren Grund ihm vollkommen rätselhaft war. Sein so fröhlich heiterer Sinn, mit dem er in Freundeskreis in letzter Zeit sogar prahlte, war weg, ganz und gar verschwunden. Hatte ihn eine schlafende Erinnerung aus seiner schwarzen, trostlosen Jugend übermannt, eine Erinnerung, die er nicht mit Namen nennen konnte, oder war es eine metaphysische Mahnung?

Verderber konnte einfach nicht mehr so lachen, wie es die Direktion der „Plenol" befriedigt hätte. In seiner Brust gähnte die Höhle Nüchternheit. Rätselhaft, woher das kam und wie es werden sollte. Eine Hand des grauen Ungeheuers, das in seiner Brust saß, griff immer näher und näher an seine Kehle. Einmal würde sie zugeschnürt sein, das wußte er.

Eines Tages stürzte Verderber mit bleichem, angstverzerrten Gesicht aus dem Auto. Er rannte nach seiner Wohnung, warf sich auf sein Bett und weinte bitterlich.

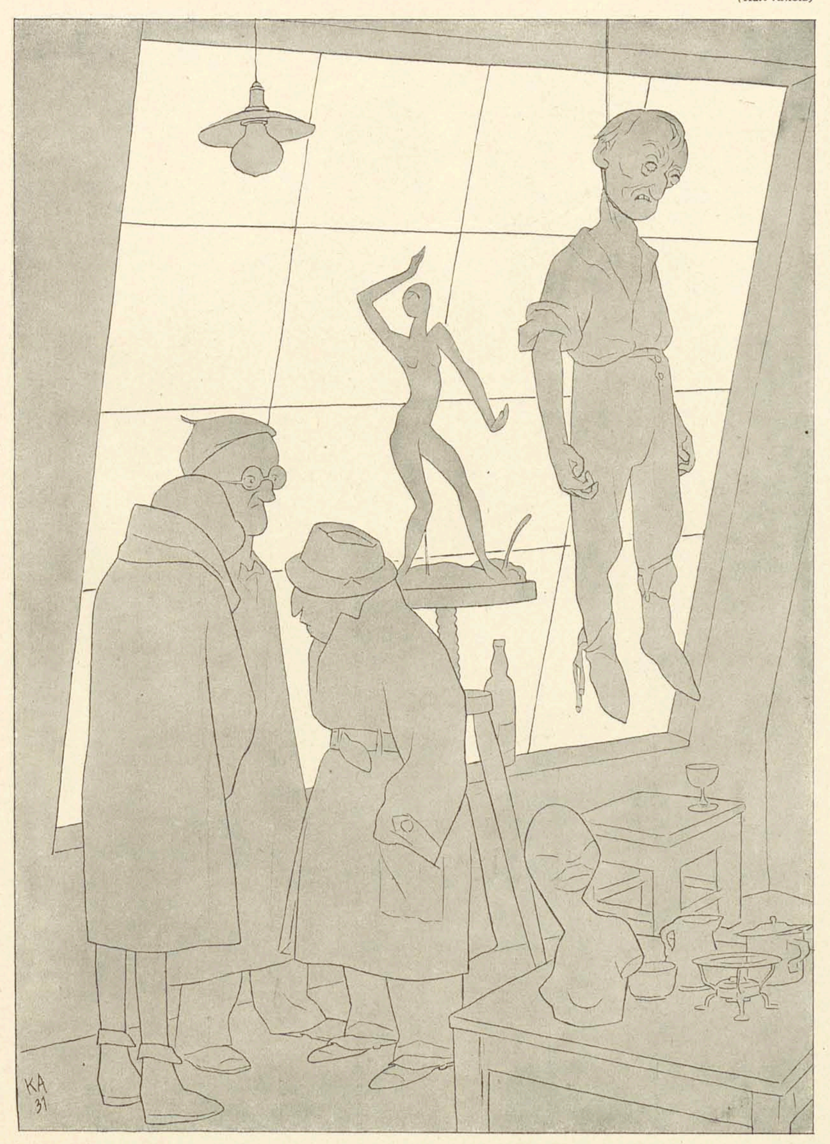
Verderber konnte seinen Dienst nicht mehr versehen. Er erklärte dem Reklamechef, der ihn verwundert anstarrte, er habe kein Lachen mehr in seiner Brust, nicht ein winziges Quentchen mehr, alles habe er hergegeben für „Plenol", und so stehe er nun da, verdammt, nie mehr zu lachen. Er weinte von nun an ohne Unterlaß.

•

Dieses auch heutzutage immerhin seltsame Ereignis sprach sich sehr rasch herum. Noch mehr besprach man die Wendung, die mit dem Seelenbankerott Verderbers eintrat. Die Schuhcremefabrik „Pastol", die grimmigste Konkurrenzfirma der „Plenol", engagierte den ständig heulenden Verderber für eine phantastisch hohe Summe. Verderber fährt nun wieder mit einem Lautsprecherwagen, und zwar mit einem der Firma „Pastol". Er hat folgende Aufgabe zu erfüllen: ständig ins Mikrophon zu weinen und zwischendurch von Zeit zu Zeit schluchzend zu erklären: „Wißt ihr, warum ich so weine? Weil ich ‚Plenol'- statt ‚Pastol'-Paste für meine neuen Schuhe verwendet habe. Putzt eure Schuhe nur mit ‚Pastol'!"

Faschingsanfang

(Karl Arnold)



„— — — und er wußte doch, daß wir heute für das Atelierfest dekorieren wollten!“

Amerika und Rußland

(Wilhelm Schulz)



„Die Einfuhr russischer Sträflingsarbeit verletzt die amerikanische humanity. Mr. Stalin soll für seine politischen Verbrecher lieber ein paar Schiffsladungen elektrischer Stühle bei uns bestellen!"

Stuttgart, 26. Januar 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 44

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Bergarbeiterstreik

(E. Schilling)



„Da sieht man's wieder: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!' Jetzt sorgt der Streik dafür, daß meine Kohlenberge mir nicht über den Kopf wachsen!"

Brünings Ostlandfahrt / Von Karl Kinndt

Herr Brüning ist gen Osten gefahren,
um die Not der Landwirtschaft zu studieren.
Und die Polizei mußte aufmarschieren,
weil die Empfänge oft stürmisch waren.

Man sang dem „Retter" und „Landes-Vater"
recht feurige Begrüßungslieder —:
nur daß man nicht „Hoch!" rief, sondern „Nieder
mit der Hunger-Regierung — dem Hunger-Doktater!"

Gerade daraus konnte Herr Brüning ermessen,
daß die Not im Lande wirklich sehr groß war,
und er sprach — nachdem er die Leute los war —
auch mehrfach in diesem Sinne beim Essen.

Und um die Begeisterung aufzupeitschen
und den Nazis den Wind aus den Segeln zu holen,
sprach er auch tatkräftig gegen die Polen
und vom „hohen Lebens-Standard der Deutschen".

Dafür ließ er nachher sich wiederum feiern
und nahm, wo er nur aus dem Wagen guckte,
entgegen den Regen der Landesprodukte:
von Steinen (statt Brot) und faulen Eiern — —

Nun ist er bei uns wieder eingetroffen,
um — seine Reden wandelnd in Taten —
die Arbeits-Dienstpflicht zu beraten —:
die Junker im Osten glauben und hoffen — — —

Jäger im Eis / Von W. Lidin

Fünf Jäger aus Kemju und Kandalaschka, durchwegs große stattliche Männer, solche, nach denen sich die Frauen in den Städten umdrehen, landeten unweit der Insel Morshowetz an einer Eisscholle und schleppten ihr Boot auf das Eis. In jenem Winter waren viele Seehunde auf die Insel gekommen, um sich dort zu vermehren. Sie lagen zu Hunderten umher, und den Jägern lachte bei ihrem Anblick das Herz im Leibe.
Sie wußten, daß eine solche Jagd manchen Monat an Ruhe, Frauenliebe und ein eigenes Heim einträgt. Flockiger Märznebel lag über dem Eise. Die Jäger hatten sich viele Meilen von ihrem Boote entfernt, ihre Jägerherzen glühten. Um jene Zeit wird das Eis schon schwächer, der scharfe Nordost hat sich nach Südwest gewandt. Dieser Wind bricht das Eis, sprengt es auseinander und treibt die Schollen mit Wucht aus dem Weißen Meer in den Ozean. Dort werden sie klirrend zusammenprallen und einander überholend weiterschwimmen bis hinauf zum ewigen Grönländer Eis.
Die fünf waren vom Jagdfieber erfaßt, sie achteten weder der Jahreszeit noch der tiefen, grünen Risse, die im Eise entstanden waren. Auch bemerkten sie nicht, wie weit sie sich entfernt hatten. Als es ihnen endlich zum Bewußtsein kam, befanden sie sich schon auf einer abtreibenden Eisscholle, während auf der anderen ihre ganze Jagdbeute und der jüngere Bruder aus Kandalaschka zurückgeblieben waren.
Die Jäger führten Gewehre, Munition, etwas Brot und Salz mit sich. Zwei von ihnen hatten ein Päckchen Zündhölzer und eine halbe Flasche Spiritus. Aus Tierfellen und Gewehren bauten sie nun ein Zelt, auf dessen Spitze sie als Hilferuf eine weiße Fahne hißten. Sie wurde jedoch vom Nebel hoffnungslos verschlungen.
In der ersten Woche lebten die Jäger von ihrem Brot und von Fisch, den sie noch auf Feuer kochen konnten, wobei sie zertrümmerte Fässer als Brennmaterial benutzten. Sie errichteten Scheiterhaufen, um den Nebel zu erhellen und um sich zu wärmen. Doch Wind und Regen verlöschten das Feuer, und am achten Tage war das erste Päckchen Zündhölzer zu Ende. Um zu sparen beschlossen sie, von jetzt ab nur einmal in vierundzwanzig Stunden Feuer zu machen. Doch schon am zwölften Tage verweichte der Phosphor; die Zündhölzer waren unbrauchbar. Am zwölften Tage versanken sie in Nacht und Nebel. Am zwölften Tage kam auch der zweite Bruder aus Kandalaschka um. Er stand mit seiner Schleppangel vorne am Rand der Scholle. Plötzlich war er verschwunden und niemand wußte: hatte ihn ein schwerer Fisch in die Tiefe gerissen oder war er verrückt geworden.
Am zwölften Tage aßen die Jäger zum erstenmal rohen Fisch. Nachdem sie ihn gefangen hatten, schlitzten sie mit scharfem Messer den Bauch auf, entfernten die Eingeweide, nahmen die Leber heraus und verzehrten sie zusammen mit dem kalten Fleisch. Dazu kauten sie Lederriemen, um den Zähnen die Empfindung von festem Brote zu geben. Nachts lagen sie so nah wie möglich nebeneinander, um sich zu erwärmen. Mit feuchten Seehundsfellen deckten sie sich zu. Unter dieser Decke roch es nach Fisch und Tier.
Fünf Tage lang lebten sie von rohem Fisch. Am fünften Tage wurde es einem der Jäger übel, er erbrach Stücke von rohem Fisch und geronnenes Blut. Man gab ihm den letzten Rest von Spiritus aus der Flasche. Er trank den Spiritus, erwärmte sich und wurde still. Unter den Fellen schlief er ein, und nun hatte er es besser als alle anderen, denn er schlief elf Tage hintereinander.
Am folgenden Tage wurde auch den beiden anderen schlecht. Abends erbrachen sie, nachts schliefen sie aufeinanderliegend, und am nächsten Morgen aßen sie wieder rohen Fisch. Ihr verschwollenes Zahnfleisch blutete. Am zweiundzwanzigsten Tage spie der eine neben Resten von unverdautem Fisch zwei starke weiße Zähne aus. Ihre Körper schwollen an. Dicht gedrängt lagen sie auf der Eisscholle. Vielleicht zogen draußen im Nebel ganz nahe Fischer an ihnen vorbei, vielleicht auch war das Ufer in unmittelbarer Nähe — der dichte Nebel ließ nichts erkennen. Nur aus der Windrichtung und aus den Wirbeln der Strömung wußten sie, daß sie nach Norden, dem Ozean zu, abgetrieben wurden. In jener Richtung begegnet man keinen größeren Schiffen, da die Route auf Seekarten nicht verzeichnet ist.
Auf der Eisscholle war noch Leben. Und die Menschen mußten kämpfen, solange noch ein Funke von Leben in ihnen war. Sie schossen ihre Gewehre ab, um gehört zu werden. Sie erlegten Seevögel und aßen ihr bläuliches Fleisch. Aus Faßresten zimmerten sie eine Art von Boot, verschmierten die Ritzen mit Seehundstalg, um sich darauf halten zu können, falls die schmilzende Eisscholle zu sinken anfangen sollte. Die Zähne fielen ihnen aus. Im Laufe von fünfundzwanzig Tagen waren sie zu Greisen geworden. Ihre Haut hatte eine schwärzliche Färbung angenommen und war völlig zusammengeschrumpft. Ihr Haar sah aus, als habe ein großes Unglück es gebleicht und struppig gemacht. Sie erbrachen Blut; Gesicht und Hände hatte ihnen das Salzwasser zerfressen. Um sich vor der Nässe zu schützen, rieben sie sich und den Schlafenden vom Kopf bis zu den Füßen mit Tran ein. Sie kämpften um ihr Leben. Nur um nicht zu sterben, aßen sie hartnäckig rohes Fleisch und versuchten, den Brechreiz zu unterdrücken, damit ihr Körper die lebensnotwendige Nahrung bei sich behalte. Doch immer wieder kam dieselbe mit ihrem Blute heraus; darum wußten sie, daß sie sterben mußten.
Am achtundzwanzigsten Tage legten sie sich auf einen Haufen, und morgens aßen sie zum erstenmal nichts. Gerade an diesem Morgen zerteilte sich der Nebel, und am Horizont wurde der Rauch eines Schiffes sichtbar. Nun verschossen sie ihre letzten Patronen, kletterten einer auf des anderen Schultern und, während der Unterste immer wieder vor Schwäche zusammenbrach, winkte der Oberste mit einem weißen Tuche. Plötzlich fiel ein Sonnenstrahl auf das Tuch, und ein Bagger wurde sichtbar. Seine Flagge: ein kleiner Bär unter Hammer und Sichel, flatterte im Winde.
Der Bagger nahm die Jäger auf und brachte sie an Land.
Dort an Land ruhten sie sich einen ganzen Monat von Hunger und Unwettern aus, brachten ihre Fischereigeräte in Stand und bauten ein starkes Boot, um, sobald das Weiße Meer eisfrei ward, wieder ausfahren zu können.
Denn der Sommer nahte und die Zeit, in der der Lachs in Scharen zieht. Da kann es ein rechter Fischer an Land nicht aushalten.
Diese Geschichte erzählte mir ein Fischer und Jäger in einer sonnenhellen Polarnacht am Bug unseres Schiffes.
Ich weiß, in der schwersten Stunde meines Lebens werde ich daran zurückdenken.

(Deutsch von A. M.)

Die Väter

Von Peter Scher

Der deutsche Säugling, der hat's gut
mit seinen verschiedenen Papas,
die tun, was selten ein Papa tut,
die strengen sich an, die bieten ihm was.

Da haben wir mal den römischen Pa
mit seiner Entz — Enzyklika.
Befolgst du die brav, dann blüht dir das Glück:
Du lebst dich ins Mittelalter zurück,
da bist du geborgen, da lutscht du gesund,
denn du hast ja den römischen Schnuller im Mund.

Der deutsche Säugling, der hat's gut
mit seinen verschiedenen Papas,
die tun, was selten ein Papa tut,
die strengen sich an, die bieten ihm was.

Da haben wir ferner den deutschen Pa,
den Blonding mit dem Trallala.
Der ist mit Heil- und Hochgebraus
im Mittelalter noch besser zu Haus.
Schlaf ruhig, mein Liebling, und mäste dich rund,
denn du hast ja den völkischen Schnuller im Mund.

Der deutsche Säugling, der wird schaun,
wenn seine verschiedenen Papas
sich teils vertragen und teils sich haun
mit allerlei Pros und Conteras.

Dem Völkischen ist vorm Brüning mies,
dem plötzlich denn doch der Kaas aufstieß,
was wiederum andere schwarze Herrn
nur zögernd begrüßen und gar nicht recht gern.
Mein Säugling, mein Säugling, nun Gnade dir Gott —
die Väter, die Väter behüten dich tot!

Der schiefe Turm

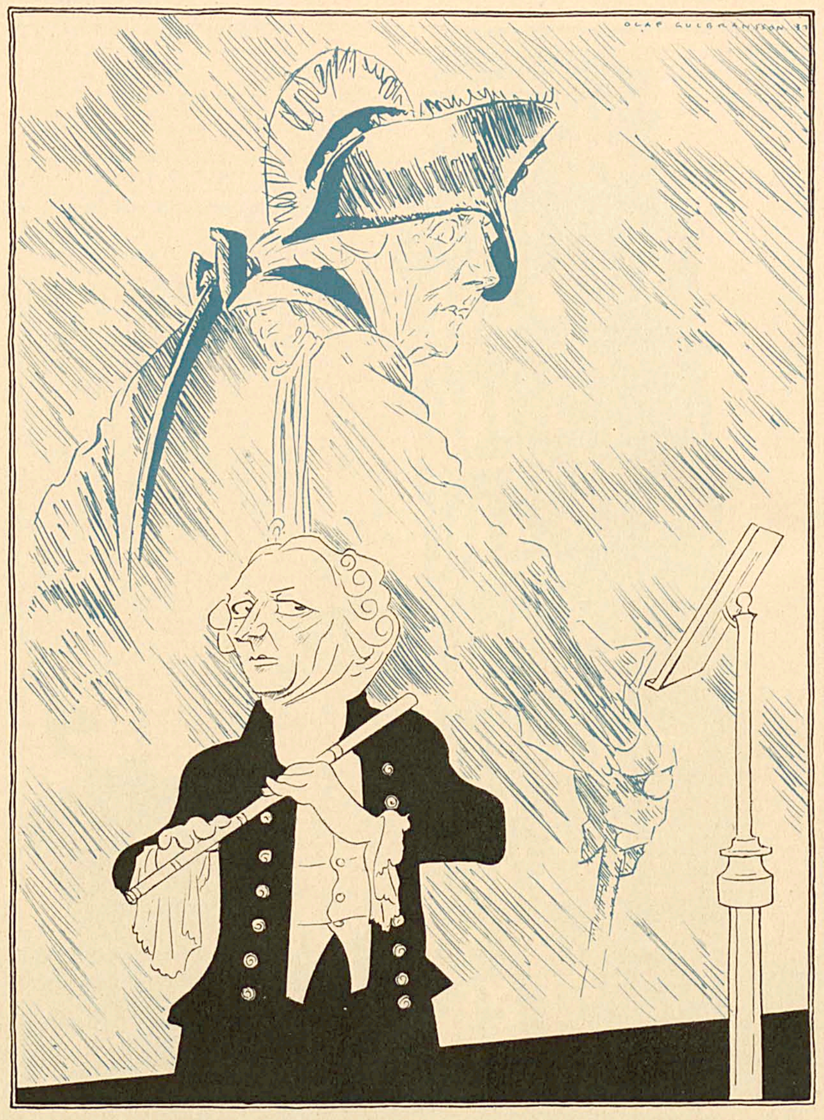
(Wilhelm Schulz)



„— — — und er hält sich doch auch noch immer!"

Nach dem „Flötenkonzert“

(Olaf Gulbransson)



„Jetzt hab' ich's aber satt, Monsieur Gebühr! Jetzt kann Er statt meiner im Herzen des deutschen Volkes weiterleben!“

Einer nimmt ein Mädchen in seine Koje mit

Von Alfred Pabst

Es sind viele Stufen zu steigen bis unters Dach.
Ich bin sie, ich weiß nicht wie oft, allein gestiegen.
Heute nacht gehn wir zu zwein, und nur wir sind noch wach,
die steilen Treppen hinauf, die dunkel sind und verschwiegen.
Dir ist hier alles unheimlich und sonderbar fremd,
mir aber ist nicht der kleinste Winkel unbekannt.
Was da flattert, erschrick nicht: ist nur ein Hemd.
Des Winters sind hier immer Wäscheleinen gespannt.
Wenn dann der Dachboden dicht voller Wäsche hängt,
und es ist stürmisch, sieht es ziemlich gespenstisch aus:
Ziegel knattern, Bett-Tücher werden wie Fahnen geschwenkt,
und es ist, als schwankte schiffbrüchig das morsche Haus.
Oder ein Regen rauscht und rattert in der Nacht;
die Kammer ist wie durchtränkt von feuchter Regenluft;
der Wind hat einen Fensterladen losgemacht,
der trommelt in des Hofes abgründiger Gruft! —
Aber heute wehen die Hemden als Freudenfahnen,
da du zum erstenmal hier bist: dir zum Gruß!
Nun hilf mir, bitte, einen Weg durch die Wäsche bahnen.
Man gewöhnt sich daran, wenn man es allnächtlich muß.
Also dieses hier ist meine Koje, mein Heim, meine Burg!
Wozu braucht man mehr als Tisch, Stuhl und ein beischläfriges Bett?
Es zieht zwar ein bißchen die Spalten hindurch,
aber im übrigen ist die Bude doch einigermaßen nett.
Besonders wenn nur eine sanfte Kerze leuchtet.
Frierst du? Dann bitte: zieh dich aus und ins Bett zurück!
Es ist gar nicht nötig, daß man sich alkoholdurchfeuchtet:
hat man nur so wie heute ein kleines Inselglück!

Der Hausorden

Das „Magazin für die deutschen Angestellten" druckt die Verordnungen betr. einen neuen „Ansteck-Hausorden" ab, den eine süddeutsche Firma für ihre Angestellten geschaffen hat, um „auf diese Weise den Stolz auf die Zugehörigkeit zur Firma zu heben". Jeder Müller, Huber oder Schulze darf ja in der deutschen Republik einen Hausorden schaffen und auf seine „bezahlten Kräfte" niederregnen lassen, — das ist noch nicht übermäßig spaßhaft. Aber diese Verordnungen sind so amüsant, daß wir glauben, sie unseren Lesern wörtlich vermitteln zu sollen:

„§ 1. Die Nadel wird in sechs Gruppen verliehen. Gruppe 1: Stahlnadel nach 1 verflossenen Dienstjahr. Gruppe 2: Silberstahlnadel nach 10 verflossenen Dienstjahren. Gruppe 3: Silbernadel nach 25 verflossenen Dienstjahren. Gruppe 4: Silbernadel für Handlungsbevollmächtigte und Reisebeamte. Gruppe 5: Gold-Silber-Nadel für Filialleiter, Prokuristen und Oberingenieure. Gruppe 6: goldene Nadel für den Vorstand.
§ 2. Die Nadel soll als sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zur Firma immer getragen werden.
§ 3. Die Weitergabe der Nadel an andere Personen oder Tausch der Nadel gegen andere Zeichen ist unter allen Umständen zu unterlassen.
§ 4. Rückt ein Werksangehöriger durch erreichte Dienstjahre oder Veränderung des Dienstverhältnisses in eine andere Gruppe auf, so wird die bisher getragene Nadel durch die der neuen Gruppe ersetzt. —
§ 5. Die Nadel der Gruppe 1 wird durch den Personalchef ausgegeben; sämtliche übrigen Nadeln gibt der Vorstand aus. —
§ 6. Mit dem Erlöschen des Dienstverhältnisses erlischt auch die Berechtigung zum Tragen der Nadel. Jedoch verbleibt die Nadel als Andenken dem Besitzer. —
§ 7. Für in Verlust geratene Nadeln kann ausnahmsweise Ersatz geleistet werden gegen Erstattung der Kosten. —
§ 8. Der Empfänger erklärt sich durch Annahme der Nadel mit vorstehenden Bedingungen einverstanden."

— Das ist gewachsen auf dem Mist eines vielbeschäftigten Industriekapitäns vom Jahre 1931! Hoffentlich wird die „Ansteckungs-Gefahr", die von diesen Nadeln ausgeht, niedergeschlagen, ehe sie zu einer „deutschen Krankheit" ausartet. Teha

Lücke *(Werner Paul Schmidt)*



„Weißt du, Hilda, was ich bei der Massage vermisse? Es sagt keiner dabei ‚Ich hab' dich lieb!'"

Freundschaft m. b. H. / Von Ossip Dymow

Madame Olga (ihr eigentlicher Name war Marie), Inhaberin eines erstklassigen Damen-Modesalons, war in ein wichtiges Gespräch mit Baronin G. vertieft. Madame Olga, eine junge, üppig aussehende Person mit den Manieren einer pensionierten Königin, stellte die Frage: „Darf ich mich erkundigen, wer Sie zu mir geschickt hat?“

„Frau Generaldirektor Oltenstein“, beeilte sich die Baronin zu antworten.

Ein eigenartig dünnes Lächeln verzog für einen Augenblick Frau Olgas schön geschwungene Lippen.

„O ja, das genügt — — —“

Frau Baronin atmete befreit auf: also ist sie in den auserwählten Kreis der Kundschaft aufgenommen.

In den Salon durch die Nebentür trat eine Gehilfin ein. Frau Olga neigte ohne aufzusehen ihren Kopf zur Seite — gerade so, wie die verstorbene rumänische Königin Carmen Silva es zu tun pflegte — und fragte: „Was ist?“

„Eine Frau will Sie sprechen, Madame“, antwortete leise das gut dressierte Mädchen: „Sie sagt, sie kennt Madame.“

„Warten, ich bin in Konferenz“, antwortete Frau Olga.

Die Konferenz dauerte noch eine gute halbe Stunde. Beim Verabschieden schenkte Frau Olga der Baronin eine Kopfbewegung à la Carmen Silva und klingelte.

„Lassen Sie die Dame eintreten“, befahl sie dem Mädchen.

In den Salon trat eine magere Frau mit eingefallenen Backen. Ihre Augen verrieten Sorge und Kummer, ihre bescheidene Kleidung sprach von verschämter Armut. Sie sah viel älter als Frau Olga aus.

„Marie“, sagte die Frau mit schwacher Stimme, „erkennst du mich nicht?“

Frau Olga verlor sofort ihre königliche Haltung und rannte ihrem Gast freudig entgegen.

„Lisl! Meine gute liebe Lisl!“ schrie sie aus und drückte die Frau an ihren Busen.

Marie und Lisl hatten vor Jahren gleichzeitig das Damen-Modehaus des Herrn Josef besucht und dort die Geheimnisse der Zuschneidekunst erlernt. Der alte weitbekannte Damenschneider hegte große Hoffnungen für seine beiden Schülerinnen.

„Die werden noch einmal Karriere machen“, pflegte der alte Modellkünstler zu sagen, insbesondere Fräulein Lisl. Sie nimmt es mit der Arbeit viel ernster und gründlicher als Marie. Heutzutage ist das eine sehr schätzbare Eigenschaft.“

Und nun stand Lisl im eleganten Salon ihrer Freundin, in alten Kleidern, traurig, gebrochen, arm — ein vollständiges Fiasko.

„Erzähl' mir, Ärmste, was ist mit dir?“ fragte Marie sanft. „Du bist doch viel begabter als ich, das muß ich offen gestehen. Von wo kommst du jetzt?“

„Aus Breslau. Ich war auch in Dresden, Zürich und Chemnitz. Überall ohne Erfolg. Ich hatte immer Pech.“

Letzte Instruktion
(Jeanne Mammen)



„— — und nicht wahr, liebes Kind, vor den Männern mußt du dich immer ganz unwissend stellen!“ — „Sehr richtig, Mama, auf diese Weise erfährt man von ihnen auch am meisten.“

„Ist das denn möglich? War man mit deiner Arbeit unzufrieden?“

„Nein, das durchaus nicht. Aber ich bekam nie Kundschaft.“

„In welcher Weise versuchtest du, deine Kundschaft dir zu verschaffen?“

„Na, ich folgte natürlich den guten Ratschlägen unseres Lehrers. In Dresden zum Beispiel gelang es mir sofort, an Gräfin v. Schotten heranzukommen. Hast du diesen Namen schon mal gehört? Die Gräfin, verstehst du, ist eine junge bildschöne Dame, die eine führende Rolle in der Gesellschaft spielt. Herrn Josefs Brief half mir sofort ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich bekam einen Auftrag über zwei Frühjahrskleider und ein Ballkleid.“

„So.“

„Ich begann eifrig zu arbeiten. Ich wußte, daß von dieser Arbeit meine Zukunft abhing. Die Gräfin hatte eine Menge Freundinnen, und zwar aus den reichsten, vornehmsten Kreisen. Ihre Toiletten waren immer tonangebend. Ich hatte die größte Chance in meinem Leben.“

„Ja“, sagte Marie, alias Frau Olga, „die hattest du.“

„Eine Woche später waren die Kleider fertig. Ich muß sagen, sie waren gelungen. Es war eine Kreation, eine Erfindung. Die Gräfin, die nur an schöne Kleider gewöhnt war, konnte ihre Zufriedenheit nicht verbergen und bedankte sich vielmals. Mit einem Wort — ein Sieg.“

„Hm . . .“

„Ich dachte: Jetzt ist die Sache gemacht! Jetzt kommen alle Damen zu mir! . . . Vergebens. Keine Seele zeigte sich. Keine Dame aus den Kreisen der Gräfin besuchte mich. Kannst du das verstehen?“

„Hm . . .“

„Ich verließ Breslau und kam nach Dresden. Dort geschah dasselbe. Ich verbrachte ein halbes Jahr in Zürich. In Chemnitz erfuhr ich deine Adresse, und da bin ich. Vielleicht kannst du mich irgendwie gebrauchen?“

„Aber selbstverständlich! Wir arbeiten zusammen, Lisl.“

„Danke, Teuerste“, sagte Lisl gerührt. „Aber erzähle mir doch, wie du es gemacht hast. Diesen Salon? Diese Damen, die im eigenen Wagen zu dir kommen?“

Marie betrachtete ihre schönen, gut gepflegten Hände und antwortete: „Eigentlich habe ich dasselbe gemacht. Auch ich wußte ganz gut, daß der Erfolg in den Empfehlungen liegt. Die Kleider müssen besprochen

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

werden; eine Dame empfiehlt dich der anderen. Eine Freundin sagt der anderen: ‚Geh zu dieser Schneiderin. Sie ist ausgezeichnet. Hier ist ihre Adresse. Ich tue es nur für dich, da wir Freunde sind.‘“

„Na ja, natürlich, so ist es.“

„So ist es, natürlich. Ich bekam den ersten Auftrag von Frau Generaldirektor Oltenstein. Der Mann ist schwer reich. Sie wollte das Kleid zu ihrem Geburtstag haben. Wir kauften zusammen den Stoff, die teuren Spitzen, ich quälte sie mit unendlichen Anproben und — sie erwartete ein Wunder.“

„Und bekam es! Ich kenne doch deine Kunst und deinen feinen Geschmack“, wendete Lisl ein.

„Nein!“ erwiderte Frau Olga, die große Meisterin, die Diktatorin der Mode. „Nein! Sie bekam eine entsetzliche Robe. Eine verpatzte, gänzlich mißlungene Arbeit. Ein Stück Dreck, das schief, falsch, plump saß, drückte, sich zog, quetschte. Der Stoff war weg, die teuren Spitzen zerschnitten — mit einem Wort: reif für den Müllhaufen.“

„Gott im Himmel! Ich stelle mir die Szene vor, die sie dir machte.“

„Ein Skandal war es! Aber in wenigen Tagen kamen ihre Freundinnen und Bekannten zu mir. Sie hat mich ihnen auf das wärmste empfohlen. Eine Flut der teuersten Autos hielt vor meiner Tür. Denn Frau Generaldirektor, muß ich dir sagen, ist sehr populär und hat einen unerschöpflichen Kreis von Freundinnen, denen sie von Herzen gut ist.“

Berliner Sitten und Gebräuche

Neulich, zur zweiten Wiederholung von Kalischs neueinstudiertem Alt-Berliner Volksstück „100 000 Taler“ im Berliner Schillertheater, fiel einigen Besuchern im Parkett ein älterer Herr auf. Er beschäftigte sich, während des ganzen Stücks, unausgesetzt mit Gehen und Kommen. Er erhob sich geräuschlos, verließ, zu verhältnismäßig unbekannten Zwecken, den Zuschauerraum, kehrte nach kurzer Zeit zurück, setzte sich, stand nach kurzer Zeit wieder auf und so fort. Da die Darbietungen auf der Bühne nicht allzu sehr fesselten, konzentrierten die erwähnten Besucher ihre Aufmerksamkeit rückhaltlos auf den herumschleichenden Sonderling und erweiterten allmählich ihre diesbezüglichen Kenntnisse. Der ältere Herr benutzte, so oft er saß, jeden, auch den leisesten Anschein eines Bühnenwitzes, um laut und im schönsten Baß zu lachen. Und keine unpassende Gelegenheit ließ er vorübergehen, ohne mit Stentorhänden zu applaudieren. Beides, sein Gelächter und sein Klatschen, fand Nachahmer, die sich sagten: „Wenn der alte Herr sich so amüsiert, wird der Witz schon gut gewesen sein oder mindestens besser, als wir es uns in unserem Abonnentengehirn träumen ließen.“ Der ältere Herr ging, kam, lachte, klatschte, ging, kam, klatschte, lachte. Bis einer der Theaterbesucher seinen Nachbar anstieß und flüsterte: „Du, den kenn' ich doch, das ist ja . . .“ Und nun nannte er den Namen des Regisseurs, der das soeben in einer Wiederholungsaufführung begriffene Volksstück „100 000 Taler“ inszeniert hatte! Wir wollen, aus angeborener Politesse, den Namen verschweigen und den Herrn statt dessen Emile Zweig nennen. Die beiden Besucher versanken hierauf in Nachdenken, aus dem sie sehr bald wieder durch Herrn Emile Zweigs sonores Gelächter aufgescheucht wurden.

„Warum lacht und klatscht er so laut?“ meinte der eine Besucher. „Findet er seine Inszenierung so komisch?“

„Es ist doch ein Lustspiel“, sagte der andere.

„Er wird klatschen und lachen, weil es sonst keiner täte.“

„Pfui, Staatstheaterregisseure als Stimmungsmacher, das glaub' ich nicht.“

Da drehte sich Herr Emil Rameau — Verzeihung, Emile Zweig —, von dem Geflüster gekränkt, um und machte „Pst!“. Die beiden Besucher schwiegen betroffen. Währenddem vollzog sich auf der Bühne, von Frau Mannheim und Herrn Bildt exekutiert, eine Tanzeinlage, und der Regisseur lachte wieder sein sonniges Lachen und klatschte wild.

„Aber er amüsiert sich ja wirklich“, sagte da der eine Besucher, „er tut gar nicht bloß so, wie wir erst dachten. Ein komischer Regisseur.“

„Hierfür gibt es nur eine Erklärung“, meinte der andere.

„Die wäre?“

„Er kennt seine Inszenierung noch gar nicht!“

Der Regisseur Rameau schoß gerade wieder eine Lachsalve ab. Da wollten die beiden Besucher nicht länger stören. Und da verließen sie ihn. E. K.

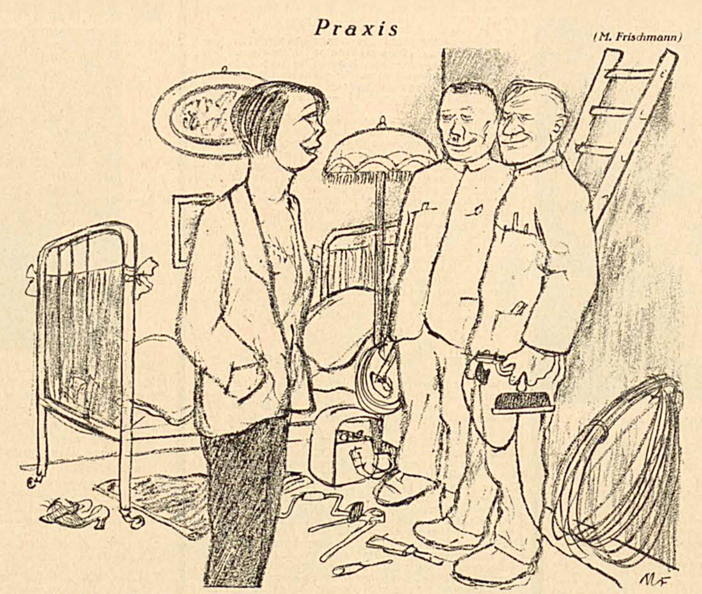
Starhemberg

Die österreichischen Parlamentarier waren eingeladen worden, einer geschlossenen Sondervorführung des Remarquefilms beizuwohnen, um sich aus eigener Anschauung ein Urteil über das vielumstrittene Filmwerk bilden zu können. Kaum hatte die Vorstellung begonnen, sprang Fürst Starhemberg von seinem Polsterstuhl und rief mit Donnerstimme: „Meine Herren! Haben Sie noch nicht genug? Sehen Sie noch immer nicht ein, daß dieser Schmachfilm dem deutschen Volksbewußtsein ins Gesicht schlägt?!?“

„Aber, Herr Fürst“, beruhigten ihn seine Parteikollegen, „das is ja erscht das Mickymauslustspiel!“ Salpeter

Praxis

(M. Frischmann)



„Ick wünsche det Telephon direkt neben meinem Bette zu haben." — „Selbstverständlich, der Apparat jehört immer möglichst nahe an die Arbeitsstätte!"

Nocturno / Von Alfred Grünewald

Fräulein Mundassi erwachte urplötzlich. Der Mond schien fahl ins Zimmer. Es war ihr, als hätte sie in unmittelbarer Nähe ein Geräusch gehört: ein Hüsteln. Oder sollte es Täuschung gewesen sein, ein verlorener Laut von der Gasse? Sie regte sich nicht und hielt den Atem an. — Wieder das Geräusch! Kein Zweifel; jemand räusperte sich unter ihrem Bette: sehr verschämt zwar, wie einer, der nicht will, daß von der Sache viel Wesens gemacht wird. Die unbekannte Person hatte immerhin Grund zu dieser Heimlichtuerei: befand sie sich doch zu nachtschlafender Zeit, ohne jegliche Erklärung abgegeben zu haben, unter einem fremden Bette.

Fräulein Mundassi fühlte ihre Gliedmaßen vereisen. Aber dieser Zustand hielt nur ein paar Sekunden vor. Hier mußte gehandelt werden! Die Glut des Entschlusses packte sie. Was tun? Das Zimmer des Mädchens lag am andern Ende der Wohnung. Sie überlegte, ob sie läuten sollte, und verwarf sogleich diesen Plan. Der Mörder würde auch mit einem halben Dutzend Weibern auf seine Weise zurandekommen. Es galt, anders zu verfahren.

„Konrad, bist du da?" sprach Fräulein Mundassi nach einer Weile mit einer fremdartigen Flötenstimme. Und gleich darauf: „Ah — ah! Ich wußte ja, du würdest kommen. Gib mir deine Lippen. Gut so — gut!" Mit saugendem Laut grub sie den Kopf in das Kissen.

„Sie redet aus dem Schlaf", stellte der Kerl unter dem Bette fest. Er war noch ein ziemlicher Anfänger in seinem Metier. Das offene Fenster der im Parterre gelegenen Wohnung hatte ihn zu dieser Eskapade, die er schon zu bereuen begann, verlockt. „Wenn sie von dem eigenen Gewäsch nur nicht wieder munter wird!"

„Ein Nachtmahr bin ich", versicherte Fräulein Mundassi ihrem imaginären Partner. „Ich trinke dein Blut."

Das war schlechtes Theater. Doch der Einschleicher war nicht kritisch genug, um das beurteilen zu können. „Vielleicht ist sie mondsüchtig", überlegte er. Wieder kam ihm ein wenig Schleim in die Kehle, und er mußte hüsteln. „Verdammt!"

Das Fräulein übertönte ihn, was als Diskretion aufgefaßt werden konnte. „Dein Leib ist weiß wie Marmelstein. Ich stoße dir mein Messerlein ins purpurrote Herz", sang sie. Worte und Melodie waren ihr momentan eingefallen; und da sie das Ganze nicht übel zu Gehör brachte, verschlug es wenig, daß die Fiktion des Nachtmahrs nicht aufrechterhalten blieb, da sich ja dieses Fabelwesen keines andern Requisites als seines Mundes bedient und Messer, Pinzetten oder dergleichen sicherlich als standeswidrig verpönt.

„Wenn ich ihr eins überziehe, vergeht ihr ein für allemal die Lust an Marmelstein", erwog der Einbrecher. Er trug ein gewisses Ding, halb Stemmeisen, halb Briefbeschwerer, in der Tasche, das ihm kürzlich gute Dienste geleistet hatte. Freilich war damals sein Widersacher ein besoffener Matrose von elefantenartiger Statur gewesen. Hier handelte es sich um ein Frauenzimmer: um eine Mondsüchtige oder Wahnsinnige. „Lieber nicht!" — Sein linker Fuß begann einzuschlafen, was die Peinlichkeit der Situation erhöhte.

Fräulein Mundassi war mit ihrem Programm noch nicht zu Ende. „Tanzen willst du?" girrte sie; und da Konrad von diesem Plan offenbar nicht abzubringen war, sprang sie mit kichernden Kadenzen aus dem Bett. „Erst hasche mich! —"

In flatterndem Nachtgewand, mit bloßen Füßen hüpfte sie umher; aber es vergingen keine zwanzig Sekunden, und Konrad, ein fixer Bursche, wenn auch unsichtbar, hatte sie gepackt.

„Ja! Tanzen wir!" jauchzte das Fräulein, nun mit allem einverstanden. „Ich bin deine Mänade." Sie nahm es, wie man merkt, mit der Mythologie nicht genau und warf die halbschlächtigen Fabelweiber durcheinander, wie es ihr gefiel.

Immer ekstatischer wurde der Tanz; und daß Konrad, Liebhaber, Blutspender und Tanzpartner in einer Person, hier Schritt halten konnte, machte seiner astralen Konstitution alle Ehre.

Der unter dem Bette fühlte, wie das Ameisenkribbeln allmählich von seinem Körper Besitz ergriff. War ihm der Schreck auf solche Art in die Glieder gefahren? Das Gehaben dieses Zwitters aus Nachtmahr und Mänade war danach angetan, dem abgebrühtesten Verbrecher das Gruseln beizubringen. Gott mag wissen, wieso, kam dem Unglücklichen seine verstorbene Tante in den Sinn, wie sie ihn vor Jahren — er war noch ein Kind im Stande der Unschuld — mit verzuckerten Datteln traktiert hatte. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und er seufzte unverhohlen.

Jetzt aber schien das Pas de deux mit Konrad seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Fräulein Mundassi machte die halsbrecherischsten Sprünge und Pirouetten

Philosophie im Hause Ludendorff

Als bewährter General,
welcher allerorts im Bilde,
hängt er in den Denkersaal
seine Ehefrau Mathilde.

Neben dem Professor Kant
und Herrn Arthur Schopenhauer
klebt sie nunmehr an der Wand,
ein Genie, bloß etwas sauer.

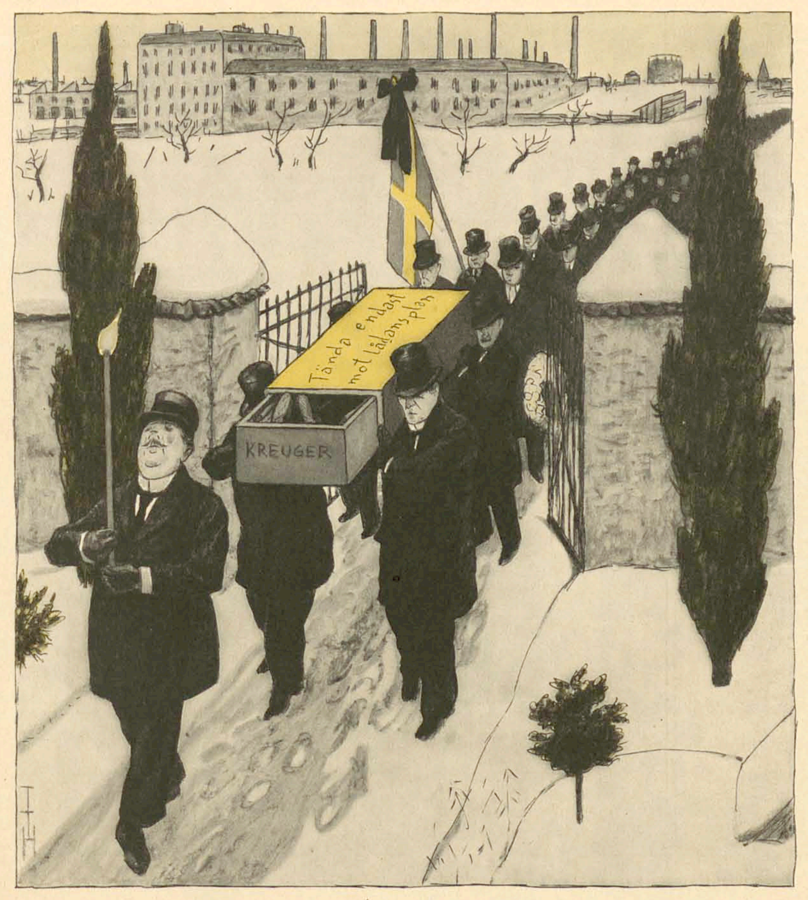
Was sich Erich vorgestellt,
ward durch seinen Willen Faktum.
Huldigend liegt alle Welt
vor Mathildens Geistes-Magdtum.

Eins nur ist's, was Zweifel schafft
und wo ein Bedenken waltet:
die „Kritik der Urteilskraft"
blieb, so scheint es, ausgeschaltet.

Ratatöskr

Angsttraum eines Zündholzmagnaten

(Th. Th. Heine)



„— — — und das ewige Zündholz leuchte ihm heim!"

und ergriff während des Tanzens kleine Gegenstände, wie Kämme, Bürsten, Flakons und dergleichen, die sie in wollüstiger Raserei umherschleuderte. Und plötzlich, einen markdurchbohrenden Schrei ausstoßend, sprang sie aus dem Zimmer und versperrte von außen die Türe.

Fräulein Mundassi war gerettet, dem Bereich des Mörders entrückt. Ihr Atem flog, ihre Gedanken überstürzten sich.

Der mit dem Briefbeschwerer aber kam jetzt gleichfalls in Bewegung. Er kroch unter dem Bette hervor und exekutierte zunächst in höchster Eile ein paar gymnastische Übungen, um das Ameisenkribbeln loszuwerden. Nach Erledigung dieses notwendigen Pensums gewann er mit zwei Schritten das Fenster und sprang, das leidige Abenteuer in Grund und Boden verwünschend, in den Garten hinaus. Dann lief er, so weit ihn seine Beine tragen konnten. —

Mittlerweile telephonierte Fräulein Mundassi an die Polizei. Ihr Mädchen, ältlich wie sie und gleichfalls in dürftiger Umhüllung, stand schluchzend an ihrer Seite und konnte nicht fassen, was geschehen war.

Berliner Brief

Die Spielzeit 1930/31 dürfte das schwarze Jahr der Berliner Bühnenleiter werden —: nach dem jüngst verblichenen Saltenburg ist nun auch der Revuekönig Haller zur Strecke gebracht worden. Und kaum ist der hübsche Ausspruch des Direktors Zickel bekannt geworden, er hoffe, daß die Berliner Theater-Pleite nun in der Reihenfolge des Alphabets weitergehen möge, als schon ein Blatt die Nachricht bringt, Aufricht und Barnowsky hätten ihre Wagen verkauft. Dafür ist Herr Legal nun legaler Herr über das Defizit der staatlichen Bühnen geworden, das durch die von Herrn Jeßner zusammengestrichene „Jungfrau von Orleans" sicherlich eine Vermehrung erfahren wird.

Der von der Filmprüfstelle zuerst verbotene Film „1914" ist nun freigegeben, und zwar auch für Jugendliche — letzteres wahrscheinlich, um den Nazis Gegenmaßnahmen zu erleichtern.

Die Neujahrs-Enzyklika des Papstes gegen die Kameradschaftsehe und sonstige außereheliche Betätigung und für reichen Kindersegen, ungeachtet wirtschaftlicher oder gesundheitlicher Bedenken, hat — insbesondere in Berlin WW — wie eine Eis-

Micky-Maus

(Karl Arnold)



„Unerhört, dieses Biest stellt unser aller Prominenz in den Schatten!"

bombe eingeschlagen. Man trägt nur noch Treue und Fruchtbarkeit. Unter dem Protektorat der beliebtesten Frauenärzte hat sich in Dahlem ein „Verein gegen die laxe Anwendung des § 218" gebildet, der einen Werbefilm für Mutterglück unter dem Titel „Das siebente Kind" vorbereitet, Hauptrolle: Hans Albers. In der Redaktion des „8-Uhr-Abendblattes" schwankt man noch, ob man die „goldene Zange der Mutterschaft" wettbewerblich ausbieten soll oder das „brokatene Cape der guten Hoffnung".

Der Trieb zu einer Rückkehr zur „guten alten Zeit" ist allenthalben fühlbar. Auch Herr Schacht — Ende 1924 als demokratischer Wahlredner noch braver Erfüllungspolitiker — erklärt nun, „daß mit den Reparationen Schluß gemacht werden müsse". Dieser Ansicht bin ich auch, wie ich allgemein gegen das Bezahlen von Schulden bin, die ich, wie Steuerschulden, eigentlich nicht als Schulden ansehen kann. „Es wird uns nicht besser gehen, bevor wir nicht unser Schicksal selbst in die Hand nehmen." Bravo! Obwohl Schicksal eigentlich etwas ist, was man nicht in die Hand nehmen kann. Genau so richtig sagte er 1924 als Wahlredner: „Die Politik des Maulheldentums ist eine unnationale Politik." Aber Schacht war ja immer so, wie er heute ist: den steifen Zehn-Zentimeter-Kragen trug er auch als Demokrat — — —

Mit der Getränkesteuer ist es Essig. Den Kognak bestellen die Leute im Lokal und trinken ihn vor der Tür, womit er, da nicht im Lokal genossen, steuerfrei ist; den Eiskaffee bestellt man hartgefroren, da er dann als Eis gilt, und statt Kaffee bestellt man Milch mit einem Schuß Kaffee — mit einem recht großen Schuß, bitte! Da kann das Finanzamt nichts machen.

Wäre noch die Affäre Max Schmeling zu erwähnen. Aber da dann dieser Brief wegen „Schädigung des deutschen Ansehens im Ausland" verboten werden könnte, tue ich es lieber nicht.

Kaki

Vom Tage

Am Sonntag fuhr ich mit dem Innsbrucker Zug nach München. An einer bayrischen Station stieg ein Trupp junger Burschen ein, ganz junger Burschen, halber Kinder, die sogleich den Wagen „in Schach hielten". Es war genau wie bei den jetzt so beliebten Banküberfällen — nur daß es nicht hieß: „Hände hoch oder wir schießen!", sondern: „Nicht gemuckst — wir singen!".

Und sie sangen — zwanzig Gesänge nacheinander, die von Blut nur so dampften. Eine Wendung habe ich mir notiert:

„Und die Fahne flattert stolz im Wind,
Wenn das Judenblut vom Säbel rinnt."

Auf diese anmutige Art verschaffen die um die Hebung des Fremdenverkehrs besorgten bayrischen Behörden den Juden, die gegen Barzahlung ihre Institutionen benutzen, eine Gratisunterhaltung, die zweifellos geeignet ist, das Unternehmen weiter zu empfehlen.

Trübe Erfahrung

(E. Thöny)



„Vorsicht, Kleine, Sie werden mit dieser lockeren Bindung Ihren Ski verlieren!“ —
„Ach was, ich habe durch 'ne lockere Bindung schon ganz andere Dinge verloren.“

Faschíng mit Würde

(Karl Arnold)



„Nehmense wenigstens die Pappneese von's Jesicht, Mann! Sie setzen sich bloß politischen Differenzen aus!"

Ein Knigge für Bettler

Ins Kaffeehaus kam ein Mann, ging wortlos von Tisch zu Tisch und legte überallhin, mit einer leise bittenden Bewegung, eine Karte. Auf jeder solchen Karte stand in peinlich sauberer Schrift: „Ehemaliger Buchhalter, seit 3 Jahren postenlos, soll mit Frau und 2 Kindern ohne irgendwelche Unterstützung leben, bittet Menschenfreunde um eine kleine Gabe." Am Tisch nebenan saß ein Ehepaar, Leute „vom Grund", wie man das in Wien nennt. Der Mann las die Karte, griff mechanisch in die Westentasche und nahm, weil ja der Wiener bekanntlich ein gar goldenes Herz hat, ein Nickelstück heraus. Eben kam der postenlose Buchhalter, nachdem er das ganze Lokal durchquert hatte, absammelnd zurück. Der Mann mit dem Nickelstück streckte ihm dieses hin und sah dabei dem Bittsteller recht ungefähr ins Gesicht; im gleichen Augenblick aber schob er die Münze wieder in die Tasche zurück und wandte sich empört an seine dickliche Gattin: „Hörst! Schau' dir den an! Dös will a Bettler sein? Der is ja ganz tadellos rasiert!!" —

Darum wird hiemit für einen Spezial-Knigge plädiert, Ausgabe für Bettler. Denn es gehört durchaus nur zum richtigen Benehmen eines pflichtbewußten Bettlers, daß er den Normalmenschen für dessen Geld auch wirklich mit dem entsprechend erbarmungswürdigen Anblick bedient. Kat.

Stuttgart, 2. Februar 1931 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 45

SIMPLICISSIMUS

FASCHING



Der Leichtsinnige / Von Peter Scher

„Hoch das Glas — ein muffiger Igel,
wer es trüber nimmt als wir —
morgen kommt mit seinem Siegel
der Gerichtsvollzieh'r.

Pappt er auch den Piepmatz morgen
an den Frack und sonstwo hin —
heut soll noch Verschiednes vorgehn,
weil ich lustig bin!

Komm, wir wolln uns nicht ergeben,
laß uns nur noch einmal so
wie Minister Dietrich leben:
Optime — en gros!“



Das Festkomitee — *Ingrid Sieck*

Tragischer Karneval / Von Cami

I. Bild

Unter Liebenden

(Die Bühne stellt ein Schlafzimmer vor)

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Mein Mann ist verreist. Ich erwarte meinen Geliebten, der mich auf den Maskenball führen soll.

Der geliebte Toreador (tritt ein): Geliebte Frau, die ihren Mann betrügt, hier bin ich, wie verabredet, als Toreador verkleidet! Wir werden gemeinsam einen unvergeßlichen Tag verleben!

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Oh! Wie schön bist du in deinem Kostüm aus Gold und Seide! Dein Kneifer und dein Spitzbart geben dem Ganzen eine eigenartige Vornehmheit. Während ich mich als Andalusierin verkleide, sing mir eines der erregenden Lieder, Geliebter, wie man sie in den schönen Ländern singt, deren Gewänder wir tragen . . .

Der geliebte Toreador (singt mit warmer Stimme):

Kennt ihr die schöne Carmencita?
Alza!
Mit Augen, wie Kohle so schwarz!
Alzarz!
Sie liebt einen Toreador!
Alzor!
Den berühmten Concombrita!
Alza!
Eines Tages vor der Corrida
Alza!
Bot die Frau ihrem Toreador
Alzor!
Eine schwarze, lange Wimper
Alzimper!
Zum Gedenken für Ewigkeit!
Alzeit!
Concombrita auf der Plazza
Alza!
Ist mitten im Kampf mit dem Stier
Alzir!
Da plötzlich ein furchtbarer Schrei!
Alzei!
Die Hörner stracks in seinen Leib!
Alzeib!
Doch die Wimper der Carmencita
Alza!
Die an seinem Herzen er trug!
Alzug!
Fing auf den furchtbaren Stoß!
Alzoß!
Und rettete die Prima Spada!
Alza!

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Wie dieses Lied mich tief verwirrt! Aber verlieren wir keine Zeit! Ich werfe mir kokett die Mantilla um die Schultern. Und jetzt müssen wir nur noch den Garten durchschreiten, um das Haus zu verlassen und uns zu dem Maskenfest zu begeben! Gehen wir!

II. Bild

Die Gattenehre

(Die Bühne stellt den Garten vor)

Der geliebte Toreador: Eng umschlungen schreiten wir zur Gartenpforte. Aber horch! Welch ein Geräusch?!

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Es ist das Brausen des Windes in den Bäumen des Gartens.

Der geliebte Toreador: Nein, nein, das ist es nicht! Es ist nicht das Brausen des Windes . . . Das ist das Brüllen eines Stieres . . .

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Ich habe Angst! Ich habe Angst!

Der geliebte Toreador: Furchtbarer Anblick! Schau! Da, hinter dem Gebüsch der Kopf eines Stieres! Aber was sehe ich, es ist kein wirklicher Stier. Es ist ein Mann, der einen Stierkopf als Faschingsmaske aufgesetzt hat . . .

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Himmel! Das ist mein Mann! Ich erkenne ihn an seinem braunen Anzug und an seinen Hausschuhen! Wir sind verloren!

Der Gatte mit dem Stierkopf aus Papiermaché (stößt ein furchtbares Gebrüll aus): Ja, ich bin es! Ich bin gekommen, um meine Ehre zu rächen! Vor einiger Zeit hatte ich einen Brief Ihres Geliebten aufgefangen, Madame! Und aus dem Brief ersah ich, daß Sie planten, sich und Ihren Geliebten für diesen Faschingstag als Andalusierin und Toreador zu verkleiden. Mein Racheplan war gefaßt! Ich machte eigens die Reise nach Spanien, um in der Arena zu studieren, wie die Stiere

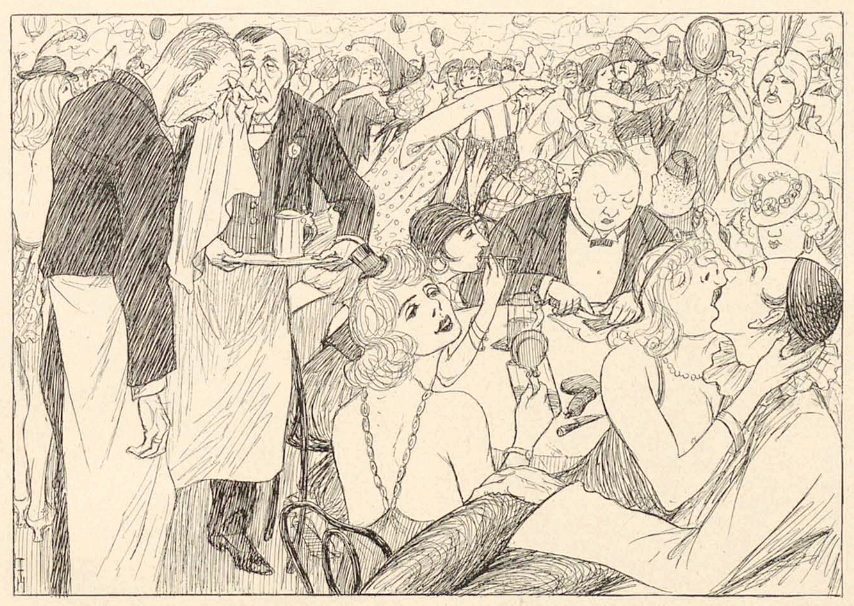
Gutachten *(Kurt Werth)*



„Nun, Betty, wie kleidet mich das Dompteusen-Kostüm?" — „Als Löwe hätt' i Angst davor, als Mann aber tat' i sag'n: Ziahg di ganz aus!'"

Folgen des Youngplanes

(Th. Th. Heine)



„So a Elend: Bier saufen auf 'm Bal paré und Leberkäs aus 'm Papier fressen — dös sollt' man photographieren und dem Völkerbund zeigen!"

ihre Angreifer mit den Hörnern anrennen. Zurückgekehrt, kaufte ich mir den Stierkopf aus Papiermaché, der jetzt mein Gesicht bedeckt, und übte mich heimlich darin, Auslagspuppen mit meinen Hörnern den Bauch aufzuschlitzen. Denn, lassen Sie es sich gesagt sein, Herr Toreador, die Hörner, mit denen ich so frei sein werde, Sie zu durchbohren, sind echt!

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Oh! Welch grausame Rache! Erbarmen!

Der Gatte mit dem Stierkopf aus Papiermaché: Kein Erbarmen! Los! Schöner Toreador! Jetzt trotze ohne zu zittern der Wut des Stieres!

Die Frau, die ihren Mann betrügt: Setz' dich zur Wehr, teurer Geliebter! Schau: mein Mann scharrt wie ein wütender Stier mit den Füßen im Sande! Er bereitet sich zum Sprung!!! Er springt! O Graus!!!

Der geliebte Toreador (wird von einem furchtbaren Hornstoß in die Luft geschleudert): Ich sterbe!

Der Gatte mit dem Stierkopf aus Papiermaché (fängt ihn mit seinen Hörnern auf): Ich bin gerächt! (Er brüllt befriedigt.)

Die Frau, die ihren Mann betrügt (plötzlich wahnsinnig geworden): Oh! Die Hörner! Die Hörner des Gatten sind rot! (Sie singt mit irrer Stimme:)

Kennt ihr die schöne Carmencita?
Alza!
Sie liebt einen Toreador! . . .

Der Gatte mit dem Stierkopf aus Papiermaché (mit düsterer Stimme): Das war sein Tod!

(Vorhang.)

Fasching ohne Auswüchse

Vertrauen in die ausländische Kapitalkraft

Ford war jetzt zum Fasching in München. Inkognito natürlich. Diesmal galt sein Besuch nicht dem Deutschen Museum und Exzellenz von Miller, sondern — — —? Sondern dem Fasching. Maschkera und Frassäh waren die Studienobjekte. Aber trotz allerstrengstem Inkognito war doch etwas von seiner Anwesenheit ruchbar geworden. Und als er da in einem hellblauen Domino am Tisch saß, gesellte sich eine stramme Bajadere zu ihm und sagte schelmisch: „Gell, Sö san der Ford?"

„Oh no!" entgegnete er würdevoll.

„Machens doch koani Ausredn!" lächelte sie unbeirrt. „Wann S' net zugebn woin, daß Sie der Ford san, nacha loß i's auskemma unter dö ganzn Leit herum . . ."

„Oh!" machte er entsetzt.

„Oiso, Sö san der Ford?"

„Oh yes!" gab er endlich zu.

Da kuschelte sie sich dichter an ihn heran und flüsterte aufgeregt: „Sogen S', is dees wirkli woahr, wos d' Leit sogn, hamm S' wirkli so sündhaft vül Göld?"

„Oh yes!" nickte er bedeutungsvoll.

„Dann kennan S' mir aach an großn Gefoin tun?" fragte sie schüchtern.

„Oh yes. Uos uollen you, my dear?"

„Kaafen S' mir an Paar Weißwürscht . . ."

Lebenslänglich

Der Mensch kann sich nicht immer so ertragen,
wie er von Gott nun mal geschaffen ist –
sei es als Aufsichtsrat mit eignem Wagen,
sei es als Lehrer oder Postdirektor,
Buchhalterin, Versicherungsinspektor,
sei es als abgebauter Hilfskanzlist –
Er hat vielmehr das heftige Bestreben,
sich manchmal anders, als er ist, zu geben.

Die Näherin wird zur Bajadere,
zum Cowboy wird der Sekretär,
die Milchmaid kommt als Colombine,
ein Rechtsanwalt als Micky-Maus,
das Fräulein von der Schreibmaschine
zieht sich als Odaliske aus.
Zum Charlie Chaplin wird der Lehrer,
zum Kapitän der Schornsteinkehrer,
der Bäckermeister wird Torero,
und seine Gattin kommt als Hero . . .

Und doch, trotz Maske, Kleid und falscher Nase
— die nur nach Leim riecht und nach faulen Fischen —
trotz alkoholbefeuerter Ekstase — :
das andre Leben läßt sich nicht erwischen.
Du bleibst, auch wenn dir's noch so schmerzlich ist,
sogar im Fasching immer, der du bist!

Hans Seiffert

Die Enttäuschung

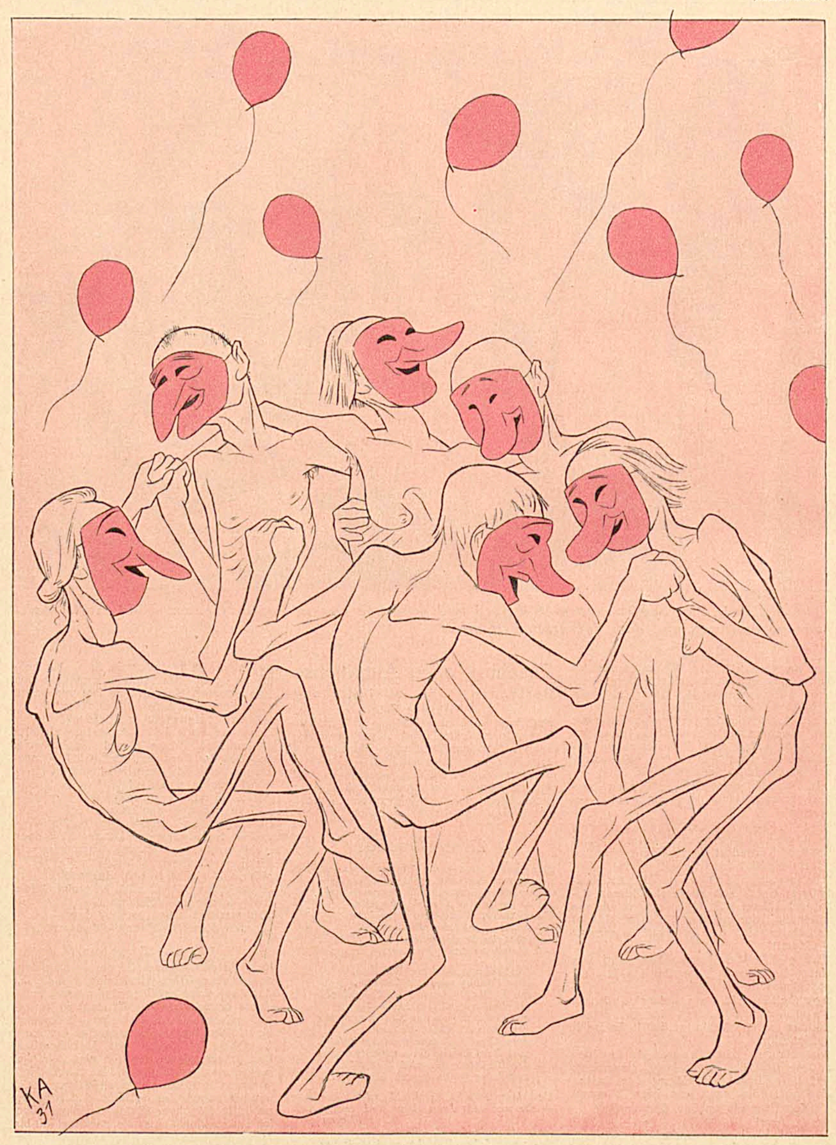
Mein junger Freund Eduard, ein leidenschaftlicher Tänzer, bat mich neulich, ihn doch auf einen richtigen Ball mitzunehmen, damit er seine in der Tanzschule erworbenen Kenntnisse endlich einmal im Rahmen eines Faschingsfestes verwerten könne.

So führte ich Eduard auf den Jägerball. Und er engagierte sogleich eine hübsche junge Dame und tanzte mit ihr, unermüdlich, von neun Uhr abends bis nach Mitternacht. Endlich gegen eins erklärte das total erschöpfte Mädchen: „Seien Sie nicht böse, ich kann wirklich nicht mehr weiter! Ich bin schon todmüde und habe solchen Hunger und Durst . . .!"

„A! So eine sind Sie?!!" brummte Eduard, zutiefst enttäuscht, und verließ sie zur selbigen Stunde.

Die große Frassäh

(Karl Arnold)



Der Armenball findet diesmal als Nationalfest statt.

Faschingskalkulation 1931 *(Jeanne Mammen)*



„Siehste, Thilde, nu im Nachthemd zuhaus, und wa wären um zwo Emm fuffzig glücklicher!“

Der teuere Karneval

„Teuer is so'n Berliner Karnevalsball — einfach untragbar!“ seufzte der Maler Schorsch Findeisen, als er abends mit ziemlich verwelktem Gesicht im „Romanischen“ saß. „Allein der Eintritt kostet schon zehn bis zwölf Mark!“

„Warum mußt du auf so teure Bälle gehen?“

„Kann ich nein sagen, wenn mir der dicke Bamberger die Karte schenkt? Wo der Mann schon ein Bild und drei Aquarelle von mir gekauft hat? Aber wenn man so alles zusammenrechnet —: zuerst das Auto . . .“

„Ich denke, der Ball war im ‚Kaiserhof‘ — da hättest du doch mit der U-Bahn fahren können!“

„Warum denn, wenn mich Dr. Veit mit seinem neuen Sechzehn-Zylinder abholt? Und dann die Garderobe — das wäre wieder eine Mark gewesen, wenn ich nicht zum Glück kein kleines Geld zur Hand gehabt hätte — Aber das sind ja Kleinigkeiten! Wenn man schon mal da ist, kann man schließlich nicht bei einer Zitronenlimonade den ganzen Abend sitzen. Und was da so an Sekt konsumiert wird!“

„Ein kluger Mann angelt sich ein nettes Mädchen, trinkt mit ihr einen Cocktail an der Bar und verdrückt sich dann mit ihr auf die Knutsch-Treppen!“

„Aber Mensch, ich saß doch zuerst bei Bambergers in der Loge und dann bei Generaldirektor Höfer. Die Berge von Pullen hättest du sehen müssen!“

„Und du hast mit repartiert?“

„Verrückt?? Aber dann wollte die kleine Höfer unbedingt mit mir zur Tombola. Das Los drei Mark! Und zehn hab' ich nehmen müssen!“

„Verflucht!“

„Gottlob hatte mir der Alte vorher, als er das hörte, heimlich einen Fünfzigmarkschein zu gelegentlicher Verrechnung auf ein Bild in die Hand gedrückt.“

„Und gewonnen hast du nischt?“

„Nur 'ne kleine goldene Armbanduhr und eine zehntägige Nordlandreise im Juni. Aber dann wollte sich die Kleine mit mir photographieren lassen — natürlich nicht im Photomaton, sondern richtig in Kabinettgröße — macht pro Bild fünf Mark!“

„Immerhin hattest du noch zehn Mark Schmu gemacht —!“

„Wieso zehn Mark? Man braucht doch nur ein Bild anzuzahlen — und die Kleine wollte nicht, daß ich das für sie auslegte. Die anderen fünf Mark werden durch Nachnahme erhoben, wenn die Bilder zugeschickt werden.“

„Also nur fünf Mark — — —“

„Glaubst du, ich gebe fünf Mark aus für so'n dämliches Bild? Nee, mein Lieber, da hab' ich dem Photographen doch lieber heimlich eine falsche Adresse gegeben!“

„Bleibt also doch höchstens das Auto nach Hause!“

„Nach Hause? Nachher bin ich doch mit Bambergers zu Schwannecke und dann mit Höfers zum Künstlereck und schließlich mit Dr. Veit zu Papa Bender. Der alte Höfer war schließlich so blau, daß ich den Auftrag, seine Frau zu malen, mit zweitausend perfekt machen konnte.“

„Und da jammerst du, daß die Berliner Bälle so teuer wären?!“

„Etwa nich? Was glaubst du, was Bambergers, Höfers und Dr. Veit der Abend gekostet hat??“

Kaki

Berliner Ballgespräche 1931

„Hamse die Freundin von Direktor Buxbaum jesehn? Und wat die wieder für'n Kleid anhat? Die ahnt woll ooch nich, daß bei dem die Pleite vor der Tür steht!“

„Wieso? Die sieht doch aus, als ob se sich als Offenbarungseid kostümiert hätte!“

•

„Wenn man so'n Fest sieht — und denkt an die vielen Arbeitslosen . . .“

„Nich wahr? Die ham's jut — die brauchen nich zu repräsentieren, damit man nich merkt, dasse nischt ham!“

•

„Trostlos zu sehen, wie da auf allen Tischen zehn Flaschen Fachinger um eine leere Sektpulle stehen!“

„Warum? Is doch nur'n Zeichen, daß die Leute sich jesund machen wollen!“

•

„Wat, Fräulein, zwo Emmchen wollense pro Stück für die Rosen?!“

„Sind doch langstielig!“

„Langstielig sind wa selba!“

Legitimierung *(Kurt Werth)*



„Wat, Siegfried heißense? Nee, Leute mit so' nem jüdischen Vornamen können wa uff unserm Jermanenfest nicht dulden!"

Maskenball und Faschingsvarieté im Reichstag / Von Kat.

Die deutschen Humoristen — sie haben sich neuestens in einem e. V. organisiert — veranstalteten in den Räumen des Reichstags einen glanzvollen Maskenball, den man wohl als Höhepunkt der heurigen Faschingssaison ansprechen darf. Zunächst wurden die gelungensten Masken prämiiert, wobei als Gutpunkte für die Jury Überraschungseffekt und Verstellungsfähigkeit galten. Die Preise erhielten: Goebbels in der Maske eines Ariers, Brüning (als Demokrat), Curtius (als Staatsmann), ein Herr vom Leipziger Senat (als Richter), Hugenberg (als Volksvertreter), Hermann Müller (als Arbeiterführer) und die Kollektivgruppe Deutschland (als Republik).
Ohne Pause folgte ein Stegreifvarieté. Herr Löbe führte seine 107 in Freiheit dressierten Hakenkreuzler vor, Herr Breitscheid erfreute die illustren Gäste mit seinem Fußspitzentanz nach Genfer Manier, Herr Heines konferierte über Freuden und Leiden eines Fememörders, Herr Severing tanzte mit seinen Boys eine Schupolka, Herr Brüning bot einen meisterlichen Kraftakt und hob sich allerdings beim Stemmen mit dem Artikel 48 einen Verfassungsbruch, Herr Dingeldey ließ sich als Meisterjongleur ein Hakenkreuz auf der Nase tanzen, Herr Kaas entzückte mit einer sensationellen Leistung: er sang zweistimmig die Wacht am Rhein, Herr Dietrich brachte mit einer famosen Illusionsnummer die Arbeitslosigkeit zum Verschwinden, Herr Frick erwies sich als blendendes Gedächtnisphänomen und rezitierte auswendig die militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrages, Herr Hitler produzierte seinen berühmten Tanz ums goldene Kalb, zu dessen Darstellung sich Herr v. Stauß liebenswürdig bereitfand, Herr Drewitz entzückte als Tierstimmenimitator und erntete den größten Beifall mit einer verblüffenden Kopie Gregor Strassers.
Die anwesenden Vertreter von Kunst und Wissenschaft revanchierten sich dankbar für die Grenzübertretung, die von den Herren der Politik in ihr Gebiet hinüber begangen worden war. Professor Einstein wies lichtvoll die Relativität des Raumes dar, ohne den das deutsche Volk vegetieren müsse; Herr Vollmoeller extemporierte ein Preissenkungsmirakel, das Professor Reinhardt, ein Meister des substratlosen Theaters, an Ort und Stelle in Szene setzte; Herr Pallenberg ließ, da im Saale weit und breit keine Köpfe aufzutreiben waren, das R rollen; Herr Rastelli führte mit seiner berühmten Kunstfertigkeit die Regierungspolitik vor; Herr Hindemith vertonte, inmitten des Festtreibens, das Protokoll der letzten Reichstagssitzung; Herr George Grosz zeichnete auf die Dekolletés jener Damen, die des Verkehrs mit Juden verdächtig waren, kunstvoll das jüngst dafür geforderte Schandmal; Herr Richard Tauber mußte leider nach den ersten Takten des „Scholz dreht die Fahne Schwarzrotgold" seinen Vortrag abbrechen, weil er sich in angegriffener, also — wie der konferierende Herr Kat meinte — in Weimarer Verfassung befand; dafür enthusiasmierte Herr Bölsche das Publikum mit einem Stegreifvortrag über das Liebesleben in der Politik.
Um Mitternacht wurde in bester Laune der dritte Reichskanzler gewählt. Die Wahl fiel auf den Saaldiener Meier IV, der den Ulk gefaßt und mit viel Humor über sich ergehen ließ. In den Morgenstunden ging das Fest, da man ja so schön beisammen war, gleich in die ordentliche Sitzung des Reichstages über.

Heil Fasching!

Jetzt aufgedraht und losgefeiert!
Jetzt muß wieder Fasching her!
Jetzt Frohsinn gemüllert oder gemeiert
und Dampf in den Fremdenverkehr!

Jetzt braucht's einen feschen Prinz Karneval
für die herzige Münchner Stadt.
Erinnern wir uns für dieses Mal,
daß sie längst einen zünftigen hat!

Den Hitler Adolf! — unbedingt!
Der hat den Sinn für Kostüm,
und wie man launige Reden schwingt,
darin gleicht keiner ihm.

Die Diktatur, die er sich erstrebt,
sie sei ihm nicht länger verweigert.
Wenn das Hakenkreuz am Saal-Plafond klebt,
wird der Fasching zum Kultus gesteigert.

Walther C. F. Lierke

Kokotte im Fasching / Von Berndt Lembeck

Jetzt hilft mir nichts die zentrale Lage
und daß meine Bude elegant möbliert . . .
Es sind für mich Saure-Gurken-Tage,
wo jede Frau sich emanzipiert . . .

Ich rivalisier' nicht in Bars und Dielen
mit diesem unlautern Wettbewerb,
im Gegenteil — — — unter all den vielen
tue ich meistens, als wäre ich herb . . .
Den Schampus lass' ich mir zwar bezahlen,
doch bin ich naiv dabei, wie ein Kind . . .
Nun kann ich doch auch mal mit Sitte prahlen,
wie die andern, die jetzt so billig sind . . .

Ja . . . neulich — doch nicht, wo die Pfropfen knallen —
irgendwo hinter verschlossener Tür,
ließ ich launisch die Larve fallen
und fragte auch nicht: „Was schenkst du dafür?" . . .
Das waren ein paar amüsante Stunden — — —
ich weiß nicht . . . er hat mich ganz toll gemacht . . .
Doch . . . nachher, als ich mich wiedergefunden,
habe ich über mich selbst gelacht . . .

Ich nähre grundsätzlich kein nutzloses Hoffen!
Nein . . . für mich hat der Fasching gar keinen Sinn — — —
Die Kerle, die zahlen, sind immer besoffen,
und das hasse ich, wenn ich auch sonst nicht so bin . . .

Kleine Faschingsgeschichten

Der Garderobier

Das republikanische Wien hat die alten höfischen Ballgepflogenheiten radikal über Bord geworfen. So sind Claque und Stock, die traditionellen Begleiter des vornehmen Ballbesuchers, heutzutage in den Wiener Ballsälen kaum mehr zu sehen.
Neulich nun erschien der deutsche Gesandte Graf Lerchenfeld auf dem Corcordiaball, dem Faschingsfest der Wiener Journalisten. Er gab seinen kostbaren Pelzmantel in der Garderobe ab und stand da, in Frack, Claque und Lack, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.
Da bemerkte der Obergarderobier höchst mißfällig zu einem seiner Kollegen: „Host scho so an Schmutzian g'sehn? Der mag net amal sein' Huat und sein' Stöckerl hergeb'n, damit er den Schülling Gardrobgebühr dersport!"

Die ersten Zweifel

Sie hatten einander am Ball gefunden. Eduard und Elfriede. „Die oder keine!" fühlte Eduard, als er Elfriede erblickte. „Der oder keiner!" empfand Elfriede tief im klopfenden Herzen, als Eduard sie zum Tanz aufforderte. Und dann tanzten sie ein wenig, und dann saßen sie in einer dem Trubel entrückten Loge und herzten und küßten einander. Stundenlang.
Endlich ging das schöne Ballfest zu Ende. „Bleib' hier im warmen Saal, mein Schatz, damit du dich nicht erkühlst", flötete Eduard, „ich hol' dir deinen Mantel aus der Garderobe."
„Ach nein, Liebster!" protestierte Elfriede, „ich komme lieber mit, sooo gut kenn' ich dich denn doch noch nicht!" Salpeter

Faschings-Refrain 1931 *(R. Matouschek)*



„Wa sparen an Stoff zu unserem Kleide,
wa sparen an Strümpen, Wäsche und Seide,
nur an der Haut, da sparen wa nich,
für Männer, für Kenner, für Kava-lie-re."

Farb-, licht- und kußecht . . . / Von Valerie

Sie wissen wirklich nicht, warum der Maler Lohhoff sich damals scheiden ließ? Ja, das ist seine ehemalige Frau, die eben vorüberging — schöne Figur, o ja, das kann man wohl sagen — — — Warum ich lache? Das gehört schon zu der Scheidungsgeschichte, die übrigens jeder kennt, der damals in München lebte: zu einer Zeit, wo die Mode vom Körper einer gutgewachsenen Frau wenig sehen ließ, Beine zum Beispiel waren im Fasching eine große Überraschung — manchmal sogar eine angenehme. In Künstlerkreisen war man dann allerdings bei Festen recht freigebig, im allgemeinen mit Geschmack. Aber die schlichte Devise: Zieh'n wir uns aus und machen wir a Fest — — — hatte schon einige Berechtigung, besonders bei den ganz Jungen und wenig Begüterten. Da wurden Bettücher dekorativ drapiert, Schals gesteckt und jedes Material bis zum Putzlumpen malerisch verwendet. Und wenn wenig Material da war — dann war man eben gut gewachsen! Frau Lohhoff hat jetzt ihren Typ gefunden; damals galt sie kaum für hübsch, war schlecht frisiert, unvorteilhaft angezogen, Haut, Haare, Augen farblos und matt. Aber bei den ersten Faschingsfesten erregte sie Sensation. Sie hatte einen ganz kühnen Geschmack; sie zog sich an — wenn der Ausdruck gestattet ist — wie die Figurantinnen bei den großen Revuen heutzutage. Großer Reifrock — aber durchsichtig und ohne daß die weiten Paniers auf einem Röckchen zusammentrafen, das fehlte eben. Bei einem orientalischen Fest erschien sie verschleiert, mit weiten Hosen — aus Chiffon — und etwas Schmuck — sah aber wunderbar aus. Der Mann half ihr beim Zusammenstellen ihrer Kostüme und schien sich über ihre Erfolge sehr zu freuen.

Auf einem solchen Fest unterhält sich ja jeder für sich; in dem Zimmer mit den Matratzen, das damals nirgends fehlen durfte, war es so magisch beleuchtet, daß man seinen Nachbar nicht erkannte — und morgens traf man sich zum Weißwürste-Essen wieder. Frau Milli hatte ihre Faschingsflirts, das war vom ersten Fest an zu merken, manchmal blieb es bei dem einen, manchmal wurde gewechselt — aber das war ja überall so . . .

In diesem Winter, den ich meine, schien sie einen Tänzer dauernd zu begünstigen; es war ein hübscher Kerl — noch ganz jung — und sehr verliebt in sie. Er hatte sie übrigens nur auf Faschingsfesten gesehen, also von ihren besten Seiten. Zu einem Atelierfest, an dem er als schneeweißer Beduine erschienen war, — kam Frau Milli — sehr spät wie gewöhnlich — in einen dünnen golddurchwirkten Mantel gewickelt mit einem phantastischen Kopfputz angetan, wunderbar geschminkt und sehr verlockend. Aber selbst den abgebrühtesten Schwabingern stockte der Atem, als sie zum Tanzen den Mantel abwarf. Sie war fast nackt, von Schmuck und Höschen abgesehen, wirkte aber vollkommen bekleidet, denn ihr Mann hatte sie bemalt. Ob er Südsee-Tätowierungen oder ägyptische Fresken vor Augen gehabt hatte, oder ob er schon vorher beschwipst gewesen war — — — jedenfalls war es ungewöhnlich gelungen, und sie sah wunderbar aus.

Die Männer bekamen glasige Augen, und die Frauen wurden etwas nervös. Aber man war nicht umsonst unter Künstlern; es war das schönste Kostüm und wurde prämiiert. — Milli mußte mit einer Lotosblume auf einem improvisierten Altar sitzen, und alles huldigte ihr — es war ein großer Erfolg. Das Fest war überhaupt sehr gelungen, lustig und gut arrangiert — man merkte gar nicht, wie die Zeit verging, bis es hieß: „Weißwurst!" Uralte Tradition! Und so versunken kann ein Pärchen nicht sein, daß es diesen Ruf überhört. Man drängte sich um die große Schüssel, lachte, machte Witze — da fragte plötzlich jemand: „Wo ist Milli?" — War es Lohhoff oder ein harmloser Unglücklicher? Das wird nie herauskommen . . . Jedenfalls wurde Milli vermißt und die Suche nach ihr aufgenommen, alles im Scherz. Schließlich kam sie denn auch an, mit dem phantastischen Kopfputz über frisch gemaltem Gesicht, eng eingewickelt in ihren golddurchwirkten Schal. Sie wurde geneckt, erklärte müde gewesen zu sein und sich ausgeruht zu haben. Man fütterte sie, da sie die Arme nicht aus dem Umhang herauswickeln wollte. Dann erschien mit geblendeten Augen — offenbar direkt aus dem Matratzenzimmer — unser junger Beduine, schritt durch den hellbeleuchteten Raum auf die Weißwurstessenden zu — Da sagte plötzlich Lohhoffs Stimme: „Milli, ist dir nicht zu heiß? Nimm doch den Schal ab!" Milli schüttelte den Kopfputz. Lohhoff nahm sie beim Arm, und der Mantel fiel! Die Fresken hatten sich nicht gehalten — aber schon gar nicht! Jahrhunderte schienen vergangen zu sein, seit die Farben neu und prächtig gestrahlt hatten — fast nichts davon war geblieben. Man hätte gern gelacht, aber Lohhoff sah etwas gefährlich aus, sah von ihr mit einem Blick zu dem Beduinen — der war offenbar in den Wüstensand geraten mit seinem einst schneeweißen Burnus — und hatte es gar nicht gemerkt.

Ja, die Meinungen waren sehr verschieden, als die drei gegangen waren. Die gute kleine Zenzi sagte empört: „Hätte der Hanswurst nicht haltbare Farben nehmen können!" — worauf ihre Freundin philosophisch fortsetzte: „Schneeweiß ist gar kein Kostüm für'n Fasching . . ." Es gab ein paar Männer, die Lohhoffs Idee für großartig hielten — und für beabsichtigt . . .

Ob sie den Beduinen geheiratet hat? Nein, natürlich nicht. — Ihr jetziger Mann ist Konservenfabrikant — aber ich glaube nicht, daß er ihr schon einmal ein Kostüm entworfen hat . . .

Sensation im Berliner Karneval

Von Karl Kinndt

Es war wie immer in Berlin: man stand herum —
die Herren blickten frech-taxierend auf die Damen —
nur manchmal ging ein Flüstern durch das Publikum:
man nannte einen prominenten Bühnen-Namen.

Die Jazzband feierte vergnügt ihr Bacchanal,
jedoch die Tänzer blickten sachlich-streng und blöde —
Man sprach von Pleite, Freitod, Börse und Skandal —:
es war wie immer in Berlin — mondän und öde — —

Doch kurz nach eins entstand mit einemmal
was wie Bewegung in der freudelosen Menge,
denn man trug einen Mann, der tot war, aus dem Saal —:
hei, war das plötzlich ein Geschubse und Gedränge!

Phantastische Gerüchte wurden kolportiert,
bis dann der Tatbestand durch alle Säle wellte:
ein alter Ober wurde jäh vom Schlag gerührt,
als sich ein Gast die zweite Flasche Sekt bestellte — — —



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Loin du bal

(E. Thöny)



„Wart' a bißl. I muaß mei'm Bamsen schnell erst d' Milli warm machen!"

Vergnügen / Von Jo Hanns Rösler

Herrn Generaldirektor C. B.
Dortmund:

Wir gestatten uns ergebenst darauf hinzuweisen, daß wir für den Fasching eine große Anzahl Vergnügungen auf Lager haben, und würden wir uns freuen, wenn Sie uns mit Ihrem geschätzten Auftrag beehren.

Hochachtungsvoll
Manager Marhom, Berlin.

Herrn Manager Marhom, Berlin:
Im Auftrag des Herrn Generaldirektor C. B., Dortmund, teilen wir Ihnen mit, daß Herr Generaldirektor nicht abgeneigt wäre, am Faschingsdienstag zwei Stunden bei Ihnen dem Vergnügen zu obliegen. Es kommen jedoch nur beste Qualitäten in Frage, und bitten wir um Ihre Vorschläge.

Hochachtungsvoll
Privatsekretariat C. B., Dortmund.

Das Kapital arbeitet

(Wilhelm Schulz)



„Heute nacht haben wir mindestens vierhundert Emm versoffen!" – „Was heißt versoffen? Wir haben mit vierhundert Mark die deutsche Wirtschaft angekurbelt!"

Privatsekretariat C. B., Dortmund:

Wir danken Ihnen für Ihren geschätzten Auftrag und schlagen Ihnen gegen ein Pauschalhonorar von Mark 300,— (in Buchstaben Mark dreihundert) als besonders preiswertes Vergnügen vor: Faschingstee für zehn Personen, drei männlichen, sieben weiblichen Geschlechtes, mit zwanzig neuen Witzen, drei lauten Lachern, vier Zauberkunststücken, einem kleinen Schwips und Beleuchtungsstörung in der zweiten Stunde von zwanzig Minuten. Als Einlage haben wir während der Lichtpause den bekannten Stimmungssänger August Ichen verpflichtet. Ihrer gefl. Rückantwort mit einer Anzahlung entgegensehend, begrüßen wir Sie hochachtungsvoll Manager Marhom, Berlin.

Herrn Manager Marhom, Berlin:

Herr Generaldirektor C. B., Dortmund, ist mit Ihren Vorschlägen einverstanden, nur muß er sich vorbehalten, daß die drei beabsichtigten Teilnehmer männlichen Geschlechtes bereits die fünfziger Jahre überschritten, die Teilnehmer weiblichen Geschlechtes die zwanziger Jahre noch nicht erreicht haben. Eine Akontozahlung von Mark 150,— (in Buchstaben Mark hundertfünfzig) fügen wir diesem Schreiben in Scheck auf Dortmund bei.

Hochachtungsvoll
Privatsekretariat C. B., Dortmund.

Privatsekretariat C. B., Dortmund:

Wir bestätigen dankend den Eingang Ihrer Bestellung vom 10. c. und entnahmen dem Schreiben Ihren Scheck. Ihre speziellen Wünsche werden tunlichst berücksichtigt werden, Mengenabgabe vorbehalten.

Hochachtungsvoll
Manager Marhom, Berlin.

Herrn Manager Marhom, Berlin:

Hierdurch teilen wir Ihnen mit, daß Herr Generaldirektor C. B. auf Ihre weiteren Offerten verzichtet, da Sie entgegen unseren ausdrücklichen Anweisungen die drei Teilnehmer männlichen Geschlechtes unter zwanzig, die sieben Teilnehmer weiblichen Geschlechtes über fünfzig gestellt haben. Unter dieser Voraussetzung hätte Herr Generaldirektor den Fasching auch im Kreise seiner Familie verleben können.

Hochachtungsvoll
Privatsekretariat C. B., Dortmund.

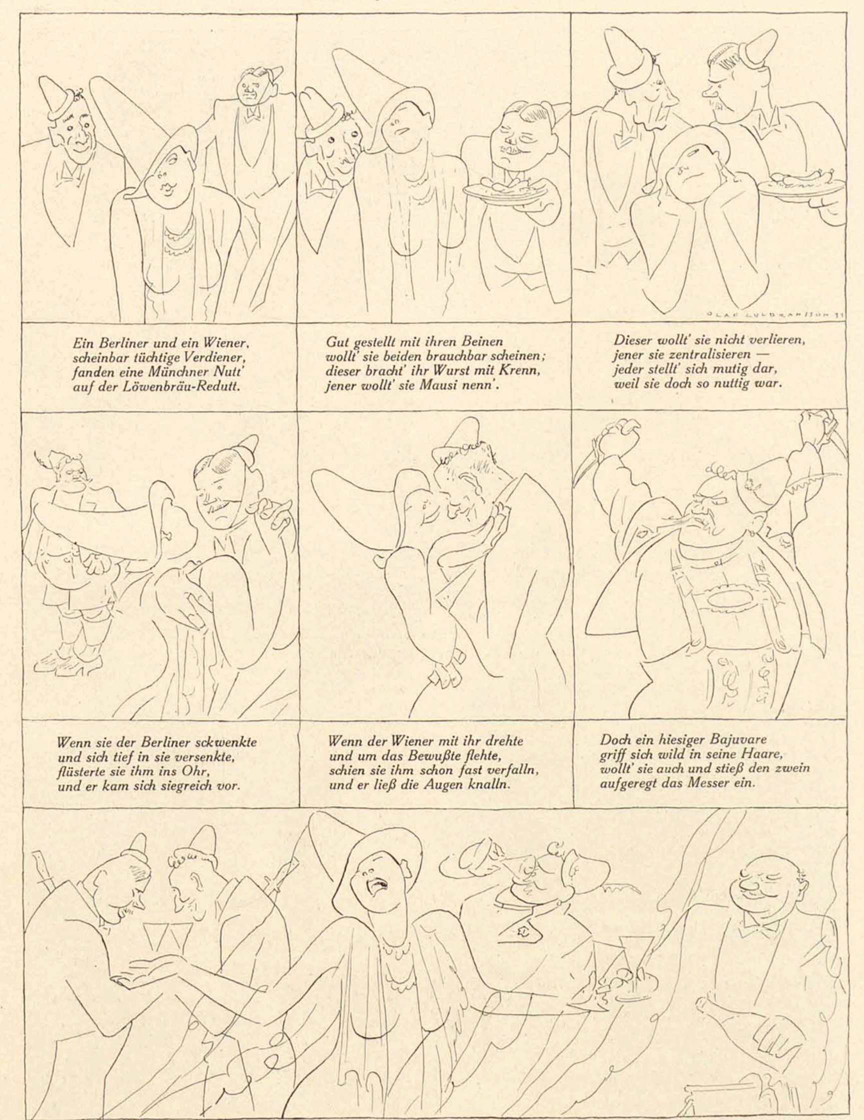
Privatsekretariat C. B., Dortmund:

Wir bitten den kleinen Irrtum gütigst zu entschuldigen.

Hochachtungsvoll
Manager Marhom, Berlin.

Moritat vom Löwenbräu / Von Peter Scher

Zeichnungen von O. Gulbransson



Turbulent ist es gewesen,
als man beide aufgelesen,
und den Ärmsten stellt' sich dar,
daß die Nutt' schon ältlich war.

Von dem gleichen Schmerz zerrüttelt
ham sie sich die Händ' geschüttelt
und gestanden sich zu dritt:
Bargeld habe keiner mit.

Ohne Schönheit, Rausch und Habe
knutschten alle vier sich abe,
und ein Fünfter gab was aus — :
Hoch das Karnevalsgebraus!

Das goldene Herz

(E. Schilling)



„Fahren wir am Arbeitsamt vorbei, Kinder — die armen Leute soll'n auch mal was vom Fasching haben!"

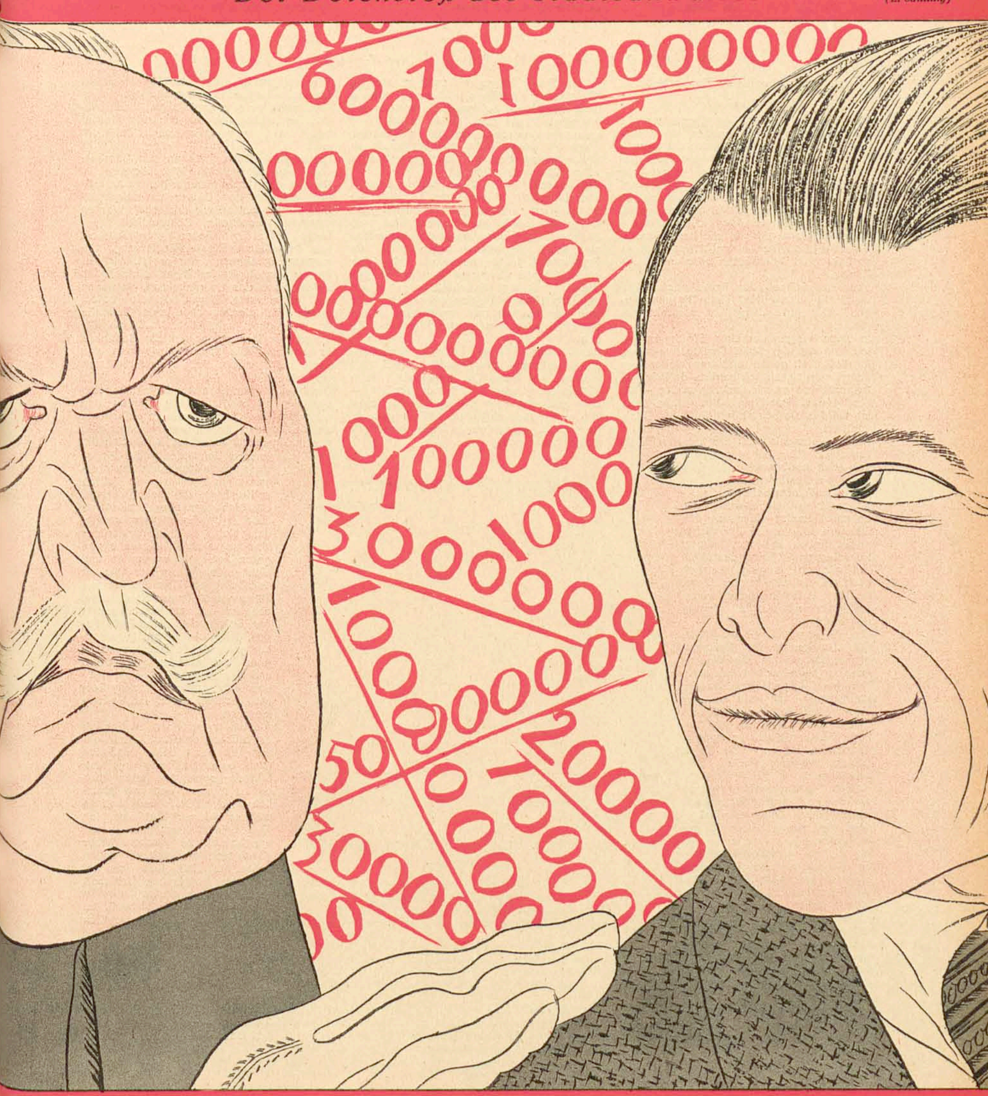
Stuttgart, 9. Februar 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 46

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Dolchstoß des Staatsanwaltes

(E. Schilling)



„Ja, ja, lieber Meister Tausend, wir beide hätten Deutschland sicher gerettet, wenn nicht wieder so ein verdammter Dolchstoß dazwischengekommen wäre!"

Ludendorff läßt nach! / Von Karl Kinndt

O Gott, wie läuft doch der Webstuhl der Zeit
unerbittlich rasch und sausend:
Herr Ludendorff, einst unser Rufer im Streit,
verband sich nun mit Herrn Tausend!

Goldmachen erschien ihm als Mittel zum Zweck,
das Deutschtum neu zu erwecken —
Und dazu brauchte Herr Tausend nur Dreck —
und den hatte er ja am Stecken.

Und außerdem brauchte Herr Tausend Geld,
daß den Dreck er in Gold verwandel' —:
doch wenn ein Ludendorff zu dir hält,
hilft gern Industrie dir und Handel!

Zehntausende flatterten schockweis ins Haus
wie einst bei der Kriegsanleihe —
Man nahm sie und dankte und gab sie aus
in alter deutscher Treue.

Herr Tausend hat leider kein Gold gemacht —
es zerrannen auch Ludendorffs Pläne —
Der eine weint — der andere lacht —:
ein Narr macht immer noch zehne — —

Und wenn auch die schöne Hoffnung zerbricht,
er machte uns Arme zu Reichen —:
er verwandelte wenigstens diesmal nicht
Millionen Lebend'ge in Leichen — — —

Scharfer Schnitt / Von Friedrich Michael

Vicky Hansen schreibt an Titania Mohl:

Lieber Titus!

Drei Bogen habe ich mir genommen. Es kann ein langer Brief werden. Ruhe hab' ich, denn sie sind alle fort, heute abend. Mam hat zwar vor drei Tagen noch gesagt: nun kann ich mich das ganze Jahr nicht mehr vor den Leuten sehen lassen. Aber heute ist sie bei Lindners, morgen im Klub, übermorgen sonstwo, und ich wette, sie sprechen nur von mir und der „fatalen Geschichte", an der sie alle herumrätseln. Sie sind ja so froh, einmal etwas anderes zu haben als Dienstboten oder uneheliche Kinder.

Aber nun hübsch der Reihe nach. Was weißt Du schon? Hat Theo Dir geschrieben? Der gute Junge, er versteht gar nichts.

In einem Wagen der Linie 17 fing es an. Ich kam aus der Schule, müde, verärgert, ich ließ mich gehen und war wieder darüber ärgerlich, als ich merkte, d a ß ich es tat, daß man es mir ansehen mußte — Du kennst das. Noch ein halbes Jahr, dann ist die Matura-Schufterei, Gott sei Dank, vorüber!

Anfangs stand ich auf der hinteren Plattform. Ein Herr mir gegenüber, der mich beobachtete. Er trug Ring, war verheiratet, und ich mußte an Axel Wiecke denken — erinnerst Du Dich? Gerda sagte damals: das ist einer von den Männern, die vor der Ehe nichts erlebt haben und nun hungrig herumlungern. Genau das Wort fiel mir ein: hungrig. Er sah mich an. Es war mir zu dumm. An der Wilhelmsbrücke wurde ein Platz frei, und ich ging in den Wagen.

Und da kam es, wie ein Überfall. Du kennst die Reklamebilder, die sie an die Wagenscheiben kleben, wie Abziehbilder. Man kann sie mit dem Messer abkratzen — ich weiß es, weil Erich einmal damit geprotzt hat, daß er der Dame, die auf Lissows Bettenreklame im Pyjama abgebildet ist . . . ach, Erich ist ein albernes Ferkel. Entschuldige.

Meinem Platz gegenüber war so ein Bild, ein großer Kopf, vielleicht für ein Zahnputzmittel — nein, die Lippen waren ja geschlossen.

Die Lippen — nun paß auf! In der Oberlippe war über dem rechten Mundwinkel ein Ritz. Das konnte irgendein Erich vollbracht haben, es konnte auch einfach gesprungen sein. Der Riß oder Ritz war da. Und — ach, es ist wirklich kaum zu sagen, ich weiß nicht, wie ich es Dir verständlich machen soll:

Ich sah das — und in derselben Sekunde wußte ich, daß ich mir an der gleichen Stelle die Lippe zerschneiden würde.

Denke ich jetzt an die Sekunde in der Bahn, ist es mir ganz unheimlich. W e r t u t d e n n d a s m i t u n s? Oder in uns! Kann nicht auf ganz die gleiche Art mir eines Tages eine Pistole in die Hand gezwungen werden, und ich schieße ab? Sage mir doch, Titus, ob Dir jemals so etwas zugestoßen ist. Aber ganz ehrlich, bitte! Bin ich denn krank?

Also damals — ich sage schon: damals, und dabei ist es erst fünf Tage her — in der Tram an jenem Mittag war ich ganz ruhig. Ich wußte nur plötzlich: ich muß es tun. Es ging von diesem kitschigen Bild eine Kraft aus, einfach schmachvoll. Ein Puppenkopf, nicht anzusehen! Aber der kleine Schnitt über dem Mundwinkel gab dem Kopf Rasse! Es schoß mir so durch den Sinn (ich will ganz offen sein, Tit): man war einfach wer, wenn man da an der Lippe eine Narbe hatte. Verstehst Du das?

Dann stieg ich aus, beinahe übermütig, ging an dem „Hungrigen" vorbei, ich glaube, ich habe ihn angelacht. Beim Mittagessen habe ich Witze erzählt — sehr großartig kam ich mir da vor, aber ich weiß jetzt, daß das, höflich gesagt: Nervosität, geradeheraus aber: ganz gemeine Angst war.

Was ich zu tun hatte, wußte ich genau. Unnütz quälen wollte ich mich nicht, außerdem sollte es eine anständige Narbe werden, es mußte also ein scharfes Messer sein. Denn ein scharfer Schnitt tut nicht weh.

Du erinnerst Dich noch an das Schränkchen neben unserem Waschbecken im Bad? Früher hatte Mam ihr ganzes Arsenal von Wässern und Düften da aufgespeichert. Was hatten wir erwischt? War es nicht Rosa centifolia? Schrecklich!

Jetzt benutzt Theo diesen kleinen Schrank, hat dort Kamm, Bürste, Rasierzeug. Unordentlicher Bursche, der er ist, wirft er die benutzten Rasierklingen einfach ins untere Fach des Schränkchens, da liegen sie, haufenweise. Daran hatte ich sofort gedacht, ich glaube, schon in der Bahn. Es ist überhaupt unheimlich, muß ich Dir sagen, wie klar und schnell die Gedanken in solchem Falle kommen, wie man eins nach dem andern tut, als würde man geführt.

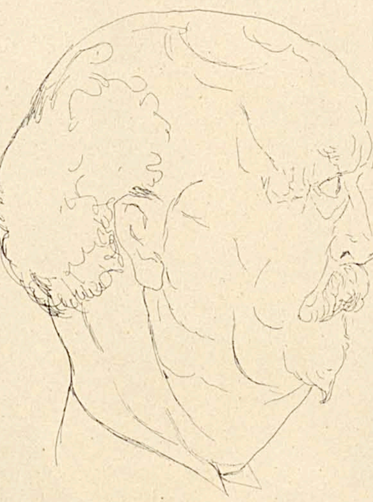
Ganz leicht war es aber gar nicht, solch ein Ding zu benutzen. Die Klingen sind sehr dünn, fassen sich schlecht an, und da sie auf beiden Seiten scharf sind, kann man kaum damit schneiden, ohne sich die andere Schneide in die Finger oder in den Handballen zu pressen. Wie ich mir da helfen sollte, hatte ich nicht überlegt. Hab' ich denn überhaupt etwas „überlegt"? Es ist ganz unmöglich, sich nachträglich darüber klar zu werden, wie man etwas getan hat. und warum so und nicht anders. Aber hier kam mir der Zufall zu Hilfe. Als ich das Messer noch in der Hand halte, sehe ich auf dem Waschtisch in der Schale die Handbürste liegen. Ich hatte sie am Tage vorher gekauft; die Borsten waren ganz hart, standen ganz starr, und das Messer ließ sich ziemlich fest zwischen die Borsten schieben und richtig einklemmen.

Als ich so weit war, verlor ich ein bißchen den Kopf. Vielleicht kam es auch daher, daß ich mich beim Hantieren mit den Klingen geschnitten hatte, ohne es zu merken, und nun plötzlich an der Bürste und auch an meinem Jumper Blut sah. Ich fühlte: jetzt kam alles darauf an, schnell zu machen. Aber eben weil es schnell gehen sollte, tat ich, was ich bei ruhigerer Überlegung belächelt hätte, weil es sinnlos, nein, im Gegenteil, viel zu sinnvoll, zu ausgeklügelt und absichtlich war. Ich schwör Dir, Titus, eher will ich einen Menschen umbringen, jawohl, mit der bloßen Hand totschlagen, als noch einmal einen solchen Unfug anstellen, einen solchen kindischen Streich.

Siehst Du noch unser Wasch- und Badezimmer vor Dir? Vorn

Politisches Panoptikum

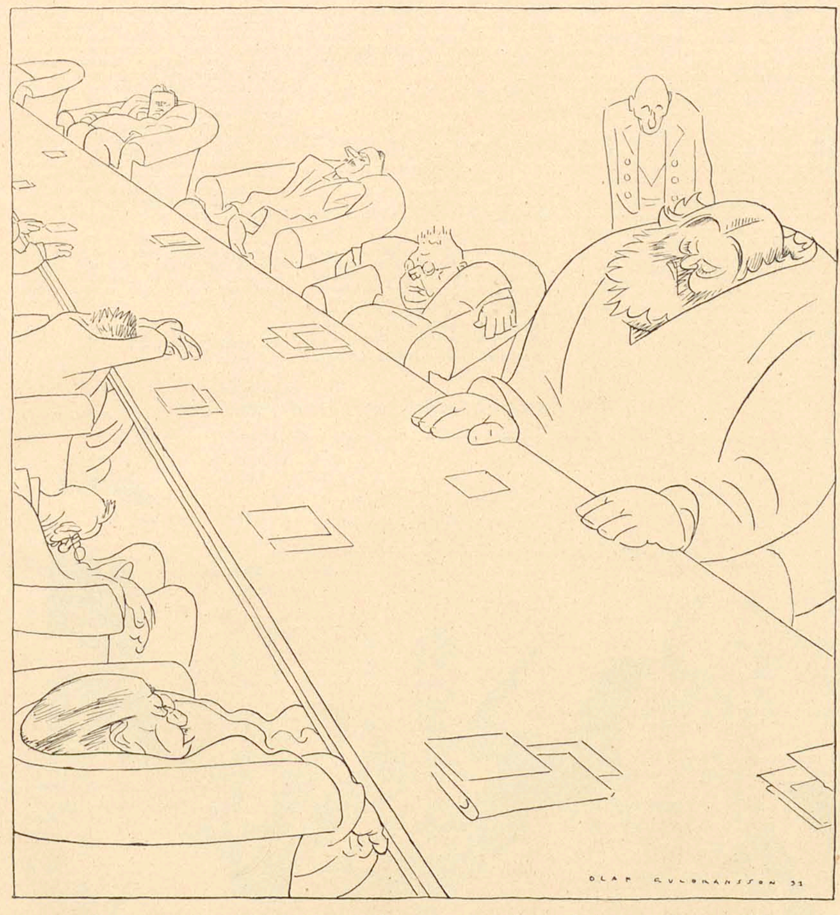
(Rudolf Großmann)



Philipp Scheidemann

Die Dichter-Akademie

(Olaf Gulbransson)



„Vergessen Sie nicht, uns zu wecken, wenn wieder mal einer austreten will."

links ist das Clo, rechts, ganz hinten, der Spiegel. Ich wollte den Schnitt nicht tun, ohne in den Spiegel zu sehen, denn sonst konnte ich das Messer zu hoch an der Backe ansetzen. Aber ich wollte auch Messer und Bürste sofort nach dem Schnitt ins Clo werfen und noch die Spülung ziehen. Warum? Ich weiß es nicht. Wenn ich auch das Messer wegwarf, irgendeine Erklärung mußte ich doch den anderen geben. Vielleicht wollte ich's aus einem Gefühl der Sauberkeit tun — ich weiß nicht. Vom Spiegel zum Clo sind fünf Schritte. Nicht viel, wie? Katzensprung, was? Ich will es Dir gleich eingestehen: ich bin nicht hingekommen.

Ich nahm die Bürste fest in die Hand, ja ich klammerte noch die andere Hand um die Finger, und setzte dann an. Die Bürste kitzelte niederträchtig, ich ließ die Hände noch einmal herunter. Und dann überfiel mich plötzlich eine Raserei, ich zuckte die Hände ins Gesicht, ich preßte, schnitt, ich fühlte wieder das Kitzeln der Bürste, aber es tat beinahe wohl jetzt, und gleich darauf spürte ich das Blut über die Lippe in den Mund laufen, sah es rot im Spiegel, mußte die Augen schließen — und in diesem Augenblick, ich

Rabiate, aber hoffnungslose Proklamation

Von Peter Scher

Man sollte meinen, es wäre an der Zeit,
daß sich das Volk von allen Regierungen befreit;
oder haben Sie schon irgendeine Verbilligung erfahren?
Billig allein sind die Worte von Ministern und Kommissaren.

Tragen Sie nicht Ihren Mantel noch ein Jahr,
obgleich er schon anno damals nicht mehr zum Anschauen war?
Aber dafür funkelt die Kledasche von Ministern und Generalen,
die Sie mit Ihrem abgezwackten Geld, Sie Schöps, bezahlen.

Wohin Sie auch horchen – immer der gleiche Ton . . .
Ja, hätte der Adolf nur ein Krümelchen von Napoleon –
ja, wäre sein Geist auch nur einem Pups von jenem zu vergleichen –
ich wäre längst über das dritte Reich hinaus bei den vierten bis siebenten Reichen!

hätte nun laufen, Bürste und Messer wegwerfen sollen, ich dachte aber nur ... Und dann packte ich eben noch den Rand der Badewanne und war weg. Ohnmächtig.
Was sagst Du nun? Schüttelst Du Dich vor Ekel? Oder lachst Du? Nein, bitte, das nicht! Tu das nicht! Ich bemühe mich ja nur, aufrichtig zu sein.
Aufrichtig! Und dabei habe ich Dir an der entscheidenden Stelle etwas verschwiegen. Als ich das Blut auf den Lippen spürte, preßte ich sie zusammen, und in dieser Sekunde hatte ich nur den einen Wunsch, diesen Menschen, der mich auf der Bahn so angestarrt hatte, den „Hungrigen“, wie ich ihn genannt habe, mit diesem blutigen Mund zu küssen.
So, nun ist es heraus! Nun kannst Du tun, was Dir richtig erscheint, kannst den Brief zerreißen und mir nie wieder schreiben, kannst ihn an Paps schicken — was Du willst. Aber ich muß Dir danken, Titus, daß Du da bist, bis heute für mich da warest, denn wem sonst hätte ich das schreiben oder sagen sollen? Und ich fühle: seitdem ich es hier aufs Papier geschrieben habe, ist es nicht mehr wahr und nicht mehr gefährlich. Der Zauber ist hin.
Ich kann Dir nicht beschreiben, wie tief ich erschrocken bin, als ich, wieder zum Bewußtsein gekommen, an diesen widerwärtigen Wunsch dachte. Ich habe geheult, so daß die Tränen den ganzen dicken Verband durchweichten — denn ich habe ja einen gehörigen Maulkorb mir verbinden lassen müssen. Mam triumphierte über diese Tränen, sie ahnte nicht, daß es gar nicht Reue, sondern einfach nacktes Entsetzen und Grauen vor mir selbst war.
Wenn Du das alles verstehen kannst, schreibe mir, bitte, ein Wort. Ich bin jetzt sehr ruhig. Ich fange an zu glauben, daß das Ganze eine Krankheit war, ein Fieber, durch das man hindurchkommt wie durch Masern oder Diphtherie. Aber ich will noch nicht anfangen, es mir so zu erklären, weil ich damit aufgeben würde, was mir noch daran wertvoll ist — ist das nicht das schlimmste?
Ich hatte Angst, der Schnitt könnte an der falschen Stelle sein, und die Wunde spürte ich so, als sei sie viel höher an der Backe angefangen. Aber Dr. Speck, dem der „Fall“ wohl auch etwas unneimlich ist, hat mich beruhigt. Heute habe ich mich, als der Verband gewechselt wurde, im Spiegel gesehen. Nicht sehr erfreulich, glaub' mir's.
Ich höre unten den Wagen. Paps kommt nach Hause. Gute Nacht. Ich bitte Dich, schreib mir! Sag's mir gründlich, ich bin ein unverbesserlicher romantischer Kindskopf. Aber sag' mir auch, sachlicher Titus, daß ich noch nicht zu verzweifeln brauche.

Dein

Vick.

Ich schicke bald ein Photo.
Kuß.

Mit meiner Nase

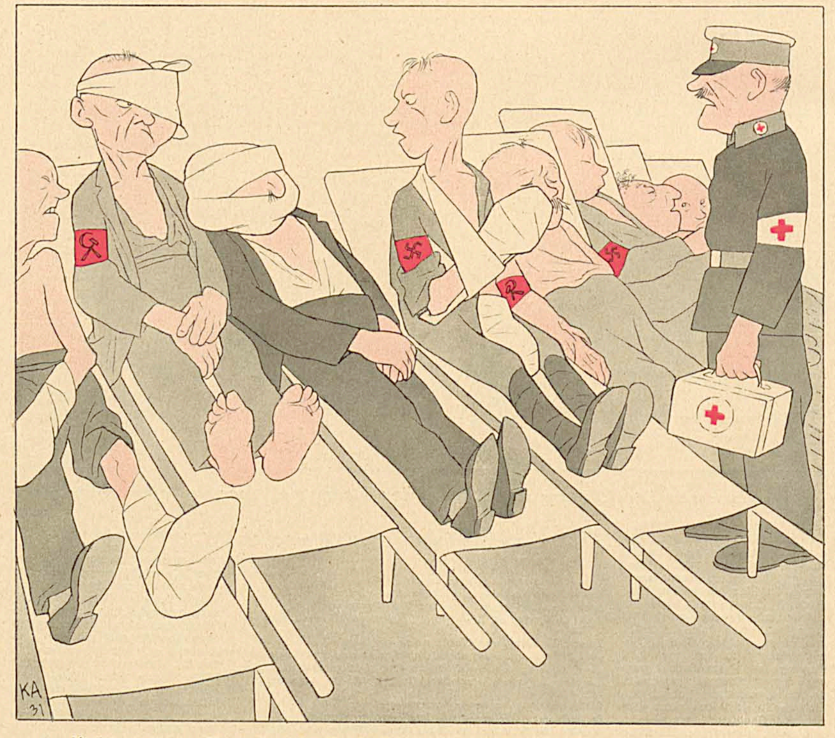
Von Konrad Paulis

Ein Duftakkord
aus Blutorangen, Regen und Benzin,
und einem Schuß von Hustenmedizin,
verirrt aus jener Apotheke dort,
schwebt an:
Und die Orangenmelodie,
die zart begann,
schwillt hoch und stark fast auf bis zum Ozon
im Umkreis einer alten Östlerin,
und flieht davon, —
indes die unteren Düfte, Regen und Benzin
und dieser Schwang von Hustenmedizin,
flüchtig begleitend, auf der Straße kauernd,
die kurze Melodie wehmütig überdauernd,
in enger Führung ihre Kurven ziehn ...
... Schon fehlt das Restchen Medizin;
nun noch ein doppelduftig Fortbewegen,
drin leis und leiser Spuren von Benzin ...

Einsam und siegreich endlich reiner Regen ...

Nach der Saalschlacht am Friedrichshain

(Karl Arnold)



„Nich meckern, Nazi, bei die Sanitäter is den Juden der Zutritt nich verboten!“

Atelierfest

(R. Großmann)



„Nein, nein, Kinder, wer mit der Erotik schon anfängt solange es noch Schnaps gibt, der ist eben in meinen Augen 'n haltloses Schwein!"

Welt der Kopien / Von Trim

Ich ging in der Absicht, mich zu entspannen, nach Jahren wieder einmal in die verschwiegene Weinstube, an deren Stammtisch ich manchmal seltsame Köpfe beobachtet hatte. Es war im ganzen alles wie früher. Die dicke Kellnerin war noch dicker geworden. Sie hatte inzwischen, dem Zeitgeist Rechnung tragend, den Bubikopf an sich vollzogen, war aber, wiederum mit der Zeit gehend, auch davon abgekommen und trug nun ein halblanges Haargewirr, so daß sie jetzt wie ein Kartoffelsack wirkte, auf den unorganisch ein Gorgonenhaupt aufmontiert war. Die verrußten Wände hatten einen neuen Anstrich erhalten, der aber Gott sei Dank auch schon wieder hinreichend verrußt war, um die kunstgewerbliche neue Beleuchtung nicht mehr als nötig zur Geltung zu bringen.

Es war die Stunde des Dämmerschoppens, am Stammtisch zeigten sich Lücken — mein Gott, die schlechte Zeit! — aber einige markante Gestalten saßen doch da; mir schienen sie genau die gleichen wie vor Jahren. Auch an den andern Tischen hockten vereinzelte Schoppentrinker, einsam brütende, zeitunglesende und andere im Gespräch.

Ich bestellte eine Flasche Wein und achtete zunächst nicht weiter auf die Umgebung. Nachdem ich aber das Abendblatt gelesen und infolgedessen herzhaft gegähnt hatte, fing ich doch an, mich mit den andern Gästen zu beschäftigen.

Am Stammtisch debattierten sie eine halbe Stunde lang über Abreißkalender, worauf sich das Gespräch dem Thema Füllfederhalter zuwandte, wo es in zäher Beharrlichkeit so lange festhakte, daß meine Teilnahme schwächer wurde. Ich sah mich nach raffinierteren Zerstreuungen um und entdeckte am Ecktisch links von mir zwei Herren, deren einer wie ein stark verzeichneter Bernard Shaw und der andere wie ein mißlungener Wilhelm II. aussah.

Sonderbar! dachte ich und wollte mich schon mit dieser Zufälligkeit abfinden, als ich am Ecktisch rechts eine nicht ganz getroffene Katharina von Kardorff bemerkte, die sich angeregt mit einem denn doch etwas ausgerutschten Dr. Breitscheid unterhielt, dem sie ein paar billig im Ausverkauf besorgte Kunstseidenstrümpfe zur Begutachtung vorlegte.

Zum Donnerwetter! dachte ich, nun doch stutzig geworden — das ist ja rein wie verhext. Mal weiter sehn! Und richtig, auch am Stammtisch, dessen Besatzung sich unterdessen etwas vergrößert hatte, fand ich verschiedene mehr oder weniger talentvoll kopierte Originalgestalten, darunter sogar einen gar nicht übel geratenen Hindenburg, der aus einer altmodischen Dose schnupfte. Ferner eine denn doch etwas karikaturenhafte, weil zu betont semitische, Nachahmung des Dr. Göbbels, die sich dauernd wohlgefällig in einem Taschenspiegel besah und dann und wann mit energischer Eindringlichkeit Mitesser ausdrückte; es schienen aber immer neue nachzukommen.

Die Atmosphäre wurde mir unheimlich. Da fast alle stark rauchten, geisterten die Erscheinungen in der Art von Materialisationsphänomenen im Raume. Ich faßte mich an den Kopf: Träumte ich denn? Hatten sich die Niederschläge der Zeitungslektüre meiner Phantasie bemächtigt, daß ich mit einemmal alles typisiert, genormt und doch wieder so verzeichnet sah?

Eben trat eine Dame an den Stammtisch und fragte den Hindenburg-Doppelgänger ganz deutlich, ob er schon in der „Augsburger Abendzeitung" gelesen habe, daß Einigkeit jetzt mehr als je not tue und daß darum alle national gesinnten Männer mit verdoppeltem Ungestüm gegen alle nicht national gesinnten losgehen müßten. Ich sah die Dame an und fuhr zurück — es war die echteste H. Courths-Mahler, die ich je in einer illustrierten Zeitung abgebildet gesehen hatte.

Nun wurde mir aber doch angst; ich beschloß, hinauszugehn und rasch einmal in den Spiegel zu schaun, ob ich selbst mir noch ähnlich sei oder wem sonst ich mich in diesem verwünschten Lokal angepaßt hätte.

Aber kaum war ich draußen, stieß ich auch schon auf die nette, runde, grübchengezierte Abortfrau, der die Rede so überraschend glatt vom Munde fließt, und bei Gott! aus ihren Zügen blickten mir die vertrauten Züge des großen völkischen Führers entgegen.

Da gab ich es auf, mit einem Schrei stürzte ich davon. Es ist ein verhextes Lokal — fort von ihm, nie wieder Dämmerschoppen!

Vom drohenden Aschermittwoch

Ich soll den Karneval beleiern,
und was man da für Wonnen pflückt?
Wozu denn eigens Fasching feiern?
Wir sind das ganze Jahr verrückt.

Wir: du und ich und Hans und Grete,
die ganze liebe Nation.
Wir treiben Unfug, kneipen Lethe,
und jeder läuft sich selbst davon.

Wir schimpfen, stänkern und wir prügeln
uns wechselseitig windelweich
und jagen mit verhängten Zügeln
kopflos und blind ins „dritte Reich".

Held Adolf zaubert's aus der Tasche:
Muspilli heißt es, Weltenbrand;
der frißt uns allesamt zu Asche
für eines größern Sämanns Hand.

Ratatöskr

Karneval der Welt

Die Prohibition war bekanntlich die Folge eines plötzlichen Ausbruchs von Menschheitsidealen in den Vereinigten Staaten. Die Folge der Prohibition war der wachsende Suff von „Mondschein" — von denaturiertem Spiritus. Die Folge des „Mondscheins" war, daß in den Vereinigten Staaten schon jetzt mehr als eine halbe Million Männer, Frauen und Kinder ganz oder teilweise gelähmt herumhinken. Die weitere Folge würde sein, wie ein nüchterner Statistiker ausgerechnet hat, daß ab 2031 die Vereinigten Staaten eine Nation von Hinkenden sind, und von dieser statistischen Berechnung wiederum die Folge ist, daß die Regierung sich entschlossen hat, den „Mondschein" zu vergällen. Das Vergällungsmittel heißt „Alcotate" und schmeckt wie ein Gemisch von Knoblauch und faulen Eiern.

„Das soll den Sprit ungenießbar machen?" fragen die Zeitungen. „Hat die Regierung eine Ahnung, was für ein Hochgenuß es bleibt, wenn nur Alkohol dabei ist!"

Die Folge ist, daß Amerika dem Menschheitsideal in immer wachsenden Scharen entgegenhinkt.

•

In Hindemiths Oper „Neues vom Tage" singt die Heldin Laura, in einer Badewanne sitzend, eine Arie. Der Text dieser Arie lautet:

> „Nicht genug zu loben
> sind die Vorzüge der Warmwasserversorgung.
> Heißes Wasser, tags, nachts,
> Ein Bad bereit in drei Minuten.
> Kein Gasgeruch,
> Keine Explosion,
> keine Lebensgefahr.
> Fort, fort mit den alten Gasbadeöfen!"

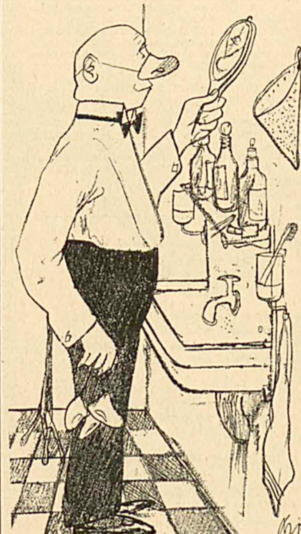
Auf dies hin hat der Direktor der städtischen Gaswerke in Breslau, wo die Oper „Neues vom Tage" aufgeführt wurde, einen Prozeß gegen den Komponisten wegen Herabwürdigung des Gasbadeofens angestrengt und den Verband der Gas- und Wasserfachmänner in Berlin alarmiert. Dieser Verein hat sich dem Protest in aller Form angeschlossen und die Streichung der Arie verlangt. Die Theaterleitung verweigert aber vorläufig eine Änderung.

Gibt es keinen Verein, der die Streichung der Heldin Laura aus der Badewanne durchsetzen könnte? Dann hätte man das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Der „Gaskrieg" hätte unbedingt mehr Aussicht auf Erfolg, wenn man ihn auf eine breitere Basis schöbe. Wie wäre es mit einer nationalen Basis? Der Verein, der sich so lebhaft gegen die „Herabwürdigung des deutschen Ansehens" einsetzte, könnte auch den herabgewürdigten Gasbadeofen mit übernehmen.

Teha

Letztes Ziel

(M. Frischmann)



„Nee, komisch soll'se gar nich sein, so 'ne Faschingsnase, dämonisch muß'se uff die Weiber wirken!"

Rätsel des Seelenlebens

(J. Fennecker)



„Du, ich glaube, der Mann da drüben hat mich hypnotisiert!" — „Mit den Augen oder mit der Brieftasche?"

Komplexe / Von Paul Nikolaus

Professor Sigmund Freud, der in Wien diesen Komplex hat und erst kürzlich den Goethepreis der Stadt Frankfurt erhielt, um seine Hemmungen zu überwinden, hat bekanntlich die Psychoanalyse erfunden. Ich selbst verstehe, offengesagt — aber ich würde das natürlich nie öffentlich sagen oder gar schreiben — ich verstehe gar nichts davon, und darum ist mir jede Berührung mit diesem Thema peinlich. Es war mir also unangenehm, als mein Freund Leibnitzer plötzlich in einem Café davon anfing, der Leibnitzer, Sie wissen schon, der am Kurfürstendamm neben Jester eine Zwölf-Zimmer-Wohnung hat: „Wissense, ich sach doch, man soll seine Zeit nutzbringend anlejen. Nu bin ich schon auf Wissenschaft jekomm. Lauter Übermut, wern Se saren. Aber mich interessiert's: Se wern lachen. Von Freud ham Se doch jehört? Natürlich ham Se jehört! Also, 'n jroßartjer Mensch! Se könn' sich doch denken, bei der wirtschaftlichen Lage und der allgemeinen Depression, un da war ich immer schlechter Stimmung, na, un da hat meine Tochter, die Hilde, wissense, doch 'n aufjewecktes Mädchen, hat mir jesacht, ich hab Komplexe. Na, Ohrfeijen gem war mein erster Jedanke, un denn hab ich mir jedacht, ein'n achtzehnjährijen Mächen Ohrfeijen, das kommt auf alle möglichen Ideen, un da hab ich se jefracht, was Komplexe sin, un da hatse mir das Janze erklärt, wissense, richtich vernünftich, so wie 'ne Tochter mit ihrem Vater zu sprechen hat. Un das hat mich kolossal intressiert. Erst hab ich anjefangen son Buch zu lesen von Freud, aber wissense, so Theorie, das is mir zu psichoanal. Na, un denn hab ich mit meiner Hilde drüber jeschprochen, un sie hat jesacht: 'n Arzt. Na, unsereins geht doch nich zum Arzt, wenn er nich wirklich krank is, aber was soll ich Ihnen saren, er is gar kein richtjer Arzt, sondern Seelenarzt. So ohne Kittel un Inschtrumente, einfach mit Unterhaltung, 'n netter junger Mann. Ich hab mich erkundicht, der Vater is Beamter, un er wollte es erst gar nich ham, un nu verdient der Junge schon mehr als der Vater. Was saren Sie? Ein Arzt! Soll man nich für möglich halten! Na, der Mann hat mit mir jeredet, Mensch zu Mensch, Mann zu Mann, jebildet un ohne Lateinisch, un hat mir Mut jemacht, na un denn bin ich wieder mal auf de Börse jegangen, habe mir jesacht, Depression hilft nichts, die Papiere jehn sowieso runter, hab ich Stettiner Glas per Ersten Letzten gefixt, die sin wirklich runter jegangen, un ich hab ein janz schönes Stick Jeld vadient. Un wenn ich mich nu wieder nich auskenne mit der Börse, gehe ich wieder zu dem Arzt, erstens is er gar nich so teuer, un zweitens rentiert sich's sehr. Ein kolossaler Kerl, der Freud, was?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Sensation

(Kurt Werth)



„Weißt du, Oskar, wenn es nun keine Mäuse und Stinkbomben mehr im Film geben soll, dann gehe ich schon lieber gleich in die Oper!“

Greta Garbo spricht deutsch / Von Peter Paul Althaus

I.

Berta hieß sie; und sie war trotzdem ein Mädchen fürs Geld.
Im Grunde tat sie es aber aus Liebe. Sie war noch jung, und es machte ihr Spaß, ganz einfach, es machte ihr Spaß. Wenn einer kein Geld hatte, und er gefiel ihr, dann kam es ihr auch nicht drauf an. „Dann zahlst du eben das nächste Mal.“ Sie tat es ja im Grunde aus Liebe.
Berta hätte in ein Märchen gehört, anstatt auf den Strich.

II.

Irgendwer hatte Berta mal erzählt, wahrscheinlich einer von denen, die kein Geld hatten, sie sähe aus wie Greta Garbo. Seitdem sie sich daraufhin wie Greta Garbo trug, sagte es ihr jeder.
Wenn Berta die Haare glatt zurückgekämmt hatte und die kleine schwarze Kappe drüber, dann hielt sie sich sogar selber für Greta.
Selbstverständlich kannte sie alle Filme, in denen Greta Garbo spielte. In manchen Filmen war sie sogar zweimal gewesen. Sie lebte all die traurigen Schicksale Gretas tiefinnerlich mit. Und dann mußte sie weinen. Sie weinte sonst nicht so leicht. Sogar bei dem Buch „Rote Rosen auf verschneiten Gräbern“ von Hedwig Courths-Mahler, welches doch gewiß ein trauriges Buch ist, hatte Berta nicht geweint. Aber in den Greta-Garbo-Filmen weinte sie. Das ging sie an. Das konnte sie mit erleben. Weil Greta ihr so ähnlich sah.
Aber wenn die Filme aus waren, dann war Berta wieder fröhlich, ging auf den Strich und tat es aus Liebe.
Das Weinen und Greta Garbo waren ja doch bloß Kino.
Berta hätte mal mit Greta Garbo sprechen mögen, was Greta wohl dächte über das Leben und so.

III.

Und dann kam Greta Garbos erster Tonfilm.
Berta hatte beinahe Angst hinzugehen. Und Gretas persönliche Bekanntschaft zu machen, sozusagen; sie richtig zu hören, als stünde sie vor einem.
Vordem mit den stummen Filmen, das war doch anders gewesen. Da blieb immer noch etwas dazwischen; mit den stummen Filmen, das war doch mehr so, als wenn man ein Buch las. Aber jetzt mit dem Sprechen waren sie irgendwie lebendiger geworden, die Kinoschauspieler.
Berta hatte natürlich schon Tonfilme gesehen, den „Blauen Engel“ und „Die Drei von der Tankstelle“ und solche Sachen. Die hatte sie aber einfach so hingenommen, wie sie eine neue Mode hinnahm. Man trug das jetzt so.
Aber vor Gretas Tonfilm hatte sie Angst.

IV.

Sie ging frühzeitig, damit sie die letzte Reihe des billigsten Platzes erwischte.
Greta Garbo in und als Anna Christie, ein Mädchen fürs Geld. Sie ist sogar in „Häusern“ gewesen, sagt sie mit ihrer dunklen Rips-samt-stimme. Nichts ist ihr erspart geblieben. Brutale Burschen sind gekommen und haben sie vergewaltigt.
Berta sitzt atemlos und lauscht. Sie versteht zwar nicht, wie man vergewaltigt werden kann, wenn es einem doch Spaß macht, aber sie sitzt atemlos und lauscht. Kein Ton entgeht ihr.
Greta spricht, Greta Garbo selbst, persönlich. Man kann sie nicht nur sehen, man hört sie auch, sie ist da, ganz lebendig. Gretas Worte rollen über Berta hinweg, wie schwere Regenböen, wie Meeresbrandung.
Berta ist ganz verwirrt.
Also so sieht die Welt aus, in der sie lebt . . . und so sind die Männer . . .
Sie hat das bis jetzt wirklich noch nicht gewußt. Die Männer sind alle freundlich zu ihr gewesen, und sie — ja, ihr hat es Spaß gemacht, ganz einfach Spaß.
„Ich habe die Männer gehaßt“, tönt es aus Gretas Mund von der Leinwand her, „gehaßt, alle gehaßt!!“

V.

Zu Hause sieht Berta lange in den Spiegel. Dann zieht sie die rechte Augenbraue nach. Jeder Zoll ist Greta Garbo. „Ich habe die Männer gehaßt, gehaßt, alle gehaßt!“ sagt Berta mit Gretas dunkler Rips-samt-stimme vor dem Spiegel.

VI.

Berta verlangt jetzt dreißig Mark Mindesttaxe. Und es macht ihr keinen Spaß mehr, und sie tut es nicht mehr aus Liebe.

Lieber Simplicissimus!

Schon der Anfang des Films war ungemein dumm. Im weiteren Verlauf wurde die Handlung jedoch so läppisch, daß das Publikum deutliche Zeichen schroffster Ablehnung zu erkennen gab. Einer erhob sich und verließ vorzeitig den Saal. Andere folgten ihm, und bald drängten zahlreiche Besucher der Ausgangstür zu. Da ertönte plötzlich aus den vorderen Reihen die Stimme eines Zuschauers: „Frauen und Kinder zuerst!“

•

In einem hauptsächlich von Geschäftsreisenden besuchten Hotel wurde einer der Hotelgäste, der ebenfalls ein Geschäftsreisender war, in seinem Zimmer tot aufgefunden. Die Hotelleitung benachrichtigte telegraphisch die Firma, für die der Verstorbene tätig gewesen, und bat gleichzeitig um drahtliche Weisungen. Nach wenigen Stunden traf das erbetene Antworttelegramm ein. Es lautete: „Ersuchen in den Taschen des Verstorbenen nachzuforschen, ob darin Aufträge vorhanden.“

Stellenjagd

Was hab' ich nicht alles schon probiert:
jeden Morgen die Arbeits-Annoncen studiert.
Ich stehe um fünf Uhr auf, um der erste zu sein,
aber nie bin ich allein.

Ich notiere schnell und laufe im Trab
auch die entferntesten Stellen ab.
Freilich, mein Äußeres ist nicht mehr repräsentativ —
die Absätze sind schief,
und jung bin ich auch nicht mehr.
Mit leerem Magen fällt Haltung schwer.

Wenn ich Adressen zu schreiben bekäme,
ich machte es billig.
Wenn man mich wo als Ausgeher nähme,
ich liefe willig.

Ich war einmal Bureauchef in erster Firma
und sah dazumal bessere Zeit;
meine Frau stammt aus gutem Haus und heißt Irma,
nun geht es ihr schlecht, und das tut mir leid.

Die wertvollen Sachen sind im Pfandhaus verfallen.
Die Halsabschneider haben uns längst in den Krallen.

Zum Glück gibt das Wohlfahrtsamt jetzt Kohlen und Holz,
damit unser Hunger nicht friert.
Früher hätten wir uns der milden Gaben geniert,
aber Not kennt keinen Stolz.

Die Buben sollten aufs Gymnasium gehn —
das ist nun aus.
Ich weiß nur eines bestimmt, wir sehn
uns nicht mehr hinaus.

Neulich fuhr mein Abbaudirektor vorbei,
er lehnte im Auto in molligen Polsterkissen.
Zwischen ihm und mir steht mein christlich Gewissen
und schließlich — die Polizei.

Julius Zerfaß

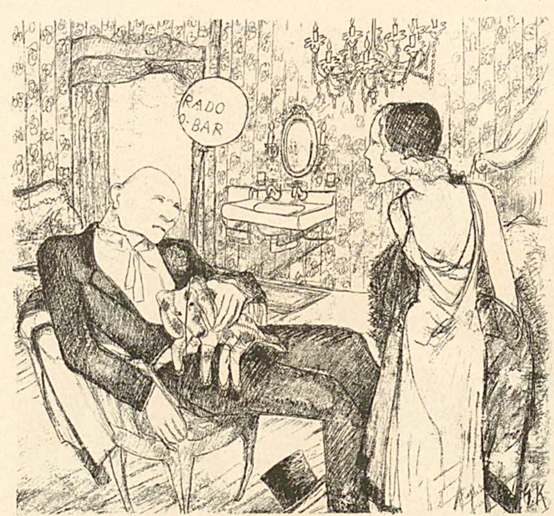
Entrüstung in Liberia

(Wilhelm Schulz)



„Haben unsere Väter sich deshalb vom Joch der Sklaverei befreit, damit man uns heute den Sklavenhandel verbietet?"

Aschermittwoch
(G. Kroch)



„Was willste denn überhaupt von mir, wenn de schon so halali bist?“ — „Nur Geduld, liebes Kind, du bist für Juni vorgemerkt!“

Berliner Fasching 1931

Saxophone glitzern und Konfettiglatzen.
Tausend Beine und Geräusche wirbeln toll.
Einen Riesenbär umgaukeln süße Fratzen,
Hoffnungslos — der Kerl ist leider voll! —

Flackeraugen. Blutgefärbte Münder.
Pappnase wählt sich ein Fräulein aus.
Vor der Tombola sind alle wie die Kinder,
Und nur einer pennt sich unterm Tische aus. —

Rassenunterschiede sind hier schwer zu haben:
Sara dreht sich mit tornisterblondem Goy . . .
Kesse Engel schlürfen Sekt mit dicken Knaben,
Und die Welt scheint wieder bunt und schön und neu. —

Siedehitze. Dumpfe Weine. Dunkle Nischen.
Alles giert — und will Vergessen haschen. —
Bei dem Lieblingsschlager: „Laß dir nich erwischen!“
Hüpfen Eheringe schlankweg in die Taschen —

. . . Fern am Ausgang stärkt der Pleitegeier
Mit dem Riesenkater sich an kaltem Tee.
Weiter abwärts treibt, im trüben Licht der Feier,
Ein als Penner Kostümierter in der Spree. — — —

John Förste

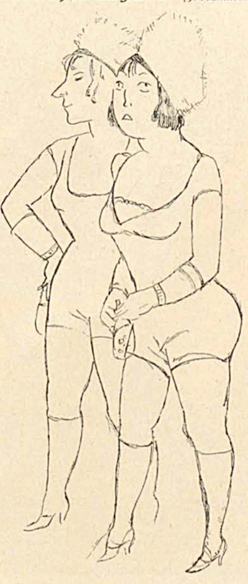
Ballgeflüster

„Hamse die Perlen von Frau Goldbaum jesehn? Wenn die echt sind, fress' ich 'n Besen!“
„Die echten liegen im Safe.“
„Fragt sich nur, in welchem — — —“

•

„Jlauben Sie woll, daß fast alle, die hier sind und so tun, als ob se sich amüsierten, eijentlich viel lieber zu Hause jeblieben wären —?“
„Na, ich könnte Ihnen an die hundert aufzählen, die todunglücklich wären, wenn se nich hätten herkommen können.“

Bestrafte Tugend
(J. Mammen)



„Siehste, det haben wa nu von unsern dezenten Kostümen: mit denen, die überhaupt bloß so tun, als ob'se wat anhätten, können wa doch nicht konkurrieren.“

„Reparative Chirurgie“ / Von Friedrich von Minkus

Georges' und Fernandes Ehe war ein fünfzehnjähriger Honigmonat. Jean Bréant, Georges' bester Freund, behauptete, Georges' Treue sei geradezu pathologisch. Denn Fernande war so ungewöhnlich häßlich, daß sogar Paul Caron, der alle seine Porträtaufträge so einleitet: „Ich muß Sie malen, Sie sind so schön!“, zu Fernande gesagt hatte: „Sie sind so apart!“
Georges mußte geschäftlich nach Senegambien. Auf der Fahrt zur Gare de Lyon sagte Fernande: „Liebling, die Zahnbürste!“ So hielten sie vor den Galeries Lafayette. „Fräulein Célestine!“ rief der Rayonchef. Georges flüsterte Fernande ins Ohr: „Sieh, meine Seele, die erste Frau, die dir ähnelt!“ Fernande blickte von den Zahnbürsten auf: Mademoiselle Célestine hatte ein ausgesprochenes Kalmückinnengesicht. „So sehe ich aus, Liebling?“ fragte Fernande beim Gehen. „Tausendfach schöner noch, meine Seele!“
Vor dem Schlafwagen starrte Georges auf den Boden: „Achtundfünfzig Tage, meine Seele!“ — „Achtundfünfzig Tage, Liebling!“ Fernande fiel ihm um den Hals.

•

Am nächsten Vormittag ging Fernande mit Claudine Péchard in die Galeries Lafayette, noch eine Zahnbürste kaufen. „Sehe ich ihr wirklich ähnlich?“ — „Ja, wirklich, ein wenig.“ — „Ein wenig oder sehr?“ — „Ziemlich.“ — „So häßlich bin ich?“ — „Du bist apart.“ — „Was liebt wohl Georges an mir?“ — „Gewiß deine Seele, Fernande!“
Mittags kam ein Telegramm aus Marseille: „Bete dich an, meine Seele.“ — Nachmittags fuhr Fernande 125, rue Boulle. Auf dem Messingschild stand: „Docteur Grognet, Institut für reparative Chirurgie.“ — „Nichts einfacher als das, gnädige Frau: eine kleine Paraffinplastik in den Nasensattel, Glattspannen der Hauttaschen unter den Augen, Verkürzung der Mundwinkel, — alles, selbstredend, vollkommen narbenlos; das ist ja unsere Spezialität, — Implantation längerer Wimpern und, wozu ich Ihnen dringendst raten möchte, Abmeißelung der Backenknochen. Ebenfalls völlig narbenlos, natürlich.“ — „Tut es sehr weh?“ — Absolut anästhetisch, gnädige Frau.“
Fernande lag im Reparationsinstitut und schrieb ihrem Mann nach Dakar: „Liebling, gerade gehe ich mit Claudine in die Oper . . .“ Denn ihre Wandlung war Rückkehrüberraschung. Noch im Verband sah sie aus wie die Venus von Milo, in Gipsabguß. Drei Wochen später begegnete sie Jean Bréant in der Rue de la Paix: er erkannte sie nicht. Und mitten auf der Place de la Concorde stoppte ein älterer Herr seinen Rolls-Royce und rannte ihr nach: „Entschuldigen Sie, schöne Frau: ich bin der Maharadscha von Tagore; teilen Sie mit mir meinen Diamantenthron!“ — „Ich teile den Liebesthron meines Gatten“, sagte sie schlicht. Sie trug das tägliche Telegramm bei sich: „Bete dich an, meine Seele.“

•

Von ganz draußen schon hatte Georges gewinkt. Mit offenen Armen stürmte er die Waggontreppe herunter: „Meine See . . . Oh, Verzeihung, gnädige Frau, eine Verwechslung!“ Fernande schlug die Wimpern auf, spitzte den Mund, die Flügel der Aphroditenase bebten: „Liebling!“ Entgeistert starrte er sie an. Entgeistert saß er im Wagen. Entgeistert beim Nachtessen. Erst, als sie schlafen gingen, sprach er: der letzte Reisetag habe ihn sehr ermüdet.
Am nächsten Abend war's wohl der vorletzte, am folgenden der drittletzte. Und es waren ihrer achtundfünfzig gewesen. Auch hatte Georges jetzt häufig abends Konferenzen. Sogar Sonntagnachmittag. Am vierten fuhr Fernande ihm nach. Vor ein kleines Hotel mit Milchglasfensterscheiben in einer Gasse hinter dem Elysée. Vier Stunden saß sie, in die Wagenecke gedrückt. Endlich kam Georges wieder heraus. Mit Mademoiselle Célestine.

„Da bin ich jespannt!"
„Zählen se doch mal allein die Kellner und die Musiker zusammen!"

•

„Jotte nee, is der Bankier Mayer mal wieder blau! Eben hat er jesagt, das Leben wär doch eijentlich recht schön — — —"

•

„Menschenskind, is die kleine Frau Schweinitzer süß!"
„Kunststück — wo er vier Prozent Zucker hat!"

Neues vom Tage

Freiheit der Kunst

Wir haben eine Film-Oberprüfstelle.
Wir haben Herrn Frick.
Wir haben eine Art Polizeizensur in München.
Wir haben angstschlotternde Theaterdirektoren.
Wir haben die soundsovielte Auflage des Gasmasken-Christus-Prozesses.
Wir haben noch hundert andere Fälle dieser Art, von denen du, mein Goldsohn, bloß nichts erfährst.
Und ausgerechnet in dieser Zeit debattieren zwei Menschen über die Freiheit der Kunst.
„Aber die Freiheit der Kunst ist doch sogar in der Verfassung verankert!" sagt der eine.
„Natürlich!" entgegnet der andere. „Bei uns ist die Kunst frei. Man möchte sogar sagen — vogelfrei!"

Casti connubii . . .

So beginnt die Enzyklika des Papstes gegen die moderne Ehe.
In sechzehntausend weisen Worten wird gezeigt, was der Ehemann tun und was die Ehefrau lassen soll, wie es die Ehefrau tun und wie es der Ehemann lassen soll, wie beschaffen die Ehe sein und wie sie nicht sein soll, worin die physischen, psychischen, ethischen und sozialen Pflichten der Eheleute bestehen und wie diesen Pflichten Genüge zu leisten sei.
Als ich einem harmlosen Mitmenschen lang und breit von dieser Enzyklika erzählt hatte, fragte er mich: „Wer hat dieses Dings, diese Enzyklika, eigentlich verfaßt?"
„Natürlich der Papst und das Kardinalskollegium."
Da blickte er mich schelmisch von der Seite an und fragte weiter: „Sag mal — woher wissen diese Leute eigentlich über solche Sachen so gut Bescheid?" hs.

Der völkerverbindende Sport

Bei einem Fußball-Länderwettspiel Uruguay—Paraguay mißfiel das Ergebnis des Kampfes den Zuschauern derart, daß mehr als hundert den Revolver zogen und auf die Sieger feuerten. Die am Platz anwesende Polizei konnte des ausbrechenden Kampfes nicht Herr werden, da sich immer mehr Gruppen einmischten. Es mußte Militär herbeigerufen werden, das seinerseits von der Schußwaffe Gebrauch machen mußte. Es blieben mehrere Tote und Verwundete am Platze.
— Soweit den ferneren Nachrichten Glauben zu schenken ist, hat das Militär die Kämpfe erstickt. Wenn aber in absehbarer Zeit der Globus in Flammen stehen sollte, so wissen wir, daß der Weltbrand auf dem grünen Rasen zwischen Uruguay und Paraguay seinen Anfang genommen hat.

Wie einst im Mai

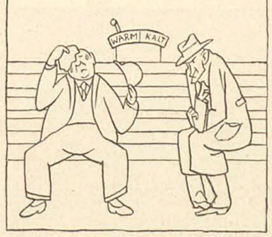
Der ehemalige Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha verleiht neuerdings wieder Orden. Dem Regimentschef der 9. Husaren in Hannover, einem Rittmeister a. D. aus Greiz, ließ er das Komturkreuz II. Klasse des Ernestinischen Hausordens überreichen. — O Herzog Ernst, das Leben ist doch schon wieder ganz schön! Teha

Die neue Wertung

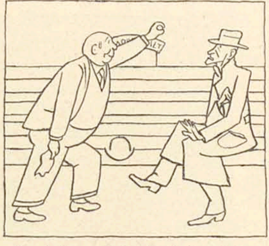
In einer Berliner Volksschule will der Lehrer von seiner Klasse erfahren, wer der größte deutsche Geistesheld wäre. Die Schüler sinnen und sinnen, doch wagt sich keiner mit seiner kleinen Meinung hervor. Da hilft der Lehrer nach: „Nun, denkt mal gut nach, Kinder; Gö . . ., Gö . . ."
Da springt in der letzten Bank der Klein-Moritzl auf und ruft — Kinder und Narren . . . — freudig aus: „Aber, natürlich, Herr Lehrer, Göbbels!" Leo Eg.

Reiseerlebnis

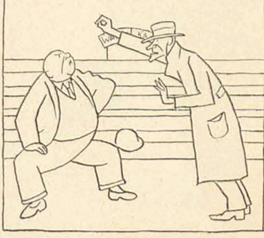
(Th. Th. Heine)



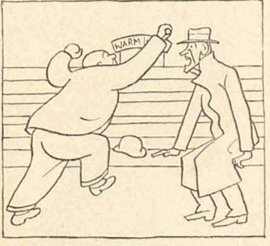
„Immer sind die Züge überheizt!" – „Mir ist es zu kalt."



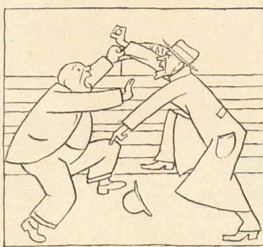
„Sie erlauben wohl, daß ich die Dampfheizung abstelle?" – „Nein, ich friere!"



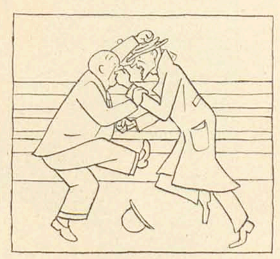
„Was fällt Ihnen ein?!" – „Ich will mich doch nicht erkälten!"



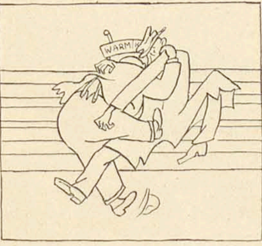
„Und ich will nicht braten." – „Unverschämtheit!"



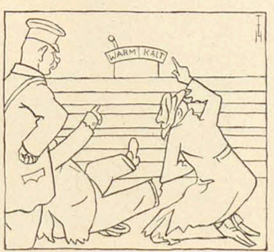
„Frecher Kerl!" – „Das verbitte ich mir!"



„Sie Lausbub haben sich gar nichts zu verbitten!" – „Ihnen geb ich einen Lausbuben!"



„Himmelherrgottsackerment!" – „Saukerl, verfluchter!"



„Aber, meine Herren, regen Sie sich doch nicht auf, die Dampfheizung geht ja gar nicht, der Zug ist elektrisch geheizt."

Gleiches Recht für alle!

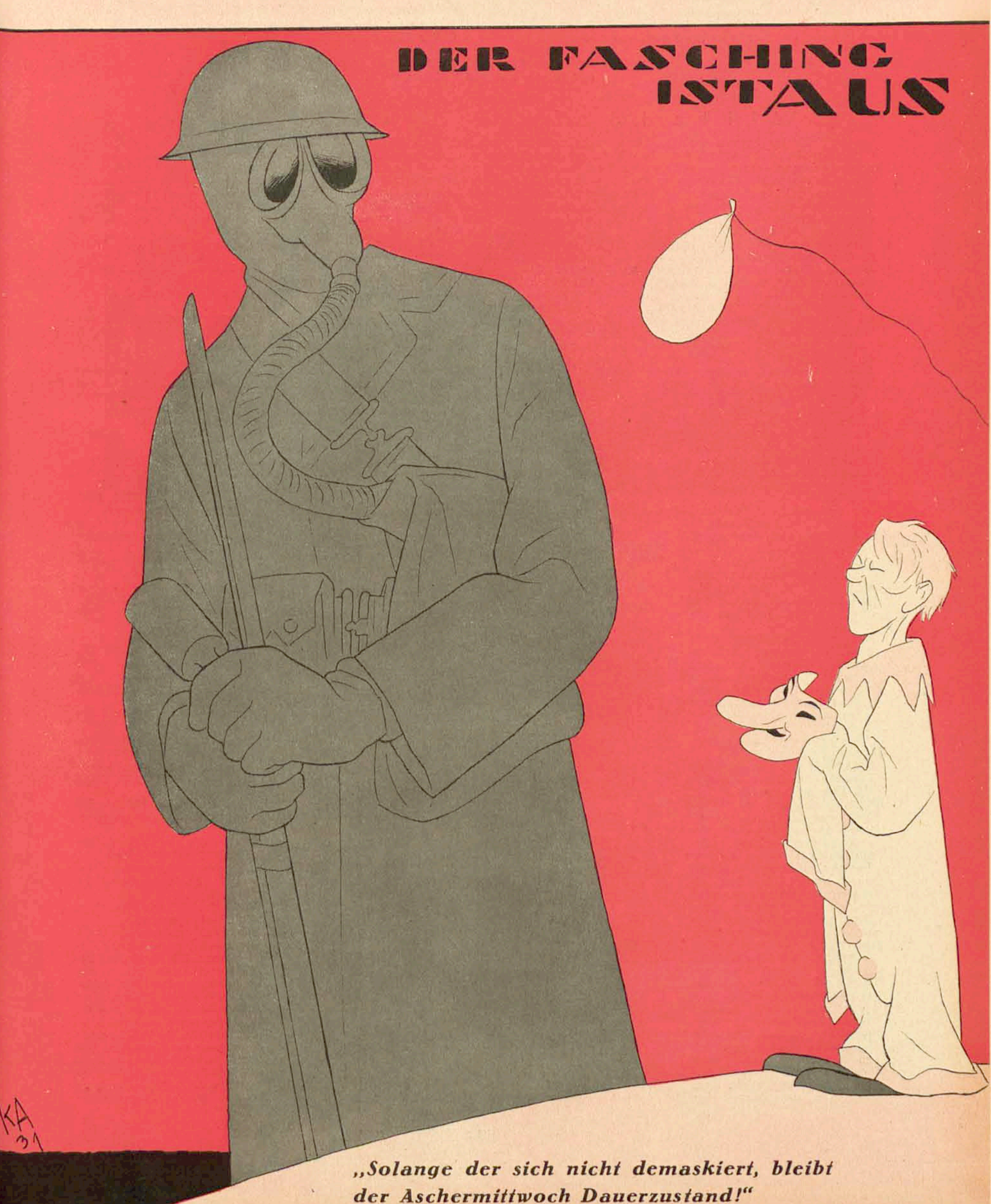
(E. Thöny)



Der Verein ehemaliger Schönheitsköniginnen hat den einstimmigen Beschluß gefaßt, für seine Mitglieder die gleichen Abfindungen wie für andere abgedankte Fürstlichkeiten zu fordern.

Stuttgart, 16. Februar 1931 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS



„Solange der sich nicht demaskiert, bleibt der Aschermittwoch Dauerzustand!"

Der Minotaurus / *Von Peter Scher*

*Der Ochs zertrampelt teils den Laden
und das so teure Porzellan,
teils trägt er als Ersatz für Schaden
sich selbst zum Bündnis an.*

*Vom Papst bis zu Herrn Hubers Lottchen
bespuckt er die Catholici,
doch wenn es sein muß, liebes Gottchen,
wirbt er auch heiß um sie.*

*Die Füße vorn, die trampelnd schreiten,
die geht es scheinbar gar nichts an,
daß sich der hintere Part zuzeiten
auf Filz bewegen kann.*

*Was will das Tier mit Kopf und Hintern,
teils trampelnd, teils mit Schlich?
Will es im Reichsstall überwintern?
Läßt's Brüning? Läßt er's nich?*

*Ist es nicht so, potz sapperment,
der reinste Zentrums-Konkurrent?*

Willsdörfer / Von Alexander Solomonica

Mein geschätzter Freund, der Maler und Philosoph Heinrich Willsdörfer, besaß schon in jungen Jahren eine vollkommene Glatze. Wir hatten ihn immer so gekannt; die Glatze gehörte zu ihm, und er zu ihr. Einst mußte es ja anders gewesen sein, aber sich das vorzustellen, war unmöglich. Sein vom Alter noch keineswegs beschwerter und doch schon ehrwürdiger Kahlkopf schimmerte, man kann sagen, legendär. Ebendarum, infolge einer Kontrastanwandlung, erkundigte ich mich einmal freundschaftlichst nach der empirischen Geschichte seines Haarausfalls, und ob er nie etwas dagegen unternommen habe.

„Ach ja", sagte Willsdörfer, „einer hat mir mal ein fabelhaftes Pulver gegeben, ein Geheimrezept aus Korea, von absolut sicherer Wirkung."

„Haben Sie's angewandt?"

„Gewiß!"

„Ja, aber —"

„Es wurde mir zu langweilig, jeden Tag Waschungen und Prozeduren, und das sollte ein halbes Jahr so gehen; ich hatte Besseres zu tun."

„Schade", meinte ich, „jetzt ist es wohl zu spät?"

„Da sind sie aber sehr im Irrtum, mein Lieber! Es gibt kein Zuspät!"

„Wieso? was heißt das?" fragte ich erstaunt.

„Das Mittel hab' ich noch irgendwo zu Hause, es verdirbt auch nicht. Ich kann die Kur jederzeit durchführen und werde es auch bestimmt einmal tun."

Ich warf unwillkürlich einen Blick auf seinen gelblichgrauen, glänzend polierten Schädel; Willsdörfer bemerkte es, und ein unendlich überlegenes Lächeln durchzuckte schwach sein weißes, jungaltes Gesicht.

„Ich glaube an Regeneration", sagte er trocken.

Darauf wußte ich keine rechte Antwort; über Glaubenssachen läßt sich nicht streiten.

Bald danach traf ich ihn im Café, und es entstand zwischen uns ein Gespräch über erotische Angelegenheiten. So, zum Beispiel, waren wir uns über die irreführende Flachheit der Redensart „Mein Typ" als Sachverständige einig: es gebe für jeden mehr als nur einen „Typ", und zwar desto mehr, je reicher eines Menschen Natur sei. Nur müsse man freilich Haupt- und Nebentypen unterscheiden, je nach Rang und Bedeutung. Doch es erhob sich jetzt das Problem, welcher Sinn der strengeren und vielleicht tieferen Anschauung der Alten innewohne; ob nicht ihre Liebe ihrem Wesen nach einmalig sei, und dementsprechend auch jedes Menschen wahre erotische Ergänzung; ob es nicht wenigstens, unbeschadet aller unbestreitbaren sonstigen Typen, für jeden einen „Urtyp" gebe, welch letzterer Begriff von uns nunmehr als eine Art Kompromiß oder gar Synthese mit männlicher Gründlichkeit untersucht und besprochen wurde.

„Mag sein", meinte ich zuletzt, „daß es so etwas gibt. Nur ist mir leider mein Urtyp noch nicht begegnet."

„Aber meiner mir", sagte Willsdörfer, unbewegten Gesichts.

„Im Ernst? . . . Das ist interessant! Erzählen Sie doch!"

„Nun ja, hier in Berlin, vor einigen Jahren. Ich wartete auf die Elektrische; mehrere Leute standen herum. Da kam ein junges Mädchen zur Haltestelle, und blitzartig erkannte ich mit absoluter Gewißheit, daß dies Geschöpf vom Ursprung her für mich bestimmt sei."

„Haben Sie gleich ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Wo denken Sie hin! So einfach war das nicht. Ich hatte, im Gegenteil, verdammt damit zu tun, mir nichts anmerken zu lassen. Ein voreiliger Schritt hätte alles unnütz erschwert. Ich wußte ja, daß sie mir nicht entgehen konnte. Ich war zu jedem Opfer bereit, verstehen Sie mich recht . . . zu jedem Opfer, zu jedem Mord. Ich war absolut entschlossen."

„Sie standen also an der Haltestelle . . ."

„Die Elektrische kam. Sie stieg ein, ich auch. Ich machte ihre ganze Fahrt mit und beobachtete sie heimlich. Stieg mit ihr aus und folgte ihr in einiger Entfernung. Und so fort. Sie fuhr täglich dieselbe Strecke, ich fast immer mit, Tag für Tag. Zur Beobachtung."

„Haben Sie sie denn nicht angesprochen?"

„Um Gottes willen . . .", rief Willsdörfer etwas ärgerlich.

„Aber Sie müssen ihr doch schließlich aufgefallen sein."

„Ich hab' sie sogar gezeichnet, so vorsichtig, daß sie mich überhaupt nicht bemerkt hat."

„Nun gut, also weiter!"

„Allmählich brachte ich auf diese Weise heraus, daß sie Musikschülerin war, aus Magdeburg, die Tochter eines höheren Beamten. Ich erkundete immer mehr und war bald vollkommen im Bilde."

„An Ihnen ist ja ein Detektiv verloren gegangen."

„Kann schon sein." Er grinste ein wenig.

„War das junge Mädchen denn noch nicht vergeben?"

„Allem Anschein nach nicht. Wäre auch sehr egal gewesen . . . Wie gesagt, ich paßte scharf auf, keiner ihrer Schritte blieb mir verborgen. Ich wußte, daß sie bald endgültig nach Magdeburg zurückkehren würde. Zunächst aber reiste sie, als der Sommer kam, in einen kleinen Badeort; dort traf sie sich mit ihren Eltern."

„Und Sie?"

„Ich fuhr natürlich auch hin. Es hat ein schönes Stück Geld gekostet. Dafür wurde ich dort durch die Kolonnaden entschädigt."

„Herrgott! Wieso? Was soll das heißen?"

„Das ist doch klar: ich konnte alles glänzend beobachten und zeichnen und war selbst keinen Augenblick in Gefahr, entdeckt zu werden."

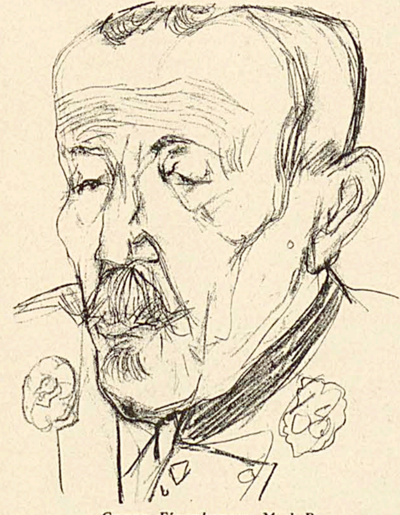
„Merkwürdig . . . Hatten Sie denn kein Verlangen, sie kennenzulernen?"

„Doch, doch, aber sie war fast immer in Gesellschaft ihres Vaters oder von jungen Leuten. Da ließ sich das nicht gut bewerkstelligen."

„Zum Teufel, es gibt doch Möglichkeiten genug —"

Willsdörfer unterbrach mich mit einer geringschätzigen Handbewegung: „Die persönliche Bekanntschaft war im Moment keineswegs das Wichtigste. Außerdem kannte ich sie, ohne sie zu kennen, als meinen Urtyp so genau wie mich selbst . . . Ja, sehen Sie, ich mußte wegen der ungeheuren Bedeutung der Sache sehr behutsam vorgehen. Am Enderfolg war ja nicht zu zweifeln. Ich kann warten!" Er lächelte grimmig. „Aber damals

Politisches Panoptikum *(Rudolf Großmann)*



Georg Eisenberger M. d. R.
(Bayer. Bauern- und Mittelstandsbund)

Mordsensationen stark gefragt

(Th. Th. Heine)



„In der Schlagzeile des Abendblattes sehen wir uns wieder!“

war meine Zeit noch nicht gekommen. Ich hatte auch kein Geld mehr und fuhr nach Berlin zurück. Bis dahin wußte sie überhaupt noch nichts von meiner Existenz. Ich aber hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt und ihre Magdeburger Adresse ausspioniert. Von Berlin aus schickte ich ihr einen Brief.“

„Na, Gott sei Dank! . . . Einen Liebesbrief.“

„Es war, wie Sie sich denken können, keine alberne Liebeserklärung, sondern die sachliche, fast wissenschaftliche Auseinandersetzung, daß wir schicksalsmäßig füreinander bestimmt seien. Zum Beweise beschrieb ich ihr mich selbst, meine äußere Erscheinung sowohl als auch meinen inneren Charakter.“

„Hat sie denn geantwortet?“

Er zog sein Schnupftuch hervor und schneuzte sich.

„Herr Willsdörfer! spannen Sie mich nicht auf die Folter!“

„Es kam auch gleich eine Antwort“, fuhr er gelassen fort. „Mein Brief habe sie sehr interessiert, wenn ihr auch nicht alles ganz verständlich sei. Damit war ich recht zufrieden und drängte sie nicht. Ich schrieb noch einige Male; sie antwortete stets; wir wurden befreundet miteinander. Sie sprach den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft aus und bat mich, nach Magdeburg zu kommen.“

„Na also, endlich . . . Sind Sie hingefahren?“

„Ja, wissen Sie“, sagte Willsdörfer gemütlich, „der Besuch war schon in allen Einzelheiten schriftlich verabredet. Aber wie das so geht: entweder hat man kein Geld, oder wenn man gerade Geld hat, kommt etwas anderes dazwischen . . . oder man hat keine Lust, ist einfach zu faul . . . Für solche langwierigen Expeditionen und Besuche hab' ich nicht viel übrig . . .“

„Wie? Was? Wollen Sie damit sagen, daß nichts daraus geworden ist?“ fragte ich ungläubig und nicht ohne leichte Karussellempfindung.

„. . . So ist denn die ganze Sache allmählich eingeschlafen“, ergänzte er bedächtig.

Ich schaute ihn an; es war keine Spur von Verlegenheit an ihm zu entdecken.

„Haben Sie's also aufgegeben?“ forschte ich nunmehr mit einigem Nachdruck. Diese Frage hatte eine unerwartete Wirkung. Willsdörfer schien seinen Ohren nicht zu trauen, und er verlor die Geduld mit mir.

„Sie sind wohl nicht ganz bei Trost?“ rief er empört, „wie können Sie denken, daß ich so etwas aufgebe! Das ist absolut ausgeschlossen! Aber ich will mich nicht ärgern, Sie begreifen eben nichts davon. Es handelt sich hier um die letzte Erfüllung, um das höchste Glück und zugleich um eine Schicksalspflicht. Und das, mein Lieber, sind die einzigen Pflichten, die ich restlos anerkenne. Das ist meine Moral, auf alles andere pfeife ich!“

Es verschlug mir die Rede. Doch ich ließ nicht locker, und nach einer Weile erkundigte ich mich schüchtern: „Lebt jenes Mädchen jetzt in Magdeburg?“

„Ja“, brummte Willsdörfer, noch ein wenig aufgebracht, sonst aber ganz harmlos, „sie hat dort vor zwei Jahren geheiratet.“

Ich war ehrlich perplex.

„Da haben Sie doch keine Chancen mehr“, stotterte ich.

Aber was war das? In Willsdörfer war rein ein Dämon gefahren, er wetzte hin und her, sah unruhig um sich, ob ihn niemand belausche, dann näherte er mir hastig sein Gesicht, und unverkennbar blitzte in seinen sonst so schläfrigen Augen ein tückischer Triumph. „Es ist alles in Ordnung“, raunte er mir zu, „ich habe mich mit einer Magdeburger Vertrauensperson in Verbindung gesetzt und ihr den strengen Auftrag erteilt . . . man kann ja nie wissen: daß sie mir, falls der Mann etwa stirbt, sofort telegraphiert!“

Gespenster-Fasching

Von Walther C. F. Lierke

Bunt geht es zu. Es schäumt zwar wenig Sekt,
doch manches Weiber-Strumpfbein schwenkt sich hoch.
Man lebt! Man ist bis dato nicht verreckt, —
das steigt erst noch . . .

Redouten-Zauber ein paar kurze Wochen,
mit Jazz und mit Kostümen hochapart! . . .
Kommt euch kein leises Gruseln angekrochen,
wenn ihr in einen Spiegel starrt?

Ihr seid Bankrott-Gespenster, wißt ihr das?
Trotz Sekt, trotz Strumpfbein und trotz Schminkrekord
grinst unsres Zeitbilds Fratze elendsblaß
zum Saal herein — Kein Fasching scheucht sie fort!

Am Aschermittwoch, werte Fest-Bagage,
wenn ihr schön „ausgelebt“ nach Hause schleicht,
zählt ihr verkramtes Kleingeld aus der Tasche,
wie weit's noch reicht. . .

Der Frohsinn, den ihr nach Kalender mimt,
kann heut schon stempeln gehn, — das ist gewiß.
Die Faschingslosung, die allein noch stimmt,
heißt: Selbstbeschiß.

Notverordnung

(E. Schilling)



Nach den Erfahrungen der letzten Wochen ist verfügt worden, daß jeder Demonstrationszug seinen eigenen Leichenwagen mitzuführen hat.

Moskauer Anekdoten

Die Funktionsenthebung

Als bekannt wurde, daß die Krupskaja, die Witwe Lenins, in der Parteiauseinandersetzung den Standpunkt Bucharins einnahm, begannen eine Anzahl provinzieller Sowjets Resolutionen gegen sie und die übrigen Führer der Opposition annehmen zu lassen und nach Moskau zu senden. Eines Tages nun lief — so erzählt man — aus einem kleinen sibirischen Parteikomitee das nachfolgende, einstimmig angenommene Protesttelegramm im Kreml ein:

„Das Bezirkskomitee von XYZ hat unter stürmischem Protest von der Haltung der Genossin Krupskaja Kenntnis genommen. In Anbetracht dieser Haltung fordert das Komitee vom Parteiausschuß die sofortige Enthebung der Genossin Krupskaja von ihrer Funktion als Witwe Lenins . . ."

Es soll der einzige Fall gewesen sein, in dem das bolschewistische Zentralkomitee ratlos war und ratlos blieb.

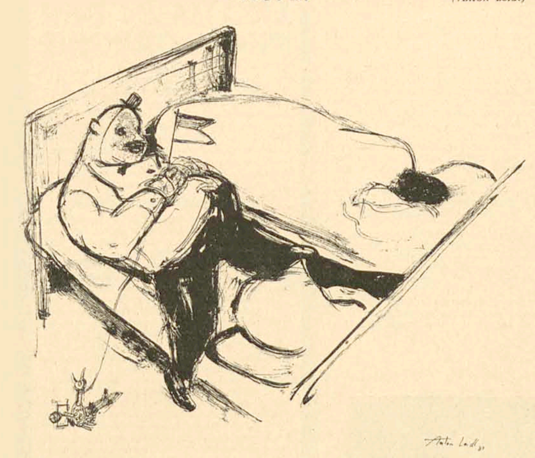
Acht Gründe

„Vielleicht wegen der Bauernfrage? Wegen der permanenten Revolution? Wegen der Kollektivierung? Ich kann mir denken, daß es mehrere und wichtige Gründe sind, deretwegen Sie für Stalin und gegen Trotzki sind", sagte einer zu einem anderen.

„Mehrere Gründe? Ich habe im ganzen sogar acht." — „Also doch die Bauernfrage?" — „Nein." — „Die Kollektivierung?" — „Nein." — „Die permanente Revolution?" — „Nein." — „Habe ich etwas Wichtiges vergessen? Acht Gründe? Was könnten das für acht wichtige Gründe sein, wo weder die Bauernfrage, die permanente Revolution, noch die Kollektivierung darunter sind?"

„Nun: Eine Frau und sieben Kinder . . ." E.

Moral *(Anton Leidl)*



„Det eene jehört sich nu eben for 'nen charaktervollen Mann: am Aschermittwoch wieder bei der eijenen Frau uffzuwachen!"

Klagelied am Aschermittwoch

Gestern habe ich das Waschgeschirr versetzt,
Das eigentlich der Wirtin gehört.
Doch darüber habe ich mich hinweggesetzt;
Denn es hätte mich doch nur gestört,
Weil ich als Neger auf die Redoute gehen wollte. —
Ich hänge nicht am Golde!
Oder das Gold bleibt an mir nicht hängen.
Ich hatte zwar eingeteilt: Waschkrug bis 10,
Schüssel bis 1, bis 4 — Sie verstehn!
Aber da traf ich schon um 9 eine entzückende kleine
Negerin. Mit der wollte ich meine Komplexe verdrängen.
Und um 1/2 11 war ich doch schon wieder alleine. —
Auch Porzellan hält nicht Immertreue,
Und der Henkel am Krug war sowieso schon gekittet. —
Ich verspüre keine Reue!
Aber — heute benimmt sich doch alles wieder gesittet,
Und ich kann doch nicht immer als Neger herumlaufen.
Ich möchte mich ins Krematorium einkaufen.
Oder mich waschen! — Worin, weiß ich nicht.
Jeder Krug geht solange zum Wasser, bis er bricht. —
Nur die Zahnbürste besitze ich noch!
Aber weil ich jetzt doch
Ein gewisses Schuldgefühl habe,
Schenke ich sie meiner Wirtin als Morgengabe
Zum Aschermittwoch.

H. J. Modrze

Die öffentliche Ordnung / Von Bruno Manuel

„Herr Minister", sagte der Besucher im Brustton, „ich bin beauftragt, im Namen des Vereins zur Wahrung nationaler Belange gegen die würdelose Zeichnung ‚Der Kommißstiefel' zu protestieren. Sie verletzt unsere vaterländischen Gefühle auf das empfindlichste."

Der Minister konnte nicht umhin, zu fragen: „Inwiefern?"

„Sie stellt", versetzte der Besucher mit gefalteter Oberlippe, „einen Rekruten dar, der von seinem Feldwebel ins Gesäß getreten wird. Das übersteigt nun doch die Grenzen des Erlaubten. Eine derartige Verunglimpfung unseres ruhmreichen Heeres läßt sich der Verein zur Wahrung nationaler Belange einfach nicht gefallen."

Der Minister erkannte sofort, daß hier tatsächlich die heiligsten Güter der Nation beschmutzt wurden.

„Allerdings ein starkes Stück", sagte er. „Um so mehr, als sich kein Feldwebel unserer Armee jemals so etwas erlauben würde. Vom vaterländischen Standpunkt aus müßte man die Zeichnung eigentlich verbieten. Nur haben wir bei der berühmten Freiheit unserer Verfassung leider keine Handhabe. Es sei denn, vor dem Bild käme es zu Kundgebungen, die die öffentliche Ordnung stören. Dann könnten wir allerdings einschreiten."

Am nächsten Tag marschierte der Verein zur Wahrung nationaler Belange vor das Bild, fuchtelte bedrohlich mit den Spazierstöcken, hinderte alle brünetten Leute am Besteigen der Straßenbahn und behauptete unter Entfesselung eines erheblichen Stimmenaufwandes, daß seine vaterländischen Gefühle total verletzt wären. Es erschien die Polizei. Als sie die Worte „vaterländische Gefühle" hörte, forderte sie den Kunsthändler ohne weiteres auf, das schmachvolle Bild sofort zu entfernen.

•

Im Schaufenster einer Buchhandlung hingen diverse Lieblinge auf Postkarten. Darunter

das hehre Gruppenbild: „Unser angestammtes Herrscherhaus", bei dessen Anblick sich standesbewußte Herrschaften vor Wonne etliche Verzierungen abbrachen.
Nicht so der entschiedene Republikaner.
„Ist das nicht gradezu unerhört", sagte er, „daß man sich zwölf Jahre nach der Revolution diese Schweinerei gefallen lassen muß?"
„Man muß gar nicht", versetzte ein Herr, der bestens informiert war. „Man braucht zum Beispiel nur vor dem Schaufenster Kundgebungen zu veranstalten, die die öffentliche Ordnung stören. Dann hat das angestammte Herrscherhaus im Handumdrehen zu verschwinden. Ein ähnlicher Fall hat sich erst unlängst ereignet."
Am nächsten Tag marschierten die entschiedenen Republikaner vor das Schaufenster, schwenkten die Fahne der Freiheit, pochten auf die in der Verfassung verankerte Republik, die bei dem ungewohnten Anruf etwas schwankte, und behaupteten, der Anblick des angestammten Herrscherhauses verletze ihr republikanisches Staatsempfinden.
Es erschien die Polizei. Als sie die Worte „republikanisches Staatsempfinden" hörte, verhaftete sie die Demonstranten wegen öffentlicher Ruhestörung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Sachbeschädigung, Nötigung und versuchten Landfriedensbruches.
Um eine Wiederholung dieses unwürdigen Vorfalles zu verhindern, wurde das Schaufenster samt dem angestammten Herrscherhaus von zwei Schutzleuten bewacht.

Zufall

(E. Braun)



„Seht ihr, Kinder, Pech muß der Mensch haben: Nun geht man doch alle Jahre einmal in das Theater, und gerade an dem Abend findet kein Skandal statt!"

Neuer Lichtblick

Frohlocke und jubiliere, gepeinigte deutsche Seele:
wir bekommen jetzt neue, und zwar preisgekrönte Grenzpfähle,
als welche von links und rechts, von vorne und hint
tadellos und künstlerisch völlig einwandfrei sind.

Wie lockert ihr Glanz, ihre sachliche Güte
das vorher so kummerbedrängte Gemüte!
Wie wird durch die Schönheit, die uns nun umzirkt,
ein Drang zur Verinnerlichung bewirkt,
so daß wir die Enge des Käfigs vergessen,
wenn wir die Ästhetik des Gitters ermessen!

Heil IHM, dem diese Lösung gelang,
Herrn Redslob, und seinem Tatendrang!

Ratatöskr

Vom Tage

Der „Ulmer Lokalanzeiger" schrieb anläßlich eines Besuches Otto Gebührs in Ulm:
„Otto Gebühr, dessen kurzer Besuch das lebhafteste Interesse der Ulmer auslöste, konnte leider von der beabsichtigten Führung des Fremdenvereins durch die Altstadt keinen Gebrauch machen, da die Zeit nicht reichte. Er stellte jedoch in Aussicht, im Frühjahr bestimmt wieder herzukommen, um die reizenden Altstadtpartien, die seine größte Bewunderung erregten, zu malen. Otto Gebühr ist bekanntlich nicht nur ein Großer im Reiche der Filmkunst, sondern auch ein äußerst begabter Maler."
— Man sieht: „Majestät auf Reisen", der Untertan ist schon wieder ganz in Form.

T.

Meyer & Haas gehen in Ausgleich

Bei Meyer & Haas stimmte nicht Soll- und Habenseite, mit anderen Worten, sie waren pleite!
Meyer ging zu seinem Advokaten und ließ seinem Sozius folgenden Brief schreiben:
„Sehr geehrter Herr Kompagnon, wie sich aus den Büchern herausgestellt hat, haben Sie mich seit Jahr und Tag systematisch bestohlen, so lange, bis unsere Firma zugrunde ging, was auch mein finanzieller Zusammenbruch ist. Ich gebe Ihnen zur Schadensgutmachung eine Frist von vierundzwanzig Stunden, sonst müßte ich hiervon dem Ausgleichsverwalter Mitteilung machen."
Ungefähr denselben Brief bekam Meyer von seinem Kompagnon. Da gingen sie hin und gründeten eine neue Firma Haas & Meyer, denn jeder hatte nun die Überzeugung, daß sein Kompagnon nicht ohne Geldmittel sei.

Solterer

Noch einmal „Dreigroschenoper in Ulmer Fassung"

Wir brachten in unserer Nr. 35 an dieser Stelle einige Proben von dem moralisch gereinigten Text der Dreigroschenoper, der scheinbar der Ulmer Aufführung zugrunde gelegt werden sollte, da die Korrekturen einem dort ausgegebenen Rollenbuch entstammten. Der Intendant des Ulmer Theaters, Erwin Dietrich, legt jedoch Wert auf die Feststellung, daß diese Korrekturen nicht von ihm vorgenommen wurden und auch für die — bisher allerdings noch immer nicht zustandegekommene — Ulmer Aufführung nicht vorgesehen seien. Das korrigierte Rollenbuch ist ein Leihexemplar, das offenbar für irgendeine andere Aufführung entsprechend „gereinigt" wurde. Welchem Bühnenleiter das Verdienst dieser neuen Textfassung nun eigentlich gebührt, läßt sich also leider nicht feststellen, aber die Hauptsache ist, es existiert eine „stubenreine" Bühnenbearbeitung des übelberüchtigten Werkes.

Die Redaktion.

Wie der Tafelhuber Toni seinen Hitler verleugnet hat

Von Ödön Horváth

Gegen den Satan der Fleischeslust ist noch kein Kraut gewachsen, besonders im Fasching nicht. Auch wenn man eingeschriebenes Mitglied der NSDAP. ist, erliegt man halt leicht der Versuchung, wie uns dies der Fall Tafelhuber zeigt. Der Tafelhuber Toni war nämlich ein überaus eifriger Hakenkreuzler, aber trotzdem verleugnete er bei der letzten Redoute seinen Hitler, und daran war nur so ein raffiniertes Frauenzimmer, Gott verzeih ihr die Sünd, schuld. Die hat den Tafelhuber Toni direkt um ihre Finger gewickelt, akkurat wie die Dalila ihren Simson. Dabei war der Tafelhuber gar kein Simson nicht.

Begonnen hat es so: wie es nämlich angefangen hat, da ist der Toni noch bei seinen speziellen Parteifreunden gesessen, in der Nähe der illuminierten Tanzfläche. Eine illustre Korona war das. Noch hat er sich nicht mal nach dem Schatten eines Weibes umgeschaut, sondern hat bloß sarkastische Bemerkungen fallen lassen über dem Kardinal Faulhaber seine letzte Predigt. Aber dann wollte es plötzlich das hinterlistige Schicksal, daß er seine Circe findet. Das war eine üppige Erscheinung, direkt rassig. Sie ging als Andalusierin und hatte was für ihn. Sie ist an ihm vorbeigerauscht, und er fühlte sich magisch hingezogen. Und sie hat halt nicht locker gelassen mit ihren verheißungsvollen Augen und den halbgeöffneten sinnlichen Lippen. So wurde er verzaubert.

Fünfmal hat er dann getanzt damit, und zwar gleich hintereinander. Sie preßte sich an ihn, und ihm tat das wohl, denn sie war halt kein Krischperl. Hernach wurde er plötzlich romantisch und gebrauchte ein dichterisches Bild, worauf sie sich an seinen Arm hängte und meinte, sie müsse nun etwas trinken vor lauter Linksrum. Er stieg mit ihr auf die Galerie in ein schattiges Eck. Dort setzten sie sich, und wie auf ein Kommando intonierte die Musik eine getragene Weise. Aber das war alles nur Schicksal. Sie trank einen süßen roten Likör, und er sah ihr dabei zu. Dann kamen sie sich immer näher und gaben keinen Ton von sich. Mittendrin ging aber plötzlich ein Herr vorbei, und dieser Herr war ein Jud. Er lächelte rabulistisch und warf der Andalusierin einen provozierenden Blick zu, den diese automatisch erwiderte, denn sie war halt eine kokette Person.

Der Tafelhuber jedoch wollte seiner Beobachtungsgabe schier nicht trauen. Vor seinem geistigen Auge wiederholte er sich diese Szene, und immer mehr wurde für ihn diese Episode abermals zum Beweis. Er wollte es sich nicht gefallen lassen, daß ein Semit die Seinige so orientalisch-lüstern anschaut, aber der Orientale war schon verschwunden, und nun entstand zwischen dem Paar ein Meinungsaustausch über diese ganze Judenfrage. Der Tafelhuber wurde immer stolzer und setzte seiner Andalusierin allerhand auseinander, aber diese blieb verstockt. Ja sie meinte sogar, daß ihr das schon sauwurscht wäre, ob Jud, ob Christ, ob Heid, für sie wäre die Hauptsache, daß einer ein Menschenantlitz trägt. Und plötzlich fuhr sie ihn an: „Oder bist du gar a so a Hakenkreizler? Die mag i nämli scho gar net!" Sie sah ihn direkt durchbohrend an. „Mei Vater is Sozialdemokrat, mei Mutter is Sozialdemokrat, und i bin's a", sagte sie und zog sich zurück von ihm, so daß es ihm an der ihr bisher zugewandten Seite ganz eisig entlang wehte. Weil er halt auch schon ziemlich durchschwitzt war. Er wollte sich an ihr wärmen wie an einem Feuer — aber da fiel ihm schon wieder der Kardinal ein und der Herr Owen Young, besonders letzterer grinste sehr höhnisch — „Nur nichts mehr denken", dachte der Tafelhuber verzweifelt und konnte nicht mehr anders. Sein aufgestacheltes Verlangen nach den einladenden Formen seiner marxistischen Andalusierin blieb weiter bestehen und wuchs sich aus, trotz der diametral anderen Weltanschauung. Auch ein SA-Mann ist halt zu guter Letzt nur ein Mensch. Auch er ist doch nur ein Mann mit demselben Gestell wie ein Exot. Was helfen da alle guten Vorsätze, das Leben legt seine Netze aus und fragt weder nach Rasse noch nach Religion. Manchmal ist halt auch bei einem Hitlermann der Geist willig und das Fleisch schwach. Und er sagte: „Nein, ich bin kein Hitler nicht." —

So hatte er seinen Hitler verleugnet, ehe die dritte Française getanzt war.

Aber hernach hat er es mit den Gewissensbissen bekommen und nicht zu wenig. Er ist ganz dasig an den Tisch seiner Parteigenossen zurückgekehrt und hat sich einen furchtbaren angetrunken vor lauter Zerknirschung. Düster hat er vor sich hingestarrt und gegrübelt, eine lange Zeit. Dann ist er plötzlich aufgesprungen und hat losgebrüllt: „Ja Herrgottsakrament, sind wir denn noch in Deutschland oder nicht?!" Man beruhigte ihn und setzte ihm auseinander, daß er sich noch in Deutschland befände, und zwar mitten in München, aber er wollte es nicht glauben. Er lallte nur Abwegiges vor sich hin und wankte benommen. Man führte ihn hinaus in die frische Luft. Ein feiner Nebel lag über dem Asphalt, und wenn er sich nicht hätt' übergeben müssen, dann hätt' er die Sterne der Heimat gesehen.

Resumé

(Josef Sauer)

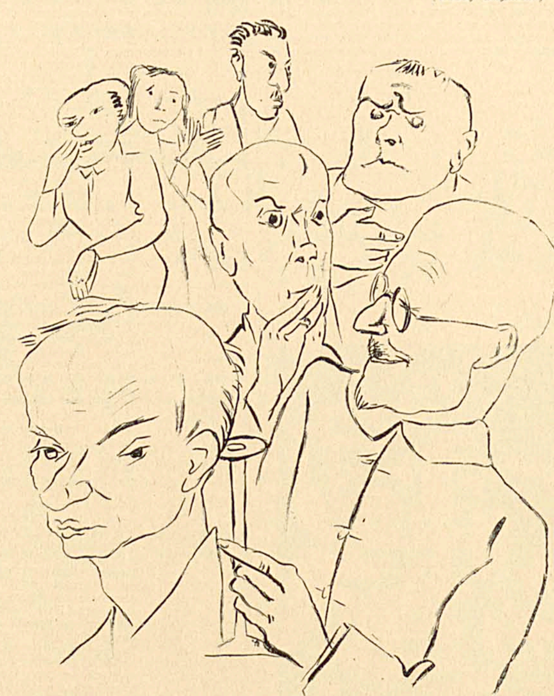
„Und sehgn's, Frau Obersekretär, was ham mir jetzt heuer g'habi von der ganzen Faschingsgaudi? Mei Mann a G'schpusi, und i zwoa Hühneraug'n!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Irren-Diagnose

(Rudolf Großmann)



„Sehen Sie, mein Lieber, Ihr pathologischer Sexualtrieb in einer Ehe produktiv ausgewertet — und Sie würden Dienst am Vaterland leisten, statt hier zu enden!"

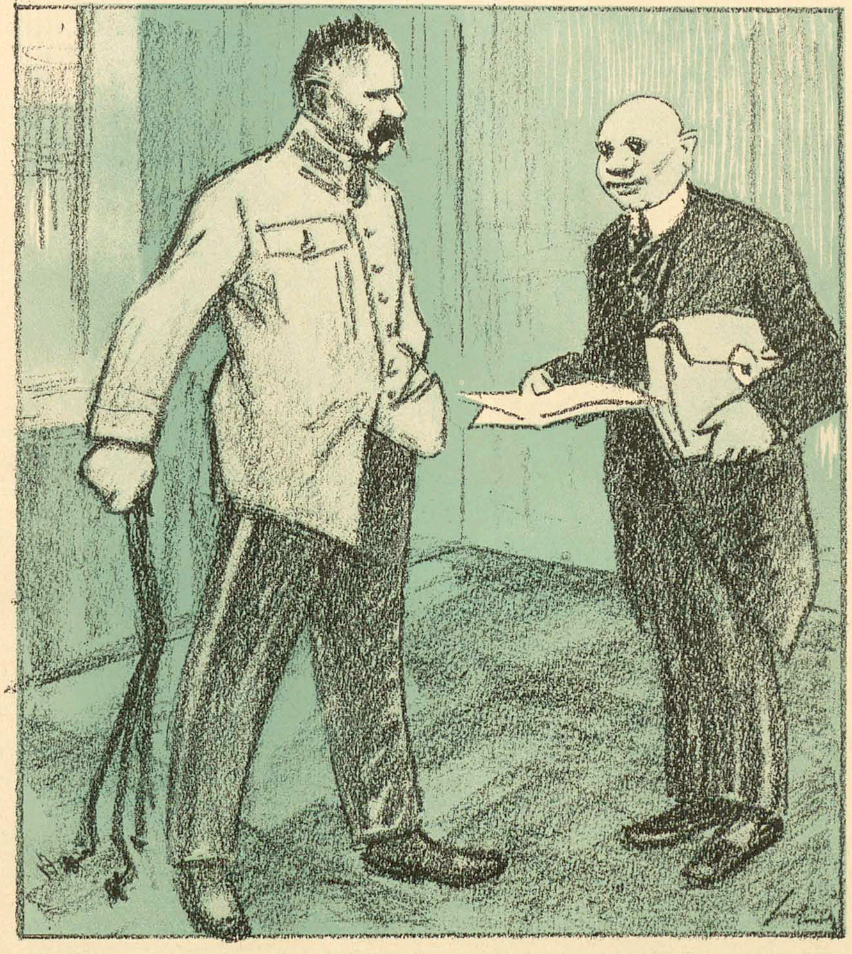
Die Männer sahen zu den Frauen hinüber, sachlich und neugierig. Niemand sprach, alle hatten sich, wie auf ein Kommando, an die Wände gelehnt. In der Ecke, am Klavier, saß der Arzt, und weil die Männer den Frauen gegenüberstanden, wie zu einer Quadrille gestellt, fiel ihm ein, nun auch wirklich eine Quadrille tanzen zu lassen, um so die erste Stille zu brechen.
Der Arzt schlug am Klavier an, erschrak zuerst selbst über die Musik in diesem Haus; dann begann er mit lustigen Worten die Quadrillenschritte zu kommandieren, wie der Tanzmeister auf alten Bällen. Und die Irren kamen aufeinander zu, im tänzerischen Takt, aber ernst und schweigend. Selbst die Füße schwiegen, denn alle hatten die weichen Anstaltspantoffeln an, damit auch an diesem gelockerten Abend niemand ausbrechen könne. An den Türen saßen die Pflegepersonen, auch sie heute ohne weißen Dienstmantel. Sie saßen dort, wie früher einmal Mütter, die ihre kleinen Töchter zum Kränzchen gebracht hatten und dann, von den Wänden aus, wohlwollend aber eifrig das Treiben bewachten.
Lang brauchte es, bis die unsägliche Befangenheit wich. Aber auch dann blieb die lastende Stille, nur daß manche beim Tanzen schon flüsterten, einige lachten sogar. Nach der Quadrille kam Polka, kam Walzer und dann auch moderner Tanz. Der Arzt saß nicht mehr am Klavier — ein Wärter hatte ihn dort abgelöst —, er ging jetzt zwischen den Leuten herum, plauderte mit ihnen, beobachtete sie.
Ein Mann, dem der Wahn im Leibe saß, er sei der Messias, begann plötzlich seine ewige Predigt. Zwei Wärter nahmen ihn in die Arme und zogen ihn hinaus. Vor der Türe begann er zu toben. Schrie und drohte. Der Lärm war auch im Saale zu hören, und obwohl der Klavierspieler stärker anschlug, blieben die Paare alle stehen. Nichts weiter geschah, als daß sie aufmerksam hinaushörten. Sie standen da, als hörten sie draußen eine gutvertraute leichte Melodie singen. Gleich darauf tanzten sie weiter.
Um neun Uhr wurden belegte Brote von Wärtern herumgereicht. Die Männer waren galant und ließen die Frauen zuerst nehmen. Als einer gierig und kindisch nach dem Essen schnappte, wiesen ihn die andern erregt zurecht. Schon sprachen sie alle miteinander, und nichts an diesen Menschen hätte den grausamen Ort des Festes ahnen lassen können, nur die trüben und die fiebernden Augen. Die Augen freilich waren irr.
Aber einer war da, den hatte die Musik aufgerissen. Er tanzte mit einer kleinen Frau, die ihm unausgesetzt ins Gesicht lächelte. Da blieb er stehen, preßte die Frau an sich und küßte sie. Ein scheuer und doch greifender Kuß war es. Die beiden hielten sich umfaßt, hatten die Augen verschlossen.
Die anderen hörten zu tanzen auf. Einer nach dem anderen schlich zu dem Paar, stellte sich hin und starrte. In diesem Starren lag Verzweiflung und Sehnsucht und Staunen. Niemand sprach mehr. Fast genau in der Mitte des Saales stand das Paar, unlösbar aneinandergepreßt, von den anderen umgeben wie von scheuem Wild, das im Winter bis dicht an die warme Wohnung der Menschen rückt, aber sich dann doch nicht ins Haus wagt. Eine große Stille lag auf allem, größer noch und unterstrichen durch das freche Klimpern des verlegenen Klaviers.
Gleich darauf brach der Arzt das Fest ab. Als sie hinausgeführt wurden, in ihre Kammern, gingen die Irren ruhig und ohne Sträuben mit den Wärtern. Die Köpfe waren gesenkt, die weichen Pantoffeln schlichen über den Boden, und das klang wie eine Klage. Auch das Paar ließ sich ruhig voneinander lösen. Nur als die Frau bei der Türe war, schrie sie kurz auf.

Tanzfest im Irrenhaus / Von Stefan Kat

Das Irrenhaus in P., von einem modernen Arzt geleitet, gab während des Faschings seinen Pfleglingen ein Tanzkränzchen. Freilich, das war ein Wagnis; jede Störung des bleiernen Alltagsablaufes ist Gefahr für alle, die das trübe Haus aneinander fesselt, — für die Irren und für die Pflegepersonen. Aber der Arzt entschloß sich dennoch dazu. Seit langem war kein neuer Fall eingeliefert worden, und die alten Gäste des Hauses kannte er schon gut genug, um ihre Reaktion auf das geplante Experiment — das blieb es natürlich trotzdem — abschätzen zu dürfen.
Das Haus nahm nur lebenslängliche Gäste auf, hoffnungslos Kranke, aber doch auch nur solche, deren Störung verhältnismäßig leicht und für die Umgebung nicht bedrohlich war, solche, die also einen Rest von Gemeinschaftsleben führen konnten. Kümmerlicher Rest! Frauen und Männer wurden durch ein stählernes Netz von Einrichtungen und Verboten voneinander getrennt, und auch in den so geschiedenen zwei Abteilungen war jedes gemeinsame Essen ein nur selten versuchtes Wagnis.
Und jetzt — ein Tanzfest! Drei Stunden lang sollten irre Männer und irre Frauen einander begegnen, in ihren eigenen Kleidern — wie hätte denn Festfreude mit Anstaltskleidern vereinbart werden können?—, bei Musik und bei Tanz.
Abends um sieben Uhr begann es. Der Speisesaal der Männerabteilung war mit buntem Papier geschmückt, ein Klavier stand in der Ecke, auf dem Anrichtetisch waren die Limonadegläser in langen Batterien bereit. Es sah alles beinahe so aus, als wartete der „Gartensaal" eines kleinstädtischen Wirtshauses auf den traditionellen Faschingsball des ansässigen Sparvereins.
Die Gäste kamen. Ohne Kragen die Männer (bei diesem Verbot mußte die Anstaltsleitung bleiben), doch sonst sauber und festlich gerichtet. Und dann, durch die andere Tür, die Frauen. Keine von ihnen war jung, aber möglich auch, daß die müde Krankheit sie alle älter machte, als sie wirklich waren. In richtigen Frauenkleidern kamen sie, manche hatten Blumen am Kleid angesteckt. — in das graue Zimmer fiel jetzt Farbe.

Pilsudski und das Genfer Ergebnis

(Wilhelm Schulz)



„Was, keine Vergewaltigung der deutschen Minderheit mehr? Dann müßte ich mich ja schließlich bloß auf die rein polnische Bevölkerung beschränken!"

Landbund-Song / Zur „Grünen Woche" zu singen

Von Benedikt

Was ist des Deutschen Vaterland?
Das Vaterland sind wir!
Wir halten aus, wir halten stand
und fordern dafür allerhand —
und dazu sind wir hier!

Was ist die deutsche Landwirtschaft?
Die Landwirtschaft sind wir!
Wir sind das Mark, wir sind die Kraft!
Und wenn ihr nicht neue Zölle schafft,
heißt's: Republik krepier!

Was ist die große deutsche Not?
Die deutsche Not sind wir!
Es gibt zur Stunde kein andres Gebot
als: „Deutsche, freßt deutsches Roggenbrot!"
— — Die Bombe glimmt vor der Tür!

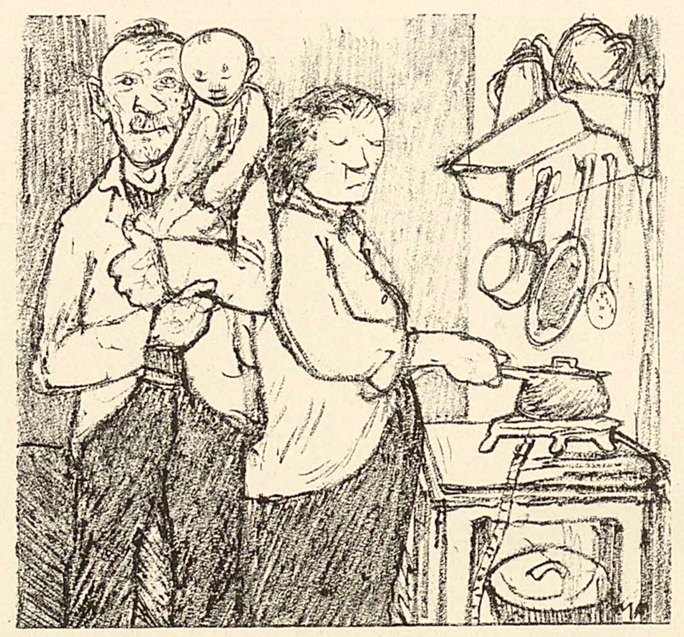
Und was ist die deutsche Republik?
Die Republik sind wir nicht!
Und geht sie nicht mit uns durch dünn und dick,
dann brechen wir ihr das schwache Genick
und spucken ihr noch ins Gesicht!

Qui pro quo

Der Gegenkandidat von Hindenburg bei der Reichspräsidentenwahl war seinerzeit bekanntlich Hellpach. Der Niederlage folgte eine Berufung an die Universität Heidelberg, und aus dem demokratischen Politiker wurde ein theoretisierender Hochschullehrer. Der ob seines bissigen Humors gefürchtete Jurist Gradenwitz begrüßte den neuen Kollegen mit folgender Apostrophierung: „Es ist doch eigentlich gut, daß Sie nicht Reichspräsident geworden sind, sonst hätten wir Hindenburg zum Ordinarius machen müssen!"

Vorsorge

(M. Frischmann)



„Weißte, morjen melde ick mal den Kleenen beim Arbeitsamt an, bis er dann erwachsen ist, bekommt er vielleicht wat zu tun."

Umgang mit Kurzsichtigen / Von Alice Ekert-Rothholz

Pflegen Sie Umgang mit Kurzsichtigen? Glauben Sie mir: ein schwerer Umgang! Die Leute tappen bei hellichtem Tage unsicher herum; alle Dinge liegen für sie in diesem bestimmten, unbestimmten Nebel; und wenn die Leute ihre Brille zu Haus lassen, verursachen sie mit ihren ständigen kleinen Fehlleistungen nur Gelächter und Schaden. — Ein schwerer Umgang!

Neulich lud mich ein kurzsichtiger Herr, der dicht bei der Schwerindustrie wohnt, zum Mittagessen in ein Klasselokal ein. Nachdem sich der Kurzsichtige, der natürlich seine Ersatzaugen zu Haus vergessen hatte, an allen möglichen Gegenständen vergriffen hatte, die die reich gedeckte Tafel auf Abzahlung schmückten, angelte er endlich die Speisekarte und führte sie dicht an den Mund, um besser lesen zu können. Der Kellner marschierte vor Ungeduld wie die Westfront 1914 und erwartete unsere Befehle . . .

„Ich nehme Genfer Braten!" entschied der kurzsichtige Herr.

Der Kellner machte dämliche Kulleraugen und war in diesem Moment von tauberhaftem Reiz . . .

„Genfer Braten führen wir nicht!" sagte er fest, aber entschieden.

Bei näherem Hinsehen ergab sich, daß der kurzsichtige Herr auf „Gänsebraten" getippt hatte.

„Und die Dame?" gluckste der aufgescheuchte Kellner.

Da ich nur eingeladen war und außerdem einen schlichten Untergangsmantel mit Pelzersatz trug, bestellte der Schwerindustrielle vor lauter Takt das „Kleine Arbeitslosenmenü" zu 25 Pfennig für mich. Dieses bestand aus einem Zahnstocher und ähnlichen Nachspeisen.

Bis das Essen kam, zankten wir uns.

„Wie sehen Sie überhaupt aus?" sagte der kurzsichtige Herr mißbilligend und rauchte sich ein Käsemesser an. „Man muß sich ja mit Ihnen in einem bessern Lokal genieren! Warum haben Sie keinen Hut auf?"

Ich trug zwar — wie alle Fräuleins heutzutage — meine Kappe auf dem Hinterkopf; aber so weit konnte der kurzsichtige Herr wieder nicht sehen . . . Ein schwerer Umgang!

In diesem Moment kam unser Essen angerollt.

„Wieso ist nichts auf Ihrer Platte drauf?" fragte mein Gönner beleidigt und goß sich ein Gläschen Essig ein.

Meine Platte war zwar bis zum Rand mit Protesten angefüllt, aber die konnte er nicht sehen vor lauter Genfer Braten...

Als mein Gastgeber satt war, besann er sich auf seine gesellschaftlichen Pflichten und begann eine Unterhaltung mit mir.

„Waren Sie seinerzeit im Fridericus-Film?" erkundigte er sich leutselig.

„Nein", erwiderte ich und schluckte meinen letzten Protest herunter.

„Sehr niedlich! — Zug drin!" fuhr der kurzsichtige Herr fort. „Ich geh überhaupt nur noch in historische Filme. Die strengen die Augen nicht an."

„Wieso?" fragte ich erstaunt.

„Gott, sind Sie dämlich!" meinte der Herr und goß sich Rotwein in meinen Ausschnitt. „Natürlich schont man die Augen! Bei so einem Fridericus-Film weiß doch jeder schon vorher, um was sich's handelt. Da braucht man gar nicht mehr hinzusehen... Jetzt haben sie wieder einen historischen Film in der Mache. Aus der Zeit der Hakenkreuzzüge. Mit Hitler als Gottfried von Bouillon!"

„Süß!" sagte ich und ging leise an den Nebentisch, um einem dort aufgebauten Gast seinen Kognak auszutrinken.

Der kurzsichtige Herr hatte indessen meine Serviette entfaltet, um die allerneusten Meldungen zu lesen.

„Die Zeitung macht mir gar keinen Spaß mehr!" wandte er sich dann an mich. „Ob das an meinen Augen liegt? Da machen sie jetzt dauernd in Wirtschaftsreform, und ich kann nichts sehen! Die ganzen Reden verschwimmen mir vor den Augen . . ."

„Da muß man wohl doch mal schärfer hinschauen", erwiderte ich sanft. „Wollen Sie die neuen Pläne zur Wirtschaftsreform mal einen Moment durch meine Augen besehn?"

„Nee!" wehrte der kurzsichtige Herr ab. „Danke. Ihre Augen sind mir unsympathisch! Die sind ja so rot! Frauen müssen blaue Augen haben", und dabei ergriff er meinen kleinen Finger, um seinen dampfenden Mokka umzurühren. „Im übrigen — je näher man hinsieht, desto schlechter wird einem!"

„Müßten Sie aber nicht doch mal was für Ihre Augen tun?" fragte ich besorgt.

„Wozu?" gab mir der schwierige Herr zur Antwort. „Solange es nicht beim Arbeiten stört, geht's doch auch so! Ich steh doch nicht allein damit da! Sehen Sie sich doch unsere Diplomaten an! Geht's denen anders? Alles, was entfernter liegt, verschwimmt ihnen doch auch in diesem bestimmten, unbestimmten Kurzsichtigennebel; nur, wo sie mit der Nase draufstoßen — das können sie sehen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . Ein schwerer Umgang! —

Berliner Brief / Von Kaki

Aus zwei zwingenden Gründen — weil nämlich die Berliner Theater den Zustrom der Besucher nicht mehr zu fassen vermögen und zur Zeit zu wenig Stücke ausländischer Autoren auf dem Spielplan stehen — hat Max Reinhardt das Kurfürstendamm-Theater neu ausbauen lassen und mit Bourdets „Das schwache Geschlecht" eröffnet. Der Zeit entsprechend bei stark erhöhten Eintrittspreisen. Infolgedessen ist man in Moabit eifrig an der Arbeit, eine komfortable Zelle mit Bad, Balkon und Wandelhalle einzubauen, da man doch diesen hochverdienten Theatermann — falls auch er einmal die Vergnügungssteuer nicht zahlen und ebensowenig den Offenbarungseid leisten sollte — nicht wie Piscator ohne alle Bequemlichkeiten einsperren kann.

Hoffnung

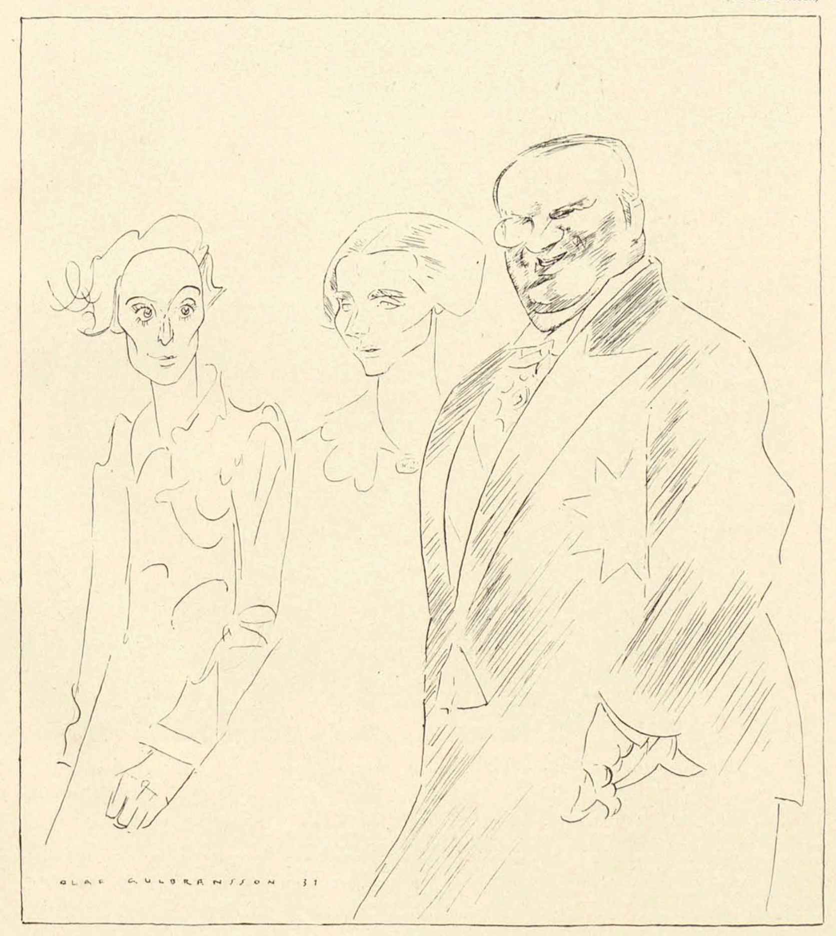
O Vaterland, die Hoffnung steigt!
Die Kinder spielen wieder Soldaten,
Sprung auf, marschmarsch, Gewehre laden,
die Brust heraus und Kniee beugt.
Kolonnen rechts schwenkt, marsch, in Gruppen,
die Mädchen haben wieder Puppen,
bald wird geschossen und gezeugt.
O Vaterland, die Hoffnung steigt!

Peter Pons

Inzwischen hat sich das „Nachtgespenst" als echter Gentleman-Einbrecher erwiesen und endlich bei Gericht vollendete Umgangsformen eingeführt. Angeklagter und Vorsitzender überschütteten sich mit Komplimenten, tagelang herrschte dauernd allgemeine Heiterkeit im Saal, und man trennte sich mit freundschaftlichen shakehands. Wie verlautet, will Herr Janoschka in der ihm zugebilligten Muße von drei Jahren einen modernen Ganoven-Knigge schreiben, der „Wie verkehre ich reibungslos mit meinem Richter?" betitelt sein soll.
Auch der Presseball ist vorübergerauscht. Im Gegensatz zu früher stand das Fest

Abbau der Stargagen?

(O. Gulbransson)



„Nichts zu machen! Ein Prominenter, an dessen Gage das Theater nicht spätestens in drei Monaten pleite geht, ist kein Prominenter mehr!"

Aschermittwoch

(E. Thöny)



Zur Heimkehr des verlorenen Vaters wird ein gemästeter Fetthering geschlachtet.

diesmal unter der Devise: „Abendkleider der letzten fünf Jahre", was allgemein gefiel und auffiel. Wieviel reiche Leute es immer noch in Berlin gibt, konnte man daran erkennen, daß sich dies Jahr Unzählige in gar keiner Weise bemühten, die herrlichen Tombola-Gewinne einzuheimsen, so daß diesmal Lose übrigblieben, während in den vergangenen mageren Jahren die Tombola meist schon kurz nach Mitternacht ausverkauft war. Die rührigen Presse-Berichterstatter bemerkten vollzählig alle prominenten Persönlichkeiten, selbst wenn sie gar nicht erschienen waren.

Endlich hat der Preisabbau auch vor den Waren des täglichen Bedarfs nicht mehr haltgemacht —: schon haben Elektrola und Ultraphon ihre Schallplattenpreise rücksichtslos gesenkt, so daß nun auch der Ärmste Sonntags seinen Caruso im Trichter haben kann. Die Preise für Milch, Brot, Fleisch, Weizen verblieben weiter fest bis leicht anziehend.

Die Berliner Funkstunde ist bei gleichbleibenden Programmen in ein neues Haus eingezogen und verschenkt ihre Darbietungen nun an Arbeitslose, wenn sie es lange genug gewesen sind. Natürlich gibt es auch da Undankbare, die nicht einmal den „Hamlet" mit Kortner in der Titelrolle geschenkt haben möchten! Jedenfalls wurde es bei dieser Veranstaltung allgemein als wohltuend empfunden, daß die Erfindung des Fernsehens beim Radio noch nicht allgemein eingeführt ist.

Viele neue Militär-Filme sind uns erstanden oder in Arbeit. Und auch der durch sein „Drei-Mäderl-Haus" populär gewordene Schlager-Komponist Schubert wird dem deutschen Volke durch den Tonfilm „Schuberts Frühlingstraum" weiterhin nähergebracht.

Stuttgart, 23. Februar 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Tausend – Hitler – Weißenberg

(Th. Th. Heine)



Wenn ein Volk von allen guten Göttern verlassen ist, muß es sich eben neue Götzen machen!

Es hat sich nichts geändert — — / Von Karl Kinndt

Es sagte Herr von Januschau
den grünen Wöchnern haargenau,
was schuld an der Misere ist:
„Ich war und bin ein Royalist —
es hat sich nichts geändert!"

Begeistrung tobte durch das Haus.
Nun hatte man es endlich raus:
Lustlos verkehrt das Schwein und matt
nur weil es keinen Kaiser hat —
sonst hat sich nichts geändert — —

Kein Huhn gibt's, dem ein Ei entrollt
unter der Flagge schwarzrotgold —
der beste Ochse wird nicht dick
in dieser Juden-Republik!
Sonst hat sich nichts geändert!

Doch wenn wir Willem wieder ham,
dann kalbt die Kuh, dann lammt das Lamm,
und jeder Euter spendet willig
tagtäglich vierzehn Liter Millich!
Es hat sich nichts geändert!

Ein Mann von echtem Schrot und Korn
weiß nicht, daß wir den Krieg verlorn
und was noch sonst geschehen ist —:
hell kräht der Hahn auf seinem Mist,
bis sich das Wetter ändert — — —

Erlebnis in Quarta / Von Erich Ebermayer

In vielerlei Gestalt tritt das Leben uns zum erstenmal entgegen. Wenn ich rückschauend nach der ersten Begegnung mit dem suche, was sich Leben nennen darf, so drängt sich dem Blick nicht ein großes, ewig unvergeßbares Erlebnis auf, sondern eine Fülle von Bildern, heiteren und traurigen, stolzen und demütigen, hohen und niedrigen, deren Gesamtsumme erst, nach dumpfen Jahren halber Freuden, halber Leiden, den Durchbruch des gewaltigen, wunderbaren, immer neu unfaßbaren Stromes: Leben ermöglicht hat.
Eins dieser vielen Bilder, die ich in mir bewahre, sei kurz geschildert.

•

Als ich elf Jahre alt war, in Quarta also, trat ein Schüler von auswärts neu in unsere Klasse ein. Unsere Quarta war eine stolze, hochmütige Gesellschaft, viel stolzer und exklusiver als die richtige „Gesellschaft", die ich später kennenlernen sollte. Fremde, Eingewanderte, Neue hatten es bei uns schwer, sich durchzusetzen. Es gab in unserer Quarta eine Clique der Herrschenden, die innerhalb dieser Gesellschaft von dreißig Jungens den Ton bestimmte, die Fachausdrücke, die Spitznamen, die Abkürzungen, die Behandlung der Lehrer, die Länge der Kniehosen und den Grad des anzuwendenden Fleißes. Die Clique beherrschte die anderen; wer der Clique endgültig mißfiel, hatte ziemlich verlorenes Spiel.
Als der Neue eintrat und die ersten Töne von sich gab, war es schon aus mit ihm. Er hatte 1. abstehende Ohren, 2. lauter Einser auf der Zensur, 3. protzte er mit den Einsern, 4. war er devot mit den Lehrern, 5. sprach er ostpreißisch, 6. reichten seine Hosen bis übers Knie. — Armer Tropf! Was nützte ihm der Schutz der Lehrer? Die Stellung seines Vaters? Er hatte verloren.
Nach ein paar Tagen ereignete es sich, daß der Neue versehentlich für etwas bestraft werden sollte, was er nicht getan hatte. (Gegrunzt sollte er haben, aber er hatte nicht . . .) Er stand auf, ahnungsloser Engel, und sagte, er habe nicht gegrunzt, Ebermayer habe gegrunzt. Es stimmte. Ich bekam fünfmal „Sah ein Knab' ein Röslein stehen" abzuschreiben, der Neue aber bekam in der nächsten Pause die zügellosesten, grausamsten „Klassenkeile", die unsere Klasse je vergeben hat. Er wurde über die vorderste Bank gelegt, von vieren gehalten, während zwanzig andere mehrere Minuten lang auf ihn losdraschen. Ich stand abseits, an der Tür, und die Verzweiflung, das Grauen, das ich in diesen Minuten der Exekution empfand, ist nicht zu beschreiben. Der Neue schrie, jammerte, flehte, blutete aus der Nase, seine zu langen Hosen waren in Fetzen, bei jedem neuen Schlag kam ein neuer Schrei, anfangs noch laut, dann immer leiser. Aber die Jungens hörten nicht auf. Vielleicht schlug jeder einzelne gar nicht viel, aber jeder von den zwanzig, dreißig wollte wenigstens ein paarmal drankommen, und viele hatten sich mit Linealen und Riemen bewaffnet. Es war ein großes Gaudi. Ich konnte nicht hinsehen und mußte dennoch hinsehen; ich wollte den Lehrer holen und konnte mich nicht vom Flecke rühren. Schließlich, als die Angst, sie würden ihn totschlagen, mich packte, stürzte ich mich blind in die brüllende, johlende, schlagende Masse, um den Wahnsinn aufzuhalten; aber man achtete überhaupt nicht auf mich. Keiner sah den anderen in Wolken Staubes, im wilden Lärm und wirren Durcheinander.
In diesem Augenblick kam der Alarmruf: „Achtung, der Lolch!" Drei Sekunden später, als „der Lolch" hereinkam, standen dreißig kleine, saubere, höfliche Quartaner neben ihren Plätzen, setzten sich sittsam, und der Unterricht hätte beginnen können. Aber der Neue, vom Lolch zunächst nicht bemerkt, weinte in seiner Bank leise vor sich hin; sein blutiges Taschentuch hielt er sichtbar, wie eine Fahne, vor der Nase. Es kam hochnotpeinliche Untersuchung; der Neue wurde nach Haus geschickt, um sich auszukurieren; der Vater des Neuen erschien im Zylinder beim Herrn Rektor; der Herr Rektor erschien in der Quarta; die Wände und wir zitterten, so schrie der verehrte alte Herr, — ein paar Stunden Arrest für die ganze Klasse beendeten den Fall.
Nicht für mich. — Was war in dem Elfjährigen vor sich gegangen? Was hatten diese Minuten machtlosen Beiseitestehens angesichts der tobenden Masse für mich bedeutet? Schwer, heute es zu ermessen. Jedenfalls hatten sie unendlich mehr und Entscheidenderes bedeutet, als die Sache an sich wert war, die im großen und ganzen nach Jungensmoral richtig erledigt worden war. Vor allem weiß ich mich eines physischen Ekels zu erinnern, den ich von diesem Tag an gegen viele meiner Kameraden empfand (die tatsächlich doch für mich eingetreten waren, — wie schwierig wurde hierdurch alles!). Ich sah ihre Hände still auf der Bank liegen und dachte: diese Hände haben ihn fast totgeschlagen. Ich sah ihre Augen ängstlich auf den Lehrer gerichtet und dachte an den Tierblick, den sie alle in jenen Sekunden hatten, als der Körper des Neuen sich unter ihren Schlägen wand. Ich sah ihre freien, gesunden, gepflegten Körper (auch den meinen) und erkannte, wie wenig nur zu geschehen braucht, wie leicht sich alles verschieben kann, dann liegen diese Körper (oder der meine) in Würdelosigkeit und Schmerz unter den Fäusten der vielen. Ein grenzenloser Abscheu vor der Gewalt, ein unsagbarer Ekel vor der Macht der losgelassenen, nicht mehr zu bändigenden „Mehrheit", ein Haß gegen die dumme und gemeine, die plumpe Faust des Stärkeren ergriff mich damals zum ersten Male. Ich verstand nicht, daß man uns mit zwei Stunden Klassenarrest (die ja doch nur neues Gaudi waren) davonkommen ließ, während einer, der der Goethebüste auf dem Hof einen Schneeballen ins rechte Auge geklebt hatte, „wegen schamlosen Verhaltens" Karzer erhielt. Zugleich also mit meinem Glauben an das absolute Recht der Herrschenden, der Gewalt, der Macht und der Faust kam mein Glaube an die irdische Gerechtigkeit bedenklich ins Wanken. Ein bemerkenswerter Tag. —
Als der Neue, ausgeheilt, wieder erschien, kam er in Boykott. Keiner durfte ein Wort mit ihm reden. Ich lud ihn zu mir in den Garten ein. Sehr gut wollte ich zu ihm sein und erwog lange Zeit, ob ich ihm meinen Speisewagen oder die D-Zug-Lokomotive schenken sollte. Ehe es soweit kam, mußte ich bemerken, daß er mir zwei Muscheln und einen Seestern geklaut hatte . . .
Später, im Kriege, fiel er. Als ich von seinem Tod erfuhr, sah ich ihn wieder über der Bank liegen, schreiend, jammernd, bettelnd, während die Masse sich lachend darnach drängte, zum Schlage zu kommen.

Politisches Panoptikum

(R. Großmann)

Der Nationalsozialist Dr. Göbbels

Heilmittel

(E. Schilling)



„Sehnse, Gnädige, in 'nem neuen Krieg die Arbeitslosen wieder so 'n bißken vor Verdun geführt, und se wären wenigstens in Ehren weg!"

Mit allen Hunden gehetzt / Von Trim

Der Schriftsteller, der für das weitverbreitete Blatt arbeitet, das vieles bringt, weil es jedem etwas bringen will, zündete seine schlecht riechende Zigarre wieder an und fuhr fort: „Was soll ich Ihnen sagen — man kann es den Leuten auch nicht recht machen, wenn man seinen Charakter so pflegt, daß er in keiner Weise strapaziert wird.
Also um neun in der Früh' ruft mich der Redakteur an und beschwört mich, den Fall ja recht diplomatisch zu behandeln — schon ironisch natürlich, aber auf keinen Fall direkt angreiferisch, Sie verstehen. Ich also ran und wie ein Aal mit tausend Windungen um den Brei herum. Es war eine Schweinearbeit, kann ich Ihnen sagen, da — um halb zwölf — klingelt es wieder an —: Er!
‚Sie sind doch um Gottes willen noch nicht fertig?!' — ‚Ja!' sage ich, ‚so ziemlich, es war eine Schweinearbeit, mein Lieber!'
Er ließ mich nicht weiterreden, es war geradezu ergreifend, was für ein Gejammer er anstellte; das Telephon tat mir leid, daß es so was weitergeben mußte. Und wissen Sie, was er sagte? ‚Nach anderthalbstündiger Redaktionssitzung, ich sag Ihnen, es ging zu wie im Reichstag — nach anderthalb Stunden haben wir uns zu Mut entschlossen! Einfach zu Mut! Es hilft nichts — Sie müssen das Ganze umschmeißen. Also Angriff, direkter Angriff — versteht sich aber so, daß im gegebenen Fall diplomatisches Einlenken möglich ist — wenn nicht im ganzen, so doch partiell! Haben Sie verstanden?'
Ob ich ihn verstanden hatte . . .", schloß der Schriftsteller — — — „na, Gott sei Dank hatte ich die Sache aber schon so angelegt, daß sie durch kleine Drehs und ein paar gut aufgesetzte Lichter täuschend echt als Mut hinausgehen konnte. Was sagen Sie? Wenn man seine Pappenheimer nicht kennte — es wäre platterdings mit den Leuten nicht zu arbeiten . . . Ja ja, mein Herr — unsereiner darf seinen Charakter nicht unnötig strapazieren — wohin käme man sonst mit seinen Nerven!"
Ich sah ihn an, sein Bauch war prima, sein Anzug von guter Qualität. Vor ein paar Jahren hatte ich ihn als mageren Intellektuellen aus einer Redaktion hinausfliegen sehen; er flog nicht schlecht.
„Sie haben es geschafft!" sagte ich und setzte mich an den Nebentisch.
Er riskierte eine überlegene Miene, aber ich hatte ihn im Verdacht, daß er im tiefsten Untergrund seiner Seele eigentlich nach einem Fußtritt lechze.

Mangelnder Heizwert

(Wilhelm Schulz)



„Von den Reichstagsreden wird der Ofen nicht recht warm, wir müssen doch noch das letzte Brikett auflegen!"

P a s t o r D e h n / Von Ratatöskr

Staunend teils und teils beklommen
haben wir Notiz genommen
davon, was mit Pastor Dehn
jüngst in Heidelberg geschehn.

Beinah schon war er berufen;
aber plötzlich sah man hufen
die the'logsche Fakultät,
weil ein Wind von rechts her weht.

Dieser Wind blus aus den Hosen
aufgeregter Studiosen,
welchen Dehn als Pazifist
Gegenstand des Abscheus ist.

Darf es ein Professor wagen,
kurz entschlossen ja zu sagen,
wenn die traute Knabenschar
etwa andrer Meinung war?

Heutzutag in keinem Falle.
Pastor Dehn geht drum nach Halle,
wo er, wie zu hoffen bleibt,
schmerzlos Gottes Wort vertreibt.

E i n e r nur von den vermeld'ten
Heidelberger Bibelhelden
äußerte sein Ärgernus . . .
Hut ab vor Dibelius!

Bekehrung / Von Caren

Das Dienstmädchen Emma Lehnert hatte die Besonderheit, daß sie neben ihrem Beruf als Hausangestellte noch einen Zivilberuf besaß. Zivilberuf ist eigentlich nicht das richtige Wort. Denn gerade diese Art der Beschäftigung verlieh ihr jenen Grad sozialer Gehobenheit, der sich am sinnfälligsten in der Uniform ausdrückt. Sie war Soldatin der Heilsarmee.

Wegen eines alten Wintermantels, den sie bei einer früheren Dienstherrschaft entwendete, hatte sie acht Wochen Gefängnis bekommen. Ein alter Stabskommandeur, der die Strafanstalt besuchte, entdeckte ihr sanftes Gesicht und ihre wunderschöne Singstimme und rettete ihre Seele. Seit dem Tag ihrer offiziellen „Bekehrung" versah sie mit aller Inbrunst ihren Dienst als freiwillige Kämpferin gegen die Mächte der Finsternis. Sie fehlte in keiner Versammlung. Sie zog an ihren freien Abenden unermüdlich von einem übelbeleumundeten Lokal ins andere, um ihre „Kriegsrufe" zu verkaufen. Ihr sanftes und immer ein wenig verzichtendes Lächeln unter der dunkelblauen Schute hielt jede Zudringlichkeit von ihr fern. Ihre rührende Stimme schwang sich, ein Testimonium göttlicher Gnade, über den Chor ihrer Kameraden empor und warb dem Unternehmen neue Anhänger. „Schwester Lehnert" war eine der unentbehrlichsten Stützen ihres Korps geworden . . .

Tagsüber diente sie (in Zivil) bei dem Ehepaar Hartner. Die Leute waren sehr stolz auf ihr apartes Mädchen. Besonders Lisa Hartner, die als ehemalige Künstlerin für ausgefallene Verhältnisse ungemein empfänglich war. Sie war eine passive und ein wenig exzentrische Natur. Und sie fand eine Art von Genuß, eine Steigerung ihres Alltagslebens darin, in ihrer Hausgehilfin ein höheres Wesen zu sehen und sich ihrem erzieherischen Einfluß zu unterwerfen. So hatte sie, die gern ein Glas Wein trank, sich infolge Emmas überzeugender Propaganda fast völlig zur Antialkoholikerin bekehrt und auch ihren Mann so weit gebracht, daß er nur noch zweimal wöchentlich in seine Stammkneipe ging. Auch ein wenig schlampig war Lisa Hartner. Oder wenn man ganz ehrlich sein will — sogar sehr. Sie ließ gern ihre Sachen an den ungeeignetsten Orten herumliegen und ihre sämtlichen Schubladen offenstehen. Sie schloß nie einen Brief weg. Führte kein Ausgabenbuch. Ging sehr leichtsinnig mit dem Geld um. Und hatte über ihr Eigentum nicht die geringste Kontrolle.

Sei es nun, daß sich in dieser Atmosphäre der Unordnung und Leichtfertigkeit Emmas künstlich gezüchtete Hemmungen aufs neue zu lockern begannen — oder ob vielleicht eine höhere Einsicht sich ihrer als Werkzeug bediente: — Tatsache ist, daß Emma Lehnert allmählich wieder in ihren früheren Fehler zurückfiel. Um es mit harten Worten zu sagen — sie stahl. Sie stahl sogar erheblich. Und sonderbarerweise vergriff sie sich an Dingen, für die sie infolge ihrer abstinenten Lebensanschauung gar keine Verwendung haben konnte. So dezimierte sich der Weinkeller der Hartners in der auffälligsten Weise. Es verschwanden Zigarren, Kopfwasser, Herrenwäsche und Grammophonplatten. Welchem wohltätigen Zweck alle diese Artikel zugeführt wurden, ist niemals festgestellt worden. Aber es ist wohl anzunehmen, daß ein stellungsloser Möbelschreiner, dessen nähere Bekanntschaft mit Emma Lehnert in diesen Zeitabschnitt fiel, dafür als Absatzgebiet in Frage kam . . .

Das Ehepaar Hartner wußte sich für die Hausdiebstähle keine Erklärung. Man riet auf die unschuldigsten Personen. Man verdächtigte den Hausmeister, einen Installationsgehilfen und die Störnäherin. Nur auf Emma kam niemand. Emma Lehnert war infolge ihres himmlischen Zivilberufes tabu.

Bis eines Tages Lisa Hartner, von einem Ausgang zurückkehrend, ihre Hausgehilfin dabei überraschte, wie sie aus der (natürlich unversperrten!) Schublade ihres Schreibtischs einen Geldschein und Zigaretten nahm und mit bemerkenswerter Routine unter ihrer Bluse verschwinden ließ. Lisa war so betroffen — so tödlich enttäuscht, daß sie keinen Laut hervorbrachte und sich mit zitternden Knien in ihr Schlafzimmer zurückzog. Dort löste sich der Schock in einem Weinkrampf. Emma Lehnert hatte von dem ganzen Zwischenfall überhaupt nichts gemerkt. Sie konnte ihre Beute auch diesmal ungestört dem wohltätigen Zwecke zuführen. Niemand hinderte sie daran . . .

Am Abend besprach Lisa die Sache mit ihrem Mann. Hartner war dafür, daß man das diebische Frauenzimmer auf der Stelle davonjagen solle. Und er machte seiner Frau gelinde Vorwürfe, daß sie die Gelegenheit nicht sofort beim Schopf ergriffen hatte. Lisa war auch zu diesem Schritt ganz fest entschlossen. Aber in der Nacht kam ihr plötzlich eine Art von höherer Erleuchtung. Sie erkannte auf einmal, daß ihre eigene Fahrlässigkeit — die Gleichgültigkeit gegen ihr Eigentum — die verbrecherischen Instinkte des Mädchens geweckt haben mochte. Sie erkannte, daß der Leichtfertige, der seinen Besitz mißachtet, sich mit seinem Schädiger, in dem er selbst die Achtung vor seinem Eigentum abgetötet hat, identifiziert. Und sie verbohrte sich so lange in diese selbstanklägerische Auffassung, bis ihr Emmas Entlassung geradezu als Ungerechtigkeit erschien. Und als ihr Emma am nächsten Morgen mit ihrem sanften und immer ein wenig verzichtenden Lächeln in die Augen leuchtete, faßte Lisa Hartner den Entschluß, die verirrte Seele zu retten.

Viele werden es ihr kurzweg als Feigheit anrechnen, daß sie das Mädchen mit keiner Silbe wegen ihrer Vergehen zur Rede stellte. Aber selbst wenn es Feigheit gewesen wäre, — die göttliche Vorsehung bedient sich oft der seltsamsten Winkelzüge, um an ihr Ziel zu gelangen. Und es ist nicht abzuleugnen, daß es die Vorsehung in diesem Falle sowohl auf Emma als auch auf Frau Hartner abgesehen hatte, wie die weitere Entwicklung der Dinge deutlich zeigt.

Lisa also berührte die peinlichen Vorkommnisse mit keinem Wort. In ihrem Benehmen gegen das Mädchen trat nicht die leiseste Veränderung ein. Aber auf einmal fing sie an, ihre Schränke und Schubladen aufzuräumen. Sie stellte ein genaues Verzeichnis ihres Hausinventars auf. Gewöhnte sich an Ordnung und Pünktlichkeit. Notierte jede noch so geringfügige Ausgabe. Nur ließ sie, wie früher, alles unverschlossen. Wenn auch diesmal nicht aus Fahrlässigkeit, sondern mit Absicht. Als sie kurz darauf mit ihrem Mann für ein paar Wochen verreisen mußte, übergab sie Emma Lehnert sämtliche Schlüssel und legte ihr ihr Eigentum ans Herz. „Halten Sie gut Haus, Emma", sagte sie. „Und geben Sie acht, daß nichts wegkommt!"

Und es kam nichts weg. Nicht eine Stecknadel fehlte bei ihrer Rückkehr. Das Experiment war geglückt . . .!

Skeptische Naturen werden vielleicht den Einwand erheben, daß das Mädchen durch die auffallende Ordnungsliebe ihrer Dienstherrin genügend gewarnt war und darum schlauerweise ihre Diebereien einstellte. Oder auch — daß vielleicht durch den Abbruch der Beziehungen zwischen Emma Lehnert und dem stellungslosen Möbelschreiner der wohltätige Zweck, dem die entwendeten Dinge zuflossen, bis auf weiteres illusorisch geworden war. Aber wozu nach Motiven fahnden, die für den Enderfolg ganz und gar unbeträchtlich sind? Ebenso wie es der Tatsache, daß aus Lisa Hartner auf Lebensdauer eine tüchtige und gewissenhafte Hausfrau geworden ist, keinerlei Abbruch tun kann, wenn ihre Bekehrung dem Wunsche entsprang, ihr Eigentum vor fremden Eingriffen zu schützen. Immer entscheidet der Enderfolg. Und der Enderfolg war, daß Emma sich in den weiteren acht Jahren ihrer Dienstzeit einwandfrei geführt hat. Mehr als das! Als Hartner seine Stellung verlor und man den Haushalt bedeutend einschränken mußte, wuchs sie über sich selbst hinaus. Sie verzichtete freiwillig auf die Hälfte ihres Lohnes. Sparte und rechnete mit dem Pfennig. Half mit glühendem Ehrgeiz das Wenige zusammenhalten. Machte durch Bescheidenheit und Sparsamkeit ersichtlich wett, was sie jemals veruntreut hatte . . .

Später hat sie eine Ehe mit einem Heilssoldaten geschlossen. Unter der Blut-und-Feuer-Fahne ist sie getraut worden. Ihre rührende Stimme schwang sich — ein Testimonium göttlicher Gnade — hoch empor über den Chor der Kameraden. In der vordersten Reihe saß Lisa Hartner und lächelte ihr zu. Sie war sehr stolz auf ihr apartes Mädchen . . .

Heute ist Emma Lehnert eine brave, treue und, so Gott will, ehrliche Frau. Und Lisa — ein Vorbild häuslicher Tugend. Es ist schwer zu entscheiden, wer von den beiden Frauen die andere bekehrt hat. Aber soweit hier nicht überhaupt eine höhere Instanz in Frage kommt, gebührt wohl der Preis — allen beiden. Halleluja!

Hochbetrieb

(J. Mammen)



„Das sage ich dir, Kind, wenn ich Pleite mache, erschieße ich mich!" — „Ach wat, denn müßten wa heute in Deutschland nur mehr Massengräber haben."

Fräulein Fifi erzählt:

Ich mag es nicht leiden, wenn andere schwitzen,
Wenn Bürgersfrauen auf Knieen sitzen,
Die nicht ihrem Ehegemahl gehören.
Bitte, wer soll da noch Treue schwören!?
Wenn einer musik- und auch anders berauscht
Mit wieder einem anderen die Frauen vertauscht.
Wenn vom billigen Sekt die Propfen knallen,
Wenn Liebespärchen durch Papierlauben wallen,
Wenn ein Mann in Glut mich zu sich biegt,
Eine Sache, die mir momentan gar nicht liegt
(Ne Autofahrt wär mir viel lieber,
Oder für mein Kostüm der neue Biber) . . .
Dann hab' ich einen famosen Trick
Wirklich anständig und kolossal schick:
Dann markiere ich blond, und ganz kühle Haut
Und blicke so keusch wie eine Braut.
Darauf fallen bestimmt immer ein paar herein
(Denn jeder will doch der erste sein! . . .).
Nein, wirklich bei Kreischen, Tuscheln und Lachen
Denk' ich meist an ganz andere Sachen:
An Ticks gelbe Augen, an roten Sekt
Oder wo seit gestern mein linker Pantoffel steckt . . .
Und dann trinke ich auch, und dann werde ich heiter,
Und dann küsse ich, na und so weiter! . . .

Marga Schultheiß

Wahre Vornehmheit

(M. Frischmann)



„Merke dir für künftig, liebes Kind: auf einem Platz zu zwanzig Mark applaudiert man nicht, sondern man zeigt sich höchstens innerlich ergriffen!"

Eine Frage / Von Christian Gutenberg

„Der Herr sagt, er käme wegen des Automobilunfalls. Er möchte Sie dringend sprechen."
„Hat er seinen Namen genannt?"
„Nein, er meinte, Sie kennten ihn. Es dauere nicht lange; nur eine kurze Unterredung und eine Frage."
„In Gottes Namen, lassen Sie ihn eintreten."
Dieser entsetzliche Unfall. Immer abwechselnd waren sie erschienen, die Kriminalpolizei oder die Versicherung. Zwischendurch ein Brief von der untröstlichen Witwe des Überfahrenen.
„Guten Abend, Herr Gebhard, mein Name ist Stepphahn, wir kennen uns schon, Sie haben mich doch totgefahren."
Es dauerte eine geraume Zeit, bis das Zimmer aufhörte zu kreisen und Gebhard sein Gegenüber, wenn auch noch unklar, wie durch einen Dunstschleier mit den Augen erfaßte. In einem schwarzen Anzug, eine Medaille auf der Brust, stand er vor ihm. Gar nicht so wachsbleich wie an jenem Spätnachmittag, wo dieser Mann unter dem Auto lag.
„Ja, wie denn, Herr Stepphahn, Sie leben also?"
„Nein."
„Aber Sie stehen doch vor mir!"
„Ja, das tue ich."
Noch konnte Gebhard seine Glieder nicht rühren, aber die Gedanken begannen sich zu ordnen.
„Hören Sie, Herr Stepphahn, das riecht nach Versicherungsbetrug", drohte seine Stimme.
„Sie haben recht."
„Schämen Sie sich denn nicht, ein so gemeines Spiel mit mir zu treiben?"
„Ich stelle fest, der Betrüger sind Sie!"
„Ich?"
„Ja, Sie — denn als ich überfahren wurde, saßen nicht Sie, sondern Ihre Freundin Mabel am Steuer."
Gebhard schwieg. Das stimmte. Aber außer Mabel wußte das niemand.
„Wenn es so gewesen wäre", begann er vorsichtig, „war es nicht die selbstverständliche Pflicht eines Mannes, die Dame in Schutz zu nehmen?"
„Wie ritterlich", sagte der andere, „Sie nahmen es auf sich, weil Ihre schöne Freundin keinen Führerschein besaß, und — nun kommt der Dreh — Sie nur so von der Versicherung gedeckt waren."
„Es liegt gerichtsnotorisch fest, daß Sie an jenem Tag schwer unter Einfluß von Alkohol gestanden haben. Das hat auch die Sektion ergeben. Ich bestreite Ihren Anwurf. Beweisen Sie das!"
Über Stepphahns Gesicht breitete sich ein verzeihendes Lächeln: „Herr Gebhard, wenn Sie wie ich erst eine Zeitlang im Himmel geweilt haben, werden Sie lernen, die Welt mit anderen Augen anzusehen. Gerichtsprotokoll, Sektion, Beweis, Eid gelten nichts; nur eins besteht: die nackte Tatsache — die Wahrheit. Es ist nicht wegzuleugnen, daß Ihre Freundin Mabel am Steuer saß und durch ihre Fummlichkeit mich überfuhr, obwohl Sie höchstpersönlich noch ins Rad griffen.
„Sie wollen mich also, indem Sie diese Tatsache bekanntgeben, ins Zuchthaus bringen?"
„Nein, ich nicht. Das wird Ihre Freundin Mabel eines Tages selbst besorgen."
„Mabel? Sie ist doch als Zeuge vernommen worden. Das wäre das Dümmste, was sie machen könnte."
„Verstehen Sie sich so wenig auf Frauen? — Wie Sie selbst vorhin behauptet haben, stand ich laut Sektion und Zeugenaussage des Krugwirts an jenem Tage unter Einfluß von Alkohol. Die strafrechtliche Seite dieses Falls hat daher mit Ihrem Freispruch geendet, — gratuliere übrigens noch herzlich —"
„Danke, ja, das konnte man am Tage des Unglücksfalls nicht voraussagen", warf Gebhard in Hinblick auf seine Ritterlichkeit ein.
„Wie dem auch sei", fuhr jener fort, „der Tod eines Menschen ist nicht so wichtig wie seine Folgen selbst. Den Zivilprozeß, den meine Frau gegen Sie angestrengt hat, haben Sie verloren. Hier sitzt der Haken. Ihre Gesellschaft, bei der Sie versichert sind, muß Geld ausspucken, und sie drehte Ihnen den Hals um — natürlich bildlich gesprochen —, wenn sie in Erfahrung brächte, daß Ihre Freundin am Steuer saß."
„Mabel wird sich doch nicht selbst hineinreiten."
„Warten Sie es ab. Das ist es ja eben, die Frauenzimmer haben keine Logik. Der erste Blick von Ihnen auf eine andere schöne Frau stimmt sie tieftraurig und unglücklich. Von da ab ist der Weg zur Rache, sei sie auch noch so blöd, ein Schritt."
Es entstand eine Pause.
Unsinn. Mabel hat doch ihre fünf Sinne beisammen. Außerdem, es war nicht zu beweisen. In der Zivilprozeßordnung kannte er sich aus. Da würde Eid gegen Eid stehen. Er wurde ganz Generaldirektor.
„Womit kann ich Ihnen dienen, verehrter Herr?"
Stepphahn murmelte: „Das viele Geld."
„Geld, Geld? — Welches Geld?" lauerte Gebhard.
„Nun, das Geld, das meine Frau als Rente bezieht. Tatsache, nackte Wahrheit: ich habe mein Leben lang kaum etwas getan; immer mußte ich mir die Groschen aus Mutterns Kommode holen, wenn ich mal ausgehen wollte. Erst nach meinem Tode habe ich erfahren, was für ein prachtvoller, fleißiger Mensch ich war. Ein großer Geldverdiener, sparsam, das Muster eines Ehemanns."
„Das heißt, sie hat aus Ihrem Tod ein Geschäft gemacht."
„Richtig — ein nicht zu knappes."
„Das habe ich mir längst gedacht", sagte Gebhard, und, um zu einem Ende zu kommen, schneidig und forsch: „Nun möchte ich aber wirklich wissen, was Sie von mir wollen."
„Was ich wollte? — eine kleine Frage an Sie richten. — Hätten Sie, wenn ich, anstatt überfahren zu werden, nur so an Ihrem Wagen vorbeigetorkelt wäre — hätten Sie angehalten und mir eine Mark geschenkt?"
„Nein", sagte Gebhard und öffnete gebieterisch die Tür, „dazu lag nicht die geringste Veranlassung vor!"



Wintersport in der Wüste — *Hilla Osswald*

Treib Wintersport / *von Walther C. F. Lierke*

Tu was für deine schwächlichen Organe!
Treib Wintersport, der dir die Lungen schwellt!
So echappierst du dem berühmten Zahne
der Zeit – du meinst, es kostet Geld?

Na ja! – Noch ist es aber nicht besteuert,
wenn du auf Skiern durch die Gegend schiebst.
Was glaubst du, wie's den Lebensmut befeuert,
weil du es ohne Banderole übst?

Du weißt doch: jede Pfeife, still verknastert,
und jede Zigarette, schnell geschmaucht,
ist so mit Steuern und mit Zoll bepflastert,
daß dir der Kopf vor Staats-Bewußtsein raucht – –

Treib Wintersport! Denn in vier Wochen ist er
vielleicht schon einer Steuer unterstellt –
Wir Deutschen fürchten den Finanzminister,
sonst nichts mehr auf der Welt.

Rund um das Hakenkreuz

In der wissenschaftlichen Rüstkammer der NSPD., den „Nationalsozialistischen Monatsheften", liest man in einer Sondernummer, die der „Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik" gewidmet ist, folgende Auslassungen des dreimal hakengekreuzten Heldenweibes Marie Adelheid Konopath, unter „Kritik der Zeit":
„Wie oft höre ich gerade in den Reihen unsrer jungen Leute die Klage: ‚Mutter schimpft jedesmal, wenn ich zum SA-Dienst fort muß, weil sie immer Angst um mich hat!'"
— Es gibt also doch noch Babys mit sehr vernünftigen Müttern auch in diesen Reihen!
Die Heldin fährt fort: „War das immer so? — Blättern wir in den alten Heldengeschichten unserer nordischen Vorfahren, so finden wir nur herbe, stolze Frauengestalten, die ihre Söhne klaglos in die Welt hinausziehen ließen, ja sogar oft das Hinausziehen verlangten, um der Ehre willen!"
Aber so was, Konopath! „Das Hinausziehen verlangten" — gut deutsch ist das sicher nicht; um der Ehre willen schreibt man so was nicht. Doch fahr' fort, Heldenweib!—:
„Wie oft müssen wir nationalsozialistischen Frauen es hören, man achte in unsrer Partei die Frau nur als Wesen untergeordneten Ranges. Wie kläglich ist diese Betrachtungsweise! Im Willen der Frau liegt es, welche Väter sie der nächsten Generation geben will. Das Nachlassen eines Augenblicks kann schwerwiegendste Folgen zeitigen!"
— Jawohl! Beim Wotan! Welches schwerwiegende Heldenweib dürfte aber auch bei den Vätern der nächsten Generation nachlassende Augenblicke kennen! Nein, da schließt Marie Adelheid mit Recht:
„Ein ‚Putchen' wird dieser Aufgabe, die der eines Künstlers ähnelt, nicht gewachsen sein!"
Wie könnte sie! Wenn erst die Heldenweiber im Dritten Reich zur künstlerischen Bevölkerungspolitik daherstampfen, werden alle nichteingeschriebenen Deutschen weiblichen Geschlechts zu „Putchen" erklärt und von den Vätern der nächsten Generation ferngehalten. Dann wird ein Schrei durch die Wälder gellen: „O Konopath, das Leben ist doch schön!" Teha

•

In Wien hat man seit einiger Zeit Angst vor Hitler, und allerlei Mutmaßungen durchschwirren insbesondere die Leopoldstadt. So wird das Gerücht verbreitet, daß sämtliche Ecksteine mit Tafeln folgender Aufschrift versehen werden sollen: „Für Hunde ja, für Sie nein!"

•

Ein strammer Hitlerjüngling hatte in einem Postamt des Wiener Arbeiterbezirks Favoriten eine Briefmarke erstanden. Und da er in dem Fehlen eines feuchten Schwämmchens hocherfreut die Gelegenheit zu einem kleinen Wirbel witterte, begann er sogleich zu krakeelen: „Net amal an Schwamm für dö Briafmark'n habts Ös da? A so-r-a rote Sauwirtschaft!"
„Aber regen S' Ihner do net auf wegn so aner Lappalie", replizierte unverändert freundlich der Postbeamte, „was brauchen S' denn überhaupt an Schwamm? Tun S do dö Briefmarke einfach hinterm Ohr befeucht'n!"

•

Im Salon der Fürstin Soundso sind begeisterte männliche und weibliche Nazis versammelt. Man spricht über den bekannten Programmpunkt des lieben Adolf: „Jeder Arier, der mit einer Frau jüdischen oder halbjüdischen Blutes den (Pardon, meine Gnädigste!) ehelichen oder unehelichen Beischlaf vollzieht, wird mit Zuchthaus bestraft", worauf der schlesische Grande Graf X., in dessen Adern fürstliches Blut rollt, begeistert in die Worte ausbricht: „Na Jott sei Dank! Dann ist doch endlich der Hochadel unter sich!"

•

Aus einer Sitzung des Allgemeinen Studentenausschusses (Asta) Heidelberg:
Der Nazifraktionsführer will eine Erklärung abgeben: „In meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes . . ." (Pause.) Zwischenruf von links: „Eine gute Eigenschaft!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Vorteil

(L. Meitner)



„Fredy, ich glaube, meine Hose platzt!" — „Macht nichts, das gibt einen Bombenerfolg bei der Zeitlupenaufnahme!"

Die Ahnenprobe / Von Bruno Wolfgang

Die Interessanteste im Hotel — in welchem tut nichts zur Sache, weil sie alle gleich sind — war Helga. Nicht gerade auch die Jüngste. Vielleicht schon sieben- oder achtundzwanzig. Aber sie bemalte und kleidete sich vorzüglich im Stile des äußersten linken Flügels des guten Geschmacks, eines raffinierten Geschmackes, der schon beinahe etwas von Professionalismus an sich hatte. Im Verkehr bediente sie sich jener weitgehenden Ungezwungenheit der Umgangsformen, die man sich nur erlauben darf, wenn man sehr vornehm oder sehr ordinär ist. Sportlich war sie tüchtig, ihr Wagen hatte eine ganz annehmbare Marke, ihr Gatte war sehr jung und flirtete mit anderen. Was will man mehr? Sämtliche Skiläufer im Hotel, soferne sie nicht durch eine allzu starre Bindung gehandicapt waren, zählten zu ihren Verehrern. Im Fremdenbuch stand: Baron und Baronin Robotin. Es klang zwar ein wenig sonderbar, wie eine Waschseife oder bolschewistischer Adel. Aber Helga hatte nicht den mindesten ausländischen Akzent, im Gegenteil eher ein bißchen süddeutschen Dialekt, was übrigens beim Adel häufig vorkommt. Ein Gotha war nicht zur Hand. Im Telephonbuch von Wien und Berlin stand der Name nicht. Wozu sich den Kopf zerbrechen?

Aber einer zerbrach sich ihn doch. Das war Baron Thorn, ein älterer, einsamer Herr, der aber durchaus noch nicht mit dem Leben abgeschlossen hatte. Im Gegenteil, seine Spezialität war der Stemmchristiania mit Monokel. Es saß fest wie Skier bei feuchtpappigem Schnee. Wenn es heruntergefallen wäre, hätte er sich wahrscheinlich sofort erschossen. Aber es fiel nicht herab. Nie. Obwohl Neulinge im Hotel noch immer drei zu eins darauf wetteten. Er hatte gewiß viel erlebt und stand schon ein wenig über der Sache. Manches, was sich bei einem anderen zu einem Wald- und Wiesenabenteuer entwickelt hätte, mit heiß hingeflüsterter Zimmernummer und heiserem „Oh, du . . .!", vergeistigte sich bei ihm bloß zu einem sauber geschliffenen Bonmot, scharf wie englischer Senf. Wenn er ein solches geprägt hatte, war die Sache für ihn erledigt. Er streifte die dazugehörige persönliche Beziehung ab wie einen Handschuh, den man nicht mehr zu tragen gedenkt. Diese erhabene Gleichgültigkeit hatte nicht unbedeutenden Anteil an der Wirkung, die er auf Frauen, auch auf jüngere, immer noch ausübte.

Als ihm Helga zum erstenmal begegnet war, hatte er sie lange prüfend beobachtet. Er betrachtete sie mit seinem durch lange Erfahrung geschärften Monokel. Sie gefiel ihm. Es wäre natürlich ein leichtes gewesen, sich ihr vorstellen zu lassen. Aber er zögerte. Helga benahm sich so hochmütig, daß Zweifel berechtigt waren, ob es einen so alten Adel überhaupt gebe. Gelegentlich versuchte er ganz leise, unendlich diskrete Annäherungen von geradezu ästhetischer Feinheit, die ein durch lange Ahnenreihen geschultes Ohr verlangten, um wenn nicht erhört, so doch verstanden zu werden. Aber Helga merkte nichts. Sie hatte vielleicht wirklich kein Gefühl für Qualität. Das war bedenklich. Zweifellos war er ihr unsympathisch. Aber immerhin hätte sich eine gewisse Solidarität der Tradition, das Fluidum gepflegter Vergangenheit bemerkbar machen müssen wie unsichtbare Ätherwellen. Aber dem Sender des Barons schien drüben kein Empfangsapparat zu entsprechen.

Sie nannte ihn, wie ihm pünktlich hinterbracht wurde, einen alten Zwetschkenkrampus. Damit war allerdings nichts bewiesen. Denn solche Worte konnte man in Wien ebenso von der seligen Fürstin Kathrin wie von der „g'stutzten Kathi" im Café Messerstecher hören. Er beobachtete also weiter. Er prüfte insbesondere ihr Verhalten gegenüber dem Personal, Kellnern, Chauffeuren und Stubenmädchen. Sie war viel zu herrisch. Sie legte einen zu tiefen Abgrund zwischen sich und die Leute. Es fehlte ihr das Aroma der Selbstverständlichkeit im Befehlen. Nie fiel es ihr ein, durch eine sanfte, fast schon müde Bitte die Distanz ins Unendliche zu vergrößern. Aber beim Sport, beim Tanz, beim Flirt war ihre Technik tadellos. Sie entsprach vollkommen dem Ideal der Noblesse, wie wir es alle im Film (besonders dem stummen) kennen und verehren.

Es bestand ein Verhältnis unausgesprochener Spannung zwischen diesen beiden prominenten Hotelgästen, das den Baron ärgerte. Er war fast im klaren über Helga. Aber doch nur fast. Es reizte ihn, ihr mit liebenswürdiger Bosheit die Maske aufzuheben und sie wieder fallen zu lassen wie einen Topfdeckel. Er beschloß, bei der nächsten Gelegenheit alles auf eine Karte zu setzen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Auf einer Wiese abseits vom Betriebe traf er sie zufällig allein an einer versteckten, durch Buschwerk geschützten Stelle. Sie war aus der Bindung gekommen und stand tief gebückt mit den Riemen beschäftigt. Sie hörte ihn nicht kommen. Er stand dicht hinter ihr und dachte: „Jetzt tue ich's. Gelingt es, gut. Gelingt es nicht, ist sie tatsächlich eine Baronin, dann freilich muß ich mich erschießen." Er glitt noch einen Schritt näher, und im nächsten Augenblick hatte er ihr einen leichten Klaps versetzt. Natürlich bei weitem nicht so stark wie bei dem Spiel, das ehedem seine Dragoner „Schinkenklopfen" genannt hatten.

Sie fuhr wütend auf. Er lächelte. Sie wurde plötzlich ruhig, näherte ihr Gesicht langsam dem seinen und fragte: „Sie kennen mich?" . . .

„Nein. Aber ich glaube, eben jetzt habe ich das Vergnügen . . ."

„Das ist eine Frechheit. Sie wollen ein Baron sein? Ein gemeiner Lackel sind Sie, ein Falot . . ."

„Na also", sagte er gütig, salutierte höflich und fuhr ab. Drunten machte er seinen Christiania. Das Monokel fiel nicht herab. Und so hatte er es nicht nötig, sich zu erschießen.

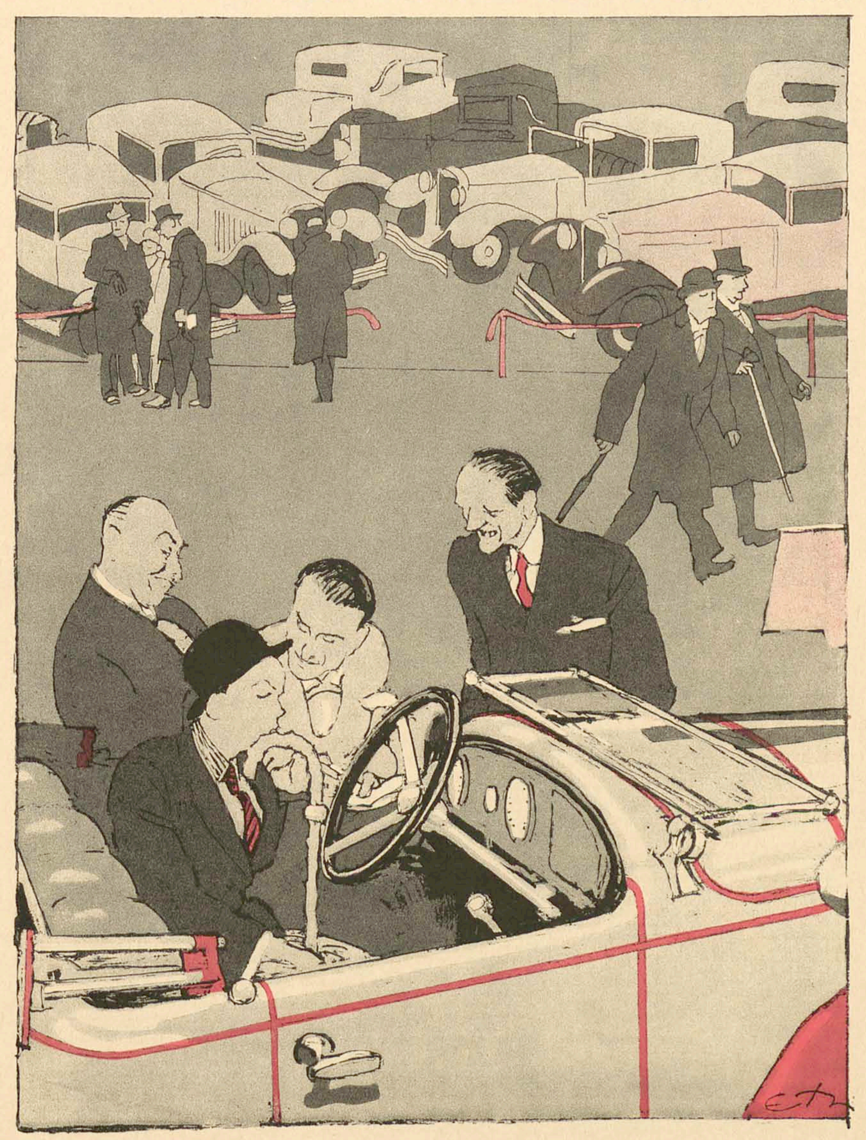
In Doorn

Mr. Yellow vom „New York Expreß" war dieser Tage in Audienz erschienen. Der ehemalige Kaiser erzählte dann von ihm: „Entzückender Bursche; hat mir rechte Genugtuung bereitet; er versicherte mir: Deutschland ist wieder eingekreist — ich aber in den Augen Amerikas vollkommen rehabilitiert — da sich gezeigt hat, daß Deutschland auch ohne mich genau derselben Dummheiten fähig ist wie zu meiner Zeit."

Roda Roda

Internationale Automobil-Ausstellung

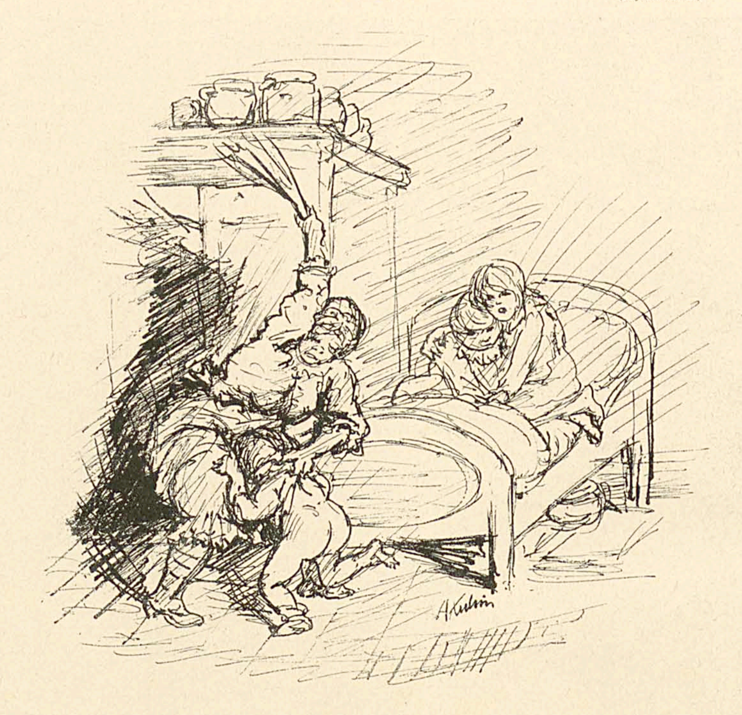
(E. Thöny)



„Nur Mut, junger Mann, bei unseren Zahlungsbedingungen werden noch Ihre Kinder und Kindeskinder ihre Freude an den niedrigen Raten haben!“

Strafe

(Alfred Kubin)



Das Individuum ist verloren / Von Peter Scher

Am Sonnntag vor dem Kirchgang, die Glocken läuteten, aus dem Wirtshaus gröhlte das Grammophon, wurde der Mensch vom Landjäger durchs Dorf getrieben. Er sah jämmerlich aus, über Stirn und Wange ging eine frische blutrote Wunde, die blaugefrorene Brust war durchs offene Hemd zu sehen.

Der Landjäger, ihn mit einer Hand an der Fessel haltend, strich mit der andern den aufgewichsten Bart, als am nächsten Fenster ein blondes Frauengesicht grinste. Plötzlich nahm er Haltung an, Hand an der Mütze grüßte er den Pfarrer, der auf dem Weg zur Sakristei, unangenehm berührt, die Stirn runzelte und in der Kirche verschwand.

Im Wirtshaus mußte sich der Mensch am äußersten Tisch in die entfernteste Ecke zwängen. Der Landjäger, ihm gegenüber, bestellte Wurst, Brot und Bier. Als er den ersten Zug nahm, schnappte der Häftling unwillkürlich mit, worauf er schuldbewußt noch mehr in sich zusammenkroch.

Der Wirt, ein robuster knollennasiger Kerl, eröffnete hinterm Schanktisch hervor ein Verhör mit dem Landjäger: Warum und wieso. Gemeinderat und also doppelte Respektsperson, drang er auf Information aus bester Quelle.

Frage und Antwort wechselten präzis, wie sich's gehört. Das Objekt — also das Subjekt — wurde dabei vollkommen ignoriert. Es saß in sturem Brüten in der Ecke und hörte zu — nicht sehr interessiert, dann und wann gähnend und immer noch von Frost geschüttelt.

Der Mensch war bei der Wirtschaft des Nachbardorfs eingestiegen, hatte zwei Würste und ein Stück Speck genommen, war vom Wirt erwischt und verprügelt worden — daher der blutige Striemen im Gesicht — und hatte die Sachen wieder hergeben müssen. Der Landjäger war zufällig vorbeigekommen, fertig.

Der Wirt und Gemeinderat, solchermaßen unterrichtet, empfand einen Gefühlszwiespalt. Einerseits muß ein Individuum, das stiehlt, an und für sich empfindlich gestraft werden — wie erst, wenn es in eine Wirtschaft gewaltsam einsteigt und Würste raubt, die für achtbare Leute bestimmt sind.

Der Wirt knirschte bei diesem Gedanken vor Wut mit den Zähnen.

Andrerseits hatte der Kerl einen Konkurrenten schädigen wollen, der ihm in den Tod verhaßt war. Der Halunke hatte ihm schon manchen Gast abwendig gemacht; außerdem war er sein politischer Gegner.

Der Wirt bleckte bei diesem Gedanken vor Behagen die Zähne.

Der Landjäger schmatzte seine Wurst. Sein kontrollierendes Auge fing einen gierigen Blick des Häftlings auf, dem vor Hunger der Speichel im Mund zusammenlief. Der Wirt, das Ganze überwachend, fühlte sich von der Armseligkeit des Vorgangs so angenehm gekitzelt — zumal in Erinnerung an die fast gelungene Schädigung seines Feindes und weil außerdem die Kirchenglocken so schön läuteten —, daß er seinem guten Herzen nicht widerstehen konnte. Er nahm von der Theke einen grünspanbesetzten Wurstzipfel und schleuderte ihn, hart am Landjägerkopf vorbei, gegen den Armseligen, der wie ein Hund danach schnappte und gierig hineinbiß.

Worüber die beiden Männer in ein langhinschütterndes herzliches Gebelfer ausbrachen. Um den Genuß zu verlängern, spendierte der humorvolle Wirt auch noch ein Glas schalen Tropfbiers, das der Mensch wiederum hastig hinunterschlapperte — kurzum, der Heiterkeit war kein Ende.

Die Wirtsstube hatte sich mittlerweile gefüllt. Landarbeiter, auch welche von der Industrieseite, auch einige Mädchen saßen mit offenen Mäulern herum. Der Fall mußte vom Landjäger noch einmal in allen Einzelheiten demonstriert werden. Das Häufchen Elend, unterdessen etwas durchwärmt und belebt, hörte wiederum mit unbestimmtem Ausdruck zu; doch schien es hin und wieder etwas mehr an der Sache teilzunehmen.

Plötzlich sagte es mitten in die epische Schilderung des Verbrechens hinein: „Ja mein Gott, wenn der Mensch Hunger hat!"

Einen Augenblick war es ganz still; man hörte nur noch die kleinste Kirchenglocke ein paarmal verloren anschlagen.

Die Arbeiter, die dem Menschen von Anfang an mit harter Skepsis begegnet waren, wurden wankend in der Beurteilung. Das mit dem Hunger war doch recht merkwürdig herausgekommen. Indessen schwankten sie nur einen Moment, schon zuckten sie die Achseln und spuckten aus.

Einer sagte mit seltsam hochmütigem Ausdruck: „Lumpenproletarier!"

Der Verhaftete verstand es nicht.

„Wo bist denn du organisiert?" fragte eine höhnische Stimme, in die Gelächter einklang.
Der Ausgestoßene hatte sichtlich noch nie etwas von Organisation gehört. Seine Augen gingen wie die eines geprügelten Hundes rundum — nirgends ein Halt oder Zuspruch. Der Feldjäger machte eine wegwerfende Bewegung, die Arbeiter lachten mit den Mädchen, dann ließen sie sich Karten geben und spielten Schafskopf.
Das Individuum saß verlassen in seiner Ecke. Als der Landjäger seine Rechnung beglich, brach dem Häftling der Angstschweiß aus, denn er dachte an die Kälte draußen und an sein zerfetztes Hemd über der offenen Brust. Er tastete mit Blicken von Tisch zu Tisch, sog sich an jedem Gesicht fest — umsonst. Auch die Mädchen hatten kein Interesse an so viel eindrucksloser, ganz und gar unheldenhafter Verworfenheit.
„Vorwärts!" sagte der Landjäger.
Als das Individuum die Dorfstraße hinuntergetrieben wurde, ging eben der geistliche Herr aus der Kirche nach Hause, und diesmal verzog sich sein Gesicht noch schmerzhafter. Die doppelte Begegnung war wirklich überflüssig — gerade heut, wo er sich den sehnlich gewünschten Gansbraten mit Thüringer Klößen durch besonders eindringlichen Hinweis auf die beseligende Kraft der Liebe wirklich verdient zu haben glaubte.

Die Kommüssion

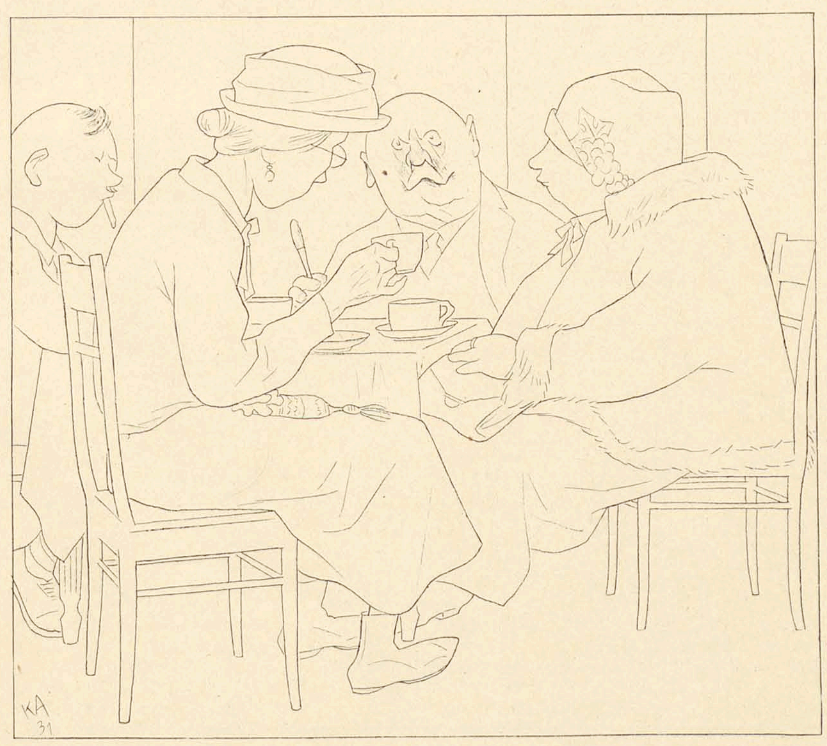
Ort der Handlung: Schwemme im Hofbräuhaus.
Geruch: Gut!
Geräusch: Gedämpfter Rhabarber.
Personen: Ein älterer und ein jüngerer Mann.
Der eine wickelt langsam einen kleinen Leberkäs aus, der andere eine Leoner.

„Was hast g'schafft heut?"
„Frag net so saudumm. Stempeln bin i gwen."
„So. Stempeln." (Pause.) „Hast es schon ghört, daß's jetzt aus und gar sein soll mit'm Stempeln?"
„Na, was du net sagst. Von was solln denn wir lebn nacha?"
„Lebn? Ja von der Arbeit natürli."
„So. Von der Arbeit." (Pause.)
„Bal mir aber ka Arbeit net habn?"
„Des wird scho anders jetzt. A Kommüssion wollens machen."
„A Kommüssion? Zu was soll des guat sein?"
„Ja weißt, die Kommüssion, die soll rausbringen, wovon daß des kommt, daß wir allweil stempeln gehn müssen."
„Des wissen wir a so. Dazu brauchts ka Kommüssion net. Weil wir ka Arbeit net habn."
„Du redst, wie du's verstehst. Die Kommüssion soll ja grad rauskriagn, daß wir ka Arbeit net habn."
„So. Des soll die Kommüssion rauskriagn." (Pause.)
„Du hast net den rechten Vastehst. Die Kommüssion soll ja rauskriagn, wovon daß des kommt, daß wir ka Arbeit net habn."
„Na, es werd halt ka Arbeit net da sein, moan i."
„Aber siehgst, des soll ja grad die Kommüssion schaffen, daß a Arbeit hergeht."
„So. Die Kommüssion." (Pause.) „Des werst du a net wissen, wer das is, die Kommüssion?"
„Sell weiß i schon. Mein Zimmerherr hat mir's verzählt. San bloß guate Leut drin in der Kommüssion. Die, wo an jeder kennt, wia Professoren und Doktors, die, wo was verstehn. San alle die Großkopfeten beieinand, so Stückener zehne. Weibsbülder san a dabei. Da werdn's jetzt beisamm hock'n, und bals firti san, dann habn wir a Arbeit."
„So. Hast du an Fiduz dazu?" (Pause.)
„San Erwerbslose a dabei?"
„Erwerbslose? Na, da hab i nix davon g'hört."
„Na siehgst es. Erwerbslose wenn's gnommen hättn, dann hättn do zehn Leut einen Verdienst ghabt."
„Sell is richtig. Und kan schlechten net. Und hübsch lang wär er a gwen."
Beide sehen tief in den Maßkrug und schweigen.

U. Schulz

Politische Isolierung

(Zeichnung von Karl Arnold)



„Jetzt wissen S', Frau Huber, i steh' net links und steh' net rechts, und dafür, daß i dazwischen steh', hab' i zuvui Charakter!"

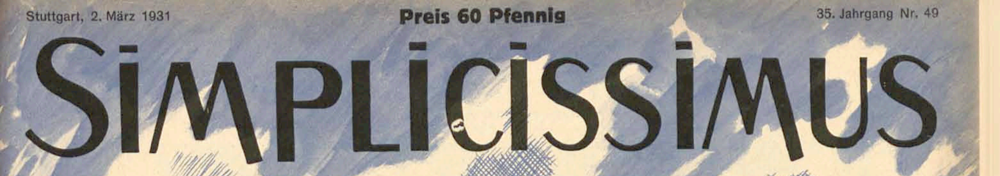
Moses und Wotan oder *Alte Plagen – Neue Plagen*

(Olaf Gulbransson)



„Echt jüdische Heuchelei, meinen Nazis immer die weißen Mäuse vorzuwerfen — Ihre Leute haben doch damals in Ägypten sogar mit Heuschrecken gearbeitet!"

Stuttgart, 2. März 1931 Preis 60 Pfennig 35. Jahrgang Nr. 49



SIMPLICISSIMUS

Auf in den Kampf – Politiker

DIE JUNGEN KÖNNEN UNMÖGLICH BIS ZUM NÄCHSTEN WELTKRIEG WARTEN, UM SICH DIE KNOCHEN KAPUTTSCHLAGEN ZU LASSEN!

OLAF GULBRANSSON

Optimistische Einstellung / *Von Peter Scher*

Man sage was man wolle der Dummheit zur Ehr —
an ihre alles überwindende Suggestivkraft glaube ich nicht mehr;
natürlich bleibt sie die Großmacht und die leuchtende Zuversicht der Schwachen —
aber mit Dummheit allein — das steht jetzt fest — kann man es doch nicht machen.

Ich sehe zuweilen im Gasthaus einen sehr sturen Lesebold,
der fraß jene klotzigen Überschriften, in denen das Teutherz grollt;
für diesen Esel von Großformat ist selbstverständlich auch jener Auszug der Hundertsieben
und die Geschichte von der völkischen Arbeitslosenfürsorge heilig, heilig geblieben —

aber — — er rülpst jetzt so herum ...
irgend etwas erscheint ihm nicht mehr dumm genug — das heißt also zu dumm.
Es liegt in der Luft, wenn auch die fette Überschrift der Dummheit gellend lügt —
Vorsicht! Es dämmert! Bakterien schwirren! Schluckt einen Mund voll — das genügt.

Xaver wird entdeckt / Von Jan Herchenröder

„Lupfer, Lupfer . . .", Hundsgasse vier. Das hier war sie also, und in diesem Hause mußte er wohnen. Propper stieg die abgetretene Treppe hinauf und machte vor einer Tür halt, an der eine vergilbte Visitenkarte angeheftet war: „Xaver Lupfer, Privatgelehrter." Propper schüttelte leicht den Kopf, lächelte etwas mitleidig und klopfte zögernd an. Er mußte längere Zeit warten, bis sich die Tür auftat und eine riesige Hakennase, mit einer Hornbrille besetzt, zwischen dem Türspalt heraussah. Eine heisere Stimme sagte: „Was wünschen Sie? Ich habe Sie nicht für diese Zeit bestellt; ich erwarte keinen Besuch." Karl Propper streckte etwas überrascht den Kopf vor und antwortete: „Xaver, du kannst ruhig einen alten Klassenkameraden etwas freundlicher empfangen." Seine Stimme klang unsicher. „Dann tritt ein", sagte jetzt die Hakennase etwas besänftigt, „ich weiß zwar noch nicht, wer du bist, aber es mag schon stimmen." Er machte die Tür auf und ließ Karl eintreten. Das Zimmer sah etwas wunderlich aus. In der Mitte stand ein großer, runder Tisch, auf dem ein umfangreiches, viereckiges Aquarium aufgestellt war, mit grünlichen, veralgten Scheiben und trübem Wasser. An der Wand stand ein schmales Bett mit einem Tuch verdeckt, von dem man nicht wußte, ob es schmutzig war oder von Natur aus eine so trübe, graue Farbe hatte. Von der Decke, die lange Risse aufwies, hing eine an dünnen Drähten befestigte Petroleumlampe, die, obwohl es Tag war, matt brannte.

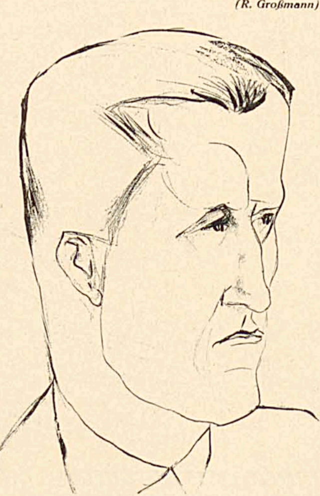
„Hast du dich nun genug gewundert?" fragte die heisere Stimme, und Karl erschrak. „Wer bist du denn eigentlich?" Karl Propper nannte seinen Namen und blickte auf Xaver. Der zog seinen Kopf etwas in die Schultern und sah jetzt wie eine alte Eule aus. Er kratzte mit einem langen, knochigen Zeigefinger an seiner Stirn und sagte versonnen: „So, der Propper bist du, ach ja, richtig, der Propper." Er dachte anscheinend streng nach und sagte dann plötzlich aufgeregt und krähend: „Bist du nicht der, der einmal Professor Imbiß eine Büroklammer gegen den Kopf geschossen hat?" Karl Propper mußte nun lächeln, etwas befreit, und erwiderte: „Allerdings, Xaver, dich hat man dann, weil du so unverschämt gelacht hast, mit in das Klassenbuch eingetragen." Xaver lachte jetzt auch, sehr breit, indem er die gelben, starken Zähne sehen ließ. „Nun ist alles in Ordnung, mein Junge", sagte er jetzt und drückte Karl in einen alten Polstersessel. „Nun erzähle mir von draußen, was du inzwischen erlebt hast und was alles Wichtiges erfunden wurde. Du mußt nämlich wissen, daß ich schon fünf Jahre nicht mehr auf der Straße war; ich lasse alles möglichst durch meine Wirtin besorgen. Ich kann auch ohne die Sonne auskommen und ohne die Zeitung. Es interessiert mich nicht, wer überfahren wird und wieviel Zylinder die Stinkkarren, die Autos, jetzt haben. Es gibt wichtigere Dinge." Karl sah entsetzt seinen alten Schulkameraden an. Dieser lachte wieder, diesmal etwas selbstgefällig, und sagte: „Das könntest du wohl nicht, kleiner Propper, wie? Fünf Jahre im Zimmer aushalten?"

Karl war es nach einer zweistündigen sehr angeregten Unterhaltung gelungen, Xaver zu bewegen, mit ihm auf die Straße zu gehen. Sie fielen auf; alle Leute sahen sich nach dem mit kleinen Schritten trippelnden Mann um, der ein graugrünliches Gesicht hatte und mit trüben Augen über seine große Hornbrille blickte. Auch seine Kleidung war auffallend; er hatte kreisrunde Hosen an, die keine Spur von Bügelfalte mehr aufwiesen, zudem mußte er sich mit seiner viel zu kurzen, wohl ehedem blauen Lüsterjacke bei der kühlen Witterung unbedingt erkälten. Karl führte Xaver in ein gutes Restaurant, in dem er sich mit Paula Piff, einer jungen Studentin, verabredet hatte. — Als Paula an ihren Tisch trat, schrumpfte Xaver förmlich zusammen und schaute, fast unter der Tischplatte, schräg zu ihr auf. Er reichte ihr schnell die Hand und zog seine Finger wieder sofort unter die Decke. Ich glaube, sie sind schmutzig, dachte er. Karl Propper führte sodann die Unterhaltung, erzählte von Xaver und seinem Aquarium, lobte ihn als einen großen Wissenschaftler und schloß, indem er sagte: „Die Menschen haben Xaver arg enttäuscht, nun ist er Großstadteinsiedler geworden. Man müßte ihn retten, dadurch, daß man seine Schriften veröffentlichte, er wird dann ein berühmter Mann werden." Paula hatte sehr interessiert und Xaver sehr ängstlich zugehört. Er betrachtete ihre große, schlanke Figur, das mit großen Blumen geschmückte helle Kleid und das ovale, dunkle Gesicht, zu dem die etwas nach oben gerichtete Nase nicht ganz paßte. „Welche Tiere behandeln Sie bei Ihren Studien?" wandte sich Paula an Xaver. Der sah sie wieder geduckt an und erwiderte: „Fische, Fräulein, in erster Linie Fische." Er verzog dabei sein Gesicht, als ob ihm die Antwort Schmerzen bereiten würde. — Beim Abschied sagte Paula Piff zu Xaver: „Ich werde Sie Mittwoch besuchen kommen, Herr Lupfer, das heißt natürlich, wenn Sie nichts dagegen haben." Herr Lupfer hatte nichts dagegen.

Als Paula kam, war das Zimmer Xavers gereinigt. Sie blickte enttäuscht auf den blankgeputzten Boden und setzte sich auf einen kurz vorher ausgeklopften Sessel. Xaver putzte ständig seine Brille und wußte nicht, was er sagen sollte. Da erblickte Paula das Aquarium und fragte, was es all für Fische geben würde. Vollständig zerfahren, schlürfte Xaver um den Tisch herum, faßte sich ein wenig und fing dann an zu dozieren: „Man teilt die Fische schlechthin in See- und Süßwasserfische ein. Was Sie hier erblicken, sind natürlich Süßwasserfische, die allgemein in sechs Unterklassen geteilt werden. Man unterscheidet Edelfische, Schmelzschupper, Lurchfische oder Quermäuler, Rundmäuler und Röhrenherzen. Was Sie hier zum Beispiel sehen, bitte kommen Sie näher zum Aquarium, ist ein Edelfisch, der sich von den anderen Fischen durch eine Schwimmblase unterscheidet. — Ist Ihnen das nicht sehr langweilig, Fräulein?" Xaver schaute Paula furchtsam an. Sie schüttelte den Kopf und lächelte. Xaver wurde noch verlegener, beugte sich über das Aquarium, und da geschah ihm etwas, was noch nie vorgekommen war. Seine Hornbrille glitt ihm von der Nase und fiel in das grüne, schleimige Wasser. Xaver krähte erschrocken: „Verdammt, nun kann ich nichts mehr sehen." Vorsichtig tastete er sich zu seinem Bett und setzte sich auf die Kante. Paula Piff stutzte ein wenig und ging dann entschlossen zu dem Aquarium hin. Xaver sah verschwommen, wie sie mit ihren schmalen, weißen Fingern in das Wasser tauchte. Ehe er ein Wort sagen konnte, hatte sie Xavers Brille herausgeholt. Sie gab sie ihm lachend und trocknete die Hand an seiner Lüsterjacke ab. Er sagte leise: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein." Er setzte umständlich die Brille auf; ein Wassertropfen lief seine Nase entlang. Paula lächelte und nahm ihre Handtasche. Dann sagte sie: „Ich muß jetzt gehen, vielen Dank. Also guten Tag." Xaver verbeugte sich unglücklich und machte zitternd die Tür auf. Als sie gegangen war, legte sich Xaver ins Bett und schaute zur Decke. Er murmelte nachdenklich: „Die verdammten Fische." Dann schlief er ein.

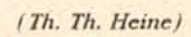
Politisches Panoptikum

(R. Großmann)

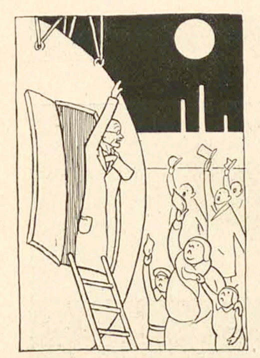


Der Kommunist Ernst Torgler

Die Mondrakete



(Th. Th. Heine)



„Lebt wohl, meine Teuren, die Stratosphäre ruft!"



„Donnerwetter, jetzt hätte ich beinahe meine Füllfeder vergessen!"



„Die Jahrtausende sehen zu mir hinauf!"



„Aber Amalie, du hast mir ja statt meinem Fallschirm deinen Sonnenschirm mitgegeben!"



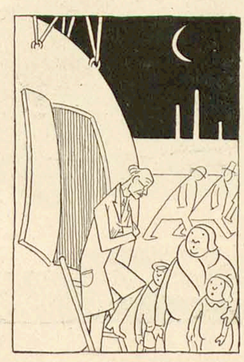
„Erde, wie klein erscheinst du mir jetzt schon!"



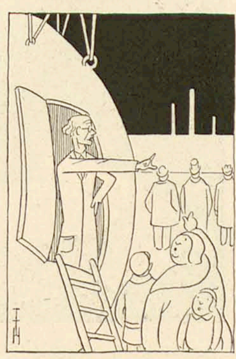
„Um Gottes willen, ich bin ja noch gar nicht genügend photographiert worden!"



„Die Allmacht der Wissenschaft vermählt sich mit der Unendlichkeit des Weltraums!"



„Ja, wo ist denn die Fahne geblieben, die ich auf dem Mond hissen will?"



„Und nun mein letztes Wort: per aspera ad astra." – „Unmöglich, Männe, du mußt wieder aussteigen – es ist Neumond."

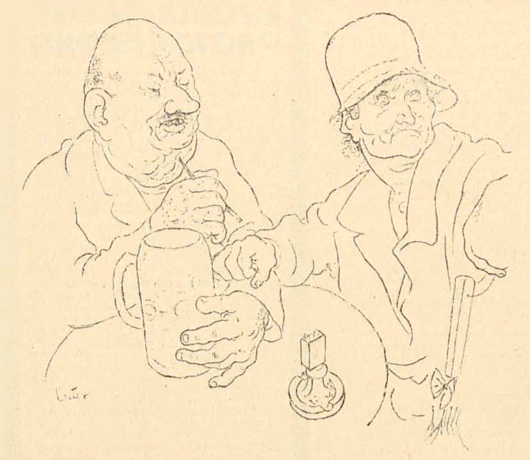
Reeder-Patriotismus

(E. Schilling)



„Die deutsche Flagge ist uns wirklich allzu teuer — mit der von Panama kann man die Matrosen besser prellen!"

Philosophie *(Josef Sauer)*



„Sixt, Kathi, san guate Zeiten, nacha kannst dir a paar Maß eh' leisten, und san schlechte, nacha saufst halt damit dein Kummer in di nei!"

Klöhn läßt sich die Haare schneiden / Von Kahe

„Klöhn", sagte die Klöhnsche, „Klöhn — du verdammtiges Oos — wann läßte dich mal die Haare schneiden? Du Penner! Du Dreckskerl! Du Hottentotte. Du Kaffernhäuptling. Dein Kürbis sieht aus wie'n Kohlkopf, der drei Jahre aufm Acker gestanden hat. Die Haare wachsen dir ins Jenicke und kommen schon beis Schemisettchen raus. Du Schmierlapp! Die Frau Bierbimse hat gestern zu mich gesagt, ‚Ihr Klöhn, Klönsche', hat sie gesagt, ‚der is so dreckig wie'n Bettvorleger von einem Lehmkuhlenarbeiter. Und Haare hat er so lang', hat die olle Sabbelschnute zu mich gesagt, die Bierbimse, ‚Haare hat der Klöhn so lang, wenn er die mal abschneiden läßt, dann könnt Ihr Euer kaputtes Sofa damit aufpolstern.' Hat die alte Trine zu mich gesagt! Un so was muß man sich nun sagen lassen von soner schimmeligen Kartoffel, von soner zertöpperten Schießbudenfigur, von sonem geplatzten Klosettdeckel muß ich mich das sagen lassen! Steh da nich so rum wien vergessener Mülleimer! Wann läßte dich die Haare schneiden, du Bolschewist?"

Klöhn zog langsam die Hände aus den Hosentaschen und sagte betrübt: „Wann ich mich die Haare schneiden lasse? Wenn ich Geld hab. Das kost mit Rasieren und Schneiden und Kölnisch Odekolonjewasser und im Nacken ausrasieren eins fuffzig. Das weiß ich noch janz jenau von vorm halben Jahr, wo ich mir habe ooch schneiden lassen. Wenn ich Geld habe, laß ich mich gern die Haare schneiden. Meinetwegen dreimal am Tag, wenn ich dem Geld dazu habe!"

Die Klöhnsche setzte sich auf das kaputte Sofa, erschloß das Portemonnaie und zählte fünfzehn Groschen ab. Klöhn wickelte die Summe in ein Stück Papier und ging ab. An der Ecke, vor der Wirtschaft zum friedlichen Heinrich, blieb er stehen und sagte: „Haarschneiden mit Rasiern un Nackenauskratzen un Kölnischodekolonje kost eins fuffzig. Ohne Odekolonje eins dreißig. Wolln wir mal erst ein Glas Bier einnehmn. Brauch ich zu stinken wien Generaldirektor? Ein Topp Bier is mich lieber wie zehn Töppe mit Odekolonje!" Klöhn ging rein und versoff das Kölnische Wasser. Als dies geschehen war, sagte er nachdenklich: „Wat soll ich eijentlich mit Nackenauskratzen extra? Hinten hört der Kopp sowieso auf, und was da wächst, is doch man bloß Unkraut. Das wächst furchtbar schnell nach. Ne — son Schmus machen wir nich, ein Pöttchen Helles is mich denn da doch lieber!" Und so versoff Klöhn die Odekolonje und das Nackenauskratzen extra und versoff auch noch das Rasieren. „Denn", sagte sich Klöhn, „wozu? Haarschneiden muß ja sein. Das ist Anstand. Aber Rasiern? Wozu? Wenn man sich einen Bart kommen läßt, sieht man später nicht, wenn er runterhängt, daß das Schemisettchen dreckig ist." Als er nun soweit philosophiert und getrunken hatte, war es sieben Uhr. „Feierabend!" sagte Klöhn. „Heinrich — der Barbier hat Feierabend. Schrecklich, daß die Leute alle so penibel sind mitm Arbeiten, Heinrich. Wenn in Deutschland mehr würde jearbeitet wern, Heinrich, denn ging alles besser. Aber wie das so is, Heinrich, du weißt ja Bescheid. Eben schlägt es sieben — bumms — Feierabend! Keen Aas bewegt ooch nur einen Finger noch. Ich hätt mich so jern noch die Haare schneiden lassen, Heinrich. Nu jib ma noch ein Bier!"

In der Nacht wurde die Klöhnsche wach. Klöhn lag neben ihr. Die Klöhnsche schrie furchtbar auf, denn er war weder rasiert noch geschnitten, noch war der Nacken ausgekratzt. Die alte Bierbimse einen Stock höher legte das Ohr auf den Fußboden und blieb zwei Stunden liegen, obwohl sie kein Nachthemd anhatte. Am nächsten Tag ging Klöhn wieder zum Barbier. Der sagte: „Da hamse aber Glück, Klöhn. Grade heute habe ich, der allgemeinen wirtschaftlichen Lage entsprechend, den Tarif für Haareschneiden um zwanzig Pfennig tiefer gesetzt!"

„Gottes Wege sind wunderbar", sagte Klöhn, „wenn ich nu gestern gekommen wär, hätte ich mir selber um zwei Groschen beschissen. Dafür kann ich mir ja nu ein kleines Helles trinken!" Und weil es so voll in der Bude war, ging Klöhn erst zum Heinrich, und als er nach Hause kam, da war der schwache Charakter wieder nicht gewichst und gebimst, sondern nur besäuselt. Dies war ein harter Schlag für die Klöhnsche. Ein sehr harter Schlag. Ein Donnerschlag geradezu. Den ganzen Tag über bebte sie förmlich noch am ganzen Leibe. Sie sagte: „Klöhn! Heute gehste nochmals zum Barbier! Zweimal haste das Haarschneiden mit Rasiern und Odekolonje hinter die Binde gegossen. Kommste heute wieder ohne retour, dann balbiere ich dir persönlich mit der Kohlenschippe. Haste verstann?" Klöhn ging mit fünfzehn Groschen ab und freute sich, daß die Olle nichts von der fabelhaften Preisermäßigung ahnte. Den Überschuß gedachte er zum allerletztenmal in Flüssigkeit anzulegen. Manchmal sind die Umstände des Schicksals gegen die Reinheit der menschlichen Absichten. Klöhn traf leider seinen Freund Blaguschke. Dem sagte er, nachdem er ein kleines Helles genossen hatte, er müsse nun zwecks Haarschneiden sich verabschieden. Blaguschke schüttelte betrübt den Kopf und setzte in einer längeren Rede auseinander, wieso Haarschneiden in dieser teuren Zeit ein frevelhafter Luxus, ja eine wahre Sünde sei. „Klöhn", fragte er, „tun dich die Haare auf dem Kopp weh?"

„Nee — das nich!"
„Nu, denn weiß ich nich", sagte der Blaguschke, „denn weiß ich nich, worum du das viele Geld für das Abschneiden wegwerfen willst!"
Klöhn kam leider erst wieder gegen zwei Uhr in der Nacht heim. Als die Klöhnsche wach wurde und nach seinem Schädel tastete, und als sie nicht eine einzige kleine kahle Stelle entdecken konnte, da spielten sich herzzerreißende Szenen ab. Klöhn litt furchtbar. Die Bierbimse lag die ganze Nacht mit dem Ohr auf dem kalten Fußboden. Am nächsten Tag zog sich die Klöhnsche fein an und brachte den verschwiemelten Hund höchstpersönlich in den Barbiersalon zur Schur. Die Bierbimse stand auf der Treppe und sagte zu der Blaschkuleitschen: „Frau Blaschkuleitsch — sehnse sich mal den Klöhn an! Wie der aussieht! Ordentlich geschwollen sieht der aus. Heute nacht hat die Olle ihm den Kopp gewaschen un jetzt läßtse ihm die Haare schneiden — — —!"

Junges Mädchen an der Rendez-vous-Ecke

Mein Gott, hat der Chef heut wieder geschimpft!
Für jede Mark – gut gerechnet! – muß ich mich anschreien lassen.
Warum werden wir nicht gegen Wutbazillen geimpft?! . . .
Ja, die Utti, die weiß ihn gut anzufassen,

die geht ihm ums Kinn, diesem Herrn Knödel & Co.
„Wie bitte? Ach so! Ja, dann sprechen Sie leiser!"
Und sie wippt und scharwenzelt mit ihrem Popo.
„Ich bin nämlich, wissen Sie, auf dem linken Ohr etwas heiser."

Ja, die Utti, die ist nicht auf den Mund gefallen,
die fährt mit nach Leipzig und Hamburg und Wien
und kann es sich leisten, mit der Türe zu knallen,
wenn ihr im Privatkontor etwas verdächtig schien . . .

– Mein Gott, kommt Fred heute spät! Immer bin ich es, die wartet!
Nein, auf den Strich gehn stell ich mir schrecklich vor.
Immer nur warten und warten, ob einer Mut hat und startet,–
und dann wird vielleicht gar nichts draus, nein, Gott bewahr mich davor.

Utti sagt, ich sei sentimental. Meinetwegen! . . .
(Warum schreibt sich Fred nur so blödsinnig Frätt!?)
Jedenfalls brauch ich mich nicht zu dem Knödel zu legen . . .
Zwar ein Kleid ab und zu, ein Paar Schuh, wär' ganz nett.

Fred ist doch eigentlich schäbig. Hat er wohl noch eine Zweite?! . . .
Diese Pute, die Hilde, soll sich nur unterstehn! . . .
– „Ah, endlich! Wo bleibst du denn, Fredy? . . . Ja, denk dir, was heute
wieder passiert ist. Also der Chef –. Wie? ins Kino? Na schön! . . ."

E. B. Kortläcke

Ein wahrhaft sozialer Mensch und Chef

Von Kaki

Vor mehreren Monaten kam ein mir befreundeter junger Rechtsanwalt, der mir schon geschrieben hatte, daß er sich in Berlin niederlassen wolle, aber noch nicht wisse, wie er das Geld für Wohnung und Büroeinrichtung aufbringen solle, glückstrahlend zu mir und erzählte, daß er in der Bahn einen reichen Makler namens Meirowic kennengelernt habe, der ihm drei komfortabel ausgestattete Büroräume nebst Wohn- und Schlafzimmer für billiges Geld zur Verfügung gestellt habe. Und das kam so: Meirowic hatte eine Tochter, und diese Tochter hatte sich mit einem jungen Kaufmann verlobt, der jedoch vermögenslos war. Um ihm eine Existenz zu schaffen, hatte er beschlossen, eine Filiale in Berlin zu gründen, und dem jungen Paar eine 6-Zimmer-Wohnung gemietet, von der drei Bürozwecken dienen sollten. Leider hatte sich kurz vor der Hochzeit herausgestellt, daß der Bräutigam schon einige Jahre im Gefängnis zugebracht, und zwar wegen Wechselfälschung, was bei einem Kaufmann nicht gerade vertrauenerweckend wirkt. Man hatte die Verlobung gelöst, die Tochter war zu Verwandten nach England gefahren, und die schöne Wohnung stand leer. Da er sie auf zehn Jahre gemietet hatte und ihm der junge Rechtsanwalt sehr gefiel, war er froh, einen Untermieter gefunden zu haben, der ihm wenigstens die Leermiete bezahlte. Er stellte nur die eine Bedingung, daß ihm das als eheliches Schlafgemach eingerichtete Zimmer zu eigener Benützung verbliebe, da er als nunmehr kinderloser Witwer beabsichtige, sein Weekend in Berlin zu verbringen. Und da mein Freund als fröhlicher Junggeselle dagegen nichts einzuwenden hatte, wurde der Vertrag abgeschlossen. Zumal Herr Meirowic sofort vorschlug, daß keiner sich im geringsten um den anderen kümmern und jeder seine eigenen Wege gehen solle.
So geschah es auch. Und am nächsten Sonnabend erschien der Gute mit einem jungen, bildhübschen Mädchen, das ein stark betontes hamburgisches s-t sprach, zog sich den Smoking an, ging und kam erst gegen drei in äußerst animierter Stimmung nach Hause, worauf die beiden sich zur Ruhe begaben. Und als mein Freund am Spätnachmittag des folgenden Sonntags nach Hause kam, waren sie schon wieder abgereist. Dasselbe geschah am nächsten Sonnabend — nur war das Mädchen ein anderes. Und beim nächsten Weekend war es wieder ein anderes. Das ging dreieinhalb Monate lang so —: die ganze Woche war mein Freund unumschränkter Herr der herrlichen Wohnung — und nur Sonntags von elf bis vier Uhr war es schwer, ins Badezimmer zu gelangen. Die Unterhaltung der beiden beschränkte sich auf ein höfliches „Guten Abend!", wenn Herr Meirowic das von meinem Freunde als Wohnraum benutzte Berliner Zimmer passieren mußte, um ins Schlafzimmer zu gelangen. Er wunderte sich einzig darüber, daß die mitgebrachten Mädchen nicht immer jünger und hübscher wurden, sondern sichtlich älter und unansehnlicher. Zum fünfzehnten Weekend jedoch erschien Herr Meirowic wieder mit dem ersten, sehr jungen und reizvollen Mädchen.
Da muß mein Freund wohl etwas erstaunte Augen gemacht haben — jedenfalls fühlte sich Herr Meirowic veranlaßt, den Fall aufzuklären.
„Sehnse", sagte er, „ich sehe, Sie wundern sich, daß ich mir jedesmal 'ne andere mitnehme! Offengestanden: ich nähm auch lieber immer die kleine Käthe mit, die heute da is! Aber als Chef hat man doch auch so viele Verpflichtungen — is nich so? Vierzehn Mädels hab' ich in meinen Büros — und jede möchte doch mal gern nach Berlin und sich ein bißchen amüsieren! Wenn ich da immer nur die eine oder andere mitnähme, gäb das Stunk und Neid und Unzufriedenheit! Ich bin nu aber mal ein streng sozial denkender Mensch — ich bin für Gleichheit und Gerechtigkeit! Und vor allem sehe ich auf Sauberkeit in allen Dingen, die meine Stellung als Chef der Firma angehen! Vastehnse? Da muß man schon mal 'n Auge zudrücken! Gerechtigkeit muß sein —: bei mir geht's streng der Reihe nach — jede kommt mal dran — und nu bin ich froh, daß es wieder von vorn anfängt, denn schließlich kann auch keiner von mir verlangen, daß ich mit der miesesten anfange! Auf Wiedersehen, Herr Doktor! Geht die Praxis? Na, das freut mich!"
— Von moralischen Einwänden abgesehen, muß man Herrn Meirowic zubilligen, daß er ein wahrhaft sozialer Mensch und Chef ist!

Schach in Leipzig

Zwei Herren spielen Schach. In einem Leipziger Café. Ich sitze am Nebentisch und werde unfreiwilliger Zeuge einer kleinen Meinungsverschiedenheit.
„Wie gommd denn der schwarze Durm dahin?“
„Na, der schdehd doch da schon lange.“
„Den hadde ich doch schon weggeschlaachn!“
„Das gönnde dir so bassn.“
„Nadürlich, den hadde ich mid meinem Bauern geschlaachn, mid meinem A-Bauern.“
„Nu will ich dir mal was erzählen, du bisd ein Schwindler.“
„Und du bisd ein ganz gemeiner Bedrücher, du schbielsd undeligad. Du bisd üwrhaubd immer so blumb, du hast ja gar geine anschdändje Dackdick! Deine dreckichen Dricks hawe ich schon lange enddeggd, du Rübenschwein.“
Damit wirft der Spieler das Schachbrett um, daß alle Figuren durcheinanderrollen. Er zischt noch einmal „Vrdammdr Schwindelmeier!“, dann fängt er an die Figuren wieder aufzustellen und sagt: „Na, wozu sind wir denn eichendlich hier? Zum Blaudrn oder zum Schachschbielen?“
Und dann fangen sie eine neue Partie an.

Lieber Simplicissimus!

Albert Steinrück, der bekannte Schauspieler, begegnete in Gesellschaft einem Herrn, den er von früher her kannte, der die Bekanntschaft jedoch nicht nur vergessen hatte, sondern sogar nicht einmal wußte, was für ein großes Tier er vor sich hatte. „Sie kennen meinen berühmten Namen nicht, — Herr!“ rief Steinrück halb scherzhaft, halb in gekränkter Eitelkeit.
„Steinrück? — Steinrück?“ überlegte der andere; plötzlich fuhr es aus ihm heraus: „Ah, jetzt weiß ich! Sie sind der Mann, der die guten Klaviere macht!“

•

Im Café du Dôme unterhielt man sich sehr lebhaft über den Selbstmord eines der bekanntesten Stammgäste, eines Schweden, der mit wasserstoffblonden Haaren und Sommersprossen behaftet gewesen war.
Kiki, die „Königin des Montparnasse“, schüttelte ihr Haupt: „Es ist mir vollkommen schleierhaft, was den netten Jungen dazu getrieben haben mag.“
„Er hatte eine Frau zu viel“, ließ sich Foujita, der japanische Maler, vom Nebentisch hören. Kiki machte erstaunte Augenbrauen: „War er denn Bigamist?“
„Das habe ich damit noch nicht behauptet“, erklärte Foujita höflich lächelnd.

Meisterschaft

(Kurt Werth)



„Großartig, wie er selbst in der gefährlichsten Situation so tut, als merkte er von nischt!“ — „Das hat der Meister von Brüning gelernt.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1931 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Entlastung

(Dugo)



„Werden die Leute auch nichts Falsches von mir denken, wenn ich zu Ihnen komme?" — „Das hängt nur von Ihnen ab, Gnädige, ob es nicht das Richtige ist."

Kollegen / Von André Dahl

Es waren zwei sonderbare Gesellen, von unvorstellbarer Schmutzigkeit, seit acht Tagen unrasiert, rote Tücher um den Hals gewickelt, zerfetzte Stiefel und speckige Mützen . . . Das Wort zerlumpt schien eigens für sie geschaffen.
Als der Bankier Horace de Beryl die beiden in seinem Büro bemerkte, war seine erste Regung, das Zimmer zuzusperren, den Portier zu beauftragen, niemanden aus dem Hause zu lassen und die nächste Polizeistube anzurufen. Aber was konnte dabei herauskommen? Verhöre im Polizeikommissariat, Sensation in den Zeitungen und nach dem Skandal der Roman-Oil-Aktien, die von 7000 Franken auf 60 Centimes gefallen waren, ein neuerlicher, mit seinem Namen verknüpfter Skandal! Nein, nichts davon! Ein kräftiger Mann genügte schon für diese Galgenvögel. Ganz ruhig zog der Bankier seinen Browning aus der Tasche, rief „Hände hoch!" und trat ein . . .
„Einbrechen wolltet ihr also, meine Lieblinge? Keine üble Idee . . . Sonntag vormittag ist niemand in der Bank, der Portier ist beim Rennen, das Büro ist nicht einmal versperrt, und die Kasse steht im vollen Tageslichte zu eurer Verfügung! Und wenn man ein Geräusch hört, kann man sich schon in einem der zwei Stockwerke verstecken, nicht wahr? . . . Wirst du die Hand oben lassen, du Schmutzfink!
Bei Tag wolltet ihr also arbeiten. Das paßt euch. Man hat gute Beleuchtung bei der Arbeit. In der Nacht muß man sich beeilen, da nimmt man nur die große Brieftasche mit den Noten und läßt den schweren Geldsack zurück. Und dann muß man sich übers Dach davonmachen. Unbequem, nicht wahr? Wirst du wohl stillhalten, du kleiner Spitzbube?
Und wie dumm ihr nur beide dreinschaut! Seht doch nur in den Spiegel! Oder nein, lieber nicht . . . Mich wundert nur, daß man euch nicht auf dem Weg hierher arretiert hat. Wie prächtig ihr ausseht! Welche Eleganz! Ich kann mir schon vorstellen, wie ihr euch die Sache zurechtgelegt habt. Am letzten Sonntag habt ihr wohl die Gegend ausgeknobelt und dann habt ihr euch die ganze Woche jeden Tag in eurer Kneipe hingelümmelt und euch gefragt, was die Sache wohl einbringen wird.
Was euch die Sache einbringen wird, kann ich euch verraten. Gar nichts. Nicht einmal einen Monat Zuchthaus! Oder glaubt ihr, daß ich wegen euch zwei Waschlappen den Untersuchungsrichter behelligen werde? Wenn ihr wirkliche Einbrecher wäret, dann ja. Aber was seid ihr in Wirklichkeit? Schäbige Anfänger! Ihr könnt vielleicht auf dem Lande in eine Gemischtwarenhandlung einbrechen. Für Paris seid ihr nicht geeignet!
Ja, ja. Rollt nicht so mit euren Augen. Haltung muß man bewahren, wie es in Paris die Diebe tun. Seht mich an! Wißt ihr, warum ich heute in die Bank gekommen bin? An einem Sonntag, wo niemand zugegen ist? Weil ich im Begriffe bin, alles, was in der Kasse ist, abzuholen. In vier Stunden bin ich mit 2 400 000 Franken über der Grenze. Das nennt man ganze Arbeit. Das ist elegant! Man braucht sein Jackett nicht abzulegen, man behält seine Handschuhe an den Fingern, und unten wartet das Auto. Das steht dafür. Nur alle zehn Jahre ein solcher Streich, und man lebt sehr komfortabel. Aber merkt euch: Lumpen und schäbige Mützen darf man nicht tragen. Ist es nicht nett, daß ich euch eine Lektion erteile?"
Die beiden Männer hörten gespannt zu und ließen sich keine Silbe entgehen.
„Stehlen wolltet ihr, stehlen! Nun, ich will euch sagen, wo man dieses Handwerk, wenn es euch gefällt, auf mühelosere Art besorgen kann. An der Börse! Da gibt es keine verschlossenen Gitter, keine komplizierten Schlösser. Ihr tretet ein, so wie ich es getan habe, ein Paket Roman-Oil-Aktien oder sonstigen Plunders unter dem Arm, ein verbindliches Lächeln auf den Lippen. Bald hat man sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Ganz gefahrlos, sage ich euch. Beweis, daß ich in einer Stunde schon weit weg von hier sein werde. Vergreift euch daher niemals an einem Kassenschrank! Da hat man euch gleich beim Schlafittchen! Wer kümmert sich schon um euch? Vielleicht irgendein Straßenmädchen oder irgendein alter Hehler. Aber ich stehe bei so manchem Abgeordneten in höchstem Ansehen (die Scheckabschnitte habe ich noch bei mir).
Begreift ihr das? Versteht ihr, daß die kleinen Diebe ein gefährliches Handwerk treiben, bei dem man gleich erwischt wird? Die Finanz, die Börse, das ist ein anderes Gebiet! Da verschwindet man eines Tages von der Bildfläche mit wohlgefüllten Taschen. Ihr werdet ja morgen in den Zeitungen lesen: ‚Bankier Horace de Beryl unter Zurücklassung von Schulden im Betrage von fünf Millionen geflüchtet. Von den Opfern sind die meisten Kleinrentner in der Provinz.' Und euch wird man nicht einmal als Zeugen anführen . . .!"
„Glaubst du", sagte in diesem Augenblicke einer der beiden Männer, indem er auf den Bankier lossprang, während der andere ihn mit wohlgezieltem Knüttelhieb wehrlos machte. „Kommen Sie mit, Herr Fleindell, genannt Lauzier, bekannt auch als Domas und Bergeron alias Horace de Beryl! Wir haben schon allzulange deine schöne Rede angehört. Wir wußten ja, daß wir gerade zurecht kommen werden. Gib deine Hände her, damit wir dir die Handschellen anlegen! Dem Untersuchungsrichter brauchst du gar keine Erklärungen abzugeben. Wir werden ihm schon alles erzählen. Auch dem Chauffeur brauchst du keine Weisung zu erteilen! Er weiß schon, daß er zur Polizeidirektion zu fahren hat!"

(Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Leo Korten)

Von mitleidigen Menschen

Ich sitze unter ungezählten Menschen,
In einem lichtüberglänzten Raum.
Sie haben Ruhe in ihren Gesichtern.
Sie erinnern an irgendeinen Traum.

Aber sie verschwinden nicht.
Zerfließen nicht in grauen Wind.
Sie rauchen, trinken und essen.
Man sieht, daß sie glücklich sind.

Sie sitzen an weißgedeckten Tischen
Bei Wein, vor silbernen Platten und Porzellan.
Wenn sie nicht von Geschäften sprechen,
Reden sie von den Armen, die sie sahn.

Denn sie verfügen über reichliches Mitleid
Und verstehen die schreckliche Not.
Doch wenn man sie bitten würde,
Mein Herr, geben Sie mir ein Stückchen Brot,

Dann — würden sie sich belästigt fühlen.
Vielleicht rufen sie noch die Polizei.
Und dann wird man mitgenommen.
Denn sie verbieten sich „diese Schweinerei".

Bertolt Lenz

Starkbiersaison

(E. Thöny)



„Tu di fei net speib'n, Alisi, der Herr Reichsfinanzminister hat ins vor Verschwendung g'warnt!"

Lieber Simplicissimus!

Ein von Not und Leiden bös heimgesuchtes Weible jammert herzzerbrechend. Da man es nicht mehr zu beruhigen weiß, wendet man sich schließlich an den Herrn Pfarrer, der denn auch bereitwilligst und mit ruhiger Selbstsicherheit ans Werk geht: „Trösten Sie sich, liebe Frau", sagt er, „denn es stehet geschrieben: ‚Wen Gott lieb hat, den züchtiget er'. Was Sie auch Schweres durchzumachen haben — seien Sie ganz unverzagt, denn ich sage Ihnen, Gott, unser Herr, Er hat Sie lieb!" — „Ja, ja, des sell scho", sagt das Weible und nickt traurig vor sich hin. Aber dann schaut sie auf zu dem geistlichen Herrn, betrachtet sinnend sein rundes, selbstzufrieden lächelndes Gesicht, das nicht die geringste Spur von Not und Kampf trägt — und plötzlich leuchtet's wie Hoffnung in ihr auf: „Hochwürden", flüstert sie zutraulich, „i seh's Euch an, daß Ihr mir am allerbeschta rata könnt, wiea mer des macha muaß, damit ein'm unser liaber Herrgott nimmer gar a so wüatig gera hot!"

Gutes Zutrauen

(M. Frischmann)



„Wat wollense denn, ick habe doch den Verkehr zu rejeln!" — „Jrade drum, mein Verkehr ist eben janz unjerejelt!"

Unglück im Glück / Von C. W. Doppelbauer

Produziert die Natur einmal eine Ereignisreihe, die bestimmt scheint, ein Schulbeispiel für die „Auswahl der Stärksten" zu werden, und gibt der Anstoß „menschlichen Mitleides" dieser Ereignisreihe einen anderen Ablauf, so muß unbedingt eine Katastrophe eintreten. —

In der Mitte der Straße befindet sich ein Kraftdroschkenstand. Ein vor längerer Zeit niedergegangener Schneeregen hat das Asphaltpflaster mit einem gefährlichen Überzug schmieriger Glätte versehen.

Jürgen Puhlmann, Führer der letzten Kraftdroschke, dröselt gemächlich vor sich hin; die Hände mit der fest umklammerten neuesten Rennzeitung sind herabgesunken.

Einer jener überauto-großen gelben Kraftomnibusse, die auf alle sanftes Maß liebenden Menschen stets aufreizend wirken, rollt näher und wird gleich den Versuch machen, reibungslos das Stückchen Straße zu passieren, das ihm zwischen Autostandplatz und Bürgersteig noch zur Verfügung steht.

Der lange blasse Peter Blind lenkt den Autobus.

Peter hat mit einemmal das Gefühl, als ob der Wagen unter ihm weggleiten will: sein Fuß tritt mit krampfiger Anstrengung in die Bremse; einen Augenblick lang wird ihm dunkel vor den Augen, dann vernimmt er hinter sich anschwellendes Gesumm und Gebrumm wie aus einem Riesenbienenkorb, er kann nur denken: Das ist nun erst meine dritte Fahrt, und schon habe ich ein furchtbares Verkehrsunglück verursacht; die Abendzeitungen werden meinen Namen bringen, meine arme Frau — — —!!

Geschehen ist so gut wie nichts. Der große Autobus kam ein wenig ins Schleudern und hat den linken Kotflügel der sowieso schon stark ramponierten Kraftdroschke von Jürgen Puhlmann unwesentlich lädiert.

Die schrecklichste Wirkung des Vorganges ist die blitzartige Erweckung Jürgen Puhlmanns aus seinem lebhaften Traum vom „absolut sicheren Renntip". Eine Sekunde später wäre ihm der Name des Siegers im nächsten Trabrennen kein Geheimnis mehr gewesen.

Peter Blind klettert schlotternd von seinem Führerthron herunter. Hinter ihm quillt eine bewegte Menge schnatternder Fahrgäste zusammen, auf ihn stürzt eine furchtbare Mannsgestalt, deren Gesicht eine einzige rote Flamme zu sein scheint.

Jürgen Puhlmann gibt sich vor einer großen Zuschauerschar schrankenlos dem Genuß seiner eigenen Wut hin. Das Donnern seiner köstliche Schimpfworte ausstoßenden Stimme berauscht ihn. Als er nach der monumentalen Feststellung: „Man sollte dir Schlafmütze die Nase zu Brei schlagen", das erstemal Atem holt, wird ihm plötzlich mit beschämender Klarheit bewußt, daß seine kriegerische Tobsucht an ein ungeeignetes Objekt verschwendet wird. Ihn beschleicht die unangenehme Vorstellung einer sehr ärmlichen Stube, darinnen eine schwindsüchtige Frau vergebens bemüht ist, einen langen, blassen, zusammengebrochenen Mann zu trösten. In dem gleichen Maße, wie ein paar Tränen sich schüchtern aus Peter Blinds Augenwinkeln hervorstehlen, verebbt Jürgen Puhlmanns Redestrom, seine drohend emporgefuchtelte Faust öffnet sich und berührt, einen freundschaftlich beruhigenden Schlag erteilend, Peter Blinds Schulter. „Na, von wegen Weinen ist nun nicht nötig, mein Lieber", hört Jürgen Puhlmann sich zu seinem eigenen Erstaunen sagen, „das nächstemal mußt du bei Glitsch nicht so stark bremsen; nun fahr man zu, da kommt nichts nach für dich — — —."

Würden Geschichten nur erzählt, um in den Hörern ein Gefühl reeller Befriedigung hervorzurufen, dann wäre nichts weiter zu berichten! Diese Geschichte wird jedoch geschrieben, um ein „Grundgesetz des Lebens" aufzudecken. Das Leben aber arbeitet nicht nach der Methode beifall- und honorarsüchtiger Skribenten.

Während Peter Blind seinen Autobus erneut durch die Straßen führte, war ein ununterbrochenes Jubeln in seiner Seele. Eine trügerische Gewißheit, von jetzt ab gegen jedes Versagen seiner Nerven gefeit zu sein, erfüllte den ganzen Raum seines Bewußtseins.

Was folgte, bedarf für jeden mittelmäßigen Psychiater keiner weiteren Erklärung. Die ängstliche Vorsicht, die allein geeignet war, schlimme Folgen von Peter Blinds noch vorhandener Unsicherheit zu verhindern, wurde durch die große Freude und Leichtigkeit, die nahezu übermütig in seinem Herzen rumorte, vorübergehend gänzlich ausgeschaltet. So geschah es, daß der Autobus des Peter Blind beim Passieren der nächsten Brücke den Fahrdamm verließ und, das Brückengeländer wie ein Spielzeug hinwegknickend, mit entsetzlicher Wucht in den Fluß stürzte, wobei Peter Blind und vier Fahrgäste ertranken — — —.

Als Jürgen Puhlmann von dem Ende des Abenteuers hörte, meinte er bei sich: „Ich hätte ihm doch besser die Nase zu Brei schlagen sollen!"

Der wackere Mann ahnte nicht, daß er sich mit dieser Sentenz würdig in die Jüngerschaft Nietzsches einreihte.

Weh-westliches Lied

Von Benedikt

Wir können auf seelisches Beiwerk verzichten,
wir wollen nur wissen: ja oder nein!
Wir wollen doch weder denken noch dichten,
sondern einfach fröhliche Schweine sein!

Dies freilich in höchst veredeltem Sinne
mit allem erdenklichen Neuzeit-Komfort.
Wir lieben das Geld und bezahlen die Minne,
und das Herz ersetzt uns ein starker Motor.

Den lassen wir summen, den lassen wir brausen,
und diese Sprache verstehen die Fraun — :
mit hundertzehn um die Avus sausen
erwirbt dir des sprödesten Mädchens Vertraun!

Nur Schnelligkeit bringt uns noch in Ekstase:
wir sitzen am Steuer, lauernd-geduckt,
und rasen, damit unsre Auspuffgase
ein anderer schluckt — —

Erlebnis mit Alfons

Vor dem Haus spielten Kinder; ich sagte: „Kommt mal her, Kinder, ich habe hier zwei Fotos. Der eine Kopf ist ein Mörder, der andre ein König. Welcher ist der König — welcher der Mörder?"
Die Kinder sahen sich so scharf und gewissenhaft wie nur Kinder können die Bilder an, und wie aus einem Munde erklärten alle den König für den Mörder und den Mörder für den König.
Der Mörder war sogar ein Massenmörder. Der König war — es tut mir leid, aber was kann man machen — Alfons XIII.
Nichts soll damit gegen Alfons und für den Mörder gesagt sein; die Kinder haben einfach so entschieden — einstimmig noch dazu.
Die berühmte bourbonische Lippe ist offenbar kein Geschenk Gottes — am wenigsten, wenn im Wandel des Geschehens ihr Inhaber auch noch veranlaßt wird, sie hängen zu lassen.
Es erhebt sich die Frage: Wenn schon noch Könige — dürften sie dann eigentlich so aussehen?
Ein Verbrecher könnte es sich nicht leisten, so auszusehen; niemand würde einem solchen Gesicht so nahekommen, daß sein glücklich-unglücklicher Besitzer aus der Intimität verbrecherischen Gewinn ziehen könnte. Aber ein König durfte sich das bis jetzt noch leisten. Und das ist ein Anachronismus, den die Weltgeschichte offenbar berichtigen möchte. Für das Volk ist ein König, der mit der Unterlippe eines Tyrannen geschmückt ist, anscheinend nicht mehr tragbar. Das Volk weiß natürlich wieder einmal seinen Vorteil nicht zu schätzen; es ist ein Narr.
Kinder und Narren aber reden die Wahrheit.

Trim

Lieber Simplicissimus!

Die Englische Bibelgesellschaft exportiert, das weiß man, das Evangelium in 850 Sprachen nach der ganzen Welt. Nun fiel der Direktion auf, wieviel Bibeln jetzt aus Rußland verlangt werden: ganze Waggonladungen, Hekatomben. Sehr erfreulich — wie? Als Zeichen steigenden Gottglaubens im atheistischen Sowjetstaat? Die Direktion ging der Sache nach. Da zeigte sich aber: Nicht der Inhalt der Bibel ist im ausgepowerten Rußland so begehrt wie das feine englische Papier: man benutzt es zum Zigarettendrehen.

•

In der neuen Ulmer Nazi-Zeitung „Ulmer Sturm" erschien das folgende Inserat:

Nach der Göbbels-Vers.
Drei Linden Saal (Parteilokal)
Schlachtpartie
Polizeiverlängerung 1 Uhr Höfl. einladend
F. Fettig.

Deutschland erwache!

Von Karl Kinndt

Denk, o Mensch, vor wenig Monden
schafften erst im Reichstag Platz sie
für die vielen ungewohnten
M. d. R.-Popos der Nazi —:

Heute sieht man hundertsieben
Plätze leer gen Himmel ragen:
weil sie nicht immun geblieben,
hat's den Herrn die Lust verschlagen!

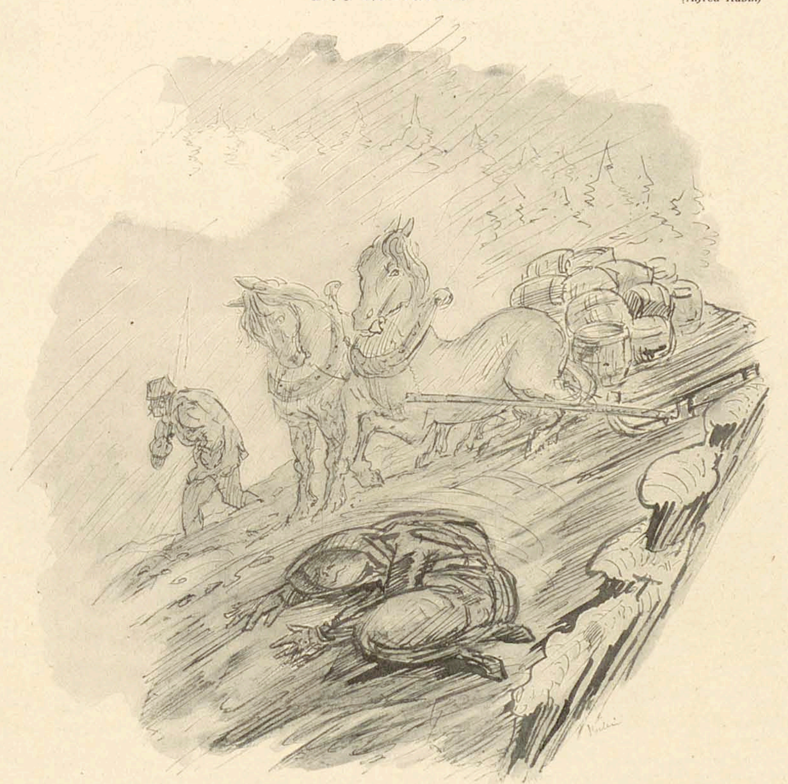
Sie verzichten auf Diäten,
die sie längst vorher erhoben —
statt die Wähler zu vertreten
wolln sie durch die Lande toben.

Und mit ihren Freibilletten
sitzen sie in Luxuszügen:
teils um Deutschland zu erretten,
teils zum eigenen Vergnügen.

Von Herrn Thyssen und dem Gelde
ihrer Wähler ausgehalten,
hetzen sie, daß wir in Bälde
uns die eignen Köpfe spalten!

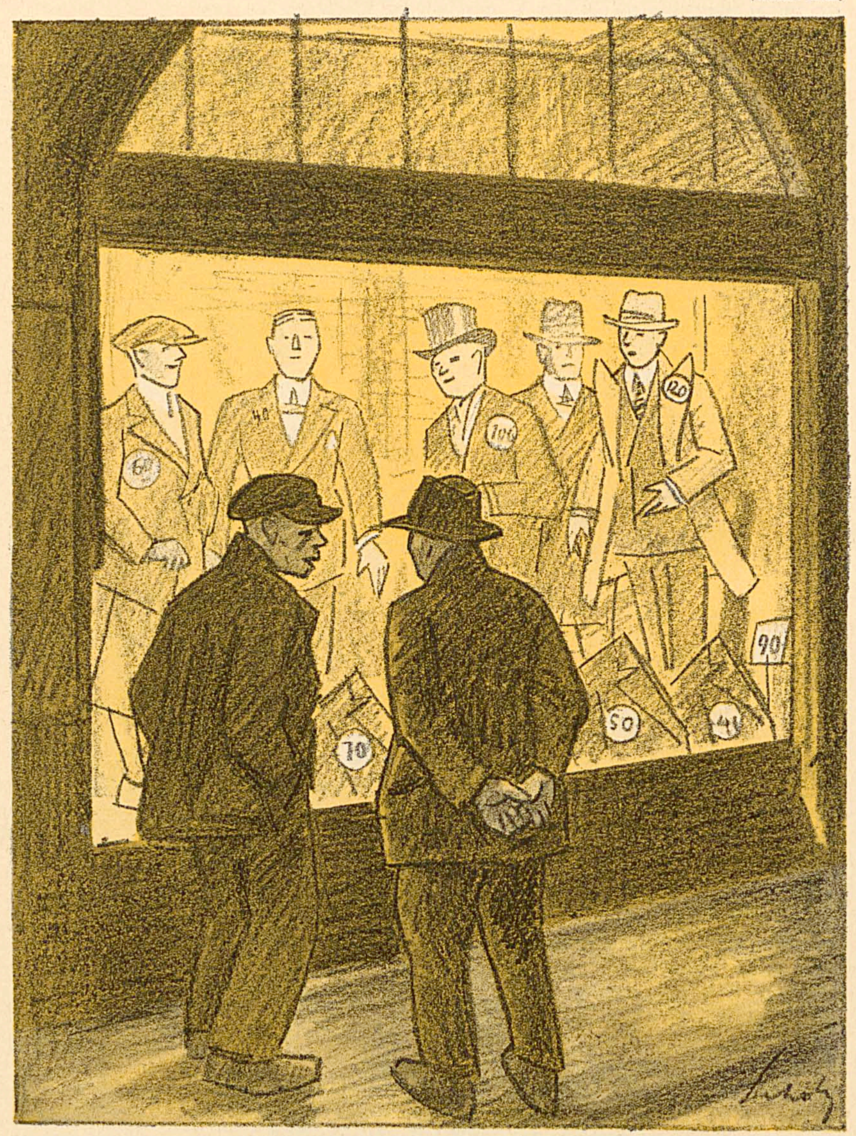
Wann wird über Stunk und Lügen
dieser üblen Maulheld-Mache
endlich die Erkenntnis siegen —?
Wache, Deutschland, und erwache!

Die Erstarrte *(Alfred Kubin)*



Der Idealzustand

(Wilhelm Schulz)



„Ein Skandal, daß man sich so was bloß anschauen, aber nicht kaufen kann!" — „Tröste dich, Genosse, in Rußland haben wir es schon erreicht, da bekommt überhaupt kein Mensch mehr so was zu sehen!"

Stuttgart, 9. März 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 50

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Rußlands Zukunft ist gesichert!

(Wilhelm Schulz)



„Und wenn es hundert Jahre dauert, der Fünfjahresplan kommt zum Ziel!"

„Putsch!!!“ / Von Peter Scher

Man hört jetzt so viel Sachen —
man trägt jetzt nur noch Depression — —
wenn schon —
wer soll den Putsch denn machen?

Vielleicht der Janusdauer
für fettes Schwein und Monarchie?
Na wie —
wie denkt sich das der Bauer?

Soll es der Osaf drechseln,
wo er legal beschäftigt ist,
mit List
das Hösichen zu wechseln?

Nur eins könnt' ich mir denken:
Das sich die S.P. Depression
bald schon
entschließt, nach rechts zu schwenken.

Doch dann sogar mitnichten,
die putscht nicht mal den Brüning auf —
darauf —
darauf müßt ihr verzichten.

Erlaß an alle Hasen:
Man putsch' sich selber auf im Geist —
das heißt:
Der Putsch wird abgeblasen.

Eine traurige Geschichte / Von Ernst Handschuch

Koterba trug den Kinderrechen im Winkel, den Unter- und Oberarm bilden, und offenbarte sich somit als Mitglied eines Kriegervereins. In der linken Hand hielt er ein Gießkännchen. Bekleidet war er mit einem gelblichen Flauschmantel und einem grauen Filzhut.
Jedermann im Städtchen wußte, daß es Koterba, der Stadtkapellmeister i. R., war, der da schritt. — Auf dem Friedhof roch es so, wie rohe Petersilie schmeckt. Ein wenig Schnee lag noch zwischen den Gräbern.
Es war einer von den Tagen, wie man sie zu Anfang des Jahres erleben kann. Der Himmel war blau, die Luft feucht und warm; Menschen und Dinge von einer weinenden Heiterkeit. An dem Grabe seiner Frau, das abseits vom Hauptwege schon über fünfzehn Jahre in einem stillen Winkel lag, war nichts oder nur wenig zu tun. Indessen hatten gerade die letzten Regentage reichlich geholfen, den Ruß der nahen Fabrik niederzuschlagen. Grabstein und Marmorrelief waren greulich beschmutzt.
Soeben kam der Selbstmörder Budweis, von Beruf Polizist, durch das Hauptportal geschritten. Er trug die Uniform, wie sie für dienstfreie Schutzleute vorgeschrieben ist. Budweis schaute sich einige Male und bekümmert um, und zwängte sich dann zwischen zwei ausladenden Grabdenkmalen hindurch, die mit anderen die eigentliche Vorderfront des Friedhofes flankierten. Jetzt traf er auf einen engen Weg unter alten Bäumen, den er entlangschritt. Budweis war richtig gegangen. Sein Instinkt hatte ihn, den alten Unteroffizier, auch in seinen letzten Nöten nicht verlassen. Aber er mußte sterben. Daran konnte ihn auch der Anblick Koterbas nicht hindern. Dieser, in Schweiß geraten, hatte Hut und Mantel abgelegt und beeilte sich eben, eine frische Kanne Wasser zu holen; denn der Grabstein war wirklich sehr verdreckt.
Gerade in diesem Augenblicke ward sich Budweis einer letzten Pflicht eindringlich bewußt. Es fiel ihm ein, daß er Uniform trug. Die Uniform, die seinen Stand und somit den Staat tagtäglich und sogar des Nachts deutlich sichtbar verkörperte. Wenn auch das Gehalt für die dritte Alimentierung nicht mehr ausreichte — aber vielleicht sprach der Polizeidirektor an seinem Grabe? Was er nun begann, war kein Diebstahl, sondern eine Requisition; Koterba in seiner Eigenschaft als zweiter Vorsitzender des Kriegervereins verzieh ihm sicherlich. Und schon war Budweis, der Rock, Mütze und Säbel an einen Ast gehängt hatte, in Koterbas Mantel geschlüpft. Jetzt stülpte er sich den Filzhut auf den Kopf und schlich sich hinüber, dorthin, wo das Mausoleum der Familie K. einsam aufragte. Gleich darnach krachte der unvermeidliche Schuß.
Koterba hatte weder den Schuß gehört, noch das Verschwinden von Hut und Mantel bemerkt. Nicht allein der Ruß, auch die Vöglein hatten ihr Teil dazu beigetragen, das Relief seiner Frau zu beschmutzen. Zudem war es dämmerig geworden, und die Nacht fiel ein. Um diese Zeit fand der Friedhofwärter den in Koterbas Mantel gehüllten Polizisten, der es noch in seiner letzten Todesnot nicht vergessen hatte, den Hut tief in die Stirn zu ziehen. — Der Friedhofwärter Haberland, nebenbei Vereinsdiener im Kriegerverein, der die mächtige Gestalt im dürren Gehecke liegen sah, sprang rasch hinzu, da er an einen Schlaganfall glaubte. Als er die Pistole erblickte, war er tief erschüttert. Der Erschütterung folgte Entsetzen und Verwirrung; zumal er von Anfang an des Glaubens war, es handele sich um Koterba, den zweiten Vorsitzenden seines Vereins. Trotz seiner Verwirrung erfaßte er sofort, daß das Ansehen des Vereins in höchster Gefahr war. Er rannte spornstreichs an das Hauptportal, wo er heftig die Glocke schlug und dadurch die wenigen Besucher eilends zum Aufbruch brachte. Er hatte sich nicht getäuscht; denn unter den Austretenden fehlte Koterba. Schnell schloß er das Tor, holte mit seinem Kollegen Maier, einem etwas blöden Menschen, die Totenbahre; sie legten den vermeintlichen Koterba darauf und schafften ihn in die Leichenhalle, allwo sie ihn neben einem totgeborenen Kinde niedersetzten.
Mit Haberland verließ die Kunde von Koterbas Herzschlag am Grabe seiner Frau den Friedhof . . . Der Vorstand des Kriegervereins aber trat rasch zusammen und beriet bis in die späte Nacht hinein. Koterba selbst hatte das Läuten der Glocke wohl gehört. Die Suche nach seinem Mantel und Hut hinderte ihn jedoch am Verlassen des Friedhofes. Haberland, der gleich draußen am Eingang seine Wohnung hatte, konnte ihn ja zu jeder Zeit herauslassen. Er pendelte noch einige Zeit zwischen Grabstein und Wasserhahn, seine Zerstreutheit verfluchend. Schließlich gab er das Suchen auf und wandte sich dem Portale zu. Obwohl es bereits völlig dunkel war, brannte das Torlicht nicht. Auch die Wohnung Haberlands war dunkel und blieb auf Anruf still. Dagegen fand er die Leichenhalle offen. Er entschloß sich einzutreten, um ein Fenster zu erreichen, das auf die Straße führte. Im Vorraum angelangt, gruselte es ihn doch ein wenig. Zögernd öffnete er die zweite Türe und — fand sich vor seinem eigenen Leichnam, der auf einer Bahre lag. Eine Lage, die auch den Unerschrockensten zu fällen geeignet war. Kaum, daß Koterba den Ausweg wieder fand, worauf er draußen schwer in den Kies stürzte und ohne Besinnung liegen blieb.
Die Vorstandssitzung war beendet, auch Haberland hatte den Heimweg angetreten. Trotz dem Erlebten war er glücklich. Welche Ehre und Anerkennung! Wie hatte man zu ihm, dem Vereinsdiener, gesagt? — Nur eine Führernatur hätte so handeln können, wie er es getan. Er sei ein ganzer — nein: ein wahrhaft deutscher Mann. Auch an befeuernden, stärkenden Getränken hatte es nicht gefehlt.
Etwas unsicher in seiner Glückseligkeit tappte er die Treppe hinauf zu seiner Wohnung. Er öffnete die Tür, zündete Licht an und wollte sich gerade ausziehen, als er vom Friedhofe her eine klagende und bittende, jedoch nicht unbekannte Stimme hörte. Seine Haare sträubten sich. War es nicht die Stimme Koterbas? Der Angstschweiß wollte ihm ausbrechen, aber jäh hereinbrechender Zorn verhinderte dies. Wütend riß er das Fenster auf und starrte hinab in das Dunkel. Zweifellos, dort unten lag Koterba, und jetzt rief er von neuem: „Haberland!! Hilfe!!“ — „Halt 's Maul!“ entgegnete dieser und schlug prasselnd das Fenster zu. Als Koterba diese Worte vernommen hatte, wußte er endgültig, daß er noch hier auf Erden war. Und wiederum rief er um Hilfe.
Haberland, der schließlich nicht anders konnte, stieg die Treppe wieder hinab. Bevor er dem halbtoten Koterba das Tor öffnete, ließ er ihn mit Hilfe des Kinderrechens noch einige Griffübungen machen. Dies tat er, um sich Sicherheit zu verschaffen, ob Koterba wirklich noch von Bestand. Dann erst dachte Haberland darüber nach, wem er eigentlich in den Hinteren hätte treten müssen: sich, Koterba oder dem toten Polizisten, den er, als er Koterbas Mantel und Hut holte, entdeckt hatte. Da er aus solchem Dilemma nicht herauskonnte, legte er sich neben den Körper des tatsächlich toten Budweis und schoß sich mit dessen Pistole eine Kugel ins verzweifelte Herz.

Politisches Panoptikum

(R. Großmann)



Herr v. Kardorff
der neue Vizepräsident des Reichstages

Ein Hundeleben

(Karl Arnold)



„Essen müssen wa endlich mal — wenn wa Puzzi nich vakoofen, muß er selber in de Pfanne!"

Geist-Abbau

. . . Und wissen Sie auch, mein lieber Herr, was meiner Meinung nach quasi der Hauptgrund für diese fürchterliche Krise bei uns ist? Ich werde es Ihnen sagen: weil kein Mensch mehr Vertrauen hat. Sehn Sie, das ist es; das Vertrauen fehlt ganz einfach. Oder denken Sie, ich beispielsweise könnte auch nur eine Nacht ruhig schlafen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Geld in Zürich sicher liegt? Na also! Aber nun frage ich Sie: wo soll das noch hinführen, wenn kein Vertrauen da ist? Wenn überall sozusagen Panikstimmung herrscht? Ich bitte Sie, was meckern die Leute zum Beispiel über den Preisabbau! Ungenügend wäre er, und lächerlich und bloß Sand in die Augen gestreut. Kann ich gar nicht finden. Ganz im Gegenteil! Der Preisabbau ist geradezu ungeheuer, da kann mir keiner was vormachen. Was hat meine Frau voriges Jahr angegeben, sie müßte unbedingt einen eigenen Wagen haben! Es war mir immer zu teuer. Acht Mille, nee, es war zu viel. Vergangenen Monat habe ich ihr das Ding doch gekauft, und wissen Sie, was er gekostet hat? Sechseinhalb! Wenn das kein Preisabbau ist! Das sind doch, warten Sie mal, das sind doch beinahe zwanzig Prozent! Oder, wenn Sie noch ein Beispiel hören wollen: ich habe jetzt meiner Fünfzehnjährigen zum Geburtstag ein Dutzend gute Platten gekauft, Hylton, Lohengrin, Tauber undsoweiter. Kostenpunkt pro Stück sechsfünfundsiebzig. Noch vor vier Wochen mußte man siebenfünfzig auspacken. Na, ist das etwa nichts, was? Mir sollte mal irgend so einer von diesen Gewerkschaftsmenschen kommen, dem würde ich ganz exakt, ganz mathematisch beweisen, wie das Leben billiger geworden ist. Aber das wollen diese Leute ja nicht einsehen. Und deshalb wollen sie auch nicht an den Lohnabbau ran. Aber der muß kommen, ob sie wollen oder nicht. Ich habe das in meinem Betrieb ja ziemlich einfach und in aller Güte durchgesetzt. Sie wissen, ich beschäftige doch zwanzig junge Mädels unter achtzehn, seit ich die neuen Maschinen aufgestellt habe. Früher hatte ich sechzig Arbeiter sitzen. Habe sie alle entlassen müssen. Was will man machen, nicht wahr? Also ich habe meine Mädchens einfach gefragt: Wollt ihr bei fünfzehn Prozent Lohnsenkung weiterarbeiten oder wollt ihr auf der Straße liegen? Was soll ich Ihnen sagen — sie haben alle gewollt. Die jungen Dinger wohnen doch alle bei den Eltern und kriegen deshalb keine Unterstützung, wenn sie erwerbslos sind.

Hohenzollern-Ausverkauf in Glienicke *(Th. Th. Heine)*



„Ein pietätloses Volk! Wir versteigern unsere teuersten Reliquien, und die Bande will nicht mal bieten!"

Na, ist das nicht in aller Güte gegangen, was? Aber ich sage Ihnen: die meisten von den Arbeitslosen, die wollen ja auch gar nicht arbeiten. Weiß ich ganz genau. Da ist vor vielen Jahren in meinem Betrieb ein Arbeiter verunglückt, scheußliche Sache, kann ich gar nicht vergessen. Ich habe der Witwe damals versprochen, daß sie sich ruhig an mich wenden soll, wenn es mal nötig ist. Neulich schickt mir die Frau ihren dreiundzwanzigjährigen Sohn. Ob ich eine Stelle für ihn hätte. Im Büro. Er wäre schon anderthalb Jahr erwerbslos. Ich bin kein Unmensch. Außerdem konnte ich eine Kraft ganz gut gebrauchen. Ich sage ihm also: Ja, Sie können gegen einen Wochenlohn von achtzehn Mark bei mir eintreten. Wissen Sie, was mir der freche Mensch ins Gesicht gesagt hat? Da verdiente er mit Stempelngehen mehr und brauchte nicht zu arbeiten! Sehn Sie, das ist der große Krebsschaden. Die Leute haben keine Lust und Liebe mehr zur Arbeit. Und solange das so bleibt, können wir auf keinen grünen Zweig kommen . . . hs.

Aus dem Geschäftsleben

Preisabbau

Lehrsatz: Homo homini lupus, d. h. zu deutsch: der Mensch geht in den Laden, der Wolf steht hinter der Schnellwaage.

Exempel: Hocherfreut, daß meine Sorte „Tilsiter" von Mk. 1,60 das Pfund auf Mk. 1,50 gesenkt worden ist, betrete ich den Käseladen.
„Bitte ein Pfund Tilsiter."
Die Schnellwaage schlägt aus. „'s ist a bißl mehr. Für a Mark fünfundsiebzig."
Schneller als die Schnellwaage war mein Auge. „Mir schien, es ist ein Pfund und ein Zehntel. Das wäre eine Mark fünfundsechzig."
Was antwortet die Unschuld im weißen Kleidchen und Häubchen?
„Sagen wir a Mark siebzig. Er ist ja eh billiger geworden!"

Dienst am Kunden

Mein Freund Herbert, ein prominentes Mitglied der Weltfriedensliga, klagte einem befreundeten Spielwarenhändler sein Leid.
„Ich weiß wirklich nicht, was ich meinem Buben zum Geburtstag kaufen soll", jammerte er. „Der Kerl spielt am liebsten mit Zinnsoldaten, aber ich möcht' ihn doch gern zu meiner pazifistischen Weltanschauung erziehen!"
Der Händler überlegte. „Wissen S' was, Herr Doktor", proponierte er dann, „gedulden S' sich noch vierundzwanzig Stunden, dann lass' ich Ihnen einfach a Schachterl Zinnsoldaten in Heilsarmeesoldaten umgießen!"

Karle und Mieze / Von Colette Hocheneder

Mieze schaukelte schnurrend wie ein Kätzchen auf Karles Knien, ließ ihr molligweiches Fellchen betasten und huschelte den wasserstoffblonden, ondulierten Kopf an Karles bartstoppeliges Gesicht. Seine rechte Hand, die eigentlich nur ein unbeweglich steifer, grauer Handschuh war, versuchte Miezes volle Hüfte zu erreichen.

„Wie warm de bist!"

„Nee, bei dich hab' ich's warm!" Und glücklich blickte sie sich in der engen, feuchten Kellerkammer um, in dem sich ein wackeliges Bett und ein Tisch den Raum streitig machten. Noch vorgestern war sie bei pfeifendem Nordost durch die Straßen Berlins gestolpert, um eine Stelle als Hausmädchen zu finden. Sie war Mutter Schmidten ausgerissen, in plötzlich auftretendem Ekel, Überdruß und Verzweiflung über das Leben im Haus der Illusionen, der käuflichen Liebe. Aber niemand wollte sie engagieren. Eine Köchin mit solch verdächtig blondem Bubikopf? Mit solch verwüstetem Gesicht, in das brutal verlangte Liebe und widerwillig gebotene Leidenschaft unverwischbare Linien gezeichnet hatten? Nee, wir danken.

Zitternd vor Kälte in ihrem Fähnchen, das nur für Mutter Schmidtens behaglich durchwärmte Räume gedacht war, hatte sie sich endlich abends in eine der überfüllten Wärmstuben von Berlin O geflüchtet. Der widerliche Atem von einem halben Hundert ungewaschener, alkoholstinkender Menschen schlug ihr entgegen. Hungrig, frierend und halb schon ihre Flucht bereuend, drückte sich Mieze auf einen freigewordenen Platz zwischen zwei Männern auf die Bank. Der eine Nachbar stieß sie mit plumpem Ellenbogen in die Seite, „nanu, Mächen?" Der andere blickte überrascht auf ihr blondes Haar:

„Solch helles Haar hat meine Mutter jehabt, nich janz so grienlich und keene Locken." Noch ein paar Worte, und sie war mit ihm fortgegangen, froh, für heute ein Nachtquartier zu haben. Sein sonderbar knirschender Gang fiel ihr auf; ihren fragenden Blick beantwortete er mit einem Fluch, hieb sich dann mit der gesunden Hand oberhalb des Knies auf den Schenkel und zischte zwischen den Zähnen das eine Wort „Verdun" hervor. Dann hatte er den festlichen Nachtmahleinkauf: Brot, Margarine und Wurst, besorgt, und die Mieze — — — das scheene Mächen! das scheene Mächen! — — — dankbar, daß sie mit ihm Krüppel mitkommen wollte, in seine Schlafkammer geführt.

„Da, iß!" Mehr Zärtlichkeit brachte er nicht hervor, er selber langte kaum zu, sondern stürzte nur mit bebenden Lippen und Schweißtropfen auf der Stirne den heißen Tee, den Mieze in plötzlich aufwallender Hausfraulichkeit auf dem kleinen Gasbrenner zubereitet hatte, hinunter.

•

Zwei Nächte und zwei Tage hatte dieses Glück im Winkel gedauert, dann war es in Scherben gegangen. In der dritten Nacht war dann das Grauenhafte geschehen, von dem erst die Lokalnachrichten des übernächsten Tages den trockenen Bericht brachten, daß die Prostituierte Marie Kumke und der Kriegsbeschädigte Karl Müller in der Wohnung des letzteren tot aufgefunden wurden.

Wenn Tote sprechen könnten, müßte Mieze erzählen, wie alles gekommen war. Sie war in der dritten Nacht, etwa halb zwei Uhr morgens, erwacht, in der Bettstatt, in der nur für zwei Liebende und auch da nur reichlich schmaler Platz war. So war sie eine ganze Weile wach gelegen und hatte trotz der Finsternis die feinen Wassertropfen gesehen, die an den Wänden entlang liefen, den widerlichen Armeleutgeruch ungelüfteter Stuben verspürt, der sich mit dem Mißduft der Abendbrotreste mengte und ihr Brechreiz verursachte. Bei jeder Wendung im engen Bett wär sie an die krüppelhaften Glieder des Invaliden gestoßen, an den Stumpf des Armes, an den Beinstumpf, — — — sie mit ihrem warmen, blühenden Fleisch — — —

Und dann war ihr Entschluß gefaßt; leise schlüpfte sie, um Karle nicht zu wecken, aus dem Bett, leise kleidete sie sich an und wollte zur Tür hinaus, um als reuiges Schäflein zu Mutter Schmidten heimzukehren. Was wollte sie überhaupt noch da?

Aber Karle kam auf. Im Nu hatte er Licht gemacht, und als er Mieze angekleidet mit geducktem Kopf und hochgezogenen Schultern an der Türe stehen sah, alles erraten.

„Was, du willst dir davonmachen? Da bleibste!"

Mit einem Satz war er aus dem Bett, stand auf dem einen gesunden Bein und zwang Mieze mit hartem Griff auf die Knie. Doch da fing die an, wie eine Wildkatze zu beißen und zu kratzen und schleuderte ihm ihre Beleidigungen ins Gesicht.

„Weißte, was de bist? E Rest von en Menschen biste, e Stumpf! En Irrtum biste, e Mißverständnis! Vor Verdun, sagste, biste halb krepiert, warum haste dich nicht gleich mit den anderen eingraben lassen? Weil du dem Tod durchjegangen bist, um nicht aus Versehen einjescharrt zu werden, du Feigling! Mit scheenen, gesunden Mächen anbinden, das mechste haben. Die Schrubbermarie schick ich dir, die Buckelige, die paßt zu dir!"

Den Kriegsbeschädigten packte maßlose Wut.

„Du Biest! Du Biest!" Schon wollte er die am Bett lehnende Beinprothese ergreifen, um sie an des Weibes Kopf zu zertrümmern — doch halt, war sie nicht zu schade, auch bekam er sie vielleicht gar nicht ersetzt — mit letzter Anstrengung, auf einem Bein stehend, bückte Karle sich nach dem Stiefelknecht und hieb auf die gelben Locken ein. Ein feiner roter Streif rieselte durch die wasserstoffblonde Ondulation und tröpfelte zu Boden.

Karle öffnete den Gashahn, legte sich wieder zu Bett, deckte sich ordentlich zu und schlief weiter.

Ratschlag

(J. Fennecker)



„Weißte, bei die bessern Herrn mußte dich recht jewöhnlich benehmen, denn wollense dich retten und zahlen doppelten Tarif!"

Der Gummiknüppel

(Karl Holtz)



„Junger Mann, Sie haben Widerstand gegen die Staatsgewalt geleistet!" — „Nee, ick nich, aber Jott sei Dank mein Kopp!"

Lieber Simplicissimus!

Im Café.

Gegenüber dem Tisch, an dem der Literat nebst Bekannten sitzt, haben sich ein paar frisch angemalte Frolleins niedergelassen: beachtenswert hübsch, aber leider ein wenig übervollschlank.

Was jedennoch nicht hindert, daß einer an des Literaten Tisch in diese äußerste Anerkennung hinausbricht: „Sehr nette Sachen da drüben, einfach pfundig!"

Woraufhin der Literat: „Na, pfundig! Sagen wir lieber kiloig!"

•

In einer Grammophonfirma waren Zwistigkeiten entstanden — der Technische Leiter beschwerte sich über Grobheit des Kaufmännischen Direktors. „Er hat mich", klagte er dem Präsidenten, „Lümmel genannt, Idiot und Bauchaufschlitzer. Sie wollen mir nicht glauben, Herr Präsident? Ich habe das vorausgesehen und die ganze Szene auf eine Platte aufgenommen."

•

In einer großen badischen Zeitung erschien die Anzeige: „Norddeutscher Mittagstisch gesucht." Es ging nur ein einziger Brief für die angegebene Nummer ein, in dem stand: „Freß badisch, du Luder!"

Der Schiedsrichter

Unter dieser Überschrift brachten wir in unserer Nr. 33 eine Glosse von Salpeter, nach der ein vom Wiener Architektenverein nominierter Schiedsrichter in einer den Wiener Magistrat betreffenden Streitsache seinen zugunsten des Magistrats ausgefallenen Schiedsspruch mit der Bitte um Erteilung von Gemeindebauaufträgen verbunden hätte. Der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein teilt uns nun mit, daß nach einer Auskunft des Wiener Magistrats ein Schiedsspruch mit dem von Salpeter berichteten Wortlaut nicht vorläge, sondern lediglich die Honorarnote eines Schiedsrichters den Vermerk trage: „Mich Ihren weiteren Aufträgen gerne bestens empfohlen haltend, zeichne ich . . ."

Wie der uns unbekannt gebliebene Gewährsmann Salpeters zu seiner Mitteilung kam, läßt sich zu unserem Bedauern nicht feststellen.

Die Redaktion.

Traueranzeige für Daniel Kollischan

Von Anton Schnack

„Müh' und Arbeit war sein Leben
Treu und fleißig seine Hand."

Mit ihm vollendet sich wieder ein Kreis des banalen, ewigen Lebens:
Kollischan hat ausgeatmet, Kollischan trinkt keinen Kaffee mehr.
Wenn wir Kollischan riefen zum Fenster hinauf, unser Mund riefe vergebens;
Er hat in den Ewigkeitsohren schon den Donner vom schwarzen Nirwanameer.

Kollischan ging, aber es bleiben die Vögel im Garten,
Sturm schäumt in der Nacht, fegende Regenflut,
Kollischan konnte darauf nicht länger mehr warten.
Es zerfiel blätternd sein Herz, und Verwesung kam in sein Blut.

Er liebte die Sonntage, wo der Kalbsbraten mit Thymiangeruch lockte.
O kleines Leben, das ganz in den gleichen drei Zimmern verrann,
Das ewig auf dem gleichen Buchhalterstuhl hockte,
Das sich, schlaflos, im Bette zersann und das niemals begann.

Sein Gesicht wurde unter den Demütigungen alt und zerfallen.
Einmal, jung noch, wollte es werden wie Stahl.
Und es wollte fremdartig glänzen und den Frauen gefallen.
Langsam schrumpfte es ein, wurde strohtrocken und fahl.

Wozu tat er dieses: immer in Nürnberg zu wohnen?
Wozu ging er herum mit anderen im Stadtlabyrinth?
Inzwischen wehten über den indischen Inseln die Schwaden von Meerzyklonen,
Und die langen Winter machten die Fenster der Häuser blind.

Kollischan wurde zuletzt verträumt und sehr tappig,
Und er dachte an die Jäger im Wald und an die Bauern am Pflug.
Seine Augen tränten bereits. Seine Ohren wurden traurig und lappig.
Und die Schrift bekam einen zittrigen, zerbröselnden Zug.

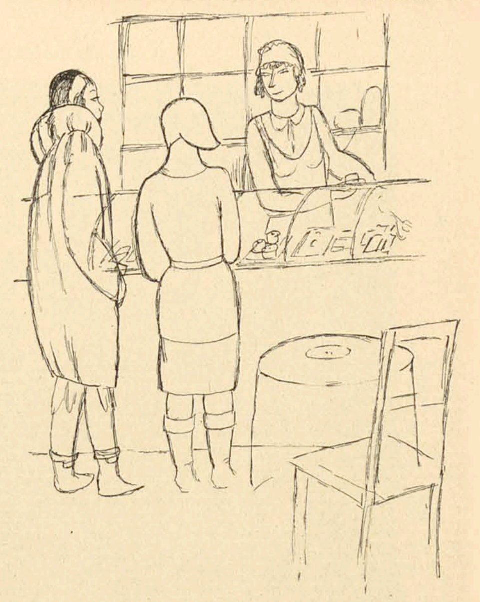
Kollischan ist Beispiel: der gemeine Mann muß auch gemein leben
Zwischen drei Zimmern, Geranien, Büro und Staub.
Dann kommen Nacht auf einmal herunter und Eiswind von daneben,
Und darüber fallen Erde und Dunkel mit rötlichem Laub.

Das Testament

Eingeweihten ist es kein Geheimnis, daß Rykow, der Führer der Rechtsopposition, die zu Beginn der Auseinandersetzung mit Stalin gegen Trotzki zusammenging, einen guten Tropfen liebt. Damals wurde erzählt, Leo Trotzki sei plötzlich gestorben und habe ein Testament hinterlassen. „Ein Testament?" fragte jemand. „Hat er doch genug besessen, um ein Dokument darüber aufzusetzen?" — „Im Gegenteil. Dieses Testament enthält nur einen Gegenstand, über den er verfügt. Das einzige, was er hinterläßt, ist sein Gehirn. Man soll es in Spiritus legen, das Glas in eine Kiste packen und an das Zentralkomitee nach Moskau adressieren." — „Weiter hat er nichts verfügt?" — „Es soll ein Zettel beiliegen, sagt man." — „Nun, enthielt er eine Bestimmung?" — „Nur wenige Worte. ‚Das Gehirn', stand darauf, ‚ist für den Genossen Stalin bestimmt. Den Spiritus aber — mag der Genosse Rykow trinken . . .'"

Erklärung

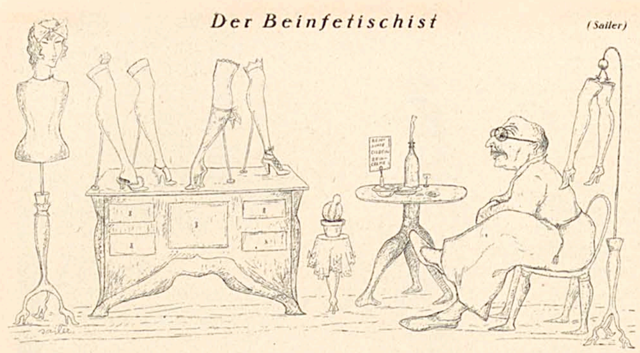
(Jeanne Mammen)



„Sagen Sie mal, warum sind denn eigentlich die Sardinen noch so teuer?" — „Aber bedenkense doch, meine Dame, det iroße Meer und denn so'n kleenes Fischchen drin!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.



Der Beinfetischist *(Sailer)*

Urian Usenbenz / Von Charly Conrad

Nein, Urian Usenbenz, Archivar und besserer möblierter Herr, war durchaus kein schlechter Mensch. Er bezahlte seine Miete pünktlich und tat im Dienste gewissenhaft und gründlich seine Pflicht. Aber schließlich hat doch jeder Mensch irgendein Streben nach oben, und da Urian Usenbenz dieses Oben — wie er wohl wußte — für ewig unerreichbar blieb, begnügte er sich mit geringeren Zielen.
Wenn es auch nicht viel ist, so erregt es doch immerhin in einem unverwöhnten Menschen mit bescheidenen Ansprüchen erhebende und stolze Gefühle, im Mittelpunkt des Interesses und der Teilnahme sämtlicher Untermieter und Untermieterinnen einer achtbaren Witwe, wie Juliane Körpser es zweifelsohne war, zu stehen.
Man kann nicht sagen, daß Usenbenz ausgesprochen häßlich gewesen sei. Aber er war gleichermaßen unbedeutend in Kleidung, Körper und Gesicht. Nichtsdestoweniger hatte er einmal eine Freundin, nicht besonders hübsch und außergewöhnlich, aber dennoch zu hübsch und zu außergewöhnlich für Urian Usenbenz, Archivar und besseren möblierten Herr.
Mehr als drei Besuche hatte sie ihm nicht gemacht. Er war dabei so verlegen, daß er vergaß, ihr einen Stuhl anzubieten, und vermochte nichts, als unter nervösem Schluchzen abgerissene Worte hervorzubringen. Außerdem hatten sie gelegentlich ein Kino besucht. Ihr kurzer Abschiedsbrief traf ihn, der sich bereits mit den ernsthaftesten und weitestgehenden Heiratsplänen getragen hatte, derart, daß er die ganze folgende Nacht durchaus verstört durch die Straßen lief.
Er fragte sich immer wieder: „Warum hat sie mich verlassen? Oder war es am Ende so, daß ich ihrer einfach nicht wert war?" Dieses letzte quälte ihn ganz besonders, und schließlich versuchte er sich damit zu beruhigen, daß er sich sagte: „Wenn sie nun — was doch denkbar ist — gestorben wäre, dann hätte ich sie gleichfalls verloren, und es wäre ganz dasselbe." Als er am Morgen nach kurzem und losem Schlaf erwachte, fiel sein erster Blick auf ein Perlmuttbild, das über seinem Bette hing und den Genfer See darstellte. Den ganzen Tag über dachte er an nichts anderes als an den Tod, das Perlmuttbild vom Genfer See und an seine Freundin. An letztere natürlich ganz besonders.
Er spielte mit dem Gedanken, den Genfer See und seine Freundin — sie hieß übrigens Eva Nockepiel — irgendwie miteinander in Verbindung zu bringen. Am Ende wußte er selbst kaum noch Wahrheit und Phantasie zu unterscheiden an alledem, was er sich zusammendachte. War sie beim Baden ertrunken? Oder war das Boot gekentert? Oder war sie etwa gar hineingesprungen, vorsätzlich den Tod in den „kalten Fluten" suchend?
Usenbenz' Seele war so voll von alledem, daß er es am Abend nicht unterlassen konnte, sich seiner Wirtin folgendermaßen mitzuteilen:
Eva Nockepiel sei in den Genfer See gesprungen. Er sagte das mit allen Anzeichen größten Schmerzes.
„Hier hat sie gesessen", er deutete mit der Hand auf den ramponierten Plüschsessel, „und hier ist sie umhergewandert, über diesen Teppich, und hat zu mir gesprochen, und nun — nun ist sie tot . . ." Dieses letzte sagte er unter Tränen und mit halb erstickter, bebender Stimme. „Meine große Liebe ist dahin — aber für mich wird sie unsterblich sein." Und plötzlich sprang er auf, sah Frau Körpser starr ins Gesicht und rief verzweifelt aus: „Und ich, ich habe die Schuld! Ich habe sie unglücklich gemacht! Meine Arme sind verflucht! Alle, die sie umschlingen, müssen sterben." Natürlich hatte er niemals gewagt, Eva Nockepiel zu „umschlingen", aber darauf kam es jetzt nicht an. Er war mit seiner Szene sehr zufrieden. Frau Körpser tröstete ihn mit sanften Worten, da oben sei man ja viel besser aufgehoben.
Als sie aus dem Zimmer war, rieb Urian sich wollüstig die Hände, schlich zur Tür und lauschte. In der Tat ging Juliane Körpser sogleich ins Nebenzimmer zu Herrn Mosenland und tuschelte ihm die Neuigkeit in sein behaartes Ohr. Und dann ging sie zu Fräulein Mizzi Laff und zu Herrn Knülch und zu Herrn Afterfink. Bald klang es aus allen Winkeln der Wohnung: „Was Sie nicht sagen! Fräulein Nockepiel tot? Wirklich tot? Na also . . . Armer Mensch! Er hängt ja wohl immer noch an ihr, nicht wahr? Wie? Was?"
Indes saß Urian Usenbenz, Archivar und besserer möblierter Herr, in seinem Zimmer, hörte dies alles und feierte Orgien. In der Nacht träumte er von Eva Nockepiel.
Sie saß in seinem ramponierten Plüschsessel. Er sprach ganz fließend zu ihr, hatte einen schönen schwarzen Anzug an und streichelte zuletzt sogar ihre Hand. Die Sonne fiel durchs Fenster, und mit einem Male war alles Wasser. Er sah Eva darin treiben, sie war ganz nackt und hatte schöne breite Hüften. Dann hingen ihr Algen im Haar, und auch zwischen den Fingern setzten sich Algen fest, und an ihrem Nabel knabberte ein glotzäugiger Fisch.
Als Urian Usenbenz am Morgen geweckt wurde, hatte er ein schlechtes Gewissen und fühlte sich im ganzen nicht recht wohl. Während er sein Frühstück — drei Brötchen und zwei Tassen Malzkaffee — herunterwürgte, versuchte er sich klarzuwerden, wer die „Schuld" an „allem" habe. „Erstens Eva Nockepiel, weil sie mich treulos verlassen hat", dachte er. „Zweitens Frau Körpser, weil sie das, was ich ihr sagte, unnötigerweise sogleich weitererzählte und mich somit in meiner schändlichen und unwürdigen Absicht unterstützte, und drittens Herr Mosenland, Fräulein Laff und Herr Knülch und Herr Afterfink, weil sie ihre Nasen in eine Angelegenheit steckten, die sie nichts anging."
Während er die ausgetretene Treppe hinunterstieg, war sein Gehirn in außergewöhnlich lebhafter Tätigkeit.
„Nehmen wir beispielsweise Herrn Afterfink. Wenn Herr Afterfink der Frau Körpser erzählte, seine frühere Braut sei in den Genfer See gesprungen, so würde Frau Körpser, genau, wie sie es bei mir getan, hingehen und es unnötigerweise sogleich Herrn Mosenland und Fräulein Laff und Herrn Knülch und mir erzählen. Aber Herr Afterfink erzählte nichts dergleichen. Demgemäß also scheint es an mir zu liegen . . ."
Als er zu diesem Resultat gekommen war, hatte er schon den halben Weg zu seinem Büro zurückgelegt. Er sah jetzt wirklich ganz armselig aus in seinem schlechten, aber sorgsam gebürsteten grauen Mäntelchen mit den viel zu kurzen Ärmeln, die noch ein ganzes Stück seiner behaarten und stockdünnen Arme sehen ließen.
Er grübelte angestrengt und rechtschaffen weiter. „Wenn ich mich vergangen habe, so habe ich mich vergangen
erstens, indem ich gelogen habe,
zweitens, indem ich dies getan habe, um mich daran zu erfreuen, und
drittens, indem ich die Allmacht —"
In diesem Augenblick zuckte Urian Usenbenz zusammen, als habe ihn der Schlag getroffen. Eva war eben an ihm vorübergegangen. Lebendig, strahlend und gänzlich unbekümmert.
Dieses und der Gedanke daran, daß er sie totgesagt, und das Wissen davon, warum er sie totgesagt, und eine große Angst, die ihn plötzlich überfallen hatte, verwirrte ihn derart, daß er an der Straßenkreuzung das rote Licht übersah, abwesend versuchte, den Fahrdamm zu überqueren, und unter ein Automobil geriet.
Zufall? Vorsehung? Ausgleichende Gerechtigkeit? Wie dem auch sei, jedenfalls war Urian Usenbenz, Archivar und besserer möblierter Herr, tot. Sein kleiner, bescheidener und unbedeutender Körper lag blutend im Mittelpunkt des Interesses vieler Menschen . . .





Programmwidrig

(E. Schilling)



„Scheußlich, so 'n jüdischer Proletarier! Juden ohne Geld dürfte es überhaupt nicht geben, die verschandeln uns die ganze Ideologie!"

Lieber Simplicissimus!

Die Audienz

Der abgebaute Bankbeamte Ferdinand Meiringer ist total herabgekommen und haust bereits seit Monaten im Obdachlosenasyl. Aber so ein Asyl ist kein angenehmes „Hotel", denn seine Gäste werden erst um sechs Uhr abends eingelassen und Punkt sechs Uhr morgens an die (im Winter ziemlich kalte) Luft gesetzt.
Das ewige, planlose „Spazierengehen" in den eisigen Straßen behagte dem arbeitslosen Beamten aber ganz und gar nicht. Und so entschloß er sich in seiner Verzweiflung zu einem ganz absurden Versuch: Er ging eines Morgens kühn in die Kreditanstalt, wo er einst als Buchhalter beschäftigt gewesen war, und ließ den — sage und schreibe — den Herrn Generaldirektor um eine Audienz bitten.
Und nun sitzt Ferdinand Meiringer schon seit sechs Wochen tagtäglich von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends im prächtig geheizten Warteraum des Generaldirektors und braucht nicht mehr frierend durch die Straßen rennen.

Die falsche Adresse

Eine Horde völkischer Couleurstudenten veranstaltete wieder mal eine kleine Judenhatz auf dem — vor polizeilichen Störungen gefeiten — Boden der Wiener Universität. Brüllend und stockschwingend drangen sie in die Lehrsäle ein und verprügelten die lernfrohen, ergo jüdischer Abstammung verdächtigen Kollegen.
So kamen sie auch in den Saal Nr. 7, wo Professor S. eben seine Vorlesung abhielt. „Juden raus!" brüllten die Eindringlinge.
Der Professor aber erklärte lächelnd: „Sie geben sich übertriebenen Erwartungen hin, meine Herrn! Wenn Sie die Lehrsäle der Universität öfters mit Ihrer Anwesenheit beehren würden, dann wüßten Sie wohl, daß Sie sich hier im theologischen Seminar befinden!"

Salpeter

Maulmühlen

Fröhlich ist es anzusehn
respektive anzuhören,
wie sich Mühlenräder drehn.
Klappern pflegt da nicht zu stören.

Denn die Ansicht geht nicht fehl:
sinnreich wird hier Korn zerrieben,
und daraus ergibt sich Mehl,
das wir als ersprießlich lieben,

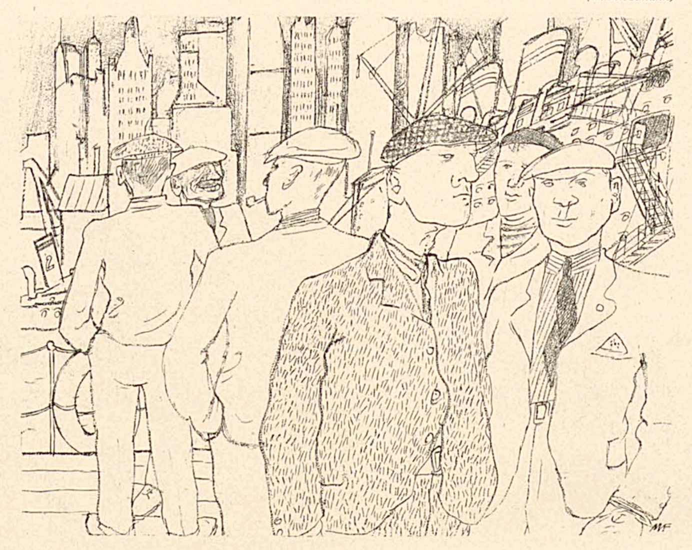
weil es unsre Mäuler stopft . . .
Leider pflegt's damit zu hapern,
wenn statt Wasser Speichel tropft
und statt Mühlen Mäuler klappern.

Was sie mahlen, ist nicht Korn,
sondern Spreu. Und Malz und Hopfen
ist in diesem Fall verlor'n . . .
Wer kann s o l c h e Mäuler stopfen?

Ratatöskr

Optimismus

(M. Frischmann)



„Keene Arbeet, keen Jeld, keen nischt ...!" — „Laß man, det is wieder bloß so 'n Trick von der Rejierung, damit wa später den Uffstieg merken!"

Peter und Gordon / Von Sylvester Pepper

Es war in San Franzisko. Die Herbststürme zerwühlten seit ein paar Tagen das sonst so ruhige Wasser der Hafenbai. Etliche Küstendampfer waren schon gestrandet. Peter war Küchenjunge auf so einem Eimer gewesen. Jetzt lungerte er am Hafen herum und suchte einen neuen Job. Er hatte bloß noch ein paar Cents in seinen Taschen. Noch drei Tage, dann würde er abgebrannt sein. Und dann ...? In der Stadt gab's auch keine Arbeit. In den Vermittlungsbüros saßen zerlumpte Gestalten herum, und täglich wurden es mehr. Die Landarbeiter strömten in die Stadt. Auf dem Lande war alles abgeerntet. Es war die schlimmste Zeit des Jahres. Man mußte froh sein, wenn man sich noch ein Päckchen Bull Durham kaufen konnte, um ein paar Zigaretten zu drehen. Die Polizei hatte die Arbeitslosen schon ein paarmal auseinandergeknüppelt. Die Erbitterung war groß. Peter hatte Hunger. Er stand vor einem Restaurant und sah den Köchen zu, die gleich hinter dem Schaufenster arbeiteten. Der Essengeruch bannte ihn. Gott, wenn man jetzt so ein saftiges Steak in den Zähnen hätte und Pommes frites dazu! Es war gerade Schichtwechsel. Gordon war zweiter Koch in Meads Restaurant. Er verdiente ganz gut, er rauchte nicht, trank nicht, er war zurückhaltend. Manche sagten, er ist ein Philosoph, andere nannten ihn stolz. In Wirklichkeit war er einsam und unglücklich. Er hatte eine Schwäche für hübsche Jungens, die er verbergen mußte. Sonst hätten sie ihn überall rausgeschmissen. Frauen kamen nicht in Frage für ihn. Er war übermäßig sparsam, weil er einmal unabhängig sein wollte. Er spekulierte auch mit Wertpapieren und hatte etliche Male Glück gehabt damit. Als er aus dem Restaurant herauskam, sah er Peter vor dem Fenster stehen. Peter war ein hübscher Bursche, schlank und schwarz.

„Hungrig, Buddy?"

„Und ob", sagte Peter. Gordon ging in ein Restaurant mit ihm und bezahlte das Essen. Der Junge hatte Appetit! Sie blieben zusammen an diesem Abend. Der gesättigte Peter erzählte von seinem Schiffbruch. Und von Gordons Einsamkeit war plötzlich nichts mehr da. Sie wurden große Freunde. Gordon war vorsichtig und hielt sich zurück. Er wollte den Jungen nicht einschüchtern. Er liebte ihn. Und Peter brauchte keine Not mehr zu leiden. Er vergaß sein Arbeitslosendasein. Gordon war ihm soviel wie ein großer Bruder. Nach den satten Tagen kriegte Peter Sehnsucht nach einer Frau. Er kannte in Frisko keine Mädels. Da waren bloß die um Geld. Er sprach zu Gordon davon. Vielleicht konnten sie zusammen gehen.

Gordon schluckte diese erste Enttäuschung herunter. Er ging mit dem Jungen in eines von den Häusern. Die Mädels waren alle besetzt. Sie warteten. Sie redeten nicht miteinander. Dann kam eine. Sie war groß und kräftig, und sie nannte seinen Peter „mein süßer Kleiner". Gordon blieb sitzen und wartete. Es dauerte nicht lange. Er machte ein Gesicht, daß keines der Mädels sich an ihn herangetraute. Peter kam zurück und lachte. Er war froh. Sie gingen nach Haus. Es war wieder wie vorher. Gordon wagte nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Er wußte, daß Peter nicht so war. Peter hatte ihm angeekelt von den Schweinereien auf dem Schiff erzählt. Die alte Einsamkeit schaute schon wieder zum Fenster herein. Peter ahnte nichts davon. Er war gesund wie ein junges Tier. Und Gordon litt, weil er wußte, daß er ihn verlieren würde. Eines Tages erzählte ihm Peter, daß er ein Mädel kennengelernt hätte. Ein reizendes Mädel, das einzige Mädel. Peter war verliebt. Und noch schöner als sonst in seiner jungen Verliebtheit. Gordon behielt seine Enttäuschung für sich. Der Junge brauchte nichts zu wissen davon. Wenigstens Peters Freundschaft wollte er sich erhalten. Er besorgte ihm eine Stelle als Abwascher in einem Hotel. Ihre Wege trennten sich. Peter und seine Freundin besuchten ihn ab und zu. Und Gordon brachte es fertig, mit ihnen zu lachen. Sie waren lieb zu ihm wie zu einem guten Onkel. Er hatte sich in San Diego heimlich eine andere Stelle besorgt. Ohne Abschied reiste er ab. Sie waren fassungslos. Aber ihr kleiner Schmerz dauerte nur ein paar Tage. Das Leben war schwer in der großen Stadt. Es blieb ihnen keine Zeit, sich über Gordon Gedanken zu machen. Sie sprachen manchmal von ihrem „Wohltäter", und im übrigen hatten sie genug zu tun, sich über Wasser zu halten.

Poem / Von Jakob Haringer

Manchmal such ich mich noch
in einem alten Lied,
auf einem Kinderbild
oder im Mohn, der verblüht.
In einem uralten Brief
und einem spielenden Hund,
ach, und ich bin mir so fremd,
Gott! und das Herz ist so wund.
Manchmal such ich mich lang
in einem Mädchengebet,
in einer Fahne, die rot
durch die Märzgassen hinweht.
Manchmal such ich mich noch
auf einem Berg oder Meer,
in einem Kleid, einem Haar —
und find mich doch nimmermehr.

Lieber Simplicissimus!

Das kindliche Vertrauen, mit dem die Russen ihre Handelskommissare in die weite Welt schicken, ist enorm. Zum mindesten insofern, als sie darauf vertrauen, daß man in Deutschland eine Sprache, die weder deutsch noch russisch ist, verstehe.
So ein Sowjetkommissar saß nun neulich einer Gruppe deutscher Kaufleute gegenüber, Leuten, die samt und sonders sowohl Russisch wie Deutsch konnten, Leuten von Geld und Geltung, von denen einer sogar japanischer Konsul war. Die gegenseitige Verständigung war trotzdem recht schwierig, es stellte sich heraus, daß nicht nur der gute Wille, sondern auch Syntax und Sprachlehre ein wesentliches Element bei Verhandlungen sind.
Schließlich rief einer der Herren aus: „Herrgott! schickt uns doch wenigstens Leute herüber, mit denen man deutsch sprechen kann!", worauf der Sowjetkommissar ohne Pause antwortete: „Wos wellen Se? Ix sprexe baesser daitsch wie Ihr Herr japunischer Kansul japunisch!"
Dieser Punkt soll übrigens der einzige gewesen sein, über den volle Verständigung erzielt wurde.

•

Vor dem königlichen Schloß in Madrid hatte sich ein Volkshaufen angesammelt, der revolutionäre Lieder sang und drohende Rufe gegen den Monarchen ausstieß.
Die Situation sah recht ungemütlich aus, und die mit der Bewachung des Palastes betrauten Gardetruppen hielten bereits die Gewehre im Anschlag, als ein hoher Höfling plötzlich atemlos die Treppen herunterstürmte, direktemang auf den Kommandanten der Garde zu: „Nicht schießen, Herr Oberst! Sie dürfen jetzt unter keinen Umständen schießen lassen! Wir haben Sr. Majestät gerade versichert, daß das Volk gegen die revolutionären Umtriebe der Republikaner demonstriert!"

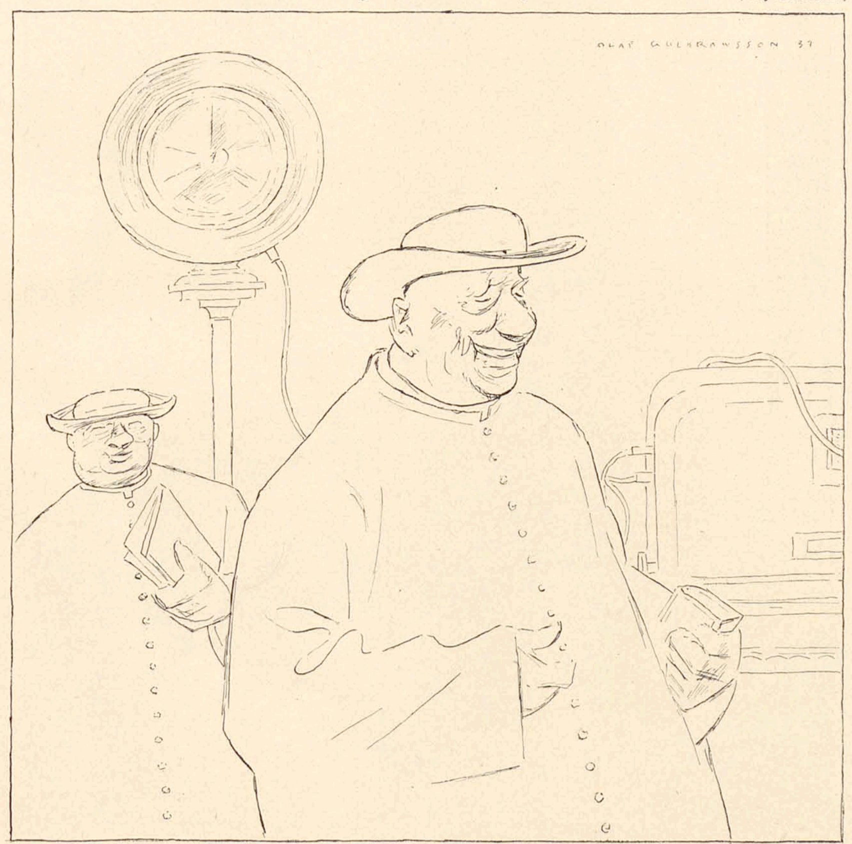
Die „große Mode"

Von Karl Kinndt

Allgemach wird das zum Speien,
hört man überall die Leute
nischt wie jammern, nischt wie schreien,
daß die Zeiten trostlos seien:
Pleite — Pleite — Pleite — Pleite — — —!
Seht euch um: wer sind die Knaben,
die so hilfeheischend flennen?
Sind's, die nischt zu fressen haben,
hungernd durch die Straßen traben
und die nachts auf Bänken pennen —?
Oder sind's die meist recht feisten
sogenannten obren Klassen,
die am lautesten und meisten
ihren aufdringlichen dreisten
SOS-Ruf hören lassen??
Millionen hungern, frieren,
haben kaum das trockne Brot —:
und zehntausend kokettieren,
um davon zu profitieren,
mit der „allgemeinen Not" — — —

Der Papst im Rundfunk

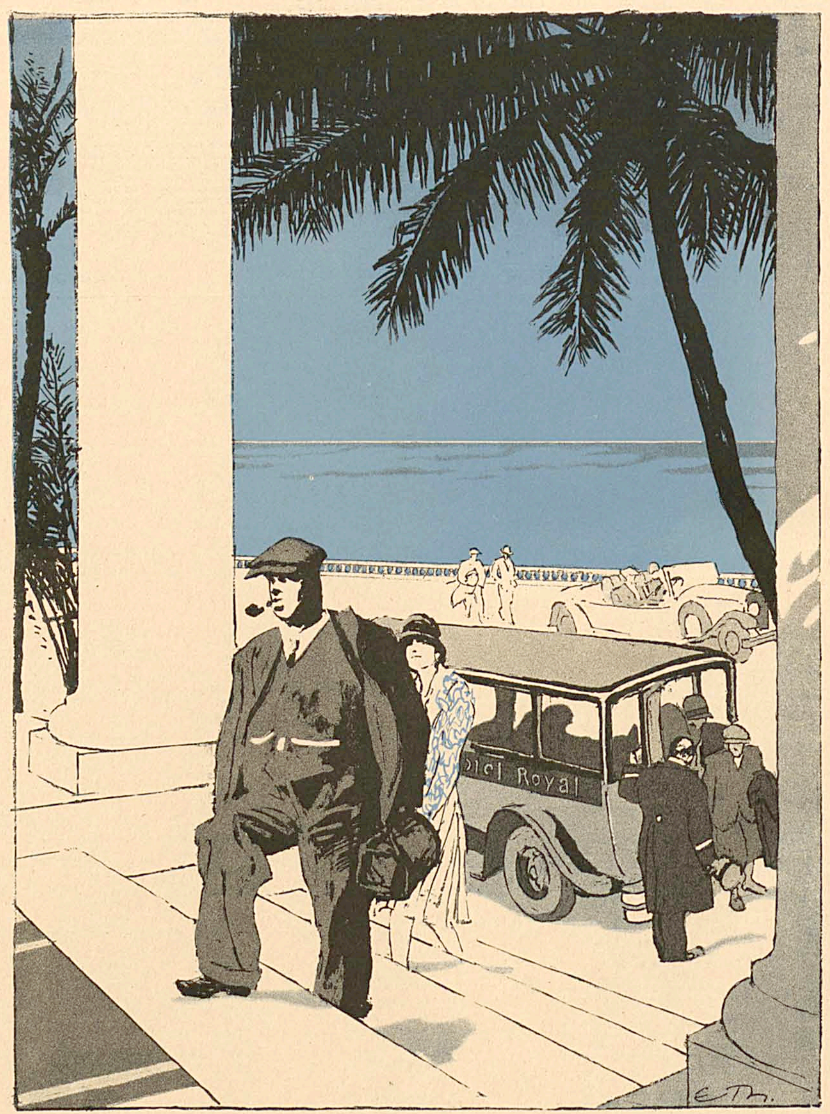
(Olaf Gulbransson)



„Jetzt fehlt nur noch, daß der liebe Gott persönlich sich durch das Radio an die Menschheit wendet, dann können wir alle stempeln gehn!"

Vertrauen

(E. Thöny)



„Nee, nee, ich sage ja, solange es noch 'ne Riviera gibt, soll der aufrechte Deutsche am Schicksal seines Landes nicht verzweifeln!"

Stuttgart, 16. März 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 51

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Frühjahrsbestellung

(Wilhelm Schulz)



„Wenn der liebe Gott nun gutes Wetter und der liebe Schiele gute Zölle gibt, wird sich die Arbeit schließlich doch verlohnen!"

Charlie — regier' du die Welt! / Von Peter Scher

Charlie, Berlin und die Berliner sind außer sich und platt,
denn in London haben sie dich in die Creme der dicksten Creme getaucht,
wogegen man in der Republik nur poplige Dinge aufzubieten hat ...
oh, daß uns Wilhelm noch blühte — du würdest Oberhofprediger, nein Durchlaucht.

Aber das Acht-Uhr-Abendblatt wird dich bestimmt mit einem Titel verziern,
und du wirst keineswegs klagen müssen, daß man zu wenig meschugge sei,
doch eine andere Frage, Charlie, eine Frage bleibt frei:
Könntest du dich nicht entschließen, die Welt zu regiern?

Siehe, du bist in der Erscheinungen Flucht der ruhende Pol:
Der Hunger, das Elend, die Dummheit sind in die Ecke gestellt,
Giftgas wird Lachgas, und Kriegswut setzt sich unter Alkohol,
wenn sich die Lords um dich reißen und die Herren der Welt.

Charlie, du bist die Macht mit deinem fröhlich watschelnden Bein,
friedliches Dynamit ist dein kindliches Lächeln, dein Blick —
lade, wie weiland Herr Atlas, das bißchen Welt auf dein Genick,
tritt in den Völkerbund, tritt ihn zusammen, Charlie — tritt ein!

Die Geköpften / Von A. M. Frey

Er kam nicht los von einer ihn seit Tagen quälenden, dennoch beglückenden Vorstellung — der vierzigjährige Staatsanwalt. Wie war sie zustande gekommen?

Da war der Frühling — erster, herber, brausender, der das Blut hetzte, der mit jungen, wie neugespitzten Sonnenstrahlen zustach. Da war diese beunruhigende Ruhe in Wochen eines Urlaubs aus Gesundheitsgründen, auf kleinem Landsitz, einem Weekendhaus, das er einsam bewohnte. Da waren die paar täglichen Zeitungen, die man sich aus dem nächsten Ort holte, und in denen gerade wieder heftig der Kampf um die Todesstrafe tobte, für sie, gegen sie. Da waren endlich in eben diesen Zeitungen Berichte über die fabelhaften, schier mysteriösen Geschicklichkeiten eines weiblichen Fakirs, der gewiß nichts weiter war als eine flinke Varietédame — wenn man wollte: eine Präzisionsarbeiterin . . .

Sie beging die Geschmacklosigkeit, sich Sakuntala zu nennen. Was vermochte sie außer der Beilegung eines alten hochtönenden Namens? Allabendlich trat sie auf und vollzog die grausig-kitzelnden Gesten einer Hinrichtung. Einen nackten Negerbuben ließ sie niederknien, legte ihm einen Apfel in den Nacken, schwang ein breitblitzendes Schwert und durchhieb die Frucht so, daß sie links und rechts über den Hals in zwei Hälften zu Boden kollerte.

Sie wird sie vorher zerschnitten haben — wandte der Skeptizismus des Justizbeamten ein. Sein in Gaunereien der Umwelt verbrachtes Dasein suchte sofort nach billiger Erklärung. Aber dann kam immer etwas in der Produktion Sakuntalas, was nicht so einfach zu deuten war: sie demonstrierte die Schärfe ihrer Waffe, indem sie ein durch die Luft schwebendes federleichtes Seidenpapier zerhieb, als habe man es mit dem Rasiermesser durchschlitzt — und trennte, im gleichen Hieb vom Papier in der Luft niederfahrend in einer Kurve auf den Hals ihres Negers, einer Maus das Köpfchen vom Rumpfe.

Blendende Leistung, wenn man bedenkt, daß die weiße Maus nicht still saß auf dem schwarzen Hals, wie der Apfel, sondern zag umherkrabbelte! Dann wurde von dem schwarzen Knaben auf einem Tellerchen — als Beweis, daß alles echt und recht vor sich gegangen sei — der Mäuserumpf, der noch zitterte, samt dem Kopf, der sein Schnäuzchen verzog, als müsse es zum Abschied niesen, in den Zuschauerreihen herumgereicht.

Zitterte nicht auch der Staatsanwalt ein wenig, als er's im lokalen Teile las? „Das Donnerweib müßte man vielleicht doch anschauen —", sagte er laut vor sich hin. Er saß beim späten Frühstück junggesellenhaft allein in seiner kleinen Behausung; die alte Bäuerin, die Ordnung schaffte, kam nur in den Vormittagsstunden vom nächsten Dorf herüber. „Man müßte — jawohl, es handelt sich um veritable Hinrichtung, und zwar nicht nur der allabendlichen Maus! Wird nicht auch täglich dieser Knabe hingerichtet? Man müßte das kennenlernen. Ob sie schön ist?"

Er saß in einem verdeckt brodelnden Brüten, das jäh so finster wurde wie der Aprilhimmel, an dem ein erstes Frühlingsgewitter heraufjagte. Mit dem Buttermesser durchschnitt er plötzlich den Leib einer schwerfälligen Fliege, die noch winterstarr übers Tischtuch kroch. Er ekelte sich vor dem Kadaver, der zäh in zwei Hälften weiterarbeitet, als sei kaum etwas geschehen. Heftig stand er auf und lief hinaus, griff zum Spaten und grub irgendwo auf seinem Grundstück Erdreich um, hastig, bis ihm unter einem niederrauschenden Regen, vor dem er nicht floh, der Schweiß aus allen Gliedern brach . . .

Aber am Abend war der Entschluß gefaßt und die ländliche Kluft mit städtischem Anzug vertauscht. Aus der kleinen Garage holte er den Zweisitzer und fuhr los. In einer Stunde konnte er die Stadt erreichen — nicht die, in der er amtierte, sondern die, in der Sakuntala auftrat. Er fand seine Erwartungen übertroffen. Aus erster Sitzreihe sah er, daß die angebliche Indierin für ihn nicht bloß reizvoll war — sie besaß jenes Unsagbare, das einen Mann ins Kielwasser einer Frau wirbelt.

„Haut — oder nicht Haut?" fragte sie dünn und leise, ehe sie zuschlug. Der Staatsanwalt wußte nicht, was dies bedeutete, aber häufigere Besucher verstanden die Frage, zwei riefen gierig „Haut!" — und alle sollten gleich erfahren, worauf das hinausging: Sakuntala hatte ihren Hieb so abgemessen, daß sie nach dem durchschlagenen Nacken der Maus den des Negerknaben obenhin noch ritzte. Gleich ging er gutmütig grinsend umher und zeigte die haardünne Spaltung der Epidermis, die sich mit zögerndem Blut füllte und aussah wie ein mit roter Tinte exakt gezogener Strich.

Der vierzigjährige Staatsanwalt vermochte noch in derselben Nacht mit Sakuntala in Fühlung zu kommen. Er behandelte sie sehr zart, als Dame. Er lud sie ein, sie aßen zusammen. Er sprach mit keinem Wort von ihren Künsten, forschte nicht einmal nach ihrer zweifelhaften Herkunft. Viel zu trinken zeigte sie keine Lust. „Arm da muß sicher bleiben", dozierte sie unter einem lächelnden Aufblitzen ihrer großen Zähne. „Wir wollen gehen. An Luft."

Während er zahlte und nicht ohne Absicht in seine gefüllte Brieftasche Einblicke möglich machte, gestand er ihr, draußen warte sein Auto, und wenn sie eine mondhelle Frühlingsluft genießen wolle, so sei er mit Freuden bereit, sie spazieren zu fahren. Sie traten auf die mitternächtige Straße. Aber kurz ehe er sich an den Volant setzte, griff er nach ihrer Schulter. „Eine Bitte habe ich — meinetwegen eine kindische: nehmen Sie das Instrument, mit dem Sie arbeiten, auf unsere Fahrt mit, ich bin geplagt von der Neugierde des Sammlers, ich liebe und besitze schöne Waffen, ich möchte die Ihre genau betrachten können."

Ihr Staunen ging über in kurzes helles Gelächter; sie nickte, sie schien etwas zu begreifen, was er schaudernd nicht begriff; in weichen Sätzen sprang sie davon und durchs Portal. — Dann fuhren sie. Zwischen den Knien hielt sie ein in dunkelrote Seide gewickeltes brettschmales Ding. Er nahm nicht Richtung auf sein Landhäuschen, er jagte entgegengesetzte Strecken. Endlich sagte sie: „Wenn immer fahren, dann können Schwert gar nicht anschauen."

Er bremste ruckartig. Sie nahm mit vollendeten Armbewegungen die rote Seide weg. „Obacht", warnte sie, „sehr scharf, doppelschneidig, altchinesische Arbeit, sehr wertvoll, Richtschwert, fünfzehntes Jahrhundert, Palastrichtschwert, Peking." — Er war sicher, alles sei gelogen. Bedienten sich die Chinesen nicht seit Urzeiten einschneidiger Waffen, die gekrümmt waren? Aber er besah höflich, was sie zeigte, zwischen einsamen Wiesen, auf totenstiller Landstraße.

Er ließ ab von seinem erheuchelten Samm-

Mehr Arbeitslose!

Von Karl Kinndt

Nun sind es fünf Millionen geworden,
wir pfeifen längst auf dem letzten Loch —
rings wächst das Hungern, Sterben und Morden —
und man redet — und redet — noch und noch — —

Von Preisabbau und von Löhnesenkung,
Fünftagewoche — Sechsstundentag —
von Ankurbelung und Betriebseinschränkung —
so wie es jeder für sich gern mag — —

Trotzdem aber sollte man eigentlich denken,
es käme allen nur darauf an,
die Zahl der Arbeitslosen zu senken —:
doch in Rom und in Stuttgart denkt man nicht dran!

Man zwingt die Erwerbslosen, sich zu vermehren,
und wer es verhindert, wird eingesperrt —
Verhungernde Mütter müssen gebären,
sonst werden sie vor den Richter gezerrt!

So will es der Papst als Christi Vertreter,
so will es der Stuttgarter Staatsanwalt!
Der Neugeborenen Hunger-Gezeter
läßt beide verhältnismäßig kalt — —

Sie sitzen unnahbar auf Dogmen-Thronen
und strafen strenge — und lächeln mild —
bis ihnen das Marschlied der Elends-Millionen
die grausame Wahrheit entgegenbrüllt!

Es lebe die Vernunft!

(O. Gulbransson)



Wer sich zu Haus seine eigene kleine Kanone baut, gehört natürlich ins Irrenhaus. — Vernünftige Menschen erfinden Giftgase!

lerinteresse — sie sah er an, die ihr Kleinod wieder im Tuch verwahrte. Sie entdeckte seinen verlangend-ergebenen Blick. „Das da sehr gute Sache, mein Freund", sagte sie im koketten Triumph. Er nahm ihren Kopf und bog ihn her zu sich und küßte einen Mund, der halb offen stand. Dann fuhren sie weiter. Er dachte: Man hat mir erzählt, ich habe gelesen, daß Nachrichter manchmal doppelt zuschlagen müssen — daß Schlamper und Pfuscher dreimal zuhauen, ehe sie solch verdammten zähen Hals durch kriegen, der obendrein brüllt, als stecke er am Spieß... Wie? Tut er ja, brüllt ja unterm Beil. Seltsam, lebe ich, träume ich? Träume ich schlecht — oder köstlich . . . wie?

Es dämmerte schon leise, da sagte sie, wie unter einem Anflug von Zärtlichkeit: „Müde, mein Freund."

Er gab Erklärungen: ein sehr kleines Haus besitze er unfern der Stadt, in der sie auftrete. Dorthin wolle er jetzt fahren. Er sah sie dringlich an. Sie nickte; er konnte nicht entziffern, ob nur gleichmütig. — Es wurde kalt. Frost kam auf. Der Mond war weg. Sie, neben ihm, schien in Halbschlaf zu fallen. Er befürchtete, das Schwert werde ihr entgleiten und gegen ihn schlagen. Er hielt für möglich, es sei so bös, daß es durch die Hülle hindurch verletzen könne. Seine Wangen wurden hart, gleich Schrauben lagen die Finger um das Steuer.

Endlich waren sie da. Rauch und Reif lag über den Feldern. Als sie den kleinen Garten betraten, tat, wie durch Watte, die nächste Dorfuhr sechs verstopfte Schläge. Stunde der Hinrichtung — dachte er — alles ist in Ordnung . . .

Sie glaubte, nun gehe es ins Bett. Aber er hielt sie zurück vor der Tür. „Eine Minute noch", bat er. „Wie heißt du?" „Cora", sagte sie lächelnd und einfach. Der Name schien um vieles glaubhafter.

(Schluß auf Seite 605)

Politisches Argument

(E. Thöny)



„So a Klafier is halt do mei liabst's Inschtrument: mit die Stuhlboana und Maßkrüag kannst lang dischkurier'n, aber bals't mit an Klafier zuaschlagst, nacha is glei a Ruah!"

Standpunkt (O. Herrmann)



„Solange mir diese lausige Republik die Pension bezahlt, will ich ja noch nischt gegen sie sagen. Aber wennse damit etwa mal uffhört, denn sollse 'n aufrechten Mann kennenlernen!"

(Schluß von Seite 603)

Alles Schwindel — dachte er — das mit Indien und das mit Peking. Aber kein Schwindel ist ihr fabelhaftes Können. Ich muß es erproben — muß erproben, wie das ist, wie das Gefühl ist, als ob einem —

„Cora, höre, Liebling", sagte er unter Bemühungen, zärtlich zu sprechen, lustig und ironisch. „Ich habe einen albernen Drang nach einer kleinen Sensation: du sollst mich köpfen wie deinen Negerknaben, nicht weniger — und nicht mehr, bei Gott!"

Sie zauderte, dann, ganz wach mit einem Schlag, lachte sie hell. „So einer du bist? Freilich. All right: Haut oder nicht Haut?"

Er rollte schon einen Holzklotz herbei, auf dem sonst Reisig zerhackt wurde. Indes er den Kragen auszog und an den Zweig eines Apfelbäumchens hing, befahl er heiser: „Selbstverständlich Haut!" Dann legte er den Kopf auf den Block. Es war sogar eine Mulde da, fürs Gesicht, denn auf dem alten Bauernholzklotz waren schon viele Scheiter gespalten worden.

Sakuntala ging breitbeinig in ihre gewohnte halbe Hockstellung, um der wagrechten Wirkung der Schneide sicher zu sein — dann hörte er es pfeifen, wehrte sich innerlich tobend gegen die grausame Wollust erwünschten und verwünschten Todes, erlebte ein scharfes Brennen im Nacken und die lähmende Angst, sie möchte wirklich zugehauen haben. Durchtrennte solch ein Stahl nicht Sehnen und Knochen so mühelos, daß kaum etwas davon zu merken war? Am Ende hing sein Haupt, vom Rumpf getrennt, nur mehr an Fleischfetzen —? Und sein Hirn durchgrub die letzte Minute —? Fiel sein Kopf jetzt nicht nach vorn auf Gartenerde —? Ich bin tot — dachte er. Das ist kein Witz, das ist furchtbar, man kann getötet sein und es wissen . . .

„Hallo?" rief des Mädchens ratlose Stimme. Da brachte er die Kraft auf, sich hochzurichten. Blut kehrte zurück in sein käsefarbenes Gesicht — und mit ihm der brennende Schmerz im angeritzten Nacken.

Er sah sie lachen. Es empörte ihn maßlos. Ahnte sie denn nicht, was er gelitten hatte? Und täte sie's — am Ende lachte sie noch mehr!

„Jetzt aber du!" sagte er plötzlich.

Sie verstand nicht. Er mußte sich erklären. „Das Spiel ist halb und faul, wenn nicht auch du stirbst durch mich. Marsch, auf den Block mit dir!" befahl er feixend. Sie wehrte sich. Das gefiel ihm. Seine passive Rolle, gräßlich durchlitten, schlug jäh und gefährlich befreiend um in eine aktive.

Schließlich, nach Auseinandersetzungen, war sie bereit zu dieser Sache, die sie für sich als schalen Unsinn hinnahm. Bereit, damit sie ins Bett käme, denn sie war müde, und sie fror. „Dann, enfin, wir schlafen zusammen", sagte sie ärgerlich. „Aber du mich abends zur rechten Zeit fährst in mein Theater, ja?"

Er versicherte es. Während sie flüchtig niederkniete auf der Hausmatte, die höflich von ihm herbeigeholt war, sagte sie noch: „Also dreimal schwingen übern Kopf, bloß über deinen, so ist ausgemacht", dann bog sie nur andeutend, wie zu einem Possenstück, das Haupt niederwärts.

Er sagte nichts mehr. Er nahm das Schwert, das an der Wand lehnte, er hielt es zum erstenmal. Wie schwer es war, wie füllig! Nein, leicht in all seinem Gewicht. Wie sich der Griff in die Hand schmiegte. Von einer lebendigen Schwere war es — sprang es nicht förmlich in die Luft? Und kreiste dort? Es war zum Zuhauen geschaffen wie nichts Zweites auf der Welt. Zauberschwert — es hieb von selber zu, war nicht zu bremsen, es vollendete — was? Du da vor mir hast meinen Hals blutig zu Tode geschnitten, warte, du Mäuschen — Auge um Auge, Zahn um Zahn sage nicht ich — wenn man täglich Köpfe köpft, wird man schließlich selber geköpft — sage nicht ich, sagt das Schwert —

Da fuhr es nieder, gerade als sie sich erheben wollte. Es fuhr vorschriftsmäßig an die technisch richtigste Stelle, mit einer Durchschlagskraft, von der er später nicht wußte, wie er sie aus seinem untrainierten Körper hatte herausholen können. Er sah mit Staunen, wieviel roter Saft in Menschengefäßen verwahrt ist und so radikal geöffneten wie diesen mächtig entquillt, erst in runden weichen Stößen, dann matter strömend und versiegend.

Coras Reste begrub er sofort auf seinem Grund und Boden. Tags vorher hatte er ja schon mit dem Spaten gearbeitet, um sich Luft zu schaffen aus ungreifbaren Bedrängnissen.

Erst als er fertig war mit allem Aufräumen, tat er das, was man „zusammenbrechen" nennt. Jetzt hatte er Zeit dazu. Es schlug sieben. Er war im Haus und begann zu weinen und wälzte sich auf dem Zimmerboden. Er schüttelte die gerungenen, die auseinandergerissenen Hände. Rannte mäßig mit dem Kopf gegen die Wand. Nicht für lange. Als es acht schlug, war er über den Berg und schon einigermaßen gefaßt. Er kochte sich Kaffee. Zwieback aus der Blechdose widerstand ihm, dagegen nahm er ein Stück Bauernbrot mit Salz. Und als gar die Alte daherkam, um Bett und Geschirr zu richten, da war er wieder so ziemlich ein Staatsanwalt, der nur bleich und übernächtig aussah.

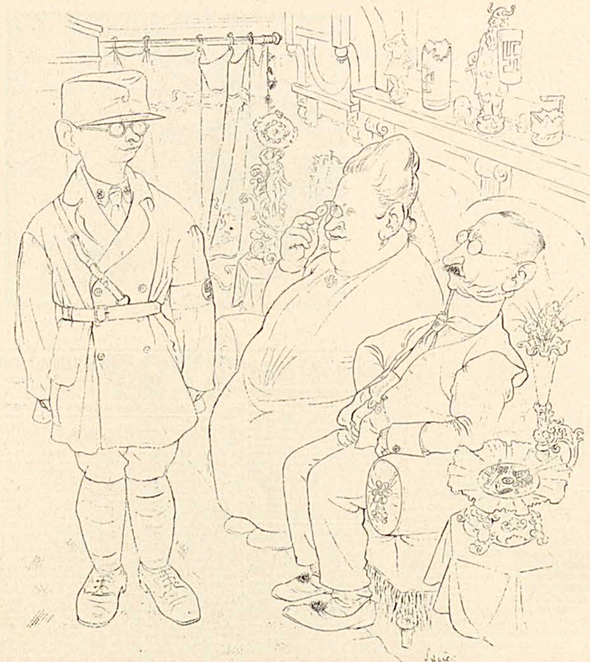
Er brachte sich durch. Ein Verbrecher, der nicht aufkam. Einer der vielen, die sich zu entziehen wissen. Seine wohlüberlegten Wappnungen gegen etwaige Fragen blieben überflüssig. Er wurde nicht belästigt.

Er blieb im Amt; seine Seele war stark genug. Drohte sie schwach zu werden, so war eine Stimme parat, die äußerte: „Wer hat damals getötet? Ich — oder ein Schwert; oder ein Frühling; oder ein Negerbub und eine Maus, die sich rächen mußten? — Nun weiß ich viel auf einmal: wie einem Mörder zumut ist, einem Getöteten und einem Scharfrichter. Das ist wertvoll für mich."

Er beantragte, treu seinem Dienst, Gefängnisstrafen, Zuchthausstrafen, die Todesstrafe.

Der Stolz der Familie

(Josef Sauer)



„Und denke daran, mein Junge, ich habe nicht siebzehn Mark fünfzig für deine Uniform ausgegeben, damit du darin der Eitelkeit frönst, sondern damit die Juden vor dir zittern!"

Das neue Kriegslied

Von René Schwachhofer

Da war ein Krieg: ein einziger Schrei.
Aber das ist schon lange her.
Wir tragen jetzt wieder Stahlhelm, Mordgewehr.
Stolz geht der General vorbei.

Von Toten ist noch die Erde schwer.
Doch keinen rührt so was an.
Die Armee: die braucht Soldaten mehr,
damit sie wieder Krieg führen kann.

Wir ziehen alle den Feind ins Land.
Und wenn es keinen Feind mehr gibt,
stellt einer den anderen an die Wand,
auf daß er brav das Sterben übt.

So langweilig ist es auf diesem Stern,
daß irgend was geschehen muß.
Drum ist das Töten ein Genuß.
Und das Kriegsspiel mag ein jeder gern.

Es gab gegen den Krieg eine Revolution.
Aber d e ist lange hin.
Wir rennen, schi-ßen und gehorchen schon.
Der Friede ist doch nur ein Hohn
und hat gar keinen Sinn.

Das Telephon

Von Paul Nikolaus

Ich kenne in Berlin ein kleines, entzückendes Lokal, das neben ausgezeichneten Schnäpsen den wundervollen Vorteil hat, daß man seine Telephongespräche vom Tisch aus erledigen kann und nicht in eine muffige Zelle muß. Ich hatte gerade dort ein wichtiges Telephongespräch erledigt, als Leibnitzer das Lokal betrat: „Nanu, Sie hier? Wo man hinkommt, trifft man Sie. Un was habense aufm Tisch? Schnaps und Telephon. Dasse soviel Schnaps vertragen könn! Passense auf, sag ich Ihnn, eines Tages rächt sich's, Leber, spürn Se noch nichts? Hier, wenn ich drück, spürnse nichts? Na, wird schon komm, passense auf! Mir hat der Arzt jeden Alkohol vaboten, Jott, vaboten; er hat jesacht, ich soll mich einschränken. Ich kann's ja auch. Enerjie, sach ich Ihnen, Enerjie macht alles. Riecht aber jut, was is denn das? Himbeerjeist? — Ober, jem Se mir auch en Himbeerjeist, kann ja nix schaden! Wennse nich mehr zu telephonieren ham, lassense bloß das Telephon wechstellen, ich kann das Dings nich sehn. Wenn ich außem Jeschäft komme, Jott, Jeschäft kann man ja momentan nich saren, mehr Büro, wenn ich nach Haus komme, so wird denn noch zu Haus telephoniert, meine Frau mit ihrer Schwester oder ihrer Tante, also, da hab' ich manchmal eine Wut, kann ich Ihnen saren. Ich sare ja auch immer, unnütze Telephonjespräche jehörn vasteuert. Ein Telephon is dafür da, damit man sich über wichtje Dinge orjentiert. Is doch ein Kulturinschtrument, wir wollen uns doch nichts vormachen. Über Hüte am Telephon sprechen, habe ich schon gar gern! Sachlichkeit! Ich bin ein janz moderner Mensch. Kommt aber davon, weil ich mich von der Juchend nicht abschließe, un dann habe ich ja auch einn Masseur un so, un das hält einn ja auch jung. Was wolln Se denn den Apparat wechnehm, Ober, entschuldjen Se schon, ich hab auch zu telephoniern! — De Bedienung hat hier auch nachjelassn, ich glaube es is 'n andrer Pächter. Bei dem Etah, was de Leute ham, wundert man sich, wenn sichen Dummer findt. Ja, was wollte ich denn saren? Ach so, telephonieren muß ich mal. Wissense, es gibt Telephonjespräche, die ich im Jeschäft nich erledjen will un zu Haus — Bavarja vierundsieb — ach so, ja, wissense, meine Frau is imstand un glaubt, ich betrüch se, dabei jeb ich Ihnn mein Ehrenwort — ich weiß nich, was Sie unter Betruch vastehn — Bavarja, hab' ich Ihnn schon einmal jesacht! Zustand von ein Telephon. Aba das wichtje is doch de seelische Treue, nich? So de innern Fäden meine ich, ich les da jrad jetzt ein Buch wieder: wenn man son kleines Techtel — Bavarja vierunsiebzischzwounzwanzisch. Se issen sehr netter Mensch, ich hab' se aufem Reimannball kennjelernt, se hat 'n eijnes Schneideratelieh, un ich sach mir imma: Hallo, ja bist du's? Ja, hier is Schnuck, wie geht's denn? Haste dich ausjeschlafen? Siehste, ich hab' dir gleich jesacht, wir wolln früha jehn. Lech dich wenichstens heute abend zeitich hin. Ja? Wir ham Britsch zu Haus! Morjen, denk ich. Ich ruf auf jeden Fall an. Lech dich nur zeitich ins Bett. Haste was zu lesn? So! 'n sehr schönes Buch, ich hab's zweimal jelesen. Also, geh zeitich zu Bett. Was war im Jeschäft los? — Wer? Zwei Kleider hatse bestellt? Sei 'n bißchen vorsichtich, ich hab' heut sowas jehört: de Firma wackelt. Na also schön. Jeh nich zu spät zu Bett! Jawohl, Schnucki. Ich dich auch. — So, das wäre erledicht. Ober, noch nen Himbeerjeist un zahlen! Sone Frau, wennse valiebt is, ruiniert se sich für einn. Jeden Ahmd ausjehn! Einmal muß sich doch ne Frau ausschlafen. Wenn ich ihr das nich erzählt hätte von Britsch! Is ja jarnichwahr, aba ich lech mich heute auch zeitich nieda."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Kleines Liebeslied

Von Georg W. Manfred

Ich möchte dich an deinen Händen fassen
Und mit dir abends durch die Straßen gehn.
Die Lichtreklamen sind schon am Verblassen,
Und man kann auf dem glänzenden und nassen
Asphalt die Autolichter spiegeln sehn.

Du hast den Mantel mit dem hohen Kragen
Und mit den großen Stulpen wieder an.
Ich möchte dir so gerne – würd'st du fragen –
Mit sehr viel Liebe in der Stimme sagen,
Wie gut, wie sehr gut ich dich leiden kann.

Es ist kein Mond am Himmel. Und die Sterne
Sind auch nicht da. Der Kitsch fehlt überhaupt.
Du bist bei mir. Du weißt, ich hab dich gerne.
Die letzte Trambahn klingelt in der Ferne.
Die Häuser sehen grau aus und verstaubt.

Du sagst, das sei belanglos. Doch ich meine,
Daß das sehr wichtig ist für dich und mich.
Denn sieh mal, ohne Sachlichkeit gibt's keine
Ganz richt'ge Liebe heutzutag. Und eine
Mit Kitsch durchsetzte, das wär' fürchterlich!

Doch statt zu reden, wollen wir uns küssen.
Komm her und leg den Arm um meinen Hals.
Wer weiß, wie bald wir beide scheiden müssen!
Dann ist es aus, mein Kind, mit den Genüssen
Der Liebe. Und dem Küssen ebenfalls.

Denn eines merk' dir, daran mußt du denken:
Du darfst nie wirklich lieben, wenn du liebst!
Du darfst den Körper und den Geist verschenken,
Doch niemals laß von deinem Herz dich lenken,
Weil du dir dabei vielzuviel vergibst!

Raimon rettet ein Mädchen

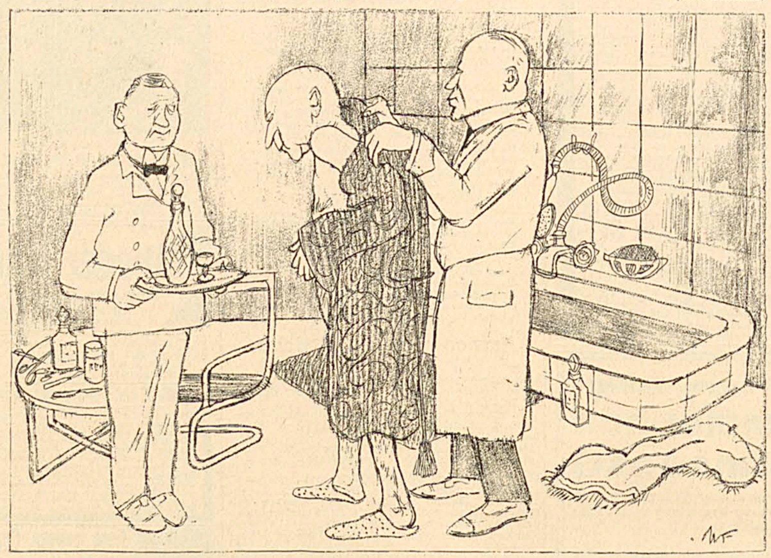
Von Jo Hanns Rösler

In Hamburg an der Elbe. Gleich hinter der Reeperbahn. Gleich hinter dem großen Wasser. Dort geschah es. — Raimon schritt.
„Da unten muß es jetzt gräßlich kalt sein."
Raimon drehte sich um. Sah auf eine. Blond, blutjung, blauäugig.
„Da unten?" — „Ja." — „Im Wasser?" — Sie nickte.
„Morgen früh stürze ich mich hinein." — „Aber —"

Die Bar sang. In einer Loge küßte Raimon ihren Arm.
„Bleibst du bei mir?" — „Heute. Bis morgen früh." — „Dann?" — Ihre Augen starrten aufgerissen. „Ich muß. Ich kann nicht anders. Morgen früh stürze ich mich in die Elbe."
Tausend Worte fielen ihm ein. Tausend Worte Vernunft.
„Ich werde dich heiraten. Ich bin reich. Du sollst die schönsten Kleider tragen. Dein Bett hat einen blauseidenen Himmel. Dein Grammophon spielt vierhundert Platten. Dein Chauffeur wird ein Neger." —
„Ich freue mich darauf." — „Und?" — „Trotzdem. Ich muß. Morgen früh." — „Warum? Ich will dir helfen." — „Nein . . . Das Wasser wird kalt sein." — „Und naß." — „Und naß. Morgen früh. Wenn der Nebel über allem liegt. Punkt acht Uhr. Wenn du mich liebst, gehst du mit mir."
Raimon versuchte es noch einmal.
„Das Leben ist schön. Es gibt Blumen, die dein Auge noch nicht kennt. Es gibt Früchte, die dein Mund noch nicht kennt. Deine Kinder werden weiße Kleider tragen. Mit blaßblauen Schleifen. Sie sollen auf einem weißen Elefanten reiten. An den Südseeinseln werde ich dir ein Haus bauen."
„Mit einem Balkon?" — „Mit einem Balkon." — „Fein."
Raimon küßte sie auf den roten Mund.
„Bist du jetzt endlich vernünftig?" — „Ja." — „Du wirst dich morgen früh nicht . . .?" — „Doch. Das andere kommt später. Nach diesem." — „Später?"
Das Mädchen stand auf und strich über ihre hohen Beine.
„Ja. Denn erst muß ich mich morgen früh in die Elbe stürzen. Ich bin nämlich der heiße Favorit für den morgigen Schwimmrekord ‚Quer durch Hamburg'."

Befürchtung

(M. Frischmann)



„Herr Jraf sind aber augenblicklich in jlänzender Form!" – „Sagen Se det bloß nich meiner Frau, sonst glaubtse's am Ende!"

Der richtige Mensch / Von Peter Pons

Der Mensch findet sich in irgendeinem Hotelzimmer dumpf erwachend. Durch die Gardinen fällt fahles Licht. Er denkt: vielleicht ist es noch früh. Später glaubt er sich zu entsinnen, daß er auf des Hausdieners Klopfen hin erwacht ist. Folglich müßte es acht Uhr sein. Der Mensch erhebt sich, knipst Licht an und sieht zum Fenster hinaus. Draußen ist Nebel, Dämmerung, Reif — ein trüber Wintermorgen. Er geht zum Waschbecken und läßt warmes Wasser einlaufen. Der Mensch ärgert sich zunächst, weil das Wasser zu kalt, und später, weil es zu heiß ist. Dann stellt er fest, daß er seinen Rasierapparat vergessen hat, und ärgert sich, weil er nun zum Friseur muß.

Der Mensch wäscht sich, kleidet sich an und begibt sich in den Frühstücksaal. Der Mensch ärgert sich, daß der Kellner seinen Namen und seine Zimmernummer nicht kennt. Aus der Unterhaltung zweier Herrn am Nebentisch hört er, jemand in der Nachbarschaft habe sich diese Nacht an einem Fensterkreuz erhängt. Der Oberkellner bestätigt das bereitwilligst und erzählt, daß man den Körper vor einer Viertelstunde erst entfernt und vom dritten Fenster des Frühstücksaals aus ganz deutlich habe sehen können. Der Mensch bestellt Kaffee komplett, zwei Eier und ärgert sich, nicht eine Viertelstunde früher aufgestanden zu sein, denn er hat noch nie einen Erhängten gesehen. Der Mensch findet den Kaffee nicht stark, die Eier nicht frisch genug, und der Oberkellner weiß auch nicht, wieso der Strick eines Erhängten Glück bringen soll.

Der Mensch hat gefrühstückt, in der Zeitung gelesen, daß in der Stadt, in der er sich aufhält, jeder Fünfte in öffentlicher Fürsorge steht, und begibt sich zum Friseur. Der Mensch ärgert sich, weil der Gehilfe beim Einseifen den Rasierpinsel zu hart aufdrückt und ihm erzählt, in der Nachbarschaft habe sich jemand erhängt. Später kommt ein Herr und sagt, eben würde der Selbstmörder weggeschafft. Der Mensch ärgert sich, weil er nicht ohne weiteres aufstehen und zusehen kann, wie der Körper in den Totenwagen geladen wird. Jemand sagt, der Erhängte habe sich aus finanzieller Not ums Leben gebracht. Der Mensch sagt, weitaus die meisten Selbstmorde würden aus finanzieller Not begangen, lediglich sei interessant, daß, wie die Statistiken nachwiesen, Deutschland in der Zahl der Selbstmorde — wie auch auf anderen Gebieten — den übrigen Kulturstaaten weit voranginge. Der Mensch findet das „wie auch auf anderen Gebieten" höchst witzig und scharfsinnig. Kontraste im Ausdruck, denkt er, sind der Rede Wirkung. Es interessierte ihn, zu wissen, was der Erhängte wohl gestern noch tat und dachte und wie groß seine finanzielle Not gewesen ist, das heißt, wieviel Geld er zuwenig hatte. Vielleicht hätten einige Mark das Leben des Selbstmörders verlängert. Es fällt ihm ein, daß er drei Fünfzigmarkscheine in der Tasche hat. Einen braucht er für das Billett zur Rückreise, einen, um die Hotelrechnung zu bezahlen, und einen, einen braucht er nicht unbedingt, denn er ist in der angenehmen Lage, zu Hause und auf der Bank noch Geld zu haben. Der Mensch stellt sich vor, der Erhängte habe ihn gestern abend um ebendiesen Fünfzigmarkschein, den er nicht unbedingt braucht, gebeten, um sich nicht aufhängen zu müssen. Der Mensch weiß nicht, ob er den Schein gegeben oder gerne gegeben hätte, aber er weiß, daß er sich über die Situation geärgert haben würde, und ärgert sich im Gedanken daran. Der Mensch denkt, daß der Erhängte wahrscheinlich Angehörige hat, die genau so nötig und jetzt vielleicht noch nötiger Geld brauchen als der Erhängte selbst. Der Mensch fragt nach der Wohnung, und er beschließt, den Fünfzigmarkschein dorthin zu bringen. Er glaubt, aus seinem Entschluß Rückschlüsse auf seinen guten Charakter ziehen zu können, findet sich sentimental und ärgert sich darüber.

Der Mensch ist rasiert. Er hat vierzig Pfennige zu bezahlen, hat kein Kleingeld und läßt einen Fünfzigmarkschein wechseln. Der Mensch stellt fest, daß er nur noch zwei Fünfzigmarkscheine hat, einen für die Rückreise und einen für die Hotelrechnung. Er stellt fest, daß er — wie gesagt— nur noch zwei, und keinen Fünfzigmarkschein mehr für die Hinterbliebenen des Erhängten hat. Der Mensch freut sich zum erstenmal an diesem Morgen. Er ist ein richtiger Mensch.

Der alte Zauber

Von Hermann Kesten

Der Himmel ist kein Himmel mehr.
Man hat ihm die Gnade genommen.
Es sind die alten Sterne nicht mehr!
Ich bin dahintergekommen.
Ich reise von Stadt zu Stadt. Ich bin
Auch in die Dörfer gefahren.
Wie ging der alte Zauber dahin
So spurlos in wenigen Jahren!
Es regnet. Es schneit. Bei Hochzeit und Tod
Lacht man und weint man noch immer.
Sie kriegen Kinder, verdienen ihr Brot.
Man speist noch in Speisezimmern.
Sie schlafen zusammen, der Mann mit der Frau
Und manchmal Männer mit Knaben.
Sie zahlen mit Geld und zählen genau,
Auch wenn sie reichlich haben!
Ich kenne die ewige Wiederkehr,
Das alte gemeine Getümmel!
Aber ich kenne die Sterne nicht mehr,
Entfremdet sind mir die Himmel!
Der Schnee zerfließt mir wie einst auf der Hand,
Mein Körper ist noch voll Wärme,
Nur fehlt das Vergnügen, das ich empfand
Kaltschmelzend bis in die Gedärme.
Es fehlt der Spaß. Ich wurde ernst.
Ich fühle, doch fühle ich kälter.
Ich sage zu mir: Du wirst klüger! Du lernst:
Aber ich glaube, ich werde bloß älter!

Lieber Simplicissimus!

Im „Schwarzenbacher Amtsblatt" Nr. 108 fand sich folgende

Erklärung.

Ich erkläre den Konrad Seuß, die Mathilde Greim, den Adam Dippold, die Bertha Dippold solange für ganz schlecht und ehrlos, bis sie mich gerichtlich verlangen. Meine Ehr geht von Kind auf bis an die Baugenossenschaft. Da ich unter die Spitzbuben und Hühnermörder gekommen bin, muß ich unterliegen und gebe zugleich bekannt, daß ich keine Ruhe halt, bis ich meine Wohnung hab. Ich bin 56 Jahre und bin unter Aufsicht von solchen, die wo selber notwendig Aufsicht brauchten. Ich habe sie schon lang vorher beobacht und hab mir alles hinter die Ohren geschrieben. Ihr dürft bloß kommen und auf den 1. November will ich meine Wohnung haben. Kath. Dippold.

•

Man entsinnt sich an den Aufruf Hitlers, der neuerdings strengstens jeden Waffenbesitz verbot, obwohl doch bekanntlich die braven S.-A.-Leute sowieso von jeher nur mit geistigen Waffen kämpften. Die beste Bestätigung dafür bietet eine im Danziger Naziblatt „Der Vorposten" erschienene Anzeige des sicherlich rein arischen Pg. Wischnewski, der seine Pistolen mit einer ebenso gemütvollen wie sprachlich unvollkommenen Empfehlung folgenden Wortlauts versieht:

Pistolen — Pistolen

Wo meine Pistolen hinhauen, da wächst kein Gras mehr, u. eine blaue Bohne im Bauch — auch.

Randbemerkung

Angeblich ist es steuertechnisch nicht anders zu machen —: In der Republik kann ein armer Teufel von nun an ein paar Zigaretten nicht mehr einzeln beziehen; es gibt laut Gesetz nur noch Packungen.
Armen Teufeln, die leidenschaftliche Raucher sind, ist es also freigestellt, mit verdoppelter Energie Besitzende zu werden — immerhin wieder ein Weg zum allmählichen Abbau — nicht der Preise, aber der Powerteh und außerdem zur Hebung des Geschäfts. Wenn nun im weiteren Ausbau des Systems noch bestimmt wird, daß etwa Anzüge nur mit sechs Paar Hosen abgegeben werden dürfen, kann die Wiederbelebung der Wirtschaft nicht mehr lange auf sich warten lassen. Es lebe die Freiheit! Trim

Befähigungsnachweis

(Th. Th. Heine)



„Die Literatur ist mir sowieso wurscht — was könnte ich mit meinem dekorativen Talent für einen Erfolg als Berliner Theaterregisseur haben!"

Kritik

(Kurt Werth)



„Ob sich ihre Stimme wohl für die Bühne eignen wird?" — „Aber natürlich, wer geht denn heute noch in ein Theater!"

Direktor Körner paßt nicht auf

Von Erich Kästner

Manchmal,

wenn ernste Männer beisammen stehn
und auch du stehst mit dabei,
möchtest du leise beiseite gehn.
Wohin? Einerlei.

Du möchtest nur rasch den Bart ablegen
und die Falten vor deiner Stirn
und das große und kleine Gehirn
und dich dann nicht mehr bewegen.

Und es fehlte nur noch Mutters Schürze.
Die war so weich und so hell.
Die Kindheit litt an zu großer Kürze.
Es ging zu schnell.

Und während du in dich verloren scheinst,
stehen noch immer die Männer herum.
Sie reden und reden, nur du bist stumm.
Und sie fragen, was du dazu meinst.

„Zu kurz!" sagst du, und du sagst das so,
weil dir die Kindheit zu kurz erschien.
Sie aber meinen den Zahlungstermin
für Schimmel & Co.

Da ruft der eine, er steht breitbeinig
und stemmt seinen Bauch:
„Da wären wir ja handelseinig,
Körner meint's auch!"

Er hat, was du gesprochen hast,
nicht kapiert, doch auch das hat sein Gutes.
Hauptsache, daß es trotzdem paßt.
Und das tut es.

Doppelgänger / Von Georg Hirschfeld

Ob ich es geträumt habe, kann ich nicht sagen — aber ich vermute, daß es ein Erlebnis der Wirklichkeit war.
Ich saß in einem Freudenpalast der großen Stadt. Marmorwände, gläserne Blumen, Duftgestank, Fratzen, Schultern, Rücken, Beine. Dazu eine Musik, die Satan geschrieben.
Verblödender Lärm. „Veilchen gefällig?" fragte ein hinkendes Mädchen. — „Halten Sie die Schnauze, Sie haben Pfirsich Melba bestellt!" schrie ein Kellner, der den Verstand verloren, einem Gast zu.
Ich hatte einen ganz kleinen Tisch. Auf dem zweiten Stuhl saß ein Mensch, der mich allmählich beschäftigte. „Ich bin sehr unglücklich", sprach das fahle, verstummte Gesicht, das in kleinen Fieberwellen zuckte. „Ich bin unglücklich, aber wehe dem, der es merkt und fragt." Ich konnte mir vorstellen, daß dieser im übrigen ansehnliche, vielleicht sogar bedeutende Mensch zu einem Morde fähig war, und verkappte deshalb mein unbezwingliches Interesse.
Er sah, ohne zu sehen, er hörte, ohne zu hören — er konnte eigentlich nur wie eine Marionette an unsichtbarem Draht hängen. Dazu schlürfte er ein Eisgetränk, das seiner Zunge zuwider war.
Plötzlich trat jemand an den Tisch und fragte, höflich den Hut ziehend, ob es gestattet sei? Ich nickte — mein Nachbar rührte sich nicht. Das mußte dem dritten Mann als unhöflich auffallen, aber er holte einen Stuhl und setzte sich ohne Betroffenheit.
Nun hatte ich die beiden dicht vor mir, und ein unbeschreibliches Gefühl ergriff mich alsbald. War es der Alkohol, der Höllendunst, der blöde Lärm? Ich fühlte mich ziemlich klar, ich hatte offene Augen. Was ich da erkannte, mußte ich erkennen. Ein unglaubliches Spiel — von wem? Diese beiden Menschen sahen sich ähnlich — ja, sie waren unbedingt zu verwechseln, sogar ihre Kleidung schien der Zufallsteufel für beide eingekauft zu haben.
War es denn möglich? Ich konnte mich nicht erinnern, jemals ein so quälendes Gefühl gehabt zu haben. So lange die unheimliche Tatsache den Beteiligten selbst nicht bewußt war, ging es an. Sie starrten, lauschten, schlürften beide. Dann aber kam das Schlimmste: ein Blitz des Erkennens traf den ersten, dann den zweiten. Sie faßten sich ins Auge. Sie erhoben sich unruhig vom Sitz, vermochten aber nicht aufzustehen. Ein entsetzliches Wissen lähmte sie. Ob sie sich schon einmal begegnet waren? Etwas Unabwendliches schien zu kommen. Die müde Würde von Unglücklichen, die ihr Geschick verbergen und lieber blasiert im nichtigen Wirbel ausharren, verließ sie. Sie waren durch die Tatsache ihres Doppelgängertums keine Menschen mehr. Sie begafften sich, sie kopierten einander, sie wurden große, groteske Affen.
Wenn der eine die behaarte Hand hob, tat es auch der andere. Die Beine plötzlich an die Stuhldecke zu ziehen, war für den ersten Befehl, wenn der zweite es getan. Sie kratzten sich mit einemmal an verschiedenen Stellen des Körpers. Diese auffälligen Bewegungen führten es herbei, daß das Publikum ringsumher auf ein fabelhaftes Spiel der Natur aufmerksam wurde. Man wandte sich den Doppelgängern zu; man tuschelte, witzelte, wurde frech. Immer schneller, wilder, sinnloser zeigten sich die kopierenden Bewegungen. Es wurde ein rasender, erschütternder Wettkampf, einander einzuholen, Original zu werden, endlich, endlich, endlich Original!
Man kreischte in lachendem Weinen, weinendem Lachen. Der ganze Saal tobte. Plötzlich kam ein Schrei: „Herrgott, sie hauen sich!!"
Ein Blick auf das, was geschehen, war Signal für mich, aufzuspringen, mich durchzustoßen, das Freie zu gewinnen. Noch trug ich das Bild mit: zwei verkrampfte Brüder ohne Gemeinschaft, Mutterspott, Gottesaffen! Ein schrecklicher Schrei hallte mir nach. Aber ich erfuhr nicht mehr, was geschehen.

Reflexion

(J. Fenneker)



„Scheinbar gibt es nur zwei Arten von Männern: die einen wollen uns schon gleich am ersten Tag verführen, und die anderen erst am nächsten."

Komparserie

(E. Schilling)



„Herr Direktor, hab' ich gesagt, lassen Sie mich in Ruhe! — Gut, hat er gesagt, dann werden Sie eben nie ein Star!"

Lieber Simplicissimus!

Karl Müller hielt Vorträge. Er sprach über das Thema: „Rassenfragen bei den Orang-Utans". Er zeigte dazu gute Lichtbilder und hatte in den entsprechenden Kreisen viel Erfolg.
Karl Müller kam auch nach Thüringen. Ein Mann, der nicht im Bilde war, hatte in Gotha zwei Abende für ihn abgeschlossen. Der erste Abend war eine restlose Pleite. Erstens hatten die Nationalsozialisten für den gleichen Abend einen Umzug angesetzt und zweitens überhaupt. Als Karl Müller zum Vortragssaal wollte, kam er nicht durch, denn die Nationalsozialisten paradierten gerade vor dem Hause, in dem Karl Müller sprechen sollte. Als er endlich durchkam, war er mit drei Leuten allein im Saal. Mit dem Kassier, dem Lichtbildvorführer und einem Manne, der Sternsohn hieß und die Absicht hatte, Karl Müller in eine Reiseunfallversicherung aufzunehmen.
Dieser Mann aber hatte gute Beziehungen zu den Nazis. Und das war ein Glück. Karl Müller war zwar reinrassig bis in die Haarspitzen, doch am nächsten Morgen lief das Gerücht durch Gotha, daß am Abend Karl Müller sprechen würde, — Karl Müller, ein Halbjude! Der Mann mit den guten Beziehungen hatte das Gerücht verbreitet.
Eine Stunde vor Beginn des Vortrages begann sich der Saal zu füllen. Eine halbe Stunde später war er voll. Fünf Minuten vor Anfang brachte der Kassier seinen bis zum Rande gefüllten Blechkasten in Sicherheit.
Als Karl Müller das Rednerpult betrat, schwirrten Heilrufe und faule Äpfel durch den Saal. Karl Müller bückte sich, daß die faulen Äpfel hinter ihm gegen die Leinwand krachten, und verließ sprungartig durch den Notausgang den Saal. Hierauf sagte der Lichtbildvorführer den Vortrag unter diesen Umständen ab und suchte mit den Lichtbildern ebenfalls den Weg ins Freie.
Hinter dem Hause teilten Karl Müller und der Mann mit den guten Beziehungen den dicken Überschuß. Vorne verließen die Nationalsozialisten unter heftigen Heilrufen den Saal. Deutschland erwache!

Zorro

Dem Frühling zu

Schon hört man wieder Vogelstimmen
mit frisch geölter Innigkeit
die Töneleiter aufwärts klimmen
in Anbetracht der Paarungszeit.

Allnächtlich äußern sich die Kater,
elegisch, aber unentwegt,
in deren Innern sich ein Krater
gesteigerter Gefühle regt.

Und Ähnliches wie bei den Tieren
spielt sich bei manchem Menschen ab:
er geht besinnlich musizieren,
so gut ein Gott ihm dieses gab.

Wir andern freilich sind voll Sorgen,
wenn wir das Weltschlamassel sehn,
und fragen uns, ob nicht schon morgen
auch wir, wir alle, flöten gehn.

Ratatöskr

Fern von § 218

(Karl Arnold)



„Na, mit dem Paragraphen kommt unsereins wenigstens nicht in Konflikt — übrigens sagt schon Nietzsche, man soll sich nicht fort-, sondern hinaufpflanzen!"

Stuttgart, 23. März 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 52

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Frau und das Buch

(E. Thöny)



„Man weiß gar nicht mehr, was man lesen soll — es wird jetzt so selten mal ein Buch verboten!"

Evviva Benito! / Von Peter Scher

Daß Sie sich mit Frankreich einigen,
weil es Money nach sich zieht,
das, Benito, kann uns nur bescheinigen,
was man ohnehin erriet:
Adolf wurde viel gegeben,
was faschistisch zu uns spricht,
römisch Händchen kann er heben,
aber Köpfchen hat er nicht.

Siegreich Frankreich zu bewältigen,
mit dem Mundwerk übern Rhein,
das vollbringt ja solch Gestältichen,
so heroisch kann es sein;
blonde Mamas zu berauschen,
dazu reicht ja wohl des Wortes Schwall,
doch für Geist Erfolg zu tauschen,
das ist nicht so sehr sein Fall.

Wolln Sie, Meister, ihm nicht kündigen?
Solch ein Lehrling ist fatal;
ach, die lieben Dilettanten sündigen
immer an dem Original.
Oder wird er, treu ergeben,
Ihrem Beispiel folgend nun
plötzlich sein Gehirn beleben
und zumindest geistreich tun?

Wenn Sie dies Exempel tätigen,
dann, Benito, wolln wir gern
Ihre hohe Meisterschaft bestätigen
und zur Not faschistisch wern.
Mit der Klugheit kühn im Bunde
sieht man Adolf fragend an:
Adolf — ob die bittre Wunde
etwa heilsam für Sie werden kann?

Reklame wie noch nie / Von Eugen Gürster

Franz Kummerkäs war kein Reklamefachmann, — man muß sogar zugeben, daß er von wirtschaftlichen Fragen nicht das geringste verstand. Da er indessen seit Jahren ohne sonstige Beschäftigung war, machte er sich über das in der Reklame investierte Kapital der Industrie und die dadurch erzielte belebende Wirkung auf den Kunden seine eigenen, höchst skeptischen Gedanken.

Der augenblicklich unbeschäftigte Kummerkäs fühlte sich mangels anderen Eigenwertes als Konsument; als solcher war er in den großen europäischen Wirtschaftsprozeß als ein geradezu unentbehrliches Element eingeschaltet; Plakate und Lichtreklamen musterte er mit dem strengen Mißtrauen des Normalkunden, der von den anpreisenden Firmen seelisch überrumpelt werden sollte. Daß Kummerkäs im Augenblick infolge chronischen Geldmangels nur in der Theorie als Kunde in Frage kam, erschütterte seine Machtposition als Konsument nicht im mindesten. Franzens schöpferische Leistungen auf dem Gebiet der Reklame wurden eines Tages durch ein kleines Erlebnis ausgelöst. „Eßt mehr Fisch! das kräftigt die Gesundheit!" las er plötzlich auf einem Plakat, das ein pausbäckiges Kind mit einem Karpfen in der Hand zeigte; schon war Kummerkäs bereit, an die gesundheitsfördernden Folgen gesteigerten Fischgenusses zu glauben, da machte ihn, den mißtrauischen Kenner, die Unterschrift stutzig; er las: „Die Vereinigten Deutschen Seefischhandlungen." Kummerkäs hob innerlich den Finger; er hatte mit nachtwandlerischer Sicherheit an den wunden Punkt der ganzen heutigen Reklame gerührt; die Fischhändler wollten ihre Flossentiere los werden und kamen scheinheilig mit Hygiene daher. Er durchschaute den Zauber und blieb kalt; auf ein so plumpes Plakat hin würde er nicht eine einzige Sardine mehr essen als sonst. Vor dem Metzgerladen hatte er kurz darauf dasselbe Erlebnis: „Nur Fleisch erhält den Körper kräftig", flimmerte es vertrauenerweckend von einem Plakat, das behaglich zwischen Wurstwaren aufgestellt war, dem Kunden Kummerkäs entgegen. Sehr möglich, dachte Franz, Fleisch kräftigt den Körper, es stimmt vielleicht wirklich, sogar die Japaner sollen mit ihrem ewigen Reisessen schlechte Erfahrungen gemacht haben . . . aber wenn es mir ausgerechnet ein Metzgermeister sagt, werde ich mißtrauisch. Es war klar: die ganze hanebüchene Reklame von heute taugte nichts. Kummerkäs fühlte plötzlich auf seiner Stirn das Siegel höherer Berufung brennen, . . . ihm war es vorbehalten, der Begründer einer neuartigen Reklame, sozusagen eines ethisch fundierten Kundenfangs zu werden. Wie im Rausch wehte er einige Tage lang die Straßen herunter; vor der naiven Fremdenverkehrswerbung alten Stils bekam er überlegene Lachkrämpfe; sollte er vielleicht darauf hereinfallen, daß das Seebad X. den schönsten Strand an der ganzen Ostsee besitze, wenn es ihm ausgerechnet vom dortigen Fremdenverkehrsverein versichert wurde, der ja an jedem Gast finanziell interessiert war? Nach ein paar weiteren Tagen stand Kummerkäsens neue Methode der Kundenwerbung unerschütterlich fest: die Reklame mußte der ethischen Wirkung halber vom persönlichen Interesse des Produzenten losgetrennt werden. Das erste, von Kummerkäs entworfene Plakat sah so aus:

Trinkt mehr Milch!
Die Vereinigten Münchener Brauereien.

Das war nicht mehr Reklame, das war praktisches Christentum, nichts Geringeres! Und das schlug ein! Auf einen so uneigennützigen Ratschlag hin hob sich der Milchkonsum enorm. Die Molkereibesitzer ließen sich nicht lumpen und veröffentlichten nach Kummerkäsens Entwurf um Weihnachten das folgende Inserat:

Keine Feier ohne Alkohol!
Die Oberbayrischen Molkereibetriebe.

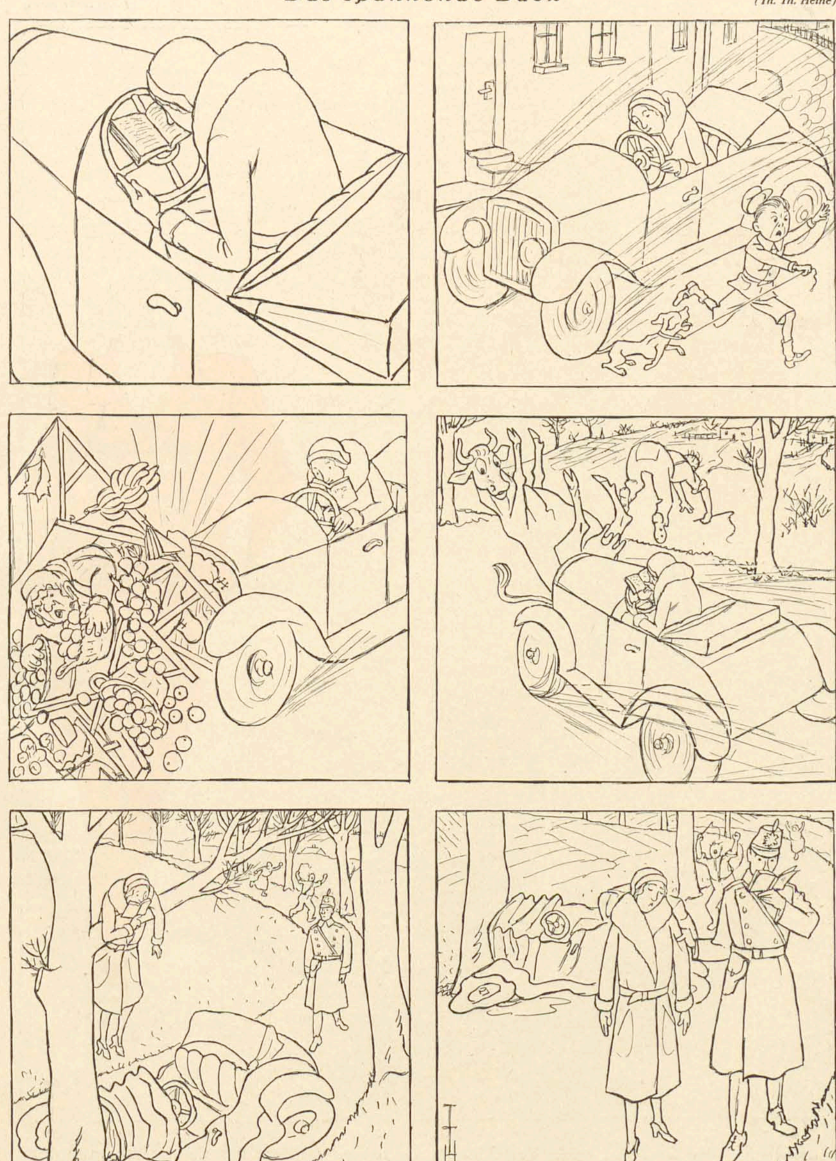
Von der ethischen Wirkung des Plakats abgesehen, war die geschäftliche Wirkung eine zwiefach ungeheure. Man soff Wein, weil die altruistischen Milchhändler dazu rieten, die es ja wissen mußten; und man konsumierte aus Pflichtgefühl Milch und Käse, weil die Bevölkerung von der Herzensgüte der Molkereibesitzer zu tiefst ergriffen war.

Das Reklameprinzip Kummerkäs (DRP. angemeldet) packte die Industrie und die kleineren Produzenten wie ein Taumel; wie bei allen großen Menschheitsbewegungen verbürgte auch bei Franzens Reklamemethode eine raffinierte Mischung aus Ethos und Geschäftssinn den Endsieg. Uneingeweihte glaubten sich manchmal in die Zeiten des Urchristentums versetzt: schon las man Inserate von Zigarettenfabriken, die patent wirkende Mittel zur Entwöhnung von Rauchern anpriesen. Auf dieses Inserat hin rauchten mit Zustimmung der Eltern sogar die Säuglinge in der Wiege. . . . Einheitskaufhäuser verwiesen die Kunden mit sachlicher Strenge auf Spezialgeschäfte; Fußballklubs machten mit beweglichen Worten auf das bedrängte deutsche Buch aufmerksam, während von solchem Altruismus ergriffen Buchhändler mit statistischer Sachlichkeit auf die die Sehkraft schädigenden Folgen angestrengter Lektüre hinwiesen. Eine geradezu mystische Raserei bemächtigte sich der produzierenden Bevölkerung. Die Wirtschaftskrisis war durch Kummerkäsens ethische Reklame so gut wie behoben. Kummerkäs selbst bekam als Chef des Weltreklamekonzerns diktatorische Befugnisse. Als einmal die französischen Eisenbahngesellschaften beim reisenden Publikum in massenhaft verteilten Flugzetteln für die oberbayrischen Seen Stimmung machten, bekam die Geschichte einen Stich ins Hochpolitische. Kummerkäs wurde vom politischen Ehrgeiz ergriffen; aber gerade hiebei rutschte er infolge zu geringer Kenntnis der Zusammenhänge gründlich aus. Was er als Krönung und Gipfel seines ganzen Reklame-Lebenswerkes ansah, wurde sein Verderben: es gelang Kummerkäs, in Verfolgung seines Reklameprinzips die leitenden Herren der Genfer Abrüstungskommission zur Herausgabe einer reich illustrierten Werbeschrift für die Internationale Rüstungsindustrie zu veranlassen; es fiel Franz auf, daß die leitenden Herren der Abrüstungskommission dazu ohne Widerstreben bereit waren . . . so viel Christentum hatte er gar nicht erwartet. Aber zum großen Erstaunen von Franz Kummerkäs rührte sich jetzt plötzlich das berühmte Weltgewissen, das immer zur Unzeit zu erwachen pflegt: alle Welt warf dem ahnungslosen Kummerkäs den Verrat seines heiligsten Reklameprinzips vor; den Herren der Abrüstungskommission aber machte man mit Recht zum Vorwurf, daß sie für ihre Interessen auf eine zu plumpe und überdeutliche Manier Stimmung gemacht hätten. Seitdem gilt Kummerkäs' Stellung als Chef des Weltreklamekonzerns für erschüttert.

„Ach ja, ich wollte nicht vergessen, mein Abonnement zu erneuern, denn der neue Jahrgang beginnt."

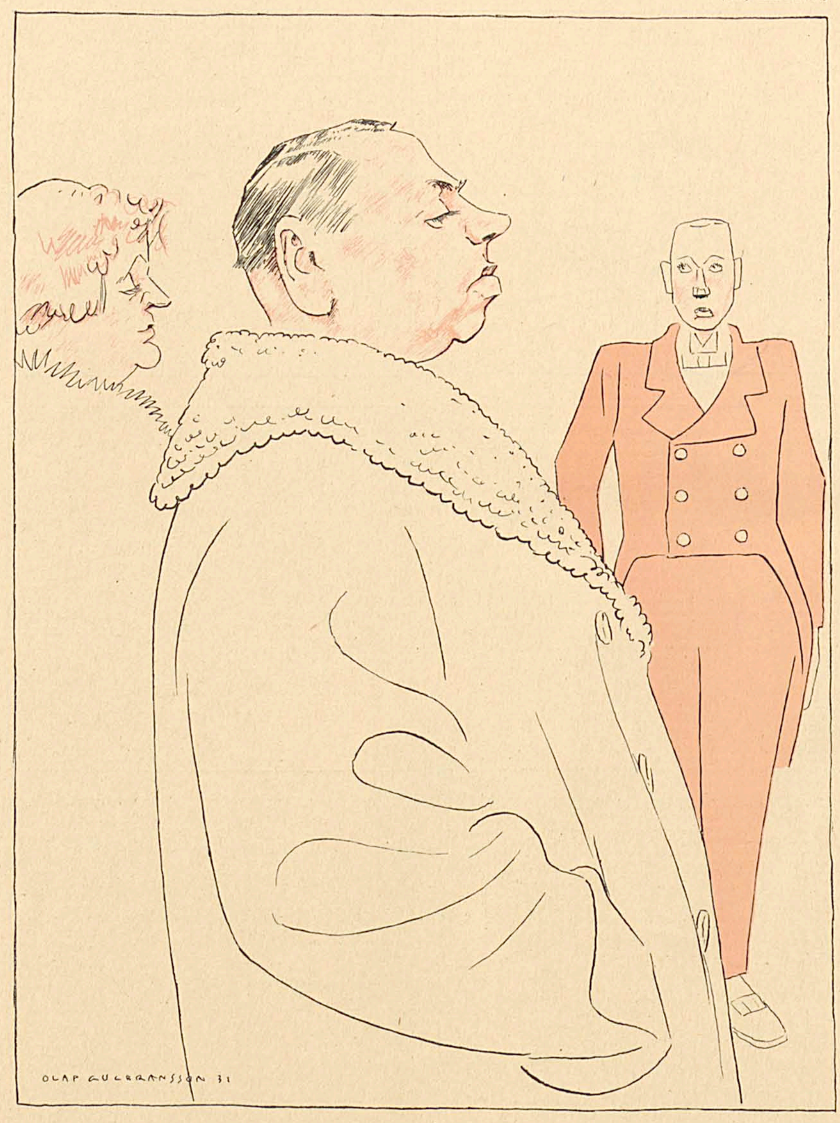
Das spannende Buch

(Th. Th. Heine)



Opferbereitschaft

(Olaf Gulbransson)



„Lassen Sie den Rolls Royce in der Garage, wir fahren im Taxi zur Oper. Man muß dem Volk auch mal seine soziale Gesinnung beweisen!"

Happy end / Von Alfred Wolfenstein

Der Film Jesus lief. Seine Geburt im armen Süden. Seine Jugend zwischen Galiläas sanften Anhöhen.
Die Zeiten in Europa waren schlecht; man brauchte Trost, und reich besucht waren die Kinos; dort wünschte man sich Erheiterung.
Der Jesusfilm lief, zum ersten Male. Seine Taten, seine Wunder, seine Versammlungen begannen. Und das Kino war gefüllt.
Denn sogar Erbauung boten die Kinos, und durch das glänzende Publikum dieser Uraufführung ging ein Gerücht, das etwas Besonderes versprach.
Der Jesusfilm lief. Und man sah den verdorrten Feigenbaum, und der Berg warf sich ins Meer, und alle Gleichnisse bewegten sich auf der Leinwand.
Und obwohl die Zeiten schlecht waren, holte eine Premiere alles Gute aus den Menschen heraus; sie lächelten in den schönen langen Abendkleidern oder im energischeren Frack.
Auch die Kritiker erwarteten etwas Neues, satt der ewigen Liebe, des ewigen Verbrechens und der letzten Neuheit (Zwei Detektive im Dreivierteltakt).
Der Jesusfilm lief. Seine herrlichen Zusammenstöße rings im Lande mit Heuchlern und Wechslern, sein Einzug in Jerusalem, sein Gang über die Wellen.
Und ein Weib zerbrach ihr Glas mit üppigem Nardenwasser und goß es über seine Füße. Titel: Sie ist zuvorgekommen, um meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbnis.
Nun also nahte doch die große Traurigkeit der Nacht des Ölbergs; der Verräter nahte, und Jesus stand vor Pilatus.
Pilatus rang zweifelnd in seinem eigenen gröberen Gethsemane und überantwortete ihn doch: sie legten ihn auf das Kreuz am Boden; sie setzten schon die Nägel an die Handflächen —
Und das Publikum schaute jetzt verstimmt hin; der Alltag war traurig genug; sie fanden, man sollte im Kino anderes bieten —
Sie atmeten schwer im überfüllten Raume; die alte wohlbekannte Tragödie Gottes bedrückte die Menschen so schwer.
Sie schielten zur Seite, wo die geschwungenen blaugoldnen Balkons ein wenig blinkten, durchsichtige Alabasterfiguren, rote Notausgangslichter —
Vor ihnen aber hoben sich schon — in Großaufnahme erscheint sein Antlitz mit weiten Augen —, schon hoben sich dort die Hände mit Hämmern, um die Nägel in seine Glieder einzuschlagen —:
Da plötzlich sprengt eine Kohorte römischer Reiter ins Bild; sie reißen die Henkersknechte zurück, sie richten Jesus auf!
Andere stürzen sich auf die erwartungsvoll zuschauenden, nun aber flüchtenden Priester und fesseln diese bösen Juden, während die würfelnden Kriegsleute seinen Rock schnell wieder hergeben —
Denn wir sahen in Zwischenbildern des Pilatus Weib nach ihrem Manne schicken und ihn warnen, sie habe Seltsames von dem Gottessohn geträumt.
So rettet ihn Pilatus. So nimmt der alles umstürzende Film die alte blutige Passion endlich von der Seele der Menschen und sendet das Happy end hernieder, auf daß er nicht gekreuzigt werde.
Nun liegt er in den Armen Marias. Pilatus nickt zufrieden aus der Ferne, und es erscheint im abblendenden Schluß ihr nasses, strahlendes Mutterantlitz: Gerettet!
Alles steht begeistert in den Reihen und Rängen auf den Beinen, alles ruft die prominenten Mitwirkenden, selbst den Verfasser der glücklichen Wendung.
Und als man noch klatschend durch die luftigen Türen auf die entgegenhupende Straße geht, fühlt man sich leichter für den neuen Arbeitstag.
Ja, das Publikum fühlt sich leichter als seit zweitausend Jahren, und einer vermißt am Ende dieses erlösenden Films nur Versuche zur Wiederbelebung des vom Baum abgeschnittenen Judas.

Provinz-Café

„Auf Wunsch" wird jetzt der „Zarewitsch" gespielt. Familien scharen laut
sich um geschweifte Tische —
und hinter Holzverschlägen,
hinter Säulen mit verstaubten Topfgewächsen
betastet zaghaft sich ein Liebespaar.
Bierbürger — ehrsam — überquellen dunkle
Stühle — ein Zigarettenboy bemüht sich
quer durch das Lokal. Zwei Frauen
sitzen ganz allein und werden alt
und häßlich hinter diesen Scheiben. —
Musik tut auch nicht immer gut. — — —
Die Stimmen sind hier nur ein dünnes Knäuel,
das auch die ungeschickte Hand entwirrt.
Die Luft verdickt. Drei Ober gähnen leicht versteckt,
und Mädchen fühlen sich geehrt durch feiste Männerblicke.
Wen Gott verdammt hat hier zu sitzen,
vertut sein Leben gern mit Kleinigkeiten:
Du siehst Gesichter, steif, voll Krampf und Würde —
und solche, die der Jammer kleiner Städte prägte.

Alfred Prugel

Literarische Anekdoten

Der Geistkämpe

Ein junger Mann, der sich einbildete, so etwas wie ein Pamphletist, ein Kämpfer der Feder, ein zweiter Zola zu sein, brachte die Darstellung eines haarsträubenden Falles auf die Redaktion.
In seiner Begeisterung las er das Manukript vor. Im Sofa neben ihm saß H. A. T.
Das Manuskript endete: „Es fällt mir schwer, keine Satire zu schreiben!"
„Nun, wie finden Sie das?" fragte der deutsche Zolasprößling.
„Ausgezeichnet", sagte H. A. T., „nur sollten Sie im letzten Satz bei ‚keine' das k streichen."

Trauer

Vor kurzem feierte England den hundertjährigen Todestag seines großen Malers und Dichters Dante-Gabriel Rossetti. Hier eine kleine Anekdote über ihn:
Verzweifelt über den Tod seiner Frau schrieb Rossetti Verse tiefer Trauer. Er gab der Verstorbenen das einzige Manuskript, von dem er keine Abschrift zurückbehielt, mit in ihr Grab. Es schien die einzige Arbeit Rossettis zu sein, die unveröffentlicht bleiben sollte.
Aber dann, ein Jahr später, ließ Rossetti das Grab öffnen, nahm aus dem Sarg das Manuskript und — verkaufte es seinem Verleger.

Der Moderoman

Alle Welt sprach von dem Buch der Saison.
„Muß man dieses Buch wirklich lesen?"
Meinte Marcus: „Das nicht. Aber man muß es gelesen haben."

Tragik

(J. Fennecker)



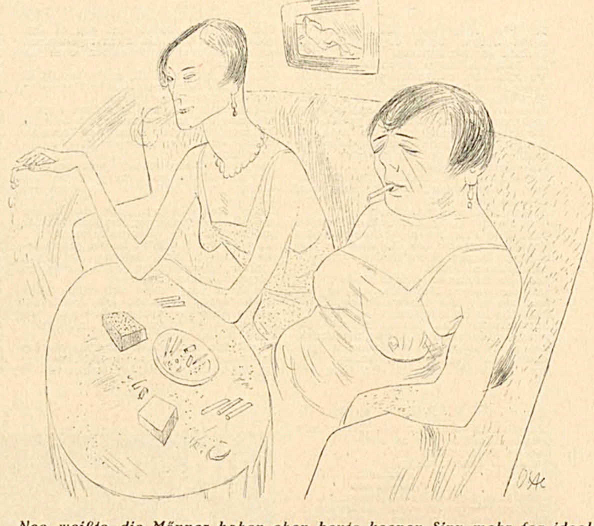
„Weißt du, das ist so scheußlich bei den Prominenten: Wenn man sie noch so unglücklich liebt — sie wissen's nich mal!"

Notiz

„Negertypen des schwarzen Erdteils.“ 65 Bilder, eingeleitet von Meg Gerths-Schomburgk. Bd. 17 der Schaubücher, herausgegeben von Dr. Emil Schaeffer. Fr. 3.—, Mk. 2.40. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig. Achtzig Jahre sind verstrichen, seit di· Amerikaneri« Harriet Beecher-Stowe in ihrem Roman „Onkel Toms Hütte“ offenbarte, was anno 1850 „im Westen etwas Neues“ gewesen ist und auch der Alten Welt kaum bekan t war: daß nämlich die Schwarzen Menschen sind und eine Seele haben... Wir bringen dem noch uneuropäisierten Neger, weil er „den natürlichen Menschen in sei›er ganzen Wildheit und Unabhängigkeit“ repräsentiert, stärkstes Interesse entgegen, so daß gerade dieser Band der Schaubücher, der uns in 65 glänzenden Abbildungen sorgsam ausgewählte Vertreterinnen der Bevö kerung Afrikas vor Augen führt, auf den unbedingtesten Anteil aller rechnen kann, die auf angenehmste Weise ihre völkerkundlichen Kenntnisse erweitern wollen.

Materialismus

(Otto Hermann)



„Nee, weißte, die Männer haben eben heute keenen Sinn mehr for ideale Liebe: Mehr als fünf Märker wollen'se nich dafor anlegen!“

Reise nach Italien / Von Désirée Liven

Vera erhielt ein Telegramm ihres Freundes Bill: „Treffe Dich Sonntag Nice, fahren vier Wochen Italien.“ Ungläubig starrte sie auf den blauen Zettel: wo hatte er denn seine Frau gelassen? Denn natürlich hatte er eine Frau — fast alle Freunde von Vera hatten Frauen —, und dieselbe war, wie wiederum fast alle Frauen ihrer Freunde, eifersüchtig. Doch am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief von Bill, der ihr erklärte, daß er mit Gattin und Schwester in seinem neuen Wagen nach Italien führe, und da er sich mit so viel Familie ein wenig vereinsamt fühle, hätte er der ersteren „geraten“, Vera einzuladen. Vera wußte nun genau, was es hieß, wenn Bill seiner Frau etwas „riet“, und war daher nicht erstaunt, einen Tag später von derselben einen äußerst liebenswürdigen Brief zu erhalten. Sie beschloß zu fahren und erregte den bitteren Neid aller Kameraden, als sie im Café so ganz nebenbei bemerkte, daß sie bedauere keine Rendezvous' für die nächste Zeit fixieren zu können, da sie zu einer vierwöchigen Autotour durch Italien eingeladen wäre.

An der Station holte Bill sie in seinem Wagen ab; sein kleiner Sohn hatte ihn begleitet. „Alles in Ordnung?“ fragte Vera vorsichtig. „Ja“, sagte er kurz, „nimm dich doch vor dem Kind in acht!“ Was ein vierjähriger Bub aus ihrer Frage entnehmen sollte, wußte Vera nicht, dafür aber wurde ihr klar, daß Bills Laune unter Null war. Sie schwiegen den Rest des Weges. Im Hause empfing sie das Mädchen: „Die gnädige Frau liegt noch zu Bett!“ — „Ist deine Frau krank?“ fragte Vera erstaunt. „Den Teufel ist sie . . .“, antwortete Bill liebenswürdig und verschwand, sie ihrem Schicksal überlassend. Als sie eine halbe Stunde später hinunterkam, traf sie ihn auf der Treppe: „Du könntest auch wirklich meiner Frau guten Tag sagen!“ fuhr er sie an. „Erlaube mal, ich weiß ja gar nicht, wo sie ist.“ — „Das ist ganz egal“, sagte er unlogisch, „und ich rate dir, sei liebenswürdig mit ihr, sie zerspringt sowieso schon vor Eifersucht!“ Und bevor Vera ihrer gerechten Entrüstung Ausdruck geben konnte, hatte Bill eine Tür vor ihr geöffnet und schob sie in ein halbdunkles Zimmer. „Ich seh dich später“, sagte er und verschwand eiligst.

Fanny, seine Frau, lag mit verweinten Augen im Bett. Sie war eine schmächtige kleine Person, stets ein wenig versorgt und unglücklich aussehend, die entsetzlich unter den Launen ihres Mannes litt. Dazu war sie fast gänzlich taub, was ihr angeborenes Mißtrauen noch erhöhte und außerdem jede Unterhaltung fast unmöglich machte.

„Es tut mir so leid, daß Sie krank sind, Fanny“, sagte Vera und versuchte sie zu umarmen, wobei sie einige Medizinflaschen umwarf. Ein penetranter Geruch nach Baldrian verbreitete sich.

Fanny richtete sich ein wenig auf: „Ja, ja, die Reise ist sehr lang . . .“

„Es war so lieb von Ihnen, mich einzuladen . . .“, sagte Vera etwas lauter.

„O nein, baden können Sie wohl noch nicht, es ist zu kalt“, antwortete Fanny und lächelte liebenswürdig.

Vera wechselte das Thema und die Stimmlage: „Wo sind denn die Kinder?“ fragte sie und blickte zur Tür.

Fanny mißverstand den Blick: „Bilder . . .“, sagte sie ein wenig beunruhigt, „ja, ich habe hier keine Bilder von ihm, da müssen Sie ins Studio gehn . . .“

Daraufhin beschloß Vera, es für den Augenblick genug sein zu lassen, und erhob sich: „Ich gehe ein wenig in den Garten . . .“

„Das ist wahr, Sie müssen ihn nicht zu lange warten lassen“, antwortete die arme Fanny, und ihr Gesicht nahm einen etwas gequälten Ausdruck an.

Bill ging sorgenvoll im Garten auf und ab. „Was hast du?“ — „Nichts!“ antwortete er abweisend, in dem Ton, den Männer annehmen, wenn sie ausgefragt sein wollen. „Also was ist es?“ insistierte Vera. „Alle diese Weiber gehn mir auf die Nerven!“ sagte er liebenswürdig. Vera begann eine leise Ahnung zu bekommen, daß sie nicht gerade das war, was man einen „willkommenen Gast“ nennt. „Erlaube mal, warum hast du mich denn überhaupt eingeladen?“ Er tippte sich bedeutungsvoll an die Stirn und schwieg. Beleidigt wollte sie ihm gerade vorschlagen, mit dem nächsten Zug zurückzufahren, als das Mädchen erschien und sie zum Essen rief.

Das Nachtmahl verlief äußerst aufmunternd: Bill sprach keinen Ton; Nancy, seine Schwester, warf Vera vorwurfsvolle Blicke zu, und „Mademoiselle“ betrachtete sie, durch die allgemeine Hostilität ermutigt, mit überlegenem Lächeln. Bei größter Einbildungskraft wäre es Vera nicht möglich gewesen, zu glauben, daß ihre Anwesenheit diese Leute in einen Taumel von Entzücken versetzt hatte. Fanny war die einzige, die die Konversation aufrechterhielt. Ob es Vera nicht leid täte Paris zu verlassen? Ob sie gehört habe, daß die Hitze in Italien bereits unerträglich wäre? Ob sie nicht fürchte, als Russin von den Faszisten verhaftet zu werden? — Als Vera auf alle diese liebenswürdigen Fragen nur mit einem Achselzucken reagierte, versank Fanny ebenfalls in Schweigen.

Nach dem Essen verzogen sich Nancy und „Mademoiselle“ in ihre Gemächer, und Fanny begann ein Buch über Gartenbau zu lesen. Vera winkte Bill: „Kleinen Bummel?“ Er atmete erleichtert auf, und sie verschwanden. „Ist das hier immer so?“ fragte sie zaghaft. „Nein, nur seit du hier bist!“ — „Danke!“ — „Paß mal auf, wie das erst in Italien

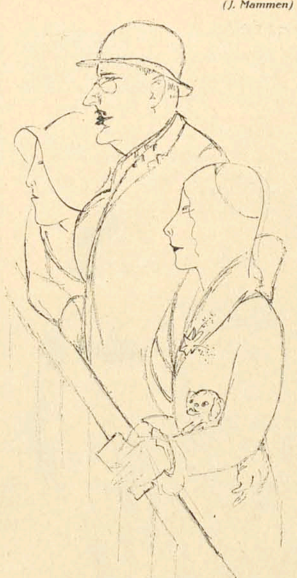
werden wird", versicherte er tröstlich. Vera begann es leise vor Italien zu grauen. Als sie um halb zehn heimkamen, fanden sie das Haus verschlossen; nach endlosem Klopfen an allen Türen erschien Nancy in langem Nachtgewande mit empörtem Gesicht: „Was für eine Idee, sich bei nachtschlafender Zeit herumzutreiben!" Vera wagte zu bemerken, daß es erst halb zehn Uhr wäre, wurde aber mit der scharfen Antwort, daß „normale Leute um diese Zeit schlafen" zur Ruhe verwiesen. Und ehe sie auf diese Anspielung etwas antworten konnte, war Nancy verschwunden und hatte sie im Finstern auf der Treppe gelassen.

Am nächsten Morgen teilte Bill ihr mit, daß Fanny eine Auseinandersetzung mit ihr wünsche. „Daß du nicht wagst, ihr etwas zu sagen, hörst du? Du siehst mich höchstens einmal in der Woche!" — „Am Samstag?" schlug Vera ironisch vor. „Wieso am Samstag?" fragte er mißtrauisch. „Wie du willst. Ist dir Mittwoch lieber?" — „Mittwoch also . . . behalt es! . . . und du bist nur einmal in meinem Studio gewesen!" Sie nickte. „Und du schreibst mir nur geschäftlich . . ." — „Mädchenhandel? . . .", schlug sie liebenswürdig vor, „ich wüßte nicht, was für Geschäfte du sonst haben könntest." Bill ignorierte diesen Angriff. „Hast du also verstanden, was du sagen sollst?" — „Geistesschwach ist nur einer von uns!" antwortete Vera schnippisch und stolzierte würdevoll davon.

Fanny holte sie ab, und sie begaben sich an den Strand. „Sagen Sie mir die Wahrheit", begann sie die Unterhaltung, „wie stehen Sie zu Bill?" — „Entfernt", sagte Vera unhöflich, aber aufrichtig. Doch Fanny verstand nicht: „Ich meine, was er Ihnen ist?" wiederholte sie und zeigte auf ihr Herz. „Zuwider . . .", sagte Vera lauter. Tränen kamen in Fannys Augen: „Immer lieber . . . ja, ja, das hab' ich mir gedacht." — „Im Gegenteil, ich kann ihn nicht ausstehn!" schrie Vera. „Gut aussehn . . . ja, da haben Sie recht." Fanny strahlte einen Augenblick, ihre Eifersucht vergessend. „Das ist mir gleich", trompetete jetzt Vera. „Und reich . . .", Fanny lächelte verächtlich, „das hab' ich ja gewußt, daß Sie auf sein Geld aus sind!" — „Halt", schrie Vera verzweiflungsvoll, „von mir aus können Sie ihn haben, mit Kußhand . . ." Und sie machte die entsprechende Gebärde. „Sie brauchen mir Ihre Zärtlichkeiten nicht zu demonstrieren", bemerkte Fanny bitter. Vera schwieg, ratlos. „Übrigens wird er Sie ja wohl auch bald sitzen lassen!" sagte ihre Rivalin plötzlich trocken. „Das walte Gott!" stieß Vera hervor, aber Fanny richtete sich empört auf: „Tot? Nein, nein, den Gefallen tu ich euch noch lange nicht!" Sie starrte vor sich hin. „Sie sehen ihn wohl alle Tage in Paris?" fragte sie mißtrauisch. Vera überlegte und hielt dann den vierten Finger hoch: „Mittwoch . . . eins, zwei, drei, vier." Sie zählte die Tage an den Fingern ab. Fanny sah sie streng an: „Viermal täglich! . . . und das wagen Sie mir so zu erzählen! . . ." Entrüstet

Kalkulation auf der Rennbahn

(J. Mammen)



„Siehste, Amalie, wenn ick mir 'nen Tip jeben lasse, kostet det noch extra Jeld. Aber wenn ick an den Knöppen abzähle, kann ick wenigstens umsonst verlieren!"

erhob sie sich jetzt: „Bill hat mich also belogen!" Nun sprang auch Vera auf und machte verzweiflungsvoll die Gebärde des Schreibens: sie wollte es ihr aufschreiben. „Die Anspielung auf Ihre Liebesbriefe können Sie sich sparen", sagte Fanny trocken und wandelte beleidigt von dannen.

Als Vera gebrochen nach Hause kam, wurde sie von Bill mit unheilverkündendem Blick empfangen; in seinem Zimmer brach das Gewitter dann über sie herein. „Du bist wohl wahnsinnig geworden", schrie er, „alles Fanny zu erzählen! . . ." Sie hob beschwörend die Hand. „Schweig", tobte er, „sie hat nichts gewußt, und du hast ihr mühsam alles beigebracht . . ." — „Ich . . ." — „Schweig, sie hat es mir selbst gesagt, daß du in mich verliebt bist, daß ich ja reich sei . . .", er stockte und kam drohend näher, „und daß du auf mein Geld aus bist . . . he . . . gut, daß ich das auch erfahren habe!" Er lachte spöttisch. „Ich . . ." — „Schweig! . . . Du hast überhaupt keine Entschuldigung, nachdem du der armen Frau alles mit einer solchen Herzensroheit beigebracht hast . . . wahrhaftig, ich hätte dir soviel Zynismus gar nicht zugetraut." Wieder versuchte Vera zu sprechen. „Schweig! . . . Du hast ihr erzählt, daß wir uns viermal täglich sehen und daß ich dir täglich Liebesbriefe schreibe. Ein netter Dank dafür, daß ich dich nach Italien genommen habe!" Erschöpft hielt er ein und rang nach Atem. Vera benützte die Pause, um ihn höflich zu fragen, wo sie denn überall in Italien gewesen wären. „Sei nicht so kleinlich", antwortete er wegwerfend, „es war doch schon alles auf der Karte festgelegt!" Seine Stimme klappte plötzlich um: „Wo ich dich doch so gebeten habe, mir zu helfen!" sagte er kläglich und sank gebrochen in einen Sessel. — Wütend schmetterte Vera die Tür hinter sich zu.

Auf der Treppe begegnete ihr Nancy und zischte giftig: „Ich hätte Ihnen wirklich etwas mehr Takt zugetraut . . . die arme Fanny . . ." Vera hielt sich die Ohren zu und lief auf ihr Zimmer. Als sie nach „Mademoiselle" läutete, um ihre Koffer fertigzumachen, erschien diese mit beleidigtem Gesicht in der Tür und sagte spitz, daß sie es im Interesse der gnädigen Frau nicht für möglich hielte, ihr Dienste irgendwelcher Art zu leisten. — Vera packte ihre Sachen allein und wartete, bis die Familie im Eßzimmer versammelt war, dann stürzte sie, ihren Koffer nach sich schleifend, die Treppe hinunter und durch den Garten auf die Straße hinaus. Erst als sie im Zuge nach Paris saß, wagte sie es, erleichtert aufzuatmen.

Veras Freunde waren ein wenig erstaunt, sie drei Tage nach ihrer Abreise wieder im Café zu sehen. „Wie war es denn in Italien?" — „Oh, wunderbar", sagte sie leichthin. „Warum bist du denn schon wieder da?" fragte jemand taktlos. „Die Verständigung war ein wenig zu schwierig", sagte Vera von oben herab und begann von etwas anderem zu reden.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Zweifel

(Dugo)



„Wenn Sie diese Zigarette einmal versucht haben, nehmen Sie nie mehr eine andere.“ — „Na, na, Kindchen — habe ich mir bei Frauen auch schon oft tagelang gedacht!“

Die Bibelkanone / Von Victor Polzer

Herr Bornemann, Buchhändler in Altneustadt, hielt mehrere Fachzeitschriften. Eines Tages las er in der „Plauderecke“ der schwatzhaftesten: „Aus New York wird gemeldet: Das während der letzten Woche meistverlangte Buch in der Bücherabteilung des Warenhauses R. H. Macy war die Bibel. Täglich wurden durchschnittlich 1000 Exemplare verkauft.“
Bornemann entsank das Blatt und der Mut. Die Bibel als Kanone — fabelhaft! Er sah sein Lagerbuch nach. Die israelitischen Ausgaben mitgerechnet, besaß er 64 Bibeln. Seit Jahresbeginn. In New York reichte das, den Arbeitstag zu 8 Stunden gerechnet (Augenblick! 1000 : 8 = 64 : x), reichte das eine halbe Stunde.
Sein Blick glitt auf die nächste Zeile: „300 Heilige Schriften, neu herausgegeben von Eurasius Unwirsch.“ Herrgott, das war die Ramschausgabe! Um einen Spottpreis seinerzeit erstanden wegen der wissenschaftlichen Angriffe auf Professor Unwirschs Textkritik. Seither unverkäuflich.
Bornemanns Gedanken kreiselten: 300 Bibelschlager, 300 Schlagerbibeln. Was hätte ein Amerikaner daraus gemacht?
Plötzlich saß er beim Schreibtisch, riß ein Blatt Papier heran und skizzierte folgenden Buchumschlag:

EURASIUS UNWIRSCH
Von Sünden und Sündern
„Dieses Buch, spannender als jeder Roman, ist von der ersten bis zur letzten Seite gelebt. Großartige Abenteuer voll unerhörter Phantasie wechseln mit Szenen lieblichster Innigkeit oder tiefster Lebensweisheit. Dieses Werk, von dem in New York täglich mehr als 1000 Exemplare verkauft wurden, ist in seiner erschütternden Unerbittlichkeit eine Feuersäule unserer Zeit, wie aller Zeiten, ein Brunstschrei der gepeinigten Kreatur.“

Kleinhansls Buchdruckerei druckte den Text auf knallrotes Papier. Auflage 300. Jedes Bibelexemplar wurde neu eingekleidet und die Enden der Buchhülle zusammengeklebt, so daß das Werk unter Verschluß steckte.
Freitag abends machte sich Bornemann ans Sonderschaufenster. Der Ramsch hatte Romanformat. Er reihte, fächerte, würfelte und treppte sich.
Volk jeden Alters und Geschlechts umdrängte Sonnabend die Auslage. Ein stadtbekannter Geck war die erste Kundschaft. Rasch griff Bornemann ein, als der Käufer den Umschlag aufreißen wollte. „Verzeihung, ich darf das Werk nur unter Verschluß verkaufen.“ Sein Augenzwinkern sagte alles. Die 10 Mark strich er ein.
„Für eine junge Dame“ verlangte der zweite das Buch. Gewiß, es war auch für eine junge Dame. Überhaupt für alle, die Sünder waren oder es werden wollten. Nur als der Herr Pfarrer heimlich seine Dienstmagd um das Buch schickte, folgte Bornemann es nicht aus. „Das ist nichts für Ihren Herrn“, meinte er.
Bei Ladenschluß waren 98 Exemplare verkauft. Bornemann raste zum Schriftleiter der „Altneustädter Nachrichten“. „Kannst du mir für morgen eine Buchbesprechung einrücken?“ Sachte schob er zwei Exemplare auf den Redaktionstisch, eines als Besprechungsstück, das andere „so“. — „Über Nacht soll ich's lesen?“ wand sich der Gutmütige. „Ach wo“, säuselte Bornemann, „steht ja sowieso alles auf dem Umschlag.“

„Die Buchhandlung Bornemann stellt ein hochinteressantes Werk in einem Sonderfenster aus: Unwirsch, Von Sünden und Sündern. Dieses Buch, spannender als jeder Roman, ist von der ersten bis zur letzten Seite gelebt. Großartige Abenteuer ... lieblichste Innigkeit ... Feuersäule ... Brunstschrei ... gepeinigte Kreatur.“
Die Leser der „Nachrichten“ staunten. Montag morgens strömte alles zur Buchhandlung. Zwei Schutzleute verwehrten den Eintritt. Im Laden stand der staatsanwaltliche Funktionär und sprach die Beschlagnahme des offenbar pornographischen Werkes aus. Die wutentbrannten Käufer vom Sonnabend, die mit der Heilslehre unterm Arm heranschnoben, retirierten schleunigst und brannten die knallroten Umschläge zu Asche. Die Bücher sahen sie hinter verschlossenen Türen sorgfältig durch. Weiß der Kuckuck, wo der Witz steckte ... Seit Luther war in Altneustadt nicht so viel Bibel gelesen worden.
Vor Bornemanns Augen riß der Staatsanwalt den Umschlag herunter. Im ersten Augenblick wähnte er sich bei einer Vereidigung. Dann schmiß er das Gotteswort auf den Ladentisch. Im Hinausgehen stolperte er über die aufgestapelten Schaufensterbibeln. — — — Es war nicht einmal Irreführung der Behörde.
Mittags erhielt Bornemann eine Vorladung zum Pfarrer. Also hatte der das Buch doch gelesen. Die Magd des Hilfspredigers hatte Bornemann nicht erkannt. Er habe doch nur den Zweck durch die Mittel heiligen wollen. „Sie perverser Jesuit“, schrien ihm die zitternden Bäffchen entgegen. Bornemann schlug vor, die 200 Restexemplare der Pfarrbücherei als fromme Spende zu widmen. „Ohne Umschlag“, brüllte der alte Herr ihm nach.
Sechzig Pfennig wollte der Buchdrucker für das Altpapier der Umschläge zahlen. Aber für sechs Mark verpflichtete er sich, den Autornamen Unwirsch zu überkleben.
Bornemann raste in den Buchladen, wühlte im Geheimschrank. Triumphierend zog er einen Schmöker hervor. „Adam Perversus“ nannte sich der pseudonyme Autor. Das Buch hatte Romanformat. Bornemanns Titel „Von Sünden und Sündern“ paßte vortrefflich.
Nach einigen Monaten, als die Gemüter sich beruhigt hatten, wurde der neuangezogene Adam ins Schaufenster gestellt. Er reihte, fächerte, würfelte und treppte sich. Die Nachfrage war stark, nicht ein Exemplar wurde remittiert. Der blamierte Staatsanwalt schwieg. Vom Pfarramt lief keinerlei Beschwerde ein.

Der Konvertit

Den Seinen schenkt's der Herr im Schlaf.
Wie? Sollte Wotan anders handeln
und ihn, den jüngst der Bannstrahl traf,
Herrn Grützner, nicht entsprechend wandeln?

Schon sinkt er, der noch gestern rot,
verschämt an Adolfs braunen Busen.
Die Zähre quillt, die Liebe loht.
Man sieht sie kosen, hört sie schmusen.

Entschlossen wechselt er das Hemd
und steckt das Kreuz an seine Mütze ...
Heil euch: wenn ihr schon Grütznern nehmt,
versucht's doch auch einmal mit Grütze!

Ratatöskr

Rund um das Buch

Meiers erwarten Gäste. Seit vielen Jahren ist bei Meiers zum ersten Male wieder Empfang. Begreifliche Aufregung der Gastgeber, ob auch alles zu rechter Zeit fertig sein und klappen werde. Ja, es geht überraschend gut: alles ist fertig und bereit für die Eingeladenen. Da schlägt sich Meier plötzlich die Hand vor die Stirn, schießt zum Bücherschrank, räumt ihn mit fieberhafter Eile aus und schleppt die zahlreichen Bücher blitzschnell ins Schlafzimmer, zum größten Erstaunen seiner Frau, die von alledem nichts versteht.
„Was machst du denn", ruft sie aus, „befürchtest du vielleicht, daß unsere Gäste uns die Bücher wegnehmen werden?"
„Dumm wären sie", antwortet Meier, „wenn sie's nicht täten."
„Warum sollten sie das tun?" fragt Meiers Frau verständnislos.
„Warum?", erwidert Meier, „wenn sie die Bücher wiedererkennen?"

•

Neulich hat mich denn doch etwas bis in die Wurzel erschüttert.
Ich kaufte in einem Buchladen eine Zeitung.
Auf einem Stuhle saß eine ungeheuer dicke Jüdin mit einem unverkennbaren Menjoubart und wollte ein Buch kaufen.
„Man hörd doch jetzt so viel von dem Remarg", sagte sie.
„Habe ich da", sagte der Buchhändler und legte „Im Westen nichts Neues" vor.
„Was issen das für 'n Buch?"
„Das ist ein Kriegsbuch."
Die dicke Jüdin blätterte darin, klappte es schließlich zu und sagte: „Ich würde es schon nehmen, awr — gönnen Sie mir beschdimmd garandiern, daß es auch gönigsdreu is . . .?"

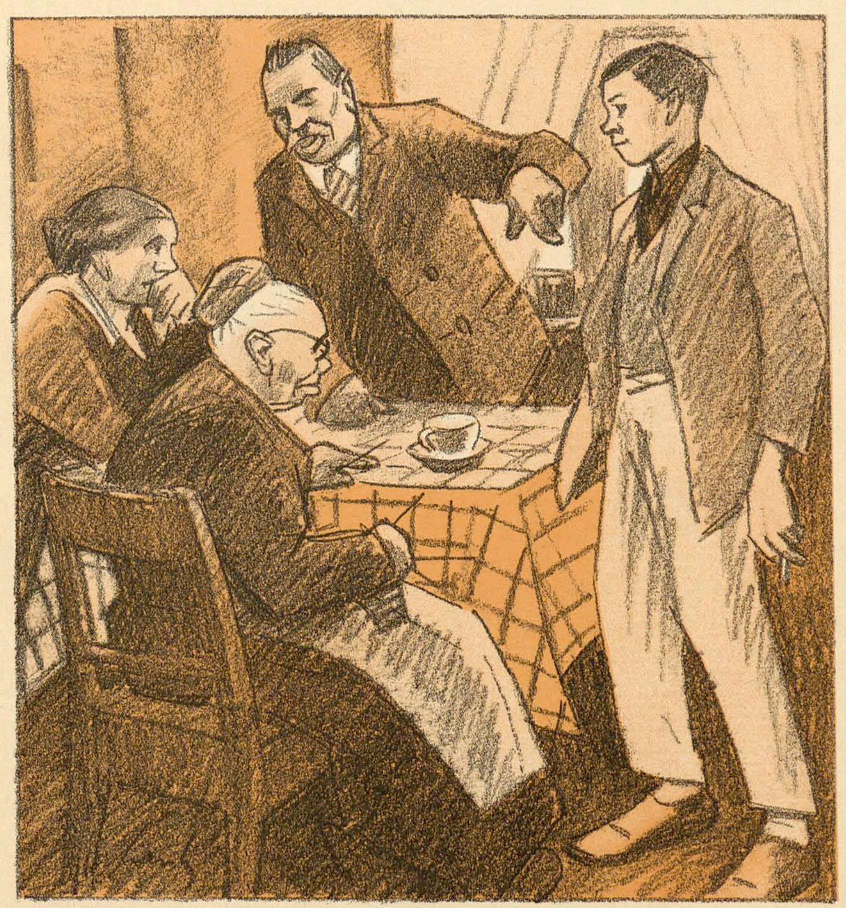
•

In dem Antiquariatsverzeichnis einer Leipziger Firma findet sich folgender merkwürdige Buchtitel:

§ 297. Unzucht zwischen Männern unter Mitwirkung v. Hirschfeld, Lehnerdt, Hodann u. Lampel, hrsg. v. R. Linsert.

Berufswahl

(Wilhelm Schulz)



„Wo heutzutag' do all's überfüllt is, lassen ma 'n halt Dialektdichter werd'n — den Dialekt kann er eh scho!"

Freuden der Geselligkeit

(M. Frischmann)



„Die Herrschaften sind schon alle vollzählig anwesend." — „Um so besser, Kindchen, denn merkt man es jewiß nich wenn wir beede noch 'n bißken abwesend sind!"

Hände winken hinauf . . .

Von K. R. Neubert

Immer, wenn er sein Stempelgeld holen geht, kommt er durch die kleine Straße zurück, wo in einem Haus sonst unsichtbare Frauen am Fenster winken. Jede Woche einmal winken ihn diese Hände hinauf. Wie Odysseus an den Sirenen muß er an diesen Fenstern vorüber, und der stumme Sang der Hände verfolgt ihn.
Selten nur verschwindet ein Mann im Haus, alle gehen sie hier vorüber, kaum daß ihr Blick länger in den Fenstern weilt, kaum daß sie lächeln. Es sind andere Männer als er, Männer in guter Kleidung, Männer mit Stellung, Einkommen, Frau oder Freundin.
Er geht nun immer langsamer an diesen Fenstern vorüber. Es gibt keine Illusionen: dort hinter der Gardine, wo die Hände winken, brennt eine rote Lampe, steht ein Diwan, ein Waschtisch, eine Frau. Er kann heraufgehen, sich unter die rote Lampe setzen, auf den Diwan legen, und die Frau wird wie eine Katze neben ihm schnurren.
Aber er geht vorüber. Er hat Hunger, seine Wirtin wartet auf die Miete, er friert in dem dünnen Mantel. Sieben Tage lang hat er wieder ein Dach über dem Kopf. Sieben Tage lang bekommt er warme Suppe in den Magen. Aber die Hände winken aus hellen Fenstern im Traum . . .
Und jetzt bleibt er schon stehen.
Jetzt brennt das Geld in der Tasche. Jetzt rechnet er: Vierzehn Mark hab' ich. Sieben Mark Miete, sieben Mark für . . .
Er geht vorüber. Ein Arbeitsloser.
Und dann einmal geht er doch hinauf, früher, später. Die feinen, anständigen, unerreichbaren Frauen riechen wie Raubtiere in den Straßen. Seine Knie zittern vor den Kaffeehäusern — er geht hinauf.
Er kauft sich dieses Licht, diesen Diwan, diese Frau, diese Stunde. Er ist nicht mehr allein. Jemand ist für ihn da. Lacht ihn an, schnurrt an seiner Seite. Aber — eine Stunde vergeht schnell. Und — eine Woche ist lang. Eine Woche Obdachlosigkeit, Volksküche, Nachtasyl, Heilsarmee.

Nachschrift für Wirtschaftsparteiler: Geben Sie an diesem Punkt der kleinen Geschichte Ihrer Meinung nur unbekümmert Ausdruck: die Arbeitslosenunterstützung muß gekürzt werden . . .

Beim Wiedersehen von Jugendbildnissen

Von Hermann Hesse

So blickt aus fast vergessener Frühe
Mein Jugendbild mich an und fragt,
Ob von dem Licht, das einst getagt,
Noch etwas leuchte, etwas glühe.

Den damals ich vor mir gesehen,
Der Weg hat mir viel Pein und Nacht
Und bittre Wandlungen gebracht —
Ich möcht' ihn nicht noch einmal gehen.

Doch ging ich diesen Weg in Treuen
Und halte sein Gedächtnis wert.
Viel war verfehlt, viel war verkehrt,
Doch werd' ich niemals ihn bereuen.

Varieté

Von Hans Wesemann

Energischer Trommelwirbel verkündigt die Sensation des dreifachen Salto mortale. Die Platzanweiser gehen auf Zehenspitzen. Selbst der Ventilator hält den Atem an.
Doch schon, mit luftgewohnter Eleganz, stößt sich der junge Artist von seiner Schaukel: In einer wirbelnden Spirale, die ihn sicher in die greifbereiten Hände seines stärkeren Bruders wirft.
Das Publikum, seinem altgewohnten Schwergewicht zurückgegeben, applaudiert freigebig. Nur der mittlere Herr mit dem fettigen Teint lächelt milde, denn „mich machen diese Saltimbanques immer etwas melancholisch — einen Augenblick steigt der intuitive Blitz ihrer berufsmäßigen Sprünge selig befreit über die neidische Materie empor — dann hat sie das Sprungnetz wieder. — Es ist schon so: Ewig schießen wir den Pfeil unserer Sehnsucht über uns selbst hinaus — und ewig fällt er ins Leere . . ." Er schweigt bedeutungsvoll.
„Gewiß, lieber Bernhard", antwortete sie bereitwillig. „Natürlich hast du wieder recht — ich werde schon schwindlig, wenn ich nur aus dem Fenster gucke. — Übrigens, etwas Sport könnte dir gar nichts schaden."
Recht niveaulos kann sie oft sein, die Kleine, denkt er kritisch. Zieht aber doch möglichst unauffällig sein Embonpoint ein.

Der Dichter B.

An den Stammtisch der literarischen Branche verirrt sich wieder einmal der Dichter B. Es ist noch nicht lange her, daß er seine Feder ins Nazi-Tintenfaß getaucht hat.

„Wissen Sie, meine Herren", sagt er mit offensichtlicher Geringschätzung unseres müßiggängerischen Daseins, „i c h habe in der letzten Zeit geradezu wie ein Ochse gearbeitet."

„Stimmt, wir haben alles gelesen", ist die lakonische Antwort.

•

Dieser B. hat eine merkwürdige Entwicklung gehabt. Bevor er liter-arischer Pionier des „Dritten Reichs" wurde, versenkte er sich mit Inbrunst in die Werke des Juden Baruch Spinoza. Auf Schritt und Tritt verfolgte er seine Mitmenschen mit dessen Erkenntnissen. Verdaut hatte er keine von ihnen.

Eines Tages wird er krank. „Was hat der B.?" erkundigt man sich teilnahmsvoll.

„Vermutlich spinozale Kinderlähmung", lautet die Diagnose.

Keine Konzessionen!

Von Karl Kinndt

Sie können ihn nicht missen,
den Panzerkreuzer B,
wenn sie auch sehr gut wissen,
wie leer das Portemonnaie!

Es kann von Konzessionen
hier keine Rede sein,
und wenn auch fünf Millionen
nach Brot sich heiser schrein!

Drum zahle, Deutscher, zahle
und sei nicht so verbockt,
wenn doch die Admirale
das süße Spielzeug lockt!

Wir brauchen neue Maste
fürs alte Schwarzweißrot —:
die stolze Kriegerkaste
weiß nichts von deutscher Not.

Ob Tausende verderben
in unsagbarem Weh:
wir leben und wir sterben
für'n Panzerkreuzer B — — —

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Christian ist an einer sächsischen Provinzzeitung Redakteur.

Er klagte mir neulich sein Leid.

Er muß nämlich immer bei der Kriminalpolizei anrufen, ob irgend etwas vorgefallen ist.

Es ergibt sich immer dasselbe Gespräch:

„Hier Zeitung. Ist irgend etwas vorliegend?"

„Hier Inschbeggdr Hasenbein. Näh."

„Nichts?"

„Nein, alles muggsmäuschenschdille, ja. Bloß in der Bismargschdraße nich."

„Was issen da los gewesen?"

„Ach, nischd."

„Da muß doch etwas los gewesen sein!"

„Ja, da haben sich widdr ä baar beim Goppe gehabd."

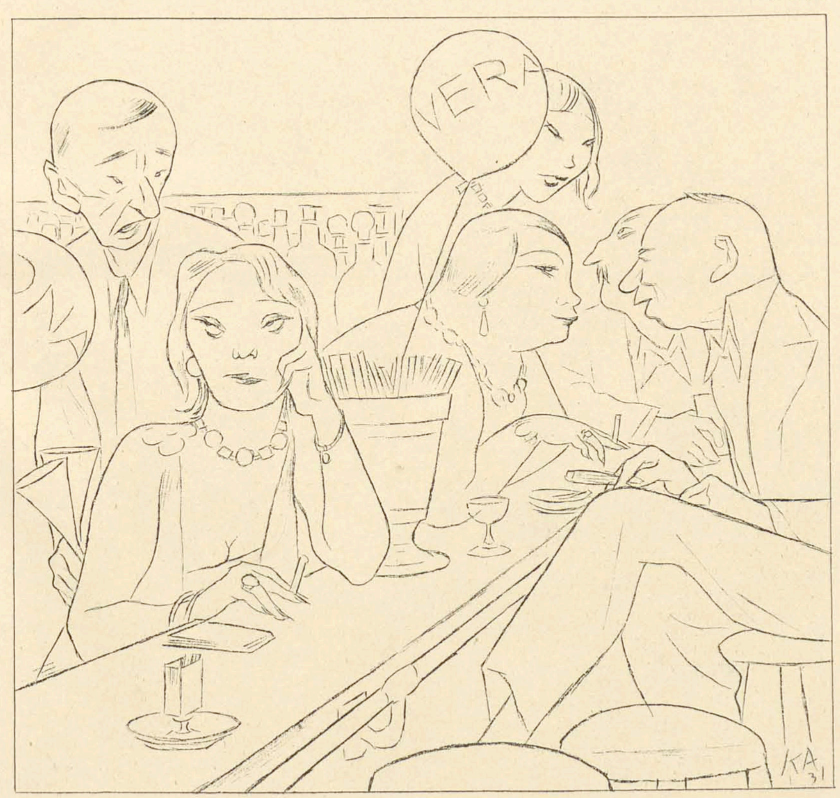
„Wie ging denn das vor sich?"

„Ach, wie eben so was vor sich gehd, die haben sich eben beim Goppe gehabd."

Und aus einer solchen Mitteilung muß mein Freund Christian nun einen sensationellen Lokalbericht machen — kein Wunder, daß er jammert.

Bargeflüster

(Karl Arnold)



„Wenn du noch eenmal 'nem Sektjast erzählst, daß deine Mutter Aufwischfrau is, denn jiebt's 'ne Knallschote, meine entzückende Rhabarberschnecke, daß de acht Tage keen Rouge uffzulejen brauchst!"

50000 beleidigte Maiers!

(E. Schilling)



Der Dichter Penzoldt hat seine Novellenfigur Loch in Maier umgetauft.

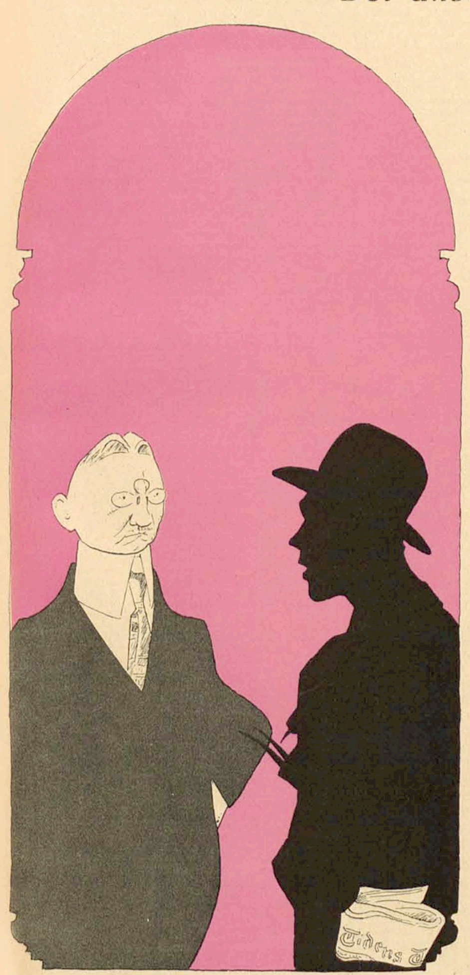
Stuttgart, 30. März 1931 **Preis 60 Pfennig** 35. Jahrgang Nr. 53

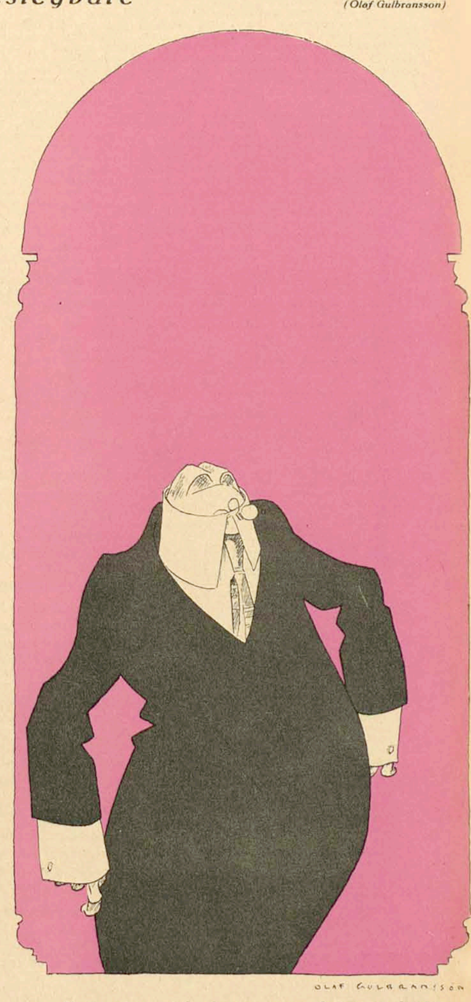
SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Unbesiegbare

(Olaf Gulbransson)





„Was würden Sie tun, wenn Sie Diktator wären, Herr Schacht?" — „Keinen Pfennig Reparationen mehr bezahlen!"

„Und wenn sich daraus nun Schwierigkeiten ergeben?" — „Dann ziehe ich mich in meinen Stehkragen zurück."

N a z i - D a n k / Von Karl Kinndt

Und haste deine Pflicht jetan
und deinen Mann aschossen,
denn kiekense dir dämlich an:
denn wirste ausjeschlossen:

Von een'n, wo sich awischen läßt,
will keena mehr wat wissen —:
denn wirste — und in Treue fest —
ooch noch mit Dreck beschmissen!

Und sitzte erst in'n Zuchthaus drin,
denn is dein Fall aledicht,
weil zu viel Kameradschaftssinn
doch den Partei-Ruf schädicht — —

Mit dir, du jutes Stück, is's aus,
nu kannste Titen kleben —
Doch dafür wird im „Braunen Haus"
Adolf sein Glas erheben:

„Ein Opfer fiel. Ein Schuft, wer klagt
in schwächlichem Gefühle!
Wir schreiten weiter unverzagt
zu unsrem hohen Ziele!" — — —

Kleiner Dialog nach Mitternacht / Von Fred Steiner

Langsam und dünn fällt der Regen. Die Luft steht zart und grauseidig in den Straßen von Berlin. Der Himmel ist bleich verschmiert. Die Nacht geht matt zu Ende. Von der Gedächtniskirche wehen müde drei Schläge in die Tauentzienstraße. Die liegt nackt und leer zwischen den Häuserfronten geklemmt. Im nassen Asphalt spiegeln sich stumm und gläsern die lichtlosen Auslagen. An der Ecke der Passauer Straße stehen zwei Mädchen auf verlornem Posten und warten . . . kommt aber keiner mehr die Straßen lang . . .
„Is' man heute Essig mit dem Jeschäfte . . . leg mir in die Klappe!" Die ältere der beiden tippt der Kollegin auf die Schulter: „Komm man ruhig mit, Lotte . . . heute kannste keenen Blumentopp mehr jewinnen!"
Lotte ist blaß — sehr geschminkt und hält den Kopf müde nach rechts geneigt. Sie sieht mit leeren Augen auf Käthe. Dann stiert sie wieder mit abwesenden Blicken immer die Tauentzienstraße lang. Kommt aber niemand. Sie möchte irgend was sagen. Geht aber verdammt schwer. Steckt noch zu tief drinnen. Rumort im Kopf. Was versteht die Käthe davon? Die macht nun das Geschäft im vierten Jahr. Da ist's vorbei mit den Hoffnungen. Und bei Lotte? Hübsches Mädel — noch fast frisches junges Gesicht. Sehr müde. Eine komische Geschichte ist da passiert . . . hätte vielleicht wieder anders werden können mit der Lotte; sie ist doch erst neunzehn . . . ja, wenn . . .
„Weißte, Käthe, ick muß immer noch an den Jung' denken . . . det sind nu jrade vier Wochen . . . wenn ick dir da erzählen wollt . . ." Sie macht eine wegwerfende, resignierte Bewegung. Die Käthe aber ist nun mal gespannt, die Sache mit dem Jungen zu hören. Vier Wochen war die Lotte doch verschwunden gewesen . . . seit drei Tagen steht sie nun wieder an der alten Ecke. Käthe pendelt vertraulich näher: „Aber, Lotteken, det is ja gar keene richtige Freundschaft nich . . . ick hab' dir hier jewissermaßen jroß jemacht . . . und jetzt haste Jeheimnisse vor deiner ollen Tippelschwester? Jibt's doch nich! Schütte man dein Herz aus — det erheitert dir mächtig das Jemüte!"
Und dann ist die Lotte mit der Käthe auf die Bude gegangen. Der Regen fällt fein und dicht.
Die Lotte trinkt Schnaps — raucht Zigaretten. Käthe wartet. Nach dem fünften Glas wird Lotte gesprächig: „Ick jloobe, nu sind ejal vier Wochen vorbei. Mit dem Jeschäfte war es ooch nich jrade glanzvoll . . . so gegen drei Uhr tippelt een blasser Jung' mit jesenktem Kopp an mir vorbei . . . fein in Schale, vastehste, Käthe . . . ick spitze: ‚Junger Mann', sare ick, ‚wat trarense det Jesicht so traurich durch die Jejend . . . kommense bei mich . . . ick heitre Sie mal 'n bißken uff . . . aber een Stück Pinke müssense springen lassen!' Da sieht mir der Knabe janz ernsthaft ins Jesicht, vazieht die Visasche, erschrickt und meent im Flüsterton: ‚Wie meine Margot sieht se aus!' Vabeugt sich elejant vor mir: ‚Fräulein, ich wäre Ihnen verbunden, kommen Sie mit mir — ich hab' Alkohol, Zigaretten, ein warmes Zimmer und ein wenig Geld . . . ich will nur Ihre Gesellschaft.'
Ick besinn' mir nich lang, vastehste — de Kunden waren schon alle abjeschwommen: ‚Is jut, meen blasser Piepmatz', sach ick, ‚jehn wir beide heia, heia machen . . .' Hat ne mächtig feine Bude jehabt — direktemang Blick uff'n Tierjarten . . . Klubsessel — Grammophon — Badezimmer . . . alles schnafte. Bei mir jeht det nu jleich los mit essen, trinken, rauchen und een bißken Musike machen. Er sitzt in der Lederschaukel und sieht mir imma nur vawundert zu. Überleg' ick mir: ‚Ick will man zu dem blassen Kleenen ein bißken nett werden!' Jeh ihm ran an die Leber. Sacht er: ‚Nein, mein Fräulein, ich will Sie nur immer anschauen — Sie sehen meiner Frau so ähnlich — ist mir vor sechs Wochen durchgegangen — waren erst kurz verheiratet . . . wenn Sie müde sind, nebenan steht das Bett.'
Denk mir so nebenbei: Is wohl nich janz richtig mit dem blassen Munkepunke. Aber wat jeht dat schließlich dir an . . . hat nu man jeder von die Kunden seine Flausen . . . bin also mächtig vajnüjt jewesen. Denn liegen wa im Ehebett. Janz manierlich, vastehste, Käthe — jeder in der eignen Schaukel. Munkepunke schielt mir janz traurig an. Ick weeß ja mit ihm nich so recht Bescheid. Da flüstert er mit tränenfeuchter Pupillje: ‚Meine süße kleine Margot!' — ‚Sollste haben!' — Ick streichle ihn sanft, dreh' das Nachtlämpchen aus und warte, bis meen trauriges Bleichjesicht schläft. Morjens knorke jebadet — jefrühstückt. Kuvert hinjeschoben bekommen: Zehnmärker! ‚Danke ooch vabindlichst!' Und jrade, wie ick abhauen will, sacht Munkepunke: ‚Vergessen Sie nicht, mein Fräulein, heute abend um neun Uhr Wittenbergplatz. Sie können bei mir Abendbrot essen. An Spesen vergüte ich Ihnen pro Tag zehn Mark.' — Na — so is det nun viele Tare sehr schön jejangen. Ick hab' mir zusehends erholt. Det Bleichjesicht is imma bekümmerter jeworden. Hat fein stilljesessen und mir imma bloß anjeguckt. Einmal hat er mir det Bild von der Frau Jemahlin jezeigt. Käthe — kann dir saren, ick war direkt platt — janz typisch wie icke. Und von seiner jroßen Liebe hat er ooch viel erzählt. Ick war imma janz schtike. Keen Wort meckern, vastehste, von wejen der Illusionen. Ick bemühte mir, in janz feinem Ton zu reden: ‚Weißte', sach ick ihm nach drei Wochen, ‚ick könnte mir doch als Haushälterin bei dir niederlassen, is billicher und scheener.' Munkepunke überlechte: ‚Vielleicht . . . aber wenn Margot doch eines Tages kommt . . .?' Ick verneine janz entschieden. So ging nu die vierte Woche zu Ende — ick freu' mir mächtig über das Jubiläum . . . koof een par scheene Blumen, und rauf zu Munkepunke in janz feierlicher Stimmung. Läute . . . keen Aas macht mir uff . . . reiße an die Jlocke . . . da öffnet sich die Nebentür . . . kommt so'n Oller mit Klemmer raus, schielt mir vadächtig ins Jesicht: ‚Sarense — sind Se Frollein Lotte?' — ‚Die bin ick janz jenau, Herr Jeheimrat!' Da verschwindet der olle Knacker und kommt mit eenem Brief. Ick bedanke mir, reiß' det Ding gleich uff — lese und krieg eenen mächtjen Schreck: Munkepunke hat Schluß jemacht — vajiftet — vor lauter Sehnsucht — und er bedankt sich schönstens bei mir . . . det war der Abschiedsbrief. Und zwee Hundertmarkscheine. Uff'n Schöneberger Friedhof ha'm se'n jefunden. Ick war noch bei dem Bejräbnis. Janz alleene. Dann hab' ick mit dem Jeschäfte eene kleene Pause jemacht. Aus Pietät . . . vastehste, Käthe? Und dann bin ick wieda zu euch jekommen . . . der olle Zimt jeht weiter . . . Keener sacht mehr süße kleine Margot . . . ick steh' mir Eisbeene . . . keen feines Bett mehr . . . keen Munkepunke . . . janz alljemeene Kunden . . . ick weeß nich mehr recht . . ."
Dann ist's ganz still geworden. Käthe liegt auf dem Bett und stiert vor sich hin. Lotte wippt mit den Beinen. „Nimm dir noch eenen Schnaps, Lotteken . . . haste feine jesacht . . ."
Im Zimmer ist's kalt und grau. Draußen starrt ein neuer Tag mit dünnem Regen durchs Fenster. Die Gesichter der beiden Mädchen sind bleich verschmiert, wie der Himmel der gestrigen Nacht.

Chor der Kriegerwaisen

Von Mascha Kaléko

Wir sind die Kinder der „eisernen Zeit",
Gefüttert mit Kohlrübensuppen,
Wir haben genug von Krieg und von Streit
Und von feldgrauen Aufsteh-Puppen.

Kindsein das haben wir niemals gekannt. —
Uns sang nur der Hunger in Schlaf,
Weil Vater im Schützengraben stand,
Zu fallen für Kaiser und Vaterland,
— Wenn's grade ihn mal traf.

Unser Kinderschreck war der „Heldentod",
Unser Märchenbuch: „Extrablätter",
Unsre Leckerbissen: das Karten-Brot
Und Wilhelm unser „Retter".

Die Schulbücher prangten so stolz schwarz-weiß-rot,
Draus lernten wir „Tod den Franzosen":
Wir übten „Man sagt nicht ‚Adieu', nur ‚Grüß Gott'"
Und schwärmten für Stahlbadehosen . . .

Und kam eines Tages ein Telegramm,
— Wenn der Vater schon lang nicht geschrieben —
Dann zog sich die Mutter das „Schwarze" an,
Und wir waren kriegshinterblieben.

Wir lernten Geschichte und Revolution
Am eigenen Leibe erfahren,
Wir schwitzten für Gelder der Inflation,
Die später k e i n e mehr waren.

Wir spüren noch heute auf Schritt und auf Tritt
Jener herrlichen Zeiten Vermächtnis,
Und spielt ihr Soldaten — wir machen nicht mit,
Denn wir haben ein gutes Gedächtnis . . .

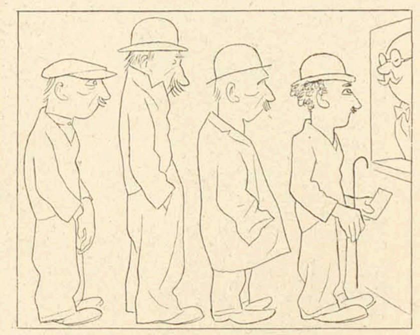
Hallo, Charlie Chaplin!

Wenn Sie sich in Deutschland richtig umsehen, finden Sie überall Darsteller Ihrer Rollen — in Wirklichkeit, ohne Inszenierung.

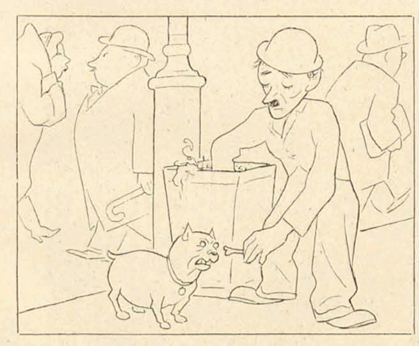
(Karl Arnold)



Abgebaut



Beim Stempeln



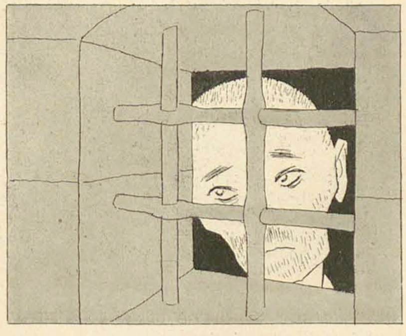
Hunger



Obdachlos



Im politischen Kampf



Warum?

Der Bamberger Reiter und der Naumburger Kunst-Retter

(E. Schilling)



„Zitieren Sie mich nicht mehr, Schulze! Mit diesen Kampfbund-Genossen will ich nichts zu tun haben!"

Steuer-Maskerade

Von Ossip Dymow

Herr N. logierte in einer bescheidenen Berliner Pension, in der er die zwei Vorderzimmer bewohnte.

Seinen finanziellen Verhältnissen nach konnte er wohl eine viel bessere Pension wählen, aber in allerletzter Zeit, wo seine Gläubiger ihm stark zusetzten, hatte er gute Gründe, sich möglichst bescheiden aufzuführen. Es ist doch die Weltkrise. Warum soll er diese nicht mitmachen?

Nicht nur die zahlreichen Gläubiger, auch das Finanzamt wollte wissen, wie es eigentlich mit Herrn N. steht. Die Schreiben und die Rückfragen des Finanzamtes wurden immer nachdrücklicher und bestimmter. Es bestand gar kein Zweifel, daß die Herren dort ihn nicht so leicht aus dem Auge verlieren wollten.

Heute war höchste Zeit, die Sache zu erledigen. „Schön“, sagte Herr N. zu sich: „Ich gehe persönlich dorthin und erkläre den Leuten, daß sie warten müssen — — — Ich bin doch eigentlich ein armer Mensch, wohne in einer Pension, wie kann ich da Steuern zahlen —? Wegen der Wohnung in der . . . straße, — das geht die einen Dreck an . . . Na, man muß nur die Sache klug und geschickt arrangieren, dann wird es schon klappen.“

Und Herr N. begann seine klugen und geschickten Vorbereitungen.

Rasieren soll man sich nicht — ein unrasiertes Herrengesicht erweckt auf dem Finanzamt immer ein Gefühl von Mitleid und Verachtung. Das ist schon was! Der schöne Pariser Hut muß zu Hause bleiben; man nimmt irgendeine dreckige alte Kappe und legt sie neben die Steuererklärung auf den Tisch. Das wirkt auch. Die goldene Uhrkette muß versteckt werden — keinen Schimmer von Gold oder Silber: das regt die Herren auf und macht sie blutdürstig. Die Hauptsache aber ist die Krawatte und die schöne kostbare Krawattennadel mit der echten Perle — das ist einfach lebensgefährlich. Das muß wegbleiben . . . Ja, aber woher nimmt er eine abgenutzte und billige Krawatte? Vielleicht hat so etwas die Wirtin von der Pension —? Nein. Aber im Hinterzimmer Nr. 11 wohnt ein junger bescheidener Mann, vorgestern eingezogen . . . Womöglich hat er so etwas?

Herr N. klopft leise an die Tür Nr. 11 und wird hereingelassen. Ein junger Mann mit hellen, ernstblickenden Augen ist gerade mit dem Binden seiner Krawatte beschäftigt. „Halt!“, sagt lächelnd Herr N.: „— Wollen wir nicht unsere Krawatten tauschen?“

Und der Besuch stellt sich vor: Herr Generaldirektor N., zufällig hier in der Pension. Hat eine große eigene Wohnung, viele Geschäfte, aber — — — und erklärt dem jungen Mann die Situation.

Dieser hat viel Humor und ist gern bereit, die lustige Maskerade des Herrn N. zu unterstützen. Freundlich gibt er seine Krawatte, bindet vor dem Spiegel den schönen Pariser Schlips und ist höchst zufrieden. Er sieht famos aus.

Herr N. bedankt sich; der junge Mann verläßt das Haus — auf Wiedersehen bis zum Abend! — Und Herr N. geht frühstücken. Dann nimmt er ein schmutziges Taschentuch und begibt sich zum Schlachtfeld.

Er steigt in ein Taxi, befiehlt aber drei Häuser vor dem Finanzamt zu halten: die Herren dort sollen ihn doch nicht in einem Taxi ankommen sehen. Dann geht er ins Gebäude. Die Auskunft sagt: Zimmer 191, drei Treppen.

Herr N. bleibt einen Moment stehen, gibt seiner geborgten Krawatte die für die bevorstehende Situation nötige Form und öffnet die Tür.

Hinter dem Tisch zwischen Steuerakten sitzt der bescheidene junge Mann mit seiner, N.'s, Pariser Krawatte, und sagt höflich:

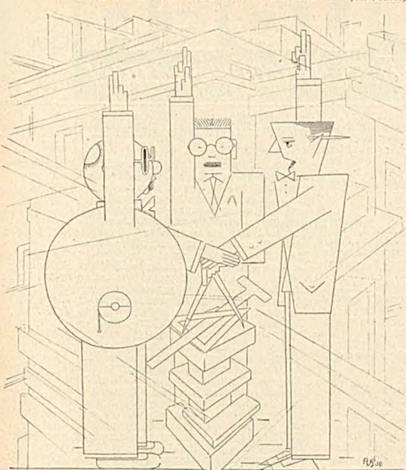
„. . . Morjen, Herr Generaldirektor!“

Herr Finanzminister hat geträumt

Von Max Kolpe

Herr Finanzminister hatte einen schrecklichen Traum.
Der war so schrecklich, es läßt sich kaum,
wie schrecklich er war, beschreiben.
Er träumte, er wäre zurückversetzt
und müßte die Steuern persönlich jetzt
bei den armen Bürgern eintreiben.
Um acht Uhr früh müßte er schon hinaus
und hin zu den Leuten, direkt ins Haus,
die fälligen Steuern kassieren.
Und er kam zu den Leuten und hörte sie schrein:
„Wir haben kein Geld mehr! Wir haben keins! Nein!
Wir sind ja bald am Krepieren!“
Und er konnte nur stammeln an jeder Tür:
„Ich bin nur Beamter, ich kann nichts dafür.“
Und die Leute sagten: „Verstehen! —
Doch wenn Sie den Herrn Minister sehn,
der soll mit den Steuern zum Teufel gehn,
bevor wir selber hingehen!“
Und er sah ihre Wut, er hörte sie brüll'n:
„Die Formulare soll der selber ausfüll'n!
Das wär für den Kerl eine Strafe!“
Und bei dem Gedanken wurde ihm mieß;
er wand sich im Bette, als wär er am Spieß,
und schrie wie wild aus dem Schlafe:
„Hört auf mit den Steuern! Genug mit der Qual!
Ihr peinigt das Volk! Es ist ein Skandal,
die Menschen so auszusaugen!“
Da wachte er auf durch sein eignes Geschrei —
und der ganze Traum zog noch einmal vorbei,
und er sah ihn mit anderen Augen.
Er malte sich aus, wie furchtbar es wär,
wenn die Bürger das träumten, das und noch mehr . . .
Er brauchte nicht viel zu beteuern.
Die Regierung, bei der Erzählung erblaßt,
hat einstimmig den Beschluß gefaßt:
„Ab morgen ist im Deutschen Reich das Träumen
zu versteuern!“

Moderne Architekten *(A. Pichel)*



Der Schwur auf die Linie

Der Kosename / Von André Dahl

Frauen schreiben für ihr Leben gerne. Ich spreche hier nicht von Frau de Sévigné, die durch ihre umfangreiche Korrespondenz in die Literaturgeschichte gekommen ist, weil ich nicht das Vergnügen hatte, diese Dame kennenzulernen. Ich spreche von Frau Paulette Namy.

Paulette war dreiundzwanzig Jahre alt und besaß die reizende Unbekümmertheit dieses Alters, wenn man von einem solchen sprechen darf. In ihrem, übrigens von erstklassigen Ateliers bekleidetem, zarten Körper wohnte die träumerische Seele eines Backfisches, der keinen Baum sehen kann, ohne in die Rinde ein Herz mit seinen und seines Freundes Anfangsbuchstaben einzugravieren.

Da Paulette in der Avenue de l'Opera, also in einer Gegend wohnte, wo Bäume und Baumstümpfe ziemlich rar sind, mußte sie sich damit begnügen, die Worte „Ich habe Lulu lieb" oder andere Zärtlichkeiten in die Schreibhefte, auf die Kalender und auf die Notizblöcke ihres Gatten, sowie auf die Ränder der Zeitungen zu malen.

Ingenieur Leo Namy — denn niemand anderer war mit Lulu gemeint — war über diese stets erneuten Gunstbezeugungen sehr erfreut. Sie folgten ihm in sein Arbeitszimmer, wo es technische Fachwerke, Baupläne und einen schönen Zeichentisch gab. Es fehlten nur die Klienten. Eines Morgens waren zwar gleich zwei gekommen, die ein Theater ganz aus Metall bauen wollten, sobald sie einen Bauplatz, eine Bauerlaubnis und die nötigen Kapitalien beschafft haben würden. Ein dritter Klient, ein Engländer, hatte den Plan für eine Fabrik bestellt, zog es aber sodann vor, in Monte Carlo reich zu werden. Wider Erwarten kam er eines Abends wieder.

„Guten Tag", sagte er im gleichgültigsten Tone, „ich komme wegen der Pläne . . ."

„Wegen welcher Pläne?"

„Wegen meiner Fabrik in Joigny-sur-Yonne. Ich war doch vor sechs Monaten bei Ihnen. Inzwischen hat mich eine Weibergeschichte ganz in Anspruch genommen. Aber jetzt will ich die Fabrik bauen. Sind die Pläne fertig?"

Leo Namy stürzte sich zu seinem Schreibtisch, suchte fünf Minuten lang, obwohl in den Laden außer den Plänen nichts aufbewahrt war, und reichte sie unter einem liebenswürdigen Wortschwall dem Engländer: „Ich habe Sie erwartet . . . Die Zwischenzeit habe ich benützt, um meine Berechnungen zu revidieren . . . Den Maschinensaal habe ich abgeändert . . . die Wasserleitung nach Westen verlegt . . . weiters habe ich . . ."

„Geht in Ordnung", unterbrach ihn der Engländer, indem er die Mappe öffnete. „Jetzt ist die Konjunktur für landwirtschaftliche Maschinen. Ich will sofort mit dem Fabrikbau beginnen. Also, betrachten wir Ihre Pläne . . ."

Mit lauter Stimme las er das erste Blatt: „Die Fabrik wird ein Terrain von einem Hektar und drei Ar umfassen und im Westen durch die Yonne, im Osten durch die Cote G. C. 131 umgrenzt sein. Ich habe Lulu lieb."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe Lulu lieb. Das steht hier ganz deutlich", erwiderte der Engländer. Das ist zweifellos der Name des benachbarten Landhauses."

„Ja . . . das heißt . . . das ist die große Villa mit dem roten Dach in Joigny. Ich wußte nicht, wem sie gehört. Ich habe daher den Namen hergesetzt, der auf dem Gittertor steht, so ähnlich, wie man eine Villa Mon Repos oder sonstwie nennt."

„Wer ist dieser Lulu?" fragte der Engländer. „Ein Privatier oder ein Geschäftsmann?"

„Das ist der Nachbar . . . aber er ist schon tot . . ."

„So werde ich also die Witwe Lulu besuchen. Hat sie Kinder? Sie wissen nicht. Jedenfalls werde ich den kleinen Lulus Spielzeug mitbringen. Setzen wir fort!"

An das, was sich nun abspielte, mußte Leo Namy noch lange denken. Paulette hatte offenbar diese Pläne aufgestöbert und sie für überholt gehalten. Sie hatte das schöne weiße Papier benützt, um ihre beliebten kleinen zärtlichen Sätze darauf zu verewigen. Zweifellos hatte sie sich nicht mit der ersten Seite begnügt. Bei jedem Blatt, das der Engländer umwandte, von jedem Runzeln seiner Stirne erwartete der vielgeliebte Ingenieur die Katastrophe. Mit Schreck erinnerte er sich, daß Paulette unlängst im Restaurant auf die Speisekarte geschrieben hatte: „Wenn ich mit Lulu nach Hause komme . . ." Der Kellner hatte die Karte sodann einem andern Gast gereicht, der murmelte: „Sonderbares Restaurant hier . . ."

Der Engländer hielt bei Blatt vier. „Ja, die Maschinen", sagte er, „das ist sehr wichtig. Sie haben drei Hilfsmotoren vorgesehen. Der Generator liefert dreitausend Ampere und . . . was steht da schon wieder? . . . Mein Lulu kann von mir alles haben. Was wollen Sie schon wieder mit diesem Herrn Lulu? Ich denke nicht daran, ihm meine Elektrizität gratis zu liefern, und ich kann nicht verstehen, was Sie zu einer solchen Annahme berechtigt hat . . . Also, jetzt der Plan . . ."

Er entfaltete die Zeichnung und breitete sie auf dem Tische aus. Großer Gott! Was hatte die unglückselige Paulette nicht alles auf diesen Plan gekritzelt. Zu dem Worte Eingang stand mit Bleistift hinzugeschrieben: „Eingang zum Herzen meines Lulu!" Beim Garderobenraum stand hinzugefügt: „Mein Lulu darf stets hinein", und bei dem Worte Maschinen stand . . . nein, nicht um alles in der Welt, will ich verraten, was Paulette hier hinzugeschrieben hatte.

Der Engländer erhob sich. „Mein Herr", sagte er, „entweder sind Sie ein Wahnsinniger oder ein Wüstling. Ich will mit Ihnen nichts mehr zu tun haben. Wenn Sie sich jetzt schon so benehmen, wo Sie erst die Pläne entwerfen, wie soll das werden, wenn Sie mit dem Bauen beginnen? Nein, Herr Ingenieur. Good-bye!"

„Einen Augenblick, mein Herr!", schrie da der Ingenieur, „Sie sollen die Wahrheit erfahren. Das habe nicht ich geschrieben . . . das ist nicht meine Schrift . . . Meine Frau, sie ist ja noch ein halbes Kind, hat die Gewohnheit, auf jedes Papier, das ihr in die Hand kommt, solche zärtliche kleine Sätze zu schreiben. Sehen Sie doch . . . sogar auf meinem Notizblock. Lulu . . . das ist nicht der Namen eines Nachbarn . . . das bin ich . . . Paulette wird es Ihnen bestätigen . . . sie ist jetzt nicht zu Hause . . . ich werde sie Ihnen noch heute abend vorstellen ... Sie werden sehen ... Sie ist noch ein Kind."

Der Engländer sah noch am gleichen Abend Paulette und erkannte, daß sie tatsächlich ein reizendes Kind war. Er betraute Leo Namy mit dem Fabrikbau und kam oft und oft in seine Kanzlei. Und schon drei Monate später schrieb Paulette nicht mehr: Ich habe Lulu lieb; der Engländer hatte ihr diese Unsitte vollkommen abgewöhnt. Aber deshalb dürfen Sie nichts Böses von ihr denken!

(Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Leo Korten)

Vom Tage

Zwei Oberbauräte besahen sich die Ausstellung, die zur 150. Wiederkehr von Schinkels Geburtstag in Berlin eröffnet wurde. Plötzlich bleibt der eine stehen und sagt nachdenklich: „Es ist doch außerordentlich erstaunlich, daß Schinkel als Beamter soviel zum Arbeiten gekommen ist."

•

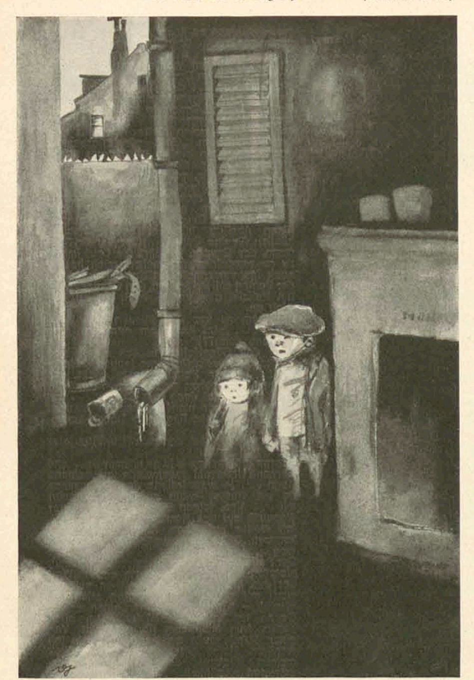
Unmittelbar nach dem Ende des großen Menschewikenprozesses erkrankte Genosse Krylenko, der Generalstaatsanwalt der Sowjetrepublik, an einer heftigen Grippe und mußte fast eine Woche lang das Bett hüten.

„Es ist kein Wunder, daß Väterchen Krylenko sich so arg erkühlt hat", sagte man da in Moskau, „schließlich hat er doch bei zwanzig Grad Kälte stundenlang zum offenen Fenster hinausgesprochen!"

Notiz

„Der männliche Körper." 59 Bilder, eingeleitet von Prof. Eugen Matthias. Bd. 31 der Schaubücher, herausgegeben von Dr. Emil Schaeffer. Fr. 3.—, Mk. 2.40. Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig. Betrachten wir die prachtvollen Abbildungen dieses jüngsten, vom Münchener Universitätsprofessor Eugen Matthias herausgegebenen Schaubuches, bewundern wir diesen bis ins Letzte durchtrainierten sportlichen Jünglingskörper, so werden wir freudig gewahr, daß die Brunnen der hellenischen Weisheit, die sich keinen gesunden Geist im ungesunden Leib, keine beschwingte Seele in e nem schwerfälligen und vernachlässigten Körper zu denken vermochte, auch uns wieder zu rauschen beginnen. Ein Wegweiser zum Griechentum ist dieses Schaubuch, und darum möchte man es bald in den Händen nicht nur der Künstler, die begierig danach greifen werden, sondern im Besitze aller sehen, die an das neue, das uralte Evangelium der Schönheit glauben.

Solidaritätsgefühl *(Friedrich Gäbel)*



„Hu – hu – Maxe, ick jloobe, da kommt 'n Jespenst!" — „Keene Angst! Uns tut es nischt – Jespenster haben selber nischt zu fressen."

Das normale Schwein

Von Richard Gerlach

Das Leben des normalen Mastschweines dauert genau 210 Tage. Nach den ersten 10 Wochen, die das junge Ferkel bei der Muttersau zubringt, wiegt es 20 Kilo. Mit 210 Tagen hat es 100 Kilo. Damit ist es schlachtreif geworden.

Die kurze Lebenszeit des Schweines geht hin mit Fressen und Schlafen. Seinem genießerischen Dasein wird alles Aufregende ferngehalten. In behaglicher Ruhe wechselt es zwischen Futtertrog, Strohschütte und etwas Verdauungsspaziergang auf der Weide. In rührender Fürsorge sind die Menschen bemüht, ihren Schweinen das Futter nahrhaft und bekömmlich zu bereiten. Das Beste ist gerade gut genug: gedämpfte Kartoffeln, Fischmehl, Roggen, Sojaschrot, gesiebter Hafer, Bohnen, nach erprobten Rezepten zusammengewogen und gemischt. Um das leibliche Wohl der Schweine experimentiert eine sehr verdienstvolle Wissenschaft.

Auch für die Schweinezucht gilt jetzt der Grundsatz: zurück zur Natur. Nicht das Schwein im luxuriösen Zementstall wird das fetteste, sondern das in Licht und Sonne wühlende und wälzende. Ist das Schwein der Witterung ausgesetzt, so wird es auch widerstandsfähiger. Andererseits braucht das Schwein im Stall Wärme, darum vermeidet man lieblose Fußböden aus purem Stein, sondern isoliert den kalten Untergrund durch eine mollige Schlackenschicht.

Der Lagerplatz hübsch gemütlich, zweimal täglich eine so reichliche Mahlzeit, daß stets ein Rest übrig bleibt, vorwiegend eiweißhaltige Speisen, so gedeiht das Schwein prächtig.

Massiv gebaut, stämmig auf kurzen Beinen, zum Wühlen und Schnüffeln mit einem Rüssel ausgestattet, ein harmloses nettes Tier, wächst es auf den verhängnisvollen zweiten Zentner zu, frißt mit gutem Appetit und hält den Menschen, der ihm diese bequemen Umstände ermöglicht, für einen uneigennützigen Gastgeber und Wohltäter.

Die wichtigsten Voraussetzungen seiner Existenz werden dem glücklichen Tiere nie entschleiert. Eines Tages fährt ein Wagen vor, das Schwein wird eingeladen und befindet sich plötzlich in einer quiekenden, grunzenden Gesellschaft, die animiert genug ist, ohne doch recht zu wissen warum. Im Schlachthaus verwandelt sich dann das Zweizentnergewicht in Koteletten, Filets, Speckseiten und Schinken. Der Lebenslauf unserer Würste ist im ganzen ziemlich unkompliziert und ohne ernsthafte Konflikte, aber das Ende trägt die Last. Denn zu Zuchtsauen und Zuchtebern können nur die allerwenigsten auserwählt werden. Das normale Schwein hat auf dieser Erde leider keine schönen Aussichten. Das einzig Tröstliche dabei ist seine Ahnungslosigkeit. Man könnte auch sagen, es ist sein Schicksal.

Lieber Simplicissimus!

„Geheimnis" heißt die Briefkastenchiffre treffend, unter der die „Linzer Tagespost" Nr. 282 jemand antwortet:

„Wenn die ledige Mutter auf die Alimente verzichtet und für die Erziehung des Kindes selbst sorgt, ist sie nicht gezwungen, den Namen des Kindesvaters anzugeben. — Es genügt die Adresse: Ernst Rüdiger Starhemberg, Linz, Promenade 9."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Anzeigen-Annahme** durch den Simplicissimus-Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Dr. Hans Jacobsen, München-Pasing** • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Komm.-Gesellsch., München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion u. Verlag: **München 13,** Friedrichstr. 18 • In Österreich für Herausgabe u. Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Unschuld

(L. Meitner)



„Keine Ahnung hatte ich, daß die Sache so ausgehen würde, aber wenigstens hat mein Unterbewußtsein dafür gesorgt, daß ich mein Pyjama mitgenommen habe!"

Der echte, große ägyptische Traum / Von Victor Bauer

Ich beschloß Selbstmord zu begehen und begab mich zu unserem Hausarzt. In unserer Familie herrscht die Ansicht, er verwalte die acherontische Barke.
Ich trug meinen Wunsch vor.
„Das werden wir gleich haben." Mit feierlicher Umständlichkeit hob er einen riesigen Trommelrevolver aus dem Instrumentenschrank, legte ihn vorsichtig in einen Sterilisationskessel, plauderte inzwischen mit mir, erkundigte sich nach dem Befinden meiner Eltern. Ich gab ihm ausweichende Antworten. Das Warten nagte an meinen Nerven.
Er zog einen Gummihandschuh an, nahm den Revolver aus dem Becken, sagte noch einmal: „Gleich werden wir es haben", und schoß mir eine Kugel in den Bauch.
Ich spürte nichts.
Er schoß eine zweite Kugel ab, wiederum in den Bauch.
Sah mich prüfend an und gab noch vier Schüsse ab. Sprach: „So, jetzt können Sie nach Hause gehen . . ."
Ich wollte fragen, ob es denn jetzt sicher sei, daß ich sterben würde; auf halbem Wege erriet er meinen Einwand. „Garantiert sicher . . ., garantiert."
Ich stieg die Treppe des alten Hauses herunter, honiggelber Schimmel bröckelte unter meinen Schritten, trat durch das Tor ins flirrende Licht der frühlingshellen Straße.
Tausend uneingehaltene Verpflichtungen schossen in meinem Kopf herum, aufgescheuchte Frösche im Tümpel des Hirns. Plaudernd und lachend gingen Menschen an mir vorbei, wie wenn alles in schönster Ordnung wäre. Ein Straßenhändler pries Schuhwichse an, ich kaufte drei Dosen. Nach meinem Tode sollte sie noch für meine Ordnungsliebe zeugen.
Auf eine schöne, dunkelgrün lackierte Straßenbank setzte ich mich. „. . . eigentlich soll man um meinen Sarg Bänke stellen, daß die Trauergäste es bequem haben . . . dunkelgrüne Bänke machen den ernsten Pflanzenschmuck entbehrlich, deuten den Schmerz der Hinterbliebenen symbolisch an . . . und für den Toten ist es gemütlicher, wenn er die Trauernden in aller Ruhe betrachten kann, so hastig soll es in einem Sterbezimmer nicht zugehen dürfen, dieses Gezappel muß ja die Toten nervös machen . . ."
An meinen Fingernägeln begann ich zu kauen. Bedenken stiegen in mir auf, ob des Arztes Manipulieren Erfolg haben würde. Vielleicht hat er irgend etwas übersehen . . . nein . . . das ist ja unvorstellbar . . . fünfzig Jahre Praxis hat der Mann . . . und hat noch gesagt, das ist eine Kleinigkeit . . . er wird sich doch in Kleinigkeiten auskennen um Gottes willen . . . wenn er aber das nur so gesagt hat, ich weiß nicht, ich spüre noch gar keine Veränderung, es ist doch schon zwei Stunden her . . . irgend etwas müßte doch schon . . .
Siedend heiß krabbelte der Gedanke in mir: . . . wenn es keine Kleinigkeit ist . . . was dann?? . . . dann kann ich mit sechs Kugeln im Bauch herumlaufen . . . und meine Bekannten werden sagen: „Sechs Kugeln hat er im Bauch, nebbich, und kann nicht sterben . . . die Ärzte! . . ."
Und die Frau Wassermann wird zu meiner Mutter sagen: „Genau so habe ich es mir immer schon vorgestellt . . . ganz genau so . . ." Und meine Mutter wird ihr antworten müssen: „Gott, wie interessant, genau so haben Sie es sich immer schon vorgestellt? Sie sind clairvoyante, clairvoyante sind Sie, meine liebe Frau Wassermann . . . Gott, wie interessant . . ." Und mein Vater wird sich ins Gespräch mischen: „Wer hat ihm geschafft, sich sechs Kugeln in den Bauch schießen zu lassen? Einen Ausflug hätt' er schon machen können für das Geld . . . aber der Dr. Neumann, der Gauner, verführt die Leut immer zu so exzentrischen Sachen, mich hat er auch ins verregnete Salzburg gelockt . . . der Schlag soll ihn treffen, den Gauner . . ."
Ein Polizist ging vorbei, blieb stehen, sah mich an.
„Sö ham no vor fünf Minut'n zwa Füaß ghabt . . . jetzt ham's nur aaan . . . was treibens denn???"
An den Bügelfalten seilten sich meine Blicke ab, vorsichtig, ganz langsam. Halleluja! . . . Der Polizist hatte recht, ich begann mich schon aufzulösen . . . und der Dr. Neumann ist doch kein Gauner . . . und sie werden mir nicht nachsagen können, daß ich mit sechs Kugeln im Bauch herumlaufe . . .
„Also was treibns denn da?" brüllte jetzt der Schutzmann.
„Earna rechter Arm is ja aa nimmer da . . . und Earnane Urwaschl vaschwindn vur meinane Augn . . . ja was treibns denn? Kummans do um Gottes wülln auf d' Wachstubn mit . . . Also, folgen Sü mir im Namen der Republik auf das Komüssariat!!!"
Ich wollte aufstehen, dem Befehl nachkommen. O je! Mein zweiter Fuß war auch weg . . .
Der Polizist pfiff. Seine Kameraden kamen, glotzten mich an. Dann sagte einer: „Was der Jud sich einbildt . . . mit an solchen wern mir a no ferti!" Packte mich am Genick — alle Leute machten einen weiten Bogen um uns —, Amtshandlung, bitta schön, trug mich zum Kommissariat. Von einer Straßenecke zur anderen wurde ich weniger. Meine Oberschenkel, ein Stück meines Rückens, der Kopf, alles verschwand allmählich.
Als der Wachmann mich dem Kommissar einlieferte, war von mir nur mehr der kleinste, wenn auch wesentlichste Körperteil, ein Schlüsselbund, zwei Schilling fünfundsiebzig Groschen und ein Taschenkamm übrig.
Der Kommissar sagte — ganz Sherlok Holmes: „Dös is a Jud."
Den Schlüsselbund, die zwei Schilling fünfundsiebzig und den Taschenkamm legten sie in einen Aktendeckel, für den bewußten Körperteil suchten sie eine Streichholzschachtel. Als sie glücklich eine gefunden, war es auch nicht mehr notwendig.

Frühlings-Komplexe

Sie schreibt, sie habe es genau erwogen
— Zwar habe sie mich weiterhin ganz gern —
Doch habe sie den andern vorgezogen
Als einen besser situierten Herrn.

Das ist gemein; vor allem aber peinlich,
Weil man doch manchmal die Vernunft verliert
Und sich aufs Sofa wirft und heult, indes wahrscheinlich
Sie sich mit jenem andern amüsiert.

Na ja, man wird's auch diesmal überwinden,
Es stirbt sich nicht so leicht an Liebesleid.
Nach ein paar Tagen wird sich alles finden,
Dann schimpft man über die verlorne Zeit

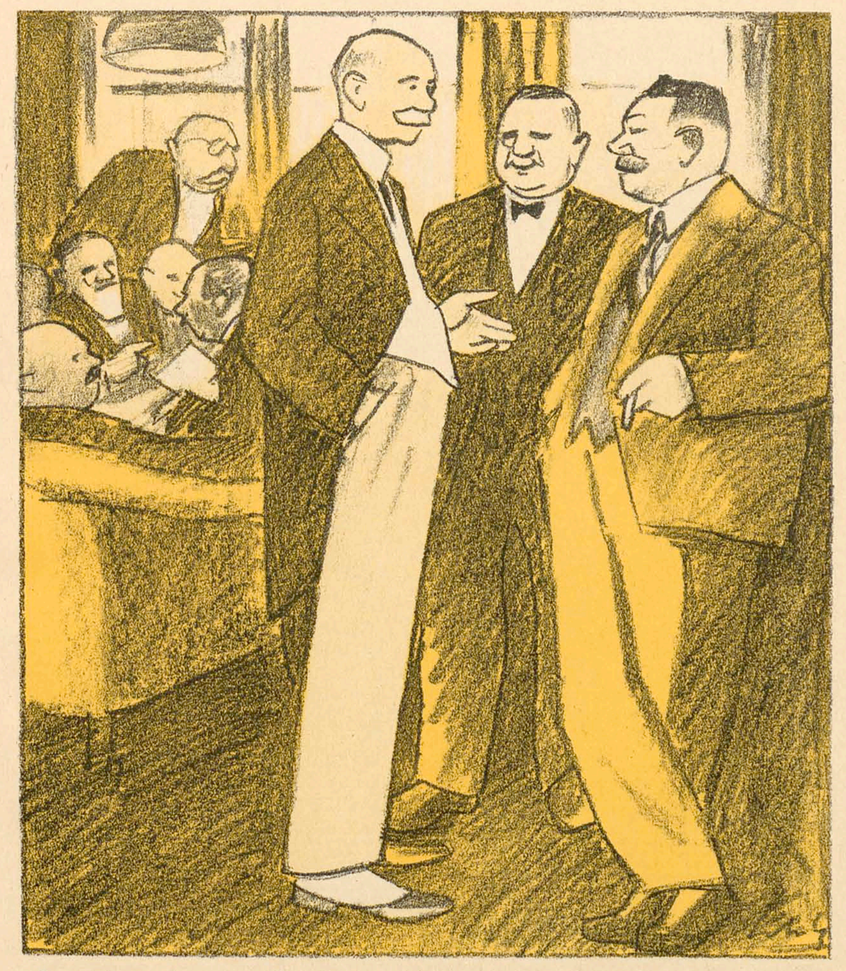
Und macht sich an realere Versuche.
Mit dem Platonischen ist's nun vorbei!
Man ist doch letzten Endes kein Eunuche,
Man ist ja jung, — sind Sie heut abend frei?

Wer fleißig liebt, beugt vor, sich zu verlieben,
Und überhaupt, mit Liebe ist das so:
(Ich fand es jüngst bei Sigmund Freud geschrieben)
Gefühl ist nur gestaute Libido.

Zwar manchmal hat man komische Momente
— Der Mensch ist halt ein sonderbar Gewächs —
Da glaubt man, daß man nicht vergessen könnte.
Doch das ist wohl nur wieder so'n Komplex.

K. Leo Mann

Die deutschen Industriellen aus Rußland zurück! *(Wilhelm Schulz)*



„Gar nicht so ohne, diese Bolschewisten! Schöne Aufträge haben Sie uns gegeben, und außerdem haben sie uns gezeigt, daß politische Ideale den Arbeitern gute Löhne ersetzen."

Volkswirtschaft

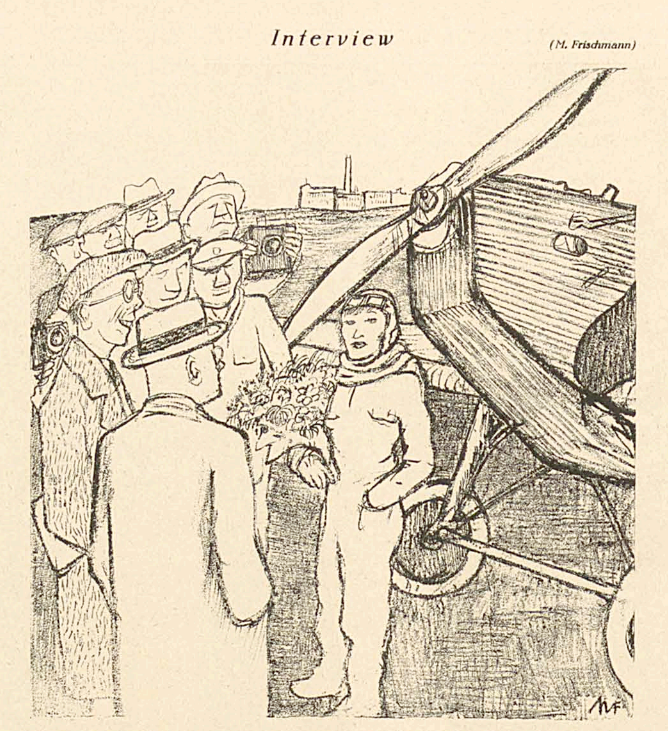
Es war einmal ein kleiner Doktor der Volkswirtschaft. Der Doktor hatte, trotz seinen Kenntnissen, keine Stelle. In einer deutschen Zeitung aber fand er folgende Anzeige:

> Der elegante Herr bezieht Hemden, Strümpfe und Mäntel direkt aus England. Libby & Son, London.

Der Doktor war kein eleganter Mann. Aber er hatte Volkswirtschaft studiert. Deshalb lieh er sich hundert Mark, schrieb an Libby & Son und bestellte wollene Socken, hundert Paar, das Stück für eine Mark. Das war eine einfache Rechnung.
Als die Socken da waren, nahm er einen kleinen Koffer und ging in die Geschäfte der Stadt. „Ich bin Vertreter von Libby & Son, London", sagte er. „Wollen Sie Socken kaufen? Echt englische wollene Socken?"
Die Inhaber der Geschäfte kauften Socken. Das Paar für zwei Mark fünfzig. In den Schaufenstern der Stadt aber tauchten Schilder auf: Echt englische Wollsocken, neu eingetroffen, vier und fünf Mark das Paar.
Die Inhaber der Geschäfte hatten, wie man sieht, keine Bedenken. Bedenken aber hatte der kleine Doktor, als er in London nachbestellte, eine große Kiste erhielt und irgendwo zwischen den Strümpfen einen kleinen bedruckten Zettel fand: 4000 Paar I F 3, Qual. 3, zur Fakturierung nach London, Peschke & Co., Chemnitz.
Aber auch das ging vorüber. Hans Riebau

Interview

(M. Frischmann)



„Und welche Empfindungen hatten Sie bei Ihrer Weltfahrt?" — „Die world ist klein, aber man gewöhnt sich schließlich an alles."

Samariter von heute / Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Es begab sich aber — es kann sich überall begeben haben —, daß ein Mann unter die Räuber fiel, beraubt und verwundet neben der Straße liegen blieb. Er stöhnte und rief dringend um Hilfe. Da kam zuerst ein Radfahrer des Weges, der hielt sich nicht auf, antwortete nur im Vorbeifahren, er habe keine Zeit, und es kämen noch mehr Leute vorüber. „Sie werden wohl versichert sein. Halten Sie sich an Ihre Versicherung" . . . und er fuhr vorüber.

Dann erschien ein Motorfahrer. Der machte halt auf des Verwundeten Geschrei und überlegte, was er tun sollte. Er zupfte an seiner Haube, dann kurbelte er wieder fauchend an, ohne sich um den Verletzten zu kümmern. Er sagte: „Das ist gewiß wieder auf offener Straße inszeniert, um die Versicherung hineinzulegen. Die Räuber waren von Ihnen bestellt; die ganze Sache ist fingiert; ich kenne mich aus. Ich bin nämlich Versicherungsagent."

Während er also sprach, kam geräuschvoll ein elegantes Auto daher und hielt ebenfalls, obwohl der Verletzte jetzt nur noch leise wimmernd um Hilfe bat. „Bedauere", meinte der schicke Fahrer, „bedauerlicherweise sind Sie gewiß Opfer eines politischen Attentats. Da soll man sich nicht hineinmischen. Man bekommt zu leicht selber etwas ab. Ihre Partei wird Ihnen schon helfen. Ich melde die Sache bei der nächsten Unfallstation." Und er wollte sich in Bewegung setzen, hielt aber noch einen Augenblick, als ein kleiner schäbiger Wagen mit einem Handlungsreisenden anfuhr. Der hielt ebenfalls, stieg aus und machte Miene, hilfreich zu sein. Zunächst kritisierte er die anderen: „Das ist ein Skandal, den armen Mann ohne Hilfe zu lassen! Gleich werde ich Sie verbinden mit dem neuen Patentverbandstoff und alles aseptisch machen mit dem neuesten Aseptikum, das ich patentiert in neuer praktischer Packung stets bei mir führe. Sehen Sie nur, meine Herrn", wandte er sich an den Motorfahrer und den eleganten Lenker. Er hob den Kasten mit sanitären Dingen triumphierend hoch: „Meine Firma ist . . ." ·

Autler und Motorfahrer unterbrachen ihn gleichzeitig: „Also Reklame! Reklame für den Sanitätskasten." — „Ich wette", meinte der Fahrer, „der Mann dort ist Ihr Kumpan und fingiert." — „Oder Sie haben ihn vorher selbst überfallen", argwöhnte der Autler, „und so zugerichtet, um beim Wiedervorbeikommen Ihre Werbefähigkeit zu üben. Man hat schon vielerlei erlebt."

Wie er das vernahm, sprang der Reisende erschrocken in seinen Wagen, kurbelte an und sauste davon. Auch das elegante Auto und der Motorfahrer verschwanden in dichter Staubwolke.

Der Verletzte jedoch hatte weder Kraft noch Lust, um Hilfe zu bitten. Er verblutete langsam, und es war ihm nicht unangenehm. Ja, es war schöner, zu sterben, als in solcher Welt weiter zu leben. Er wandte seinen letzten Willen an zu sterben, und es gelang ihm. Er verschied.

Der Bauer, der nunmehr des Weges kam, sich über ihn beugte und ihm den Kopf hob, stellte fest: Er ist tot. Da kamen noch andere Leute herbei aus der Nachbarschaft vom Feld, denn es war Mittag geworden.

Eine zäh rachsüchtige Bäuerin, die seit Jahren gegen diesen Bauern einen Haß hegte, weil er damals nicht ohne Grund behauptet hatte, sie wisse gar nicht, wieviel Väter ihre Kinder hätten, — diese Bäuerin schrie auf, gewiß sei der mitleidige Bauer der Mörder.

Sofort bekam sie eine Partei, die von der Autorität des vorüberkommenden Gendarmen gestützt wurde. Man führte den Bauern ab, und es entstand ein unübersehbarer Prozeß, in dessen Verlauf sich der Bauer erhängte. Die rachsüchtige Bäuerin betrank sich vor Freude und verriet, daß sie nur aus Rache den Verdacht ausgesprochen. Die wirklichen Räuber wurden von anderen Räubern ihrer Beute beraubt. Der Reklamechef, der die Flucht ergriffen hatte, schämte sich seiner Feigheit und nahm sich vor, das nächste Mal die Sache besser zu machen. Er verkündete laut: „Wenn ich früher gekommen wäre, der Mann lebte noch heute. Tatsächlich, die besten Sanitätskästen sind die Samariter. Tripstrill, Feldstrasse 11. Preis 49 Mark 50 Pfennig in bester Ausführung. Einfacher 39 Mark 50 Pfennig."

Der gute Ton im eigenen Heim / Von Jaroslav Haschek

In seinem Heim soll sich jedermann ordentlich benehmen, auf daß er weder sich noch seiner Umgebung Ärgernis biete. Ein anständiger Mensch zertrümmert seine Möbel niemals zu nächtlicher Stunde, um den Schlummer des Nachbarn nicht zu stören. Er tut es am Tage, unter Grammophonbegleitung, damit niemand erfahre, was sich in den vier Wänden ereignet. Sofern die Möbelstücke ausgeliehen sind, läßt er sie bei einer Versicherungsanstalt versichern. Er benimmt sich überhaupt sehr seriös.
Wenn er Teller oder Gläser zertrümmert, schleudert er sie auf den Teppich, um den Lärm zu dämpfen und die Mieter im unteren Stockwerk nicht zur Verzweiflung zu bringen. Wohnt er über dem Keller, so darf er das Geschirr auch direkt auf den Fußboden schleudern, nachdem er sich vergewissert hat, daß niemand gerade Kohlen aus dem Keller holt.
Zu seinen Gästen benimmt er sich freundschaftlich, und falls es zu einem Konflikt kommt, soll er sich bestreben, den Gast stets solcherart aus der Wohnung zu befördern, daß dabei die Türe nicht Schaden nimmt. Fluchen darf man bei dieser Gelegenheit nur in französischer oder englischer Sprache. Beherrscht der Gastgeber keine dieser beiden Sprachen, so wirft er den Gast wortlos hinaus. Der wahre Gentleman wird dabei dem Hinauszuwerfenden niemals den Kragen oder die Weste zerreißen. Er packt ihn mit der rechten Hand am linken Handgelenk, dreht es zurück, faßt ihn mit der linken Hand hinten bei der Hose und schleppt ihn aus der Wohnung, während er ihn höflich bittet, mit der freien Rechten die Türe zu öffnen.
Kommt es zu einem Boxkampf, so darf der Gastgeber nicht vor seinem Gast den Rock ausziehen. Es ist absolut unstatthaft, daß dem Gast die Taschenuhr oder die Brieftasche in Verlust gerät.
Zu Hause soll jedermann auf Ordnung bedacht sein, und wir müssen uns des freien Ausspuckens auf den Fußboden oder zum Plafond empor enthalten.
Unser Heim soll uns heilig sein.

(Deutsch von Otto Pick)

Palmarum

Der Heiland, Anno dazumal,
ritt ein auf einem Eselsfohlen,
die Dornenkrone sich zu holen.
Wie klein war seiner Jünger Zahl!

Gleichwohl: er siegte ... Aber wie?! ...
Wer heut als Heiland sich gebärdet,
der bleibt von Dornen ungefährdet;
der redet viel und leidet nie.

Palmölglatt wird sein Weg bereitet.
Und doch – zum Heiland fehlt's noch sehr,
auch wenn er fünfe oder mehr
Millionen junger Esel reitet.

Ratatöskr

Segen der Expertise

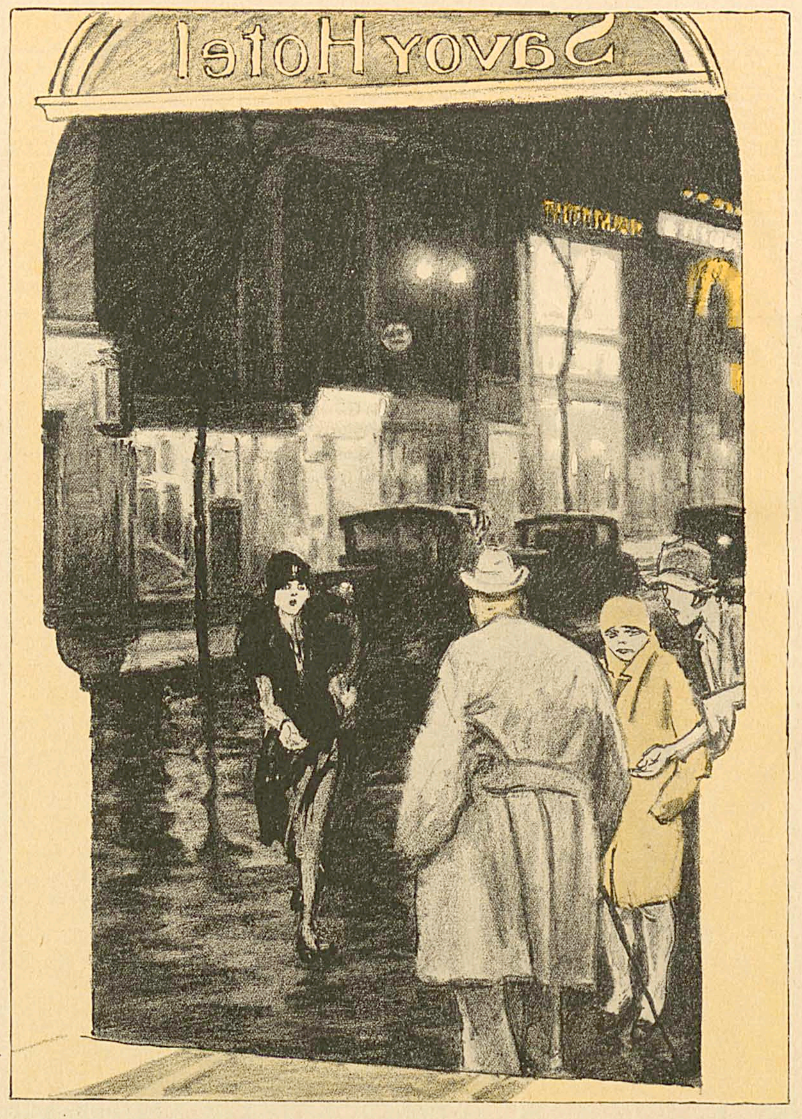
(Th. Th. Heine)



„So, nu bloß noch 'ne Expertise von 'nem Zoologie-Professor, dann kauft dich jeder Zoo als echtes Zebra!"

Miese Zeiten

(E. Thöny)



„Schenk mer 'ne Mark, Dicker! Wenn mit de Liebe schon keen Jeschäft mehr zu machen is, müssen wa uns uff de christliche Nächstenliebe valassen!"